



DRAMATISCHE

SPIELE.

79, 15 12 1/2

Herausgegeben

P. von P.

Carl Ludwig Kannegiesser.

Doctor der Philosophie.

Erstes Bändchen.

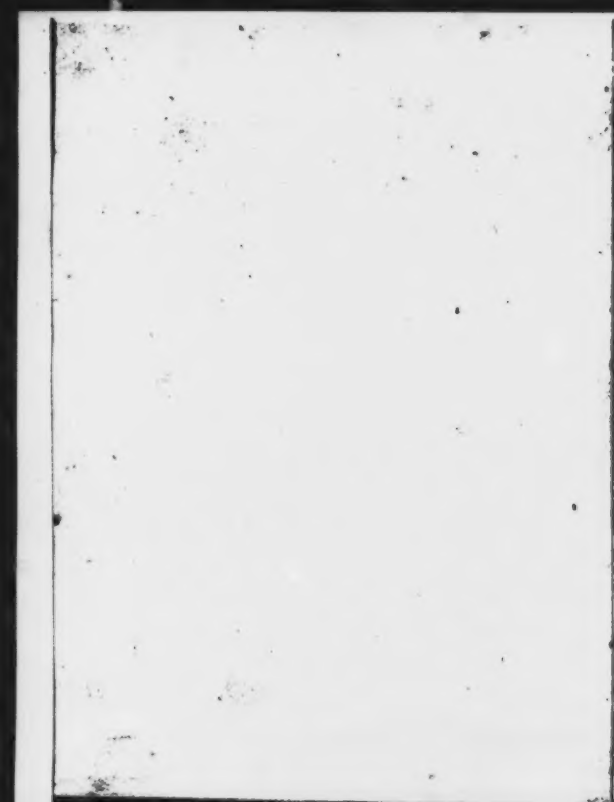
Berlin and Leipzig.

Bei C. Salfeld.

1810.

Carl Marx Sr.

BIBL.
UNIVERS
LIPS.



V o r r e d e

Unter diesen dramatischen Spielen ist das dritte, der Minnesänger, nicht von mir, sondern von meinem verstorbenen Freunde August Bode, der sich durch die Übersetzung der Rodogüne sowie durch andere Schriften bekannt gemacht hat. Es wurde auf einem hiesigen Privattheater, für welches er mehreres dichtete, und auf welchem er

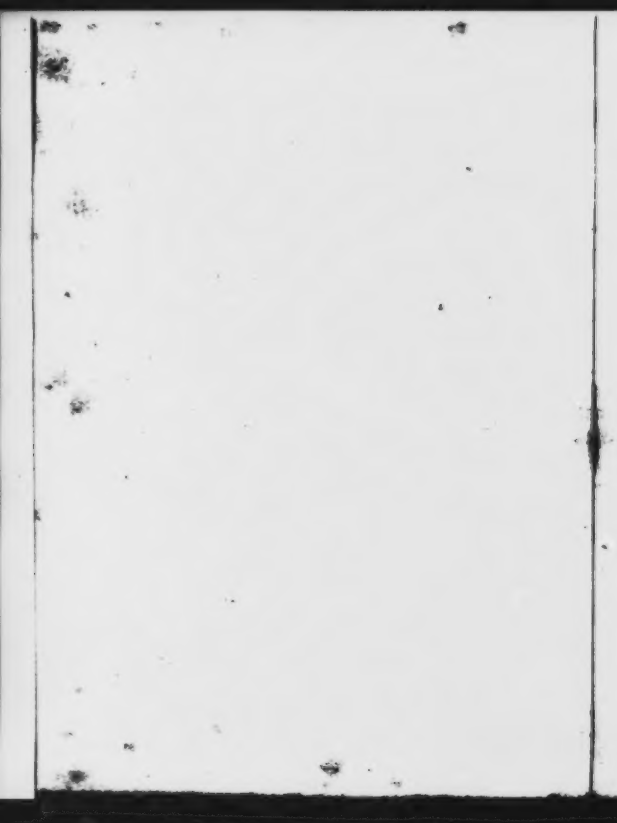
selbst bisweilen mitspielte, aufgeführt
und mit vielem Beifall aufgenommen.—
Was die drei Stücke betrifft, welche
von mir sind, so hat zu dem verlies-
ten Irrthum die Geschichte der Mar-
got aus Thümmels Reisen in die mit-
täglichen Provinzen von Frankreich
Veranlassung gegeben, sowie bei dem
gefätkelten Pädagogen das Lied von
Aristoteles aus le Grands Erzählun-
gen und bei dem Adrast eine Erzäh-
lung Herodots zum Grunde liegt.

Berlin
im October
1809.

Der
Herausgeber

Inhalt

- 1) Verliebter Irrthum, ein Spiel in Versen
in einem Aufzuge
 - 2) Venus zu Ross oder der gesattelte Pädagog, ein Spiel in Versen in einem Aufzuge
 - 3) Der Minnesänger, ein Liederspiel in einem Aufzuge
 - 4) Adrast, ein Trauerspiel in einem Aufzuge,
-



Verliebter Irrthum

Ein Spiel in einem Aufzuge
in Versen

Personen

Der Graf
Adolph.
Marie

Scene. Im Freien.

P

Erster Auftritt

Der Graf.

Ja, ja, das Reisen ist die schönste Lust von
allen,

Man hat die Wahl, man geht und bleibt
nach Gefallen.

Bald muß ich wieder fort. Wie lang bin
ich denn hier?

Laß sehn, schon Wochen, eine, zwei, drei,
beinahe vier:

Mein Vater glaubt gewiß mich schon bei
Bonaparten.

Wie wird der Alte nicht auf meine Briefe
warten!

Indessen sitz' ich hier noch in dem kleinen
Nest,

Es fällt mir selber auf! Was hält mich
hier denn fest?

Die Gegend zwar ist hübsch, Wald, Berg
und Thal, Gewässer,

Doch sah ich alles das gewiß schon zehn-
mal besser.

Die Leute sind so gut, ganz Einfalt und
Natur,

Mein Wirth besonders, hum, jetzt bin ich
auf der Spur.

Die Tochter meines Wirths, ich muß mir's
nur gestehen,

Das ist's, ich bin verliebt vom Kopf bis zu
den Beinen;

Auch scherzt sie gern mit mir, zwar thut
sie's Jedermann,

Jedoch, wer weiß, vielleicht — was fängt
man da nun an?

Entführen? Psui nein! Nun gut, ganz von
ihr lassen!

Das geht nun vollends nicht. Ich kann
es noch nicht fassen!

Eins gab' es freilich noch! Sollt' ich sie
gar — ei sieh!

Z w e i t e r A u f t r i t t

Der Graf. Marie.

Marie

Gottlob, da sind sie ja! Wie lange sucht'
ich sie!

Sie sind auch einsam stets. — Ich kann
es nicht begreifen —

Sie sind es gar nicht mehr. Ich muß nur
einmal leisen.

Sie waren, dünkt mich doch, zuerst bei
uns so gern,

Vergaßen ganz die Stadt mit Damen und
mit Herrn

Und sie gehörten bald wie einer mit zum
Hause,

Sie nahmen fröhlich Theil an Scherz und
Spiel und Schmause.

Erst hatt' ich immer nicht zu ihnen rechten
Muth,

Indeß das gab sich bald, sie waren mir
so gut,

Da muß ich's wieder sein. Was ist denn
nun geschehen,

Daß sie uns, wie es scheint, fast aus dem
Wege gehen?

Es scheint, daß es nicht ganz mehr ihnen
hier gefällt.

Gewiß, sie sehnen sich zurück zur großen
Welt.

Graf

Nein, liebes holdes Kind, da bist du dieß-
mal irre,

Ganz etwas Anderes macht mir den Kopf
jezt wirre,

Das eben quält mich, daß ich schon so lang
hier bin:

Wie lange bleib' ich denn, das liegt mir
stets im Sinn,

Ich habe viel dafür, doch manches auch
dagegen —

Marie

Ei, lieber Graf, was ist da noch zu über-
legen!

Nur eingeschlagen gleich. Lopp! Dann
sind sie mein Mann.

Graf

Dein Mann! Was meinst du?

Marie

Nun, was sehn sie mich
denn an?

Sie wollen mit dem Wort mich wol gar
schamroth machen!

Ich rede nicht vom Frei'n! Das wär mein
Geel, zum Lachen!

Indeß im Ernst, ich mein' es mit uns Al-
len gut,

Sie bleiben hübsch bei uns und kaufen
sich ein Gut,

Auch hübsche Fräulein giebt es genug hier
in der Nähe,
Da haben sie die Wahl und nehmen eins
zur Ehe.

Graf

Nicht übel! Du verstehst die Überredungs-
kunst;
Doch du Freiwerberinn! Wer steht in deis-
ner Gunst?

Marie

Herr Graf, das schickt sich nicht, so etwas
mich zu fragen.
Indessen mag es sein, ich will es ihnen
sagen.
Die Liebe stellt sich ein, das ist ein alter
Satz,
Ein junges Mädchen hat natürlich ihren
Schatz.

Bald kommt er aus der Näh' bald kommt

er aus der Ferne,

Und ist der rechte da, so nimmt sie ihn

auch gerne.

Zwar geht es oft nicht gleich. Man findet

Schwierigkeit.

Indessen hoff ich fast, es ist nicht mehr so

weit.

Wir lieben uns bereits seit vier vergnüg-

ten Wochen

Und alles wär gethan, hätt' er nur erst

gesprochen.

Doch sehen sie sich vor, Herr Graf, heut

wird er laut,

Dann ist er Bräutigam und ich bin seine

Braut.

Graf

Ist's möglich! Doch das sind so deine kleinen Ränke!

Und doch vielleicht, soll ich dir sagen, was ich denke?

Ja, liebes Mädchen, doch — (Gewiß, sie meint mich!)

Sag mir erst, wie er heißt!

Marie

O ja, das schickte sich!

Das lehrt doch die Natur! Die Männer müssen sprechen,

Es ist schon viel gethan, wenn wir die Bahn nur brechen!

Graf

Es ist doch nur dein Eherz, und was mich denn bestärkt,

Ist, daß ich nimmer noch das Mindeste bes-
merkt,

Marie

Ei, lieber Graf, die Lieb wird auch nicht
laut getrieben,
Erfahren werden sie's, wenn sie einst selber
lieben.

Es braucht nur kurze Zeit, einander zu vers-
stehn,

Und vor der Welt läßt man nicht das Vers-
ständniß sehn.

Vergebens möchten da die Leute auf uns
passen,

Bumal wer nicht geliebt, der kann das gar
nicht fassen!

Drum ist es ganz gewiß, daß sie noch nichts
gewußt,

Nun rathen sie herum, das macht mir große
Lust.

Graf

Hör nur, du loser Schalk, du sollst mich
nicht mehr necken —

Ich möchte dir's beinah und doch noch nicht
entdecken.

Dir macht die Liebe Spaß. Mir aber geht's
nicht so.

Ich ward, seit ich verliebt, nicht meines Lebens
froh.

Marie

Wie, sind sie auch verliebt? Das sind mir
schöne Sachen!

Nun, sie verstehn es auch, uns Andre blind
zu machen.

Ja, nun erklärt es sich, ich selbst fiel nicht
darauf!

Wolan, so machen sie ihr Herzchen immer
auf.

Graf

Ja, Mädchen, doch du mußt zuvor den deinen nennen.

Marie

Nein, nein, sie müssen mir erst ihre Lieb bekennen.

Weiß ich die ihre erst, so bin ich auch bereit.
Sie scheun sich, ja, das ist der Liebe Eigenheit.

Indessen, machen sie mich immer zur Vertrauten,

Selbst meinem Liebsten soll kein Wort davon verlauten.

Graf

Ich weiß nicht, heute bist du gar zu hübsch und feil.

Hum, wunderbarlich! Du hast längst mein Ge-
heimniß weg.

Marie

Sie spielen, merkt ich, jetzt den Krieg nach
meinem Reiche.

Erst hab' ich sie geplagt, nun thun sie mir
das Gleiche.

Doch warten sie einmal, mir wird's nach
grade Nicht.

Sie waren diese Zeit so auf die Jagd er-
picht.

Da sind sie wohl, nicht wahr, selbst einmal
angeschossen!

Ja, ja, gestehen sie's, wie sind ja nun Ge-
nessen.

Neugierig bin ich sehr, ich sag' es ihnen
frei,

Ich wüßt' es gerne wer und wie ihr Bräut-
chen sei!

Graf

Holdseliges Geschöpf, du sollst es heut noch
wissen.

Dann werd' als Bräutigam ich dich als
Bräutchen küssen!

Maxie

Wenn es mein Liebster will, so mag es im-
mer sein.

Doch müssen sie so lang' ihm auch ihr Liebe-
chen leihn.

O könnten sie sie doch noch zu heut Abend
holen!

Denn, lassen sie es sich recht sehr sein an-
empfohlen,

Sie müssen wissen, heut' ist Volterabends-
schmaus,

Und

Und sie sind hübsch dabei. Sonst wird gar
nichts daraus.

Und wär's zu weit nicht, wollte sich ihre
Braut nicht scheuen,

So feierten wir heut Verlobung zwischen
zweien!

Graf

O schön, so wechselten wir Beid' heut unser
Hertz,

Ich glaub's noch immer nicht, es ist dein
bloßer Scherz.

Ich kenne selbst mich nicht, und uneins ist
mein Wille;

Laß mich, ich überleg's noch einmal in der
Stille.

Maria

Ach immer überlegt! Sie unglückselger Mann

Thät mir die Liebe das, sie stünde mir nicht
an. ab

D r i t t e r A u f t r i t t

G r a f

Ein Räthsel ist sie mir, und wer vermag's
zu lösen!

Doch, soviel ist gewiß, es ist ein holdes
Wesen.

Sie einem Andern hold: fast glaub' ich, das
ist List.

Hat sie doch selbst gesagt, daß sie recht gut
mir ist.

Und dann, wer sollt' es sein? Ich kann auf
keinen rathen.

Das hätt' ich auch bemerkt an Worten und
an Thaten.

Ein altes Sprichwort sagt doch, was sich
neckt, sich liebt;

Und das ist wahr, sie macht mit mir, was
ihr beliebt.

Kurz, sie wird meine Frau. Wer will es
mir denn wehren?

Wie? Sollt' ich etwa mich an die Ver-
wandten kehren?

Was ist der Adel doch, was ist Geburt und
Stand?

Verglichen mit der Lieb' ist dieß und Alles
Tand.

Sie ist gewandt und würd' in Alles bald
sich schicken;

Ich glaube, keiner kann sie ohne Lust erbli-
cken,

Sie schmückete fürwahr selbst einen Fürstens
thron.

Ja, es ist fest bestimmt. O hätte' ich sie doch
schon.

Ich muß sie suchen gehn. O ich bin wol zu
preisen! —

Verdammt! Wie wird es denn mit dem
verwünschten Reisen!

Wie sehnt' ich mich danach! Wie frisch ging
es hinaus!

Doch, nicht viel überlegt, für's erste wird
nichts draus!

Nich find' ich so wol ab, wie aber den
Begleiter?

Gewiß, er säh' es gern, wir reisten heut noch
weiter.

Es ging ihm just wie mir, er hatte keine
Ruh —

Noch weiß ich wahrlich nicht, was ich für
ihn nun thu.

Der mein Wohlethäter ist und der mich liebt
und schätzt.

Doch würd' er auch die Woch' und noch den
Monat zaudern,

Er muß doch endlich fort, ich denk' es nur
mit Schauern!

Ich aber kann ja nie! Wie bin ich umgewandelt!
Marie verlassen? Nein! Ich bin an sie ge-
bannt!

Da kommt er! Gebe nun der Himmel seinen
Segen!

F ü n f t e r A u f t r i t t

Graf und Adolph

Graf

Gieh da, mein Vater! Schön, sie kommen
mir gelegen!

Adolph

Und ich auch spräche sie schon längst gern
auf ein Wort!

Graf

Ja, ja, ich weiß es, denn — (nun, will's nicht
weiter fort?)

Adolph

(Wie? Wüßt er's schon? Wär er von selbst
darauf gekommen?)

Vielleicht hat auch Marie die Müß mir abe
genommen!

Echon gut!)

Graf

So eben denk' ich wieder dran,
o Freund,

Mit welchem Jubel wir zum Reisen uns
vereint!

Und es ist wahr, es ist ein rechtes Götterle-
ben,
Von Einem Himmelsstrich zum Andern hin-
zuschweben!
Jetzt zu dem Vater Rhein, dann zu der
Alpen Höh,
Die Schweiz hindurch bis zum romantischen
Genfersee,
Und endlich, denken sie, Italiens heitres
Aether,
Und Rom, die ewige Stadt, die Kirche von
Sanct Peter,
Zurück durch Frankreich dann zum glänzenden
Paris, —
Das war es, was ich mit und ihnen froh
verhieß,
Auch kann ich alles das nur mit Entzücken
denken:

Was sagen sie dazu, wenn ich sie nun muß
kränken!

Adolph

So thäten sie wol gar auf ihre Reif Ver-
zicht?

Graf

Nun ja! Verstehn sie recht! Nein, das wol
grade nicht!

Indessen, ja es kann — vielleicht noch et-
was dauern,

Um ihretwillen muß ich es recht sehr bedau-
ern!

Adolph

Herr Graf!

Graf

Ja, ja, ich weiß, sie sehen
es mir nach.

Ja, es entscheidet sich noch an dem heutigen
Tag.

Es kann auch sein, daß wir in Kurzem weiter
müssen,

Sobald ich selbst es weiß, laß ich es gleich
sie wissen. ab

G e h s t e r A u f t r i t t

Adolph

Wie war das? Bittet er mich nicht beinahe
um das,

Was ich ihn bitten wollte. Bei Gott! ein
eigner Spaß,

Nun, mir ist es gar lieb! Wie bin ich guter
Dinge!

Zwar war er zweifelhaft! Wie, wenn er
dennoch ginge!

Daß ich nicht sprach! So war's gethan mit
einem Mal;

Doch er brach ab, nun hab' ich noch die
alte Qual.

Auch wüßt' ich nicht, was ihn hier noch so
lange bände,

Heut noch bestimmt er's: wär der Tag doch
erst zu Ende! ab

S i e b e n t e r A u f t r i t t

Graf

Es thut mir leid! Ich ließ ihn nicht mal
zum Gespräch,

Wenn er anfangen wollte, vertrat ich ihm
den Weg.

Indes, ich schonst ihn doch und sagt es nicht
ausdrücklich,

Von Herzen wünscht' ich's ihm, er wär wie
ich so glücklich;

Das Reisen aber sieht ihm einmal in dem
Kopf,

Er kennt nichts Besseres! Der arme gute
Tropf!

Die Lieb' ist unter den Vergnügungen der
König!

Wer liebt, bleibt gern zu Hause, macht aus
dem Reisen wenig!

Fast wundert's mich, da er für alles Schöne
glüht,

Daß er, soviel ich weiß, nach keinem Mäd-
chen sieht.

Hab' ich Marien erst, mach ich mir was
zum Pachen,

Sie muß in sich verliebt den kalten Jüng-
ling machen!

Legt sie es darauf an, so flammt er auf wie
Stroh,

Und ihn alsdann zu sehn, das wär 'ne Lust
ho ho!

Doch nein! Marie zwar ist treu und er ist
ehelich,

Doch käm die Eifersucht, es würde mir ge-
fährlich.

Marie, holdes Weib! Ich leid' auch nicht
den Schein,

Mein bist du einzig. Ach! — Noch bist du
ja nicht mein.

Wo ist sie, daß ich ganz hingebe mich der
Süßen,

Daß meine Arme sie und ihre mich um-
schließen —

Ich, unglücklicher Thor, wenn sie mich nun
nicht liebt! —

Wie ein Verliebter doch mit Zweifeln sich
betrübt! —

Bei alle dem, wer kennt des Weibherzens
Tiefen?

So übel wär's wol nicht, sie noch vorher
zu prüfen!

Achter Auftritt

Gras und Marie

Marie

Was heißt denn das? Sie stehn noch auf
dem alten Ort!

Wehn sie nicht bald, Herr Gras, so treib' ich
sie noch fort.

Gras

Ja wol, ich bin noch hier und kann nicht
weiter kommen!

Die Zweifelsucht hat mich schon wieder über-
nommen,
Und dann der Antrag auch, es scheint mir
gar zu schwer,
Ich finde nicht das Wort, sinn' ich gleich
hin und her!

Marie

O, lieber Graf, wie sie sich doch auch un-
nütz quälen,
Was brauchet man denn da die Worte noch
zu wählen!
Was Worte überhaupt, zum wenigsten nicht
viel,
Traun, man versteht sich doch, das gibt
schon das Gefühl,
Das schmeckt noch nach der Stadt! Sie
wollen's gar zu zielich,

Sie lieben die Natur, so sein sie auch nat-
türlich.

Frisch sagen sie es ihr, zu der ihr Herz sich
neigt,

Der Gegenliebe sind sie doch wol über-
zeugt,

Denn so was pfleget sich gar bald zu offen-
baren,

Wenn sie einmal mit ihr allein zusammen
waren.

Auch sind sie jung und reich und hübsch und
ohne Scherz:

Ein jedes Mädchen fast, das noch frei hat
ihr Herz,

Verliebt sich in sie. Ich muß ihnen Muth
nur machen.

Doch etwas Vorsicht thut auch nichts bei
solchen Sachen.

Ein

Ein Mann, der stolz schon wähnt, er hab'
ein Herz besiegt,
Wie mag der grimmig sein, wenn er ein
Körbchen kriegt.

Die rechten Zeichen sind indessen gar nicht
trüglisch,
Und hat man die, wolan, gesprochen unver-
züglich.

Graf

Das ist's, du Schelm, doch dünkt mich, daß
es mit mir ist,
Etwa so weit wie du mit deiner Liebe bist.

Marie

Gottlob, dann sind sie ja so weit als sie
nur können,
Denn mich kann nichts von ihm und ihn
von mir nichts trennen.

Dann fort, Herr Graf, was sie doch für ein
Baudrer sind,
Sie sind nicht sehr verliebt, sonst machten
sie geschwind.

Graf

Und dann noch eins, Marie, macht mir die
größten Sorgen,
Ich muß vielleicht doch fort, wer weiß viel-
leicht schon morgen.

Marie

Herr Graf ich bitte sie, was soll denn solch
ein Scherz.
Ihr Liebchen ist ja hier, was woll'n sie an-
derwärts.

Graf

Ei nun, sie könnte ja mit mir zusammen
reisen,

Marie

Das thut sie nicht, sie wird es ihnen schon
beweisen.

Wir Weiber schweifen nicht so durch die
ganze Welt,

Und Garter, Ruch' und Haus, das ist's,
was uns gefällt.

Und dann, ein rechtes Weib weiß auch den
Mann zu halten,

Das war seit jeher so und bleibt auch wol
bei'm Alten!

Graf

Traust du dir soviel zu, nun, wenn ich nur
erst weiß,

Ob sie mich liebt, so bleib' ich auch im al-
ten Gleis.

Marie

Da steckt es also noch. Mich dauert fast ihr
Lieben,

Hör'n sie, sie können sich ja in der Anred'
üben.

Still, ohne Zeitverlust, gleich hier auf dies
sem Platz,

Thun sie einmal als wär ich ihr geliebter
Schatz.

Ich bin ja so 'ne Braut, Das muß sie schon
begeistern.

Doch machen sie's recht. Sonst werd' ich
sie nachher meistern.

Graf

(O Gott, nun ist's genug, jetzt sag' ich's
oder nie!)

O süßes holdes Kind! Geliebteste Ma-
rie!

Wie konnt' ich zweifeln noch! Bei allem deis-
nem Sichern

Laß ich die Liebe nur zu klar in deinem
Herzen.

O du, in die mein Blick seit Wochen sich
vertieft,

Kannst du es mir verzeihn, daß ich dich so
geprüft.

Gesteh es nur, du warst auch mir schon längst
gewogen,

Mich hast du, ach ich weiß nicht wie zu dir
gezogen.

Gib das Geständniß mir zurück aus deiner
Brust.

Marie mit Verstellung

Geliebter Graf!

Graf

O Gott, welch Wert, welch
süße Lust!

Marie im natürlichen Tone

Nun sehen sie, Herr Graf, das ging ja ganz
vortrefflich!

Ich möchte sagen fast, sie machten es recht
gräßlich.

Ich seh, der Eine macht es so, der Andre
so!

Was sieht sie denn nun an? Sein sie doch
stink und froh!

Fast werd ich selbst verliebt, ich sag' es un-
verhohlen,

Nun lassen sie uns auch gleich Braut und
Bräutigam holen! ab

Neunter Auftritt

Graf

Nein, das ist doch zu toll, ich bin noch ganz
verwirrt!

Wie? Hätt' ich wirklich in dem Mädchen
mich geirrt!

Indeß, wie konnt' ich's auch verlangen, daß
sie's thäte,

Da's gänzlich schien, als ob ich eine Andre
bäte!

Doch war es leicht gethan, seht ich nur
gleich hinzu:

Du bist es selbst Marie, und keine sonst
als du!

Was sollte so sie thun! Es war ja gar
nicht ziemlich!

Doch das „geliebter Graf“ sprach sie so
eigenthümlich.

Ich weiß nicht wie es war, genug es war
so süß.

Daß sie mich innig liebt, ist mir jetzt ganz
gewiß.

Wie ist der Zufall mir denn stets so wider-
wärtig,

Indeß ich hoffe, jetzt, bin ich in Kurzem
fertig. ab

Zehnter Auftritt

Adolph und Marie

Adolph

Da ist er wieder nicht! Wo hat der Hen-
ker ihn?

Marie

O Lieber, sei nicht bang, er wird uns nicht
entfliehn!

Ich sag' es dir, er ist so gut wie du gefan-
gen,

Und heget jetzt mit dir ein gleiches Pöbels
verlangen.

Adolph

Marie, was sagest du? O Gott, er liebte
dich!

Marie

Nicht doch, ich liebe dich und du liebst ein-
zig mich!

Adolph

Doch wen liebt er denn sonst! Nein, nein,
es ist nicht richtig.

Marie

O, lieber Adolph, nein, sieh, du bist eifers-
üchtig.

Adolph

Ach, du bist gar zu hübsch!

Marie

Was doch die Eie-
re thut!

Was hälfe ihm auch, ich bin ihm wol ein
bischen gut,

Doch wie ich dich lieb', das müßte' ich ihm
ja nur heucheln,

Wie darf ich aber mit mit seiner Lieb' auch
schmeicheln!

Adolph

Verzeihe, liebes Herz, ich machte die Ver-
druß!

Wie büß' ich ihn?

Marie

So gib mir deinen schönsten
Kuß! —

Adolph

Da kommt er, jetzt will ich die Sache schnell
beendgen,

Und mich auf jeden Fall sogleich mit ihm
verständgen.

Geh nur ein wenig fort, daß ich alleine sei,
Ich glaub', ich rede dann noch mehr be-
herzt und frei!

Marie ab

Elfter Austritt

Graf und Adolph

Graf

Ich habe ihnen recht was freudiges zu sa-
gen.

Adolph

Auch ich, o dürst' ich wol zuerst zu spre-
chen wagen?

Man sagt, sie blieben und vermählten sich
hier,

Wie hab' ich das gewünscht! Ein gleiches
Loos ward mir,

Ich habe ihnen nichts bis jetzt davon gesagt,
get,

Und dieß Geheimniß hat mich auch gar
sehr geplaget;

Wie haben wir zuvor die Reiselust geheilt!

Jetzt aber hat davon die Liebe mich geheilt.

Und doch, was sollt' ich thun, wenn sie nun
weiter reisten,

Ich würd's auch jetzt noch kaum zu sagen
mich erdreisten,

Allein sie lassen? Nein, das ging durchaus
nicht an.

Mitgehn noch weniger! Nun, wir sind jetzt
besser dran.

Das Schicksal meint es gut, ich darf es
nun gestehen,

Und mich mit meiner Braut vor ihnen lassen
sehen.

Graf

Sie haben eine Braut? Und, und — wie
heißet sie?

Adolph

Sie kennen sie so gut, wie ich. Es ist
Marie.

Graf

Doch nicht die Tochter von dem Wirth?

Adolph

Ja, dieselbe.

Graf

(O so zerschmette mich des Himmels hoch
Gewölbe!

Es ist nicht möglich! Nein!) Und werden sie
geliebt?

Adolph

Er, daß es kaum noch sonst so innge Liebe
gibt.

Graf

(O Gott, ich halt's nicht aus, ein Andre
soll sie haben,

Und mich schickt man hinweg gleich einem
dummen Knaben,

Ihn liebt sie und mich nicht. Fürwahr, es
ist zu arg.

Wer konnt' es denken, daß in dem der Feind
sich barg!)

Adolph

Auch darf ich fürchten nicht, daß sie die
Wahl mißbilligen.

Graf

Wie aber? Werden denn die Eltern auch
einwilligen!

Adolph

O, das ist abgemacht.

Graf

Und wovon leben sie?

Adolph

Herr Graf, von jeher liebe' ich die Oecono-
mie;

Mein Schwiegervater ist nicht arm, er will
mir geben

Die Aufsicht seines Guts, dann wollen wir
schon leben! —

Jetzt hab' ich, was ich wünsche', ein Gärt-
chen, eine Flur,

Das Land mein Aufenthalt, die freundliche
Natur.

Frohsinn umgibt mich hier und Freundschaft
und Vertrauen,

Und o, die Liebe von der lieblichsten der
Frauen!

O bleiben sie Herr Graf, und theilen sie die
Lust!

Graf

Genug, genug, das hab' ich Alles längst ge-
wußt,

Erzählen sie mir das ein andermal umständlich.
Wie aber, wenn ich doch noch reise, frag'
ich endlich?

Adolph

Sie reisen doch, Herr Graf? Ich hoff, es
wird nicht sein.

Doch selber dafür fiel Marien ein Mittel ein.
Mariens Bruder ist's, der auch so gerne
reiste.

Er leistet auch gewiß, was ich nur immer
leistete.

Wenn ihnen der gefiel' und trät' er in mein
Amt,

So

So wär'n wir, scheint es mir, zufrieden
insgesamt.

Graf

Wahrhaftig, wohlbedacht! Ja, sie sind zu
beneiden!

(Und ich, was kann ich thun, als es gedul-
dig leiden:

Ein ganz verdammter Streich! Das just
auch das mich traf!)

Und wo ist denn Marie?

Z w ö l f t e r A u f t r i t t

Graf, Adolph, Marie.

Marie

Da bin ich schon, Herr Graf!

Graf

So nehmt euch immerhin! (O Pest, ich möch-
te fluchen,

Indeß, was hilfe's, ich muß mir eine Andre
suchen.

Da stehn sie nun und thun so zärtlich, so
vertraut,

Es gibt nichts Ärgeres als eine fremde
Braut.)

Nun wohl, Marie, du mußt den Abschieds-
kuß mir geben,

Denn ich muß leider nun euch wünschen
wohl zu leben.

Auch ich will nach der Braut. Fort, fort
mit euch anjehet!

(Und ich? Abreisen gleich! Und dieß ruf' ich
zuleht:

Ihr Zaubermädchen pflegt, selbst ohn' es zu
bezielen,

Uns guten Männern oft recht bösslich mit-
zuspielen!)

P

Venus zu Noß
oder
der gesattelte Pädagog
ein Spiel in einem Aufzuge
in Versen

P e r s o n e n

Prinz

Prinzessin

Pädagog

Scene. Im Freien, unter Bäumen.

P

Erster Auftritt

Der Prinz und die Prinzessin.

Sie kommen von verschiedenen
Seiten.

Prinz

Prinzessin!

Prinzessin

Prinz, er ist's!

Prinz

Sie ist es! Ja, ich schließe
Mit Innbrunst meinen Arm um deinen Leib,
du Güte!
Die hellen Augen sind's! Des Köpfchens
lieblich Rund,
Der Locken goldne Fluth, der rosenrothe
Mund,
Du bist es ganz und gar, du Einzige und
Eine!
Und, ja, ich wag und sag' es laut, du bist
die Meine!
Du bebst, geliebte Braut! Du senkst herab
den Blick!
Dein sanft Erröthen malt mir mein voll-
kommenes Glück!
So laß uns länger nicht den süßen Trieb
verhehlen

Und Lippe sehnsuchtsvoll mit Lippe sich ver-
mählen!

Er läßt sie

O noch einma', und noch, und ewig ohne
Ziel,

O ungewohnte Lust und nie ermüdend Spiel!
Daß wir der Himmelskost so lang entbehren
müssen!

Von diesem Augenblick möcht' ich nur im-
mer küssen.

Was ich bis jetzt gelebt, betracht' ich mit
Verdruß,

Das Schönste kannt' ich nicht, dieß war mein
erster Kuß.

Ja, holdes Mädchen, jetzt bist du mein ein-
zig Sehnen,

Zu Einem langen Kuß möcht' ich mein Le-
ben dehnen.

Und jeden Theil der Zeit, der neidisch unterbricht

Dies süßeste Geschäft, rechn' ich zum Leben nicht.

Ja, daß ich es gesagt, war schon ein Unterbrechen,

Denn etwas Schöneres kann noch der Mund als sprechen.

Prinzessin

Wol zauberische Kraft hat dieser Lippen-
tausch!

Ich kenne kaum mich selbst im süßen Lie-
besrausch;

Doch ist die Liebe gleich beredt im tiefsten
Schweigen,

So mag sie doch sich gern in holden Wor-
ten zeigen.

Hertz mischet sich mit Hertz im traulichen Ge-
schwätz,

Und immer fester schlingt sich so das goldne
Netz.

So nimm mich, Theurer, hin, nimm mich
zum Eigenthume,

Denn wie zur Sonne stets sich neigt die
Sonnenblume,

Wie sie nur ihr erschließt der Blüthe gold-
nen Kranz,

So neig' ich mich zu dir, enthülle mich die
ganze.

Ich liebe dich, und doch, wie kann ich dich
wol lieben?

Mein Vater ist durch dich von Thron und
Reich vertrieben,

Die Städte sind besiegt, zerstreut das ganze
Heer,

Wie hasst' ich dich! Ich griff fast selbst zu

Waff' und Wehr!

Gewöhnen wollt' ich mich zum Kriegen und

zum Morden!

Dich selber wollt' ich, ach! Was ist aus mir

geworden!

Urpöthlich standst du da in unserm Königs-

sitz.

Getroffen sank ich hin von deiner Augen

Blick,

Zwei Götter einten sich in deinem hehren

Bilde,

Erst diente zwar die Scham der Jungfrau

mir zum Schilde;

Doch, wenn sich Liebe borgt ein kriegerisch

Gewand —

O Venus selber that dem Mars nicht Wi-

derstand.

Was half mir nun mein Troß und jungfräulich
Gesträube,

Denn der Prinzessin geht's wie jedem andern
Weibe;

Doch mocht' ich's wagen nicht, mich Jemand
zu vertraun,

Muthwillig höhnt' ich stets das Loos der
schwachen Frau.

So irrt' ich nächtlich her zu diesen Lieblingst-
bäumen!

Doch, o wie, konnt' ich nur den raschen Aus-
gang träumen!

Sie woben flüsternd sich zum Liebesbaldachin,
Du kamst! Ich sank besiegt in deine Arme
hin!

Prinz

Besiegt? Nein Siegerinn, ich selbst bin über-
wunden,

Ach, worin hab' ich sonst ein ärmlich Glück
gefunden,
Vor allen Namen klang mir hoch der Na-
me Held,
Und unterwerfen wollt' ich mir die ganze
Welt.
Verlassen will ich nun den Weg zum eiteln
Ruhme,
Und bleibe gern daheim, bei dir, du süße
Blume,
Gewönn ich auch die Erd und Sonn' und
Stern' und Mond,
O glücklich ist nur der, den Gegenliebe
lohnt!
Und darf ich Eins nur ziehn der beiden gro-
ßen Loose,
So weis' ich hin das Schwerdt und greife
nach der Rose.

Der Liebe süßes Spiel sei meine Sorg' hinfort!
Ein heiliger Altar verschöne diesen Ort,
Wo ich zuerst geschmeckt der Lippen frische
Blüthe!

Hier stehe Mars in Stein besiegt von Aphro-
dite!

Ja, hier auch wollen wir begeh'n das Hoch-
zeitfest,

Hier, wo im Blätterschooß sich birgt der
Vöglein Nest,

Soll, wenn sie aufwärts steigt, des Phöbus
goldne Sphäre,

Und von des Himmels Höh sich wieder neigt
zum Meere,

Erlehn ein rothes Belt, von Silber hell
und Gold,

Und drinn gewährst du mir der Liebe süßen
Gold.

Alsdann geleit' ich dich in meine eignen
Staaten,
Zurück geb' ich den Raub? Mich reuen
meine Thaten,
Ein arglos Völkchen soll dort unsre Lieb'
erziehn,
Von Eifer für die Kunst jedwedes Herz er-
glühn;
Und welkt der Lorbeer gleich, so grünen
doch die Myrthen,
Beglückt beglücken wir als wahre Völkers-
hirten.

Prinzessin

Es ist ein Paradies, was mir dein Mund
verheißt!
Doch drängt Bekümmerniß den ahnungs-
vollen Geist.

Hell lodern jetzt in dir der Liebe neue Flamm-
men;

Doch ach, wer weiß, wie bald, so fallen sie
zusammen.

Der Kampfgenossen Ruf entfacht die alte
Glut,

Und aus dem sichern Port raste dich die
wilde Flut!

Vergessen wirst du mich im bunten Weltge-
wühle,

Doch ewig ist, was ich, Geliebter, für dich
fühlte!

Noch halt' ich dich gefaßt! Ja, jetzt bist
du noch mein!

O süße Nacht, doch sieh, schon trifft mein
Abend ein!

Eichst du wol die Gestalt in jenes Banges
Mitte,

Ja, sie bewegt sich her, mit langsam stillem
Tritte!

Prinz

Zur Wirklichkeit gedeiht jedwedes, was ich
sprach,

Der schönen Gegenwart folgt schönre Zu-
kunft nach!

Sobald der Sonnengott verschenkt die Fin-
sternisse,

Ruf ich das Volk, daß es die frohe Zei-
tung wisse.

Es theile meine Lust im fröhlichen Gelag',
Ein allgemeines Fest sei der Vermählungs-
tag.

Drum fürchte, Braute, nichts, denn deine
Furcht ist eitel. —

Er naht mehr und mehr, es glänzt die
weiße Schmitel.

Jetzt

Jetzt kenn ich ihn, es ist mein alter Pädag^{og},
Wie ihn auch grade jetzt der Zufall hieher

zog!

Prinzessin

Ich will indessen gehn, doch bleib' ich in der
Nähe,
Und schleiche wieder her, wenn ich ihn ge-
hen sehe.

Zweiter Auftritt

Prinz allein

Der alte Hagestolz! Fast wird mir bang vor
ihm!

Er spielt den Lehrer noch und ist voll Un-
gestüm.

Gewiß er ahndets schon, wird fürchterlich
ergrimmen.

Was ist nun da zu thun? Dem Strom entgegen schwimmen?

Nein, lieber mach' ich's so, ich bleibe duldsam fließ,

Und, wenn er ausgetobt, thu' ich doch was ich will.

Am besten ist's, daß ich ihm alles gleich entdecke. —

Nun ist er noch nicht da, er schleicht, wie eine Schnecke.

D r i t t e r A u f t r i t t

Prinz und Pädagog

Prinz

Gieh da, mein alter Freund, wie trifft sich unser Weg!

Zwar unser Mondschreinsgang hat wol nicht
gleichen Zweck.

Und, darf ich es gestehn, du bist mir nicht
willkommen!

P ä d a g o g

Bin ich willkommen nicht, so will ich denn
noch kommen!

Mich treibt das eigne Herz und deines Heers
Geheiß,

Zum schwachen Jüngling spricht ein unge-
schwächter Greis.

So bald ermattest du bei'm hohen Götters
weise,

Denn wähest du, daß man nicht die Ver-
wandlung merke?

Daß ich nicht, der ich doch dein zweiter Vas-
ter bin!

O Kind, o böses Kind, wo blieb dein alter
Sinn!

Sonst liebtest du Gespräch! warst auch beim
Schmaus der Kaiser!

Jetzt bist du einsam gern, lebst fast wie ein
Karthäuser!

War's doch kaum Mitternacht, als du auch
heut' entronnst,

Es fällt ja Allen auf! Du bist nicht mehr
wie sonst.

Drum übertrug man mir's, daß ich dich
prüfen möchte!

Doch mir entging es nicht, ich ahnde längst
das Rechte!

Ein Weib hat dich bestrickt, die Männer-
kraft entwich.

Du warst nicht allein! Wer war's, der
von dir schlich?

Prinz

Wohl, die Prinzessin war's! Ich halt' es
nicht verbergen,
Zum glücklichsten Gemahl macht mich der
nahe Morgen.
Der Krieg ist abgethan. Wir gehn zur Hei-
matstrift!

O Liebe Lebensrauf, du bist —

Pädagog einfallend

Ein höllisch Gift,

Von aussen eine Laub' und innen eine Kacke,
Ist eine Furie in einer Grazienfracke,
Eheint wie ein Lämmlein schwach, und
ist doch löwenstark,
Fällt einen Herkul an, und saugt ihm aus
das Mark;
Mit Argusblick verflucht sie jeden auszu-
gattern,

Und lockt mit Augen ihn -und mit verlieb-
tem Schnattern,

Sie ist ein Hauptspion, ein abgeseimter
Dieb,

Sie ist ein Irlichteschein, sie ist ein Herzkos-
typ!

Verlangst du, daß ich die noch alles wie-
derhole,

Was ich gepredigt stets zu deinem Seelen-
wohle.

Es gibt nichts Schreckliches, was sie nicht
hat verübt,

Gleich, Prinz, den Unhold, fleuch!

Prinz

Ach, du hast nicht geliebt!

Pädagog

Noch laß die rathen, Prinz, ist's gleich die
Königedierne,

Vedenke was du bist und biet ihr kühn die
Stirne!

Erinnere dich, was dir als Kind die Brust
schon hob,

Und was dein Knabensinn für hohe Pläne
web,

Des Vaters Königreich war deinem Geist
zu enge,

Du zürtestst insgeheim ob seiner Thaten
Menge,

Und wenn er im Triumph aufs neue kam
noch Haus,

Er läßt nichts übrig mit, rießt du einß
weinend aus!

Und sprachst im muth'gen Wahn und wurs
dest wieder heiter,

Sprich, lieber Lehrer, giebt's zum Monde
keine Leiter?

O Götter, wie ich da mein Schicksal glück-
lich preist,
Daß es mir dieses Reich zur Bildung über-
ließ!
Wie schnitt ich sorgsam weg, der Wollust
üppige Triebe,
Auf daß der innere Kern unangestastet bliebe!
Ehört ward mein Gebet, der Ruhm ward
dein Idol,
Und in der Phantasie flogst du von Pol zu
Pol.
Als drauf dein Vater starb, da zogst du
aus zum Kriege,
Und viele Länder schon erfochten deine Siege.
Auf, gehe weiter fort auf dieser Sternens-
bahn,
Und mache, wenn du kannst, die Welt dir
unterthan.

O welcher Lohn harret dein, welch eine lichte
te Glorie,

Die droht die Zeit nicht, dich vergöttert die
Historie!

Du stirbst nicht! Nein es ist Unsterblichkeit
dein Fort.

Und nun, ich ruf es laut: Die Liebe sinnt
die Mord.

Du, der in aller Mund schon igo heißt der
Große.

Du willst demüthgen dich vor einem Mäd-
chenschooße!

Du, der den Erdenkreis betritt wie ein Ko-
loß.

Du würdest, o der Schmach, des Amors
Kampfgenoss!

Ja dich, den Zeus gesetzt zum irdschen Stell-
vertreter,

Dich macht ein Weibetrock zum schändlichen
Weltverräther!
Du fröhntest einer Lust, die wie ein Hauch
zerfliehet!

Auf, schwöre neu dem Ruhm!

Prinz

Ach, du hast nicht ge-
liebt!

Pädagog

Wie? Hör' ich recht, ist's wahr! O muß ich
das erleben!

Ja, es ist zu gewiß! Ich seh's, ich hör's mit
Veben!

Du bist der Liebe Sklav, bist meinem Flei-
hen taub,

Ich irt in die, auch du bist nur gemeiner
Staub,

Du warst nicht meiner werth, fort, daß ich
mich verberge!

Auch dieser Riese hin, die Welt ist nur voll
Zwerge!

Was hilfst er, Ärmsten, mir, daß ich gelobt,
geschimpft?

O du, auf dessen Stamm ich selber mich ge-
impft!

Wolan, so lebe dann, so lebe dann wie
Alle!

Ja, nun ist alles aus, mich überläuft die
Galle!

Fort will ich, fort von dir, thu nun, was
dir beliebt,

Nicht Pädagog mehr sein!

ab

Prinz

Ah er hat nicht geliebt,

Vierter Auftritt

Prinz. Prinzessin hervor kommend.

Prinzessin

Nein, er hat nicht geliebt! Doch wart! Ich
will mich rächen!

Berücken muß ich ihn, das ach! ich kein
Verbrechen!

Still einen Augenblick. Laß sehn, bald ist
es Tag,

Dann pflegt er hier zu gehn. Ich schleiche
gleich ihm nach.

Du sei verborgen hier. Das Weitre laß
mich machen.

Ich geb, ich wette drauf, ein Schauspiel dir
zum Lachen.

Ich merk' es, jetzt erwacht in mir der alte
Schelm.

Auf, Alter, rüste dich, seh' auf der Keusch-
heit Helm!

Schmied' aus Philosophie stichfest dir die
Aegide!

Du mußt, mußt dennoch dran! Nicht eher
schließ' ich Friede.

Beide ab

F ü n f t e r A u f t r i t t

P ä d a g o g

Ich bin noch ganz erschöpft von meinem
heil'gen Eifer.

Mit Ingrimm denk' ich dran, auch der ein
Überläufer!

Dahin ist jetzt mein Ruhm, er war mein
eing'ger Stolz,

O, wo ist noch die Brust, die nicht in Liebe
schmolz!

Mein prüfend Aug durchsprüht die ganze
Weltgeschichte,
Ja, alles beugt sich ihr, die Helden wie die
Wichte,
Vom unvernünftigsten Thier, das blind des
Nigel treibt,
Bis zu dem Menschen auf, man liebt und
ist beweibt.
Das Sternenreich sogar verhält sich wenig
züchtig,
Ja, blicke Luna nur, mit dir ist's auch nicht
richtig.
Man kennet dein Verkehre mit dem Endy-
mion.
Der Schurke Amor traut sich selbst zum
Helikon;
Und daß ich diese Schmach zusammensatz'
In Kürze;

Selbst Zeus, der Götter Gott, ist wild nach
jeder Schürze.

Erd, Himmel, Lust und Meer und Feu'r ist
liebestoll, —

Ich bin der Phönix nur, ich bring ihr keinen
Zoll.

Ja, große Götter, doch was ruf' ich zu den
Göttern,

Ich bin ja mehr als sie. Aus allen Liebess-
wettern

Geh' ich als Held hervor und mit Victor-
ria,

Ja, Venus hast du Lust zum Kampf. —
Was tauschet da?

Wie, seh' ich recht, ein Weib? Wol eine
von den Josen?

Versüßterisch gepuht, doch nicht für Philo-
sophen.

Sie scheint mir ja bekannt. Recht, es ist
die Prinzess.

Es ist ein schönes Weib, bei'm Aristoteles!

Ich könnte gehn! Doch kann ich mich auch
leicht hler ducken,

Und sie, ei nein, ein Buch, ja in ein Büch.
Iein gucken!

Hab' ich denn nichts bei mir? Ja, Duver-
cimo!

Satiren auf die Fraun! Das kommt mir
apropos.

Er versteckt sich

S e c h s t e r A u s t r i t t

Prinzessin. Pädagog.

Die Prinzessin erscheint im Hintergrunde
leicht gekleidet.

Päda-

P ä d a g o g
nach einer Pause

Der Busen halb entblößt, wie flattern ihre
die Locken! —

Ach, lieber Gott, das Buch ist doch auch
gar zu trocken!

Gütewahr, man muß gestehn, der Prinz hat
doch Geschmaak.

Was ich bisher gesehn, dagegen ist es Paak!
Faß thut mir jeso Leid mein Bünnen und
mein Reifen!

Prinzessin

(Der Vogel ist schon da, man muß ihm
doch Eins pfeifen!)
singt

War noch ein kleines Mägdelein,
Mußt in die Schule gehen,

Konnt nichts verstehen,
Pernt nur ein, Wörtchen von Min-
ne fein,
Sag's stets mir vor, Tag aus,
Tag ein,
Seit ich mit den Lieben-erschen!

Pädagog

(Ein Kuß von diesem Mund, o Gott, kaum
halt ich's aus.)

Prinzessinn

(Er hält sich lang genug, indeß er muß
heraus.

Angt und geht nach seiner Seite hin

Hier halten mich Amoretten,
O wär er doch da!
Hier halten mich Amoretten,
Wie pocht es mit da!

P ä d a g o g

(Wär ich nur nicht so alt, ach, und die vielen Runzeln!)

Prinzessin'n

(Er kommt, ich steh dafür, mit Reverenz
und Schmunzeln.)

singt

Die Wang' auf ihre Hand gestützt,
Die Tochter eines Königs sitzt,
Und seufzt und weint,
Ruft ihren Freund:
O süßer Freund, von dir entzündet,
Mir Lächeln, Lust und Leben
schwindet.

P ä d a g o g

(Jetzt wird es mir zu toll, der Teufel bleibe
feusch,
Sie ist doch gar zu schön, ach mich besiegt
das Fleisch.)

hervorkommend

Verzeih, Prinzess, verzeih, und blick' auf
mich gewogen.

Prinzessin

Weh, wen erblick' ich hier!

Pädagog

Du siehst den Pädä-

gogen,

Nicht widerstehen kann ich meines Herzens

Drang,

O freundliches Geschick, dir sag' ich tausend

Dank!

Prinzessin

Ich bin nur halb verhüllt, wie kannst du

dich erlöshen,

Ich wollte unbemerkt mich hier ergehen im

Grünen,

Pädagog

Mich hlekt dein süßer Ton. Du schienst fast
wie betrübt!

Wie kannst du traurig sein, du liebst und
wirst geliebt!

Prinzessin

O sprich mir nicht davon. Er hat mich ja
verlassen:

Doch rächen will ich mich. Ich will dafür
ihn hassen.

Pädagog

(Wär's möglich! Hm, erwünscht!) O sei nicht
so erbst,

Glieht dich die Liebe gleich, verschmäh nicht
Freundestrost.

Prinzessin

Und sollt' ich wiederum auf eine Stimme
hören,

Laß ich mich wenigstens durch Jugend nicht
bethören!

Denn Treu und Glauben ist nur bei'm ge-
reisten Mann.

Pädagog

(Wär sie in mich verliebt!)

Prinzessin

(Gibt Acht, nun beißt
er an)

Auch wüßt' ich einen wol! Jedoch man,
kann sich irren!

Pädagog

Goldseligste Prinzess!

Prinzessin

(Jetzt fängt er an zu girren!)

Pädagog

(Hätt' ich's nur erst heraus, es wird mir
heiß und kalt)

Vergebens ist mein Kampf! O deine Allge-
walt!

Prinzessin

Was war das für ein Ton, du machst mich
ganz betreten!

Pädagog

Hier lieg ich, Holdeste, dich Entend anzube-
ten!

Prinzessin

Steh' auf! Was hast du vor? Wie soll
ich das verstehn!

Pädagog

Wer kann, o Götterkind, dich ohn' Entzäu-
ren sehn!

Jetzt fort, Diegenes! Ich huld'ge Aristippen,
O würde mir ein Kuß von diesen schönen
Lippen!

Prinzessin

Wie? Hab' ich recht gehört. Fürwahr, du
machst mich roth.

Pädagog

O reiche deinem Knecht von diesem Götter-
brod.

Prinzessin

Ei, du bist kühn! Indeß — ja freilich, wenn
ich wüßte —

Pädagog

Befehl!

Prinzessin

Wolan, ich hab' ein senderlich
Gelüste!

Du weißt, wie Weiber sind! Drum halte
mir's genehm!

Dein Rücken ist so breit, zum Reiten recht
bequem,

Du stellst es dir nicht vor, wie gern ich auf
dir rittle!

P ä d a g o g

O gehe, böses Kind, mit deiner närrischen
Bitte!

Gewiß du treibst mit mir nur deinen losen
Spott!

Nein, ein für allemal! Das kann nicht sein!
mein Gott!

Nein, Holde, Süßeste, du wirst mich so nicht
kränken!

Es wird mir wunderbar, so etwas nur zu
denken!

Versteh! Ich bin ein Mann, und bin ein
Philosoph!

P r i n g e s s i n n i n e

Wer mir gefallen soll, der mache mir den
Hof.

Pädagog

Const alles, was du willst! Ich bin dein
ewig Treuer!

Gebt, ich laufe gleich durch Wasser und
durch Feuer!

Nur dieß erlasse mir, nein, du bist nicht so
arg.

Prinzessin

Was ist es denn nun mehr? Du bist ja
groß und stark.

Pädagog

(Es kann doch wol nicht sein.)

Prinzessin

(Er überlegt's genauer.)

Pädagog

Auch bin ich nicht mehr jung. Es wird mir
gar zu sauer.

Prinzessin

O Märchen, ich bin leicht, auch mach ich's
nicht so grob,

Die Spuren laß' ich weh, und nicht etwa
Galopp,

Nur ganz gelassenen Schritte!

Pädagog

(O was sind das für
Dinge!)

Hälst du auch Wert?

Prinzessin

Gewiß. (Er geht schon in
die Schlinge.)

Nun, was besinnst du dich, nur einmal hier
herum,

Du willst nicht, lebe wohl!

Pädagog

O weile doch noch, hum!

Ich wollte was,; jedoch, wenn es die Leute
sähen,
So würd' ich zum Gespötte, es wär' um
mich geschehen.

Prinzessin

Wie du auch furchtsam bist! Besorge nichts,
mein Schatz!

Jetzt schläfst noch alles fest, zudem ist dieser
Platz

Vom Schlosse ziemlich fern; versteckt von
Busch und Mauer.

Pädagog

Säh's gar der Prinz?

Prinzessin

Nicht doch! (Er steht schon auf
der Lauer!)

Nicht Ein Fuß harret dann dein! Bestimme
selbst die Zahl.

Pädagog

O Zauberinn! Es wär ein gar zu süßes
Mahl!

Nein, nein, es geht doch nicht!

Prinzessin

Mir ist nichts dran ge-
legen!

Pädagog

Wie? Thu ich's? Thu ich's nicht? Ja?

Nein! — Nun meinetwegen!

Prinzessin

So krümme dich als Roß!

Pädagog

Mir ist als wie im
Traum!

Prinzessin

So so, mein Pferdchen, so! Nun Sattel her
und Baum!

Pädagog

Den giebt's hier nicht.

Prinzessin

Ei doch! Ich hab' ihn in
der Tasche!

Pädagog

O Himmel! Daß uns nur nicht Jemand
überrasche,
Ja, wenn mich Jemand sah, ich hätte gleich
den Tod.

Prinzessin

Jetzt bist du ausgestaffirt. Die Liebe schmückt
dich roth.

Pädagog

O Gott! Ist's möglich, ich 'in der Metas-
morphose!

Prinzessin

Denk auch, daß ich nachher dich küß und
freundlich kose.

Pädagog

Nun setze schnell dich drauf, sonst reut mich
der Kontrakt.

Prinzessin

Ei Liebchen, gönne doch mir den kuriosen
Act.

Der Augenblick ist da! Die Liebe steigt zu
Rosse.

Nun vorwärts, guter Gaul!

Siebenter Auftritt

Die Vorigen. Der Prinz.

Prinz

indem er lachend hervortritt

Genug der argen Pöffe!

Ei, ei, du Weiberfeind! Auch du im Liebes-
joch?

So lange Zeit verschont, so sicherstolz und
doch!

Prinzessin

Verzeih mir, Pädagog, mein zu verwegnes
Bübeln!

Doch zwangst du mich dazu, du mußt mir's
nicht verübeln!

Ich hoff' es ist genug an dieser Lektion.

Ich bin in deiner Schuld, hier einen Kuß
zum Lohn.

Auch sag' ich dir's zum Trost, wir waren
lohne Zeugen,

Und was hier ist geschehn verhülle tiefes
Schweigen.

Zufrieden bin ich, wenn du an die Liebe
glaubst,

Und

Und ohne Widerspruch mir meinen Mann
erlaubst.

O Venus habe Dank! Die List ist mir ge-
lungen,

Und den Geliebten halt' ich sicher jetzt um-
schlungen.

Ihr Weiber! Liebet ganz den Mann, der
ganz euch liebt,

Weil es nichts Eüßeres als inn'ge Liebe
gibt.

Indeß den Hagestolz laßt erst recht kläglich
betteln,

Und dann bestraft ihn doch — mit Bäumen
und mit Cütteln.

P

Der Minnesänger

ein

Viederspiel.

P e r s o n e n

Bernardo

Sylvia

Carlo

Fernando, deutscher Minnesänger

Lenore, seine Schwester

Adelaide

Ein Greis

Chor von Landmädchen

P

Erste Scene

Sylvia

Tritt aus der Hütte, einen Korb mit Blumen am Arme tragend. Sie nahe sich dem Almbaum, laßt sich an einem Ast nieder, und scheint zu beten. Sodann nimmt sie die Kränze vom Baum und ordnet ihre Blumen zu frischen Kränzen. Während der Arbeit, heimlich und für sich, singt sie:

Wenn der Morgen einmal
Der ershute kommt,

Wenn die Schatten fliehn,
Wenn er kommt, und die Haine
wie Rosen glühn;

Wo der lustge Pfad
Sich den Sternen naht,
Wo der Fels sich hebt,
Wo mit Wolken die Feder gen
Himmel strebt:

O Triumph, da hinan
Geht die Wandrung dann,
In das goldne Land,
Ach, der wonnigen Ahndung so
wohl bekannt!

Wo gesüßt die Lust
Mit der Blumen Duft,
Wo die Sonne scheint

Ah, der Lieb', und das Auge nur
Wehmuth weint!

Wo der Friede thront,
Wo Vereinung wohnt,
Wo des Himmels Ruh —
O du Morgen, komm, o erschütter
du!

Sie hängt die Kränze auf und geht still und
sinnend durch die Gebüsche ab.

Zweite Scene

Carlo, Fernando und Lenore kommen
nach einer Pause die Anhöhe herab

Carlo

Hier endet unser Weg, ihr lieben Leute.
Blickt denn umher und seht, wohin ihr nun
Gekommen seid und ruht an diesem Quell.

O schöner Tag, der mich euch finden ließ!
Im Glanz des frühen Morgens hab' ich
schon
Vom Berg herab Gesang und Saitenspiel
In unser friedlichstilles Thal geführt.

Penore

Habt Dank für euer freundliches Geleit.
Ja, nun erkenn' ichs, deutscher Himmel nicht
Ruht über uns; die mich so warm umweht
Ist nicht der Heimath Lust. O welch ein
Thal!

Entschloßter und bänger schlägt die Brust,
Voll Sehnsucht — ach! und heilger Ahnung
voll. —

Unnennbar süßes Weh, das mich ergreift!
Hier oder nirgends muß die Liebe wohnen.

Carlo

Im Schatten dieser Bäume lebt ein Orkis

Einsiedlerisch die stillen Tage fort.

Hier ruhet aus.

Penore

Wie weit ist noch der Weg
Bis nach Colonna?

Carlo

Wenig Stunden nur.

Ferdinand

der unterdeß in den Vordergrund gegangen

Du mildes Blüthenland das mich umfängt,
Sei mir begrüßt, zum zweitenmal betret' ich
Den vielgeliebten Boden und der Kindheit
Entflohne Tage dämmern wieder auf
In meiner Seele! —

Penore

Wohnt ihr selber weit?

Carlo

Dort wo der Gang von Pappeln niedergeht

Steht Carlo's Hütte, einsam wohnt er drinn,
Und früh am Morgen treibt es ihn hinaus
Auf das Gebirg, da starrt er in die Wol-
ken,

Und sehnt nach fernen, fernen Landen sich!
Doch, nun er euch gefunden, — ja gewiß,
Nun ist er glücklich! — Scheidet nicht von
hier,

O scheidet nicht!

Penore

Wir bleiben, guter Carlo,

Ferdinand

Nein, nicht umsonst strahlst du so heiter auf,
Ersehnter Tag, an dem die süßeste
Von allen Hoffnungen mit reifen soll!
Nein, nicht umsonst betret' ich dieses Thal,
Das heimlichstille; gute Götter sind
Dem frommen Sänger hold — o leitet denn

Zu ihr, zu ihr den ungewissen Fuß!
Laßt mich sie finden, die der Vater mir
Zu suchen hieß in dieses Thales Schatten,
Die Schwester, deren freundliche Gestalt
In holden Träumen mir begegnete!
Nicht fern von hier, mir ahnete, wohnet sie.
Ja, diese herrlichblühende Natur
Verbirgt und nährt an ihrem Mutterbusen
Das schöne Kind.

Carlo

Und sinnend steht der Bruder
Und scheint zu trauern? Ist zu trauern Zeit,
Wenn um uns her der Frühling sich erhebt,
Und lustige Blüthen tausendfältig prangen?

Lenore

Laßt ihn, denn ach, wohl weiß ich, was ihn
mahnt,
Er schied von ihr, die seine Seele liebt,

Und mit der Trennung ewigen Schmerzen
ringt
Ein starkes Herz. — O, wenn ihr jemals
licht,
Gehet nicht hinweg, verlaßt die Arme nicht,
Denn gar zu weh thut Trennung vom Ge-
liebten!

Carlo

Das sagt dir Weh im eignen Busen?

Lenore

Nein,
Mein sorgend Herz, das mit dem Bruder
trauret.

Carlo

geht zu Ferdinand und ergreift seine Hand
Du wirst sie wiedersehen.

Ferdinand

Ja, das that

Penore mir, die hieß euch so auf einmal
An mein Alleinsein heftig mich gemahnen!

Carlo

O zürnet nicht und heißt den Kummer fliehn.
Hier wohnt der Friede. Oft schon hört' ich es
Von Fremdlingen, daß hier der Friede wohnt,
Daß auch der Klagen leiseste verstummt,
Wenn sie den Fuß in dieses Thal gesetzt. —
Noch hab' ich keinen Lohn für mein Geleit
Von euch empfangen, seid nicht undankbar,
Soll ich von euch, soll von der Schwester ich
Ihn fordern? Singen müßt ihr mir zum Lohn
Ein Lied der Heimath — o wie herrlich klingt's
Hier wieder von den Büschen — —

zu Lenoren

Setzt euch zu mir
Der Bruder nimmt die Laute, setzt, er stimmt,
Und scheint das Lied zu wählen.

Penere *

Collt' ich nicht

Errathen seine Wahl!

Ferdinand spielt und singt

Ich weint', im Herzen so banges Weh,
Ach, müde die Augen und müder,
Ade, lieb Gustel, ade, ade,
Nun siehst mich lange nicht wieder,
Geh immer weiter und weiter fort,
'nein in die blauen Fernen dort,
Nun wirst mich wol vergessen.

Doch immer ihr Bildniß vor mir steht
Hold, wie ichs nimmer beschrieb!
Wie sie die Augen mir trocken thät,
Und schaute mich an voll Liebe.
Und wie sie faust: lieb Fränzlel, spricht,
Ich bleib dein eigen, o wein nur nicht,
Ich will dich nicht vergessen.

Mit lustgem Muth in die Welt hinein
In die blauen Fernen ich blicke.
Der Sommer wird wol vorüber sein
Oh ich noch Lehre zurücke.
Und obs ein Jahr und noth länger wär,
Lieb Gustel vergift mich nimmermehr
Sie hats gesagt und gelobet.

Drum bin ich wie der Kaiser so reich,
Und lasse die Hoffnung stehen.
Ach trübe nicht ein, da wärs ja gleich
Ihm den armen Franz geschehen.
Hätte ja auf einmal das arme Blut
Verloren sein einziges Hab und Gut,
Was sollt er länger noch leben?

Nein, ginge zurück und wär er dort,
Da sank' er und seufzt' im Eckstern:
Hast doch gebrochen dein Abschiedswort,

Der Franz hats aber gehalten.
Nun muß er sterben — warum bist du so?
Komm, sieh ihn nur an, so stirbt er froh,
Ade, lieb Gusfel, auf ewig! —

Doch gleich ich wieder ihr Bildniß
schau —

Ach, hätt' ich doch nur geschwiegen!

Du holdes Auge, so klar und blau,

Wie möchtest du wol betrügen?

's Kann gar nicht sein — o du lieber
Gott,

Lieb Gusfel ist mein bis in den Tod,

Frisch auf in die blauen Fernen!

Carlo

O wie erklär' ichs? Dieses Liedes Töne,
Des Herzens Tiefen inniglich entquollen,
So warm gesungen — es entzündet mich

Ein



Ein namenloses Sehnen — laßt mich gehn,
Bald kehre' ich wieder, und ich find' euch
hier,
Dann wandeln, wenn ihr wollt, wir weiter
noch.

Ferdinand

Wer wohnt in dieser weinumrankten Hütte?

Carlo

Bernardo heißt der Greis.

Ferdinand

Wie? Von Colonna?

Carlo

Derselbe ist. Seit zweien Jahren schon
ließ er die Stadt und wohnt in diesem Thal.

Ferdinand

Er wohnt allein?

Carlo

Die Tochter nur mit ihm,

Die schöne Sylvia.

Ferdinand.

O halte dich,

Entzücktes Herz! — Ich dank' euch, guter Carlo.

Carlo

Bald kehre' ich wieder, denn mir ist so wohl

In eurer trauten Nähe, ach so wohl!

Viel Lieder raub' ich diesen Saiten noch

Und diesen Lippen, bis ich einst vielleicht

Noch süßern Raub zu rauben mir verdiene.
geht ab

Dritte Scene

Lenore, Ferdinand.

Lenore

O Ferdinand, wohin sind wir gekommen?

Welch Zauberland hat uns empfangen? —

Wie?

Noch immer stehst du sinnend und in Trauer?

Ferdinand

O nein, Lenore, nicht in Trauer! Komm
An meine Brust und fühle wie mein Herz
Von banger Freude pocht — o nimmer nim-
mer

Hat uns so hold gelächelt das Geschick
Als diesen Morgen, keinen schöner Pfad
Vermochten wir zu wandeln, ach er hat uns
Zu meiner Sehnsucht ewigem Ziel geführt!

Lenore

Wie soll ich dich verstehen?

Ferdinand

So wiß es denn:

Nicht absichtslos gebot der Vater mir
Oh er verschied, in dieses Land zu wallen.

Ein langentbehrtes Kleinod, das ihm hier
Verloren ging, sollt' ich zu suchen gehn,
Das schönste Erbtheil uns zu retten — jetzt
Stehn wir am Ziel und haben es gefunden.

Lenore

O Ferdinand!

Ferdinand

An diesem Morgen noch
Sollst eine Schwester du am Busen drücken.
In dieser Hütte blüht sie deiner Lieb'
Entgegen, freue dich!

Lenore

O sprich noch einmal —
Noch einmal sprich den süßen Namen! Wäres?
O Himmel, wär' es!

Ferdinand

Ich gelobe dir's
Bei unsres Vaters stillem Schatten.

Penore

Dank!

Dank dir, o Gott! Der Traum wird mir
erfülle,

Der einst allnächtlich an mein Lager trat
Und bange Sehnsucht durch mein Inneres
goß.

Er wird erfüllt — wo find' ich meine Schwe-
ster?

O nun nicht länger trag' ichs — länger nicht
Der Freude Drang — lieg' ich noch immer
nicht

An ihrem Busen? — Kannst du säumen
noch —

Und immer säumen? — — O du bist ein
Mann,

Und diese Thränen magst du nicht verstehen!

Ferdinand

Ja, ich verstehe sie. Ermanne dich.
Nur einen Augenblick bezwinge noch
Des Busens Ungeduld. Du sollst sie schaun.
In dieser Hütte wohnt, der sie erzog.
Versprich mir denn, du willst ihm nicht zu
früh
Berrathen, was ich dir zu früh vertraute.

Lenore

Laß uns ihn suchen, ich gelob' es dir.
Sie nähern sich der Hütte, Bernardo tritt
heraus

V i e r t e S c e n e

Vorige. Bernardo

Ferdinand

Ehrwürdger Vater, deinen Segen uns!

Bernardo

Seid mir gegrüßt, ihr Kinder. Ich vernahm
Gesang und Spiel in meinem Morgen-
schlummer,

So dank' ich euch mein heiteres Erwachen?

Ferdinand

Wie sangen die und deiner Sylvia.

Bernardo

An deiner Rede Ton erkenn' ich dich
Und an dem Blick, du bist ein deutscher
Jüngling.

Komm an mein Herz, es schlägt für Deutsch-
land warm!

Ah, deines Landes Minnesänger hört'
Ich lange nicht! — Und du bist seine Schwester,
ster,

Ein deutsches Mädchen — seid willkommen
beide

Bernardo

Ja, meine Tochter, immer geht sie hin
Und ziert am Morgen dieses Baumes Laub,
Denn über alles heilig ist er ihr,
Weil sie im Schlummer ein Gesicht gesehen
An dieser Stelle, so gestand sie mir.
Hier sah sie die Geschwister um sich her
Versammelt; auf den Rasen setzt sie sich,
Und wenn die Weste mit den Kränzen spie-
len,

So, sagt sie, wehen ihr geliebte Stimmen,
Wie traulich Flüstern von dem Baum herab.
O wohl vergönn' ich dem geliebten Kind
Die wundervolle Täuschung, die sie still
Beseligt und freue mich des Friedens,
Von dem ihr Herz dann überschwenglich voll.

Lenore

Bevor wir scheiden, sehn wir Sylvia?

Bernardo

Ihr seht sie, denn ihr dürst so bald noch
nicht

Aus meiner Hütt', in die ihr Freude bringt.

Ihr lieben Kinder! o warum, warum

Mahnt euer Anblick an Vergangenheit

So rührend mich und an die fernern Tage,

Die nicht mehr sind! — Wohlauß, so schenkt
mir denn

Ein deutsches Lied, auf daß die Jugendzeit

Die Zeit des Strebens und der Kämpfe mir

Noch einmal kommt und stiller Wehmuth
Wonne.

Beginne du.

Lenore

Was willst du für ein
Lied?

Bernardo

zu Ferdinand

Von Minne sollst du singen,

zu Lenoren

aber du

Ein ritterlich Romanze, das das Lob

Der Frauen birgt und deutscher Mädchen

Erfolg.

Lenore singt

In Nachsturm und Gewitter,

Gesent die düstern Frau'n,

Trabte Lancelot der Ritter,

Dahin durch Waldesgraun.

Da tritt ihm entgegen plötzlich

Ein Riese gar entseßlich,

Der ragt hoch über die Eichen,

Und die Stämme müssen ihm weichen —

An sahn sich beide mit zornigem Draun,

Doch dem Riesen bangte ganz allein.

In Nachts Sturm und Gewitter,
Im Busen kühnen Drang,
Trabte Lancelot der Ritter
Den Felsenpfad entlang,
Da schreitets aus dem Geklüfte,
Und brüllte in die stillen Lüfte,
Und es steigt sein Ross mit Scheuen
Vor dem schrecklichsten der Leuen —
Sein Aug' erhob er ihn anzusehn,
Und der Leu sank hin und starb vor
Graun.

In Nachts Sturm und Gewitter
Schmeichelnd sein'm stolzen Ross,
Trabte Lancelot der Ritter
Ans hellbeglänzte Schloss,
Da weht so süßes Getöse,
O schau heldselig die Schöne !

Die Thränen der Minne gleiten,
Wie sie rührt die klagenden Saiten, —
Er hielt und war es sich nicht bewußt,
Und ein Jagen ergriff die Heldenbrust.

Ferdinand singt

Der Holdseligen
Sonder Dank,
Eing ich frühlichen
Minnefang.
Denn die Eine,
Die ich meine,
Gibt mir lieblichen Habedank.

Ach, bin inniglich
Minnewund:
War zu minniglich
Winkt ihr Mund.
Nacht so grußlich

Und so kuschlich
Daß mirs bebt in des Herzens
Grund.

Gleich der sonnigen
Weidenau,
Glänzt der wonnigen
Augen Blau.
Bart und ründchen
Ist ihr Mündchen
Wie die knospende Ros' im Thau.

Ihrer Wänglein
Lichtes Roth
Hat kein Englein,
So mir Gott!
Eya, saß' ich
Unablässig
Bei der Preislichen bis zum Tod!

Bernardo

An's Auge schau mir, Jüngling, ja du
weckst

Mit diesen Tönen und mit diesem Blick
Hochheilige Erinnerung mir; die alten
Verschwundenen Tage kehren meinem Geist,
Des Freundschaftsbundes denkt er und der
Zeit

Wo ich so muthig, jugendlich als du
An meines Guido Busen lag, sein Blick
War wie der deine, seine Stimme klang
Der deinen gleich, — o mein geliebter Guido!

Ferdinand

Dir starb der Freund?

Bernardo

O lange starb er mir!
Schon vierzehn Jahre sind vorüber, seit
Ein feindlich Loos uns von einander trennte. —

Doch, wenn er lebt, ja, wenn mein Guido
lebt,

So säumt er länger nicht und kehrt zu mir.
Denn ach, ein köstlichwunderbares Pfand
Verlieh der Himmel mir für ihn zu bergen.
Die Tochter ist, die als ein zartes Kind
Im Kriegessturm aus seinen Armen kam,
Und die er lange, lange schon geweint!
Die Tochter gab ein gütiges Geschick
Vor zweien Jahren nun in meine Hütte,
Und ich erkannte sie und sandte schnell
Die freudge. Botschaft — mehr als einmal
sandt' ich

Dem Vater sie — doch keine Lehrte mir
Von ihm zurück — o wahrlich, er ist todt,
Const wär er hier und nähme Sylvia
Aus meiner Hand zurück, er sendete

Den

Den Sohn mir zu, die Schwester sich zu
holen,

Der Kinder jüngste, die geliebteste!

Ferdinand

mit Lenoren zu seinen Füßen sinkend

Er sendet dir die Tochter und den Sohn!
An dich, Bernardo und an Enlvia
Sind wir gesendet, deines Guido Sohn
Und seine Tochter weint an deinem Busen.

Bernardo

Bernando — Lenore!

Ferdinand

Ja, wir sind!
Nimm diesen Ring, ihn sendet Guido dir.

Bernardo

Wo weist mein Guido?

Ferdinand

Nicht auf Erden mehr,
Dort in den stillen Thalen der Verklärung.

Bernardo nach langer Pause

So leb' er mir in euch noch einmal auf,
Bis ich ihm folge — — freudenreicher Tag!
Des Freundes Kinder ruhn an meiner Brust,
Nein, meine Kinder nun! — Seid mit ge-
segnet,

Der Tod allein entnimmt mich eurem Kreis,

Ferdinand

Bernardo war der Lippen letztes Wort,
Und in dem Auge zitterte zuletzt
Noch eine Freudenthräne, der Erinnerung
Geweiht, daß er Bernardo sein genannt.
Ach, seines Hergens letzter stillster Wunsch
War Sylvia zu schaun, die blühende,
Doch in Ergebung schmolz sein Sehnen hin,

Und mir gebot er, Vater ihr zu sein.
Ich soll dir lohnen, was du Sylvia
Gethan, mit Liebe sollen wir es lohnen.
O käme sie zurück! Wie schmacht' ich, ihr
Die Schwester zuzuführen!

Bernardo

Kommt hinein.
Erholung muß ich suchen, denn die Freude
Die nicht in Worten von dem Busen mehr
Zu lösen sich vermag, durchwaltet mich
Verzehrend, kommt und laßt in eurem Arm
Der neuen Sonne meines Glücks mich stehn.

Penore

Auf mich geliebter Vater, stütze dich,
Der Tochter nur ziemt diese schöne Bürde.
Sie führt Bernardo. Alle drei gehn in die
Stätte.

F ü n f t e S c e n e

Carlo

er trägt einen Blumenstrauß

Wo ist sie hin, die liebe Sängerin,
Die freundliche? — Gefangen ist mein
Wesen,

Mein ganzer Sinn von ihrem Zauberton,
Von ihrer Blicke süßen Banden — ach
Unwiderstehlich treibt es mich zu ihr
Wohin ich gehe, walt ihr lieblich Bild
Vor meinen Schritten, immer, immer klingt
Der holden Stimme Klang vor meinem
Ohr.

er tritt an die Thür

Sie ist es, drinnen hör' ich ihren Ton.
Wie? Tret' ich ein? — — Ach, wird sie
euch verschmähn,
Ihr armen Rosen, o so welkt dahin!

Wenn sie auch dich, du treues Herz ver-
schmäht, —
Stieb dann den Sehnsuchtsstod, wie diese
Blumen, —

Noch immer hör ich sie. So laßt denn
sehn

Ob sie vielleicht hervorlockt mein Gesang.
Für mich will ich zu singen scheinen, will
Auf meine Blumen sehn, — sie wird vielleicht
Den Sänger besser als sein Lied verstehn.
singt

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne,
Ja, euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht gestickt,
Schön hat Flora euch geschmückt

Mit der Farben Götterpracht. —
Harte Frühlingekinder, klaget,
Seele hat sie euch versaget,
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Loos,
Gaukelnde Enlphiden schwingen
Buhlend sich um euren Schooß.
Wölbt eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Psühl? —
Harte Frühlingekinder weinet,
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das seligste Gefühl.

Aber hat aus Laura's Blicken
Mich ein grausam Loos verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken

Ihr zum zarten Liebespfand:
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süßer Schmerzen,
Gieß euch dieß Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

Lenore war während des Gesanges der letzten
Strophe aus der Hütte getreten.

S e c h s t e S c e n e

Carlo. Lenore.

Lenore

Wer ist der muntre Säng' er? — Glaube'

ich doch,

Ich hörte Carlo's Stimme, — Ja, er

ist, —

Doch wie? Den Blumen singt ihr Lieder
ver,

Und wer sie hören will, muß euch belauschen?

Carlo

Und wer belauscht, verdiente wol dafür

Daß ihm der Sänger zürnt, denn Überraschung

Fremmt nicht bei jedem Liede, das des
Herzens

Entzückungen erschufen — doch ich bin

Belohnt genug, wenn Leonore mir

Die Blumen nicht, die ich ihr wand, ver-
schmäh.

Was ich in Worten nicht zu fassen weiß,

Und nicht zu deuten, spreche diese Wabe,

Und find' ein willigfreundliches Gehör.

Leonore

Bis sie gestorben, trag' ich sie hinfort

Als ein geliebtes Zeichen dieser Stunde.
Und muß es denn verblühen, so blüh' ein
andres

In meinem Busen unvergänglicher.

Carlo

Laßt mich die Hand denn küssen, die sie
nahm.

O hauch' ich vor euch aus in diesem Kuß
Was ich empfinde, all dieß süße Leid
Und banger Freuden Fülle — — zürnet nicht!
Verstellung ist dem armen Carlo fremd,
Er unterliegt er stürmenden Gefühlen.

Lenore

Er singt die Ruhe mir und euch zurück.
Gesang beschwört das Meer der Leidenschaft,
Und die empörten Wellen legen sich
Und rauschen ernst und feierlich wie vor.

Drum laßt uns fröhlich tauschen Lied um
Lied,
Und horcht dem meinen, das den Frühling
preist,
Denn ihm gebühren ewig neue Lieder.
singt

Sei begrüßt, o holder Frühling!
In dem Säuseln warmer Winde
Schwebst du uns vom Himmel lichte
Wie ein süßer Traum herab,
Rufst herauf die jungen Rosen,
Bettefst dich auf weichen Moosen,
Und es drängen und es keimen
Blümchen selber aus dem Grab.

Hauch des Himmels, der beseelt,
Kommt auf deinen Wonnespuren,
Wandelnd durch die freudigen Fluren

Ruft er alles zum Genuß,
Und ein jugendlich Vergnügen
Trinkt, was lebt, in langen Zügen,
Durch den Schnee der Blüthenwipfel
Tauschen Täubchen Kuß auf Kuß.

Ah, und zitternd und verschwiegen
In des Herzens Heiligthume
Blüht die liebe, stille Blume,
Jeden Pulsschlag weckt die Lust,
Und es quillen süße Thränen,
Und ein innig, innig Sehnen,
Nie begriffen, nie verstanden,
Schwellt die ahnungsvolle Brust.

Aber bald wirst du verschwinden,
Frühling, deine Rosen enden,
Ah, Unsterblichkeit zu spenden
Mangelt dir das Zauberwort, —



Stieh dann nimmer und verschwinde,
Durch des Busens stille Gründe
Blüht von Liebe mir gesponnen,
Nun ein ewger Frühling fort.

Pause

Penore

Nun lieber Carlo, auf und rasch gesungen,
Es ist an euch und ich erlass' es nicht.

Carlo singt

O mußttest du entfliehen,
Der Wunder süße Zeit!
Da klagten guten Göttern
Die Liebenden ihr Leid.

Und wurden sanft und leise
Zur schöneren Gestalt,
Ach, bald zu Nachtigallen,
Zu Hyacinthen bald.

Ich wäre wol ein Spiegel
Zu schauen immer dich,
Dein Schleier möchte ich werden,
Dann immer trügst du mich.

Die Badequell zu stutten
O Schöne, wünscht' ich mir,
Und duftet' ich als Salbe
Aus goldenen Locken dir!

Wär' ich der Flor des Busens
Des Nackens Perlenschnur,
Und drückte mich, Sandale,
Der Ehre der Füßchen nur!

Carlo war während des Gesanges an ihr nieders
gesunken. Lange Pause. Sie steht auf.

Penere

Und immer soll ich harren? Immer noch?
Zu lange schon bekämpf' ich Ungeduld.

Hinweg von hier, entgegen meiner Schwester! —

Ihr wißt den Pfad, den Sylvia gegangen,
O, führt mich zu ihr hin!

Carlo

In jenem Hain
Verweilt sie stets, dort werden wir sie finden.

Lenore

So kommt, zum Lohn erzähl' ich euch,
warum,

Mich so gelüftet, Sylvia zu schaun.
Beide gehn ab

S i e b e n t e S c e n e

Sylvia

Kommt nach einer Weile aus den Coulissen des
Vordergrunds

Ich mag nicht länger bleiben, denn mich graut

Allein zu sein — kein Blattgeliäpelt sprach
Im Hain; so heimlich wars und wunderstill,
Die Vögel schwiegen, Sylvia nur allein
Krauschte im Gebüsch und sprach mit Sylvia,
Ach! Still und Ruh umher, warum nicht

hier

Im Busen auch? Nein, hier ist niemals

Ruhe. —

Was fehlt dir, armes Mädchen? Weine
nicht.

Du sollst nicht weinen, sagt der Vater
immer,

Und er hat Recht, denn niemand weint als
ich.

Sie ruht am Quell und wischt eine Blume
linab

Da hüpf hinunter, Reilchen, schwimme weit
Und immer weiter, wie der Bach dich trägt,
Bis du zu jenen fernem Landen kömst,

Den heiligen, wohin mein Sehnen fliegt,
Da schwimm' ans Ufer und verschende. Eüß
Ist wol der Tod in heimathlicher Flur. — —
O du bist einsam, Sylvia und verlassen! —

A c t e S c e n e

Sylvia, Bernardo.

Sylvia eilt auf ihn zu und läßt ihn

Bernardo

Du lehrst so früh vom Walde, meine Tochter?

Sylvia

Ja, lieber Vater, frage nicht warum,
Ich weiß es nicht zu sagen, ach ich glaube
Sylvia ist krank, so bange pocht ihr Herz,
Und in der Einsamkeit ergriß es sie

Wie

Die Furcht und Beben — sei darum nicht
böse,

Es wird vorübergehn, es wird gewiß.

Bernardo

Doch wünscht' ich heute, liebe Tochter, mehr
Als je dich stark und wohl gefaßt auf alles.

Sylvia

Warum denn heute?

Bernardo

Setze dich zu mir.

Ein Traum hat mich erquickt, du sollst ihn
wissen.

Versprich mir ruhig zuzuhören. Sieh,
Gerade dieser, glaub' ich, wird erfüllt
Gewiß erfüllt, weil er so täuschend kam
Und so lebendig hell.

Sylvia

O rede, Vater!

[10]

Bernardo

Du weißt, Bernardo ist dein Vater nicht,
Schon seitdem vorgelenz entdeckt' ich dich,
Und wie vor Jahren als ein zartes Kind,
Ich dich empfing —

Sylvia

Nein, davon rede nicht,
Nicht davon, mache Sylvia nicht traurig.

Bernardo

Still, unterbrich mich nicht. Es träumte mir,
Am frühen Morgen träten mit Gesang
Zwei holde Fremdlinge in meine Hütte.
Der ein', ein deutscher Minnesänger, schön
In blühnder Jugend, und die mit ihm kam
War seine Schwester, ähnlich die in allem.
Sie grüßten freundlich mich und fragten
dann

Nach Sylvia, da führt' ich dich hinein,

Und wie du eintrafst, riefst du überlaut,
Mein Bruder, meine Schwester! — Und sie
 waren,

Aus ferner Heimath waren sie gekommen,
Und deiner Spur gefolgt in dieses Thal,
Und sie erkannten dich und hingegeben
Der seligsten Urmarmung, schlugen endlich
Vereint die Schwesterseelen an einander. —
Ich aber sah gen Himmel dankend auf.
Mein letzter Wunsch, mein einziger, war
erfüllt,

Ich sah dich glücklich, liebe Sylvia. —
Was meinst du? Hätte mich der Traum
getäuscht?

Wie, oder wär' es Ahnung wol gewesen
Der nahenden Erfüllung?

Elyvia

Ja, ich fühl' es,
Ich fühle, es wird erfüllt!

Bernardo

Oft trägt ein Traum,

Sylvia

Nein dieser nicht, nein dieser wahrlich nicht!

Bernardo

Nun, was du gläubig hoffst, vermagst du
auch

Zu tragen, denk' ich —

Sylvia bang ausblickend

Wird er nicht erfüllt?

Bernardo

Er ist es schon. Erkenne deinen Bruder.

Ferdinand war aus der Hütte getreten,
Sylvia starrt ihn an und sinkt in seine Ar-
me. Pause.

Neunte Scene

Vorige. Ferdinand

Ferdinand

O meine Schwester — das ist meine Schwester!
ster!

Seht, wie sie zittert, wie sie mich umschlingt,
Die lange Trennung gut zu machen — seht,
Der Wonnerausch macht heilige Zähren rin-
nen,

Gestillt ist all' ihr Sehnen denn sie ruht
Am brüderlichen Busen!

E Sylvia nicht ohne Schwärmerci

Willst du auch

Gewiß nicht wieder von mir gehen? Willst
du

Bei Sylvia nun bleiben immerfort?

Ferdinand

Wo war ich bei dir?

Sylvia

Dort am Rasen schlief ich,
Da sah ich dich, da bist du mir erschienen,
Doch nicht allein ersiehst du — o wo ist sie
Die mit dir kam? Wo hab' ihr sie verborgen —
Verborgen meine Schwester?

Sie will in die Hütte

Bernardo

Fasse dich.
Sie ist nicht fern von hier, du siehst sie
 bald.

Sylvia

mit freudiger Geschäftigkeit

Voll süßer Ahnung wand ich diesen Kranz,
Für dich ward er gewunden, nimm ihn hin!
O wie so wohl ist deiner Sylvia.
Wohl weint sie, Vater, aber freue dich,
Nun kennt sie Freudenthränen! - Freue dich

Ich habe meinen Bruder! — Ja, nun weiß
ich,

Nun fühl' ich wol, warum ich traurig war
Und immer traurig, war ich nicht allein
Allein mit meinen Blumen, meinen Vögeln?
Wohl nickten freundlich mir die Blumen zu,
Die Vögel sangen muntern Morgengruß
Wenn ich den Hain betrat — doch hier mein
Hertz

War öd' und einsam und es zog mich hin,
An dämmernden Gestalten mich zu freun,
Die mir erschienen, wenn ich schlummerte.
O, nun ist alles, alles ist erfüllt!
Ich habe, die ich liebe! —

Ferdinand

Ja, du hast sie,
Und ewig bleiben wird die diese Stelle.
Sie liegt in seinen Armen. Pause.

Sylvia

In die Scene blickend

Ha! Dort, wen führt dort Carlo her? —

Sie ist,

Das ist die Schwester, — doch sie ist so schön,

Ich fürchte mich — geh hin und bitte sie,

Daß sie mich liebt!

Ferdinand

Da sprich für dich allein!

Lenore und Carlo sind gekommen, Ferdinand
weist ihr Sylvia zu.

Zehnte Scene

Vorige. Lenore. Carlo.

Lenore

Geliebte Schwester!

Bernardo

Blick hernieder, Guido,
Und schau die Kinder, die ich dir vereint!
Nur einmal komm und schau die selgen drei,
Ein einzigmal! — O, wo du immer weilst,
Jetzt bist du nah uns, säuselst um uns her,
Ein stiller Schatten, freust dich der Verei-
nung! —

Nun darf ich bald zu dir mich sehnen, bald!
Denn keinen Wunsch hab ich hienieden mehr.

Lenore

Beliebte, langersehnte Schwester!

Elyvia

Wirst

Du lieben, so wie ich dich lieben will?
O sieh mich jetzt nicht an, denn ich muß
weinen,
Und nicht zu sprechen weiß ich.

Lenore

Ferdinand!

Welch' eine Freude schuf uns dieser Morgen!

Ferdinand

Dank dir, o Vater, Dank für diese Stunde!

Du führtest sie herauf, du pflegtest uns

Dies' helde Wesen, das wir Schwester
nennen —

O, womit lohn' ich dir!

Bernardo

Verlaß mich nicht,

So bin ich hochbelohnt.

Ferdinand

Verlassen? Wie?

Du Thal des Friedens, selge Stätte, wo

Mir dieser Morgen ward, geliebter Grund

Voll stiller Freuden — dich soll ich ver-
lassen? —

Und doch — und doch! — o weh mir, daß
ich muß!

Bernardo

Nein, Ferdinand, mach mich nicht kinderlos,
Nicht einsam meines Lebens Abend, nein,
In eurer Mitte will ich sterben.

Ferdinand

Weh!

Weh, daß ich muß!

Bernardo

Was fesselt dich?

Ferdinand

Daheim

Verließ ich die Geliebte! — Hast du nicht
Des Glückes genug, du unersättlich Herz?
Ein Freudenhimmel ward dir aufgethan,
Und doch genügt dir's nicht, doch hegst du
immer

Noch einen Wunsch, noch eine Sehnsucht,
noch!

Bernardo

Ich laß euch nicht.

Ferdinand

Warum uns daran mahnen,
An Scheiden mahnen? — — Ach sie hören
tens nicht,

Noch sind sie sprachlos, Brust an Brust ge-
preßt,

Im Blicke tauschen sie die Seelen aus,
Und schmelzen noch in Wonne der Verei-
nung!

Carlo

Kommt, lagert euch im Kreise! Minnesänger,
Nimm deine Laute, komm o Sängerin,
Und bahne der Entzückung einen Weg
Die jetzt uns all' in bangem Schweigen hält,

Des Busens wogende Gefühle schmilzt
In sanfte Wehmuth um.

Ferdinand

Lenore, komm,

Der Vater will ein Lied.

Bernardo

Ja, spielt und singt

Auf daß wir ruhig werden.

Lenore

Nun, so hörst,

Und singt vereinigt alle mir den Chor.

So setzen sich an der Hütte nieder

Lenore singt

Freude, du kommst wie aus den Höhen
Gegen des Himmels niederträufst!
Kommst im leisen, leisen Wehen,
Kommst und keiner mag verstehen,
Was ihn so mit Macht ergreift,

Alle

Bleibt, ihr flüchtigen

Ach, zu nichtigen

Stunden, — flieht, wenn euch nichts
bewegt!

Heil dem Ländlichen,

Der unendlichen

Vorn der Freud' in dem Busen trägt!

Lenore

Anmuth des Himmels in den Bügen

Kommst du an treuer Liebe Hand!

Wenn der steile Pfad erstiegen

Bauberst du ihr ein verschwiegen

Wunderholdes Heerland.

Alle

Bleibt, ihr flüchtigen u. s. w.

Lenore

Freude du kamst und aufgeschlossen

Müssen der Seelen Tiefen sein!
Wo dein Nektar ward genossen,
Durch den Busen hingegeben
Walt ein Feuer sanft und rein!

Alle

Bleibt, ihr flüchtigen u. s. w.

Lenore

Schwester, die Thränen von den Wangen!

Sprachst du zur Liebe, — mag die Zeit
Rollen, hab' ich dich umfassen,
Ist nichts künftig, nichts vergangen,
Gegenwart ist Ewigkeit,

Alle

Bleibt, ihr flüchtigen u. s. w.

Pause. Ferdinand steht auf

Ferdinand

So horcht denn nun auch meinem Liede, das

Heraus aus meines Busens Tiefe tönt,
Und meine Wehmuth, meine Liebe spricht,

spielt und singt

Hört ihr nicht das süße Singen
In den Auen überall?
Nicht die Wunderlieder klingen,
Ehaut den bunten Ager an,
Und die lichte lustge Haide
Die sich mit dem schönsten Kleide
Vor dem Mai hat angethan.

Wie sich ihm entgegenfreuen
Aus dem Thau die Blümlein!
Alle Welt will sich erneuen
In der Sonne goldnem Schein.
Und nur ich muß trostlos sein,
Mich soll nicht der Lenz entzünden,
Ich soll keine Gnade finden
Vor der Treuerkohnen mein!

O du

O du liebereiche Minne,
Wend', ach wende meine Noth!
Wo ich deiner Hut entrinne,
Bin ich ewig freudentodt.
Deine Hülfe hilfst allein,
Muß ich scheiden, nie zu kehren,
Ach was soll mir Trost gewähren?
Gnade laß mir angedeihn!

Minne, wer dich nicht gewinnt
Stirbt den allerherbsten Tod.
Füge, daß mich lieblich minnet,
Der Geliebten Mündlein roth.
Wie du wohnst im Busen hie,
Wie du leitest meine Sinne;
So gewaltig werthe Minne,
So gewaltig leit' auch sie!

E l f t e S c e n e

Vorige. Ein Greis führt einen Knaben die
Anhöhe herab.

Greis

Hier wohnt Bernardo, den du suchst. —

Da schau,

Der Greis dort ist im Schatten junger

Bäume —

Holdselger Knabe, Gott geleite dich.

geht ab

Knabe

in den Vordergrund gehend, den Andern gegen-
über

Sie sind es — — Muth noch einen Augen-
blick!

Bekämpfe dich und schweige noch, o Herz!

er nähert sich ihnen

Sei frommer Vater mit begrüßt! Ich hörte

Um deine Hürte heimischen Gesang.
Nach ich bin Snger, zwar ein Knabe noch
Ein zarter Knabe, dennoch mein' ich wol
Den Jüngling zu besiegen im Gesang,
Den ich vernahm; wenn du die Freude mir
Vergnnst, so whl' ich auf der Stell' ein Lied
Was mir gefllt, dann mgt ihr alle richten,
Ob mir der Kranz gebhret oder ihm,
Der dort so stolz um seine Schläfe prngt!

Er nimmt rasch seine Zitter von der Schulter,
prludirt und hebt an.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Verden schwirrten
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht woher sie kam,

Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Vereist auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichen Natur.

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Blumen, jenem Früchte aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Ferdinand

Was ist das? Welche Stimme hör' ich da?
Wer bist du, wunderbarer Knabe? Wer
Lieh diese Töne dir?

Unabe

Adelaide!

er stößt an seine Brust, der Ent entfällt ihm,
die blonden Locken wallen herab

Ferdinand

Gähst dich ein Wunder zu mir, ist's ein Traum?

Adelaide

Die Liebe that's.

Pause

Ferdinand

Ich halte dich umschlungen,

Adelaide! Weit und breit umher

Wo ist noch einer glücklicher als ich,

Wo einer reicher noch? Adelaide! —

Adelaide

Sieh, nicht umsonst vertrauest du beim

Abschied

Mir das Geheimniß deiner Wallfahrt an.

Du bist ein Mann und Männer können scheiden.

Das schwache Mädchen trägt die Trennung
nicht,

Und achtet nicht Gebürge, nicht Gefahr,

Und folgt am Pilgerstabe dem Geliebten! — —

In Contradins Geleit bin ich gekommen,
Die Knabentracht barg vor der Neugier mich —

O Ferdinand, du waltest nicht umsonst?

Du fandest sie?

Ferdinand

Ulmarme deine Schwester! —

Noch zitter' ich, noch, es möchte Täuschung
sein,

Ein nichtig Traumbild möcht' es mir ent-
fliehn,

Das schöne Glück, das überschwengliche.

Bernardo

Erhole dich an deines Vaters Brust.

Nun scheidet uns der Tod allein, Fernando!

Ferdinand

Ja, nun auf ewig dein, geliebtes Thal,
Auf ewig dein! O, welch ein Himmel schließt
Die rosenfarb'nen Pforten nun mir auf!
Wir sind vereint!

Lenore

Laß diese Thränen sprechen,
Adelaide, mehr vermag ich nicht!

Sylvia

zu Adelaide

Ah, darf ich dich auch Schwester nennen?

Adelaide

Schwester,

Du holder, süßer Bögling der Natur!

Bernardo

während sich alle um ihn sammeln

Seid mir gesegnet, meine Kinder alle!

Hier um mich her seßt ihr euch, Hütten baun,
Der Freundschaft und der Liebe sanftes Glück,

In trauter Näh' auf ewig so vereint,
Soll euch beseligen und jeder Morgen
Und jeder Abend sei von uns begrüßt
Mit frohen Liedern, also fließe dann
Ein stiller Tag dem stillen Tage nach,
Und immer schöner schlinge sich das Band
Und inniger, das unsre Seelen fesselt.
Im Lenz ward der schöne Bund geschlossen.
Gefelert werd' er jeden neuen Lenz.
Er bracht' uns den Vereiningestag — wohlauf!
So stimmt denn ein, umschlungen Arm in
Arm,
Und singt mit Freudenthränen Lenzgesang.

Schlusssong

Eine Stimme

Der Frühling ist gekommen,

Es schallt der Hain von Gesängen.

Der Frühling ist gekommen,

Es singt die Nachtigall.

Der Chor wiederholt

Eine Stimme

Es locken laue Lüfte

Aus langem Schlummer die Blüthen,

Es spielen junge Wespe

Mit zartem Buchenlaub,

Mit Veilchen an dem See.

Chor

Der Frühling ist gekommen u. s. w.

Eine Stimme

Die Schmetterlinge flattern,

Es summen Vienen um Blumen,

Es bauen froh die Schwalben,

Der Storch auf unserm Baum,

Am Quell die Nachtigall.

Chor

Der Frühling ist gekommen u. s. w.

Chor

Die Mutter trägt den Säugling
Hinab in wehende Lüfte,
Er sieht die schöne Sonne,
Und haucht nach Himmelblau
Und athmet Himmelsluft.

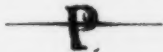
Chor

Der Frühling ist gekommen u. s. w.

Eine Stimme

Der Frühling ist gekommen,
Mit ihm die lächelnde Freude,
Der Frühling ist gekommen,
Die Liebe kam mit ihm,
Die Liebe kam mit ihm!

Der Chor wiederholt, unterdessen fällt der Vorhang.



A n n e r k e n n u n g

Was die in diesem Spiele vorkommenden
Pieder betrifft, so ist

Nro. III vom Verfasser nach einem französischen
Sonett bearbeitet,

— IV von Voß

— V und X von Schiller

— VII nach Anacreon

— IX nach der „Frühlingsklage des
schwäbischen Minnesängers
Hartn von der Warte

— XI vom jüngeren Grafen Stolberg

Die übrigen gehören dem Verfasser ganz.

P

A d r a s t

ein Trauerspiel

in einem Aufzuge

Personen

Crösus

Atys

Monime

Adrast

Sprecher der Mysier

Boten

Mysier und Lydier

P,

S c e n e

Prachthalle im Pallaste des Kreus. Vermählungsfeſt des Atros und der Menime. Im Vordergrunde Kreus zwischen den Vermählten an einem mit Eriſen und Wein beſetzten Tiſche. Im Hintergrunde mehrere Tiſche, an welchen die Lpdier ſitzen. Muſik. Während des Gefanges tritt Adraſt ein.

Chorgeſang

Jauchze, Lied, im frohen Kreis!
Vieles mag den Menſchen laben,
Aphrodites holde Gaben,
Ihnen doch gebührt der Preis!

Erösus

Pauken, Cymbeln, still einmal,
Denn mich dünkt, es trat mir Neben
Und im Reisemantel eben
Dort ein Fremdling in den Saal!

Adrast

beherztetend

Staune nicht, o großer König,
Erösus, Fürst im Lydierreich,
Dem an Reichthum keiner gleich,
Dem halb Asien unterthänig,
Und ihr andern hohen Gäste,
Seid gewogen, schauet mild,
Daß ein Mann von Ansehn wild,
Sich hier drängt zu eurem Feste:
Vor dem Regen, vor den Stürmen,
Die beinah mich umgebracht
In der rabenschwarzen Nacht,

Well

Wollt ich mich ein wenig schirmen.
Doch ich darf allhier nicht weilen,
Lebet wohl und habet Dank!
Rausche weiter, Festgesang,
Aber ich muß fürder eilen!

er will abgehn

Erösus

Fremdling, halt und bleibe stehn!
Hältest du uns für Räuberschaaren,
Bin ich König der Barbaren,
Hieß ich dich schon wieder gehn?
Und wohin willst du noch kommen?
Draußen braust es, glänzt kein Stern,
Einen Gast ja pflegt man gern,
Huldreich heiß ich dich willkommen! —
Sclaven! Purpurne Gewand!
Leg nun ab dein Reisefleid,
Leg Lust hier an und Freud,

Die herrscht heut in meinem Lande!
Atys meinem theuren Sohn,
Ist Monime heut verbunden,
Darum klingt aus allen Munden
Lauter Juchz, Jubelton.
Tritt heran zum Hochzeitmahl,
Wünsche Segen dem Vereine,
Labe dich am goldnen Weine,
Nimm den blinkenden Pokal!

Adrast

Dies hier ein Vermählungshaus,
Alle Blicke froh und heiter!
Um so mehr muß ich dann weiter
Wieder hin in Sturm und Graus.
Wie sich Nacht und Sonne scheiden,
Wie der Anfang von dem Schluß,
Wie Zeus Thron vom Tartarus,
Scheid' ich mich von allen Freuden.

Götter, nenn ich euch gerecht!
Warum nehmt ihr nicht dieß Leben?
Fürst, die Kunde laß dir geben:
Elend bin ich, doch nicht schlecht. —
Unterdrücke deine Fragen,
Es verpestet schon mein Bruch,
Wenn ich weile, mußt du zogen,
Hemme nicht den irren Fuß.

er eilt fort

Erösus

Halt, o hemmet ihn, ihr Wachen,
Bring zurück ihn, Kriegerhauf!
Thäte sich des Todecaraden
Jeho gräßlich vor mir auf,
Bellte Cerberus mich an,
Würde alles sich in Zähren
Und in ödtes Nichts verkehren,
Fremder, räthselhafter Mann!

Dennoch will ich alles wissen!
Ja, dein Blick, er ist nicht gut,
Ganz umflort von Finsternissen
Starrt er in Verzweiflungsmuth.
Doch, du handeltest nicht niedrig,
O so helle deinen Blick!
War dir unhold das Geschick,
Doch nicht immer ist es widrig;
Und schon jezo war dir's milde,
Denn in Lydiens Gefilde
Bist du, bist zu mir gekommen!
Crösus ist, so viel ich weiß,
Reich und mächtig nächst dem Zeus,
Sprich und sei nicht mehr bekommen!

Adrast

Nun, so wasch ich meine Hände!
Widerruf, es ist noch Zeit,

Stürze dich nicht selbst in Leid,
Und bedenk, o Fürst, das Ende!

Erösus

Ha, so sagte auch der weise
Eolon, als ich jüngst ihn fragte,
Und mich hat das Wort geplagt,
Und es schauerte mich leise!
Wild erschreckt von schweren Träumen
Schwanket mir der Königsstirn,
Daß ich fast wie andre bin.
Doch was kann mir Böses keimen
Aus so gottgefälliger That?
Du bist krank, du sollst genesen,
Dich vom Dämon will ich lösen,
Heißt es gut Kronions Rath.
Drum macht mich auch dieß nicht bänger!
Widerrief ich je mein Wort!
Nein, ich lasse dich nicht fort.

Rede denn, und schweig nicht länger!
Nenne flugs mir deinen Namen
Vaterland, sowie Geschlecht,
Denn du bist, vermuth ich recht,
Eh aus königlichem Samen
Als ein Lohnknecht oder Pflüger,
Edel ist dein Gang und Ton.

Adrast

Ich bin König Gordies Sohn,
Midas Enkel, bin ein Phryger.

Erösus

Ei, so bist du ein Verwandter,
Sei aufs neu willkommen, Gast!
Und wie heissest du?

Adrast

Adrast,

Ich ein Stadt- und Landverbannter.

Erösus

Wer hat dich verbannet?

Adrast

Ich.

Aber hör es vom Beginne,
Werde ganz das Schreckniß inner,
Das verhängt ist über mich.

Unsre weisen Dichter sagen:
Schwer erträgt sich Mißgeschick,
Aber fürcht o Mensch das Glück,
Schwerer ist es zu ertragen.
Diesen Spruch hab ich erfahren;
Weh mir, ich ertrug es nicht.
Hell umsonnt von Glückes Licht
Lebt ich hin in Kindheitsjahren,
Meine Glieder ohne Fehle,
In der Jagd, im Krieg gewandt,
Scharf und richtig mein Verstand,

Innigen Gefühls die Seele.
Doch bei so erlesnen Gaben,
Wurde mir noch ein Geschenk,
Keiner hat es, wie ich denk,
Und es wirds auch keiner haben.
Jeder Mensch hat Genien
Zwei, den guten und den bösen,
Mir schien Parca zu erlesen
Nur allein den freundlichen.
Mocht es Ernst sein oder Spiel,
Alles, was ich that, es glückte,
Jeder Pfeil, den ich entdrückte
Von dem Bogen, traf zum Ziel;
Wie auf eines Herren Wink
War Erfüllung stets gewärtig,
Was ich anfang, war schon fertig
Wie gebannt vom Zaubertring.
Was ich gab, es machte reich,

Was ich rieth, es war das Beste,
Feste wurden durch mich Feste
Und ich schien den Göttern gleich.
Doch wie Midas einst, mein Ahn,
Bei des Wettstreits schöner Feier,
Nachgesetzt die goldne Leier
Und Apolln Schmach angethan;
Wie er dann gebüßt, der Thor,
Denn kaum hatt' er es verkündigt,
Als das Glied, das es gesündigt,
Auch bestraft ward, das Ohr:
So hab ich mich, mehr bethört,
Gegen aller Götter König,
Dem Zeus selbst ist unterthänig,
Gegen das Geschick empört.

Einst an einem heiligen Tag
Als des ganzen Volkes Zungen
Schicksals höchste Macht besungen,

Rief ich spottend durchs Gemach:
„Wie zum Schicksal betet ihr?
Trunken seid ihr wol vom Schlafe,
Euer Schicksal ist mein Slave,
So gehört die Ehr auch mir.“
Doch ein Donnerkrachen scholl,
Als ich kaum gesagt die Rede!
„Ha, so rüste dich zur Fehde!“
Rief ich ganz des Wahnes voll.
Doch die Zunge ward gelähmt
Für den Augenblick mir plötzlich,
Stumm mit offnem Mund' entsehrlich
Stand ich reuig und beschämt.
Aber nichts half jetzt die Reu,
Denn auf allen meinen Wegen
Trat ein Unhold mir entgegen,
Täglich büßt ich ihm aufs neu.
Mein beglückender Gefährte

War entflohn, ein böser Feind
Hatte sich mit jezt vereint,
Der mir jede That verkehrte.
Eiers, meint' ichs auch noch so gut
Ehuf ich Andern bittere Schmerzen,
Und bei menschlichmildem Herzen
Schien ich doch von Furienwuth.
Auszuweinen meinen Harn
Wollt ich in den bösen Tagen
Um der Mutter Wanken schlagen
Einstmals schmeichelnd meinen Arm.
Ach in ihre Augen ein
Mussten sich die Finger bohren,
Und auf ewig sich umflören
Ihr des holden Lichtes Schein.
Einer Freundin gab ich hin
Einen Gaul als liebste Gabe!
O vermaledeite Gabe,

Unglücksfelge Reiterinn !
Wie von Sinnen kam der Rapp,
Mit erschrecklicher Geberde
Warf er sie sogleich zur Erde,
Und erlahmt schleicht sie am Etab.
So geschahs ohn' Unterlaß,
Keinen durst' ich an mich schließen,
Coste' er es nicht strenge büßen,
Meine Liebe glich dem Haß;
Abhold war mir jedes Herz.
Nur ein Bruder war mir blieben,
Wagt' es dennoch mich zu lieben,
Tröstete den dumpfen Schmerz.
Und ich that ihm Lieb' und Gutes,
Meiner Hoffnung Reis ward grün,
Zweifelnd, doch fast frohen Muthes,
Weil der böse Dämon schien
Endlich sich mic zu versöhnen,

Doch nur um so schrecklicher
Gänglich meiner Seele Herr,
Seiner Rachewuth zu stöhnen!

Einst vernahmen wir, daß Räuber
Frey durchstreiften unser Land,
Plündernd Geld und Gut und Weiber.
Mit dem Bruder flugs entbrannt,
Abzustrafen die Beleidigung
Sahen es schleunig auch gethan,
Blutig machten sie uns Bahn,
Raum sich mannend zur Vertheidigung.
Einer lebte noch allein,
Aber stark, behend, erfahren,
Wußt' er stets sich zu bewahren;
Endlich floh er, doch zum Schein.
Mit der Rache Ungestüm,
Mit des Ulixes Riesenschnelle
Folgte stracks mein Bruder ihm.

Aber kaum war er zur Stelle,
Als ihn dessen Händ' umkreisten,
Und ihn warfen auf den Grund;
Schmählich hätt' er ihn zur Stund'
Umgebracht mit bloßen Fäusten:
Sieh, ein Retter in der Noth
War ich da, mein Säbel kletterte,
Jeho holt' ich auf, es schwirrte
Triumphirend hin der Tod.
Doch die riesenstarken Glieder
Ehlüpften fort wie Wind und Traum,
Meinem Streiche gab er Raum,
Und ich hieb den Bruder nieder,
Starrend sank ich selbst zur Erde,
Aber jener lachte Hohn,
Mit der Hölle wildem Ton,
Mit verzerrter Geberde.
Und ich bat, des Lebens müde:

Aus Erbarmen, tödte mich!
Er drauf: „Tödte selber dich,
Eher hast du nimmer Friede;
Abzubüßen deine Schuld,
Sollst du Unglück stiften, morden,
Und erst an der Letzte Borden
Nehret dir der Götter Huld.“
So verschwand er in die Lüfte,
Aber weit zerfliehet war
Angstvoll der Genossen Schaar.
Flüchtig selbst durch Berg' und Klüfte
Irrt' ich täglich, irrt' ich nächtig,
Ha, mir fehlte nur ein Stahl!
Und nun steh ich hier am Mahl,
Halt nur der Besinnung mächtig.

Erösus

Weh, dem Menschen, dem Verboeten,
Der da kämpfet mit dem Gott!

O des schrecklichen Gefährten!
Ha, mich grauste bei dem Spott!
Wie Geschloß des Todes tauschte
Deiner Rede wilder Ton,
Daß ich ängstlich nach dem Sohn,
Nach dem vielgeliebten lauschte!
Schien er mir doch selbst zugegen,
Jener Dämon alldieweil,
Schärfend deiner Zunge Pfeil,
Insgesamt uns zu erlegen.
Dennoch hab ichs fest erkühret,
Wär ich selber auch das Ziel!
Dieses Irrsals grimmig Spiel
Hat mich viel zu tief gerühret,
Und nicht feig ist meine Seele.
Fürder sei nicht mehr verbannt,
Reiche meiner Hand die Hand,
Rein bist du von andrem Fehle.

Nicht

Nicht die Kinder dem Thyestes
Brietest du mit kaltem Blut,
Nicht erschlugst im Rachemuth,
Du die Mutter wie Orestes.
Dennoch seinem ängstigen Rufen
Ward Begnadigung zu Theil,
Und er holte frisches Heil
Von Apollons goldnen Stufen.
Ehicksal, sieh der Neue Wehmuth,
Kannst du mehr noch Opfer fordern,
Können schönre Flammen lodern
Als des Auges stille Demuth?
Drum, Adrast, wirf weg das Grauen,
Viel vermag der Mensch allein,
Wolle nur, du wirst es sein,
Gasse männliches Vertrauen!
Doch den Göttern sei die Ehre!
Noch bist du vom Blut nicht klar

Tritt hieher an Zeus' Altar,
Daß ich nach Gebrauch dich kläre!
Sklaven, zündet an das Feuer,
Gießet ein den Opfertrank,
Flötet ihr den Bußgesang
Zu des Mordes Cühnungsfeier!

Die Sklaven zünden das Feuer an und bring-
gen das Opfergeräch

Chorgesang

Habt Erbarmen, all ihr Götter,
Und vor allen, Reinger Zeus!
Sieh, wie flehn auf dein Geheiß.
Habt Erbarmen, all ihr Götter,
Mit dem Mörder hier im Kreis!
Tilgt die Blutschuld, seid ihm Retter,
Habt Erbarmen, all ihr Götter,
Und vor allen, Reinger Zeus!

Erösus

lauf der einen Seite des Altars

Wie ich hier mit heilger Scheere
Dieses Haar vom Haupt dir scheere,
Also Zeus mit deiner Huld
Bei durchschnitten seine Schuld.

er wirft das Haar in das Feuer

Wie es hier von Feuers Jungen
Schnell zermalmt ist und verschlungen,
Also dein Vergehen auch
Schwind' es hin in Asch' und Rauch.

auf der andern Seite des Altars, er bietet ihm
eine Schale dar

Dieses Wasser, wie aus Pothos
Heiligem Fluß geschöpft, tödt' es
Der Erinnerung grimme Qual,
Schenke sie in Okeanos Thal.

er reicht ihm einen Becher und einen Stab

Nun erwacht vom böen Traume

Lege dich mit Bacchus Schaume,
Und aus der Verzweiflung Grab
Führe dich dieser Ihyrsusstab.

in der Mitte des Altars, er legt ihm ein Kleid
um

Ja, du bist nicht mehr verloren
Tritt hervor, wie neugeboren!
Sei dieß schwanenweiße Kleid
Dem Entsündigten geweiht!

Auf ins frische grüne Leben,
Laß mich Gruß und Kuß dir geben,
Leucht' ihm wieder Sonnenglanz,
Schmück' ihn dufter Blumenkranz.

er läßt ihn und setzt ihm einen Kranz auf
Ehorgesaug

Du Gereinigter, willkommen,
Bünde wieder an den Blick,
Denn versöhnt ist dein Geschick!

Du Vereinigter, willkommen
Heiße nun aufs neu dein Glück,
Zeus hat dir die Schuld entnommen!
Du Vereinigter, willkommen,
Hände wieder an den Blick!

Adrast

Unruhvoll noch wogt die Brust,
Mich durchbeben leise Schauer,
Milde Hoffnung, bange Trauer,
Rascher Wechsel, Schmerz und Lust!
Ist es Traumbild, ist es wahr!
Darf ichs wagen, soll ich hoffen,
Steht das Leben neu mir offen?
Ja, ich fasse Zeus Altar!
Estrahlst du Licht in meine Nacht,
Deckst du mich mit deinem Schilde,
O so sei für deine Milde
Dir mein erster Dank gebracht!

Doch die mächtigere Kraft,
Die verhülltgeheimnißvolle,
Hat sie mich aus ihrem Grolle,
Mich entlassen ihrer Haft?
Sie, erkennend keinen Herrn,
Sie allein unsterblich waltend
Ohne Richter ob uns haltend,
Ewig nah und ewig fern:
Hast auch du dich mir versöhnt,
Bin ich meines Fehles ledig,
Schaust auf mich du wieder gnädig,
Hörst du den, der reuig stöhnt?
Doch, was schwahet noch mein Mund!
Vor dir ziemt es nur, zu schweigen;
Doch willst du dich huldreich zeigen,
Bald, o bald dann thu mirs kund!
Tränke nicht mit Gift die Saat,
Die ich fröhlich ausgestreuet,

Lass das Herz mir unbedrückt,
Gib mir wieder frei die That!
Aber kann mein Tod allein
Die Unfühnbare versöhnen,
Bald dann laß die Senn' ertönen,
Tilge bald dieß arme Sein! —
Nun, zu dir, o Fürst, gewandt,
Und du Schaar, wie gerne würd' ich
Euch den Dank bezahlen würdig,
Nicht durch eitle Worte Tand,
Nein durch Thaten schön und groß!
Zusall, sei mir doch erbötig,
Gerne, o wie gerne böt' ich
Mich dann dar dem Todesloos.

an Altes und Neuen

Jeder Wunsch, wie ist er arm!
Für zwei liebende Gemüther

Gibts nicht Freuden, gibts nicht Güter
Als sie selbst sich Arm in Arm.

an Erösus

Selig, König, bist auch du,
Ein verjüngter Greis und heiter
Steigst du langer Jahre Leiter,
In dem Busen tiefe Ruh.

Erösus

O, dein Wort bewegt mich, Gast,
Und ich kann mich kaum noch halten
Auch mein Leid dir zu entfalten.
Selig preist du mich, Adrast,
Doch wie auf dem weiten Meer
Unter spiegelheller Fläche
Oftmals tobendwilde Bäche
Kämpfend brausen hin und her:
Also auch in meiner Brust
Fischen Oceanesfluten

Mit Hephästos heißen Gluten,
Und nur oben liegt die Lust. —
Doch vergesset, was ich sprach!
Frisch und munter nun bei'm Feste! —
Was erblick ich! Neue Gäste
Folgen, o Adrast, die nach.

die Mysier treten ein

Sprecher der Mysier

Wenn du ungehalten wirst
Daß mit ungestümen Tritte,
Ungeschlacht und wider Sitte
Wir eintreten, großer Fürst,
O so zieh daraus den Schluß,
Daß die Ursach ungewöhnlich,
Unser Wunsch nach Rettung schullich,
Und Verzeihung noth sein muß.
Lange haben wirs verhehlt,
Und uns nicht an dich gewendet,

Jeho sind wir erst entsendet,
Von der Noth zu sehr gequält.
Ist der König doch der Hört
Seiner treuen Unterthanen!

Er ôsus

Wißt, ich helf euch ohn' Ermahnen,
Sag denn an dein böses Wort,

Sprecher

Erimanthus dichter Wald
Jenseit dem Nydarmee
War, so kündet es die Mähre,
Eines Unthiers Aufenthalt,
Und verwüßtet ward von ihm
Ganz Arcadien manche Weile,
Bis es sank von Herculs Keule:
Solch ein ähnlich Ungethüm,
Ganz so räuberisch und wild,
Hat zum Wohnsitz sich ersehen

Unseres Olymps Höhen
Und durchstreifet das Gefild,
Wählet die junge Saat heraus,
Tödtet alle Pflanzenkeime,
Reißet nieder Aken, Bäume,
Wagt sich selbst an Färd und Haus,
Echon erwangeln wir der Frucht,
Und doch will es keiner wagen,
Diesem Eber nachzujagen
Alles nimmt vor ihm die Flucht:
So gar ist er ungeschlacht,
Und wie scheun ihm nachzuspüren,
Leicht ist es sich zu verlieren
In des Waldes dichter Nacht,
Darum hier an deinem Thron
Flehn wir mit vereintem Munde:
Gib uns Jäger, gib uns Hunde,
Gib uns Atlys, deinen Sohn!

Denn in allem Jägerthum
Sind die Mysier schlecht erfahren,
Doch wohl sind es deine Schaaren,
Und weit schallet Atlys Ruhm.

Erösus

Warum habt ihr euch nicht gleich
An des Königs Macht gewendet?
Euer Leid sei nun geendet!
Doch zur Hälfte bin ich euch
Nur zu Willn, zur Hälfte nicht:
Hund' und Jäger nach Begehren
Will ich all' euch gern gewähren,
Doch auf Atlys thut Verzicht!
Hochzeit hat er, wie ihr seht,
Das ist, was ihn jetzt beschäftigt,
Doch noch einmal sei's bekräftigt,
Nehmet, was ihr wünscht, und geht!
die Mysier wollen gehen

Adrast

Weht noch nicht, ihr Myrteneschar,
Ich ein Prinz, voll Muth und Stärke,
Und geübt in solchem Werke
Biete mich zum Führer dar.
Hold ist mir der Gott aufs neu,
Und du, Crösus, darfst ich fragen,
Könntest du mir es versagen
Hinzuziehen?

Crösus

Wolan, es sei!

Aetys

Und so blieb' ich denn zurück,
Wäbe zu, daß Ruhm und Beute
Einen fremden Mann erfreute,
Dieße rauben mir dieß Glück!
O schon waltet mit mein Blut,
Panz' und Jägerspieß erhoben

Meine Kraft aufs neu zu proben,
Zu bewähren meinen Muth!

Erösus

Laß, mein Attyo, laß nur heut!
Heut muß dich die Jagd nicht kümmern,
Willst du dir dein Fest verlämmern,
Künftig ist zum Jagen Zeit!

Attyo

Vater, sprich nicht länger sol
Zu entschuldgen weißt du immer,
Und befriedigest mich nimmer
Machst mich nie des Lebens froh,
Edel schien dir sonst und schön,
Mich als Jäger und als Krieger,
In der blutgen Schlacht als Sieger,
Auf der Jagd voran zu sehn!
Jetzt schließt du davon mich aus;
Soll ich Männerthaten fliehen,

Mich entziehen edlen Müh'n
Hüten stets das enge Haus?
Bin ich nicht mehr, der ich war?
Hälst du etwa mich für feige?
Nun, so sei mir dessen Zeuge
Pydier und Mysierschaar!

Er ôsus

Nein, dein Muth ist offenbar,
Stets vielmehr bist du der erste,
Wählst die immerdar das Schwerste
Nie bedenkend die Gefahr!

Attya

Bin ich nicht dein Sohn und echt?
Sollt ich denn das Leichte wählen,
Sollt ich hintennach mich stehlen
Wie ein Dieb und wie ein Knecht?
Ja, in die Gefahr hinein,
Das nur stult des Jünglings Streben!

Schmach! Ein thatenloses Leben!
Nicht sein oder vollauf sein!
Ha, ich bin jetzt wie ein Pott,
Der vom Bitterwerk umnachtet
In dem dumpfen Kerker schmachtet
Sterbend schon vor Erlaverei!
Nichts ist sein Gedank als frey.
Wer ihn länger hält, er bebe!
Brechen wird er seine Stäbe,
In den Wald hinaus aufs neu
Jauchzen, wo der Kampf ihm droht,
Und mit Tigern stolz sich messend
Alles Jammerthum vergessend
Leben finden in dem Tod!

Erösus

Beh, wie sprichst du, trauter Sohn,
Nein, du bleibest! Du willst sterben!

Lebe

Lebe doch! Wer soll sonst erben
Unser Väter alten Thron!

Attya

Erb ich ihn, so will ich auch
Wie ein König auf ihm sitzen,
Will ihn mit des Schwerdtes Wiken
Schützen bis zum letzten Hauch.
Hab ich mich dem Herscheramt
Vorzustehen unterwunden,
Sei kein würdgerer gefunden
Meines Volkes insgesamt.
Doch jetzt tödtet mich die Scham
Auf dem Markte zu erscheinen;
Muß ich nicht den Bürgern scheinen
Wie ein Haushier schlaff und zahm!
Keiner hält fürwahr mich nüt
Zu so großen Volkes Leitung;
Eine andre Vorbereitung

Heischt ein solcher Königsstich.
Reicht mir her ein wakres Schwerdt
Wer dem Tode will erschrecken,
Darf auch nicht das Leben schmecken,
Ist ein Prinz zu sein nicht werth.

Erösus

Ja, mein Atys, heut nur bleib,
Heut ist deine Hochzeitfeier,
Ist dir dieser Tag nicht theuer?
Trübst du so dein liebes Weib?

Atys

O du kennst die Frauen nicht,
Kennst fürwahr noch nicht Monimen,
Kann solch einem Weib geziemen
Ein kraftloser zager Wicht!
Nein, sie ist Andromache,
Mag sie klagen, mag sie weinen,
Mag sie zu verzweifeln scheinen,

Dennoch bei der Trennung Weh
Jauchzet laut ihr tiefster Sinn;
E solchen Mannes Weib, o Freude!
Alle Weiber schaun mit Neide
Auf des Hectors Gattinn hin.
Nein, ich kann nicht länger ruhn,
Und Monime wird nicht großen,
Mich nicht halten und nicht wollen,
Eine tapfre That zu thun.
Säß ich selbst beim Göttertrank
Und vernähm' Apollons Pieder,
Doch zur Erde stieg ich nieder,
Hätte meiner hier ein Gang!

Erösus

Ach, du weißt nicht, was dir dräut!
Willst du nicht die Warnung hören,
O so laß dich doch beschwören
Bei des Vaters Häulichkeit!

Attyo

O du zärtlicher Tyrann!
 Hältest du mich für einen Knaben,
 Soll ich noch Hofmeister haben,
 Bin ich Jüngling nicht und Mann?
 Brauch ich wen als mich allein?
 In der Hand den tapfern Degen
 Tret ich jedem Feind entgegen
 Will mein eigener Schutzgott sein!
 Ja, doch du hast mich entmannt,
 Liehest alle Männerwaffen
 Mir aus den Gemächern raffen,
 Bogst das Schwerdt mir aus der Hand!
 Doch nicht länger duld ichs mehr!
 Ho, ich dürste nach den Waffen,
 Selber will ich sie mir schaffen.
 Her mit deiner edlen Wehr!

er entreißt einem Lydier das Schwerdt

Netzt sühl ich mich wohl und stark!
Solch ein Ecepter ziemt am meisten
Eines tapfern Jünglings Häuften,
Griffich durchläufe es mir das Rack.
Vielwillkommne süße Last,
Langentbehrtes liebes Eisen!
Mit der That will ich dich preisen,
Und nicht länger hab ich Rack.
Sei gegrüßt, Gelegenheit!
Wo ist, Mössier, euer Ober?
Wenn ich ihn antreffe, heb' er!
Wie ich bin, ich bin bereit.

Erösus

Nur noch einen Augenblick!
Kann ichs denn nicht länger hehlen,
Will ichs frei und frank erzählen,
Und vielleicht hält dichs zurück.
Als nach kurzen Schlafes Ruh

Du mich einst im Morgenschimmer
 Dich und alle deine Zimmer
 Sahst entwaffnen, stauntest du
 Nicht mit Unrecht droh mich an.
 Wahrheit wars, wenn ich dir sagte,
 Daß die Angst um dich mich nagte,
 Daß aus Vorsicht ichs gethan;
 Dennoch that ich also nicht,
 Wäre nicht geschärft mein Kummer
 Nachts vorher im hangen Schlummer
 Durch ein warnend Traumgesicht.

Einsam ging ich, kam mirs vor
 In den weiten Marmorsälen
 Die den großen Schatz mir hehlen
 Und mein trunken Aug verlor
 Von dem Glanz verblendet fast
 Sich in dieser goldnen Weide.
 Plötzlich trat im fremden Kleide

Zu mir hin ein ernster Gast,
Und er sprach wie Solon sprach:
Findest du solch ein Ergehen
An den seelenlosen Schätzen?
O zu bald kommt nur der Tag,
Wo du dieses Eisen hier
Gern mit allen deinen Haufen
Wünschen würdest wegzukaufen,
Und er wies die Spitze mir,
Warfs dann in die Luft hinauf,
Und bald hoch bald tief sich wiegend
Langsam bald, bald schneller fliegend
Nehrt' es endlich um im Lauf,
Sahen als käm's auf mich herab,
Und vor Schrecken stürzte ich nieder. —
Bald zwar sammelt ich mich wieder;
Doch ich stand an einem Grab,
Drauf lagst du, mein liebstes Gut,

Attns, und die Mörderspiße
Ragt' aus deiner Brust; vom Eise
Richter' in Verzweiflungsmuth
Eich dann auf ein fremdes Haupt,
Und den Dolch auf sich gezückt
Hatt' er schnell die Brust gestückt.
Meiner Sinne fast beraubt
Tappt' ich durch den dunkeln Raum
Suchte meinen Sohn vergebens,
Bis im Eifer des Bestrebens
Plötzlich mir entschwand der Traum.

Sprich, ist deutlich nicht der Wink?
Darum nicht bloß deinen Händen
Nahm ich, sondern auch den Wänden
Alles Eisen, was dort hing,
Daß nicht in der Friedenshall
Ein Verhängniß tödtlich spielte
Und aufs Haupt den Speiß dir zielte

Mie unvorgesehnem Fall.
Drum klingt heute Hochzeitlant!
Der Vermählung neue Freuden
Sollten die die Jagd verleiden;
Drum gab ich dir schnell die Braut.
Nimm, sieh, du siehst erstaunt,
Sollt ich dich wol nicht bewachen,
Muß ich dir noch Klarer machen,
Was der Traum ins Ohr dir raunt?
Eh, du wiest des Todes Raub!
Soll ich stehen, soll ich weinen,
Ach, ich habe nur dich einen.
Denn dein Bruder, stumm und taub,
Eclavenähnlich, stumpf und schwach,
Trägt noch bei zu meinem Leide;
Du allein bist meine Freude,
Kuf ich auch um dich nun Ach?

Actus

Deine Liebe macht mich weich,
Gerne lebe' ich dir zu Willen,
Doch um solchen Traumes Geillen?
Sind doch Träume Schäumen gleich!
Aber sei auch dieser echt,
Dennoch ist er heute nichtig,
Du bedenkst es nur nicht richtig,
Ich erkläre dir es recht:
Was kann auf der Jagd mir drun?
Och ich denn mit Männern schlagen,
Welche Speiß' und Lanzen tragen?
Nein, es gilt ja nur ein Schwein.
Hättest du Hauer oder Zahn
In der Brust gesehen mir stecken,
Dann würd' ich vielleicht erschrecken,
Dir zu Liebe stünd' ich an.

Doch ein eisernes Geschloß
Eines Ebers, welches Mährchen!

Adrast

Ja und nicht ein einzig Häschen
Läßt die Krümmen dein Genosß! —
O jezt blüht in meine Nacht
Wiederum ein junger Morgen;
Gleich der Dämmerung fliehn die Sorgen,
Und die neue Sonne lacht!
Zwei der Thaten warten mein,
Und sie schaffen mir wol Friede:
Ich bin deines Sohns Agide,
Und ich tödte jenes Schwein!

Atys

Wie wetteisern um den Feind?
Wer wird werden sein Besizer?
Wie du mir bin ich dein Schützer!
Braver Gast, ich bin dein Freund.

Adrast

Die geweiht sei dieses Haupt!

Freunde gebt mir eine Lanze!

man reicht sie ihm

Nun hinaus im Morgenglänze

Wenn der König es erlaubt!

Erösus

Du auch stehst ihm bei, o Gast!

Ach, mir grauset vor den Waffen!

Wirst du mir ihn wieder schaffen,

Kannst du schützen ihn, Adrast?

Adrast

Bei Kronion, eher wirst

Du mich todt sehn und zerseht

Oh ein Blick ihn nur verlehet;

Laß ihn mit uns ziehen, Fürst!

Attyo

Vester Vater, habe Dank!

Nun du Freiheit mir gegeben

Werd' ich lang' und frohlich leben
Eclaverei macht todtenkrank!

Erösus

Theurer Sohn, thust du mir das!
Wüßtest du, mit welchen Schmerzen
Ich von meinem Vaterherzen
Den geliebten Sohn entlaß!
Mit dir gehet meine Freud!
Wann werd ich dich wiedersehen,
Fern sind des Olympos Höhen,
Und so bin ich einsam heut.

Sprecher der Mysier

Nein, o Fürst, es ist nicht weit!
Hör', ein Wunder ist's zu sagen,
Und uns schuf es lebend Bagen,
Doch dir mindert es das Leid,
Als wir ausgewandert kaum
Und der Dämmerung Nebelschleier

Floh vor Phöbus goldnem Feuer
Sahen wir am fernsten Saum
Des Gebirgs die Schreckgestalt
Jenes Ungethümes schnaufen.
Eilger drauf ward unser Laufen,
Und der Wald verbarg ihn bald.
Doch kaum waren wir hinaus,
Als wir ihn in gleicher Richtung,
Wahrheit ist's und keine Dichtung,
Mit uns sahn zu unserm Graud,
Und er wich von nun an nicht,
Blich, wiewol in einiger Weite,
Immerdar uns gleich zur Seite.
Als dann schwand das Tageslicht,
Konnten wir ihn zwar nicht sehn,
Doch es scholl die ekle Stimme,
Wie es schien voll Wuth und Grimme,
Und mit gräulichem Geföh,

Gleich als ob er Hohn uns sprach,
Und sich selber wollte melden,
Aufzusuchen seinen Helden;
O wie angstvoll war der Weg!
Endlich doch zur Stadt hinein
Kamen wir zwar unverletzt
Doch halbtodt, matt und erschöpft,
Nahe muß der Eber sein!

ein Bote tritt auf

Bote

Stören muß ich, König, euch,
Denn ein Waldschwein sonder gleichen
Gahn des Thores Wächter leuchten
Erst von fern am großen Leuch.
Auf das Thor dann zugerannt
Eheint es gar sich zu erschrecken,
Holz und Mauer zu durchbrechen,
Und sie halten kaum ihm Stand.

Sprecher

Sagt ichs nicht, es meldet sich.

Adrast

Nun nicht länger mehr gezaudert!

Attya

Und die edle Zeit verplaudert!

Erösus

O, mein Attya, läßt du mich?

er umarmt ihn

Einmal noch und nimmermehr!

Ah, ich seh den Speiß mit Augen

Noch an deinem Leben saugen!

auf Adrasts Speiß zeigend

Grad wie dieser, solch ein Speer!

alle stehen erschauet

Attya

zu Monimen

Tröst den Vater, süßes Herz!

Wie?

Wie? Auch dein Blick schwimmt in Trauer?
Wart, ich bringe dir die Hauer,
Eo!ch ein Jagen ist ein Eherz!

er umarmt Monimen; alle ab, außer Erds
sua und Monimen.

Monime

Ich mußte lieben ihn, als ich ihn sah,
Doch ich beschied mich ohne stolzes Hoffen,
Mir standen schon der Götter Fluren offen,
Durfte ich nur um ihn sein und ihm nur nah!

Er liebte wieder mich, wie ward mir da!
Als er's mir sagt', ich stand beglückt be-
troffen,
Daß süße Thränen mir hernieder troffen,
Er fragte mich, wie selig sprach ich Ja!

Doch keiner wußt's, es war ein heimlich
Wort,

Da seh ich plötzlich mich im goldnen Saal,
Ein Traum des Königs führt mich zum
Altare!

Wo ist er nun? Ach, er ist auf und fort!
Gemahlinn heiß ich ohne den Gemahl,
Mein Hochzeitlager ist die Todtenbahre!

Erösus

Mir ist als träumt' ich nea den alten
Traum,
Prophetisch zeigt' er mir das künftge Schicksal,
Mir selber wie dem einzigen theuren Sohn.
Noch steigt und zucket das verruchte Eisen,
Es steigt auf mich und giebet ihm den Tod
Und ich erwach ins Anderlose Leben.

Monime

O du bist furchtbar, Tod!
Du bleiches Schattenbild des süßen Lebens,
Du Winterpause in dem Frühlingstanz!

Ah, Sterben, Wort des Lebend,
Bleichst meiner Wange Roth!
Nein, grüne fort mein hochzeitlicher Kranz,
Strahl auf, o Tageoglanz!
Kann ich nur denken! Atlys mir entriß'n!
Der junge stolze Held,
Mein Leben, meine Welt!
Ihn missen! Nimmer, lieber selbst mich
missen!
Tod, rauher Ton und Leben, süß Geiön,
Er lebt, ich leb' und leben, o wie schön!
Erösus

Bejammernswerthes, Sterbenswerthes Le-
ben!

O schrecklicher noch bist du als der Traum,
Bewußtsein des Verlusts, du ewiger Tod;
Nein, lieber triffe mich dasselbe Schicksal,
Leb wieder auf, du mörderisches Eisen,

Und sende mich ihm nach, dem holden
Sohn!

ein Votz tritt auf

Votz

Flüchtigen Laufes komm ich her,
Denn dem Eber ist's gelungen,
Eben ist er durchgedrungen
Stürzend jede Gegenwehr.
Schrecklich wars wie Angesichts
Alles er mit seinem Rüssel
Aufthat wie mit einem Schlüssel
Thor und Thür gleich wie ein Nichts.
Doch schnell geh ich, wie ich kam,
Bald dir, hoff ich, anzusagen,
Daß das grimme Thier erschlagen
Hingestreckt matt und zahn,

ab

Erösus

O nein, erschlagen wird es nie den Sohn,

Ehnt es nur ihn, so mag es ferner leben,
Noch lieber seis das Ziel für jenes Eifer,
Das Gegentheil ja deutet oft der Traum.
O so versöhnt sich uns vielleicht das Schicksal
In frohes Leben wandelt sich der Tod.

Monime

Ich leben ohne ihn?

Goldh Leben wär ein Tod. Hinweg, Gedanke,
Und doch, er nistet tief sich in mich ein!
Ich bin die Epheuranke,
Umflecht' ihn ewig grün
So lang er grünt, mein Baum, der Stolz
im Hain.

In ihm nur ist mein Sein!

O Menschen, Götter, Schicksal, habet Gnade,
Schweig, Sturm, umlos' ihn, West,
Ich schüt', ich halt ihn fest,
Ich bin ihm Seele, Lebenshauch, Dryade,

O Leben, ohn ihn arm und mit ihm reich,
Und stirbt er je, sterb ich mit ihm zugleich.

Erösus

Ich kann nichts denken als die Ehlbe
Tod,

Und sie bekämpfst und tödtet mir den Sohn.
Entscheide bald, o du langsames Schicksal,
Gib lieber schnellen Tod, als tödtend Leben.
Es wirrt sich mir der alte und neue Traum
Vom Eber, vom Adrast und von dem Eisen,
ein andrer Bote kommt

Bote

Freude, König, Freud' und Lust,
Denn der Eber ist erschlagen,
Und ich kann dir soviel sagen,
Atys schoß ihm durch die Brust:
Zwar mit Augen sah ichs nicht,

Denn umzäunet wie im Heger
Hatten rings das Wild die Jäger
Und umher die Menschen dicht,
„Er ist todt von Atlys Speiß“
Rief mit Einem Mund der Haufen,
Und ich lief, was ich konnt laufen,
Zweifle nicht, es ist gewiß.

ab

Erösus

Das Unthier ward getroffen von dem
Eisen,
Und Atlys gab, empfing ihn nicht den Tod?
Darf ich vergessen nun den bösen Traum?
Ist er mir wiederum geschenkt der Lohn,
Ist er aufs neu geboren mir ins Leben?
Dann preiß ich selber selig Erösus Schicksal!

Monime

O Tod, ich liebe dich!

Denn wäre mein Gemahl von mir geschieden,
Und ich, ich stürbe nicht, ich lebte dann!
O Höllenthal hienieden,
O Leben fürchterlich,
Ja, Leben wäre dann der ärgste Bann!
Ihm nach dem holden Mann!
Die treue Gattinn folgt dem treuen Gatten!
Wo ist er? Ich muß gehn!
O selig Wiedersehn!
Ich will ihn wiederholen von den Schatten,
Nein, sitzen zu ihm in dem grauen Noth,
Kein wahrhaft schönes Leben ohne Tod!

Erösus

Gewiß, es lauert noch das tückische Schicksal,
Es war, mir ahndets, nicht das rechte Eisen.
Jetzt, jetzt erst trifft es in das rechte Leben!
Mich dünkt, die ganze Lust ruft eben:
Tod!

Hört ihr das Echo wol? Es hallt: dein
Sohn!

Weh, meines Lebens Dämon, grimmer Traum!

Monime

Tod ist und Leben Wahn,
Die Lieb ist Leben nur!
Er wandelt sie bereits, die dunkle Bahn!
Ich folge seiner Spur!
Weh mir voran, begrüß ihn meine Stimme,
Weil ich hinab des Orcus Stufen klinge,

Erösus

Still steht der Traum, doch brütet noch
das Schicksal!

Sohn, sei dein Bot', ob siege diesem Eisen,—
Wer kommt? Es ist der Tod und nicht das Leben.

drücker Bote kommt

Bote

Langsam komm ich und doch schon.

Crösus

Todt? Gewiß?

Botē

Du hast gesagt,
Was mein Mund zu sprechen sagt.

Monime

Wer?

Crösus

Das wilde Thier!

Botē

Dein Sohn!

Crösus

Nein, der Eber!

Botē

Ja, auch der!

Crösus

Ich bin Schuld, ach rinn', o Thräne!
Trafen ihn des Unthiers Zähne?
Rede!

Vote

Nein, Adrastens Speer!

Crösus

Wie? So hat ihn der erwürgt,
Der sein Leben mir verbürgt,
Den ich huldreich hieß willkommen,
Dem die Blutschuld ich entnommen,
Am Altar des großen Zeus!
Götter, thut ihr das mir Armen,
Grausam seid ihr, ohn Erbarmen,
Ach, ich Kinderloser Greis!
Und Adrast, für Lieb und Freundschaft
Zahltest du mir solche Feindschaft!
Fürchterlich sollst du es büßen,
Und dein Blut in Strömen fließen!
Spricht wo ist er?

Vote

Er kommt mit.

Monime

Sag uns alles, Schritt vor Schritt!

Crösus

Und du kannst es ruhig hören,
Trocken ist dein Aug von Bähren?

Monime

Vater, meine Seele weint,
Aber aus dem höchsten Leide
Reimt hervor die höchste Freude,
Bald bin ich mit ihm vereint!

Vote

Gleich so wie wir den Pallast
Und o König, dich verlassen,
Drang das Volk in wilden Massen
Auf uns los in banger Hast,
Und es scholl von allen Zungen,
Daß der Ueber durchgedrungen,
Wirklich kam er jetzt geschnoben,

Und die Waffen schnell erheben,
Schlossen wir nach Jägerweis,
Auf dem Platz wo Nemesis
Tempel hat samt Artemis,
Um ihn einen großen Kreis;
Näher dann und näher drängend
Immer mehr das Rund verengend
Hatten wir die große Beute
Allbereits in Schusses Weite!
Stille stand das Thier anigt,
Mit den kleinen Augen bligt
Es umher voll Grimm und Graus,
Esträubt die Borsten, grunzt entseztlich,
Gleich als wählt' es den sich aus,
Der den Tod ihm dräute: plötzlich
Fuhr es mit Geschrei und Sprung
Auf den Artyx; Artyx schoß
Seinen Spieß mit sichrem Schwung.

Doch Adrast auch, sein Genoss,
Daß er seinen Freund befreie
Sprang hervor aus seiner Reihe,
Worf den Speer mit Ungestüm.
Tode lag da das Ungethüm,
Atys Speiß steckt ihm im Bauch;
Aber todt lag Atys auch
Von Adrasts scharfem Speere,
Denn vom Eber abgelenkt
War er auf den Freund geschwört.
Eicher that das die Megäre,
Eowie Zephyrs tückischer Wind
Eunst Apollons Echeibe lenkte,
Daß todtbringend sie sich senkte
Auf den Viebling Hyacinth.
Freudig scholl es in die Rund'!
„Atys hat das Thier erschlagen!“
„Atys selber ist erschlagen.“

Dachte man, noch sprach's kein Mund,
Doch des Auges leuchten Schimmer
Sandt' er freudig auf das Wild:
Ach, Mon me, wießt du's tragen,
Und mein Vater, sei ein Mann!
Mehr vermocht' er nicht zu sagen,
Tröstend sah den Gast er an;
Ohne Schmerzen froh und mild
Schloß er dann den Blick auf immer! —
Dumpe Klänge, Trauer-ton!
Ehrt sie bringen deinen Sohn!

Trauermusik. Alles Leide, hinter ihm Lieder
und Myster, zuletzt Adrast, Erösus und Mene
sie sinken nieder zu beiden Seiten an Atys
Wahr.

Erösus

nach einer Pause ausblickend

Wie? Monime! Ach, auch du? —
Ja, sie schloß ihr Auge zu!

Gattinn ist gefolgt dem Gatten,
Meine Freud' ist bei den Schatten!

er sinkt wieder nieder

Sprecher der Mysier

Todt die Braut sammt dem Geliebten
Und der Vater lebensmatt,
Kings umher die Tischbetrübten,
Still und stumm die ganze Stadt!
Aber ich bin auserselbst
Zu des Schmerzes höchster Pein,
Ich bin Ursache all der Wehen,
Selber muß ich deß mich zeihn!
Mochten wir Olympos Höhen
Von dem Unhold nie befrein,
Mochte Mysien vergehen,
Und das Thier unsterblich sein!
Doch ich mußte hiehergehen
Und mein Wort dem Volke leihn:

Nun

Nun ist diese That geschehen,
Mein ist diese Schuld allein!

Adrast

Mein ist diese Schuld, nicht dein!
Ich hab ihm den Sohn erschlagen,
Mir gehört die grause That,
Ich auch will die Strafe tragen!
Wie ich einst den Dämon hat,
Als von meines Schwerdtes Streiche
Niedersank des Bruders Leiche;
Also bitt ich, hab Erbarmen
Mit Adrast, dem armen armen,
König, Vater, sieh nur hier,
Diesen Sohn erschlug ich dir;
Nimm, o nimm von mir den Stahl,
Mach ein Ende meiner Qual!
Stehend bleib ich, ja du mußt,
Stoß ihn in die Mörderbrust!

Erösus

aussprechend

Thränen, Thränen, süße Labe,
Ach, ich wein' um dich, mein Knabe,
Die Bedrängniß träufelt nieder,
Und Besonnenheit kehrt wieder!
Atys! — Was habt ihr gesagt?
Falsch habt ihr euch angeklagt,
Mysier und auch du, Adrast,
Schicksals wildverfolgter Gast!
War es etwa euer Willen?
Dämpfst den Schmerz um meinetwillen!
Aber ich! Wußt ich es nicht?
Sah ich nicht das Traumgesicht?
Und ich ließ ihn ruhig walten,
O zurück mußte ich ihn halten,
Ich, der Vater, war so schwach,
Ich bin Schuld, ich sah's ihm nach! —

Ach, ich bat, sollt ich denn drohn,
Wild wär er mir doch entflohn!
O das Herz ist mir zerrissen,
Doch ich sollt ihn einmal missen,
Dieses Schicksals grimmige Wendung,
O es war der Götter Sendung! —
Weinen, weinen muß ich, weinen,
Und wie Nohe versteinen!
Ach, wie soll ich Ruh erwerben?
Sterben möcht' ich, nichts als sterben!
Leben, o zu schwere Last! —
Sprachst du nicht vom Tod', Adrast?
Nein, ich habe die vergeben,
Nimmer tast' ich an dein Leben!

Adrast

Edler Mann! Du mir vergeben!
Doch ich darf nicht länger leben,
Will den Tod mir selber geben!

Erösus

Halte, ich bitte flehentlich,
Und du mußt der Bitte weichen.
Sind noch nicht genug der Leichen,
Sind ein Weinhaus diese Hallen,
Soll ich denn in Blute wallen?
Nein, Adrast, nicht tödte dich!
Eidher nun mit diesem Morde
Ist versöhnt der Furien Horde,
Und dem irrenden Bedrängniß
Macht ein Ende das Verhängniß!
Nehre weg den scharfen Stahl!
Noch versuch' es, noch einmal!
Laß das Leben dir gefallen,
Böhne hier in diesen Hallen!
Nein, du willst mich nicht betrüben,
Väterlich will ich dich lieben,
Sei auch du mir Tochter, Sohn,
Theil' und erbe meinen Thron!

Adrast

nach einer Pause

Stumm sind die Zungen in den Muns:
den allen

Es sättigt jeder sich in stillem Leid;
Nur meine hör ich dumpf und langsam hallen,
Sie läutet sich ihr eignes Grabgelaüt;
Ich halte mir die eigne Leichenrede,
Dem Tode hab ich selber mich geweiht,

Bald ist sie ausgekämpft die große Fehde,
Nicht geh ich lebend hier von diesem Ort,
Bei Todten ich ein Todter in der Oede!

Gast grauset mir vor meinem eignen Wort!
Mein Leben einst, es war ein Fest der Götter!
Jetzt leb ich einzig noch für meinen Mord.
Einst selber froh, Beglückter, Freund und
Retter —

Wesh dann erschien der Augenblick voll Graus:
Am Festtag ich des Schicksals frecher Spötter,

Verdammte, ein Mörder, ler von Haus zu Haus
 Dann kam das Heute, das unselge Heute,
 O streicht dieß Heute' aus meinem Leben aus,
 Nein besser noch, daß mich das Heute meute!
 Ich höre, Dämon, deinen Höllenton!
 Nicht deine bin ich, meine eigne Beute.
 Er dröhnt mir in die Ohren: Vater, Sohn!
 Laß ab mit diesem Rufe mich zu fodern!
 O zweifle, zweifle nicht, ich komme schon.
 Nur einmal soll mein Aug' umher noch lodern
 Beleuchtend diesen schaudervollen Pfad,
 Dann lösche, Flamme! Leib, dann magst du
 modern!

Dieß hier ist meine unglückselge That,
 Atys, Monime, ihr geliebten Beide;
 O wenn ich in Elysium euch genahet,
 Wird ich auch dort nicht stören eure Freude,
 Hab ich dort ausbereuet, ausgeweint,
 Leb ich dann nicht mehr zu der Menschen Leide,

Darfst du auch wieder sein des Freundes Freund?
Lebt wohl, lebt wohl, nein, seid vielmehr
gegrüßet,

Und bringst Verzeihung dem schuldlosen Feind!

O Crösus! die Vergewaltigung umschließet
Mich wieder, neu lehrt mir der Wahn zurück.
Du Edler hast am schrecklichsten gebüßet,

Und mich erschollt dein mitleidsvoller Blick.
Du, ohne Trost! — Mir tönts noch vor den
Ohren,

Du botest mir des Lebens neues Glück!

O sei dafür ein Labsal dir erkoren,
Was ich nicht weiß, ein Gott nur geben kann. —
Doch ich? Im Tode werd ich neu geboren,
Schon weht es mich von drüben freundlich an,
Die Furien weichen und die öden Schmerzen,
Ich fühle wieder mich ein frischer Mann!

Der Bruder winkt! Bald lieg ich ihm am
Herzen!

Atys, Monime halten mich im Arm,
 Sie reichen mir der Letzthe Trank mit Scherzen,
 Und in dem Tode löst sich aller Harm!
 er ersicht sich und sinkt zwischen beiden
 Reichen nieder

Erösus

Glücklich ist er, er ist glücklich,
 Machte sich des Dämons frei,
 O der Tod ist augenblicklich,
 Und dann folgt das Leben neu!
 Seht sein Antlitz wie verschöner,
 Seht sein Auge hell und mild!
 Auf Elysiums Gefild
 Tritt er rein iht und versöhnet,
 Himmelsflöten, Cymbeln klingen,
 Atys und Monime schlingen
 Sich um ihn mit frohem Laut,
 O Monime, selge Braut,
 Nimmer wird er von dir scheiden,

Und Adrast sitzt zwischen beiden!
Atys, holder junger Held,
Eäubertest im Tod die Welt
Noch von jenem Ungethüme,
Und dir folgete Monime,
Sie die Lieb' und Huld und Treu!
Selig seid ihr alle drei!
Ach, das Glück der süßen Kinder,
Macht es meinen Gram gelinder?
Nein, noch fließen meine Zähren,
Und ich kann und will nicht wehren! —
Glück dem Silber und dem Gold,
O ich war ihm viel zu hold!
Golon! Glück den armen Schätzen,
O könnt ihr mir sie ersetzen?
Meine Schätze, meine Habe,
Ruh'n nun im stillen Grabe.
Tod, des Lebens süßer Preis!

Einziger Trost, ich bin ein Weis! —
 Wiederum will ich den Meinen
 Wie ein Mann und Fürst erscheinen!
 Doch getaucht in weiche Wehmuth
 Hart ich meines Todes in Demuth!

Chorgesang

Klinge lieblich, Trauerlaut!
 Atys gilt es und Monimen,
 Sie verband der Tod als Hymen,
 Himmelsbräutigam und Braut!
 Schicksalspötter! Ha, dir droht
 Grimmigrächendes Verderben!
 Wisse zu bereuen, zu sterben!
 Deine Schuld versöhnt dein Tod.



B

71
M i r z a

die

Tochter Zephtha's

Trauerspiel

in

fünf Aufzügen

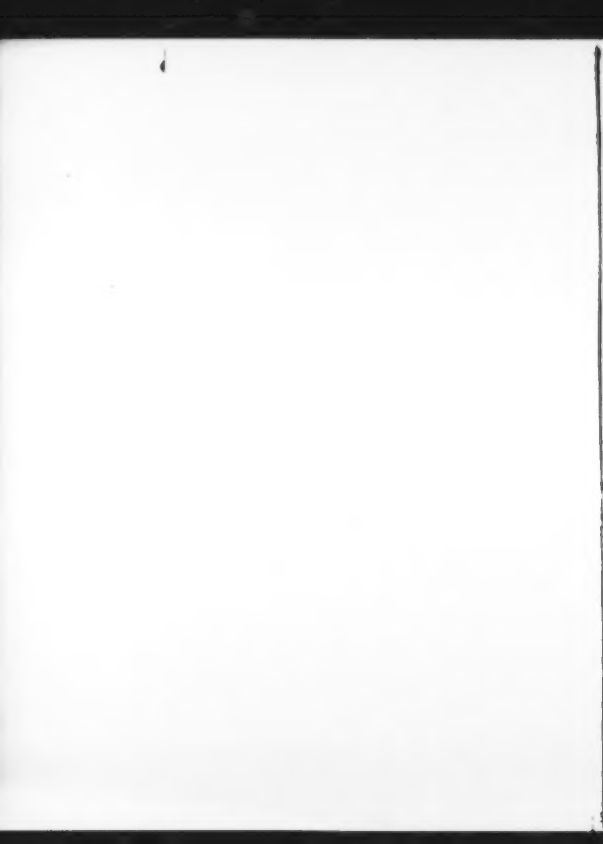
von

K. L. Kannegiesser,

Dr. und Rektor zu Prenglau.

Prenglau, 1818.

In der Ludwig Neugeborschen Buchhandlung.



V o r r e d e.

Die deutsche Schauspieldichtung hat, wie die deutsche Bildung überhaupt, wenig Volksthumlichkeit. Wir sind mehr weltbürgerlich als vaterländisch gesinnt. Unsere Bühnendichter, besonders die des Trauerspiels, nehmen ihre Stoffe lieber aus der Geschichte irgend eines andern Volks als aus der vaterländischen. Eine Bearbeitung der deutschen Geschichte,

wie wir sie von der englischen durch Shakspeare besitzen, ist daher schon oft gewünscht worden. Indes liegt die Geschichte unsrer Vorzeit dem Ungelehrten gegenwärtig nicht viel näher als die Geschichte Griechenlands und Roms, und die neuesten eben erst erlebten Schicksale sind für die ernste Bühnendarstellung weniger passlich. Es gibt aber Eine Geschichte, welche dem Ungebildeten wie dem Gebildeten, dem Geringen wie dem Vornehmen bekannt ist, und jenem mehr als diesem, eine Geschichte, die jeder wenigstens in der Jugend — und früh empfangene Eindrücke, früh erworbene Kenntnisse haften ja fester als spätere —

kennen gelernt hat: die biblische Geschichte. Von der Bibel darf man wohl voraussetzen, daß sie jeder wenigstens einmal gelesen hat. Daher ist es zu verwundern, daß die Deutschen, ja man kann sagen, die neueren Schauspieldichter überhaupt so selten Stoffe aus unsern heiligen Schriften entlehnt haben, um so mehr, da eine gewisse Religiosität die deutschen Musen in unsern Tagen ergreift. Ueberdies hat die neuere Schauspielkunst, gerade wie die griechische, mit religiösen Gegenständen angefangen. Wenn ich nun auch nicht Gott den Vater auf die Bühne bringen möchte, wie es in den Mysterien des Mittelal-

ters wohl geschah, so haben doch mehrere Erzählungen des alten Testaments viel Einladendes. Auch fehlt es an dergleichen Bearbeitungen nicht ganz und einige derselben gehören zu den glücklichsten ihrer Verfasser. Racine's Athalie wird von Schlegel in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur für das vollkommenste Werk nicht bloß des Racine sondern beinahe der französischen tragischen Bühne überhaupt erklärt. Alfieri's Saul verdient gleichfalls ein großes Lob.

Es ist für das vorliegende Trauerspiel nicht vortheilhaft, daß ich an so

gelungene Werke erinnere, indess theils darf es nicht gegen den Dichter einnehmen, wenn er nach einem hohen Zielrang, theils scheint mir der gewählte Stoff für das Trauerspiel sich sehr wohl zu eignen. Daher bin ich auch nicht der erste, der ihn bearbeitete. Herder erwähnt in der *Terpsichore* eines Trauerspiels von Jakob Walde mit diesen Worten: „die Tochter Jephtha's ist im Geschmack des Seneca verfaßt, voll kühner Charaktere und starker Sentenzen, fest gehalten und streng geendigt. Die Tochter Jephtha's wird geopfert. Bekannt ist es, daß ein anderer sehr berühmter lateinischer Dichter, Buchanan,

denselben Gegenstand behandelt hatte, Buchanan reiner in der Sprache, Walde geniedvoller und stärker. Für uns ist diese Geschichte wohl nicht anders, als in einem Gesangspiel brauchbar; zu einem solchen eignen Buchanan und Walde treffliche Stellen. Bei Walde ist ein Knoten der Liebe mit eingewebt, der dem Ganzen viel Interesse gibt; nur müßte bei einer lyrischen Umarbeitung dieses Stückes für uns nothwendig die lindere Auslegung der Geschichte gelten. Die Tochter Jephtha's müßte, wie die griechische Iphigenta, von der Hand weder des Priesters noch des Vaters, eines abscheulichen Opfertodes nicht sterben.“ —

Eine

Eine neuere Bearbeitung als Singspiel ist von H. H. Niemeyer in dessen religiösen Gedichten, an welcher der Beurtheiler in der Jena'schen Literaturzeitung vom Jahr 1815, Nr. 129, das aussetzt, daß die Heldinn nicht stirbt. Ueber die Behandlung des Stoffs äußert er sich so: „die biblische Geschichte von Jephtha's Gelübde enthält einen Stoff, dessen künstlerischer Behandlung eine nicht geringe Schwierigkeit im Wege steht, da die Opferung der Tochter das sittliche Gefühl beleidigen, die Verschönerung derselben die tragische Wirkung der heiligen Sage schwächen zu müssen scheint. Sie sprach zu ihrem Vater — lautet die

Sage — du wollest mir das thun, daß du mich laßest zween Monate, daß ich von hinnen hinabgehe auf die Berge und meine Jungfrauschaft beweine mit meinen Gespielen. Er sprach: gehe hin, und ließ sie zween Monate gehen. Da ging sie hin mit ihren Gespielen und beweinte ihre Jungfrauschaft auf den Bergen. Und nach zwei Monaten kam sie wieder zu ihrem Vater, und er that ihr, wie er gelobt hatte. — Diese Züge der Erzählung bieten unsers Erachtens ein Mittel dar, die erwähnte Schwelrigkeit wegzuräumen. Denn nichts ist wohl natürlicher, als daß die Jungfrau, da sie die Berge verließ, um vor den

Altar zu treten, umringt von ihren Gespielen, sich in einem Gebete der Gottheit feierlich weihte. Wie nun, wenn Gott gleich nach diesem Gebete sie durch einen sanften Tod zu sich genommen hätte? Dieser plötzliche Tod hätte den Jephtha vor Blutschuld bewahrt und doch seines Gelübdes entledigt, zugleich auch für seine Vermessenheit bestraft; er hätte Jehovah's Mißfallen an Menschenopfern sehr eindrucklich bezeuget, er hätte der Jungfrau Heldenruhm auf das Schönste verherrlicht, gemäß der Sage, welche meldet: es ward eine Gewohnheit in Israel, daß die Töchter Israels jährlich hingehen, zu klagen die Tochter Jephtha's, des Gileaditers, des Jahres 4 Tage; jener plötzliche Tod hätte vermocht, Auftritte herbeizuführen, den rührendsten ähnlich, wodurch je eine Tragödie zur

Reinigung der Furcht und des Mitleidens hingewirkt hat. Freilich berichtet die Geschichte ausdrücklich: er that ihr, wie er gelobt hatte, d. h. er verbrannte sie; und so wäre jener plötzliche, durch Gott selbst verhängte Tod von der Aussage der heiligen Schrift eine bedeutende Abweichung, die sich, aus religiösem Gesichtspunkte betrachtet, vielleicht nicht entschuldigen, von Seiten der Kunst jedoch gewiß vollkommen rechtfertigen ließe.“ —

Ich habe diese Stellen hergesetzt, weil ich mit Herder — nur nicht darin, daß er die Erzählung bloß für ein Gesangspiel brauchbar hält — und noch mehr mit dem Beurtheiler im Wesentlichen übereinstimme und deren Winke benutzen zu haben scheinen möchte. Und doch ist diese Uebereinstimmung ganz zufällig. Die Stelle in der Terpsichore ist

mir erst später zu Gesicht gekommen, wie ich auch keine von den drei angeführten Bearbeitungen kenne, und jene Beurtheilung las ich, nachdem ich bereits das Trauerspiel an die Berliner Bühne abgeschickt hatte. Ich erwähne hiebei, daß diese das Stück im Herbst 1815 zur Darstellung annahm. Da die Darstellung aber bis jetzt nicht erfolgt ist, lasse ich es im Druck erscheinen. Ich kann zugleich nicht umhin, in die Klage einzustimmen, welche von den Freunden der Schauspielkunst seit einiger Zeit mehrmals erhoben ist, in die Klage, daß es den Schauspielliebhabern, nämlich denjenigen, welche ihre Lustbahn beginnen, so schwer gemacht werde, ihre ersten Versuche zur Darstellung zu bringen, daß dadurch mancher gute Kopf sich zurückschrecken lasse und seine Fächer

Heber einem belohnenderen Fache der
Schriftstellerei, z. B. dem Roman, wid-
me, daß endlich dieß der Bühne zum
offenbaren Nachtheile gereiche. Man hat
Vorschläge gethan, um diesem Uebel
abzuhelfen, und es wäre zu wünschen,
daß die Schauspieldirektoren eine dahin
abzweckende Uebereinkunft träfen. —
Unter diesen Umständen habe ich immer
noch von Glück zu sagen. — Gedruckte
Echauspicle finden eher den Zugang zur
Bühne und so will ich denn nicht die
Hoffnung aufgeben, daß auch das vor-
liegende Stück noch zur Darstellung ge-
langen werde, für die es doch eigentlich
gedichtet ist.

Prenzlau, im November 1817.

Der Verfasser.

M i r j a
die Tochter Jephtha's.



Ein Trauerspiel
in fünf Aufzügen.

Personen.

Jephtha.

Mirja, seine Tochter.

Labai.

Abor, König der Ammoniter.

Ammon, sein Sohn.

Israelitische Helden und Gesandten.

Voten, Jungfrauen, Krieger.

Die Scene ist in dem helden ersten Akten und in der ersten Hälfte des zweiten im Walde bei der Wohnung Jephtha's; in der zweiten Hälfte des Schauspiels theils in Mizpa, theils in und bei dem Lager der Israeliten und Ammoniter.

(Buch der Richter, Kapitel 11.)



Erster Aufzug.

Waldige Gegend. An der einen Seite Jephtha's Wohnung, im Hintergrunde zerstreute Häuser. Jagdmusik. Jephtha und Zuba! treten mit mehreren Jägern auf, die einen ungeheuren todtten Löwen mitbringen. Die Jagdmusik dauert noch einige Zeit fort. Dann gehen die Jäger auf einen Wink Jephtha's ab.

Zuba!.

Du bist ein Jäger vor dem Herren, Jephtha!
Ja, welch ein Len, der König nicht allein
Der Thiere, nein, der Lenen König auch,
Wie ihn des Waldes Dickicht selten zeugt,
Ein Unthier, wie's der Jäger Ältester
Niemals gesehn zu haben sich berühmt;
Wer dem wir allesamt wie scheue Hasen

Zurückkohn, als er sich vom Lager hub,
Stülkhand, die gelben Mähnen schüttelte,
Die Kaugenaugen gräßlich auf uns rollte,
Und dich nur seinen einzigen Gegner sah.
Ich freilich, ich entfloß nicht, doch ich schien
Wel keinem Gegner ähnlich, denn vor Schreck
War aus den Wangen mir das Blut geflohn,
Und nur der Schatten war ich von mir selbst.
Ich blieb nur, weil ich dich nicht lassen kann.
~~Denz wir mit einem Demantband bin ich~~
An dich geschmiebet; deine Heldengröße,
Dein mannlich Wesen, deines Blicks Gewalt
Hat mich bezaubert: wie ein liebend Mädchen
Nur dem geliebten Jüngling angehört,
So bin dein eigen ich mit Seel' und Leib.
Drum stand auch ich im Angesicht des Feind;
Und wie der Vogel, den der Schlange Blick
Vermirrend und bethörend an sich zieht,
Dah er sich selber ihr zur Beute bringt,
So warf auch ich, vor Schrecken außer mir,

Die Lanze nach des mächtigen Löwen Haupt,
Und stürzte selbst mich meiner Lanze nach.
Er aber sprang verächtlich mir vorbei,
Mit dir, mit seines gleichen sich zu messen,
Indessen du — ich sah mich um, ich sah's —
Kalt, ruhig, wie man nach der Scheibe zielt,
Den Bolzen in den offenen Schlund ihm schicktest,
Daß er betäubt hinsank die Erde rüttelnd.
Du bist ein Jäger vor dem Herren, Jephtha!
Und doch bist du nicht stolz, nicht übermüthig,
Und schmeiß dich deiner Stärke kaum zu freun!

V. Jephtha.

So scheint es nicht, so ist es, lieber Zabal,
Ich kann mich dessen, was ich bin, nicht freun,
Nicht, weil ich zu bescheiden von mir dachte.
Ich weiß es freilich, daß ich etwas bin:
Doch eben, weil ichs weiß, daß dieser Arm
Dreifache Sehnen hat, und dieses Auge
Gleich einem Fernrohr schaut, mein Blut nichts weiß

Von Krankheit und von Fieberfrost der Furcht,
Und der Bewohner dieses verben Baues,
Den man den eiaentlichen Menschen nennt,
Um nichts geringer ist als seine Wohnung,
Drum eben, Lubal, kann ich mich nicht freun.

Lubal.

Du sprichst in Räthseln, höher Held und Freund!
Wol hab' ichs oftmals still für mich bemerkt —
~~Dem was, wie ich dich, und Wolke lebe;~~
So wach mein Blick ob allem, was du thust,
Und deines Herzens innerlichste Regung,
Wenn sie den Spiegel deines Angesichts
Nur leif erschüttert, darf mir nicht entgehn —
Oft schon bemerkt' ich, daß ein flukter Geist
Sich in die Luft und münere Freude mischte,
Die um des frohen Tisch am Geßelag.
Sich ein willkommenr Fremdling lagerte
Und lauter Wonne ins Gesicht uns rief.
Dich aber haucht es wie ein Nordwind an,

Und wie auch leise nur berührt die zarte
Sinnespflanze sich zusammenzieht, so schrumpfte
Die Freud' auf deinem Antlitz, die du nur
Vielleicht erzwungen hattest. O vergib,
Daß ich dich endlich frage, ich, dein Freund,
Wenn auch ein Jünger, den du dennoch liebst
Und ihn auszeichnest durch Vertrauen und Günst:
Was ist es, das dich preßt und dich betrübt,
Damit ich, wenn du's sagen kannst und willst,
Mit dir es trag' und es mit dir bekämpfe.

Jephthä.

Ein jeder hat an seinem Schmerz Genug.
Wenn du's nicht ahnest, wirst du's nicht verstehen.
Wird dir es klarer, wenn ich dir nun sage,
Daß mich anekelt dieses kleine Glück,
Daß ich Kraft in mir fühl' und heißen Durst
Mit einem schöhnern Glück mich zu bekleden.

Lubal.

Das ist wol zu verstehen, doch im Verstehn

Entschwindet mir zugleich das schwache Licht.
 Bist du nicht hier der erste von uns allen,
 Ist deine Faust nicht stärker und dein Geist,
 Und huldgen wir nicht deiner Uebermacht?
 Wie einen Vater halten wir dich hoch,
 Wie einen König, fast wie einen Gott,
 Du bist die Seele jeder Unternehmung,
 Wie ein Orakel gilt dein weiser Rath,
 Und was du riethest, führst du selber aus.
 Willst du noch König heißen statt zu sein?

Jephtha.

Du redest, Luthi, wie du es verstehst.
 Ich fühl' es anders, weil ich Jephtha bin.
 Nein mir genügt dieß arme Leben nicht,
 Wie ich's hier führ'. Es dünkt mich ein Gefängniß,
 Und größern Raum will meine Thätigkeit.
 Was ist es doch, im häuslichen Geschäft
 Mit Rath und That dem Nachbar beizustehn?
 Was ist es Großes, gegen Ränderhorden

Dieß kleine Dörfschen zu vertheidigen?
Was endlich, einen Löwen todt zu schlagen?
Ich fühle fähig mich und werth, ein Volk
Und Land zu schützen gegen Volk und Land;
Und wie anitz ich eine Jägerschaar
Zum Zeitvertreib anführe, könnt' ich auch
Zur ernstern Feldschlacht eine Heerschaar führen.
Doch nun vergeh ich hier, dem Adler gleich,
Der, statt in Wolken am erhabnen Fels
Im Thal bei niedrignistendem Geflügel
Unwürdig haufen soll. Verstehst du mich?
Ich habe nie mit jemand so gesprochen,
Auch nicht mit dir. Dein gutgemeintes Wort
Hat mein Geheimniß mir, mein Innerstes
In meines Unmuths trübem Gram entlockt. —
Nun hilf mir, Zabal, wie du mir versprachst.

* Zabal.

Ich kann dich fassen, Jephtha, ja, ich kann's,
Obgleich ich nur der Lanne schwaches Noth

Und du die Feder bist auf Libanon.
Mein Blick war auf das Dörfchen hier beschränkt,
Hier träumt' ich mir ein häuslichstilles Glück
In deinem väterlichen Schutze, vereint
Mit einem holden Weibe — du haßt mir
Die Aussicht aufgethan ins Grenzenlose.
Denn, wo du bleibest, bleib' auch ich, und du
Erreichst, was du willst, täusch' ich mich nicht.
Vergiffst du, was gestern wir gehört
Vom Krieg, mit dem der Ammoniter König
Den heiligen Boden Israels bebrüt,
Gewiß, es ist kein sabelhaft Gerücht,
Denn länger schon als zu erwarten Rand,
Hat dieser Heiden naher Schwarm geruht.

Jephtha.

So sage weiter, was du sagen willst

Lubal.

Mit Nacht muß sich nun rüsten Israel,
Das in zu langem Frieden fast erschläft.

Und wenn der Haufe nun auch groß genug,
Wo ist der Führer, dem es gern vertraut,
Durch dessen Weisheit, Hohheit und Verstand
Es sich von Gottes Geist ergriffen spürt,
Und wie ein loderns Feuer vor sich her
Den zehnmal stärker Feind verzehrend illat.
Wo ist der Mann? Du bist es oder keiner!
Der Auf hat schon, der tausendjüngige
Gefündet deinen Namen allem Volk;
Und hat es dich verschmähet, dich verbannt,
Jetzt in der Noth beruft es dich zurück.
Du wirft der Richter der Israeliten,
Du kämpfst mit Ammon, Jephtha, und du siegst.

Jephtha.

Ich hoffe nicht, mein Tubal, so wie du,
Doch ist es wahr, daß mir seit gestern Abend
Die schmeichlerische Hoffnung viel geküßert;
Drum war ich heut' unmuthiger als je.
Denn zwischen Hoffnung und Erfüllung liegt

Und du die Leder bist auf Libanon.
Mein Blick war auf das Dörfchen hier beschränkt,
Hier träumt' ich mir ein häuslichstilles Glück
In deinem väterlichen Schutze, vereint
Mit einem holden Weibe — du haßt mir
Die Aussicht aufgethan ins Grenzenlose.
Denn, wo du bleibest, bleib' auch ich, und du
Erreichst, was du willst, educh' ich mich nicht.
Vergiffst du, was gestern mir gehört
Vom Krieg, mit dem der Ammoniter König
Den heiligen Boden Israels bedrängt.
Gewiß, es ist kein fabelhaft Gerücht,
Denn länger schon als zu erwarten stand,
Hat dieser Heiden naher Schwarm geruht.

Jephtha.

So sage weiter, was du sagen willst!

Isab.

Mit Nacht muß sich nun rüsten Israel,
Das in zu langen Frieden fast erschläft.

Und wenn der Haufe nun auch groß genug,
 Wo ist der Führer, dem es gern vertraut,
 Durch dessen Weisheit, Hobeit und Verstand
 Es sich von Gottes Geist ergriffen spürt,
 Und wie ein lodernd Feuer vor sich her
 Den zehnmal stärker Feind verzehrend tilgt.
 Wo ist der Mann? Du bist es oder keiner!
 Der Auf hat schon, der tausendjüngige
 Gefündet deinen Namen allem Volk;
 Und hat es dich verschmähet, dich verbannt,
 Jetzt in der Noth beruft es dich zurück.
 Du wiesst der Richter der Israeliten,
 Du kämpfst mit Ammon, Jephtha, und du siegst.

Jephtha.

Ich hoffe nicht, mein Tubal, so wie du,
 Doch ist es wahr, daß mir seit gestern Abend
 Die schmeichlerische Hoffnung viel geküßert;
 Drum war ich heut' unmuthiger als je.
 Denn zwischen Hoffnung und Erfüllung liegt

Die tiefste Kluft, die unser Auge zwang
 In jedem Winke zehnmal überhüpft,
 Doch über die nur ein gewagter Sprung
 Mit Glückes Fittig uns hinüber hebt.
 Ja, ja, ich möchte gern dem Vaterland
 Beweisen, daß es fälschlich mich verbannt,
 Möcht' ihm mit Großmuth lohnen, ja ich möchte
 Mich gern versuchen in dem Kriegespiel —
 Die Seele hüpfet mir auf bei dem Gedanken.
 Doch hier ist nicht zu holt, es giebt noch manche,
 Die dieses Nichteramentes würdig sind,
 Und meiner Feind' und Reider sind zu viel.
 O Fata!, dieser Augenblick hat dich
 Noch näher mir gebracht, du kennst mich nun,
 Du hast in meine Seele jetzt geschaut,
 Doch trau' ich dir und es gerent mich nicht.
 Vernimm denn, was ich wünsch' und richt' es aus?
 Geh hin gen Mizra und erforsche dort,
 Ob das Gerücht Gehalt hat oder nicht,
 Und wie man von dem Kriege spricht und mir.

Dech sei verschwiegen. Geh und lehre schnell.
Ich hoff' es dir zu lohnen, guter Tubal!

Tubal.

O nichts von Lohn! Du lohnest mir genug,
Wenn du mich deines Patronats würdigest.
Ich strebe nicht nach Hohem, doch ich folge
Dir auf des Berges Gipfel wie in's Thal.
Ich eile fort, ohn deine schöne Tochter
Zu grüßen. Bring' ihr meinen Abschiedsgruß!
(ab.)

Jephtha (altes).

Du liebst meine Mirza, guter Tubal,
Trennscheidner Jüngling, und du sagst es nicht.
Sie ist mein lieblich Kind, mein frommes Kind,
Ein lauterer Gefäß der Gottheit, die
Sich ihr in deutungsvollen Träumen naht,
Und seltsam oft gemahnt es mich bei ihrem
Ariphaenereinen Blick und Seherwort.

Sie ist noch ganz jugendlich, keine Neigung
 Hebt ihre reine Brust, sie liebt nur mich.
 Du Glücklicher, wenn sie dich lieben lernt,
 Denn dir allein gönnt' ich mein theures Mädchen. —
 Würd' ich nicht neidenswerth durch dieses Paar,
 In meinem Haus' ein Vater meiner Kinder,
 Ein Patriarch auf dieses Dorfes Flur?
 Doch dieß beschränkte Glück löscht meinen Durst
 nicht. —

Werd' ich zufrieden sein, wenn mir ein Heer
 In's Kriegsgeräusch folgt? Ich werd' es sein,
 Denn unser Will' ist unser Himmelreich.
 Doch bleib' ich auch der Vater meiner Mirja.
 O, wenn ich dann bekant vom Schlachtfeld
 komme,
 Dann wischt sie von der Stirne mir den Schweiß
 Und grüßet mich mit ihrer Zärtlichkeit!

(Mirja tritt auf.)

Mirja.

Ich wagte nicht hinauszukommen, Vater,

So lange du mit allen Jägern hier
Und dann mit deinem Lugal sprachst. Die Zeit
Hat mir recht lang gedauert. Ach, du haßt
Dich wieder in verwegnen Tod gestürzt.
Wie zitter' ich noch für dich, wenn ich mir's
Denke,

Denn du haßt dieses Ungethüm erlegt,
Wovon die Jäger noch nicht müde sind zu sprechen,
Und wenn du nun, statt lebend hier zu sehn,
Als bleichentstellte Leiche vor mir läßt.
O Vater, böser Vater, sei doch nicht
So grausam gegen deine Tochter, geh
Nicht auf die Löwenjagd!

Jerhta.

Mein Töchterchen,

Ich bin der stärkste von dem ganzen Gau,
Wie sollt' ich feige denn zurückbleiben,
Wenn man das Wild zu jagen geht. Sei ruhig,
Die Löwen thun mir nichts!

Mirja.

Was ist so sein?

Es muß wol, weil ihr Männer seid. Und ich
Darf nichts mehr sagen, doch ich will noch heißen
Als sonst zum mächtigen Jehova seufften,
Daß er in seinen hohen Schutze dich nehme,
Und einen Engel dir zur Seite sende. —
Nun, du bist wieder hier, bist wieder mein,
Und bleibst auch, hoff ich, wieder lang' zu Hause.

Jephtha.

Ich weiß nicht, liebes Kind!

Mirja.

Wie meinst du das?

Jephtha.

Ich könnte ja wol in den Krieg ziehn.

Mirja.

Krieg?

Wo ist Krieg?

Jephtha.

Jephtha.

Ammons König, heißt es, zieht
zu Felde wider Israel.

Mirja.

Und was
Bewegt ihn zu dem Kriege?

Jephtha.

Luft zum Krieg,
Er will erobern, will uns unterjochen.

Mirja.

Dann, theurer Vater, ja dann nimm dein Schwert
Und schwing es lähn auf des Erobrers Haupt.
Der Krieg ist schrecklich, ist ein Ungeheuer,
Blutgieriger als ein dunter Leopard!
Ach, eh ein junger Mensch erwachsen dasieht,
Wie mancher Sorg' und Pflege braucht er nicht!
Und tausend Menschen raubt im Augenblick
Der wilde Krieg mit abichtlichm Todschlag,

Und aber tausend heiße Thränen rinnen
 Von den Lebendigen den Todten nach.
 Ja schrecklich ist der Krieg, doch ist er heilig,
 Der schirmende, der Krieg fürs Vaterland.
 Dann trete Mann und Jüngling, in der Hand
 Die rächerischen Waffen, rasch ins Feld
 Und schlenkre sie nach jenem Mätherich,
 Der ihn zum Knecht zu machen sich vermißt.
 Ja, Vater, ach, wie ungern laß ich dich,
 Doch dann mußt du hinaus und suchst ihn auf
 Den bösen Ammonstönig, tödt ihn, hörst du.
 Denn ein Erbrecht darf durchaus nicht leben.
 Ich bin ein Weib, die Waffe ziemet nicht
 Der schwachen jungfräulichen Hand, und doch
 Will ich mit dir ins Feld ziehn, will dich stärken,
 Wenn du ermattet heimkehrst aus der Schlacht,
 Und wenn du krank, verwundet liegst, dich pflegen,
 Mit dir frohlocken, hegen, mit dir sterben.
 O solch ein Leben solch ein Tod ist süß,
 Mit einem Vater für das Vaterland.

Jephthä.

Es wäre dieser Kampf denn meine Pflicht?

Mirja.

Es wäre du bist ein Sohn des Vaterlands.

Jephthä.

Das Vaterland hat's nicht um mich verdient.

Mirja.

Nichts spricht uns los von dieser hohen Pflicht.

Jephthä.

Wenn du nur wüßtest, wie es mich behandelt.

Mirja.

Ich nähme dennoch nicht mein Wort zurück.

Jephthä.

So bleib denn, mein Kind, was du nicht weißt,
Und was ich lang sorgfältig dir verschwiegen.

Doch jetzt bist du erwachsen und du kannst,
Du mußt erfahren deines Vaters Leid,
Das auch das dein' ist. Sieh, du hieltest mich
Dir jetzt für einen niedern Mann gleich allen,
Die sich hier angebaut im wilden Wald.
Doch dem ist nicht also. Ich Jerbra bin
Von höherem Geschlecht, so hohem, daß
Kein Mann sich eines bessern rühmen darf.
Mein Vater heißt mit Namen Oilead,
Ein wacker Held, ein aralt edler Stamm,
Und Miza nenn ich meine Vaterstadt.
Nur meine Mutter war unedlen Bluts,
Wol nicht unedlen Geistes, nimmer sah
Ich sie, mein Dasein kostet ihr das Leben.
Mein Vater weinte noch um sie, als ich
Schon aufwuchs und er liebte heißer mich
Als seiner echten Sattinn Sprößlinge,
Wiewol er es vor ihnen heimlich hielt.
Die aber, als sie's merkten sammt der Mutter
Entbrannten gegen mich Unschuldigen.

Mich frech entehrend, so mit That als Wort,
Verklagten sie mich giftig bei dem Vater,
Und bei dem Rath auf ein Gesetz bestehend
Verlangten sie des Bastardsohns Enterbung
Und Landverbannung. Und ihr Plan gelang.
Ich mußte weichen aus dem Vaterhaus.
O wie viel Thränen kostet es dem Vater!
Er gab mir seinen Segen und vor Gram
Starb er, noch eh ein volles Jahr verlief.

• Ich aber ging hieher zum Lande Tob;
Und mit mir ging ein edles holdes Mädchen;
Wir hatten uns in bessern Zeiten heiß geliebt,
4 Sie liebte mich auch den Verflohenen.
Das war Wehala, deine gute Mutter.
Wir bauten uns hier an im wilden Thal
Und zu mir sammelte sich bald ein Haufe,
Gesindel weiß, roh, böß und zügellos.
Ich zügelte die Ungebändigten,
Ich war der Gründer dieses kleinen Staats.
In diesem Amt und meines Weibes Liebe

Vergaß ich die mir angethane Schmach,
 Ich war beglückt, ich schien es mindestens,
 Doch deine Mutter starb, es traf mich tief.
 Mit ihrem Tod ward ich ein andrer Mensch.
 Nichts gönnte mir, die Ruhe ward mir Laß,
 Mit Leidenschaft erasch ich mich der Jagd.
 Unruhig brauste mir mein edles Blut
 In meinen Adern, trieb die heiße Scham
 Mir in die Wangen, mahnte mich und schenkte
 Den nächsten Tag mir mit dem Lager fort.

Maria.

O meine theure Mutter, warum kann ich nicht
 Wie du dem Vater Ruhe wiedergeben?

Levita.

Es kommt der Tag, der sie mir geben kann.
 Das Vaterland bedarf jetzt eines Mannes,
 Der entbey-ident seine Ehre führt.
 Mir sagt mein Selbstgefühl, daß ich es bin,

Daß ich erwarten darf, gewählt zu werden.
Ich will nicht stolz, nicht übermüthig sein,
Ich will die Hauptmannschaft nicht von mir weisen,
Wenn man, sie mir zu bieten, zu mir kommt.
Ich könnte weiden mich an ihrer Noth,
Sie demüthigen vor mir die Kniee beugen,
Sie meine Großmuth fühlen lassen; doch
Ich will es nicht. Vergessen sei die Schmach. —
Doch sollten sie mich übergehn, ihr toller Haß
Mich, den Natur nicht sorgfältig mütterlich
Aufkattete, nicht ebenbürtig halten,
Verzeih mir Gott, dann könnt ich auch mich
rächen.

Wirja.

Das weißt du nicht, mein Vater, du bist groß,
Du trägst schuldlos das Unglück wie ein Held,
Jedoch du zitterst edel vor der Schuld.

Jephtha.

Schuld oder Unschuld! Länger trag ich nicht,

Dies namtsfreigebene Friedensleben,
Ich muß hinaus ins wogende Gewühl,
Um mich in meiner Männerkraft zu fühlen.

Mirja.

Kußt du der Hauptmann sein, der Oberste,
Um mitzukreiten in dem Freiheitskrieg?

Jephtha.

Ich will nicht aufstehen, daß auch nicht
Im Haufen stehen. Oben ist mein Platz,
Und gibt ihn Israel in blindem Wahn
Dir nicht, so find ich ihn wol anderswo.

(er geht gedankenvoll auf und ab.)

Mirja.

Ein Mann zu sein, welch ein gefährlich Glück!
Sonn' hielt ich mein Geschlecht bedauerndwerth,
Weil uns Natur nur einen schwachen Arm
Und keine Flügel unserm Geist gegeben.
Der starke Mann übt über uns Gewalt

Und während er das wilde Thier bekämpft,
Des Meeres hochgethürmte Flut beschifft,
Am Markte zu Gerichte sitzt und Krieg führt,
Und frei sich überall bewegt und schafft,
Sind wir beschränkt auf unser enges Haus.
Doch blüht uns hier nicht ein bescheidnes Glück,
Sind wir geborgen nicht vor manchem Sturm?
Wirds uns nicht leichter fromm und gut zu sein?
Die Kraft verführt zum Mißbrauch. Hoher Geist
Treibt mit sich selbst Abgötterei, er hält
Sich für das Höchste. Von der Kraft bezaubert
Von seiner Leidenschaft gekachelt, reißt
Der Mann den Fügel der Vernunft entwei,
Und widerstrebt dem göttlichen Befehl.
So ist mein Vater, dieser hohe Mann,
Von seinem innern Drang hinweggerafft.
Was er an uns sinnt, es ist nichts Gutes,
Ich fürcht' er höret meine Stimme nicht.
O zu bedauern ist erst dann das Weib,
Wenn es den Mann, den gottbegabten Mann

Zu eigner blut'gen That hineinsetzt sieht,
Und ach, zu schwach ist, ihn zurückzuhalten —
Was kannst du, mein Vater, sag es mir!

Jephtha.

Was ich gethan, mein Kind, will ich dir sagen.
Von Mizra hab ich Tugal abgeschickt,
Die Stimme Israels dort zu beherrschen.
Er sagt dir freundlich seinen Abschiedsgruß.
Er liebt dich Mizra! Hast auch du ihm hold?

Mizra.

O rede nicht von Tugal jetzt! Von dir,
Von deines Volkes großer Sache sprich! —
Wenn nun die Stimmen dir nicht günstig sind,
Wenn Israel dich nicht zum Hauptmann wählt —

Jephtha.

So werd ich zu dem Feind hinübergehn.

Mirza (allein).

O welch ein Wort, ein bloßes Wort noch, aber
Wie klein ist oft der Zwischenraum zur That.
Dem Willen naht, dem bösen wie dem guten,
War leicht die dienstbare Gelegenheit
Und macht zur Ausführung ihm ebne Bahn.
Leichtsinnig willenlos verkauft der Mensch
Sich an den tückischen Zufall, und nun ringt
Um ihn der böse Enkel mit dem guten,
Und trägt den Sieg davon. Erbarme dich,
Du guter Engel, leite die Gemüther,
Komm, Tubal, mit ersehntem Wort zurück!
Du liebst mich, guter Tubal? Nur der Vater
Ist meine Lieb'. Er ist hinwra. Er brütet
Noch über das Entsetzliche! Das Vaterland
Verrathen? Unerbörte That, das heißt
Die Hand anheben wider den Erzeuger!
Nur schlimmer ist, Jehova selbst zu läßern;
Es verdammt ihn für alle Folgezeit,
Es führt ihn in der Hölle küssen Schlund.

Ich muß hinweg, ich muß zu ihm und kann ich
Sein Herz nicht wenden, will ich wenigstens
Abwenden der Gelegenheit Verführung,
Die sich vielleicht im Augenblick schon naht.

(Er will abgehen.)

Ammon (auftretend).

Verzeih mir, holde Jungfrau, wenn ich dich
Um meinen Weg befrage. Ist er nicht,
So hab ich hier mein Ziel erreicht und hätte ich
nicht
So mücht ich mich an solcher Augen Milde
Doch raßend laben.

Mirja.

Eure Frage? Spricht?

Ammon.

Ist hier die Wohnung Jephtha's?

Mirja.

Ja, er ist.

Ammon.

So bist du wol die schöne Tochter Jephtha's,
Von deren Reiz die Welt nicht minder spricht
Als von der Heldentugend ihres Vaters!

Mirja.

Wißt du an mich gesendet, fremder Mann?

Ammon.

Der mich gesendet, dachte nicht an dich,
Ich aber drang mich selbst zum Voten auf,
Ob schon zu gut zum niedern Votenläufer,
Um dich zu sehn und wenn ich wahr bestünde
Was mir der Ruf gesagt, ein eigenes
Geschäft an dich zu richten.

Mirja.

Spar' die Zeit!

Zur Sache! Wirst du meinen Vater sprechen?

Ammon.

Wenn du mich nicht der Liebe würdigst, so!

Mirja.

Ich will ihn rufen. Doch wer bist du, Gast?
Mir dünkt, wir sind verschiedenen Geschlechts.

Ammon.

Wohl sind wir das, ich bin ein Mann und Jüngling,
Du bist ein Mädchen und das schönste Mädchen.

Mirja.

Du bist kein Sohn von Abrahams Geschlecht,
Ich seht an deinen Zügen. Und das meint ich.
Doch will ich nicht zum zweitenmale mich
Aussetzen deinen Schergen.

(ab.)

Ammon (allein.)

Fraun, die Weiber

Von Israel sind doch die reizendsten,

Und diese Südinu ist der Mädchen Perle,
Das Glanzlicht dieses schwarzen Augenpaars,
Die Füh' und Wölbung dieses Gliederbaus,
Vergebens sucht man sie bei unserm Volk,
Vergebens bei sonst einem Volk der Erde.
Dies holde Kind, besitzen muß ich es,
Und sollt' ich meinen Thron auch mit ihr theilen.
Mein Vater hat mich um ein Staatsgeschäfft
Hierhergesandt. Du hast nicht falsch gewählt,
Mein Vater, denn ich denke jetzt das meine
Mit deinem zu verbinden. Nun erst bin ich
Ein Keddner. Du hoffst Jephtha zu gewinnen;
Ich seine Tochter, sie nicht ohne ihn,
Drum Hand in Hand geht unser Vertheil jetzt.

(Jephtha und Mirja treten auf.)

A m m o n.

Es sieht mein Auge denn den Helden, der
Obgleich sich bergend nicht verborgen blieb,
Von dem das Anseland spricht, ihn kennt, ihn sucht,

Und der auf einen höhern Platz gestellt
Statt eines kleinen Dorfs das Ohr der Welt
Mit seiner Thaten Ruhm betäuben würde!
Sei mir gegrüßt, o Herr, dich grüßt durch mich
Ein hoher Mann, doch höher nicht als du.

Jephtha.

Sag an, o Fremdling, was dich zu mir führt?

Ammon.

Erlaubt, die Augen eurer schönen Tochter
Verwirren mich.

Jephtha.

Verlaß uns, liebe Mirja!

Mirja.

Du weißt, warum ich lieber bleiben möchte.
Denk an das Vaterland und an die Tugend!

Jephtha.

Doch auch an meinen Feind und an die Nacht.

Ammon.

Ammon.

Was mich anhet zu deinem Vater fñhrt,
Kann, holdes Mäddchen, dir gleichgültig sein.
Doch wenn ich einst dich um dein Beisein bitte,
Dann gib auch du mir freundliches Gehör!

Mirja.

Was du dem Vater iet zu sagen haß,
Ist, abn' ich, mir weit fürchterlicher noch
Als was du meinetwegen sagen kannst.

(ab.)

Ammon.

Wie du mich stehst, o Jephtha, bin ich mehr
Als ich nach meinem Aeußern scheine. Wiß,
Mein Nam' ist Ammon und ich bin der Sohn
Des Ammoniterkönigs. Sonder Zweifel
Weißt du, daß wir uns gegen Israel
Bereits gerüßet und mit Noß und Mann
Es überfluthen werden, und vereint

H

Mit ihren tausend Erden, tausend Sonnen,
Die Unbegrenztheit ist ihm unterthan,
Und dieses ganze große Weltenthall,
Beherrscht der einige gerecht und gut,
Den ihr Jehova nennt, wir Aharoth.
Wie sollte denn nicht auch ein Mensch, sein Abbild,
Der Erde höchstes, herrlichstes Geschöpf,
Ein einziger beherrschen diese Erde:
Ein weiser müßt es sein, ein mächtiger,
Der alle die zerstreuten Geschlechter,
Abkommenschaft von Einem Menschenpaar,
Müß neu vereinte unter seiner Hut,
Und sie, die zankenden, die kriegenden,
Durch Kraft zusammenhielte wie durch Nische,
Sie Sitten lehrt und Freundschaft, Menschlichkeit,
Und Vater würde der allüberall
Zahllos verbreiteten Familie!

Jephthä.

Du sprichst es aus, was mir im tiefsten Herzen
Sich oftmals dunkel und geheim bewegt!

E •

Ammon.

Das ist es, was mein großer Vater will!
Du bist der Mann, es auszuführen. Wißt du?

Jephtha.

Ammon, ich will! Hier hast du Herz und Wort.

Ammon.

Ich danke dir im Namen meines Vaters.
Dein Wort gilt mir für einen hohen Eid.
Leb wohl auf kurze Zeit. Ich kehre wieder.

(ab.)

Jephtha (allein).

Es hat mich überrascht. Und doch es ist so.
Je mehr ich überlege wird mir's hell,
Und eine Stimme ruft in meiner Brust,
Du bist berufen zu so großem Werk!
Was für Bedenkllichkeiten auch und Zweifel
Ein schwachgefunntes Herz erheben mag,
Ich schütte kühn sie alle von mir ab.

Wie hat mich diese Stunde neu geboren!
Dem jungen Iar gleich, der die enge Schale
Die ihn umschloß, verließ und von dem Rand
Des Nestes, das auf hohem Felsen ihn
Beherbergt, mit gewachsenem Flügelpaar,
Hinabschaut und sie jetzt zum ersten Flug
Ausbreiten will — weit liegt die Welt vor ihm,
Und er fühlt sich der weiten Lüfte Fürst —
Rein, wie die Sonne, wenn sie durch das Thor
Des Morgens vortritt und die Sterne scheucht,
Und ihres gleichen nicht am Firmament
Erblickt, nur sich als Himmelsherrscherin,
Als einzige Beglückerin der Welt:
So dankt sich jetzt mein überfroher Geist
Und wie die Seele, wenn sie von den Banden
Des Körpers los und ledig auf die Flur
Des Paradieses tritt und selig schauert:
So traue ich meinen offenen Augen Lamm,
Und laudre sehnend vor dem ersten Schritt,
Der mich dem hohen Ziel entgegenführt. —

Mirja (auftretend.)

Dein Auge blickt begeistert froh, mein Vater!

Jephtha.

Auch ist ein großes Heil mir widerfahren!

Mirja.

Ein großes Heil? Von wem?

Jephtha.

Von meinem Opa.

Mirja.

Was ward?

Jephtha.

Des Ammoniterkönigs Sohn.

Mirja.

Wie kann uns Heil von einem Feinde kommen?

Jephtha.

Wer uns die vielwillkommne Gabe bringt
Ist wahrlich unser Feind nicht.

Mirja.

Wohin ich auch geh, dich zu finden, ist mein Ziel.

Jephtha.

Du bist ein Weib, du bist ein gart Geschöpf,
Du wirst nicht meine Freude fassen können.
Es ist ein Männerwerk, hoch, wolkenhoch!
Daß ich den Lugal jezo vor mir hätte!
Denn nur auf eines Mannes starke Brust
Kann ich der meinen schweren Inhalt legen.

Mirja.

O du verkennst der Frauen schwach Geschlecht.
Wol sind wir schwach, doch können wir auch stark
sein.
Wo's den geliebten Mann gilt, sind wir stark,

Und für die Tugend dulden wir den Tod.
War meine Mutter schwach? Ist sie dir nicht
In der Verbannung herbes Leid gefolgt?
Hat sie nicht oft, du sagtest es mir selbst,
Des Unmuths Wolken deiner Stirn entschneit?
Verhehltest du dein Herz vor ihr? War sie
Nicht deiner Seele kesser Freund und Rath?
Ich bin nicht sie. Doch bin ich deine Tochter.
In Lieb und Zärtlichkeit bin ich ihr gleich.
Auch wohnt ~~von deiner Seite~~ in mir ein Hater.
Ich bin nicht mehr ein Kind. Nimm mich für
mündig!

Ich dränge mich in dein Vertrauen ein.
O schenk es, Vater, mir; ich bin es werth.

Jephtha.

Ich weißte, Mirja, nicht an deiner Liebe,
Doch anders fühlen Männer, anders Frauen.

Mirja.

Nur muß, was männlich ist, auch menschlich sein.

Jephtha.

Mein, es ist übermenschlich; es ist göttlich.

Mirja.

Wermegen ist es, mehr zu sein als Mensch.

Jephtha.

Doch soll der Mensch empor zur Gottheit steigen.

Mirja.

Dies schöne Recht giebt uns allein der Tod.

Jephtha.

Auch hier schon darf man nach dem Höchsten streben.

Mirja.

Das Höchste für den Menschen ist die Tugend.

Jephtha.

Was ist die Tugend?

Mirja.

Sie erschreckt kein Wort.

Doch fühlt der Gute sie und übt sie aus.

Jephtha.

Die Menschheit glücklich machen, ist das Tugend?

Mirja.

Gewiß, doch das vermag die Gottheit nur.

Uns Ergeborenen gelingt es kaum,

Nur Einen oder Wenige zu beglücken.

Jephtha.

Das Größte wäre des Versuchs doch werth.

Ich bin daran, ihn den Versuch zu machen.

Mirja.

O du erschreckst mich selbst mit gutem Wort.

Jephtha.

Ich nenne dir ein inhaltschwereres.

Wenn man beglücken will, muß man beherrschen.

Mirza.

Ist jemand glücklich, dem die Freiheit fehlt?

Jephtha.

Doch ist wohlthätig oft ein sanftes Joch.
Dem, der sein eigen Heil verkennet, muß man
Ein besseres Geschick aufdringen.

Mirza.

Und wohin zielt dein räthselhafter Spruch?

Jephtha.

Ich mache mir die Völker unterthan.

Mirza.

Was ist mit dir, mein Vater, vorgegangen?

Jephtha.

Ich werde Feldhauptmann der Ammoniter.
Die Welt erobernd will ich sie beglücken. — —

Da steht erkannt! Bis ich es nicht gesagt
Solch einen Plan kann dein Geschlecht nicht fassen.
(ab.)

Mirza (allein).

Ich werde Feldhauptmann der Ammoniter.
Die Welt erobernd will ich sie beglücken —
Ich fass es nicht. Doch sind es grause Worte.
Nur dieses Eine seh ich klar und deutlich:
Du wirst jezt deines Vaterlandes Feind,
Und giebt es wol ein sündlicher Vergehn?
Nein, Vater, Vater, das darf nicht geschehn! —
Zert ist er! Schnell ihm nach! Noch ist es Zeit!
O mich erfüllt ein unaussprechlich Leid.

Zweiter Aufzug.

Szene des ersten Aufzugs.

L u b a l.

Da bin ich wieder und mit froher Botschaft,
Wie hab ich sie zu bringen mich beeilt!
Die Freude gab, die Sehnsucht mir ein paar
Hüttig an meine Sosen und ich ließ
Mir kaum zum' Athemholen Zeit. Und doch,
So leicht mein Fuß mit Hirsches Schnelligkeit
Durch Blachfeld, Thal und Hügel eiferte,
So war doch mein Gedanke früher hier,
Er, der behender als der künfte Wind,
Schnellflüher als des Vlieses kühner Sprung
Am Ziel schon ist, indem er es sich setzt. —

Welch eine Nachricht bring ich unserm Jephtha?
Wie wenig hofft er? Und was ist geschehn?
Wie ist selbst mein Erwarten übertroffen!
Wie will ich mich an seiner Freude weiden!
Nicht denkt, er kann sich selbst kaum inger freun
Als ich, der ich in kleinen Zügen dürstig
In mich versetzen diesen Labetrunk,
Und nun dem Kranken selbst den Becher reiche.
Ach, was füllt mit Entzücken mir die Brust?
Ist es um Jephtha nur? Geseh es dir,
Zwei Menschen sind's, an die dein Herz dich knüpft,
Die du nicht minder als dich selber liebst:
Du liebst den Vater, aber auch die Tochter.
C. weiß es nicht, sie ahnt es nicht einmal.
L. unfausch und süchtig war stets meine Neigung
Und taubensüchtern; aber endlich flammt
Mit Macht die Leidenschaft in mir hervor,
Und länger kaum bewahrt ich mein Geheimniß.
Der Vater ist mir hold, doch sie? Sie scheint
Nicht abgeneigt mir! Aber welche Lust

Ist von — nicht abgeneigt — bis zum geneigt?
Wie von des Winters minderrauchem Abschied
Bis zu der Erndte glühendem Gefirn!
Wie sehn' ich mich sie wieder zu begrüßen,
Wie wonnig ist mir ihrer Augen Strahl?
Und doch bin ich nicht glücklich. Hoffnung wirft
Und Zweifel mich wie einen schwachen Kahn
Auf hohen Meereswogen, hin und her.
Hin ist die Ruh, hin alle Männlichkeit!
O Jephtha, glücklicher, mannhafter Held,
Dich treibt die Ehre, die dem Manne ziemt,
Bald schwinget deine Hand den Herrscherstab;
Bald schlingt ein Lorbeerkranz sich um dein Haupt!
Mich quält die Liebe, die den Eifersinn
Des Mannes wie ein dünnes Röhrchen beugt,
Das vor jedweden kleinen Lüftchend Hauch
Sich feig und lächerlich zur Erde bückt.

Mirza (auftretend).

Du bist schon wieder da, mein lieber Zabal?

Tubal.

Und du bewillkommst mich so lieb und hold!

Mirja.

Mit heißer Sehnsucht hab ich dich erwartet.

Tubal.

Nicht mich, nur meine Botschaft, liebe Mirja!

Mirja.

Den Boten liebt man mit der guten Botschaft.

Tubal.

Auch wenn sie's minder wär' als sie es ist?

Mirja.

So ist sie's doch! O sei nicht grausam, Tubal!
Und laßst du fröhlich vor den Vater treten,
So komm denn, säume nicht!

Tubal.

Und gehst du mir
Nicht einmal einen armen Augenblick

Nach

Nach dieses Weges unverdroßner Müß
In deinem holden Adlicke auszuruhn?

Mirja.

Du hast dir einen höhern Lohn verdient.
Komm zu dem Vater, komm ich gehe mit.

Zubal.

Darf ich mir gützig deuten, was du sagst?

Mirja.

O deute nicht! Bald wirst du alles hören.

Zubal.

Darf ich dich bitten? Höre mich anicht!

Mirja.

Nur nicht von mir und dir. Von Jephtha sorch
Und von dem Vaterland. Von andern Dingen
Iß ich nicht zu reden Anß. Doch,
Wir stehn noch hier und eilen nicht zum Vater.
O wüßtest du, was hier indeß geschehn.

Tubal.

Was ist es? Hebel!

Mirja.

Nur es von ihm selbst!

(Jephtha tritt auf.)

Tubal.

Erheite deine tiefgefurchte Stirn,
Mein Jephtha. Soll ich es mit Einem Wort
Dir sagen oder dich von Schritt zu Schritt
Zum hohen Nisfel der Erfüllung führen?
Du weisst es nun und laut verkünd ichs dir,
Du bist der Oberfeldherr Israels.

Jephtha.

Ist möglich, Tubal?

Tubal.

Ja, es ist, mein Jephtha!

Du stehst erschaut, betroffen, dich erschreckt

Das Unerwartete. So dacht ich mir.
Wie jemand, der des Berges Höb erklimmt
Und plötzlich ein unendlich Mancherlei
Von Tüchern, Wäldern, Thälern, Dörfern, Städten,
In reizender Verwirrung vor sich sieht:
So stehst auch du, weißt nicht, wie du's erfassen,
Wohin du deine Blicke richten sollst.
Jedoch dein stieres Auge soll bald leuchten
Von freundlicher Befriedigung, wenn ich
Dir einzeln über alles Auskunft gebe.
Vergib, wenn ich redselig scheinen werde!
Die böse Botschaft möge wortkarg sein:
Doch in behaglicher Beweglichkeit
Schwingt sich die Zunge des erwünschten Herolds.
Jedoch, du scheinst nicht wohl, mein edler Freund!

Jerboa.

Ich bin es nicht. Doch rede!

Lubal.

Arzenei

Bring ich. Du weißt, mit welcher Eil ich dich

Um deinen Auftrag zu vollziehen, gestern
Verließ. Ich dachte nicht an Speiß und Trank?
Denn, als ich noch den Wald nicht ganz durch-
schritten,

Der unsre Wälder trennt von Israel,
Zählte ich das irdische Bedürfnis heftig.
Ich sprach im Dörichen ein unsern der Grenze,
Und freundlich trug mein gütiger Wirth mir auf.
Langst zu, mein Freund, begann er, eß und trink,
Noch hab ich überflüssig für mich selbst
Und für den Aderungdürst'gen Wanderer.
Wer weiß, wie lange! Denn der Ammoniter,
So heißt es, rückt mit Heerdmacht heran.
Er ist des Landes alter arger Feind,
Vermüßten wird er unser Gut und uns
In Sklaverei wegführen und uns worden,
Dem Baal mußten jauchzen Kinder opfern.
Doch prüfend gab ich ihm dieß Wort zurück:
Wel kann ich dieß Gerücht, doch warum sagst
Ihr so Kleinmüthig? Hat nicht unser Volk

Siegreich bis jetzt jedweden Feind bekanden?
Ist es nicht frei? Ist es nicht muthersüß? —
Das Volk vielleicht, antwortet' er, doch wo
Zeigt sich ein Held, der sie zu führen weiß?
Nur einer kann es, doch er ist verbannt.
Vielleicht kennst du ihn auch. Sein Nam ist

Jeghta. —

Da hielt ich mich nicht länger, bot ihm freudig
Die treue Recht' und sprach: Wohl kenn ich ihn.
Er kann das Land erretten, er allein.
Doch wird er sich erbiehen, wird man ihn
Zum Führer wollen, da er Feinde hat? —
Das Volk muß ihn zu seinem Hauptmann fordern,
Erwiderte mein hochgefunter Wirth,
Wie mür es, wenn wir Einz'ne das Wort
Ausdrücken und mit mehreren vereint
Den Riipa jögen? Unser Dorf setzt sich —
Und wie gesprochen ward es schnell zur That.
Wir zogen aus in allen zwanzig Mann.
Doch wie die Flocke Schner's von hoher Alpa

Herunterrollend jeden Augenblick
Zustimmt und als Ketos ins Thal hinabstürzt,
So schritten auch auf unserm kurzen Pfad
Wie Blitze, die den größten Fluß vermehren,
Die Landeskinder, alle, was die Wasse
Nur tragen kennt, und jubelnd zu. Der Weg
Ward fast zu enge für des Volkes Wege.
Und alle riefen laut: es lebe Jephtha!

Hörst du es, Vater! O das ist die Stimme
Des Volks, das seine hohen Männer kennt.
Schnell, Jubal, fahre fort!

Jubal.

So kamen wir vor Mizar's Thoren an,
Und als wir uns die Straßen durchgewälzt
Zum Markt hin, sahen wir den weiten Raum
Von einer größern Menge noch erfüllt.
Und mittenin die Schaar der Kettigen.

Denn Cythra waren angelangt und Ruten
Und hatten Schreckensklunde von der Nacht
Des Feindes angelegt. Ich drängte mich
Die dichte Menschenmaass hindurch und hörte
Den Redner, der vom hohen Stein herab
Dem Volk aufrichtig reine Wahrheit sagte.
Dann trat ein zweiter auf und schilderte
Des Krieges Gräuel, die Unmöglichkeit
Des Sieges ob den jezumal härtern Feind,
Die Grausamkeit, mit der er den Versuch
Des tapfern Widerstandes rächen würde,
Und um das Leben mindestens zu retten,
Rieth er zum Frieden und zur Unterwerfung.
Dein ältester Bruder war der Redner. Doch
Aus Einem Munde rief das ganze Volk:
Krieg mit dem Hunnen, Krieg! Wir wollen

Krieg!

Und Steine flogen schon von allen Seiten.
Jaß hätte er seine Feigheit mit dem Leben
Gebüßt. Und bald erscholl ein neuer Ruf:

Wohlt und den Richter! Wählt und einen Führer!
 Die Weltesten sahn sich betroffen an,
 Stillschweigen dann gebietend schlingen sie
 Rath mit einander, doch es währete lang,
 Zu lange für des Hauses Ungeduld.
 Schon ging von Mund zu Mund ein leid Gemur-
 mel.

Wie schlug mein Herz, als ich jetzt unterschied
 Selbst in der unbekannten Schaa'ren Mund
 Den vlesareheten Namen, laut und lautes
 Words wiederum. Heil rief jetzt einer auf:
 Jephtha, wir wollen Jephtha, Jephtha!
 Und alles rief ihm nach. Von tausend Zungen
 Erhebt dein Name zu dem Himmel auf.

Witz 1a.

Das ist mein Volk, mein wackres freies Volk,
 Wo seine Fürsten sich bedenken, laudern, schweigen,
 Da spricht es selbst und thut es gar That.
 Und was ein ganzes Volk einstimmig spricht,
 Das ist der Gottheit Stimme. Japha fort!

Rubal.

Nach folgten ihr die Aeltesten gehorsam,
Und einer unter ihnen nahm das Wort:
So tilgen wir nun den Verdammungsstruch,
Er ist ein Bürger Mizpa's, wie er's war,
Sein Erbe werd' ihm unverfügt ersetzt,
Wir wählen ihn zum Hauptmann Israels.
Wenn der Beseidigte nur nicht den Antrag
Zurückweist! — Ich glaubte ich meine Zeit
Gekommen. Auf den hohen Stein mich stellend
Sprach ich: Vernehmt mich, Bürger Israels!
Ich bin des großen Helden, Jephtha's Freund.
Ihr habt ihn schwer beleidigt, doch sein Herz
Ist groß genug, noch Schlimmeres zu verzeihn,
Wenn er dem Vaterlande dienen kann.
So kenn ich ihn, so darf ich euch versprechen,
Daß ihr ihn eurem Antrag willig findet.
Erlaubt ihr mir, so eil ich schnell zu ihm,
Und meld ihm euren ehrenvollen Willen.
Ihr ordnet schnell ein paar der Edelsten

Als würdige Gesandtschaft an ihn ab. —
So sprach ich und ein allgemeiner Beifall
Erscholl, als ich vom Stein hinunter stieg,
Und ohne Säumen einen Rückweg suchte.
Jetzt bin ich hier. Mein Auftrag ist vollbracht.
Ich grüße dich, mein und des Volkes Hauptmann.
Sald sind sie hier dich feierlich zu hofen. —
Ich bin zu Eade. Und du schweigest noch,
Und keine Freude glänzt in deinem Blick,
Du sehest verlegen, ungewiß und schen.
Woldest ich einen anderen Empfang.
Was ist hier vorgegangen? Wißt du nicht
Der Feldherr sein des Volkes, das dich begehrt?

Jephtha.

Ich bin der Ammoniter Feldherr.

Mirja.

Nein,

Du warst es, Vater, doch du bist es nicht,
Du laußt es nicht mehr wollen, Jephtha!

Lubal.

Welch mächtige Gesandtschaft zeigt sich dort!

Das sind die Abgesandten Mizpa's nicht.

Jephtha.

Es ist des Ammoniterkönigs Sohn.

Mirja.

Ja, der Entscheidung Augenblick ist da.

(Ammon erscheint mit den Gesandten seines Vaters.)

Ammon.

Schnell kehrt ich wieder, wie ich dir's gelobt,
Doch nicht mehr wie ein schlichter Wanderemann,
Verkleidet, heimlich, einzeln, wie zuvor;
Es tritt der Königssohn in Königsleidern
Beauftragt von dem Reich und seinem Herrscher,
Begleitet von den ersten seines Volkes
Mit Zuversicht zu dir, o Jephtha, hin.
Denn du gelobtest mir mit treuem Wort,
Was ich von dir geheißt und selbst du wünschtest.

Mein hochgepriesener Vater grüßet dich
 Als Hort und Fürsten seines großen Heerth.
 Zum Zeichen deiner Würde schickt er dir
 Das golddurchwirkte rothe Kriegsgewand,
 Getaucht in edler Purpurschnecken Blut,
 Und diesen Helm, von dem ein großer Adler
 Dem Feinde sicheres Verderben kündigt,
 Und dessen hochgeschossne Reiherfeder
 Stolz wie des Verges Feder niederwinkt,
 Und dieses Schwerdt von Damascenerkahl,
 Das in den Händen meines großen Vaters
 Sich oftmals in der Feinde Blut gesättigt,
 Und doch wie Tiger stets nach neuem dürstet.
 Und daß ich würdig dich zu und geleite,
 Steht hier ein Kriegeswagen schon bereit,
 Ein gelblich Löwenpaar ist sein Gespann,
 Dein ist er und für dich allein bestimmt.
 Dort steht ein anderer minder hoch und herrlich,
 Doch findet er auch seines gleichen nicht,
 An Schönheit und an aufgesuchtem Schmuck

Ihn ziehen vier Hindinnen weiß wie Schnee,
Ich biet ihn deiner holden Tochter an,
Denn sie mich würdig hält, an meiner Seit'
Ihn einzunehmen, selber führ ich ihn. —
Soweit mein Austrag. Doch ich füge gleich
Nach meines Volks und meiner raschen Art
Des eignen Herzens heißen Wunsch hinzu.
An dich, du holde Jungfrau, wend ich mich,
Du warst die erste, die mein Aug hier sah,
Ein einziger Blick von dir nahm mich gefangen,
Der langen Prüfung überheb ich mich.
Du bist ein Weib wie ich es wünsch' und will,
Es nimm auch mich auf Treu und Glauben an.
Mich selbst zu preisen würde mir nicht anstehn,
Doch hoff ich, du bereu'st nicht deine Wahl.
Mein Vater weiß und billigt meine Wünsche,
Und auch der der deine weiß mich wol nicht ad.
Es ärgre nicht, laß mich nicht lange warten,
Es ist ein Prinz, der deine Hand erbittert,
Du theil'st künftig einen Thron mit ihm.

Lubal.

Verzeihe, Mirza, und erlaube, Jephtha,
 Daß ich mit unfreiwillegem Worte mich,
 Jetzt zwischen euch und diesen Fremdling dränge.
 Was ich bisher verhehlt, doch eben heut
 Euch zu entdecken doch entschlossen war,
 Das muß ich jetzt euch sagen oder nie.
 Na, Mirza, dieser Gast deut die die Hand,
 Sieh her, ein zweiter Feind steht sich dar,
 Auch meine Hand blet ich dir, schön und jaghaft,
 Nicht weil ein Prinz mein Nebenbuhler ist,
 Ich kenne dich, dir gilt der Purpur nicht,
 Und lieber bleibst du hier im grünen Wald
 Fern von dem Glück und Unglück eines Throns;
 Doch schüchtern, weil dein jungfräuliches Ohr,
 Das einer solchen Sprache nicht gewohnt ist,
 Von einer Doppelwerbung jetzt betäubt wird.
 Vergib mir denn, wenn mich das Schicksal drängt,
 Mein still Geheimniß laut hier auszusprechen.
 Ich liebe dich, o Mirza, doch von heut

Und gestern nicht. Ein kleiner Knabe noch,
Als ich mit meinem Vater hieher kam,
Und in dies Haus eintrat, in jenen Garten,
Da hatte dich die Mutter hingesezt
Zu einem blühenden Anemonenbeet,
Und sinnlich griff dein Händchen nach den Blumen.
Sieh, da schon fühlst ich, wie du mir gehelst,
Und fortan ging kein Tag hin, daß ich nicht
Im Haus' hier um dich war, ich bildete
Dein lallend Wort, ich nannte dir die Blumen,
Die Thier', und Sonn' und Mond und Erd' und
Himmel.

Es starb mein Vater meiner Mutter nach,
Da nahm dein guter Vater mich zu sich,
Und liebte mich wie seinen eignen Sohn.
Er war mein Vater und du meine Schwester.
Doch als ich nun zum Jüngling auferwacht,
Da sah ich nicht die Schwester mehr in dir,
Ich sah in dir die liebenswerthe Jungfrau.
Eild ward ich meiner Sehnsucht mit bewußt;

Dein Herz blieb unbefangen, wie es war;
Indeß das mein' in Flammen sich verzehrte.
Ach, bis auf diesen Augenblick hielt ich
Dich für mein unbefristetes Eigenthum,
Nun eben, da ich zu dir treten will,
Dir zu gestehen meine stille Liebe,
Mit der ich lebenslang dich heiß umfangen,
Da streckt die Hand ein andrer nach dir aus,
Der im Vorübergehn dich nur erblickt:
O soll ich dulden, schweigen, still verzweifeln?
Nein, nein, ich kann's nicht. Zu groß ist mein
Schmerz!

O rede, Mirza, werth ich dich verlieren?
Wirst du dem stolzen Redenbuhler folgen?
Und läßt du die Verzweiflung mir zur Braut?
Doch nicht bedecken will ich dich mit Klagen,
Mit der Erzählung meiner tiefen Reue,
Dich durch den Ausbruch meiner Leidenschaft
Durch meinen unverhaltnen bittern Gram
Zum Mitleid nicht und nicht zur Graftanz reizen.

Du tust dein eigen, wähle denn du selbst!
Wenn du mich liebst, ich werd' es kaum ertragen,
Du überschwenglich glücklich machst du mich —
Liebst du mich nicht, ich werd' es schweigend tragen.

Jephtha (nach einer Pause).

Nun meine Tochter, beichst du nicht das Schweis-
gen?

Mirza.

Den Feind des Vaterlandes lieb ich nimmer.

(Die Gesandten von Mäpa treten auf.)

Der Sprecher.

Heil dir, o Jephtha, dir und deinem Stamm!
Dich grüßt durch unsern Mund das Vaterland,
Nimm du der Greise Botenschaft huldreich auf.
In Thorheit schwanket oft der Menschen Sinn,
Edelmüthige That hat man auch dir gethan.
Die Noth nahm uns die Finde von den Angern.
Du bist des Vaterlandes echter Sohn,

Knecht sind deines Vaters andre Söhne,
Es fließt in ihren Adern feiges Blut.
Sie sind, die dich verbannt. Jetzt ist ihr Leben
In deiner Macht. Befiehl! Sie sind nicht mehr.

Jerhta.

O Tag der Rache, bist du nun gekommen?

Mirza.

Du wirßt!

Jerhta.

Nicht mein ist, Gottes ist die Rache.
Ich will ihr Leben nicht, noch ihre Güter.

Sprecher.

Großmüthig bist du gegen deine Brüder,
Wirßt du's dem Vaterlande minder sein?
So nimm den Richterstab, den wir dir bringen,
Sei deines hangen Volkes Schirm und Schutz!
Stark wird es sein, wenn du dich ihnen zeigst,

Und stuebig, wenn den kleinen Haufen du
Dem überholten Feind entgegenführst.
Schau her, drei Greise sind es, die dich bitten
In demuthvollem trauerndem Gewand.

Jephtha.

Grausames Schicksal, selbst in deinem Lächeln
Ersiehst du verachtet und verkannt
Mich lange schmachten in unwürdigem Loos;
Jetzt rddtest du mich durch Freigebigkeit.
Vormals unglücklich bin ichs nun noch mehr. —
Was ihr mir bietet, ehrenwerthe Greise,
Es war mein höchster, war mein einziger Wunsch.
Ein Höheres ward mir gezeigt, geboten.
Und blindlings hab ich mich ihm hingegeben.

Mirja.

Wol sagst du blindlings! Öffne nur den Blick!
Ach, wenn du doch mit meinen Augen sähst!

Jephtha.

Hier steht der Ammoniter Prinz, es wählt

Der König mich zu seinem Feldherren. Dort
Geht mir das Vaterland dieselbe Würde.

Wem soll ich folgen? Wem soll ich mich weigern?

Sprecher.

Bißt du des Vaterlandes echter Sohn?

Ammen.

Soll ich dich des gegebenen Wortes erinnern?

Jephtha.

Ich gab es übereilt. Jedoch ich gab's.

In meinem Leben nahm ich's nicht zurück.

So muß ich denn, ich muß dir folgen, Ammen.

Mirja.

O nein, du mußt nicht, Jephtha, höre mich!

Jephtha.

Wißt du wordbrüchig mich und ehrlos machen?

Estraft Gott nicht selbst den Falschen? — Ich ge-
hebt es.

Mirja.

Und wenn du schwurst, — so haßt du falsch ge-
schworen.

Den Schwur, der mit dem Laster dich verbindet,
Nimmst die Gerechtigkeit nicht. Er steigt nicht auf,
Er fährt hinab, der Erde Schacht hindurch,
Und labt mit seinem Schall die Abgefallenen.

Wenn nun der Teufel selbst in Freundschafts Gestalt
In deine Gunst sich stahl und dein Vertrauen,
Und du in biederer Arglosigkeit

Dich ihm zu eigen gabst mit Wort und Herzen,
Dich ihm verschriebst mit deinem theuren Blut:
Wollst du noch an ihn halten, wenn du ihn
Entlarvt in seiner schrecklichen Gestalt

Vor deinen Augen sähst, weil du ihm schwurst?
O nein, du stößt vor ihm, du würdest wieder,
Wie du es warst, sein ewiger Feind!

Der Jugend nur gehört des Menschen Seele,
Ihr hat sie sich gelobt mit stillem Schwur
Und Meideid ist jedweder Schwur zum Bösen!

- Ja böd und südhast ist, was du geschworen!
- Wer mit dem Feinde seines Vaterlands
- Ein Bündniß schließt, der ist des Todes schuldig! —
- O, du begehst nicht solche Missethat.

Vertha.

Wie du es siehst und fühlst, hast du Recht,
 Doch anders ist mein Urtheil und Gefühl.
 Mein Wort zwar bindet mich so streng nicht,
 Es steht die Wage noch und ich bin frei.
 Hier liegt das Vaterland und dort die Welt.
 Bin ich ein Bürger nur des kleinen Landes,
 Das mich gebat und aufzog? Hat die Welt
 Nicht auch Anspruch an mich, und wenn ich sie
 Beglücken kann, erfüllt ich nicht zugleich
 Die niedre Pflicht?

Mirza.

O täusche dich nicht selbst!
 Zu groß ist diese Welt für einen Menschen.
 Du jagst einem Traumbild nach, das oft
 Ehrsucht'ge Geister noch verwirren wird.

Du liebst das Gute, Vater, doch bist du
Aufrichtig gegen dich, kennst du dich selbst?
Ist diese Euaend nicht ein Kind der 'Ehrsucht,
Der schlimmsten Widersacherin des Manns,
Die ihm ein Irrlicht statt der goldenen Sonne
Der Ehre vorhält.' Greif zu deine Brust!
Laß deiner Tochter ernstes Wort dich rühren!
Ich bin ein Kind noch, Kinder sprechen Wahrheit,
Verzeihe mir, daß ich dich mahnen will.
Doch setze mir, dich rufe das Vaterland.
Gewiß ist hier das Gute, das du listest,
Und laut und deutlich spricht der Pflicht Gebot.
Dort ist es nur dein klügelnder Verstand,
Der falsche Glanz der Aussicht, die dich blendet.
Bist du es denn allein, der dort gebent?
Wer bürgt dir für den glücklichen Erfolg?
Du mußt erst viele tausend grausam würgen,
O welch ein Mittel, Glück durch Unglück jden!
Hörst du mich, Vater, trau dem Aumen nicht!
Trau deiner eignen selben Seele nicht!

Iephthä.

Was machst du, Mädchen? Wer hat deinem Mund
Die herzenzwingende Gewalt gegeben?
Du bist mein böser Engel, wie ein schwarz
Gewölz ziehst du mir durch Aurores Glanz,
Doch mahnest du mich mit Prophetenstimme.

Mirja.

Dein guter Engel bin ich. Leih dein Ohr ihm!
O daß ich der Propheten Stimme hätte!
Ich wiederhol es laut, es ist nicht recht,
Du thust ein großes Uebel vor dem Herrn,
Dein eigen Volk willst du zum Knechte machen
Des fremden Volkes, des abgöttischen?
O sehe nicht so Großes auf das Spiel!
Verbinde dich nicht mit dem Landesfeind!
Laß ab, mein Vater! Vecht dir nicht das Herz
Beim schrecklichen Gedanken, dein Geschloß
In deines Vaterlandes Brust zu werfen?
Du kannst es nicht. Die sinkt ja die Hand,
Die du zum Wurfes zitternd höbst, zurück.

Und schlendertest du dennoch ab den Speer,
Er träfe nicht zum Ziel, die schwere Schuld
Des söhnenden Gewissens flücht mit
Und jög' ihn reuig zu der Erde nieder.

O Zuhel, komm, ihr Greise, kommt! Herbei
Ihr Feinde selbst, wenn ihr das Gute liebt,
Wenn ihr das Vaterland im Busen tragt,
Fleht, faßt ihn, reißet ihn im Sturme fort,
Die Jugend ist es, die Hand an ihn legt.
Mein Vater, ja ich seh's an deinen Wunden,
Du bist bewegt, du kämpfst, du haß gesiegt!

Jephtha.

Ich fühls, ich hielt mich stärker als ich bin.
Zu schwach bin ich für eine große That.

Mirja.

Das Vaterland befrein, es ist die größte,
Die herrlichste von allen Heldenthaten!
O, wenn der stolze Feind im Staube liegt,

Von deinem Schwerdt bezwungen, deinem Geist,
Wenn von den tausend Zungen deines Volks
Dein Name jauchzend in die Lüfte steigt,
Daß selbst die Gottheit, solchen Ruf vernehmend,
Mit goldner Sonne freundlich niederlächelt,
Wenn du des Vaterlandes Vater bist,
Und einst bei deines Athems letztem Zug
Dein Geist von deines Volkes Segenswünschen
Zum Paradies hinauf getragen wird —

Jephtha.

O meine edle Tochter, ja, das Vaterland
Ist meine Lösung. Ammon lebe wohl!

Mirja (kniend).

Erhabne Gottheit, hier auf meinen Knien
Dank ich und preise dich für deine Gnade.
Wie dank ich dir? du hast den theuren Vater
Der Tugend und der Pflicht zurückgegeben.
Nimm, wenn du willst, nimm hin dafür mein Leben!

Dritter Aufzug.

Erste Scene

wie in den beiden ersten Aufzügen. Es ist frühmorgens.

Lubal. (allein).

Das theure Vaterland ist in Gefahr,
Doch Israel hat sich ermannt. Wir ziehn
Dem stolzen Ammoniterheer entgegen,
Und Jephtha führt uns an, der Held.
Wir werden ihnen sehn, sie schlagen, siegen,
Das Vaterland wird frei und mancher Kranz
Lagt auf dem blutigen Schlachtfeld sich erbenten. —
Ha, Lubal, schäme dich, so denkst du nicht,
Du hast das Vaterland, den Ruhm vergessen.
Dir wär es gleich, ob dieser heilige Boden

Noch ferner dem Jehova zugehört,
Ob ihn der Okzondienier stich vertritt,
Und unser's Volkes großer Name stirbt,
Wenn du nur deiner Liebe heißen Durst
Verichmachtend gieren Zuges löschen kannst. —
Ja, schilt dich, Lugal, schilt dich, du verdienst es,
Denn du bist schlecht, bist deiner selbst nicht werth!

Als wie Debora sie, die zarte Jungfrau,
Mit Flammenwort in ihren Vater drang,
Gleich Tauben die des Adlers Nest bestürmen,
Und alles nur den hohen Geist vernahm
Vergessend ihrer Erdenfährtheit Reiz,
Und das Erstaunen, die Bewunderung
Sogar des Feindes Ang und Lippen hob:
Da war mein Ohr doch fühllos wie ein Stein
Den Schall wegstoßend statt ihn einzufangen;
Und meines ganzen Ich's Empfänglichkeit
Saß in der beiden Augen kleinen Sternen,
Die gleich zwei Epäbern auf erhabner Warte

Jedwede kleinste Zuckung, jede Hebung
Der süßen Lippen, jeden Wimpernschlag
Ereuskeißig der Gebieterin hinterbrachten,
Der Leidenschaft, die hier ihr Lager hat
In meinem Herzen und auf eignem Grund
Grausamen Feldheern gleichend sengt und brennt.
Den Feind des Vaterlandes lieb ich nimmer!
Das sprach sie, und das ist das Einzige
Was ich gehört. Was ist des Wortes Sinn?
So viel ist klar, den Ammon liebt sie nicht.
Des Nebenbuhlers wär ich wieder ledig.
Doch liebt sie darum mich? Sie sagt es nicht.
Vielleicht! Sie war zu voll des Vaterlandes,
Und oh sie sich besonnen, unterbrach
Die Ankunft sie der Abgesandten! O,
Wenn nur des Feinds Felsämpfung sie beruhigt,
Wenn sie nur dem sich will zu eignen schenken,
Der in der Schlacht die meisten Feind' erlegt:
Dann sei willkommen, Krieg und Feind und Ruhm,
Dann zitter, Ammon, dann bring ich dein Haupt

Und leg's zu Füßen ihr als Wohlthat nieder,
Und wann wir friedlich dann zurückgekehrt,
Dann gäbe sie Gehör dem süßen Trieb,
Dann würde sie, die gottbegeisterte,
Das allgemeine Loos der Menschheit theilen,
Und auch den Brand der Erdenflammen fühlen.
O sollte sie denn jetzt schon süßlos sein?
Der Ammon ist ein schöner Mann, mich dünkt,
Er überstrahlt mich, wie der Mond die Sonne.
Hast sie vielleicht den Feind des Vaterlands
In ihm und liebt den Ammon doch? Dann wäre
Er meinem Schwerdtstreich um so eher reif,
Und um ihn noch im Tode zu verfolgen,
Stürzte ich mich in mein eigen Schwerdt ihm nach —

Witzä (tritt auf gedankenvoll,
ohne Tadel zu sehen, der
zurücktritt).

Es war ein Traum, doch nicht wie andre Träume,
Die vor dem Morgenlicht des neuen Tags
Wie scheues Nachtgeflügel sich zurückziehen,

Nur mit leicht gehobnem Geißlerschritt

Spartos hinweg über das Gedächtniß.

Es war ein Traum, nicht wie ein Schatten nur

Des Erdenlebens, nein, vielmehr ein Abglanz

Des höheren, wogegen mir der Strahl

Der Sonne dort nur grane Dämmerung scheint.

Es war ein Traum, so hell und so lebendig,

Wie jener, den ich vor der Mutter Tod

Gesehn. Er deutet mir die Zukunft an.

Nicht selten hatt' ich ja prophetische Träume.

(Sie bemerkt Tubal.)

Du hier, mein guter Tubal, haßt du mich

Gehört? Du darfst es wissen. Ach, du haßt

Von deiner Liebe gestern mir gesprochen.

Sag, guter Tubal, ist es wirklich so?

Tubal.

Ja, Mirja, ja, ich liebe dich unjählich.

Mirja.

Du darfst mich lieben, Tubal —

Tubal.

Mehr als mich

Mehr als mein Vaterland.

Mirza.

Nimm mich Tubal.

Du darfst mich lieben, aber liebe mich,
Wie du mich sonst geliebt. Wir waren einst
Wie zween unschuldge Kinder, wie zwei Engel,
Die harmlos ruhig mit einander spielten.
O liebe nicht so sehr den Reiz des Körpers,
Der wie die Blume leicht schon morgen welkt.
Sei doch genügsam! Soll die Rose denn,
Die von dem Strauche dir entgegen duftet,
Soll dir die kleine Sängerin der Nacht,
Die dich mit ihrem Lied bezaubert, daß
Du gern die Hälfte deines Schlags ihr opferst,
Soll sie auch deinem leckern Saumen dienen?
O höre mich, mein Freund, beschaue mich,
Gern will ich deine Rose sein, dir gern

Die

Die schönsten Töne meiner Seele singen.
Bald ist die Blüthenzeit vorüber. Bald
Hörst du der kleinen Nachtigall vergehen.

Lubal.

O sprich nicht weiter Mirza, ich muß weinen.

Mirza.

Das sollst du nicht, du sollst mein wahrer Held
sein.

Hab ich mich denn in dir geirrt? Du bist
Mein theurer Bruder, du wirst kräftiger
Als ich das Vaterland vertheidigen.
Ich kann euch nur hintreiben in den Tod,
Den schönen Tod, ich muß zu Hause bleiben.
Doch wird vielleicht mir gleicher Lohn zu Theil,
Und beide feiern wir den Sieg dort oben.

Lubal.

O Mirza, Mirza, sollen wir nicht leben?

Mir 30.

Vernimm, mein Freund, was ich zu Nacht geträumt!
 Schon war ich wach und silbergrau verwebte
 Der Morgen mit der nächtigen Finsterniß
 Schwarzbraunem Mantel seines Lichtes Fäden.
 Ich richtete mich auf und dunkel schwebten
 Mir die Gestalten eines Traums noch vor,
 Der immer sich erneuernd mich geängstet,
 Von Schwerdterflirren und von Kampfgewühl,
 Und meinen Namen rief man dumpf dazwischen.
 Ich eilte hin, doch alles war nun still.
 Nur dein und Ammons Name flüsterete
 Mir wie von Zitterpappeln leise zu,
 • Indes von fern des Krieges Ungestüm
 Noch lauter sich erhob als vorher. Plötzlich
 Vernahm ich Siegesgeschrei und vor mir stand
 Mein Vater, um sein Haupt den Lorbeerkrani,
 • Doch Thränen strömten über sein Gesicht.
 Das war mein Traum: ich dacht ihm lange nach,
 Und wollte jetzt vom Lager auf, zur Hütte

Hinaus, die trüben Grillen zu veressen,
Doch wieder zog mich auf das Lager nieder,
Denn nicht gestärkt war ich von diesem Schlaf.
Und bald umhing die Traumwelt mich aufs neu.
Ich dänkte mich gleich einem Schmetterling,
Denn leicht trug mich ein leuchtend Flügelpaar,
Mich wiegend schwebt ich in der blauen Luft
Vergessend mich und alles Irdische,
Bis ich an einen schönen Garten kam,
Darin blühten Blumen die ich nicht gesehn,
Und Vögel sangen, die ich nie vernommen,
Wie Harfen klang der Lüfte leiser Hauch.
Vang schaut ich mich ein Weilschen um, dann zog
Mich eine dichtverwachsne Laube näher.
Ich trat hinein, da sah ich meine Mutter,
Sie blickte mich so voller Sehnsucht an,
Daß ich ehnmächtig ihr zu Füßen sank,
Und Leben und Besinnung von mir wich.
Sie rührte segnend meine Stirn und Locken,
Da wach ich wieder auf und sah empor,

Es war ein unaussprechliches Gefühl,
Und neben ihr nun standest du mit Armen.
Verwundernd öffnet' ich den Mund zur Frage.
Da sprach die Mutter: noch nicht, aber bald!
Und mit dem Wort zerrann mein Traumgeficht.

Lubal.

Und welche Deutung giebst du deinem Traum?

Mirja.

Ist sie nicht klar? Wo ist denn meine Mutter?
Denkst du, daß sie herunter komme? Nein,
Die seltsam Schatten lehren nicht zur Erde,
Sie tanzen nicht mehr mit dem großen Leib,
Dem Ein jedweden Wehs ihr Lustgewand;
Wir aber steigen zu dem Himmel auf.

Lubal.

Und Armen stand dort auch?

Mirja.

O Lubal, dort

Sind wir nicht Feinde mehr, nicht Nebenbuhler,

Dort wandeln wir wie reine Kinder wieder,
Dort wohnt ewge Freundschaft, ewge Liebe.

Erbal.

Du heilig Mädchen! Doch es war ein Traum.
Vergiß ihn! Sieh, du blühst in Gesundheit!
Du wirst nicht sterben, nein du darfst nicht sterben.

Missa.

Ich werde sterben. Wie, das weiß ich nicht.
Doch bin ich meines nahen Todes gewiß.
Dort kommt mein Vater. Sei versichert, Erbal!
Ich sah ihn nicht im Traume bei der Mutter.
Er wird nicht sterben.

Jerhal. (auftretend).

Alles ist bereit

Zum Ausbruch, die Kamelr werden schon
Herangeführt. Wir wollen eilen, Kinder,
Man wird in Missa sehrlich uns erwarten.

Och, Tubal geh, beschleunige die Knechte
Und ruf und, wenn ihr fertig seid.

(Tubal ab.)

Mein Kind,

Mein hochachtetes Mädchen, meine Witze,
Ich habe noch kein Wort zu dir gesprochen,
Seit Ammon fort ist und die Greise Mirza's.
Jetzt kommt dein Vater zu dir, meine Tochter.
O welche Stunden haben wir durchlebt,
Und welche Kämpfe haben wir bestanden?
Was bist du mir geworden? Schwelgt ich nicht
Schon an dem Abgrund eines schweren Irrthums?
Hab ich nicht schon den Juh zum wilden Strung?
Sieh, heiter steh ich wieder da mit freiem Blick,
Ich bin ein Mann, ich bin der Jephtha wieder,
Der ich zu deiner Mutter Zeiten war.
Das ist dein Werk, du starke lähne Junafran,
Du bist kein Kind mehr, keine Knospe mehr,
Du bist die schlankentblühte Lillie,
Du bist mir jetzt, was mir Nehala war!

Mirza.

Wie überschwenglich lebtest du mir, mein Vater!
Dem dank ich Leben denn und Geist und Kraft
Als dir und meiner al' Liebenden Mutter!
Du lagst in einem heißen Fiebertraum,
Ich habe dich nur an dich selbst erinnert,
Ich tief dich nur bei deinem eignen Namen,
Du bist erwacht und frisches reines Leben
Eströmt durch die mächtigen Pulse wieder hin.
Mein edler Vater, o wie fremd ich mich!

Jephtha.

Wie lieb ich dich, wie acht ich dich mein Mädchen!
Jetzt bin ich ganz der Sohn des Vaterlands,
Ich will den Uebermüthigen bekämpfen,
Und sollt ich selbst das Opfer sein. Von Herzen!
Doch werd ich lebend mit den Siegern kehren
Und ist das Vaterland befreit, beruhigt,
So wünsch ich mich zurück in dieses Thal,
Wo ich so viele Jahre glücklich war.

Ich will nicht mehr nach eitlem Ehren gehen,
 Auftrieden bin ich, wenn ich dich nur habe.
 Denn wie die Bäche jeder andern Reizung,
 Der Herrschaft und der Ruhmbegier gemacht
 In mir vertrocknen, um so voller wegt
 Der Strom der Lieb' in meinem Busen wieder,
 Und drängt zur lieben Tochter mächtig hin.
 Dein Anblick, dein Besiz macht mich so glücklich,
 Ich habe keinen andern Stolz als dich,
 Doch wenn ich es mir denke, daß auch dich
 Der Tod wie die Nebala'n rauben könnte! —
 Du stehst vor mir, ein herrlich blühend Leben,
 Und doch kann ich nicht dem Gedanken wehren.

Mirja.

O wehre dem Gedanken nicht, mein Vater!
 Des Todes Sichel ist ja scharf genug,
 Den starken Halm der Jugend wegzumähen.
 Nein, mache dich gefaßt, ich stürze morgen.
 Wol mir es schmerzlich hart, du schlitst mir,

Und sehnend wach ich aus dem Paradies
In die hinunterschaun. Wir trugest doch.
Du hast den Tod Wehala's überwunden.
Du bist ein Mann, dir ist kein Schmerz zu groß.

Jephtha.

O der Gedanke schon bricht mir das Herz.
Ein Blick vom Himmel war es, der den Stamm
Der alten Eiche niederstammerte!

Wirza.

Ach Vater, gerne stürz ich, brächte nur
Mein Tod dem Vaterlande Heil und Rettung,
Doch diese Wonne wird nicht Traun zu Theil!

Jephtha.

Wir haben unsre Rollen umgetauscht.
Ich fühle schwach mich gegen deine Stärke.

Zubal (antwortend).

Dein Heß und die Kamele weissen unsrer.

Jeremia.

Seh wohl, mein Kind, ich setze dich voran,
Du folgst mir unter Lubals sicherer Führung;
In Wipps Straßen sehen wir uns wieder.

(Jeremia ab.)

Wipps.

Es mag ich denn ein Lebenswohl dir sagen,
Du Thal und Hüte, meine kleine Welt,
Ich will nicht weissen, nein, ich will nicht klagen,
Nicht Wehmut idd, die mir den Tufen schwellt.
Mag das Kamel mich weit von hinnen tragen,
Es führt mich hin, wohin es Gott gefällt.
Und bin ich still und einsam hier erlesen,
Es schrecken doch mich nicht des Volkes Wogen.

(Jagdruddel.)

Friedvöcker Du! Ihr werdet bald verhallen,
Es gilt nicht mehr ein leichtes Jagdruddel.

Die mächtige Fesanne wird erschallen
Und es beginnt das wilde Schlachtgewühl.
Wir werden siegen trotz den Feinden allen,
Doch unzer viele haben dort ihr Ziel.
Auch ich, das Traungesicht kann mich nicht äßen,
Auch mich wird dort mein letztes Schicksal treffen!

. . .

Es lebe wohl da heimatliche Hütte!
Werd ich dich se, und wann dich wiedersehen?
Nun fort in des Gedümmels wilde Wüste,
Es ist Jehova's Will', es muß geschehn.
Doch hab ich einen Wunsch und eine Bitte,
O bierher müßt ich gern zurückgehn,
Und hier im Thal auf weichem Rasendette
Vereiten mir die stille Schlummerstätte.

Zweite Scene.

Immer das Thor.

Immer.

Kann ich vergessen? Nein, ich kanns und wills nicht.
Von einem Räuberhauptmann so verhöhnt,
Von einem Mädchen so verschmäht zu werden,
So schimpflich wie ein Kind zurückgeschickt!
Dem ganzen Heere war es laut verkündet,
Den Feldherrn hing' ich festlich herzuführen,
Und seine Tochter heir' ich mir als Braut.
Nun kam ich wieder mit dem Zug, allein,
Geschämt stand ich vor König und vor Volk;
Und ohne Ruh in unbedachtem Zorn
Sucht ich nicht nach Entschuldigung, ich sprach
Die Wahrheit aus: Jeruba ist unser Feind.
Mein Vater kommt von Zorn, jedoch ihn treibt
Ein eifriger Dämon an, der Gott des Kriegs;
In meinem Busen lodern zwees Flammen,
Die Rache lecht in mir und auch die Liebe.

Ich haße diesen Jephtha wie den Tod,
Und liebe seine Tochter wie das Leben,
Obgleich sie meine Feindin ist, nicht er!
Sie stachelt ihn mit Pflicht und Vaterland,
Und wahr ist es, sie sprach mit Ulgewalt,
Und heißer liebt' ich sie, als sie so sprach.
Bestehn muß ich sie, das steht mir fest,
Und sollt ich sie mit meinem Tod' erkaufen.
Wie aber? Wie? Es ist ein laubuch Weib,
Geführt von einem widerfärtigen Syden,
Dem diese Zauberin zur Seite steht.
Wo ist ein Mann, der Jephtha'n und erschüt,
Der wagt, die Stolzen zu demüthigen?

Ador (auftritt).

Du hast nicht wohl gethan, mein Sohn, dem Heer
Die köse Vetschaft zu verlihren. Gerecht
Und Jagen herrscht im ganzen Lager. Alles
Weht vor dem Jephtha. Weht den Goldherra und,
Der uns versprochen ward, — se rufen sie.

Du hast sehr übel dran gethan, mein Sohn!
Wie werden wir mit Schmach bedehn, ich sandte
Nur eh du sandt voreilig einen Voten
Den Mizza mit der Kriegserklärung.

Ammon.

Schilt mich nicht, Vater, bin ich selber doch
Schon wild genug.

Abor.

Es gib denn einen Rath!

Nach gut, was du verschuldet! Weuterei
Wird bald entsehn, der Krieger wird sich weigern
Vorwärt zu gehn, und zwingt man ihn, er wird
Schn, muthlos kämpfen, sicher Niederlage
Sehn wir entgegen. Lieber lassen wir
Von unserm Vorsatz ab und kehren um.

Ammon.

Nein, Vater, nein, das thut' ich nimmermehr.
Nur nichts von Umsehn. Vorwärt geht der Weg.

Nie will ich meine Heimat wiedersehn,
Wenn ich mein Schwerdt in dieses Jephtha Blut
Nicht tauchen kann.

A dor.

Mein Sohn, ich bin erkannt.

Nie sah ich noch so heldenmüth'ge Blut
In deine Wangen steigen. Wohl, so frolich,
Wer soll der Heldherr unter Völkern sein?

Ammon.

Ich will es sein, mein Vater, traue mir!

A dor.

Du Ammon, bist du denn so ganz verwandelt?
Hat dich ein Tag zum Mann gereift? Hast du
Dem Krieg gehuldigt und der Lieb entsagt?

Ammon.

Nein, nicht der Lieb entsagt, jedoch dem Krieg
Gehuldigt, und es ist die Liebe, die

Mich in den Krieg treibt, mich zum Kanne reißt,
Mein Vater: ~~ich~~, ich liebe Jephtha's Tochter
Auch jetzt noch, da sie mich verschmäht. Ich will
Den Jephtha tödten und das Mädchen rauben.

Aber.

Wohlan! mein Sohn! die Lieb und Rache sind
Schon einzeln stark. Vereinigt werden sie
Unmögliches vielleicht selbst möglich machen.
So zeige dich dem Heer, so fähr es an!

(ab.)

Ammon.

O, wenn er nun durchbohret von meinem Speer
Wer mir in seinem Blute liegt. Wenn sie
Als Sklavinn in des Siegers Armen ruht!
Als Sklavinn? Nein, das überlebt sie nicht,
Eh stieße sie den Dolch ins eigne Herz.
Und ist es denn gewiß, daß diese Schlacht
Gewonnen wird? Ist nicht unüberlegt,

Es!

Daß ich mich Jephtha'n gegenüberstelle?
Und wenn ich ihn auch sände, wenn ich ihn
Zum Zweikampf forderte, wie darf ich's hoffen
Den Helden zu besiegen? Mein Haupt würde
Vielmehr statt feind den grünen Boden lässen.
Nein, dieß führt nicht zum Ziele, nur zum Tod. —
Wie aber, wenn ich ihm den Frieden böte,
Und zur Verknüpfung unsers festen Bunds
Die Hand der Tochter zur Bedingung machte?
So soll es sein. So paßt ich Eignung
Und Ehre, Feldherrnruhm und Leidenschaft.
Willkommner Einfall! Selbst die Menschlichkeit
Spricht dir das Wort. Schlaf ein von neuem,
Streit!
Denn Waffen wird statt Nord und Blutvergießen
Den Liebesbund mit Jephtha's Tochter schließen!

(ab.)

Dritte Scene.

Alapa. Kartesag. Die Herren und das Volk.

Vorsteher der Hülfsleute.

Führt und den Ammeniterherold vor,
Wir wollen seine Botschaft hören.

Herold (aufstehend).

Vom Könige der Kinder Ammon komm ich,
Und diese kurze Red' entbent er euch.
Mein Land ist mir von Israel geraubt,
Als ihr vom Nil herkamet aus Egypten
Zum Arnen bis an Zabel und den Jordan.
Es gebt mir, seinem Herrn, mit Frieden wieder.

Vorsteher.

Und wenn es nicht geschieht?

Herold.

Es kommt mein Herr,

Und nimmt es sich mit Feur und Schwerdt.
Schon steht
Sein ungeheures Heer an euren Stängen.

Vorsteher.

So bring die Antwort deinem Herrn zurück:
Wir weichen nicht auf unserm Eigenthum,
Wir traun auf Gott und unsern Feldherren Jephtha

Herold.

Wie es mit eurem Gott ist, weiß ich nicht;
Doch Jephtha, den ihr euren Feldherren nennt,
Und den ihr in dem Lande Tod verbanntet
Ist unser Feldherr.

Vorsteher.

Wär es möglich?

Sprecher der Gesandten.

Hinman

Was bei ihm, wie ich euch erzählt, und lud

Ihn in der Ammoniter Lager ein,
Und wirklich hatt' er ihnen sich versprochen,
Jedoch bewegt von seiner Tochter Noth
Gelobt er sich dem Dienst des Vaterlands.

Herold.

Und wie, wenn er den ersten Bund erneuert!
Denn eben, als ich unser Heer verließ,
Ward es im ganzen Lager ausgerufen:
Der große Jephtha, unser Feldherr kommt!
Und alles stand bereit, ihn zu empfangen.

Sprecher.

Es glaubtet ihr. Ein andres ist geschehn.

Vorscher.

Denn er uns täuschen künnte!

Herold.

Glaubet mir!

Sprecher.

Laßt euch vom Feind nicht irren, meine Brüder,
Er ist schon nah, er wird ihn Lügen strafen.

(Ruft auf der Ferne.)

Stimmen im Volk.

Jephtha kommt, Jephtha!

Andre Stimme.

Er kommt zu Noth, er ist! Ha Jephtha!
Willkommen Jephtha, unser Retter!

Noch eine andre.

Jetzt steigt er ab. Entgegen ihm! Er kommt.

(Jephtha tritt auf.)

Jephtha.

Seid mir gegrüßt Landknecht! Ihr riechet mich.
Habt Dank für euer Jutraum. Ich bin da,
Und hoff mit Gott auch euch den Feind zu dämpfen.

Woll.

Heil Jephtha!

Jephtha.

Du hast dein Kleid verrath dem fremden Herold!
Sag deinen Spruch, ich will dir Rede sehn.

Herold.

An dich war meine Botschaft nicht gerichtet,
Ja unserm Lager würden wir dich sehn
An unser Schaaren Spitze — so verbiess
Und Ammon, unser Königs Sohn. Du habest
Es ihm, mit treuem Wort gelobt.

Jephtha.

Ich hatt' es.

Du lügst nicht, Herold, doch ich schäme mich
Nicht, die Uebereilung zu gestehn.
Mein Vaterland war mir nicht heil gewesen,
Und Stanzgebilde hatten mich geblendet.

Jedoch die Täuschung ist vorbei. Mein Volk,
Es ist mein Volk aufs neu, ich stehe wieder
In seiner Mitt' und alles ist vergessen.

Volk.

Großer Jephtha, edler Jephtha!

Jephtha.

So rede denn, ich will dir Antwort geben!

Herold.

So spricht mein Herr, der Fürst der Kinder Am-
mond:

Mein Land ist mir von Israel geraubt,
Als ihr vom Nil herkamet aus Egypten,
Dem Arnon bis an Jabel und den Jordan.
So gebt mir, seinem Herrn, in Frieden wieder!

Jephtha.

Antworte deinem König: So spricht Jephtha,
Kein Land hat Israel genommen, nicht

Den Moabitern noch den Kindern Ammon.
Denn da sie zogen aus Egyptenland,
Durchwandelt' Israel die weite Wüste
Bis es zum Schilfmeer und gen Kades kam,
Und sandte Boten zu den Edomitern
Und bat sie: laßt uns gehn durch euer Land!
Doch Edoms Fürst erhörte sie nicht.
Und gleichermaßen sprach der König Moabs,
Da blieb in Kades unser's Volkes Stamm,
Und wandelt in der Wüste wie vorher,
Der Edomiter und der Moabiter Laub
Umziehend, nicht berührend ihre Grenzen,
Jenseit des Arnon lagerten sie sich,
Und sandten Boten zu der Amoriter König,
Um Durchzug ihn zu bitten durch sein Land.
Der aber voller Argwohn sammelte
Sein Volk, zog Israel entgegen, tritt —
Jedoch Jehovah gab ihn in die Hand
Von Israel, der Amoriter Reich
Ward unserm Volk zu Theil vom Arnon an

Bis hin an Jakob und bis an den Jordan.
So hat der Herr, der Hort von Israel,
Der Amoriter Heeresschaar vertrieben.
Und du willst uns vertreiben? Laß dich warnen!
Weinst du, du habst ein besser Recht an uns,
Als unser Nachbar Balak, Zibors Sohn,
Der Moabiter König? Hat er je
Mit uns gerechtet und mit uns gestritten,
Ob Israel nun gleich dreihundert Jahr
In Hesbon wohnet und in allen Städten,
Die an dem Arnon liegen. Warum schwiegt
Ihr all die Zeit. So haltet jetzt auch Frieden.
Wir haben nichts gesündigt an euch,
Und dennoch überzieht ihr uns mit Krieg?
Ja, Krieg ist, was ihr wollet. Nehmt ihn denn!
Wir kommen euch zu suchen. Wir auch wollen
Den Krieg und wehe dem Vermegenen,
Der feindlich auch mit einem Fuße nur
Die Grenzen unsers Landes überschreitet.
Küßt euren Camos, euren Gott, nur an!

Wir wollen auch zu unserm Gotte beten,
 Und er, der Herr Gott Zebaoth, er fülle
 Noch heut sein Urtheil zwischen uns und euch. —
 Also spricht Jephtha, so spricht Israel.
 Du hast gehört. Geh stumm hinweg. Du hast
 Hier weiter nichts zu schaffen.

(Bore ab.)

Volk.

Heil Jephtha, unserm Feldherren Jephtha, Heil!

Jephtha (nach dem Hintergrund
 stehend).

Seht ihr noch keinen jenes Weges kommen,
 Den ich gesonnen bin?

Einer aus dem Volk.

Zwei Männer seh ich.
 Auf einem sitzt ein Mädchen, auf dem andern
 Ein Jüngling. Hinten folgt ein Haufen Volks.

Jephtha.

Sie ist es, meine Mirja und mein Tubal,
Mein junger Freund und meine wahre Tochter
Und meine Mannen sind, ein kleines Häuflein,
Jedoch von großem Muth und tapferer Hand.
Ich habe sie geprüft. 's sind meine Jäger.

Welf.

Sie waren schon. Willkommen, edle Mirja!

Vorsteher.

Herbei ihr Jünglinge, herbei ihr Mädchen!

(Mirja und Tubal treten auf. Ingleich von der einen
Seite ein Chor von Jünglingen, von der andern ein
Chor von Mädchen.)

Jephtha.

O meine Mirja! — Tubal, habe Dank,
Du hast sie glücklich mir hieher geführt!
Seid mir willkommen, edle Volksgenossen,
Seid mir willkommen hier auf Wippa's Markt!

Nach ihr Bewohner Mizpa, Israel,
Seht Jephtha's Stolz hier, seine edle Tochter,
Berehrt in ihr die Unschuld und die Tugend!
Wenn sie nicht war, ich stände wol nicht hier,
Ich stände dort vor Ammons Schaaren wol!
O, laßt mich nicht dran denken! — Mirza ist
Nicht kles geschmückt mit diesen Sinnesreizen,
Es wohnt in ihr Jehova's Licht und Geist.

Mirza.

Mein Vater, du beschämst mich. Dich verführet
Die väterliche Zärtlichkeit. Ich bin
Ein schwaches Mädchen nur. Ich wandte noch
Hier unten. Noch gehöre ich nicht zum Chor
Der reinen Engel, die dort oben wohnen.
Wol strebt, was in mir ist, zum Himmel auf,
Doch, während ich der Erde zugehöre,
Ist all mein Denken nichts als Ein Gebet
Für meines Vaterlandes Glück und Freiheit!

Volz.

Heil Mirza, Heil Jephtha!

Chor der Jünglinge.

Dankt dem Jehova, der Israel nimmer verläßt,
Der aus Egypten vom Pharandienst uns gerettet,
Singet ihm, feiert ein fröhliches Fest!

Chor der Mädchen.

Singt dem Jehova, der sichere Stätt' und verleiht,
Mitten in feindlichen Landen Gedeihn und beschie-
den,
Sieht er den Krieg auch, so gibt er doch wieder den
Frieden,
Singet den Höchsten, ja singet nur ihn!

Chor der Jünglinge.

Ob wir den Höchsten auch kränkten durch Laster und
Spott,
Hat er sein Auge doch freundlich bald zu uns ge-
wendet,
Hat uns Propheten und Richter und Feldherrn ge-
sendet.
Danket dem Herren, dem gütigen Gott!

Chor der Mädchen.

Nimmer ist er von dem Menschen, dem reinigen, fern,
Engel entsteigen dem Himmel nach seinem Befehle,
Ja, er begeistert der Jungfrauen züchtige Seele,
Danket dem Jehaoth, danket dem Herrn!

Chor der Jünglinge.

Er, der auch ich mich Israel gnädig erweist,
Der uns den Jephtha, den Hephren, den Starcken
erwecket,
Der unsern Feind mit dem Schwerdt, mit dem
Namen schon schrecket,
Danket dem Herren, der Herr sei gepreist!

Chor der Mädchen.

Mirza, du Lieblich des Himmels, mit frommen
Gemüth,
Er hat dein Antlitz mit Rosen, mit Lilien gezieret,
Hat deine Seele zur heiligen Wohnung erkühret,
Singet dem Herren ein löbliches Lied!

Vierter Aufzug.

Feld zwischen den beiden Lagern. Im Hintergrunde die
Thürme von Misa.

KAMMEN (allein).

So ständen wir einander gegenüber;
Die Sonne, die noch gestern ihre Glut
Auf dieses Rasens sanftem Grüne kühlte,
Wird, wenn sie ihr erwachtes Morgenauge,
Das schon die Wimper dort zu heben scheint,
Auf neu hermendet, der Verämbung flennen,
Denn tausend Zelte stehen hier im Kreis
Friedvoll und still wie weißes Waldgeflügel,
Doch sind's Gewitterwolken, die den Stoff
Des Flammentods noch heuchlerisch verbergen,

Wald aber führt der Schwerdter Blitz herauf
 Und milder Kriegesärm donnert graunvoll nach. —
 Es ist doch etwas Schönes Feldherr sein.
 Ich dünke mich ein Gott. Von meinem Wort
 Hängt jetzt das Leben vieler Tausend ab,
 Tod wohnt auf meinen Lippen. Aber nein,
 Es wohnt auch Frieden hier und frische Lust
 Des Lebens springt in meinen eignen Adern.
 Solt ich sie Andern weiden? Nicht der Krieg
 Soll dieses Gras mit rohem Fuß zertreten.
 Zum Tanzplatz und zum hochzeitlichen Fest
 Schickt dieser Ager sich. Ihr Kinder Ammon,
 Die ihr noch eine Hand frei habt, erwähle
 Die schönen Töchter Mizpa, führt sie heim
 Und macht zu Brautgemächern jedes Zelt —
 Sogleich entbietet ich Jephtha'n her zu mir. —
 Sieh dort kommt Tubal! War das nicht sein

Name?

Mein Nebenbuhler, ihr Gespiel, ihr Freund!
 Vielleicht gar ihr Geliebter! Wie vergaß

Ist ihn so gnu! Er kommt zur rechten Zeit.
Wär er der Glückliche? Er schleicht so langsam,
So trübe vor sich hin. Nein, das ist nicht
Der Schritt beglückter Liebe, nicht einmal
Der Hoffnung, das ist tiefen Kummers Gang.

Lubal. (austrittend ohne Auf-
merksamkeit).

Was säumt die Sonn? Aurora streckt schon längst
Die blutige Purgursahn' im Ost empor!
O daß des Todes grauser Herold erst,
Das vielhauptige Ungeheur, die Schlacht,
Die Doppelschlange, zischend sich umschürte,
Und mich mit seinen Ringeln auch zermalmt!
Denn dieses Tages Schluß will ich nicht sehn.
Mein ganzes Wesen ist in sich zerrührt.
Es lebt an mir nur noch die Leidenschaft.
Entsagung fordert Mirza? Ha, das heißt
Bei vollem Tische sich zu Tode hungern.
O sterben will ich gern, nur auf den Tod

Nicht warten. Kann ich ihn doch suchen! Hier,
Mein Schwerdt weiß ihn zu finden, und der Weg
Geht durch die eigne Brust. Doch edlern Lob
Find ich im Schlachtgewühl. Mir währt die Zeit
lang.

Ich will ein Vorspiel mit dem Ammon machen.

Ammon (hervortretend).

Hab guten Morgen, Tuba!

Tuba.

Du hier? So recht! Dich eben sucht' ich, Am-
mon!

Hab meinen Morgen und du hast den ärgsten!

Ammon.

Warum gibst du mir schlimmen Gruß zurück?

Tuba.

Du bist mein Feind.

Ammon.

Doch komm' ich iht als Freund.

Tubal.

Der meine Laust du nimmer werden, Ammon.
Ich komm' um dich zum Zweikampfe auszufordern.

Ammon.

Bißt du so böse, Tubal? Unsere
Befanntschaft hing sich freilich an mit Feindschaft.
Wir worden beid' um Eine schöne Beute.
Doch billig dürft' ich wol unmutiger sein.
Ich ward bestimmt verschmäht, ich mußte weichen,
Indeß den Wahlplatz du behauptetest.

Tubal.

Das Geld behaupten heißt nicht immer
fliegen.

Ja Mirja darum mein, weil ich sie sehn,
Sie sprechen, in die Staps treten darf,

h.

Auf der ihr zartes Füßchen stand? So wäre
Der niedrigste Gesell, der ihr den Saum
Des Mantliens nicht, der sie herunterhebt,
Ein Glücklicher! Und glücklich ist er auch.
Denn ihre Näh', ihr Anblick ist ein Vorschmack
Des Paradieses, süßer kann das Thor
Der Seraphim nicht singen, als sie spricht,
Schuldloser, seliger ist nicht Jehova,
Und sie beseligt alles unbewußt,
Was gleich den Wandelsternen sich um sie
Geseffelt wie um eine Sonne dreht;
Nur nicht den Liebenden. Ihm gnügt es nicht
Sich zu erquickten an dem milden Licht,
Wie Kinder greift er nach dem fernen Mond,
Der leuchend und heilig, ungerührt und kalt
Hinwandelt seine hohe Himmelsbahn;
Wie Mücken schwirrt er ruhelos und toll
Rand um die sauberliche Flammensäule
Und stürzt sich endlich in den heißen Tod.

Ammon.

Du dauerst mich.

Tubal.

Steck dein Bedauern ein!

Es ist das schlechteste Pflaster, was ich kenne.
Ich werf es dir zurück. Du brauchst es mehr.
Du bist bedauernswürdiger, weil du
Nicht Lieb' empfinden kannst, nur Liebe heuchelst.
Sonst ständest du nicht leblos wie ein Baum,
Du ärgertest dich meiner Liebesreut
Und überhötest mich mit wilden Reben.

Ammon.

Ich würd es, Tubal, bräche nicht ein Schein
Von Hoffnung mir aus deinen Ungewittern.

Tubal.

Was heßest du?

Ammon.

Du warst mein Nebenbuhler.

Du bist es nicht mehr, Lulal, wie es scheint.
Du trittst zurück.

Lulal.

Ich trete nicht zurück.
Glaubst du, ich adunte dir das schöne Glück,
Was mir vergebens unerreichbar blüht?
Nimm dich in Acht! Streck deine Hand nicht aus!

Ammon.

Warum, o Reibhart, mißgunst du mir das,
Was für dich selber doch verbotne Frucht ist?

Lulal.

Ich liebe, Ammon. Neid und Eifersucht
Ist dieser Leidenschaft untrüglich Zeichen.

Ammon.

Versprachst du nicht entsagende Geduld,
Als du das Urtheil Mirza'n überließeß.

Lubal.

Was ich damals gelebt, ich weiß es nicht.
Ertrage jeder, was er kann. Ich war
Damals noch nicht derselbe, der ich bin.
Ich war ein Kind im Lieben und der Schwarz
Unmündiger gilt nicht. Jetzt bin ich erst
Erwachsen und nun höre meinen Schmutz
Ich tödte jeden, der nach Mirja'n strebt.

Ammon.

Unsinziger, so tödt ich lieber dich.

Lubal.

Steh ab, mein Prinz, du bist ein Weichling nur,
Und wärst du auch ein kampfgeübter Held,
Wärst du gleich Jephtha selbst, ich jagte doch
Mein gutes Schwerdt dir in die Seel', eh du
Zum Hieb ausholtest und das deine Hele
Vor Schrecken hinter deinem Rücken nieder.

Ammon.

Soll ich den Tod scheun, wo es Liebe gilt?

Tubal.

Hab was hoffst du, mein Feind, die zu erlöschent

Ammon.

Die Tochter Jephtha's. Hab ich dich erlegt,
So wird sie mein. Auch ich mag ohne Mirja
Nicht länger leben.

Tubal.

Nun, dann lebe jetzt,
Dann ist dein Tod auch ohne mich gewiß.

Ammon.

Was sagst du, Tubal?

Tubal.

Mirja liebe dich nicht.

Ammon.

Es spricht die Eifersucht aus dir.

Tubal.

Nach dir

Die Eitelkeit. Ich bin so gut wie du.
Hast du vergessen, was sie dir gesagt?
Den Feind des Vaterlandes lieb ich nimmer.

Immon.

Nach soll sie den nicht lieben.

Tubal.

Wie? Was soll das?

Immon.

Erlaubst du, daß ich dir das Räthsel löse
In Mirza's Gegenwart? Willst du sie uns
Herrufen?

Tubal.

Sei dein eigener Herr, doch
Du gehst umsonst, in welche Larve du
Dich stecken magst, du würdest denn ein Weib.

Du stellst einen Mann vor und sie will
Von seinem unserm Geschlechte wissen.

Ammon.

Du kennst die Weiber schlecht. O sie sind schwach.

Zubal.

Du kennst die Weiber wol, doch Witz'n nicht.

Ammon.

Sie ist ein Weib, und das ist mir genug.

Zubal.

Du kannst das sagen und hast sie gehört?

Ammon.

Sie ist begeistert für das Vaterland.

Zubal.

Sie ist die edelste von allen Frauen.

Ammon.

Nun eben darauf gründ' ich meinen Plan.

Ludal.

Sie sehet sich für das Vaterland zu sterben.

Amman.

Dech, wenn sie's durch ihr Leben retten könnten?

Ludal.

Du irrst doch. — Ich rufe sie biefer.

Ich kann auch nicht den Schein der Hoffnung
bilden,

Den du in deinem eiteln Wahn dir machst.

(ab.)

Amman.

Schwach ist der Mensch, und schwach zumal das
Weib.

Den Schlechten reißt die sinnliche Begier,
Der Dreck nach Geld, nach Ehre mit sich fort.
Des Guten schwache Seite ist die Tugend.
Laß ihn bei diesem Fiesel und du kannst
Ihn hin und her nach deinem Willen ziehn.

Mirza ist edel! Ob der Augenblick
Sie nur zu dieser Höhe treibt, ob sie
Auf steilem Gipfel sich erhalten kann?
Mir gilt es gleich. Will ich aufrichtig sein,
So lieb ich nicht die edle Mirza, nein,
Die schöne Mirza ist, die ich begehre.
Doch um die schöne Mirza zu gewinnen,
Muß ich nicht minder edel sein als sie.
Ob ich es bin, ob scheine? Nun vielleicht
Werd' ich zuletzt das wirklich, was ich jetzt
Nur scheine.

(Tutai, Mirza und Jephtha treten auf.)

Mirza.

Da hast erwidert, noch einmal mich zu sprechen.
Hier ist mein Vater, wende dich an ihn,
Er wird statt meiner dir die Antwort geben.

Jephtha.

Was müßt du deiner Zunge noch anhaften?
Des Schwerts laß jetzt Wort führen.

Ammon.

Willst du nicht

Der Friedensmüllerinn, der Junge Tisch
Verfallen?

Jephtha.

Nun so sprich, doch koste nicht

Nich zu betheuern durch ein allzulang Wort.
Der Hof nennt dich den Feldherren deines Volks.
Wolan, so zeige dich des Gegners werth.
Ein auf den Helm der Niederkeit und Treue,
Und zieh dein Schwert mit einem Arm von Eisen!

Ammon.

Bist du so sehr erpicht auf Menschenblut?
Was willst du anders graben mit dem Schwerte
Als eine Furche für den Friedenszweig?
Kann sie mit Blut gesäet, begoßen werden?
Ist es nicht schmerz, wenn der hochheben Land
Das Schwert enthalt, um die von beiden her

Begegnerde zu lassen und vereint
Doch jarte Kreis des Friedens in die Menge
Der Länder einzufassen, daß es grün
Nad nicht vermachend eine Feste werde,
Dared hinweg getrennt und doch vereint
Die Völker zween einträchtigen Nachbarn gleich
Nach freundlich Wärtchen miteinander lesen.

Jephtha.

Wer hat die heilige Grenze überschritten?
Wer hat ihn abgehau'n, den Friedensbaum?
Wer ist des V�dend Herr, auf dem ihr steht?
Dreht ihr nicht feindlich ein in unsre Eige?

Ammon.

Noch, Jephtha, ist nichts Feindliches geschehn.
Nenn's eiam unerwarteten Besuch —

Jephtha.

Ich habe dir zum Einde Zeit erlaubt,
Zum Scherz hab ich nimme Zeit für dich.

Ammon.

Ich überze nicht. Vernimm mich, Jephtha! Wenn,
Vernimm du helde Muth, mich werth,
Denn du zur Konnt antworten meiner Frage.
O bist du denn ein kaltes Feuer nur
Und nicht als Jugend, Vaterland und Pflicht?
Hat denn die Liebe keinen Theil an dir,
Nicht einen Winkel vor in deiner Brust,
Nur so viel Raum für einen kleinen Funken.
Beeherberg ihn ein Weischen, sei geneigt!
Ich will ihn dann mit meiner Gesset Hand,
Und mit der Winddeant meiner Leidenschaft
Zur laßgen Flamme andlazen, daß sie dich
Auf deinen Wagen mir entgegenfodre.
O kantenst du mich lieben, Muth, spricht
Ich fragte dich schon einmal, doch du gabst
Mir keine Antwort.

Muth.

Ammon, was vermengst

Du mich in dein Geschick mit meinem Vater?

Da willst nicht Krieg, willst Frieden? Davon
sprich!

Auch gab ich Antwort dir. Erwarte dich:
Den Feind des Vaterlandes lieb ich nimmer.

Ammon.

Ich bin nicht Feind mehr deines Vaterlands,
Doch eben ist, was ich zu sagen komme.
Zum Bündniß biete ich, Jephtha, dir die Hand,
Laß deines Herres langgedehnte Reihn
Den meinigen entgegenstellen, und
Gleich aus den Bund mit freuem Handschlag
steigen.

Jephtha.

Dem Feinde bin ich nimmer abgeneigt.
Wend du mir dich in deines Vaters Namen?

Ammon.

Mein Vater stimmt gern meinem Stiche bei.

Jephtha.

So laß ihn her, ich biete meine Hand.

Ammon.

Ich darf auch Mirja die zur Seite steht
Und wirft du ihre Hand in meine legen?
Denn das ist die Bedingung, das mein Glück.
Wirst du mein Vater sein, du meine Gattin,
Wollt ihr das Vaterland gerettet sehn?

Mirja.

Laß mich ihm Antwort geben, theurer Vater!
Frei soll das Vaterland, o Ammon, sein!
Frei oder nicht mehr sein! Trotz aller Welt!
Weh jedem, der es wagt, es auszuraufen!
Ein edles Volk ist wie die Mutter, der
Man ihre Kinder zu entreißen droht,
Sie kämpfet muthig gegen jeden Feind,
Sie kämpfet selbst der Uebermacht entgegen,
Denn mit ihr kreiset die gerechte Sache,
Der Todverachtung heilige Raserei,
Und oben wohnt der Vater ihrer Kinder,
Der, wenn sie selbst vom Kampfe matt, erliegt,

Ihr einen Retter schickt — wo nicht, den Tod.
Die Freiheit ist des Volkes höchstes Gut!
Du sollst erfahren, was ein Volk vermag,
In welchem der Begeisterung Flamme lodert,
Das siegen oder sterben will. Wir fürchten
Nicht eure Schaaren, nein, wir siegen uns
Zum nahen heiligen Befreiungskampf.
Wir sind die Starken! Willst du Frieden denn,
So freue dich, wenn wir ihn dir gewähren.
Nicht ihr erzeigt uns, wir euch eine Gnade.
Drum kommt es uns zu die Bedingungen
Euch vorzuschreiben. Doch nichts von Bedingung!
Zieht hin nach Hause! Wir entlassen euch.

Ammon.

Und immer sprichst du, immer nichts von dem,
Was ich allein von dir zu hören wünsche.
So sei es mit den Völkern wie es wolle!
Wir sprechen jetzt von dir nur und von mir.
So denke dich auf einer wüsten Klippe

Entfernt von aller Menschen Ansecht
Frei, unabhängig wie des Windes Athem,
Ich aber träte dir entgegen dort,
Und sprich': ich liebe dich, liebst du mich auch?
Was würdest du erwidern?

Mirja.

Ewig bleibst du doch
Der Ammonit, ich die Hebräerin.

Ammon.

So wären unsre Völker unvereinbar?

Mirja.

Es ist so, Ammon. Diese Völker sind
Durchaus verschieden wie der Nord vom Süd,
Und wie der Himmel nah der Erde scheint,
Und doch unendlich ferne von ihr ist,
So grenzen unsre Länder aneinander,
Sie trennt nur eines Taches grüne Welle,
Doch die Gefinnung ist wie Nacht und Tag.

Der fremde Wanderer, der mit seinem Fuß
Des Vachs jenseitigen Rand berührt, er muß
In eine neue Welt versetzt sich glauben.
Ihr seid ein fröhlich Volk, ein leichtes Volk,
In mancher Kunst und Kenntniß ausgezeichnet,
Ihr seid gesellig, freundlich, höflich, fein,
Und leicht entgleitet euer Wort der Zunge.
Ihr seid vielleicht ein liebenswürdig Volk,
Doch nicht für uns, denn wir sind andern Stammes
Und andern Geistes Kinder. Still und ernst
Lebt unsre Seele weniger da draußen,
Als hier in ihrer Wohnstatt, in der Brust.
Und wenn sie dann hervortritt, spricht sie mehr
Mit vollgewichtiger That als leeren Wort.
Wir sammeln oftmals nur, doch innen wohnt
Der heilige Gedanke, das Gefühl,
Das voll und stark, und frisch und jugendlich
Sich schämt der abgegriffnen Kupfermünzen
Und reines Gold sich müht hervorzuspunden.
O wie ergiebt es sich in unsrer Dichter

Hochtrausend himmelströmendem Gesang!
Wie tobt es in der wilden Leidenschaft,
Ein stürzend Berggewässer, schrecklich schön!
Kennt ihr die Liebe? Ja, ihr kennt sie wol,
Du selber, Ammon, bist davon entflammt,
Doch ist es unsre Liebe? Nein, o nein!
Gesiebt, es ist nur eine Erdengluth,
Sie kennet nur der Sinne heißen Drang;
Wir ahnen eine heilige bestre Liebe,
Die aus der Erd' empor zum Himmel wächst,
Und oft schon hier den reinen Jittig hebt.

Lubal.

Erhabne Jungfrau, du haßt recht, ich sühl es,
Doch immer seh ich deine Schönheit auch.
Wärst du ein Schein, ein lustig Schattenbild,
Ich würde mich besiegen.

Mirja.

Kämpfe, Lubal!

Den wackern Kämpfer lohnt ein sicher Sieg.

Ich fühle kaum der Sinne Reiz. Ich trag'
Ein langfränliches Herz in meiner Brust.
Nicht, daß ich irdlicher Empfindungen
Unfähig wäre, nein, ich liebe warm.
Ich liebe meinen Vater, liebe dich,
O Tadel, und ich hasse keinen Menschen.
Dir, Ammen, selbst will ich aufrichtig wohl.
Heil allen friedgehaunten Ammonitern!
Doch lebhaft fühl ich meinen Ursprung auch.
Ich sollte mit dir gehen, Ammen, sollte
In jenem ewigstrenden Lande wehnen,
Und meiner Sprache süßgewohnten Laut
Nicht mehr vernehmen, ihn wol gar vergessen,
Entsagen mancher freundlichen Gewohnheit?
Nie, nie! Ich würde schwachen wie der Fisch,
Den man aus seinem Elemente zieht.
O nein, du hättest die Blume nicht verpflanzt,
Du hättest sie nur abschneiden, und
Sie mir am nächsten Morgen schon verwelkt.

Ammon.

Es bleibt mir denn ein einzig Mittel noch.
Es sei versucht!

(Aber tritt auf.)

Mein Vater, da du kommst
Zur ungelegnen Zeit, und doch zur rechten.
O wüßtest du, mein Vater, daß ich eben
Mit deinem Heere, wie mit deinem Reich,
Als wenn es meines wäre, dreißt gespielt,
Dem Jephtha Bund und Frieden angeboten,
Und seine Tochter mir zur Frau verlangt,
Indeß du mich zum Feldherrn einsetzt,
Vertrauend meiner Rache, meiner That,
Du müßtest jähnen, wenn du gleich erüdest,
Daß man zum zweitenmale mich verschmäht,
Und daß ich jetzt von Sinnen fast hier stehe.

Aber.

Komm Ammon, ich verleihe dir, das Heer
Zählt durch die Anzahlung, die dir widerfahren,

Sich selbst gekränkt, es glüht von Muth und
Ereitsung

Und kaum noch zögelt es die Koff und sich.

Stimmen (nach einer kleinen
Pause).

Du kannst noch nicht, Vater, zürnen nicht,
Wolan, du sollst erkennen, du sollst zürnen,
Denn ich bin nicht ich selber mehr, es fließt
Kein Tropfen ammonitisches Blut hinfort
In meinen Adern. Ich bin nicht dein Sohn,
Ich bin ein rasender Verliebter nur,
Und schilt mich gleich mein eigen Herz, ich kann
Nicht anders. Jephtha, Mirza! Nehmt mich hin!
Ich will mein Vaterland vergessen, will
Der euzige, will ein Hebräer sein,
Du euzem Volk und Gotte mich bekennen,
O Jephtha, nimm mich auf nur in dein Haus,
O Mirza, Holde, laß mich um dich sein,
Laß trinken mich die Lust, die du verhauchst,

Laß deiner Blicke Lebendglanz mir leuchten,
Verkante mit den süßen Brudernamen,
Vielleicht, vielleicht — und wenn auch nicht viel
leicht, —

So werd ich doch am schändlichen Tode sterben.
Ja, ich bin euer, ich stelle mich zu euch!
Und du, o Vater, schließe Frieden, zieh
Heim in dein Land; denn starkich du beharren,
Und kämpfen wollen gegen Israel,
So wärd ich unter Jephtha's Fahnen dienen,
So wärd ich gegen dich des Schwerdtes Spitze
Blutdürstig kehren, denn du bist mein Feind!

Wirja.

O guter Ammon, du bist außer dir.
Wir nehmen nimmer so dich auf bei uns,
Und ehren wird, so wärd um dich zu heilen,
Und deinem Volk und deinem Vater dich
Zurücksenden. Schmeich dich des Wort,
Des unbedachten schon bereuten Wort.

Du wiffst die Heimath mit dem Rücken sehn,
 Der unsre werden? O du kannst es nicht;
 Das Angeborne, von dem Vaterland
 Von Volk und Ahnen Angeerbte, kann
 Nicht eines Schwures leichter Hauch zerstreuen.
 Kann sich der Zweig von seinem Baume lösen?
 Des Baumes Leben ist sein eigen Leben.
 Kann in der Luft sich auch der Fisch ergehen?
 Ein andres Volk, ein andres Element?
 Wer sich von seinem Volke trennt, dem dörrt
 Das Lebensmark in seinen Adren aus!
 Wer sich zu einem fremden Volke mischt,
 Er bleibt ein Gast in seiner neuen Heimat,
 Sein Blick verräth ihn, Sprache, Wesen, Gang,
 Unheimlich wirds bei ihm den Eingebornen,
 Und wenn er einen alten Landsmann sieht,
 Da geht ihm erst das Leben wieder auf,
 Denn Art kann lassen nie von Art! — Und du
 Wirst gegen deinen Vater dich empören?
 Bedenkst du's, gegen deinen Vater, Ammen?

Entsetzlicher, von Gott verfluchter Mann!
Und ich, für meinen Vater nichts als Liebe,
Ich sollte dich den waterhassenden
Und bald von deinem Vaterland verfluchten
Dich Bruder, dich Geliebter nennen? Ha,
Mir schauert schon in deiner Nähe. Stürze
Zu deines Vaters Füßen dich, und bitt'
Um Gnad' ihn und Verzeihung.

Ammon.

Wehe mir!

Nicht deine Lieb' nur hab ich eingebüßt —
Ach, ich besaß sie nie — auch deine Achtung
Hab ich verscherzt. Ja, nun bin ich verloren.

Mirja.

O nicht doch, Ammon! Ach, die Liebe muß
Auch etwas Schreckenvolles sein, ich seh's.
Mir ist sie etwas Süßes nur und sanft
Pfeilemendes, nichts Wildes, Juacloses.
Doch diesen nicht unedlen Jüngling raffe

Sie, wie der Wirbel eines Sturmes, fort,
Und schlägt die Blüten seines Lebens ab. —
Laß es erst wieder stille werden, Ammon!
Thu's mir zu lieb. Soll dich ein Mädchen mahnen,
Daß du ein Mann bist, nur zu wollen brauchst
Um mich mit froher Achtung zu erfüllen!

Ammon.

Ich fühle nur noch einen Rest von Mannheit,
Er soll fürwahr umsonst nicht in mir sein.

Wir ja.

O grausamgütige Natur, die du
Mir etwas Weiß und Roth verliehen, mich
Mit hassendwerthem Liebestreiz geschmückt!
Unselge Schönheit, Glanz des Augs, ertösch!
Erscheine, Hüter meines Schlafgemachs,
Komm, Tod, entleide mich. Wie gerne streif ich
Von meiner Seele dieß Gewand von Fleisch ab!

Ammon.

Du forderst mich auf zum Zweikampf, Töbal!
Jetzt forde' ich dich, ich mag nicht länger leben.

A d o r.

Willst du zum kinderlosen Greis mich machen?
Mein Sohn, bedenke du deinen Vater nicht?
Gib's unter allen Amousterinnen
Kein einzig Mädchen, das dich schädlich hielt?
Beruhige dich doch, mein theurer Sohn!

A m m o n.

Laß mich gewähren, Vater, jürne nicht!
Ich bin jetzt wieder bei dir, bin gefast,
Ich sehe deinen Schmerz, ich süß ihn mit,
Und dennoch steht mein Vorsatz fest.

A d o r.

Erwartest

Du von der Zeit nicht Trost? Gedulde dich.

A m m o n.

Nein, keine Zeit kann diese Wunde heilen,
Und könnte sie's, ich müßte mich verachten.

In diesem Schmerze fühl ich mich erhöht.
Der Tod, vor dem ich sonst eritterte,
Wie ist er mir willkommen! O das Leben
Ist dann erst etwas werth, wenn man es gern
Hingibt. — Ich muß, wir müssen Alle sterben.
Wie feig und schaal ist indgemein der Tod!
Gewungen, überrascht und abgeleht,
Ehnsüchtig schnappend nach dem letzten Lustzug,
Beschreiten kraftlos wir den dunkeln Pfad,
Wo es des Muths bedarf. Heil dem Verglückten,
Der selber sich den günstigen Augenblick
Den inhaltevollsten, schönsten, wählen darf,
Und wohlgerüstet, jung, ernst, würdevoll,
Und für den Tod begeistert stirbt. O Vater,
Laß mich auf meines Lebens Gipfel sterben!

Ador.

Mein Sohn, ich fühlte nur, wie ich dich liebe,
Und tief zur Erde beugt mich dein Entschluß.
So darf ich denn nur beten, daß das Schicksal

Der Tubals (scharfem Schwerte dich verwahre,
Und daß du wider deinen Willen siegest.

Ammon.

Dann fehr ich auf mich selbst das eigne Schwert.

Jephtha.

Und bist auch du desselben Sinnes, Tubal?

Tubal.

Ich bins, ich bins von ganzer Seele, Jephtha!
Und Ammon, jeho bist du meiner werth.
Ja, sonder Groll beginnen wir das Spiel,
Das Spiel ums Leben. Werß dem Andern raubt,
Thut eine Wohlthat ihm. Wer übrig bleibt,
Nur der ist der Verlierende. Wola!

Ammon.

Und unsre Herrn sollen Zeugen sein.
Komm, Ammoniter!

Lubal.

Kommt Israeliten!

(Die Heere reihen sich zu beiden Seiten.)

Kirja.

Ihr wollet sterben, Jünglinge, so sagt ihr.
Ist es auch recht und edel, was ihr wollet?
Ihr fragt nur das Gefühl, nicht die Vernunft.
Seid ihr nicht stolz auf eure Todsvorachtung?
Ist euer hochgepriesener Muth nicht Feigheit?
Es gibt noch etwas Höheres. Es heißt:
Des Lebens Mühn geduldig zu ertragen.
Und dieß ist Pflicht, der eigne Mord ist Frevel.
Die That, die ihr jetzt vorhabt, ist nicht gut.
Der Lelie kann sie auch thun und der Böse.

Lubal.

Und dennoch gibt es Lagen, Augenblicke,
Wo selbst die strenge Pflicht mitleidig schweigt,
Der feste Grundsatz schwankt und das Geſetz
Ausnahmen billigt, ja wo recht zu unrecht,

Und

Und gut zu böse wird. Darf der Selbst,
Der auf dem Schlachtfeld jammervoll versammelt
Dem nahen Tod entgegen sieht, den Rest
Der Lebenskraft nicht brauchen, sie zu tilgen?
Es ist mit uns. An unsrer Seele nagt
Ein Krebs und frisst und wird nicht eher satt,
Bis unser Tod ihn selber tötet. Sollen
Wir nicht-jetzt ihm kommen? Ja, wir dürfen's.

Wir 1a.

Noch bleibt es schrecklich, Hand an sich zu legen.
Ich könnt's nicht, ich gesteh's, ich bin ein Weib,
Und wenn ich könnte, mücht ichs dennoch nicht.
Wollt ihr euch nicht aussuchen in der Schlacht?

Ammon.

Wie leicht, wir trafen uns einander nicht,
Und ein gemeiner Speer legt' und zu Boden!
Kein andrer ist des Kampfes mit uns werth,
Wir müssen einer durch den andern fallen.

Aber.

Mein Sohn, mein Annon!

Jephtha.

Lubal!

Mirja.

Sie sind Männer!

Annon.

Leb wohl denn, Aber! traure nicht, mein Vater!

Ertrag das Schicksal ohne Widerspruch!

Auch du hast bald den Lebensweg vollendet,

Leb wohl die kurze Frist.

Aber.

O könnt ich doch

Mit dir ins Grab gehn! Lebe wohl! O Gott,

Wie gerne rief ich dir das zu. Du stirbst!

Stirb wohl! darf ich nur sagen, und mir bleibt

Statt deiner bitterer Gram zurück. Der soll

Mein Sohn von nun an sein, ich will ihn hegen,
Damit er mich aus Mitleid eher tödte.

Lubal.

Leb wohl, mein Vater, laß mich so dich nennen!
Du warst es und ich liebte dich als Sohn!
Ach meine unglücksvolle Liebe hat
Abwendig mich von dir gemacht, doch jetzt
Nehrt sie mit neu belebter Glut zurück,
Und tödtlich wäre diese Trennung mir,
Wär sie nicht selbst der Tod.

Jephtha.

Ich bin ein Stamm nur,
Und aus mir sprossen zwei grüne Zweige,
Du bist und Mirja. Jetzt stirbt mit dir
Mein halbes Leben ab und nimmer heilt
Ein solcher Schnitt.

Lubal.

Leb wohl auch, Mirja!

Ammon.

Lebe wohl!

Mirja.

Mein Leben steht in Gottes Hand!

Habt ihr mich nicht?

Ammon.

Wir lieben dich, o Mirja!

Bei deinem Anblick flammt die Lebenslust
Noch einmal in uns auf, wir tilgen sie
Mit unserm Lebensblut, die starke Flamme.

Tubal.

Und wir sind keine Nebenbuhler mehr.
Nein wir sind Freunde. Komm an meine Brust.
(Sie umarmen sich.)

Mirja.

Ach meine Freunde! Reichet mir die Hand!
Es ist ein schauerlicher Augenblick.

Ihr sterbt um mich, und dennoch bin ich rein;
Hier unten konnt ich nicht die eure sein.
Dort oben werden wir uns wieder haben.
Dort werden wir uns lieben! Ach, mir schwinden
Die Sinne!

(Sie verhält sich und aufbegehrend in die Arme ihres
Vaters.)

Ammon.

Lebt dann wohl!

Ihr Ammoniter!

Lubal.

Israel, leb wohl!

(Sie stürzen und fallen einer drech den andern. Aber
stürzt an der Leiche seines Sohnes nieder.)

Mirza (erwachend).

Sind sie gefallen? Ach, glücklich Paar,
Veneidenswertes! — Völker, weint um sie!
Begeht das heilige Leichensfest vereint.
Und wollt ihr eure Todten wahrhaft ehren,
Laßt sie des bösen Kriegs Sühnepfer sein!

Ihr habt es all gesehen und gehört,
Sie lagen sich im Arm, im Freundedarm,
Oh sie mit diesem Arm den Tod sich gaben.
Ahmt ihnen nach! O seht, Gott hat gerichtet!
Sie liegen beid' in ihrem Blut! Gestat
Hat keiner. Wollen sich die Völker auch
Wie sie vertilgen? Nein, es soll nicht Krieg sein.
Wir haben jeder nur zu viel verloren,
Die beiden edelsten der Jünglinge!
Schließt Freundschaft jetzt wie sie, umarmt euch,
Und ziehet still und friedlich nach der Heimat!

Ador.

Mein Sohn, mein Sohn, so hab ich dich verloren?
O jetzt ergreift mich erst der grimme Schmerz.
Nichts von Umarmung, Freundschaft, nichts von
Frieden!

Ein schrecklich Todtenopfer soll dir werden.
Hinweg und wenn der neue Tag erwacht
Folgt auf den Zweikampf hier die blutige Schlacht.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Jephtha's Zell.

Jephtha (anein).

Das war'n die letzten ihm erwiesnen Ehren!
Jetzt schläft er einsam in der stillen Gruft.
Er fühlt nichts. Ich bin auch einsam, und fühlt es.
Ich habe viel in dir verloren, Judah!
Du warst mein Freund, mein Sohn, du liebtest
mich,

Wie Kinder selten ihren Vater lieben.
Von deiner Achtung fühlt ich mich geehrt.
Und wie verdorrt schien durch dich mein Dasein.

Mein holder, Jüngling, und du bist nicht mehr,
 Ein widrig Schickſal riß dich aus dem Leben.
 Du warſt unglücklich, jezo biſt du nicht.
 Ich bin. Ich bin allein, ja wohl allein.
 Auch meine Tochter, meine Mirza fehle mir.
 Der Wechſel ſpannender Empfindungen,
 Der Zweikampf und der Tod Ammons und Lubals
 Und Adors Nachlaß hatte ſie bewältigt,
 Obnmächtig ward nach Mizpa ſie geführt
 Zur Sicherheit und beſſern Pfleg' und Heilung,
 Noch iſt der Bote nicht von dort zurück,
 Der ihren Zuſtand mir berichten ſoll.
 Wie einſam dünk ich mich und wie verlaſſen!
 So war im Lande Leb mir nie zu Muth;
 Ich hatte ſie, ich hatte ihn und mich,
 Denn von mir ſelber ſchein ich mir entfremdet;
 Und wie ein Strom, der ſtoß in ſeinem Bett
 Die Fluten rollend, ſetzt die Waſſer theilt,
 Die liebend ſich zuvor mit ihm vereint,
 Und ſo verarmt kaum noch die flache Welle

Todtkrank ist meine Seele, stumpf mein Blick,
Mein böser Engel waltet heut, und schwarz
Zieh Ahnungen durch meinen Busen hin.
Ein unabsehbar Heer dort, hier ein Häuflein,
Dort führt die Rache, hier die Schwermuth an.
O meine Ehre, o mein Vaterland!
Daß ich nur heut an diesem Pflaz nicht stände!

(Ein Bote kommt.)

Bote.

Der Ammoniter Schaaren rücken an.
Des Heer verlangt euch.

(ab.)

Jephtha.

Na, kein Aufschub mehr!

Nimm dich zusammen, Jephtha, sei ein Mann!
Das Vaterland steht auf dem Eitel, die Ehre.
Es muß geschlagen, muß gewonnen sein!
Dich ruf ich an in meines Herzens Nothen,
O Gott, Jehova, schenke mir den Sieg!

Ein heiliges Gelübde will ich thun
Nach meines Amtes feierlichem Brauch.
O, welch ein Opfer soll ich dir geloben?

(Mit harter Stimme.)

Der erste, welcher mir entgegen kommt
Glückwünschend nach dem schwererrungenen Sieg,
Der blut' auf dem Altar des Vaterlands!

(ab.)

Zweite Scene.

Mitra. Markstos. Mitra auf einem Stuhl getragen.

Jungfrauen um sie her.

Eine Jungfrau.

Sie regt sich, sie erwacht! Setzt nieder! halt!

Mitra (aus der Ohnmacht erwachend).

Wo bin ich? Wo ist meine Mutter? Wo

Ist Luthar, wo ist Ammon? Seid ihr nicht
Himmelsbewohner? Bin ich nicht gestorben?

(Sich umhersehend.)

Ach nein, ich lebe noch. Wo bin ich? Sprecht!

Jungfrau.

Du bist in Mirza und du stehst die Jungfrau
Des Ortes hier versammelt dir zu dienen.

Mirza.

O liebe Schwestern, sagt wie kam ich hieher?

Jungfrau.

Du bist ehnmächtig worden, sagt man uns,
Nach Luthars und nach Ammons Kampf und Tod.
Drauf hat man nach des Vaters Willen dich
Hierhergeführt zur Sicherheit und Pflege.

Mirza.

Wo ist mein Vater?

Jungfrau.

Bei dem Heer. Man glaubt,
Die Schlacht beginn' in diesem Augenblick.
Hier ist ein Bote, den er mitgeschickt,
Er hat auf dein Erwachen nur geharrt,
Und wird jetzt eilen, es ihm anzufagen.

Bote.

Ich bringe. Habt ihr einen Auftrag?

Mirja.

Sag ihm,

Ich betete fürs Vaterland und ihn.

(Bote ab.)

(nach dem Vordergrund gehend.)

Ich träumte süß, ich träumte ganz das Gleiche,
Was mir erschien in zweitvergangner Nacht,
Ich sah die Mutter wieder in der Laube,
Ich schmiegte wieder mich in ihren Schooß,
Aufblickend sah ich Lugal, sah ich Ammon,

Und als ich fragen wollte, sprach sie: bald,
Noch bald! Und ich erwachte. O gewiß,
Ich werde sterben und recht bald. Erscheine,
Du milder Engel, löse meine Glieder. —
Mein theurer Vater, ach du bleibst zurück.
Ich habe dich auch diesmal nicht gesehn.
Sollt ich nicht wünschen lange noch zu leben,
Um dich zu trösten und dein Stab zu sein?
Wolan dein Wille, heiliger Gott, gescheh!

Vote (antwortend).

Der Feldherr Jephtha heißt mich seiner Tochter
sagen,
Dah Augenblicke, da ich das Heer verließ,
Die Schlacht beginnen sollte.

Airza.

Nun hat sie begonnen.
Wie lang bist du gelaufen?

Vote.

Eine Stunde.

Mirja.

O Gott, wie lang! Ist es so weit? Indes
Kann schon die Schlacht gewonnen sein. Ich müßte
Mit jedem Augenblicke Nachricht haben!
Und einen schnellern Boten, einen Adler,
Den Wind muß Jephtha sich zum Läufer dingen,
Sein Wort mir senden mit dem schnellsten Pfeil.
Wer hat die schärfsten Augen hier in Mizra?
Der steig auf euren höchsten Thurm und schaue,
Daß ihm der Stern aus seinem Kreise quillt,
Und gebe Nachricht mir mit jedem Geißler,
Den ich zum Himmel send und in die Schlacht.
Ich bin zu schwach, die Höhe zu erklimmen,
Die Kniee wanken mir, ich sinke nieder.
Ja nieder laßt uns sinken, Jungfrau kniet!
Der Unschuld Flehn soll in die Wollen dringen.
Stimmt an den Psalm! Es gilt das Vaterland!

(Während des Gesanges sammelt sich das Volk und die
Ältesten.)

Komm, komm, du starker Gott,
Mächtiger Zebaoth,
Du mit dem Donnerwort,
Du mit dem Sonnenlicht,
Sei unser Schutz und Hort,
Hilf uns im Nothgeschick!
Schleudre den Donnerkeil
Auf unsrer Feinde Schaar!
Gütig und heil und klar
Leuchte dein Aug und Heil!
Vater, erhöre,
Vater, gewähre,
Wir sind in deiner Hand,
Rette das Vaterland!

(Sie stehen auf.)

Voss vom Thurm.

Das Schlachtgewühl kommt näher. Wie es scheint,
So ziehn die unsren sich zurück. Man kann
Die Einzelnen erkennen.

Wirja.

Wirja.

Rückzug? Flucht?

Wie? Israel besetzt? Jephtha geschlagen?

Jungfrauen.

Weh uns!

Weil.

Weh uns!

Wirja.

Verzaget nicht, ihr Kinder Israels!

Und wenn sie auch im Feld geschlagen sind —

Ich glaub es nicht, es ist nur eine Täuschung —

So soll der Feind doch diese Stadt nicht haben.

Wir haben Muth. Ich bin die Tochter Jephtha's.

Verrammelt jedes Thor, verdeckt die Wachen,

Wir wollen tapfer uns vertheidigen,

Wir Mannen Mizpa's und wir Weiber auch.

Wetteifern wollen wir mit euch, ihr Männer,

Euch übertreffen, wenn ihr klümic seid.
Die schwache Hand, die nur die Spindel fñhet,
Soll künft'ig schwere Kieselsteine schleudern,
Und statt der Nadel fassen mit dem Erieg.
Hinweg, veräümet nicht die kurze Zeit,
Die schreckende Gefahr hat mich geseükt,
Laßt mich hinaus, damit ich selber schaue.

Vote vom Thurm.

Das Kriegsgeräthumel ist noch immer dah,
Doch mehr mit Klugheit und mit Absicht scheint
Jephtha den Feind hieher verlockt zu haben.
Zerspalten ist der Ammoniter Naht,
Der größte Theil stürmt fort in wilder Flucht,
Der andre steht verzweifelt noch beim Thor.

Mir 10.

Du bist der rechte Vate, geh und schen
Folgt dir ein anderer auf der Fers' nach.

Zweiter Vote.

Triumph, Triumph, Triumph, der Sieg ist unser!

Die Schlacht ist out. Schon wird es ruhiger,
Und nur das Siegesgeschrei mit stolzem Juchzen
Fliegt zu des Thurmes Binnen hoch hinauf.
Schon sahen wir den Herold laufen, der
Uns nähre Kunde bringt.

Maria.

Dankt, dankt dem Herren, er ist mild und freundlich,
Und seine Güte währet ewiglich.
Nun, Jungfrau, an ein schöneres Geschäft!
Pflückt Blumen, alle Blumen pflückt, sparet nicht,
Der Friede wird sie reichlich euch ersenen.
Und flechtet Kränze, grüne Lorbeerkränze,
Und zieht mit mir entgegen unserm Heer.
Jetzt bin ich nicht mehr krank, frisch und gesund
Hat diese Siegesbotschaft mich gemacht.
Und ich will euch anführen, will zuerst
Den Vater grüßen und sein hohes Haupt
Mit wohlverdientem edlem Zweige schmücken.

Eile, eile, befügelte eure Fersen, daß
Wir unsre Helden noch im Lager treffen.

(mit den Jungfrauen ab.)

Bote vom Schlachtfeld.

Heil Wippa, Heil ganz Jérael!

Wolk.

Heil, Heil!

Bote.

Wer hat ald ich wol einen schönern Auftrag?
Denn Freude komm ich zu verkünden, Freud und
Lust!

Ja, zittert nicht vor Furcht mehr, zittert jetzt
Vor Wonne! Denn Jehova war mit uns.
Durch ihn und unsern tapfern Feldherrn Jephtha
Ist ausgerottet unsrer Feinde Macht.
Die Döfeln liegen sie im Feld umher,
Der Wind jagt ihre Locken und die Haaren
Umfliegen haudend ihre reiche Beute.

Indeß nichts Neues sag ich wol, ihr saht
Vom Thurm der Schlacht Aufgang.

Bote vom Thurm.

Wol sahen wir's.

Bote vom Schlachtfeld.

Und jagtet ihr nicht schon, als das Gerücht
Sich bis zu euren Mauern her verbreitete?
Das war des Feldherrn wohlbedachte List.

Vorsteher der Wägen.

Erzählt es uns ausführlich, doch gedrängt,
Denn lange wollen wir nicht still hier säumen.

Bote vom Schlachtfeld.

Als mit dem ersten Stral der Morgensonne
Den Brauch wir der Beerdigung vollbracht,
Nachdem die Tochter Jephtas in der Dämmerung
Weil eine zweite Ohnmacht sie befiel,
Aus der man gestern sie mit Mühe weckte,

Hieher ihr edler Vater Sie gesandt;
 Als wir ob Lubals trauernvollem Tod
 Noch allsamt Achzetten und Jerhta einsam
 In seinem Zelte lang verschlossen blieb;
 Als drauß der Ammoniter furchtbar H-er,
 Den alten Greis, den racheohnaubenden,
 Obwol wir weder ihn zum Krieg gereizt,
 Noch an dem Tod des Ammon schuldig waren,
 An ihrer Spitz', als, sag ich, sich das Heer
 Der Königschlange gleichend näher wälzte,
 Und mit gedoppeltem Peloponarm
 Uns aus der Ferne schon umzingelte;
 Als wir den Feldherrn voller Ungeduld
 Aus seinem Zelte riefen, der umhüllte
 Die große Stirn, doch muthvoll, muthbelebend,
 Ein mächtig Wort in unsre Seelen sprach,
 Dann ordnend alle Schaaren muskete,
 Indes wir standen, glühend, kampfbereit,
 Den Fuß auf seiner Spur mit Nähe hemmend,
 Und er noch säumend von des Hüfels Mund,

Der unser Lager einerseits begrenzte,
Hinaunter sah mit seinem Adlerblick,
Indes der Feind uns weiter stets umarmte,
Jetzt, als die rechte Zeit und Stund erschien,
Und er mit weisem Geiß den Plan erfah't:
Da fing die Schlacht an. — Unser war der Angriff,
Und unser war gleich im Beginn der Vortheil.
Träg, unbehältlich reichte sich der Ändul
Des Feindes, bald sich häufend, bald zerstückend,
Gleich wie der Wolken wandelbarer Zug,
Und seiner Menge stolz vertrauend wolk't
Er uns einschließen, uns gefangen nehmen,
Doch selber grub er sich die eigne Grube.
Auf Jephtha's Wink sog eine Reunnerschaar,
Nur wenige hundert, Auserlesene,
Auf den verdünnten Mittelpunkt des Feindes.
Und wie ein scharfer Pfeil bisweilen nicht
Nur ritzt die Haut, nicht in das Fleisch nur eindringt,
Nein, durch das Ziel hindurchsaust, wiederum
Die Freiheit sucht, und jenseits niederfällt,

So trennten sie unwiderstehlich schnell
 Des Feindes ungeheuren Haß, zerrissen
 In zween Theil' ihn und es bluteten
 Am innern Ende die zerrissnen Glieder.
 Thörichte Mut bemächtigte sich jetzt
 Des Ammoniterkönigs. Denn als jene
 Tollkühnen Krieger dem Befehl gemäß
 Gleich seigen Flüchtigen sich Stadtwärts zogen,
 Verfolge er sie, und weiter bald verlor
 Ward das verwirrte Heer der Ammoniter,
 Bald einem Wirme gleich, den man zerschnitten,
 Und der in jedem Theil noch Leben fühlt,
 Doch zur Bewegung kaum noch Kraft behält.
 Und gleich wie wenig Wölfe ein ganzes Heer
 Von Schafen leicht bewältigen, so ward
 Bald hier ein Trupp verheert, bald dort zerstreut,
 Und während Ador über Einzelne
 Zu Regen schien, war all sein übriges Heer
 Wirklich besiegt, zersplittert und getödtet.
 Der Unsern wurden wenige verschert.

Gefahrenloser Jagd gleich dieser Kampf.
Als wir nun alles vor uns aufgeräumt,
Da waren wir die Stärkern, nicht an Kraft nur,
Sogar an Anzahl, und so hingen wir
Mit allen unsern Schaaren ihn umkreisend
Den Ammoniterkönig selbst unsern der Stadt.

Vorsteher.

Hab Dank, o Vöte! De h dort nahe schon
Die Tochter Jephtha's mit der Jungfrau's Schaar,
Sie selbst bekrönt und Krön' in ihren Händen!
Auf, reuch aus deinen Thoren jetzt, o Stadt,
Und danke dem, der dich errettet hat.

Dritte Scene.

Enger der Israeliten. Jephtha und das Heer.

Jephtha.

Herr, Hülft'et, der du große That gethan
Durch unsern schwachen Arm! Sei hochgepriesen!

Wir danken dir mit unsrer Zunge laut,
Wir danken dir in unsers Herzens Tiefen.
Wir sind ein freies Volk, wir sind dein Volk,
Und wie wir jetzt den frechen Feind zermalmt,
So soll's hinführo jeglichem ergehn,
Der angreifen und sich unterfangt.
Wir sind ein freies Volk und wollen's bleiben,
Wir sind auch dein Volk und wir wollen's bleiben.
Wie oft versanken wir in Schandentheil;
Von Laster angeeckt, von Uebermuth
Uns blühend, Gold als unsern Gott anbetend,
Beteidigten wir dich. Du krasdest uns.
O kras uns, kras uns sürder, wenn wir dich
Aus's neu verlassen sollten! Aber nein,
Wir haben dich vor Augen und im Herzen,
Du hast an uns dich hoch verherrlicht,
Und uns're Leben sei ein Lobgesang!

(Aber wird herein geführt.)

Israhel.

Du hast gezwungen mich zu Krieg und Schlacht,

Wir haben uns vertheidigt. Sieh nun selbst,
Wie weit du es gebracht. Gott schüzt das Recht,
Ich wollt' es nicht, daß du so vor mir ständest.
Du selber bist an deinem Unglück Schuld.

Abur.

Du hast gesiegt, ich bin in deiner Hand,
Und keine Schonung will ich, noch erwart ich,
Was du auch thun magst, unglücklicher kannst
Du mich nicht machen, als ich war, seitdem
Mein Sohn durch Labal mir entrißen ward.

Jephtha.

Du scheinst mir vorzuwerfen, was wir beide
Nicht ändern konnten! Hat dein Ammon nicht
Labala getödtet? Bin ich glücklicher?
O glaube mir, mein Auge möchte weinen
Vor Freude, daß mein Vaterland errettet,
Doch auch vor tiefem Leid um meinen Labal.
Nie kann ich den Verlust verwinden, nie!

Ador.

Ich hatte nur das Eine Kind, den Sohn.

Du hast noch eine Tochter!

(Mirja mit den Jungfrauen, bekränzt und mit Kränzen
in den Händen, zeigen sich von ferne. Trübt.)

Jephtha (noch ehe die Musik an-
fängt).

O mein Gott!

Ich habe sie nicht mehr! —

(Der Zug nähert sich, Mirja voran, die Jungfrauen blü-
hen den inneren Kreis, das Heer den äußern.)

Mirja.

Wenn sich ein Wetter, mit verborgnen Flügeln
Zusammenzieht und mit Zerstörung naht,
Dann sind die Männer, die zusammen sitzen,
Sie prüfen weisheitvoll, sie schlagen Rath:
Sie sind des Vaterlandes sichere Stützen;
Denn nur den Männern angehört die That.
Die Frauen müssen thatlos sich verschließen,
Sie haben nichts als Thränen zu vergießen.

Jedoch wenn durch der Frauen frommes Beten
Siegreich zurückkehrt der Männer Schaar:
Dann sind's die Frauen, die aus Dörfern, Städten,

- Mit festlicher Begrüßung Paar an Paar
Freudlich den Freudlichen entgegentreten
In weißen Kleidern, Blumen in dem Haar,
Lorbeer und Eichenkränz in ihren Händen,
Den Vaterlandsverreißern sie zu spenden.

Heil jedem, der für seine Heimat streitet,
Er hat den Kranz verdient, der ihn ziert.
Doch, wer hat sich den größten Ruhm bereitet?
Wer ist es, dem der schönste Lohn gebührt?
Der ist es, der die Schaaren hat geleitet,
Der sie zum Sieg, zur Ehre sie geführt.
Drum kommt auch im jungfräulichen Geleite
Märga und kränzt den tapfern Vater heute!
(Sie bekörnt ihren Vater, der in sich versunken schweigt.)

Mirza.

Du schweizst, mein Vater, stehst gebeugten Hauptes?
Wenn irgend jemand, darfst du dreist erheben.

(Neue Pause.)

Was ist mit dir? Blick auf, sieh deine Mirza!

Ich bin es, die den Ehrenkranz dir bringt,

Ich lebe wieder, bin gesund und frisch,

In deine Arme nimm mich auf, mein Vater!

(Neue Pause.)

Jephtha. (in den Vordergrund
tretend).

O mein Gelübde! — Na, wer kann mich zwingen
Es zu bezahlen, wenn ich selbst nicht will.

Kein Mensch hat es gehört. Ich wills verschweigen.
Die Gottheit wird nicht zürnen.

(Zu Mirza.)

Meine Tochter!

(er will sie umarmen.)

Mirza.

Was war dir Vater? Und was ist dir noch?
Unruhig machst du mich! Verdrieß mir nicht!

Jephtha.

Es überraschte mich. Es ist vorüber. Laß!

Mirja.

Das ist die reine Freude nicht, die dir
Im Auge blüht, es ist ein schlimmer Zustand,
Der wie ein Dunk den klaren Schein demüthet,
Und uns ein Ungewitter prophezeit.

Jephtha.

O sprich von etwas Andern, meine Tochter!
Und wär es etwas Schlimmes, um so mehr!
Zerstreu mich!

Mirja.

Kann auch der beste Arzt
Die Wunde heilen, die man ihm verhehlt?
Nein, laß sie untersuchen, reinigen,
Und dann erwarte Linderung und Heilung!

Jephtha.

Ich kanns nicht sagen, quäle mich nicht mehr!

Mirja.

Gelt ich dir nichts, mein Vater? darf ich nicht
Das schönste Vorrecht haben, und den Schmerz
Der dich zernagt, zur Hälfte mit dir theilen?
Ich bitte dich, mein Vater, sag es mir!

Jephtha.

Du machst unglücklich mich und dich. Laß ab!

Mirja.

Nichts Jüdisches kann mich unglücklich machen,
Denn ich bin auf den letzten Schritt gefaßt,
Den Tod.

Jephtha.

Den eben mußt du leiden.

Mirja.

Wie?

Jephtha.

Durch meine Schuld.

Mirja.

Mirja.

O schweig nicht! Rede weiter!

Jephtha.

Ich that ein theures heiliges Gelübde
Vor dem Beginn der Schlacht, für unsern Sieg
Der Gottheit den zu opfern, der zuerst
Glückwünschend nach dem Treuen mich begrüßte.

Mirja.

Ich bin's.

Jephtha.

Unglückliche, ich glaubte dich
Ohnmächtig noch und krank. Ach nein, ich dacht'
An nichts, als ich das ganz unselige
Gelübde that. Ha, welch ein böser Geist
Gab es mir ein?

Mirja.

Es war der Gottheit Wille.
Nicht du bist Schuld. Ihr Wille sei vollführt.
Ein Opfer fordert sie vom Vaterland,
Ein Opfer fordert sie vom Vater. Bring es!

22

Jephtha.

Da bist mir neu geschenkt, bist neuerstanden
Von böser Ohnmacht, läßt in neuem Reiz,
Die schönste Blum' im Garten meines Herzens.
Und ich soll dich, mein Kleinod, meinen Liebling
Ausreuten, dich zerplücken, dich ermorden,
Der Vater soll sein eigen Kind ermorden?
Nein, nein, es ist nicht möglich, das kann Gott,
Der Milde, der Erbarmende nicht wollen.
Ich brauche mein Gelübde nicht zu halten,
Und, wenn ichs hielt', es wäre Freundschaft.

Mirza.

O suche nicht mit flügelndem Verstand,
Der Gottheit klaren Ausspruch zu umgehn.
Leicht ist der Mensch geneigt, nach seinem Wunsch
Gebet' und Pflichten listig umzubeden.
Ohorjam ziemt dem Menschen! Nicht daß Gott
Gefallen fänd' an Tod und Blutvergießen.
Erproben will er seine Treuen, ob
Sie auch die schwersten Opfer bringen können.

Denkst du an Abraham und Isaak?
Der Vater sollte schlachten seinen Sohn.
Habt Ihr nicht alle, die ins Feld gezogen,
Zum Opfer euer Leben dargebracht?
Nur wenige Opfer hat Gott angenommen.
Ich falle nun das Leht', ich falle gern.
Durch meinen Tod hat mein Geschlecht auch Theil
Genommen an des Vaterlands Errettung.

Jephtha.

Was du auch sagst, du überredst mich nicht.

Mirja.

Wißt du den Zorn Jehova's auf dich laden?

Jephtha.

Ja, Ueber tödtete mich sein Donnerschlag!

Mirja.

Verachtetest du gleich dein eignes Leben,
Wuß ich erinnern dich ans Vaterland?
Da darfst nicht mehr nach deinem Willen handeln,
Es lebt ganz Israel in dir. Du siehst
Mit deinem Frevel ins Verderben alle.

Der eben du dein Volk errettetest,
Willst du es wiederum ins Unglück stürzen?
Grausamer! Rettetest du's lieber nicht! —
Mein Vater, liebster zärtlichster der Väter!
O traure nicht um mich! Wie soll ich die
Verheuern, daß ich gern von hinnen gehe?
Mein harret ja das edle Jünglingspaar
Lubal und Ammon, mein die theure Mutter!
Was hab ich hier auf Erden noch als dich:
Ach, das ist viel. Indes du kommst mir nach.
Mein Vater, mach mich nicht betrübt mach mir
Durch deinen Lurmer nicht den Abschied schwer!

Jephtha.

Wolan, mein holdes Lächterlein, ich sterbe
Mit dir zugleich.

Mirja.

Du darfst nicht sterben, Vater!
Wie gerne nähm' ich dich zur Mutter mit.
Und doch, du darfst nicht mit.

Jephtha.

Was hindert mich?

Mirja.

Ich Vaterland,

Jephtha.

Ich hab mein Tagewerk

Vollbracht,

Mirja.

Noch nicht.

Jephtha.

Befreit ist Israel.

Mirja.

Doch seine Freiheit muß erhalten werden,

Sein Gottesdienst und seine Sitten rein.

Vor inn- und äußerem Feind mußt du's bewahren,

Das ist jetzt deines Amtes. Drum mußt du leben.

Mein Tagewerk ist mit meinem Tod vollbracht,

Und nur mit meinem Tod hab ich gelebt

Fürs Vaterland.

Jephtha.

O du hast es errettet,
Dein Geist hat mich erleuchtet. Sei mein Engel
Noch länger. Ach! Soll ich allein hier bleiben?
Dann ist mein Leben ein langsamer Tod.
Du hast mich fürchterlich gekraßt, mein Gott!
Ich war misanthrop, mir genügte nicht
Der stillen Wirksamkeit holdselig Glück.
Ich wollte Ruhm, ich wollte Glanz und Ehren.
Du hast sie mir gegeben. Ach du hast
Mein Glück, mein Alles mir dafür genommen!

Mirja.

O schau hinter dich, was du gethan,
Und vorwärts, was zu thun dir noch verbleibt:
Die Sorge für des Staates dauernd Wohl
Wird deines Herzens Wunden freundlich heilen.
Du mußt noch leben für das Leben Vieler.
Nicht schmerzhaft Balsam gibt es für den Schmerz
Als edle Thaten — Siehe, dort steht Ador,
Dein Kriegsgefangener. Entlass ihn frei!

Der Kern von seinen Völkern ist erschlagen.
Er kennt dich, wird nicht neue Fehde suchen;
Und thät er doch, du straffest ihn wie jetzt.

Jephtha.

Zieh hin in Frieden, Abor, du bist frei!

Abor.

Ich bleibe bei dir, Jephtha, gön'n' es mir!
Du bist unglücklich und ich bin es auch.
Kein Ock ist in mir. Und vereint der Schmerz.
Was übrig ist von meinen Völkern mag
Nach Hause ziehn. Ich überlasse Thron
Und Reich dem nächsten meiner Anverwandten.
Was sollte ich dort? Mir fehlt mein theurer Ammon.
O laß mich mit dir ziehn, wohin du ziehst!
Dem Traurigen ist nur des Traurigen
Gesellschaft lieb. Wir weinen dann zusammen.

(Jephtha empfängt schweigend seine Hand.)

Mirja.

O sieh, das Unglück macht den Feind zum Freund
Dank, Abor! Du ersetzest ihm den Tod.

Jephtha.

O meine Tochter! Wer ersetzt dich mir?

Mirja.

Verlangst du denn für jegliches Ersatz?
Wol ist es nur am Leben tren zu hängen,
So lange Pflicht und Schicksal es gebietet.
Doch ist es nicht auch schön, nach oben sich
Zu sehnen, nicht am Erdengute klebend,
Nach holdern Vätern, seliger Umarmung,
Des Todes, der den meisten Sterblichen
Auch spät ein unwillkommener Gast erscheint,
Wie eines Engels eines Freundes zu harren?
So geh ich nun zu meiner theuren Mutter!

Jephtha.

O laß uns noch ein kleines, holdes Weibchen
Zusammen leben! Laß zurück uns gehn
Zu unsrer lieben grünen Einsamkeit!

Mirja.

Nicht so, mein Vater! das Zusammensein
Vor dem gewissen Abschied ist zu bitter!

Laß mich hingiehn, die Jungfrau mit den Jungfrann!

Sie sollen mich durch ihr vereint Gebet

Zu meinem letzten Gange vorbereiten.

Leb wohl, mein Vater! — Ach, ich bin ein Weib!

Dies Lebenswohl ist bitterer als der Tod.

(Sie umarmt ihn.)

Leb wohl, Freund meines Vaters! Lebe wohl,

Mein Volk! Heil dir, mein Vaterland! —

Sorget nicht um meinen Tod, er wird im Schlaf

Sanft zu mir treten an dem Felsenquell,

Wo ich zur Mutter oft mich hingeträumt.

Auf grünem Ager in dem Palmenschatten,

Dort werden mich die Freundinnen bestatten.

Seht ihr dann ihre stille Wiederkehr,

So denkt: Jephtha's Tochter ist nicht mehr!

(Indem sie mit den Jungfrauen abgeht, fällt der Vorhang.)



Ueber

• G ö t t e ' s

Harzreise im Winter

als

Probe einer Erklärung auserlesener deutscher
Gedichte.

Einladungsschrift

an alle

Vorgesezte, Gönner und Freunde

des hiesigen Gymnasiums

zur

feierlichen Einführung

des

H e r r n

Johann Friedrich Wilhelm Jakob

als zweiten Kollaborators

am

6ten December 1820, Vormittags um 10 Uhr.

BIBL.

UNIVERS.

LIPS.

R. L. Kannegießer

Doktor der Philosophie und Rektor des Gymnasiums.

Prinzlau, 1820.

Gedruckt mit Koenigschen Schriftsch.



Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Zittig ruhend
Noch Heute schaut,
Schwebt mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Nach zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er stäubt vergebend
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bitter Ehre
Nur einmal löst.

In Dickichtschauer
Drängt sich das rauhe Bild,

Und mit den Euerlingen
Haben langst die Reicher
In ihre Sumpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna fährt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen,
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträucher zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Erde verschlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Falsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
By der Fülle der Liebe trank!
Erk verachtet, nun ein Verdächter,
Zehet er heimlich auf
Seinen eignen Worth
In ungründender Selbstsucht.

Ich auf deinem Pfalter,
Woter der Liebe, ein Lou
Seinem Ohre vernemlich,
So erquide sein Herz!
Deßne den unwillksten Blick
Ueber die tausend Quaken
Neben dem Danksenden
In der Wüste.

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds,
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Worbucht,
Spalte Rächer des Unbills,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hält
In deine Seidwolken,
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose heranreißt,
Die senkten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Mit der dämmernden Fadel
Leuchtest du ihm
Durch die Kurven bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem heizenden Sturm
Trägst du ihn hoch, empor;
Winterschnee kürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Dankes
Wird ihm des gesärtesten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geißlerreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erschauten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Avern deiner Brüder
Neben dir wäfferst.

Ueber Göthe's Harzreise im Winter.

Wie man einigen Tonstücken den Namen von Phantasieen beilegt, um dadurch den in ihnen herrschenden loseren Zusammenhang und die schrofferen Uebergänge von einer Empfindung zur andern anzudeuten: in einem ähnlichen Sinne möchte Göthe's Harzreise im Winter mit diesem Ausdrucke zu bezeichnen sein, nur mit dem Unterschiede, welcher in dem Wesen der Tonkunst und Dichtkunst liegt, indem die erstere unmittelbar Empfindungen, die letztere zunächst Gedanken und durch diese erst Empfindungen erregen, nicht allein das Innere sondern auch das Aeußere schildern kann. Wenn wir hinzunehmen, daß eine vorherrschende Stimmung des Gemüths auf die Schilderung der äußern Gegenstände Einfluß haben, ihr die eigene Farbe leihen und sich gewissermaßen darin selbst abbilden werde, so möchte das Verständniß dieses Gedichtes weniger Schwierigkeiten haben. Auch kommt uns die Ueberschrift zu Hülfe, wiewol in dem dritten Absatze, wo von den Sperlingen und Reihern die Rede ist und noch mehr durch den Schneee behangnen Scheitel die Zeit, und durch den gefürch-

tefen Gipfel, den mit Weiferreihen kränzten ahnende Völker die Dertlichkeit, wenn nicht gradezu der Harz, auf den diefer Ausdruck indeß vorzüglich paßt, doch irgend ein höherer Gebirgsgipfel hinlänglich angedeutet wird. Der Dichter reißt also im Harze, den Brocken vor ſich habend. Die Natur in ihrem winterlichen Gewande, ohne das Wechſelſpiel mannichfaltiger Farben, unbelebt vom Gefange der Vögel, die nur ſelten unterbrochene Stille und Ruhe, zumal in der öden Waldgegend, hat ihm die entſprechenden Empfindungen der ſauſten Heiterkeit und leiſen Wehmut eingeſößt. Der Gedanke an die unverrückte Ordnung, an den gleichbleibenden Gang der Natur, der ſetzt auf die warme, blühende, fruchtbringende wieder die aufruhende, farblose, kalte Jahreszeit folgen ließ, erinnert ihn an die Unabänderlichkeit der menſchlichen Schickſale, an Glück und Unglück, an die Begünſtigten und Unbegünſtigten unter den Sterblichen. Er blickt empor und ſieht einen Geier auf ſchweren Morgenwolken, wodurch zugleich die Tageszeit angezeigt wird, aber bewegungslos oder doch nur mit ſanftem Flügelſchlag nach Weite umherſchaun, und mit dieſem erſcheint ihm die Muſe. Der Geier iſt das Bild ſeiner Seele oder vielmehr des dichterischen Triebes, der ſich in ihm regt.^{*)} So ruhig ſoll ſein Blick, ſeine Einbildungskraft über der winterlichen Natur ſchweben; von dem höheren Standpunkte der geiſtigen Be-

^{*)} Auf ähnliche Weiſe vergleicht der deutſche Dichter Burdach von Hohenfels aus dem 17ten Jahrhundert ſein Gemüth mit einem Falken in den Worten: *Do min muot ſit wolde vliegen, Als ein valke in freidengir ic.* Maneiſſche Sammlung I, S. 83.

frachtung herab will er, wie der Raubvogel nach der Beute, umherblicken nach Gegenständen, die der Muse würdig sind. So schwebe mein Lied! Denn ich bin begeistert, ein Gott hat mir diese Bahn, wie einem jeden die seine, vorgezeichnet, und wohl dem, welchen das Schicksal begünstigte! Bei diesem letzteren Gedanken hat sich der Dichter vielleicht noch im Sinne, obgleich der Ausdruck ganz allgemein ist, sowie der folgende: wehe dem Unglücklichen! Hier gewinnt die Wehmuth die Oberhand, und wenn er von dem Glücklichen nur mit wenigen Worten sagt, daß er die Bahn rasch zum freudigen Ziele rennt, so widmet er dem Unglücklichen mehr Ausführlichkeit, indem er ihn umschreibt wem Unglück das Herz zusammenzog und, im Gegensatz des raschen Laufes zum freudigen Ziele, das Verlangen des Unglücklichen nach Befreiung von seinen Leiden, mit Beziehung auf die alterthümliche Darstellung des Lebens unter dem Bilde der Parzen, beschreibt, die dennoch nicht zu verläugnende Liebe des Menschen zu der langen und lieben Gewohnheit des Lebens durch die Worte die doch bittere Scheere der menschlichen Empfindung gemäß zusammensetzt und durch diesen Zug die Vorstellung von dem Zustande des Unglücklichen, der verweigert des angeborenen Triebes zur Selbsterhaltung die Befreiung durch den Tod nicht wünschen kann, noch mehr belebt und fast peinlich macht. Die Worte er sträubt vergebens sich gegen die Schranken des ehernen Fadens *)

*) So sagt Pindar ohne Bild: *τί γὰρ μέγιστον οὐ κακώτατον.*
Pyth. 12, 30.

heissen: er kann sein Schicksal nicht ändern, es nicht bessern; an die eigne Befreiung durch den Tod, an den Selbstmord ist hierbei nicht gedacht. Vielmehr ist der Sinn: diesem unglücklichen Schicksale wird nur einmal, das heisst: einst, zu seiner Zeit, wenn die letzte Stunde schlägt, oder auch: nicht mehr als einmal, durch den Tod ein Ende gemacht. Der Lebensfaden erscheint hier mit dichterischer Kühnheit als Schranke, Fessel, Netz, Käfig, daher ehern und zugleich um die Festigkeit, Unzerreissbarkeit zu bezeichnen. Bitter wird die Scheere genannt nicht mit Rücksicht auf den Todesschmerz, sondern auf das Ende des Lebens, die Trennung von dem irdischen Schauplatz. — Es folgt nun gleichsam eine Pause; der Dichter schlägt das mit dem letzten wehmüthigen Gedanken gefüllte Auge wieder auf, aber sein Blick findet nur das oder weilt nur bei dem, was seiner Empfindung entspricht und den vorigen Gedankenlauf fortsetzt. Ich halte daher die folgenden Zeilen nicht für eine Unterbrechung, in welchen der Winter durch ein paar Züge dargestellt werden soll, sondern der Zusammenhang scheint mir zu sein: vergebens sucht der Mensch seinem Schicksale zu entgehen, er fühlt sein Unglück und sträubt sich dagegen, aber er muß sich in Geduld fügen; anders ist es mit dem Thiere, dem rauhen, geist- und gedanken- und daher auch gefühllosen, wenigstens des geistigen, tieferen, wahren Gefühls ermangelnden, es ist, verglichen mit dem Menschen, weder glücklich noch unglücklich im höheren, aber glücklicher im niedrigeren Sinne. Selbst das Ungemach der Jahreszeit fühlt es weniger, es drängt sich in Dickichtschauer und

schläft sich so gegen die Kälte, oder es senkt sich, wie mehrere Vögel, in die Sümpfe und erstarrt dort, bis die neue Frühlingswärme es wieder in's Leben ruft. Bei den Sperlingen ist hier bloß an die Rohrsperlinge gedacht, da die übrigen sich bekanntlich nicht in Sümpfe senken, sondern sich im Winter bei den menschlichen Wohnungen aufhalten. — Freilich den begünstigten Menschen wird das Leben leicht — mit diesen Worten lehrt der Dichter zu dem vorigen Gedanken zurück — die Glücksgöttin führt ihnen voraus und sie wandeln ihr nachfolgend die Lebensbahn, die für sie so gebahnt und geebnet ist, wie die für die Reife des Landesherrn aufgedesserten Wege. Gemäthlicher Trost heißen die Glücklichen mit dem Nebengriffs des Verachtlichen, denn sie sind wegen der geringeren Uebung ihrer Kräfte, wegen der minderen Anstrengung für das Wohl des Ganzen, wegen lauerer Theilnahme an dem Geschicke Anderer, im Allgemeinen der minder schätzbare Theil der Menschheit. — Auf diese kurze Schilderung der Glücklichen folgt der herrschenden Empfindung gemäß wieder eine längere des Gegenheils. Abseits, nämlich vom Wagen der Fortuna, irt der Unglückliche. Das Bild vom Lebenswege wird fortgeführt, aber der Pfad, der nur für den Einzelnen ist, der belebten Heerstraße, auf der wir uns den Wagen der Fortuna mit ihrem Gefolge denken müssen, entgegengesetzt. Der Unglückliche ist nicht sowol von Andern verlassen, als er sich selbst abgesondert hat; er wendet sich abseits, sein Pfad, — für Gang oder Fuß — wendet sich dahin, wo kein Pfad ist; man blickt ihm nach, aber bald verliert man ihn aus den Augen, achtet seiner nicht,

vergiftet ihn. Diese absichtliche Einsamkeit oder vielmehr Flucht vor den Menschen wird als das höchste Unglück herausgehoben, denn ein solcher Leidender ist kaum zu heilen, weil sein Unglück eine furchtbare Quelle hat. Seine nach Freundschaft dürstende Seele hat keinen Freund gefunden, seine zärtlichen Gefühle, sonst der Balsam des Lebens, sind schändlich zurückgewiesen, sein ganzes Leben ist vergiftet. Aus der Hölle der Liebe heißt: aus der eigenen Hölle. Er empfindet seinen eignen Werth. Ward er verkannt und geschmäht, so vergilt er dieß mit desto tieferer Verachtung seiner Mitbrüder, aber auch zu seinem eignen Verderben! Er zieht sich selbst auf in dieser Verachtung, denn sie ist etwas Erstickendes, ja etwas Unsittliches. Der Unglückliche überschätzt sich selbst, er zieht sich zurück, er hält keinen mehr seiner Gesellschaft werth, aber diese Selbstsucht genügt ihm freilich nicht, und so wird er um so qualvoller gepeinigt. In der That, der Menschenhaß — nicht ein so flacher, wie ihn Legebue in dem bekannten Schauspiel Menschenhaß und Reue, sondern der tiefe, den Schiller in einem dramatischen Bruchstücke schildert, — diese Entzweiung des Menschen mit sich selbst, diese Herzenswunde, die, weil sie jede Heilung verschmäht, unheilbar ist und nur das tausendfache Pflaster des Stolzes, der Eigenliebe, der Selbstsucht verträgt, unter dem das eiternde Geschwür nur noch tiefer um sich frist; der Menschenhaß, sage ich, ist wol die schrecklichste unter allen Empfindungen. Daher der mittheidvolle, eben so fromme als dichterische Anruf an die Gottheit und zwar an die väterliche Liebe der Gottheit, sein Herz wieder zu erweichen und ihn zu erquickeln. Sehr

dichterisch heißt es ist auf deinem Psalter, denn für den Ausdruck der Heiligkeit konnte kein Tonwerkzeug passlicher angewandt werden als dieß Saiteninstrument der hebräischen Sänger, besonders Davids, bei den Lobgesängen auf den Jehova: die Gottheit erscheint dadurch gleichsam wie ein erhabener Musengott. — Ist ein Ton so einem Ohre vernehmlich wegen der Schwierigkeit ihn umzustoimmen und zu heilen. Oeffne den umwölkten Blick, denn der Unglückliche ist ja von Irrthum befangen, er durstet in der Wüste, weil er sich das Leben selbst zur Wüste gemacht hat, er sieht die tausend Quellen nicht, die ihn laben können. Denn kein Mensch ist zum völligen Unglück verdammt, selbst der von seinen Mitmenschen Vermisshandelte mag ja in seinem Selbstbewußtsein, in der Erfüllung seiner Pflichten Trost finden, mag bedenken, daß die Menschen seltener aus Bosheit als aus Irrthum und Leidenschaft, oder vielleicht gar nicht aus Bosheit, fehlen, mag nicht ermüden, seine Beleidiger von ihrem Wahn, von ihrem Unrecht zu überzeugen, mag nicht aufhören, die Menschen zu lieben, selbst seine Feinde zu lieben, wie es die christliche Religion gebietet. Nicht einmal Einzelne darf man hassen, sondern nur ihr Unrecht; aber alle Menschen! Welch ein Gedanke! Er müßte ja sich selbst hassen, da er mit zu den Menschen gehört! Und so ist es freilich; der Menschenhasser haßt und schadet in der That sich selbst am meisten. Tausend Quellen werden sich auch für ihn erschließen; und wenn sich auch nur Ein Herz zu ihm wendete, mit ihm empfände, Freud' und Leid theilte, welch eine reiche Quelle, welch ein breiter Strom von süßer Lust und

Wonne! — Aus den Glücklichen, wenn sie es nur sein, wenn sie die tausend Quellen der Freude nur benutzen wollen, werden nun zwei hervorgehoben, der Geselligglückliche und der Einsamglückliche, oder aus diesen wiederum der Jäger und der Dichter, wobei die Anrede an die Gottheit, den Vater der Liebe, fortgesetzt wird. Der menschenfreundliche Sänger bittet um Glück für die Jäger, die Brüder der Jagd, und beschreibt zugleich ihre Fröhlichkeit und ihre Nützlichkeit mit ein paar bedeutenden Zügen. Das freie Leben in Wald und Feld, der Besitz der Waffe, des Schießgewehrs, gibt dem Jäger ein gewisses Selbstvertrauen, das bis zur Keckheit und Verwegenheit geht, er ist eifrig im Aufsuchen und Verfolgen des Wildes und seine Mordsucht ist dennoch fröhlich, weil es nur Thiere sind, die er mordet, wie die Fröhlichkeit wol überhaupt ein eigenthümlicher Zug des Jagdlebens ist wegen der damit verbundenen größeren Unabhängigkeit, sowie der Stärkung des Körpers und Geistes. Spätere Rächer des Unbilds können die Jäger da heißen, wo das Wild von dem Landesherrn geschenkt wird und deswegen die Felder verwüftet, wovon es der Landmann nur abhalten, es aber nicht tödten darf. Unbild, ein veraltetes Wort. *) — Dem Jäger führe das

*) forma deformis, das Gegentheil von Bild (in der Bedeutung des schönen Bildes, daher bildschön) also Schensal, Raubthier, Wild, sofern es die Saaten verwüftet, — hier die Wirkung des Raubthiers, die Verwüstung, beinahe so viel als Unthat, Unbill (Unbilligkeit) aus welchem letzteren Worte es doch schwerlich verderben sein möchte, (auch Unbilde und Unbilben in der Mehrzahl kommt vor) obgleich es in Kolbe's reichhaltigem Verzeichniß fehlt (siehe dessen Worte

Wid entgegen; den Einsamen erquicke mit sanfteren Freuden, schaffe Frühling im Winter um ihn her, bis die Rosenzeit wiederkehrt. Der Ausdruck ist ganz bildlich und sehr gewählt, daher die einzelnen Züge gewiß nicht ohne Absicht, wenigstens dürften die Goldwolken als etwas Himmlisches, das höhere, über das gewöhnliche Treiben der Menschen erhobene Leben in der Einbildungskraft, und das Wintergrün zugleich die frohe Stimmung, das Frühlingartige des dichterischen Geistes und die Unverwundlichkeit des Ruhms bezeichnen. Die feuchten Haare erinnern an die Jahreszeit, an den winterlichen Reif. O Liebe möchte man auf die Geschlechteliebe beziehen; aber sowohl der frühere Ausruf Vater der Liebe, als auch die Feierlichkeit, die in dem Folgenden herrscht, lassen keinen Zweifel übrig, daß die liebende Gottheit gemeint sei, und deines Dichters heißt dann: des frommen, der Gottheit geweihten Dichters. Die Rose reißt heran ist ein ungewöhnlicher, kühner Ausdruck, die Rose ist ein Erzeugniß, also gleichsam eine Frucht des Frühlings. — Von der Erwähnung der Jäger an ist die Stimmung des Dichters heiterer geworden, bei dem Einsamen hat er sich selbst im Sinne, er fühlt sich glücklich, daß ihm diese Wahn vorgezeichnet ist, aber seine Seele ist jetzt feierlicher, höher, oder vielmehr fromm und christlich gestimmt. Der Ausdruck ein Gott im Anfang des Gedichts, der noch etwas heidnisch klingt, hat sich jetzt in den Namen der Liebe umgewandelt, die dem Dichter,

und dieser steht hier für den frommen, gemüthvollen, begeisterten Menschen im Allgemeinen, durch das Leben den Weg bahnt, ihn in Gefahren nicht verläßt, vielmehr ihn leitet durch ihr Licht, und sollte dieß auch nur das Dämmerlicht der Hoffnung sein, ihn wieder belebt und erheitert und selbst bei den niederdrückenden Geschieden des Lebens zu sich erhebt und mit Begeisterung erfüllt. Die Bekleidung dieses Gedankens ist von der Natur, von Weg und Furt, Tageszeit und Wetter hergenommen und zugleich unbildlich und bildlich, doch mehr das letztere. Weizend heißt entweder flehend, schmerzend mit Rücksicht auf die technische Bedeutung des Wortes, oder auch emporsteigend, wirbelnd, jagend als Jagdausdruck von der Abrihtung der Falken. Ich ziehe das letztere vor, theils weil es ein kühner Tropus ist, theils weil die Steigerung, die in diesem ganzen Absage herrscht, sowie der Gegensatz, den die vier Zeilen mit dem tausendfarbigen Morgen bis trägst du ihn hoch empor zu den fünf ersten bilden, alsdann keine Entwertung leidet, welche durch dieß Beiwort im ersteren Sinne würde verursacht werden. — Voll von diesen Gefühlen überblickt der Dichter die ihn umgebende Gegend, und diese selbst leiht ihm die Bilder zur Bezeichnung seiner Begeisterung oder vielmehr des frommen Dankgefühls, das in heilige Worte sich ergießt. Die Vögel frohlocken nicht mehr zum Himmel hinauf, aber der Waldstrom, der auch im Winter nicht stille steht, erhebt seine Stimme und begleitet den Psalm des Dichters. Denn der Mensch sieht in der Natur eine Theilnehmerinn seiner Empfindungen; daher weisen die Wolken und klagt die Nachtigall mit dem Schwermüthigen

müthigen, die Lerche trillert mit dem Fröhlichen, die Sonne geht trübe oder klar auf, um einen unglücklichen oder glücklichen Tag zu bezeichnen: so ist hier mit dem Begriffe der Natur begeistert. In der Brocken selbst wird sein Altar und der Dichter erscheint uns jetzt als heiliger Eher, als Priester. Die sanfteste Freude, frommer Dank bemächtigt sich seiner an jener Stelle, die etwas Schauerliches zumal im Winter hat, wo sie öde, mit Schnee überdeckt ist, und die durch das Andenken an die Mährchen der Vorzeit, denen unstreitig etwas Geschichtliches zum Grunde liegt, man vergleiche Goethe's erste Walpurgisnacht, an die Sagen, welche noch jetzt im Munde des Volkes leben, etwas Grauenhaftes erhält. Ahnende Völker, das heißt solche, die über den ersten rohen Zustand erhoben die Ahnung einer überirdischen Macht durch freilich abergläubische Dichtungen verrathen. — Das Gedicht könnte hiermit geschlossen sein; der Dichter ist bis zur höchsten Empfindung, der religiösen, und zugleich der sanftesten, der Dankempfindung, emporgestiegen und fühlt sich darin verklärt. Jede Zugabe scheint den Eindruck schwächen zu müssen. Und womit ist nun das Gedicht geschlossen? Nicht mit etwas Schwächerem, denn nun hören wir erst die wahren Eherworte, in denen sich Dichtkunst und Religion verschmelzen; nicht mit etwas Ueberflüssigem, denn, nun wir diesen haben, sehen wir erst ein, daß ohne ihn dem Gedichte die wahre Rundung fehlte. Der Brocken, vorher der Altar des Dankes genannt, wird jetzt in der gesteigerten Dichterempfindung ein Bild der Gottheit selbst. Du, o Brocken, stehst mit unerforschtem Busen

geheimnißvoll offenbar über der erstaunten Welt, denn, obgleich du äußerlich weithin sichtbar bist, bleibt doch deine innerste Tiefe verbergen, und nicht viel glücklicher spürt der Mensch dem geheimen Inhalt derselben nach, als er die Geheimnisse des göttlichen Geistes zu ergründen vermag. Die Welt staunt dich an, und du schaust aus Wolken auf ihre Reiche und Herrlichkeit, worin eine laise Andeutung der Geringfügigkeit alles menschlichen Wirkens und Schaffens enthalten ist, gerade wie die Gottheit, menschlich gesprochen, über die irdische Weisheit lächeln mußte. Daß die Gottheit nicht angeredet ist, wie man zuerst denken möchte, das zeigen die letzten Worte deutlich genug, die du aus den Adern deiner Brüder neben dir wässerst. Der Sinn ist: du erhältst jene Reiche durch die Flüsse, welche nicht aus dir, weil von der höchsten Spitze keine Gewässer entspringen, sondern aus den Adern, aus den Springquellen deiner Brüder, der niedrigeren Vergehöhen sich ergießen. Du wässerst sie, denn du bist gleichsam der König des Harzes und dadurch erhältst du sie, denn ohne Wasser (nächst Licht und Wärme) keine Fruchtbarkeit, kein Leben. Und so bist du, o Brocken, das Bild der Gottheit, die, freilich im höchsten und allgemeinsten Sinne, die Welten wässert, für jeden eine Quelle der Freude springen, keinen darben läßt, den Unterschied zwischen den Glücklichen und Unglücklichen ausgleicht, und nur scheinbar den einen vor dem andern begünstigt, da ja Reichthum, Ehre, Macht, samt den übrigen irdischen Gütern nur zu oft eine Quelle sittlichen Verderbens werden, und Schmerz, Mangel und Elend

den Menschen häufig bessern und zum Himmel vorbereiten. — Uebersetzen wir nun noch einmal das Gedicht, so steigt die Empfindung, nachdem sie zwischen Wehmut und Heiterkeit geschwankt hat, allmählig durch das Andenken an die Milde und Freundlichkeit Gottes, den einzigen wahrhaften Trost im Unglücke, zur gesicherten Freude und zu dem erhabensten Gefühle des geistigen himmelaufstrebenden Menschen, zu dem Gefühle des Glückes und der Beruhigung durch die Religion und zwar zu dem Gefühle des Dankes und der ehrfurchtvollen Bewunderung. Aber diese Empfindungen tragen nicht die allgemeinen Farben der Phantasie, sondern die besonderen der Gegend und der Jahreszeit; und wie der Brocken der Mittelpunkt des Harzes ist, so knüpft der Dichter an ihn seine erhabensten Worte, und indem uns dieser Berggipfel zum Altar, ja zur Gottheit wird, und diese selbst vorher mit dem biblischen Namen des Vaters der Liebe angeredet wird, schmelzen Christenthum und alter Naturdienst auf Bergen und Hügeln in einander: wir werden nicht bloß an den Fuß des Brockens, wie werden zugleich in die alldutschen Wälder versetzt, und die reine, menschliche Empfindung des Dichters, fast kunstlos in kurzen Reimen hingeworfen, hat uns mit fertiger Führung und mit sanftem Rittig emporgehoben, den Blick über das diesseitige Leben aufgestellt und verklärt, und der Seele eine Ahnung des höheren, von den Schranken der irdischen Sinne befreiten, geistigeren Daseins eingebläht.

Der vorstehende Versuch verdankt seine Entstehung dem Wunsche, den Schülern der ersten Klasse, denen ich die Erklärung der Hatzreise aufgegeben hatte, bei der Zurückgabe ihrer Aufsätze etwas Ausführlicheres vorzulegen. So wie mir nun eine Erklärung dieses Gedichtes insbesondere nicht bekannt ist, so fehlt es wol ungeachtet des Eifers unserer Schriftsteller auch an andern Arbeiten dieser Art. Und doch möchten sie zum Verständniß und zur Werthschätzung unserer bessern lyrischen Dichter und zur edleren Bildung überhaupt nicht wenig beitragen, und daher auf den gelehrten Anstalten neben der Erklärung fremder, besonders griechischer und römischer Dichter, die Erklärung der vaterländischen mit Recht Empfehlung verdienen.

In meiner Einführungsrede werde ich die Frage zu beantworten suchen: in wiefern ist eine öffentliche Schule nicht bloß Unterrichts- sondern auch Erziehungsaustalt? Herr Kollaborator Jakob wird von dem Ehrtriede mit Rücksicht auf die sittliche Bildung der Jugend handeln.

Die erste Einglasse wird diese Feierlichkeit unter Leitung des Herrn Konrektor Schwarze mit einem vierstimmigen Choral eröffnen und mit der Motette von Wühling: die Ehre des Herrn ist ewig — beschließen.

Da es an einem Versammlungszimmer für Feierlichkeiten im Gymnasiumgebäude fehlt, so hat der große Saal in dem ehemaligen herzoglichen Hause wieder dazu gemietet werden müssen, wohin ich denn, die auf dem Titelblatte enthaltene Bitte wiederholend, den Hochwblen Magistrat als Patron, das hochzuverehrende Ephorat des Gymnasiums, sowie alle Gönner und Freunde des Schuls wessend, ehrerbietigst einlade.



A b r i ß

der

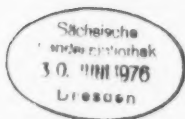
Geschichte der deutschen Literatur.

von

Karl Ludwig Hankegier.

Bonn, 1838.

Hypen's Buchhandlung.



6

Vorrede.

Bei der Abfassung dieses Buches habe ich mich lieber der fortlaufenden als der durch einzelne Wörter und kurze Sätze andeutenden Darstellung bedient, theils weil letztere ohne die Hülfe eines Lehrers fast ganz unbrauchbar, erstere dagegen nicht bloß an und für sich verständlich ist, sondern auch den Lehrer nicht hindert, wenn er von der gegebenen Ansicht abweicht, die seinige hinzuzufügen und ihr gegenüber zu stellen.

Dem gewöhnlichen Verfahren entgegen habe ich einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Sprache vorangeschickt, dann die Geschichte der Poesie, und endlich die der Prosa abgehandelt, so daß das Buch in drei Theile zerfällt. In dem ersten bin ich vorzüglich der kürzlich erschienenen Schrift von Theodor Mundt, die Kunst der deutschen Prosa, in dem zweiten der Geschichte der Poesie von Rosenkranz, zumal seiner Eintheilung in drei Perioden

gefolgt, doch bei den ersten beiden theils abkürzend, theils erweiternd, bei der letzten, wo er nur Andeutungen gibt, durchaus erweiternd. Der letzte Theil über die Prosa ist eigentlich nur eine Ergänzung des mittleren, insofern die der Form nach prosaischen, dem Inhalte nach poetischen Werke schon dort vorgekommen sind.

Der Verfasser.

Geschichte der deutschen Sprache.

Die deutsche Sprache ist eine der europäischen Ursprachen, sofern man sie von der skandinavischen trennt, und nicht lieber beide wegen ihrer großen Verwandtschaft als die beiden Hauptstämme Einer Wurzel, der nordeuropäischen oder germanischskandinavischen Ursprache betrachten will. Sie zerfiel in mehrere Mundarten, welche zwei Klassen bildeten, die ober- oder süddeutschen und die nieder- oder norddeutschen, welchen beiden aber die mösogothische, eine der süddeutschen verwandte Mundart in der Ausbildung voranging. Hierauf folgte die Ausbildung der süddeutschen, nämlich vom achten Jahrhundert an die fränkische, später die schwäbische. Die erstere wird auch die althochdeutsche, die letztere die mittelhochdeutsche genannt. Unter den norddeutschen bildete sich das altsächsische gleichfalls schon früh aus. Durch Luther ward eine allgemeine deutsche Schriftsprache gegründet, welche, wenn gleich mit manchen Abänderungen, bis jetzt herrschend geblieben ist.

Die erste Bildung der deutschen Sprache, sowohl der süd- als der norddeutschen, verdanken wir dem Christenthum und besonders der Bibel. Urphilas, ein mösogothischer oder westgothischer Bischof im vierten christlichen Jahrhunderte, übersetzte die Bibel; die fränkischen wie die sächsischen Geistlichen saßen Evangelienharmonien, Gebete, Glaubensbekenntnisse ab; Luther begründete die neue Schriftsprache durch seine Bibel Uebersetzung.

Urphilas bildete das Mösogothische nicht bloß durch Aufnahme griechischer Schriftzeichen, sondern auch im Grammatischen und im Ausdrucks nach dem Griechischen; die Franken dagegen ihre Mundart in der Deklination und Conjugation, in den Participien, in der Wortverbindung.

In der Anfassung des Artikels und der Hülfszeitwörter nach dem Lateinischen. Dieser Einfluß war theils ungünstig, theils günstig, insofern manche Veränderungen dem Geiste der deutschen Sprache entgegen waren, aber doch von ihr angenommen wurden. Dittfried's gereimte Evangelienharmonie, Netker's Uebersetzung der Psalmen, Wileram's hebes Lied geben von diesen Einflüssen der lateinischen Sprache Beweise. Als Sprachprobe siehe hier das Vaterunser von Alpbilas aus dem 1ten, von Dittfried aus dem 9ten, von Netker aus dem 11ten Jahrhunderte, und das der Angelsachsen aus unbekannt früherer Zeit.

Alpbilas.

Atta unsar thu in himinan. Welhuat namo thein.
Quimai thiudinassus theins. Wairthai wilja theins su in
blonina jah ana nirthai. Illaif un-sarona thana sluteinan
gif uns himnadaga. Jah asiet uns thatei skulans sijaima,
exaswe jah weis asietam thaim skulom un-saraim. Jah
nithiggais uns in finistubnjai. Ak hausei uns of thamma
ubilin. Ende theina ist thiudagardi, jah matha, jah
wulthas in airtana. Amen.

Dittfried.

Fater unser tha in himilon. Wihi si nama thiner.
Biqueme uns thiunz richi. Si willo thin hiar nidare, so
ser ist ofan himile. Thia dagalichen zuhti gib hiar uns.
Schuld bilaz uns allen, so wir oah duan wollen. Ni
foraze unsih thin wara in thes widerwerten sara. Losi
unsih io thanana then wewon io himilen.

Netker.

Vater unser, du in himile bist. Din Name werde
gebediget. Du rieche chome. Du willo greeche in
erda, also in himile. Unser tagelicha brot kip uns hluto.
Ende unsere seuhle belaz uns, also oah wir belazen
unseren seuhligen. Ende in dia chetunga no leist du
vurth. Sunde bilaze unsih sona dem ehile.

Wæterunser der Angelsachsen.

Fæder ure, thu the eart on heofenum, Si thin nama gehalgod. To becume thin rice, Gewurthe thin willa on eorþan swa swa on heofenum. Tine dīghwamlicum hlaf syle us todæg. And forgiþ us ure gyltas swa swa we forgyfa the urum gyltendum. And we gelaðde thu us on costunge, ne alys us of yfell.

Aus dem Althochdeutschen entwickelte sich das Mittelhochdeutsche, die Sprache der Minnesänger; das Heiterlich-erhabene der fränkischen Zeit ging in die sanftere weltliche Sprachbildung der Liebe über; die Sprache wurde nun gesungen und gewann an Wohlklang und Bildsamkeit in einem hohen Grade.

Lied von Walther von der Vogelweide.

1.

Do der sumer komen was,
Und die bluomen durch das gras
Wunderlich entsprungen,
Und die vogel sungen;
Do kam ich gegungen
Uf einen anger langen,
Do ein kuckel brunne entsprang,
Durch den anger was sin gang,
Do die nachtigel wol sang.

2.

Uf den anger stund ein hant,
Do getrouete mir ein trant,
Ich was von dem brunnen
Gegungen von der sunnen,
Das die lude were
Mir da schatten here,
Do ich do gesessen was,
Aliner sorze ich gar vergas,
Vn achtere entschlief ich umbe das.

3.

Do beduchte mich zekant,
 Wi mir dinten ellin laut,
 Und wi min selo were,
 Zo himel ans swere,
 Und doch der lib solte
 Nio leben, wi er wolte.
 Do was mir sanfte und niender wo.
 Got bescheide es, wi es erge:
 Wan besser trouen en-wart nio mo.

Mit dem Erlöschen des Minnegefangs verlor die mittelhochdeutsche Sprache allmählig auch wieder viele Vorzüge und das zweite Bildungsmittel fing jetzt an größere Bleisamkeit zu zeigen. Man kann es im Gegensatz des religiösen das weltliche nennen. Dies ist nämlich die Sprache der Gesele oder der Kanzeler. Ihr Einfluss zeigt sich besonders seit dem 13ten Jahrhundert von Rudolph von Habsburg an auf den Reichstagen und in den Geselesammlungen, dem Sachsenspiegel und dem Schwabenspiegel. Die deutsche Sprache senkte sich jetzt überhaupt, auch durch die damaligen Dichter, die Meistersänger, zur Prosa hinab. In den romantischen Volksbüchern und Novellen jener Zeit herrschte zwar noch eine poetische Färbung, und diese behielt bis Luther, z. B. in den Novellen der Liebe vom Jahre 1587 ihren eigenthümlichen Charakter.

Wie die poetische Sprache sich durch die Minnesänger so glänzend entfaltet hatte, so bildete sich die Prosa durch die Mystiker im 14ten Jahrhundert, besonders durch Johann Tauler's Predigten. Er versuchte es, die heilige Minne, die Tiefe und Innigkeit des religiösen Gefühls, das Uebersinnliche auszudrücken. Das Sprachbildungstalent dieses Mannes ist sehr hoch anzuschlagen; er schuf viele neuen Wörter, die zum Theil leider wieder verloren gegangen sind, besonders durch die Endsyblen Zeit und seit, z. B. Empfänglichkeit, Ungeschaffenheit, Innerheit. Die Sprache hätte damals sich philosophisch ausbilden kön-

nen ohne die Hülfe des Griechischen und Lateinischen. In Tauler's Fußstapfen trat die Nonne Maria Ebnerin, Heinrich von Nördlingen und Otto von Passau. — Neben der religiösen und philosophischen Prosa bildete sich die geschichtliche durch mehrere Chronisten, z. B. Johann Rothe, Johann Thurmayer, genannt Aventinus, Diebold Schilling, von denen der erste eine thüringische, der zweite eine bairische, der dritte eine burgundische Chronik schrieb. In dem Ehestandsbuche des Albrecht von Eybe zeigt sich der naive Charakter der Prosa, der durch Geysler von Kaisersberg, einen Prediger zu Straßburg am Ende des 15ten Jahrhunderts, in's Burleske überging und sich mit der religiösen Sprache mischte.

T a u l e r.

Ein Jegelich ding, sol es werden, das es nut ist,
so muos es entwerden, das es ist. Soll holz für wer-
den, so muos es von not ziner holzhelt entwerden; soltu
in Got gowerden, so muostu din selbes entwerden.

J o h a n n R o t h e.

Donir Lantgrafe Ludwig waz gar cyn clarer Jungli
forre, cyn liplicher jungeling und cynet zamelichen wan-
derunge, eynes heiligen lebens. Do her obir cyno hie-
wladin Joganit zeu vornunftigen aldir quam, do waz her
zeu male guttlichen wedir cynin lellehin, wan yn cyno
luchtn alle toglude, her waz von libe cyn wolgesicko-
ter man, nicht zeu lang noch zeu karit, zeu male mit
erhonen foratlichen geberdin, in guediger zeuversicht,
ein angesich waz frölich, cyn antlizeo subitlich. Unde
er waz nymant der en sach, her wordz em gunstig.

A l b r e c h t v o n E y b e.

Was mag frölicher und süsser gesain dann der nam
des vatters, der muter und der kinder, so die hangen an
den helsen der eldern, und manigen süssen kusse von
lue empfahe, und so beyde eelet solliche lieb, wissen

und freuntſchaft tzu eyinander haben, was eyner wille, das auch das ander wöll, und was eyner redt mit dem andern, das es verſchwigten iſt, als hett es mit im ſelbat geredt, und in beiden gots und übel gemeyn iſt, das gut deſter frölicher, und das widerwertig deſter leichter.

Geyſter von Raiſerberg.

Die dritte ſchelt der ſelzam narren iſt das haarz ziehen, geel, krauslicht und lang machen, auch fremdes haar der abgeſtorbenen nuter ihres vermischen und daſſelbig zum ſchauspiel aufnutzen. Da zieht die weiber jetzund daher wie die mannen und heucken das haar dahinden ab bis auf die hüft, mit aufgeſetzten parellin und hüllin gleichwie die mannen. Die weiber zieht in ihren ſchleyern daher und haben ſie aufgeſpiuzt neben mit zwa ecken oder ſpizen, gleich einem ochsenkopf mit den hörnern.

Die biſherige Bildung, ſowohl für die Poeſie, zulezt bei den Minneſängern, als für die Proſa bei den Myſtikern und Geſchichtſchreibern, hatte mehr ſich auf die oberdeutſchen Mundarten bezogen. Durch Luther kam beſonders in ſeiner Bibel-Üeſetzung eine Miſchung des Ober- und Niederdeutſchen zu Stande (obgleich er ſelbſt ſagt, daß er nach der ſächſiſchen Ganzelei rede), eben ſowohl für den religiöſen als weltlichen Ausdruck, und zwar in allen Abſchattungen. Jakob Grimm ſagt darüber in ſeiner vor wenigen Jahren erſchienenen deutſchen Sprachlehre: »Man darf das Neuhochdeutſche als den proteſtantiſchen Dialekt bezeichnen, deſſen freiheitathmende Natur ſchon ſchon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftſteller des katholiſchen Glaubens überwältigte. Unſere Sprache iſt, nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge, in Lautverhältniſſen und Formen geſunken; was aber ihren Geiſt und Leib genähret, vermag, was endlich Mätken neuer Poeſie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luther.« In Luther's

Sprache herrscht das christliche Element vor und sie verdankt ihm mehrere treffliche Wörter, z. B. die Zusammensetzungen mit *selig*, *holdselig*, *gottselig*, *armselig* u. s. w. Leider ist von seinen Wortbildungen vieles wieder außer Gebrauch gekommen, z. B. *Weibsbild* als Bezeichnung des weiblichen Geschlechts überhaupt ohne jeglichen Nebenbegriff des Gemeinen. Hier eine Stelle aus dem Hieb nach Luther's Uebersetzung von 1541 und zur Vergleichung mit seinen katholischen Vorgängern nach Dttmar's Ausgabe vom Jahre 1507.

D t t m a r.

Aber der Herre antwortet Job von dem windt spreuel und sprach, Wer ist der, der da einweltzet die ertayl mit ungeleuten Worten. Begürte deine Leiden als ain mann, Ich frage dich und du antworte mir, Wo warest du, da ich setzet die grundfeste der erde. Zayge mir, ob du habst die vernunft. Wer satzt Ir mass, ob du es erkantest oder wer strecket über sy die linien, auff die ire grundfesten seindt gesterket. Oder wer leget iren winkelstein, Da mich lobeten die morgenlichen erten mit einander und jubilierten alle sime gottes. Wer beschluss das meer mit den thüren, da es fürbrache nil für geend

L u t h e r.

Und der Herr antwortet Hiob aus einem wetter und sprach, Wer ist der, der so selet in der weisheit und redet so mit unverstand? Gärte deine Leiden wie ein Mann; Ich will dich fragen, lere mich, Wo warestu da ich die Erden gründet? Sage mir's, bistu so klug, Weissestu, wer jr das Mass gesetzt hat? Oder wer über sie ein Richtsehnur gezogen hat? Oder worauff stehn ire Füße versencket? Oder wer hat jr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne miteinander lobeten, und jauchzeten alle Kinder Gottes. Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, da es herausbrach wie aus Muf-

von dem leybe. Do ich
legel die wolken sein ge-
wand und do ich es um-
wikkelet mit der tunklung
als mit thüchou der kind-
heyt. Ich umbgabo es mit
melnem enden und satzt
den rigel und dio thüren
und sprach. Du kumpst
untz her und du geest nit
fürbass, und bis zerbrich-
chest du dein wülend küss.

ter lelbe. Da ichs mit
Wolken kleidet, und in
tunkel einwickelt wie in
windeln. Da ich jm den
laufft brach mit meinem
Tham und setzet jm rie-
gel und thür. Und sprach,
Bis hieher soltu komen,
und nicht weiter, Hie sol-
ten sich legen deine stol-
zen wellen.

Luther hatte seine Bibel-Üebersetzung im Jahre 1517
angefangen, und verbesserte sie fortwährend bis zum Jahre
1545. Durch ihn war also eine Schriftsprache herrschend
geworden, 'ein großer Gewinn, mit dem sich freilich der
Nachtheil verband, daß die einzelnen Dialekte nicht mehr
angewendet wurden, und in ihrer Bildung stehen blieben,
und dadurch manche Sprachdarstellungen verloren; weshalb
man in der neuesten Zeit dieser Volksmundarten bisweilen
sich wieder bedient hat, besonders im Komischen.

Nächst Luther wirkte auch Johannes Agricola,
sein Zeitgenosse, durch seine Sprichwörterammlung, sowie
Sebastian Franke, ein Geistesverwandter Tauler's,
durch Ausbildung des metaphysischen Ausdrucks, vor allem
aber Johann Fischart um dieselbe Zeit durch seine hu-
meristischen, die deutsche Sprache freilich sehr gewaltsam
behandelnden Schriften.

Sebastian Franke.

Die Natur ist nichts dann die eingepflanzt kraft
eines jeden dings von Gott, beido zu wirken und zu sel-
den. Als die Natur des Feuers ist warm machen oder
hitzen. Nun sinckmal also kräft von Gott eingehen sinck,
sindt sie ganz Göttliches Willens. Welchs unach von
uns ungewisst sindt, wiewol sie gross, weys und ge-

recht sindt. Nun in einem jeden Ding ist sein Natur ins Werk gesetzt. Es hat der Himmel sein Natur. Er ist ein aussgeson kraft über den ganzen Erdboden. Es hat alle ding sein Gesütz, also, dass auch im gemelnen das eigne oder eigenthumb wirt behalten, wie under denen, so in einem schiff werden geführt. Dann diess hat auch allen die Natur eingehen, das nichts eignes mag lang bestehen oder glücksällig bleiben. Wie ein Maister ein werk, Mühl oder Ur zuricht, das sie selbs gehet und jren befehl ausricht, also hat Gott die Natur zugericht, die alle ding treibt, leit, wie das Gewicht ein Stünd, allein ist diess die Unterschaidt, das der Werkmaister von seinem Werk ablasst und abweicht, aber Gott nimmer, so wenig als der Schein von der Sonnen.

Johann Giffart.

Ir Sönnatzejüngkerlin mit dem feyertüglichen ange-
sicht, jr Burseho und Markstanten, Pflastertreter, New-
zeitungspäher, Zeitungverwetter, Naspentückische Nasen
und Assenträher, Rauchverkeuffer, Geuchstecher, Blind-
mens und Hüttinspiller, Liechtseheue Augenebeler: Und
jr feine verzuckerte Gallen und Pillulen, und Honigge-
beytzte Splannen. Sihe da, jr feine Schnudelbutzen,
Ihr Lungklitzlige Backenhalter und Wackenader, jr En-
tenschnaderige, Langzüngige Krummschnäbel, Schwap-
pelschwäble, die ein ein Nuss vom Baum schweizen:
jr Zuckerpapagai, Hetzenamaler, Hetzenschweizer, Starn-
stücker, Scherenschleiffer, Rosincken, Kackelstübische
Gänsprediger, Schürstübner, Judasjagige Retscher, Waf-
felarten, Babeler und Babelarten, Fabelarten und Fabeler,
von der Babylonischen Bauleut cynigkeit.

Am 17ten Jahrhundert ging diese rasch gewonnene,
vielseitige Ausbildung der Sprache durch die Vermischung
mit ausländischen Sprachen, besonders mit der italienischen,
holländischen und französischen von Seiten der Geschäfts-
männer, und mit den alten Sprachen von Seiten der Ge-

lehrten, durch eine völlige Sprachverunreinigung und Verwirrung fast wieder verloren. Die Ursachen liegen theils in der nähern Berührung mit den südwestlichen europäischen Nationen während des dreißigjährigen Krieges sowohl auf deutschem Boden im Kriege selbst, als im Auslande durch die Reisen der deutschen Gelehrten und Geschäftsmänner, theils in dem Uebergewicht, das sowohl die griechische und römische, als auch die der Italiener, Holländer und Engländer und besonders die französische Sprache als Sprache der Diplomatie und des Umgangs ausübte. Die deutsche Sprache zog sich damals tief in die unteren Stände zurück, wie wohl auch diese von der Ansehung nicht frei blieben; und manche Wörter, z. B. *malheur*, haben sich bis jetzt im Munde des Volks erhalten. Der Philosoph Leibniz eiferte gegen diese Verunglimpfung, schrieb aber selbst meistens französisch oder lateinisch. Erst durch die Universitätslehrer Christian Thomasius und Wolf ward die Muttersprache wieder auf den Lehrstühlen einheimisch, und durch die schlesischen Dichter, besonders durch Dyg in der Poesie. Weniger wirkten die deutschen gelehrten Gesellschaften, die hauptsächlich die Reinigung der deutschen Sprache beabsichtigten, weil sie dabei häufig einen unredlichen Weg einschlugen. So verdeutschte Philipp von Zesen, der Stifter der deutschgesinnten Genossenschaft, lateinische Eigennamen und machte aus der *Minerva*, *Venus*, *Pomona*, eine *Kluginn*, *Lustinn*, *Lbstinn*, aus dem Vulkan einen *Glusfang*. Verdienstlicher waren die Wörterbücher von Schottel und Stieler, genannt *Späten*, welcher letzterer das feinste besaß: der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder deutscher Sprachschatz. Die erste schlesische Schule hatte der Sprache wieder einen deutlichen, verständigen Charakter zu geben gesucht, die zweite gab ihr einen poetischen, aber äppig-sinnlichen. Die Darstellung dieser Dichter erstreckt in Bildern und Gleichnissen, und nicht bloß in ihren Versen, sondern auch in ihren Romanen, obgleich Lohenstein, der Dichter des ersten Romans, *Arminius* und *Thudmelda*, zu

gleich Kraft und kunstvolle Periodenverschlingung gezeigt hatte. Neben dem Schwulst der asiatischen Panise von Heinrich Anselm von Biegler gab es jedoch auch eine klarere Prosa in den mehr die Wirklichkeit darstellenden Romanen, z. B. dem Einfachstimm von Samuel Greifensohn, und in den Reisebeschreibungen, z. B. der orientalischen von Adam Clearius, und endlich eine aus diesen beiden Elementen gemischte in den Predigten des Ulrich Mejerle, genannt Abraham a sancto Clara, eines Geistesverwandten Fischart's und Geuler's.

Auf die Ueberschwenglichkeit der zweiten schlesischen Schule folgte eine Erschlaffung der Geister, die auf die Sprache sehr nachtheilig einwirkte. Dies ist die Periode der galanten und geistlosen Partei am Schluß des 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts, besonders in Sachsen und in Norddeutschland überhaupt, zumal in Hamburg, deren Vertreter Neulirch, Rohse, Hunold, Posse, und zuletzt Gottsched die Sprache vernichteten und sie in sehr beschränkende Regeln einzwängen wollten. Ihnen traten entgegen die Schweizer Bodmer und Breitinger, Koss, Vislow, bis endlich Klopstock in seinem Messias, und noch mehr in seinen Oden der deutschen Sprache eine ungewöhnliche Kraft und Freiheit verlieh, eine neue Dichtersprache schuf, begründet auf die lutherische und auf die der Griechen und Römer. Auf andere Weise machten sich Wieland, Lessing, Herder, Winkelmann, Schiller, Göthe, und die neuesten Schriftsteller verdient, namentlich um die Prosa, für welche Klopstock bei weitem weniger gethan hatte. Freilich kennen der Sprache viele verloren gegangenen Vorzüge, besonders die des Wohlklanges und der Deklination und Konjugation nicht wieder gewonnen werden; man ke, wie Boß, versuchen zu gewaltsam, und wollten ihr eine prosodische Vollkommenheit geben, die sie ihrer Natur nach nicht in dem Grade wie die alten Sprachen hat; einige, wie Jean Paul Friedrich Richter und Leopold Scherer, behandeln die Prosa zu nachlässig oder eigensinnig; aber im Ganzen hat sie doch, die

Prosa z. B. in den Schriften von Lessing, Fichte, Tieck, und zumal die Dichtersprache in Göthe's Iphigenie und Torquato Tasso, einen hohen Grad der Bildung erreicht.

Geschichte der deutschen Poesie.

Die Deutschen zeichnen sich durch Gefühl und Tief-sinn aus; daher hat auch ihre Poesie diesen Charakter. Sie ist lyrisch und didaktisch. Keine Nation hat so viele geistliche Lieder hervorgebracht. Klopstock ist vielleicht der größte Länddichter der neueren Zeit. Selbst die nichtlyrischen deutschen Gedichte, zumal die größeren, haben gewöhnlich eine lyrische Färbung, z. B. die Nibelungen und Klopstock's Messias. Der deutsche Tief-sinn zeigt sich nicht blos in der Philosophie, sondern auch in der Poesie; daher der Hang unserer Dichter zum Didaktischen. Aber Gefühl und Tief-sinn sind bei uns nicht selten in Empfinderei und Mystik, in Unklarheit, Wortprunk bei Inhalts- leere ausgeartet. Auch hat die Achtung der Deutschen vor ausländischem Werth oder Unwerth sie häufig zur Nach- ahmerci verführt; doch sind bei ihrer ursprünglichen Kraft diese nachtheiligen fremden Einflüsse stets überwunden und Eigenthümlichkeit wiedergewonnen worden.

Man könnte die Geschichte der deutschen Poesie nach den geistigen Vermögen in die Zeit der Phantasie, des Verstandes, des Geistes, oder auch nach den Dichtungsgattungen in die des Epos, des didaktischen Gedichts und des Romans einteilen, insofern das Gefühl durchweg der Grundton ist, das Drama aber nie vorgeherrscht hat. Der Roman und die Novelle ist eine Mischung besonders des Epischen und Didaktischen, und aus ihnen besteht die neueste deutsche poetische Literatur hauptsächlich, obgleich in sehr verschiedenem Geiste, z. B. bei Richter, Tieck, Scherer. — Eine dritte Einteilung ist die in die ältere, mittlere

und neue, oder in die unmittelbar romantische von 1500 bis 1550, in die gelehrte von 1550 bis 1750 und in die moderne von 1750 bis jetzt, und diese wird hier zum Grunde gelegt. In der ersten herrscht das Christenthum oder der Glaube, besonders im südlichen und westlichen

7 Deutschland, in der zweiten das Studium der Klassiker, die Nachahmung der Nachbarvölker, besonders der Franzosen, Holländer und Italiener, die Trennung des Katholicismus und Protestantismus, die größere poetische Fruchtbarkeit Norddeutschlands, besonders Schlesiens und Sachsens, so wie Entweichung über die ästhetischen Grundsätze, Mangel an wahrer Poesie mit Ausnahme des Kirchenliedes; in der dritten Kritik und zunehmendes Studium der poetischen Werke nicht bloß der europäischen, sondern auch der asiatischen Völker, so wie Schöpfungskraft und Selbstständigkeit.

Erste Periode.

Romantische Poesie.

Von etwa 500 bis 1200.

Aus der Zeit vor Karl dem Großen sind keine poetischen Denkmäler übrig geblieben, obgleich es an Poesien, besonders lyrischen, z. B. Schlachtgesängen, nicht gekehrt haben mag; für die Sprache ist wichtig die gothische Bibel Uebersetzung des Wulfilaß, sowie einzelne Namen von Hülfern, Bergen, Strömen. Die Blüthe der Poesie in dieser Periode ist unter den hohenstaufischen Kaisern, wo auch der Gegensatz zwischen Volkspoesie und gelehrter Poesie sich in die Hof- oder Kunstpoesie auflöste, bis sie sich wieder theilte in die städtische oder formelle, und in die Volkspoesie. Letztere ist das eigentliche dichterische Band der Nation.

A. Volkspoesie.

Sie machte den Anfang; denn die Deutschen hatten Poesie schon ehe sie Christen wurden. In den Wundenliedern

sind Irthümer; doch ist sie ursprünglich celtisch, und zwar in der Ueberlieferung der Sagen vom vierten bis zum achten Jahrhundert, von der Völkerverwanderung bis zum Fall der Merowinger bei den Gothen, Franken, Schwaben, Baiern, Westphalen und Friesen, weniger bei den Sachsen. mündlich als Erinnerung und Kertypflanzung. Die Verworrenheit und die Widersprüche dieser Sagen liegen in der innern Uneinigkeit der Stämme, in ihrem Kampfe gegen äußere Feinde, Normänner, Saracenen, Slaven, und in der Unruhe des Wanderlebens, wodurch die heimathlichen Erinnerungen an Feste, Wälder, Seen, Quellen, Berge, Höhlen, Familien und einzelne Menschen geschwächt wurden, hauptsächlich aber in der Feindseligkeit der christlichen Religion, der Missionare und Klöster gegen diese Poesie, sowie in der Einmischung anderer Interessen; doch wirkte das Christenthum auf das Epos nicht so bedeutend ein, da letzteres sich bei der Einführung des Christenthums schon entschieden ausgebildet hatte mit Leben und Sitte, Krieg und Muth, Glauben an Drogen, Riesen, Zwerge, weissagende Wasserweiber, Zauberkräfte der Edelsteine, und überhaupt an eine magische Welt, die die Helden umgibt, in der sie aber Selbstbewusstsein und Kraft desto stärker entfalten.

Die Hauptfiguren, die durch die ganze deutsche Sagenwelt gehen, sind Siegfried von Niederrhein als Umwidung des nordischen Sigurd, eine große alles sich selbst verdankende Natur von Schönheit und Kraft, aber dem tödlichen Verrath erliegend; Brunhild (Brynhildur), die nordische auf Stühle trohende Jungfrau, nur durch Tauserei erlöst, als Gattin aber ein gewöhnliches Weib. Diese beiden bilden die altnordischen Wesandtheile. Die süddeutschen Wesandtheile sind: Dietrich von Bern, d. i. Beren, Fürst der Amelungen oder Agiothen mit seinen Mannen als Repräsentanten der Lehnleute oder der Gefolgschaft; Gheremild, die nordische Gudrun, die kurgandische Königstochter, Schwester der drei Königskinder Gunther, Gernot und Giselher, erst zart, dann, verschle-

sen, dann als Wittin und besonders als Wittwe und endlich als Gemahlin Etel's leidenschaftlich und das alte Geschlecht der Niflungs in Hagen von Troneg, einem Heldencharakter von Tiefe, Kraft und Besonnenheit ohne Gleichen. Attila oder Etel, der Hunnenkönig, ist für die germanische Sage nur der äußere Mittelpunkt in der Versammlung der Helden, er selbst ist schlaff, thätlos, genießend, nur durch die Helden handelnd.

Die Gedichte dieses Stoffes sind aus sehr verschiedenen Zeiten, und wurden von Sängern und Epikern, die jedoch keine eigentliche Kunst ausmachten wie in Frankreich, vor Hohen und Niedern vorgetragen, häufig in Begleitung der Geige. Man kann die sagenhaften und die kunstvolleren poetischen Bearbeitungen unterscheiden.

a) Erische Sage.

1) Die burgundische Sage von Siegfried, oder die ursprünglich nordische in vier Theilen:

a) ein Lied von Siegfried, in der Nibelungenstrophe aufbehalten, seine Jugend, Aufenthalt bei einem Schmied, Fütterung des Lindwurms, Bad, wodurch er heilbar wird, Ueberwindung des Riesen Ruperan und des Drachen auf dem Drachenslein, Erwerbung des Schwerts oder Hertes vom Iwergeulönig Alberich enthaltend.

β) Die vordere Hälfte des Nibelungenliedes: Ankunft bei den Burgunden, Werbung um Giselhild, die von Guntther ihm auferlegten Kämpfe mit den Sachsen Ludger und Voldegast, Erlöschung Minnharts für Guntther, Verheirathung mit Giselhild, der Zauber der beiden Brüderinnen und sein Tod durch Hagen an der Quelle.

γ) zweite Hälfte des Nibelungenliedes, oder der Nibelungen Noth: Giselhilds Verbindung mit Etel aus Giehl, Einladung der Brüder ins Hunnenland und Untergang der dort versammelten Helden.

δ) Klagen über die Gekleideten in kurzen Reimversen.

2) Die ostgothische Sage von Dietrich. Seine Jugendgeschichte enthält Kämpfe mit Riesen und Drachen, mit burgundischen Helden, besonders mit Siegfried, mit seinem treulosen Eheim Ermanarich um sein Erbe, das römische Reich, wobei vieles noch auf geschichtlichen Erinnerungen beruht, z. B. wie er Geißel in Konstantinopel war, den Sarmatenkönig Babai schlug, sein Volk nach Italien führte, Ravenna eroberte, den Odoaker besiegte und mit den germanischen Stämmen sich verband; daher viel scheinbare Widersprüche. Zuletzt wird er nach der Sage als Arianer von Papst Johannes und Synmachus in den Vulkan der liparischen Inseln gestürzt und muß bis zum jüngsten Tage mit den Wurmern in der Wüste kämpfen. Sein steter Begleiter ist sein weltkundiger Waffenmeister Hildebrand. Von ihm handeln folgende Gedichte:

a) Dietrichs Drachenkampf, wo er eine Königin Ritzginal in Tyrol vom Riesen Biegram befreit.

ß) Dietrichs und seiner Gefellen Kämpfe, wo er nach beendigten Kämpfen eine Jungfrau heirathet.

γ) Sigenot, ein Riese, der Dietrich und Hildebrandt überwindet, und in eine Höhle sperrt. Ein Zauberslein beschützt den Dietrich vor den Wiffen der Drachen. Hildebrandt befreit endlich sich und seinen Herrn.

δ) Elden Ausfahrt. Dietrich erschlägt den von Köln gegen ihn geschickten Riesen Eld, und dessen Bruder Hasold unterwirft sich.

ε) König Laurin oder Luarin. König der Zwerge, oder der kleine Rosengarten. Laurin kämpft mit Dietrich, Hildebrand, Dietlieb und anderen Dietrichshelden, und rettet sich, als er seinen magischen Ring, Gürtel und Helm verloren hat, dadurch, daß er Dietliebs Schwester, die er in einem Thurm gefangen hält, zu heirathen verzeihet. Sie ziehen nun alle in den Berg ein, und werden dort von den Zwergen mit Musik unterhalten. Aber Laurin schlüpfet seine Gäste durch einen Trank ein, und sperrt sie in einen Thurm, aus welchem sie jedoch von Dietliebs Schwester, Eimilde, befreit werden. Nach einem

ungeheuren Kampf mit den Zwergen und den von den Zwergen zu Hülfe gerufenen Riesen werden die Feinde überwunden und erschlagen. Nur Laurin bleibt übrig, muß seine Schätze ausliefern und wird nach Bern (Verona) geführt.

In mehreren Sagen und Gedichten werden sodann die Kämpfe Dietrichs mit seinem unerblichen Lheim, dem römischen Kaiser Eimerich, der ihm sein väterliches Erbe Ereuthält, dargestellt. Dieser Entzweiung liegt der Rath des gekränkten Sibich zum Grunde, dessen Frau von Eimerich verführt ist. Sibich verdirgt seinen Groll, um den Kaiser zur Vernichtung seiner selbst und seines Geschlechts zu verleiten. Auf seinen Antrieb ermerdet Eimerich seinen eigenen Sohn und seinen Neffen, die Hartungen. Nun soll auch Dietrich gemordet werden. Das Gedicht

c) Thnen und Flucht Dietrichs zu den Hunnen behandelt diesen Gegenstand. Dietrich flieht, begleitet von den Wölfsingen ins Hunnenland zu Egel und dessen Gattin, Herke oder Helle, deren Nichte Petrad er heirathet, dem Egel gegen seine Feinde beisteht, und von ihm dann unterstützt, nach Lamparten (Lombarden) zieht, um Eimerich zu bekriegen.

d) Die Schlacht von Raben (Ravenna). Dietrich kämpft mit den Burgunden, besonders mit Günther, der mit wenigen Uebbriggebliebenen entflieht. Aber Dietrichs Bruder, Diether, und Egel's Söhne, Lit und Schatz, werden von dem abgefallenen Wittich erschlagen, der dann, von Dietrich verfolgt, ins Meer springt, und von einer Meerfrau aufgenommen wird. Eimerich flüchtet nach Bologna, und auch Dietrich's Macht ist geschwächt, so daß er zu Egel zurückkehrt, wo die Gefallenen beklagt werden.

e) Alphart's Tod. Alphart, einer von den Wölfsingen, Hildebrand's Neffe und Welfhart's Bruder, erliegt im Kampfe für Dietrich gegen Eimerich durch Wittich und Heine, als er zur Spähung vor der Schlacht von Raben aufgeht.

f) Hildebrand und sein Sohn Hadebrand

stellt deren Kampf vor, sowie ihre gegenseitig: Wiedererkennung auf dem Zug Dietrichs nach dreißigjähriger Abwesenheit und nach der Nibelungenschlacht, um sein Reich in Besitz zu nehmen.

c) *Chel's Hofsaltung.* Dies Gedicht steht abge sondert. Dietrich ist als achtzehnjähriger Jüngling bei Chel als Basall und besiegt auf Bitte der Frau Selbe, einer Zauberin, den Menschenfresser Wunderer, und schlägt ihm das Haupt ab.

3) Die burgundisch-gothische Sage, das Zusammen treffen der Dietrichhelden mit den Burgunden und Nibelungen behandelt.

a) *Walther und Hildegund,* ein lateinisches Gedicht in Hexametern durch einen St. Galler Mönch Edehardt aus dem 9ten oder 10ten Jahrhundert. Walther, ein aquitanischer Prinz ist als Geisel bei Chel mit Hagen. Adrian's Sohn. Hagen kehrt heimlich zu den Burgunden zurück. Walther flieht mit Hildegund, Tochter des Herrich von Burgund, die ebenfalls Geisel ist, und schlägt unterwegs den burgundischen König Günther, der ihm seine Schätze rauben will, auf dem Wasgenstein (den Vogesen), sowie dessen Freund Hagen, und kehrt nach Aquitanien.

ß) *Der große Rosengarten.* In der Nibelungen- trophäe. Dietrich mit den Ostgothen, und die Burgunden mit Siegfried kommen zusammen, von Grienbild eingeladen, zu Worms in dem Rosengarten (wo noch jetzt eine Kefenar ist). Es entsteht ein großer Kampf, besonders zwischen Helden und Ilse, von denen der erste ein Sänger oder Dichter, der andere ein Mönch und Prediger ist; die weißen Helden werden erschlagen. Dietrich behält die Oberhand.

γ) *Hilkerolf und sein Sohn Diezlieb* in 13503 nachlässigen kurzen zweireimigen Versen, ist eine Verbindung des Hildebrandliedes und des großen Rosengartens. Vater und Sohn kämpfen, erkennen sich und ziehen nach Worms zum Turnier mit Chel und den Amelungenhelden, wo auch Dietrich Sieger bleibt.

4) Die sächsische Sage. Von dieser ist nur ein Gedicht übrig, Gudrun (Gudrun, Kutrün), in Nibelungenversen, aus zwei Sagen bestehend. Hagen, Eidechse von Island Echn, zengt mit Hülfe von Iudun eine gleichnamige Tochter. Diese entführt Hettel von Hegglingen durch Wate, Hornat und Kuete aus Dänemark, welche als Kaufleute verkleidet sind. Hagen beklagt den Verlust, der jedoch Hütten behält als Gemahlinn, und mit ihr die schöne Gudrun zengt. Hiermit hebt die eigentliche Geschichte an. Um Gudrun bewerben sich Seyfried von Retlant oder Morungen, Hartmut von Limanie (Normandie) und Herwig von Seeland. Letzterem wird sie verlobt, von Hartmut aber geraubt, dessen Vater Ludwig und Mutter Gerlind sie sehr hart behandeln, da sie sich gegen die Verlobung mit dem Sohn sträubt. Nach achtzehn Jahren wird sie durch ihren Bruder Lütwein und ihren Bräutigam Herwig befreit, der sich nun mit ihr vermählt. — Bei diesem Gedichte liegen historisch die Normannenzüge zum Grunde, welche von den Küsten Norwegens und Dänemarks, die mit Schweden und Finnland zusammen das Wikimaland ausmachten, nach Süden drangen und die in die Nordsee mündenden Ströme oft weit hinausfuhren, selbst im Mittelmeere gesüchtet waren, und mit den Stammverwandten Angelsachsen in England fortwährend kriegten. In diesem Gedichte ist das Weib und die Liebe die Hauptsache, nicht Rittersache und Vasallenthum.

5) Die das Morgenland betreffende Sage. In den Gedichten der vier ersten Abtheilungen zeigt sich nur eine oberflächliche Erwähnung des Morgenlandes, z. B. in den Abtheilungen aus orientalischen Stoffen, Steinen, Metallen, Perlen. Eine Entgegensetzung des Morgen- und Abendlandes tritt erst hervor in den Kämpfen der Byzantiner, Westgothen und Franken mit den Arabern, und der Deutschen mit denselben und den Magyaren in Ungarn unter den Litonen. Mit den Kreuzzügen bildete sich dieser Gegensatz der Christen gegen die ungläubigen Saracenen vollständig aus, welche letzteren auch Kiesen, Iwerge und

Zauberer haben. Daher ist ein kühnliches Streben in mehreren dieser Gedichte. Erst mit dieser Beziehung auf den Glauben, auf die Wunder des heiligen Morgenlandes und auf das weibliche Geschlecht erwacht in der deutschen, bisher mehr nordischen, Dichtkunst das Romantische, das sich nachher vereinzelt, das Politische in den Karolingischen, das Abenteuerliche, Phantastisch-ritterliche in den Arthurischen, das Kirchliche und Allegorische in den Grottegedichten.

a) König Nothar, das älteste hieher gehörige Gedicht in 5185 zweireimigen Versen, der Gudrun ähnlich durch die Geschlechtsliebe, die hier mit der Lehnstreue verschmolzen ist. Nothar (vielleicht der longobardische König Rotharis) läßt um die byzantinische Kaiserstochter Helena werden. Aber seine zwölf Gesandten werden dort eingeleiert. Nothar sitzt bei dieser Nachricht drei Tage und drei Nächte vor Schmerz stumm auf einem Stein, verkleidet sich dann als Kaufmann, und reißt unter dem Namen Dietrich mit seinen Söhnen Altprian, Wibold und Nordian nach Konstantinopel, wo er vorgibt, vom Nothar vertrieben zu sein. Er macht sich durch Freigebigkeit sehr beliebt, bestreut für den griechischen Kaiser den Voruch Hmelot von Babylonien in einer Schlacht, wobei auch Jerusalem genannt wird, und entführt Helena endlich durch List zu Schiffe nach Italien. Aber der Kaiser läßt sie ihm durch die Gegenlist eines Spielmanns aus Bari in Italien wieder entführen, worauf Nothar zum zweitenmal nach Griechenland zieht, und seine Mannen bei Konstantinopel in einem Walde versteckt. Er selbst schmeichelt sich als Bettler in die Burg, gibt sich der Helena zu erkennen, soll aber nun erkannt werden. Schon unter dem Galgen stehend gibt er seinen Leuten ein Zeichen mit dem Horn; diese befreien ihn und schlagen das kaiserliche Heer. Er versöhnt sich mit seinem Schwiegervater, nimmt Helena mit nach Italien und erzeugt mit ihr den Pipin, den er zu Aachen krönen läßt, und dann ins Kloster geht. So bildet dieß Gedicht den Uebergang zur Karolingischen Sage, und wird von Einigen dahin gerechnet.

6) Kaiser Etnit in sieben Abenteuern und 57/4 vierzeiligen Strophen. Etnit, König von Garba und Kaiser von Lampartenland hört durch seinen Eheim Elias von Ruffen, daß der König Nachaol von Syrien eine wunderschöne Tochter habe, aber in festem Kerschluss halte. Durch einen mütterlichen Zauberring findet er den Zwergkönig Elberich, der sich ihm als Vater zu erkennen gibt, und ihm einen goldenen Harnisch und ein Zauberschwert Rose schenkt. Hiermit gewinnt Etnit die Stadt Suders in Syrien, und zwingt den Nachaol ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben, die in der Laufe Sydrat genannt wird. Nachaol sendet aber den Jäger Welle und dessen Frau Rutge mit Drachen ab, welche das ganze Lampartenland verwüsten, bis Etnit die ersteren erschlägt, aber, durch Lindendunst bezaubert, von dem alten Drachen in dessen Höhle getragen wird, wo ihm die jungen Drachen das Blut aussaugen. — Dieß Gedicht zeichnet sich durch Einfachheit der Erzählung, durch Charakter, Innigkeit und Lebensfülle aus, besonders durch die Darstellung des Elberich, welches heidnische Wesen zuletzt in ein christliches umgewandelt wird, nämlich in einen Engel, der die Heiden belehrt, und unter Gesang und Spiel verschwindet. Der Schluß ist wehmüthig, eine stille Ahnung des Todes.

7) Hugdietrich und Wolsdietrich, zwei große Gedichte, in welchen der alte Dietrich von Bern christlich verklärt wird. König Walgunt von Salneke hat von seiner Gemahlin Liebgart eine Tochter Hiltgard, welche er in einen Thurm sperrt. Hugdietrich, König von Konstantinopel, wählt sie auf den Rath seines Erziehers Berchtung von Meran zur Braut, verkleidet sich als Weib, kommt so in den Thurm und vermählt sich mit ihr. Sie gebiert einen Sohn, der, im Walde ausgesetzt, von Wölfen ernährt wird, daher sein Name Wolsdietrich. Er wird von seinem Vater wiedererkannt und anerkannt. Nach des Vaters Tode finden ihn seine Brüder an und vertreiben ihn. Mit Berchtung und dessen elf Söhnen muß er in ein festes Schloß sich zurückziehen. Durch Zauberei der rauen.

aber ihn liebenden Else wird er befreit und tritt allein umher. Verchtung's Söhne dienen den Brüdern in Konstantinopel, und Verchtung selbst giebt sich in Gefangenschaft, nachdem er den Wolfdietrich vergebens gesucht. Dieser hat unterdessen mehrere Kämpfe. Unter einer Haubeinde will ihn Else für sich gewinnen und es gelingt ihr. Sie, als seine Frau, wird ihm geraubt, aber wieder von ihm erlöst. Hierauf hat er einen Zweikampf mit Etnit, der dann sein Gefell wird. Er unternimmt einen Kreuzzug und hat viele Abenteuer. Unterdeß wird Etnit getödtet. Wolfdietrich bewirbt sich um Sydrat's Hand, der Witwe Etnit's. Sie verspricht sich ihm, wenn er gegen die Drachen ziehen will. Er thut's, aber der alte Drache zieht ihn in seine Höhle. Hier verbirgt er sich unter Todtengeirippen, erschlägt endlich mit dem Schwerdt Mose die Drachen, begräbt Etnit's Gebeine und heirathet Sydrat. Er reist darauf nach Konstantinopel, schlägt seine Brüder und erlöst seine Mannen. Verchtung ist aber schon todt, und spricht mit ihm aus dem Grabe. Zuletzt wird Wolfdietrich Kaiser von Rom, übergibt seinem Sohne, Hugdietrich dem Zweiten, die Regierung, und zieht sich nach Sydrat's Tode in das Kloster Dirschall zurück, wo er das Leben mit einem grauenvollen Geisterkampf endigt. — Etnit, Hug- und Wolfdietrich, der große Kessengarten und König Laurin machen den Inhalt des Heldenbuches aus.

b) Poetische Gestaltungen in chronologischer Folge.

Die älteste poetische Darstellung der heimischen Sage ist das Hildebrandslied aus dem 8ten Jahrhundert ohne Strophentheilung und ohne Reim, durch Alliteration und durch einfachkräftigen Ausdruck mit den Eddaliedern verwandt. — Dann kommt Ekhard's lateinischer Walthar und Hildegund, eine Uebersetzung, nicht ohne Geschick und Verstand, aber unpoetisch, keinen Aufschluß über das deutsche Werk gebend. — König Rother, nicht vollkörnig, mit etwas roher Gelehrsamkeit, etwa aus dem 12ten Jahrhundert, mit schönen Einzelheiten. — Die Ni-

belungen aus dem Anfang des 11ten Jahrhunderts vereinigen alle wesentlichen Richtungen des deutschen Epos, mit fühlbarer Absicht einer vollständigen und genauen Darlegung, mit frischem, lebendigem Gefühl und Wahrheit. In der Edda ist mehr bewegte, aufgeregte Stimmung, heftiges Weiterschreiten; hier gleichförmige Ruhe in sicherer, langsamer, gleichverbreiteter Entwicklung. Nicht eigentlich erhaben ist das Gedicht, wie es die Edda ist, aber anmuthig, eindringlich, zutraulich. Es setzt eine geistigreiche, in allen Verhältnissen innerlich belebte Zeit voraus, worin es geschaffen ward; daher Darlegung des öffentlichen und häuslichen Lebens, Reinheit der Sitten, Pracht der Feste, überhaupt äußere Ausstattung, poetische Wirklichkeit; insofern ist es auch vollkörnig, keine abgesonderte Erscheinung, nicht subjektiv; denn die Person des Dichters erscheint nur als lebender Mund der Sage, das Ich nur in allgemeinen und wiederkehrenden oder in humoristischen Wendungen; den alten Liedern, welche den Inhalt der Sage beherrschen und den Zusammenhang des Ganzen selten verlieren, durch Widersprüche und Nachlässigkeiten nachsehend, doch ohne Störung des lebendigen Zusammenhanges; das Wunderbare wird nicht besonders hervorgehoben, das Menschliche vorzugsweise berücksichtigt. Dazu kommen die Gegensätze des Unbefangenen und Ahnungsvollen, der Heiterkeit und des Schmerzes, des Vertrauens und der Tücke, die Widersprüche der Pflichten, z. B. der Familienliebe und Freundschaft, die durch Ehnstreue und Rache zerrissen werden. Die Sprache ist schlicht, edel, vielseitig, so daß das Gedicht dem homerischen Epos ganz nahe steht, unterschieden davon durch die dramatische Anlage, die auch in den Eddaliedern ist. — Gudrun ist mit den Nibelungen zu vergleichen, an freier und vornehmer Eitte, auch an zarter Darstellung ihm nachstehend, aber in der Anlage des Ganzen, in regelmäßig fortschreitender Entwicklung es übertriffend, mehr aus einem Gusse, auch durch Neuheit des Inhaltes, wie der Charaktere und durch Eigenthümlichkeit des Ausdrucks der einzelnen Personen sich auszeichnend. Am schönsten ist

der zweite Theil, zumal die Erzählung der Herabwürdigungen, welche Gudrun mit Ruth und Mide bis zu ihrer Rettung erträgt. — Alphart, der große Rosengarlen, Dietrich, Wolsdietrich sehen sich ähnlich, sind wohl aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, und haben in Styl und Gefühlweise mit dem Nibelungenliede Aehnlichkeit, ohne es zu erreichen. Bei Volksmäßigkeit, Kraft im Festhalten der Charaktere, Wahrheit und Lückigkeit fehlt Genauigkeit und Anmuth; oft zeigt sich Rohheit der Sitten, bei den weiblichen Charakteren selbst Gemeinheit. — Dietrich's Flucht ist ganz unvollständig und ziemlich geistlos. — Die Rabenschlacht und Ecken's Ausfahrt ist nur noch in Umarbeitungen da, daher gut und schlecht, älter und jünger als die vorigen Werke. — Eigenot ist eine unbedeutende Sage bei matter, lebloser Darstellung, Laurin gleich flach in der Darstellung bei besserem Inhalt. — Hörnen Siegfried zeigt höchst beschränkte, ungeschickte Handhabung des mit den Nibelungen verwandten Geistes. — Die Bearbeitung des Hildebrandsliedes als Volksliedes in achtzeiligen Stropfen verräth frische, nicht unangenehme Stimmung. — Das Heldenbuch von Caspar von der Koen vom Ende des 15ten Jahrhunderts ist geistlos und unpoetisch, wodurch denn das Erlöschen der alten Helden Sage begreiflich ist. Caspar arbeitete vielleicht für Bänkelsänger, und ganz handwerkemäßig. — Dietrich's Drachenkämpfe sind noch schlechter, weitsehnig mit endlosen Wiederholungen, ganz kindisch.

Diese Gedichte des volkethümlichen Epos sind in mittelhochdeutscher Sprache vorhanden. Die metrische Grundform ist die vierzeimige Nibelungenstrophe mit sechs Hebungen in jeder Zeile, in der letzten wohl mit sieben, besonders in der Gudrun. Späterhin maß man nicht nach Hebungen, sondern nach Füßen, machte die letzte Zeile den übrigen ganz gleich (ohne Verlängerung um eine Hebung oder Fuß), ließ auch klingende Reime zu, sowie innere, durch welches letztere Verfahren die Strophe acht-

zeitig wurde, und bildete daraus zwei vierzeilige Strophen. Nur das Hildebrandslied hat sich in altdeutscher Sprache erhalten.

B. Gelehrte geistliche Dichtung.

Neben dem epischen Volksgesang erhob sich durch die Geistlichen die gelehrte Dichtung mit mehr zusammenhängender Entwicklung der Sprache vom 10ten bis 12ten Jahrhundert, mehr zur Betrachtung und Erzählung, mehr zum Sprechen und zum Vorlesen als zum Singen sich eignend. Die metrische Grundform bestand in zwei kurzen gereimten Zeilen mit je 3 bis 6 Hebungen. Diese kurze Reimpaar war früherhin vielleicht sangbar, der Reim unausgebildet, selten reiner Gleichlaut, meist Assonanz. Die Sprache war bis zum 11ten Jahrhundert die althochdeutsche, von da an vermischt; die Alerion wird verwischt und schwankend; besonders merkbar ist die Mischung des Niederdeutschen mit dem Hochdeutschen, erklärbar aus der Heimath der Dichter, ihrem Aufenthalt an den Fürstenthöfen des nördlichen Deutschlands, aus dem Einfluß der Sachsen, besonders unter Lothar, aus der Verwandtschaft der sächsischen und süddeutschen Fürstenthümer unter Konrad III. und Friedrich I., aus der Reformation der Klöster, wodurch norddeutsche Mönche in den Süden verpflanzt wurden, und aus dem Antheil, den diese Mönche an der Erziehung der Fürsten nahmen, zu deren Umgebung die Dichter und Bekannte der Dichter gehörten. — Ihre Leistungen sind meistens Uebersetzungen aus dem Lateinischen durch vollkommene Auffassung, und diese Annäherung des Gelehrten und Religiösen an das Populäre und Germanische gibt ihnen Reiz. Es sind kirchliche, reingeschichtliche und sagenhafte Stoffe.

- a) Uebersetzungen und freie Bearbeitungen lateinischer Stoffe.

Das älteste Denkmal ist das Bruchstück einer althochdeutschen aliterirenden Dichtung vom Ende der Welt,

mit dem Hildebrandliede sprachlich von gleichem Werth, Muspilli genannt. — Das Gebet, aufgefunden im Kloster Wessobrunn. — Heliand, eine Evangelienharmonie in niederdeutschen alliterirenden Versen aus der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts von großem poetischem Werthe. — Christi, eine zweite Evangelienharmonie, nicht ganz so vollständig, in fünf Büchern, von denen das erste die Geburt Christi, das zweite und dritte die Gleichnisse, Wunder und Lehren, das vierte Tod und Begräbniß, das fünfte Auferstehung und Himmelfahrt enthält, aus der Mitte des 9ten Jahrhunderts von Otfried, Schüler des Rabanus, Vorsteher der Schule des Benediktinerklosters zu Weissenburg im Elsaß, in kurzen Reimpaaren von vier Hebungen, deren zwei auf weibliche Reime gerechnet werden. Zwei Reimpaare, also vier Zeilen, bilden eine Strophe. Die Arbeit zeigt schlichte Frömmigkeit mit einigem poetischen Aufschwung. — Uebersetzung von Psalmen von Notker, Benediktineraht im Kloster zu St. Gallen (gestorbt. 1022). — Prosaische Umschreibung des Hohenliedes von Willelram, Abt zu Eberberg in Baiern (gest. 1085), und der fünf Bücher Moses von einem Unbekannten. — Im 12ten Jahrhundert finden sich freiere Gestaltungen kirchlicher Stoffe, ein Leben der heiligen Jungfrau von Werinher, Diakonus im Kloster Tegernsee zur Zeit Friedrichs I., ein Lobgesang auf die heilige Jungfrau, ein großes Gedicht von 3360 Versen, vom Leben und Leiden Jesu, von dem Antichrist und jüngstem Gericht, mehrere Legenden, besonders auf den Erzbischof Hanno oder Anno von Köln (gest. 1075) in 49 ungleichen Strophen und 874 Zeilen, von großer Anschaulichkeit der Darstellung, großartiger Ansicht und Anordnung eines unbekannten Verfassers, 1639 von Opitz herausgegeben, dann in Schiller's thesaurus und endlich von Goldmann. Der Dichter beginnt mit der Schöpfung und dem Sündenfalle, dann folgen Erlösung, Apostel, Verbreitung des Christenthums, besonders unter den Franken, bis zu Hanno's Verdiensten in Köln; dann die weltliche Ge-

schichte der Burgen und Städte von Minus an, Daniels Weissagungen, Römer, Eroberungen derselben in Deutschland, Franken und deren Ursprung von den Trojanern, Cäsar, Geburt Christi, Christenthum, Hanno's Charakter nebst erlittenen Verfolgungen und Wundern. — Endlich mehrere Hymnen und ascetische Gedichte, besonders des Todes Gehügedr, von dem Laien Heinrich, nebst vielen Fragmenten.

b) Historische Gedichte.

Das älteste historische Gedicht ist von einem Siege der Franken über die Normannen unter dem westfränkischen oder französischen König Ludwig III., 881 an der Schelde, in kurzen Doppeltreimpaaren, 2 mal 2 Reime als Strophe, fast glykonischen Versen mit Reim oder Assonanz, dichterisch doch ungleich, von unbekanntem Verfasser; zuerst Schilderung des Ungemachs, dann Aufforderung an Ludwig, endlich Lob und Wunsch. — Aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts ist die vielverbreitete Kaiserchronik von Julius Cäsar bis Conrad III., feindlich gegen das germanische Volksthum gerichtet, die ganze Weltgeschichte als unbeglaubigt verwerfend, und die Legende als echte Wirklichkeit hervorhebend, manches mit dem Anneliede gemeinschaftlich habend, weil vielleicht beide Verfasser aus gleicher Quelle schöpften.

c) Epische Gedichte.

Die epischen Gedichte der gelehrten Poesie gingen aus der Bekanntschaft mit den romanischen und antiken Heldengerichten und Historien hervor, nachdem die deutsche Heldensage ihre unmittelbare Lebendigkeit verloren hatte, also aus der Karolingischfränkischen und Arthurischbrittischen Sage. Je schwächer die deutsche Sage und Dichtung wurde, desto mehr griff die fremde um sich, und ward mehr zur Volksekläre durch Volksbücher als jene, z. B. die Sage von den Haimonskindern. Im 12ten Jahrhundert waren die ersten einzelnen Anfänge der Aneignung der

freunden Sage. Das älteste Gedicht dieser Art ist Karl der Große in Spanien von dem Pfaffen Chuncal. Ferner König Drendel, eine matte, legendenhafte Geschichte; Alexander der Große von dem Pfaffen Lamprecht, von bedeutendem Werthe; Gräfe Rudolph, eine Rittergeschichte aus der Zeit der Kreuzzüge; Herzog Ernst von Schwaben, der mythische Stiefsohn des Kaisers Otto I. von der Adelheid, originallateinisch zwar in Deutschland entstanden, aber verschmolzen mit nicht germanischen mythenhaften Elementen, und etwas alterthümlich behandelt. Wegen ihrer Gemüthlichkeit ist diese Sage vielfach bearbeitet und zum Volksbuch geworden. Man kann sie mit der griechischen Odyssee vergleichen, selbst Einzelnes, z. B. den Wegel oder Werner, Freund des Herzogs, mit der Athene. Die Wunder, welche vorkommen, sind die uralten morgenländischen, z. B. die einäugigen Arimaten, Niesen, Pygmäen, Kraniche, Plattfüße, Karsunkel, Greife. — Ferner eine Bearbeitung der Tristansage durch Hilhart von Dberge, wahrscheinlich Dienstmann Heinrich des Löwen. — Endlich Fuchs Reinhart von Heinrich dem Gilsenäre. Diese Gedichte haben nur einen untergeordneten Kunstwerth; für Sprache und Phantasie waren sie jedoch nicht unwichtig durch den Uebergang aus dem Althochdeutschen, durch Uebertragung und Nachbildung eines Vorbildes und durch die Versekung in andere Zeiten, Sitten, Länder und Begebenheiten.

C. Romantische Kunstpoesie.

Am Ende des 12ten Jahrhunderts erhob sich nach der unmittelbaren Volkspoesie und der gelehrten über das Nationale sich erhebenden Dichtung die Kunstpoesie, oder auch die höfische, weil sie sich vorzüglich bei Hofe und im Ritterstande entwickelte. An den Höfen entstand feinere Sitte und Geselligkeit, hervorgerufen durch die Kreuzzüge, mannichfaltige Berührung der Völker des Abendlandes sowohl unter sich als mit Byzanz und dem Orient, die reichere

Masse von Erfahrungen, Anschauungen, Gefühlen, Gedanken.

S p r a c h e.

Die Sprache befestigte sich nach dem Schwanken zwischen Nieder- und Hochdeutsch, und durch die Herrschaft der fränkischen und schwäbischen Kaiser ward das Oberdeutsche herrschend. Die höfische Kultur nahm sowohl die volksmäßigen als die gelehrten Dichter in sich auf, und statt des Volksgefanges entstand zur Unterhaltung der höheren Stände der Minne, oder Meißergesang zum Singen und Erzählen, doch so, daß auch einzelne Dichter längere nicht für den Gesang, sondern zum Lesen bestimmte Werke dichteten, und in den kurzen Reimpaaren besonders die ausländischen Sagenkreise bearbeiteten, zumal den Arthurbritischen und den des Gral, und zwar noch kunstvoller, inniger und tiefer als ihre ausländischen Vorgänger. Das altdeutsche Epos verblieb den Volksängern und Spielleuten, und gedieh deshalb nicht weiter; nur die Nibelungen wurden zu einem abgeschlossenen Ganzen.

B e r e i t.

Eigentlichen Unterricht empfingen die Minnesänger nicht, doch eine gewisse Anweisung im Singen und im Spielen des musikalischen Instruments zur Begleitung. Das Leben bildete sie; selbst die Schreibkunst konnten sie entbehren. Die längeren Gerichte diktierten sie in diesem Falle einem Schreiber, wobei man das Wort dichten abteilet. Jeder behielt man im Gedächtniß, und durch mündliche Fortpflanzung gingen sie vom Hof auch auf das Volk über. Abschristen halfen nicht, weil es bei Liedern auf die Gesangsweise ankam. Die Richtigkeit der Meißer geschah mehr durch sachkundige Befen. Der Volksgefäng hatte nur die Nibelungenstrophe ausgebildet; die Hofpoesie bildete viele Strophen aus durch die einzelnen Meißer, und zwar Meisen und Lön. Jeder Meißer erfand seinen eigenen Ten oder Versmaß und Strophe nebst Melodie und

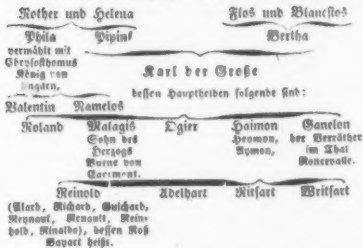
Begleitung, wahrscheinlich für jedes neue Lied. Lied hieß nicht bloß ein ganzes lyrisches Gedicht, sondern auch die einzelne Strophe, die für sich auch Geseg hieß; Ton ist Maas, Weise ist Melodie. Das Gedicht hieß in Verhältniß zu Ton und Weise das Wort. Alle Töne gründen sich auf das Geseg der Dreitheiligkeit, das auch in der griechischen und provenzalischen Lyrik sich zeigt. Daher zwei gleiche symmetrische Theile oder Stollen, und und ein dritter ungleicher, der Abgesang, Zusammenfassung der beiden ersteren. Die beiden Stollen zusammen hießen auch Aufgesang. Es finden sich zwar Abweichungen, z. B. daß der Abgesang in der Mitte steht, oder daß der eine Stollen männliche, der andere weibliche Reime hat. — Eine eigene Gattung der mittelhochdeutschen Lyrik machen die Leiche, welche vielerlei Töne ungleicher Struktur zu einem größeren, meistens sehr belebten Ganzen verbinden. Bei dieser Verbindung vermischt man dann häufig die Abtheilung in Stollen und Abgesang; es fehlt der Abgesang, oder es kehrt derselbe Ton wieder. Durch diesen Wechsel der Töne ohne eigentlichen Ruhepunkt ward ein dithyrambischer Schwung bewirkt, aber auch etwas Unstetes, Haltloses. Für den Gesang waren sie jedoch bestimmt, auch aus der alten Kirchenmusik entsprungen, z. B. die Tanzleiche. — Eine eigene poetische Form waren die Sprüche, recitativisch vorgetragen, gebildet durch Strophen mancher Töne, die unter sich wenig zusammenhängen. Bei gemeinsamer Richtung, gewöhnlich politisch oder geistlich, bildet doch jede Strophe ein für sich bestehendes Ganzes. — Im eigentlichen Minnelied sind alle Strophen in Einem Ton gedichtet, und jedes Lied hat seinen eigenen, nicht wiederkehrenden Ton. Fremder Töne sich zu bedienen, ward als Diebstahl betrachtet. Diese Gattung der innigen Verbindung von Ton und Weise ist die älteste. Bei Keimar dem Ältern findet man fast nur Lieder, bei Walther von der Vogelweide fast eben so viel Sprüche als Lieder; der jüngere Keimar von Zweter hat fast lauter Sprüche, und zwar alle in demselben Tone.

Stoffe.

Die Kunstpoesie bearbeitete alle Gattungen außer der dramatischen, also epische, lyrische, didaktische, im Epos aber besonders die fremde Sage, hauptsächlich die Arthurische.

Von der Karolingischen mögen zwar einige verloren sein, z. B. von Gallien, der heidnischen getauften Gemahlinn Karls des Großen; doch bestand es in nicht viel mehr als in Umarbeitung des alten Gedichtes Karl der Große in Spanien von Kunrad durch den Striker, und in einer Darstellung der Haimonskinder und der Geschichte von Flos und Blancflos durch Konrad Flecke. Den Hauptinhalt dieser letzteren sehr beliebten Sage macht die Geschlechtsliebe aus, nämlich die Entführung eines Mädchens, wie in Chaudrun, Kother und Etnit, wie in der Scandinavischen Frithiofsage und in den persischen Gedichten Chosru und Schirin, Jussuf und Zuleicha, Zeila und Medschnun. Flos ist der Sohn des Heidenkönigs Feinix von Spanien, Blancflos die Tochter einer christlichen Gräfin aus Frankreich, die von Feinix geraubt wird. Beide Kinder lieben sich, Flos wird deshalb von dem diese Liebe mißbilligenden Vater nach Mantore (Mantua) entfernt, Blancflos nach Babylonien verkauft und gegen den rückkehrenden Flos vorgegeben, sie sei todt. Er erhält aber Aufschluß von seiner Mutter, reißt als Kaufmann ab, kommt durch Schachspiel und in einen Blumenkorb versteckt in den Thurm zu Blancflos. Sie werden überrascht, sollen enthauptet werden, aber durch den mütterlichen Zauberring des Flos gerettet, und lehren nach Europa zurück, wo Flos Christ wird. Ihre einzige Tochter Bertha wird die Mutter Kaiser Karls des Großen.

Mythische Genealogie Karls des Großen.



Weit mehr ward die Artusgralsage, als Verbindung des Weltlichen und Kirchlichen, bearbeitet: Iwein, Gref und Enite durch Hartmann von der Aue, Lancelot vom See durch Ulrich von Zehngghosen, Wigalois, der Ritter mit dem Rade durch Wirt von Cravenberg, Daniel von Blumenthal durch den Striker, Wigamur, der Ritter mit dem Adler durch einen Unbekannten, Parcival durch Wolfram von Eschenbach, der auch den Titirel und Lohengrin begründete, Tristan und Isolde durch Gottfried von Straßburg angefangen, durch Ulrich von Turheim und Heinrich von Friburg vollendet.

Außerdem dichtete man viele kleinere Erzählungen, novellenartig, geschichtliche und zwar vaterländische und auswärtige, sowie antike Stoffe und Legenden, besonders die vom heiligen Georg durch Reinbote von Dorn, gerade wie bei den Franzosen.

Die Irische Dichtkunst entfaltete sich auch sehr reich, und etwa gleichartig wie die provenzalische, ohne eine Nachahmung derselben zu sein. Daß Inhalt und Form ihr ähnlich waren, lag in den Verhältnissen der Zeit, der Staaten, des Lebens, in dem Frauendienst, Herrendienst und Got-

tebdiens; daher Liebelieder, Loblieder und Reitlieder mit Bezug auf Fürsten und Staaten, und endlich moralische und religiöse. Bei den Franzosen theilte sich das Epische und Lyrische, jenes herrschte mehr im Norden, dieß mehr im Süden von Frankreich; die deutschen Dichter vereinigten Beides, und behandelten die Lyrik mit mehr Geistesfreiheit und Innigkeit.

Eben so tüchtig sind auch die deutschen didaktischen Gedichte dieser Zeit: die höchst einfachen, aber scharfen, klaren, vollkommnen Gedichte König Throl und sein Sohn Briedebrand, der Windshele und die Windsbekinn von unbekannten Verfassern. Die ältesten Fabeln sind von dem Striker; hundert andere, betitelt der Edelstein von einem Geistlichen Ulrich Venerius aus Bern, in Anfang des 14ten Jahrhunderts; bald darauf der weltliche Gast, ein Spruchgedicht von Thomassin von Tirkeläre aus dem Friaul; Bescheidenheit von Trgedank, vielleicht ein angenommener Name des Verfassers, geistreich durch Auffassung und Vernichtung der Widersprüche; der Kenner von Hugo von Trynberg, Schullehrer zu Thurnstadt gegen 1300, worin viel vollkommne Spruchwörter, aber weniger Einheit des Ganzen, flachere Kontrastirung der Gegensätze, weniger anschauliche Einheit der Sprache ist.

Die religiöse Didaktik gestaltete sich weniger vollkommnig als individuell, wie in den Lebensgeschichten der Heiligen, z. B. der heiligen Martina von Hugo von Langenstein, oder in dem allegorischen Gedicht die Tochter von Sion oder die minnende Seele. Viele dieser Gedichte sind trocken; man war noch ungeübt im Denken.

Diese Stoffe wurden nebeneinander bearbeitet; aber es ist doch eine gewisse Folge darin. Zuerst herrschen die epischen Gedichte vor, weil das Epos der Stoff der Volkspoesie bis zum 12ten Jahrhundert gewesen war. Dann folgt die Lyrik, und macht selbst die Epik lyrisch; endlich die reflektirenden Gedichte, und zwar vom Epos ausgehend durch das Sprichwort, vom kirchlichen Leben durch die

Bibel, vom Liebe durch das Leben und die Verhältnisse des Lebens zur Liebe, zur Kunst, zum Staat, zur Kirche. Man ruhte vom Epischen, der Anschauung der Außenwelt, und vom Lyrischen, der Anschauung der Innenwelt, und zwar der Gefühlswelt, in der Gedankenwelt als der stilleren, gesetzmäßigeren aus, so daß nach 1300 die Reflexion sich auch in das Epische und Lyrische mischte, und endlich herrschend wurde. — Hiernach richteten sich auch die Perioden der Darstellung; zuerst ist sie streng und einfach bis 1200, dann voll und lebendig, am ausgebildetesten in Wolfram, Walther und Gottfried; dann folgt Nachahmung, zuerst noch mit Gefühl, endlich mehr mechanisch, die Mannichfaltigkeit des epischen und lyrischen Ausdruckes verliert sich, die Poesie wird lahm und matt, nur noch durch Reflexion belebt.

a) Der ideale Styl.

Epiker.

Vom Leben der Dichter wissen wir wenig (wie wir denn die des nationalen Epos gar nicht kennen), und die Wenige aus ihren Gedichten selbst durch Nennung der Menschen und Sagen. Heinrich von Veldeke, gegen 1300, Verfasser weniger sehr einfacher Lieder und des Epos die Aeneide, nach einem romanischen Vorbilde. Sein Gedicht ist bei aller Einsicht nicht ohne Gefühl, halb oberdeutsch, halb niederdeutsch, doch ersteres mehr. An ihn schließen sich die Lyriker: Kürnberg, Dietmar von Aist, Sperrvogel, Reimar der Alte, Friedrich von Hufen, zart, kräftig, volkmäßig. Hartmann von der Aue aus Schwaben, ein tiefführender Lyriker, schrieb Legenden vom heiligen Gregorius im Stein, eine Erzählung vom armen Heinrich, und aus dem Artursagenkreis das Epos Iwein oder der Ritter mit dem Löwen mit gewandter Sprache, behaglich-amuthig, besonnen-ausführlich, mit Sinn für die Sage und das Volkmäßige, besonders im Heinrich, der, von der Pest befallen, nach dem Ausspruch des Arztes nur durch das Herzblut einer reinen Jungfrau zu heilen sein soll. Die Tochter seines Verwal-

terz, seine Pflegerinn, entschließt sich für ihn zu sterben. Aber ihr Entschluß ist schon hinreichend, und er erwählt sie zu seiner Gemahlinn. — Wolfram von Eschenbach oder Eschilbach und Pleyensfelden im Eichsfeldischen, starb im ersten Drittel des 13ten Jahrhunderts, Verfasser einiger Lieder, des Percival, einiger Fragmente des Titarel und einer angefangenen Legende vom heiligen Wilhelm von Franse. Er bezeichnet den Uebergang des harten Styls zum schönen. Seine Lieder sind meistens Lagerslieder. Den Percival vollendete er 1205 und folgte dabei einem Provenzalen Guiot. Auch ein Nordfranzose Chretien von Troyes hatte diese Sage bearbeitet, aber flach, und mit mährchenhaften Erweiterungen. Der Titarel enthielt die ganze Gralsage von dem Stifter und Ahnherrn Titarel bis auf Hohengrin, welcher letztere ebenfalls durch einen unbekannten Verfasser bearbeitet wurde. Vom Titarel hat Wolfram wahrscheinlich nur Einzelnes behandelt, und zwar in langen Nibelungenversen. Wir besitzen ein späteres Gedicht dieses Namens von einem Unbekannten (gewöhnlich wird es einem Albrecht von Scharfenberg zugeschrieben), in siebenzeiltiger Strophe, einer Zerlegung jener Strophe von vier langen Zeilen. Den Wilhelm und Percival dichtete Wolfram in den kurzen Reimpaaren des Nibelieds. Ebgleich er durch Guiot die ganze Gralsage kannte, wählte er doch aus dieser nur einen Theil für den Percival. Der Hauptgedanke darin ist die Bildung des Menschen vom Irdischen zum Himmlischen. Die Jugend des jungen Ritters ist gedankenlos, er verschleut sein Glück; erst nachdem er sich ermannt und viel Herbes in Kämpfen gegen Feind und Bruder und in der Trennung von seiner Gemahlinn erfahren hat, wird er durch religiöse und eheliche Treue der höchsten Glückseligkeit durch Anschauung des Grals würdig befunden. Der Dichter hat die Geschichten von zwei andern Helden, Gannet und Gawain hineingeschoben. Percivals Eltern sind Gannet und Herzelove, welche ihn nach Gannets Tode bloß weiblich erzieht; er macht sich von ihr los, sehnt sich nach dem Ritterleben.

und durchläuft nun mehrere Stufen. Seinem tieferen Streben ist das bloß weltliche Streben Gawans, sowie des edlen aber auch nicht nach dem Höchsten ringenden Heirich, des Heiden, entgegengekehrt. Seine Schöpferin ist Sigune, die liebende Dulderrin, die ihn belehrt, straft, tröstet, und, nachdem sie sich so um ihn verdient gemacht hat, aus Gram über den Tod ihres jungen Gemahls Eschionatulan-der stirbt. Das ganze Gedicht ist allegorisch-mystisch. Der heilige Gral ist das Symbol des Himmels, und die Erlaubniß ihn anzuschauen, ihn zu hüten, ist das Symbol himmlischer Glückseligkeit. In Rücksicht der Tiefe kann das Gedicht den höchsten Rang ansprechen. Es enthält 24,747 Verse. — An Länge ist der dem Albrecht zugeschriebene *Liturel* noch weit bedeutender. In ihm vereinigen sich nicht bloß Gral, Artus und Tafelrunde, sondern auch der Geist des Katholicismus mit Zartgefühl der Miene und Bestreben der Belehrung, es ist daher kein reinepisches Gedicht, Betrachtung und Beschreibung herrschen vor. Wie Attila, Siegfried und Dietrich im germanischen, Karl im karolingischen Sagenkreise, so ward auch Artus, ein sabelhafter brittischer König, der Mittelpunkt unzähliger Sagen, das Ideal eines Ritters, zierlich und höflich, tapfer, berebt, verständig, reich und berühmt, dagegen Karl das Vorbild frommer Gesinnung und Attila der Gerechtigkeit ist. Um Artus waren mehrere Ritter versammelt, z. B. Iwain, Lancelot, Gawain, Wigalois, welche, besonders zwölf, die Tafelrunde bildeten und charakteristischer hervortreten als Artus selbst. Die Gesellschaft vereinigt alle drei Sagenkreise, die sich in Skandinavien als Freundschaftsstaat, in Deutschland unter Karl als Vasallenschaft, und bei den Rietonen als geselliger Erben zeigt, dessen Glieder einer Regel untergeordnet und unter sich gleich sind, wie denn aus England mehrere ähnliche Verbindungen, die Druiden und Barden, die alten Bauverbündungen, die ständischen Körperschaften und die Freimaurer ausgingen. Die Tafelrunde ist nicht vollkündig, sondern ein Ritterbund, daher darin eine conventionelle Vornehmheit

berischte. Die deutschen Dichter, die selbst Ritter waren, bearbeiteten diese Sage mit Vorliebe, die in den Kreuzzügen und Ritterorden Nahrung fand; und so entstand eine Dichtung, in welcher nicht eine eigene Person, wie in den reinweltlichen Sagen Attila, Karl und Artus, oder wie in den reinchristlichen, Christus, Maria und die Heiligen, sondern eine Sache, nämlich ein magisches, durch die wunderbarste und heiligste Handlung geweihtes Gefäß den Mittelpunkt ausmachte, der heilige Gral, aus dem französische *saing-real* oder *sang royal*, die Schüssel, aus welcher Christus mit seinen Jüngern beim heiligen Abendmahl gespeist, und in welcher nachher Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilands aufgefangen haben sollte. Denn diese heilige Sage verknüpfte sich mit der Artussage in den Gedichten der Provenzalen. Die Ritter der Tafelrunde sind die Pfleger des Grales und bilden die Masse oder geheimnißvolle Gesellschaft. Der höchste Grad der ritterlichen Weihe ist, nach bestandenen Prüfungen der Treue gegen die Gelübde und nach bewährter Tapferkeit, in den Orden der Tempel oder Tempelritzen und hiermit zur Hütung und Pflege des Grales aufgenommen zu werden. Der Gral wird zuerst in einem Tempel des fabelhaften Schlosses Montsalvatsch in Spanien aufbewahrt, nachher aber sammt dem Tempel ins Morgenland nach Indien durch Geißerhände entrückt. — Der Inhalt des Titurel ist nun nicht bloß dessen Geschichte, sondern die seiner Nachkommen. Titurel ist Erbauer, Hüter und Patriarch des Graltempels in Montsalvatsch. Seine Nachfolger im Großmeisteramt sind Grimuntel, Amfortas, Percival und Lohengrin. Desungeachtet schließt das Gedicht mit Titurels Tode, weil er 400 Jahre alt wird. In dem ungemein reichen Inhalt bildet die Liebe Tschionatulander's und Sigmund's einen Hauptgegenstand. Ermüdend sind die Beschreibungen der Kämpfe, z. B. der großen Schlacht auf der Ebene Plenanze. Im Morgenlande wird die abendländische Hierarchie durch den indischen Priesterkönig Johann abgebildet, in welchem das

Ideal eines Papstes erscheint. Unter ihm leben die Völker in Unschuld und paradiesischer Seligkeit. Hier hört der Gral deshalb auf, die Seinigen magisch zu speisen, wie er es im Abendlande that, aber der Dienst desselben erhebt sich zu orientalischer Pracht und Erhabenheit; selbst der Tempel von Montsalvatsch verherrlicht sich noch mehr. Hier ist ein Taufbrunnen, der unmittelbar festen Glauben verleiht, hier giebt es 12 Patriarchen, 24 Erzbischöfe und 363 Äbte und Kapellane. Die Idee des Erdens, von welcher das Gedicht ausging, und welcher die Einheit der Freiheit und Liebe, des Staates und der Kirche zum Zweck hatte, ist nun verwirklicht. So schließt das Gedicht befriedigend. — Das Gedicht Lohengrin in 7670 Versen und zehnzeiligen Strophen hat folgenden Inhalt: Lohengrin, der Sohn Parsifals, wird von dem Gral und dem König Artus erwählt, den Zweikampf für die Prinzessin Elsan in Brabant zu übernehmen. Ein Schwan führt ihn zu Schiffe dorthin. Er siegt, vermählt sich mit Elsan und zieht mit dem deutschen Kaiser Heinrich I. gegen die Ungarn in die Schlacht bei Mersburg, begleitet ihn nach Bonn zum Bündniß mit dem französischen König, und auf den Ruf des Papstes Johann nach Italien, wo die Saracenen überwunden und Heinrich und seine Gemahlinn zu Rom gekrönt werden. Erst in Brabant entdeckt er seinen Namen und Geschlecht und kehrt dann zum Grale zurück. Hiermit geht also die Sage in die Geschichte über. Die Tafelrunde und der Gral bleiben in diesem Gedichte ganz außerhalb der eigentlichen Handlung. Nur der Schwan ist als Engel vorgestellt, der sich und den Ritter mit Lblat, dem Leibe Christi, nährt. In den Ruhepunkten sind Reden Eschenbachs mit Klingfex, dem Landgrafen und der Landgräfin von Thüringen eingemischt. — Den Willehalm von Crause dichtete Wolfram in reicherer und feinerer Form, aber, da er ihn nicht vollendete, läßt sich Sinn und Zweck nicht erkennen. Das Werk besteht aus drei Theilen, von welchen nur der zweite von Wolfram herrührte. Die Berggeschichte bearbeitete als ersten Theil Ulrich von

Turlin, und den dritten Theil als Fortsetzung Ulrich von Tureim (beide um 1250), woin besonders der starke Kennewart die Hauptperson ist; aber zumal letztere Fortsetzung ist langweilig, doch voll von guten Sprüchwörtern. — An Wolfram knüpft sich die Sage von einem Sängerkampf zwischen 1206 und 7 auf der Wartburg in Thüringen zwischen den bedeutendsten Sängern, Wolfram, Walther, Heinrich von Esterdingen, Kinsfor von Ungerland und einigen Andern. Dieß Werk heißt der Krieg von Wartburg, das auch in alten Chroniken erwähnt wird, und besteht aus zwei Theilen, wohl in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts gebichtet. Der erste Theil ist in einer langen sehr künstlichen Strophe abgefaßt und panegyrisch. Wolfram lobt den Landgrafen Hermann von Thüringen, Esterdingen den Herzog Leopold von Oesterreich, an welchen beiden Fürstenhöfen die Dichter besonders geehrt waren; die übrigen Dichter mischen sich theilnehmend ein. Der schon siegende Esterdingen soll durch die eintretende schöne Landgräfin Sophie verwirrt worden und zum Tode verurtheilt, die Vollziehung aber bis auf einen zweiten Kampf aufgeschoben sein. Der zweite Theil ist in weniger feierlicher, kürzerer und nachdrücklicher Strophe, ein Kampf zwischen Wolfram und Kinsfor über die Meisterschaft im Wissen. Sie prüfen einander nach nordischer Eddaweise durch Räthsel. Wolfram siegt. Das Gedicht ist erst mehr lyrisch, dann didaktisch, kein Drama, eher eine provenzalische Tenzone. Wolfram stellt den kirchlichen Glauben dar, Esterdingen die deutsche Sage. Kinsfor die teuflische Magie mit Hindeutung auf saracenischespanische Weisheit. Feindseligkeit gegen das Christenthum zeigen auch die unter Kinsfors Namen übrigen Lieder. Das Gedicht von Lohengrin wird hier als eine Erzählung dargestellt, die Wolfram zur Unterhaltung bei diesem Kampfe vorgetragen habe. — Gottfried von Straßburg, Dichter in vollkommen schönem Styl, da Wolfram bisweilen tief und dunkel ist. Wir wissen von ihm, wie von zwei Sängern, die er als Zeitgenossen anführt, Hagenau und Blicher von

Steinach, fast nichts. Von seinen lyrischen Gedichten ist wenig übrig außer sein Lobgesang auf Maria, ein langes, tiefes, inniges, glänzendes und mannichfaltiges Gedicht. Sein episches Werk ist Tristan, zwar nicht vollendet, doch auch als Fragment von größtem Werth. Er schloß sich der Bearbeitung des Bretonen Thomas von Erceboune an, aber mit völliger Selbstständigkeit. Es ist das Epos der Liebe. Nach einer Vorgeschichte von Tristans Eltern, Nivalin und Blanchefleur, ist der Hauptinhalt die durch einen Zaubertrank ohne ihr Wissen erzeugte Liebe und Treue Tristans und Isol's oder Isolde's, der Gemahlin seines Rheims Mark, ihre erfindsame List sich zu sehen und ihre Zusammenkünfte zu verheimlichen, alle Mühen und Gefahren, Sehnsucht, Erfüllung, Liebe und Leid, der Kampf der Pflicht, der Dankbarkeit und Freundschaft gegen die Leidenschaft der Liebe, die bei einem Gottesurtheil selbst von der Religion in Schutz genommen wird, die freiwillige Trennung Tristans von seiner Geliebten und seine Vermählung mit einer andern Isol, und das rührende Ende der beiden Liebenden. Das ganze Leben erscheint hier elegisch als ein Leben des Kampfes und der Vergänglichkeit. Hartmann ist einfach und lieblich, Wolfram erhaben, Gottfried schön als Dichter durch harmonische Uebereinstimmung und Form und des Inhalts. Hartmann stellt das weltliche Ritterthum, Eschenbach das geistliche, Gottfried die Liebe dar. Der Dichter der Religion ist Rudolph von Hohenems, Dienstmann zu Montfort, 1220 — 54, in seinem Hauptwerk Barlaam und Josaphat, bei gegebenem Stoff frei und eigenthümlich. Der Stoff seines Gedichtes bildete sich ursprünglich in der morgenländischen Kirche. Der Dogmatiker Johannes von Damaskus galt für den Verfasser jenes morgenländischen Gedicht. Chordry, ein englischnormännischer Dichter schrieb das Leben des heiligen Josaphat in 2900 Versen. Dieß prosaischgeschriebene Buch ward früh ins Lateinische übersetzt und blieb in vielfältigen Bearbeitungen lange ein Lieblingsbuch des Mittelalters. Barlaam ist der Name eines christlichen

Einsiedlers, der durch Lehre und Beispiel den jungen Josaphat für den allein seligmachenden Glauben gewinnt. In Rudolphs Gedicht wird das Christenthum als absolute Gewalt geschildert, der sich Heidenthum, Judenthum und Sinnlichkeit unterwerfen müssen. Es ist von eigenthümlichem Geist, Einheit und Konsequenz, und setzt tiefe Kenntniß der Glaubenslehren voraus. Das menschliche Leben mit allen seinen Erscheinungen, Schmerz und Lust, ist wie ein Traum dargestellt, der Tod das gewisse Ziel. Alles muß Vorbereitung auf den Tod sein. Dieser Grundgedanke ist besonders schön in den Parabeln ausgesprochen, das ganze Gedicht aber eine Apologie des Einsiedlerlebens. — Aehnlich sind zwei andere Legenden von Rudolph: der gute Gerhard und St. Eustachius. Auch bearbeitete er auf Begehren des Landgrafen Heinrich von Thüringen die Universalgeschichte Gottfrieds von Viterbo, ohne sie zu vollenden. Er starb in Italien. In letzterem Werke ist besonders anziehend die Schöpfungsgeschichte und die Darstellung der Philosopheme, z. B. über die Einheit des Körpers, über das Gute und Böse. — Auch in weltlicher Epik versuchte er sich durch Bearbeitung der Geschichte Alexanders des Großen und des Wilhelm von Orlienz (Orleans), der ersteren besonders nach dem Pseudokallisthenes, in sechs Büchern. Trefflich ist das letztere Gedicht, besonders durch Züchtigkeit und Lieblichkeit, z. B. in der Schilderung Wilhelms und Ameliens, da Rudolph sonst ernst und strenge ist.

Fortsetz.

Unter den reinlyrischen Dichtern ist Walther von der Vogelweide von unbekannter Abkunft der größte, weil er alle Formen, alle Richtungen der Lyrik vereinigte, im 12ten und 13ten Jahrhunderte, von der ersten Blüthe bis zum Uebergang ins Leithafte; er gab dem jugendlich spielenden Liede Kraft und Männlichkeit. Seine Lyrik be-
trifft nicht bloß die Liebe, sondern auch das Vaterland, das deutsche Reich, Politik und Kirche. Empfindung ist mit Gedanken verbunden. — Bei Ulrich von Lichten-

lein waltet das Erotische vor. Aus seinem Buche Frauen-
dienst, das sein Leben enthüllt, sieht man die Entstehung
und Beziehung des Minnegesangs recht eigentlich. — Viele
Lieder wurden volksthümlich durch gemeinsame Beziehungen,
z. B. die Kreuzlieder, Darstellung des Dranges, zum
Grabe des Herrn zu wallfahrten zur Büßung der Sün-
den; die Frühlingslieder, die Wächter- oder Tage-
lieder, wo der Wächter dem Liebenden den Anbruch des
Tages meldet und zum Scheiden von der Geliebten mahnt,
damit er sich vor Unfall und übler Nachrede bewahre, zu
den schönsten gehörend wegen Eigenthümlichkeit und gleich-
sam Heildunkel; die Tanzlieder, worin der weitgereiste
Tannhäuser sich auszeichnete. Getanzt wurde nämlich
besonders zur Lenx- oder Sommerzeit im Walde bei Quel-
len, der Vortanz erwarb Lob und Ruhm: dabei wurde
Ball gespielt, und diese Zusammenkünfte gaben Gelegenheit
zu Liebschaften und zur lauten Lust, den Müttern freilich
oft nicht lieb; daher Scheltlieder zwischen Mutter und
Tochter. Die Reigen- oder Tanzlieder wurden beim
Tanz gesungen oder gejodelt. Eine besondere Art von Lie-
dern führte den Namen Reidharte von Reidhart, einem
Dichter aus dem 13ten Jahrhundert vielleicht aus Kurven-
thal im Oesterreichischen, eine Darstellung des süddeutschen
Bauernthums in seiner wüsten Ueppigkeit als Gegensatz
zum zierlichen höfischen Minnegesang, besonders der
Dörpeter oder Getelinge, Kämpfer um die Dorfmadchen,
doch mit Vermischung zarteren Inhalts, nachher eine beson-
dere Liederform, mit Aufkartung ins Rohe und Wilde.

b) Zwiespalt des Gefühls und der Anschauung mit der Reflexion.

Man ermüdete endlich, die Fürsten und Vornehmen
hatten andere Interessen, und das Volk war bei der Kunst-
vorliebe weniger theilhaftig gewesen. Viele Dichter klagen
über Verfall des Gesangs; die Loblieder auf die Fürsten
wurden gezierter und schmeichehafter, je schlechter die Dich-
ter bezahlt wurden. Man lehrt die Dichtungskraft mehr
nach innen, die Lust zu großen Gedichten verliert sich, man

wird philosophischer, und will den Weltlauf, göttliche und menschliche Dinge ergründen. Man geräth ins Künfteln bei der Form und Stellung der Wörter.* Den Uebergang stellt Konrad von Würzburg dar, in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, aus Freiburg im Breisgau, schwäbisch dichtend. Er nahm Gottfried von Straßburg zum Muster, hat reichen, vollen Ausdruck, ist in allen Versarten gewandt und sicher; aber er reißt nicht hin, es fehlt Eintracht und Kraft, er ist eintönig trotz aller Zierrathen. Seine lyrischen Gedichte sind technisch ausgezeichnet, aber mehr Gedanke als Gefühl. Nur die Betrachtung der Kunst, ihres Werthes, ihrer Freiheit und ihres Niefalles kommt ihm vom Herzen, daher seine Allegorie die Klage der Kunst, eine Darstellung des Kampfes der wahren und falschen Kunst. Weniger gut ist seine goldene Schmiede, ein Lobgedicht auf die heilige Jungfrau, Nachahmung des Gedichtes von Gottfried, wegen Mangel an innerer Einheit. Besser sind seine Erzählungen, sowohl die kleineren als die größeren von Engelhart und Engelbrun, von Parinopier und Meliure, vorzüglich aber sein trojanischer Krieg, schon vorher behandelt durch Herbart von Fritzlar, eine Vereinigung der griechischen Mythen. — Bei den späteren Dichtern sinkt Phantasie und Gefühl immer mehr, und hebt sich das Streben nach technischer Virtuosität. Frauenlob, eigentlich Heinrich von Meissen, mit Bezug auf seinen Streit über die Ausdrücke Frau und Weib mit Regenbogen, worin er sich für Frau siegend erklärte, und auf seine Paraphrase des Hebeliedes mit Anwendung auf die heilige Jungfrau. Er war Doktor der Theologie und Domherr zu Mainz, wo er 1317 am Andenktage von Frauen zu Grabe getragen wurde, und in der Hauptkirche ruht. Er war Niederdeutscher, und seine meisten Gedichte Loblieder auf niederdeutsche Fürsten. Tief, sinn, Allegorie und Mystik bezeichnen ihn bei Schwerfälligkeit und Künfteln. Er erfand achtzehn Töne, besonders ten langen Frauenlob. — Barthel Regenbogen, erst Schmied, dann bloß Dichter, wahrscheinlich zu Mainz.

steht dem Frauenlob an Geist nach, nähert sich schon dem eigentlichen Meistergesang, und ist bürgerlich, wissenschaftlichpedantisch, aber redlich und wacker. — Einzelne Minnesänger sind jedoch noch frisch und naiv, wie der Schweizer Hadlaub.

c) Meistersprache, Volkspoesie, allegorische und moralische Poesie.

Von 1300 bis 1500 scheidet sich Form und Inhalt, die in der epischen Volkspoesie unmittelbar, und in der Kunstpoesie durch mannichfache Bildung verschmolzen war. Schon die Kunstpoesie war der Volkspoesie gegenüber formell; jetzt trat der Gegensatz mit Bewußtsein hervor.

Der Meistergesang war vom Minnegesang der Idee nach nicht verschieden, die äußerliche Form ward aber im Meistergesang alles, und der Geist entwich. Die Hofpoesie und das fröhliche Leben der Sänger hörte auf, die Fürsten und Reichen wurden larger in Belohnungen, die Bürger wurden Gönner und Ausüßer der Kunst, mit tüchtiger Gefinnung, aber mit trockener Gesetzmäßigkeit statt freier Beweglichkeit. So entstanden die rohen Anweisungen oder Tabulaturen der Dichtergesellschaften über Prosodie, Metrik, Rhetorik, über Inhalt und Gesangsvortrag, worüber Johann Christoph Wagenseil ein Buch geschrieben hat. Es gab 32 Arten von Fehlern, z. B. falsche Meinungen (abergläubische, unchristliche Lehren und Geschichten, unsittliche Bilder und Ausdrücke); blinde Meinungen (undeutliche Ausdrücke); Anhang (Verlängerung eines Wortes um ein e, was jedoch beim Schluß eines Verses oder bei einem Bindewort erlaubt war); Klebsylbe (Zusammenziehung von zwei Wörtern); Mißbe (Anklopfung des Endbuchstabens); Falsch (Reim eines Doppellauters auf einen Selbstlauter); Stügen oder Zucken (unnötiges Innehalten im Gesange). Schulfreund hieß, wer die ganze Tabulatur inne hatte; Schüller, wer sie noch nicht recht inne hatte; Singer, wer einige Töne vorsingen konnte; Dichter, wer Lieder nach andern Tönen machte; Meister, wer Töne ersand, jedes Mitglied der Kunst hieß Gesellschafter. Das

Metrische oder die Reimgebäude sind schon oben angeführt. Jeder Ton hatte seine Benennung, oft sehr seltsame, z. B. die Schneckenweise, der grüne, der blaue, der lange Ton, die schwarze Tintenweise, die Gelblöwenhautweise. Es gab Singschulen, in denen Wettstreite angestellt wurden, und öffentliche Zusammenkünfte in Kirchen, sowie gewöhnliche in Wirthshäusern. Dabei waren vier Vorsteher oder Meister, die im Gemerke saßen, der eine für den Inhalt, der zweite für die Regeln des Verses oder Bar's, der dritte für den Reim, der vierte für das Singen. Der Singende betrat den Singsstuhl. Den Anfang machte das Freisingen ohne Wettstreit und ohne Belohnung, dann folgte das Chorsingen, und endlich das Hauptsingen um die Preise, mit biblischem Inhalt. Der erste Preis war eine silberne Kette mit einer Münze, worauf sich der König David mit der Harfe befand, der Sieger hieß daher der König Davidgewinnler, der zweite Preis war ein Kranz aus seidenen Blumen: die Lossprechung der Neulinge hieß Freilung, welche auf Unterstützung Anspruch gab. Diese Meistersänger hatten Gesellschaften besonders in Mainz, Nürnberg und Straßburg. In Mainz verwahrten sie Privilegien, einen Wappenbrief und eine goldene Krone, angeblich Geschenke Otto's des Großen. Karl IV. gab ihnen 1378 einen Freiheitsbrief und das Recht, ein eigenes Wappen zu führen. Ihre Gegenstände waren biblische Geschichten und Wahrheiten, Vorfälle des gemeinen Lebens und Chroniken. Durch die Streitigkeiten über die unbefleckte Empfängniß der Maria wurden viele dergleichen Marienlieder veranlaßt; so bearbeitete man auch die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde und andere, alles unpoe- tisch, voll abgeschmackter Bilder und Gleichnisse, gedehnt und langweilig, besonders unpaßlich zum Absingen. Bei allem gutem Willen war ihr Treiben Geschmacklosigkeit, Unnatur und Manier. In Süddeutschland blühte im 14ten Jahrhundert der Meistersang in Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt am Main, mit Nebenweigen in Zwidau, Prag, Würzburg, im 15ten Jahrhundert beson-

derb in Nürnberg und Augsburg; im 14ten Jahrhundert verbreitete er sich nach Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Schlesien, ja in vereinzeltten Gesellschaften selbst nach Preußen.

Die Volkspoesie stand mit der Kunstpoesie im 14. und 15. Jahrh. in vielfacher Verbindung, sie war in der Form häufig roh, im Inhalt tüchtig und gesund, und zwar im Gegensatz des leichten und steifen Meistersergefangs frisch, beweglich, tönerich; daher Liebes-, Reiter-, Jägerlieder, Bergreihen, Kriegerlieder, politische Schimpflieder, Räthsellieder. Die Einfachheit, schlichte Treuerzigkeit des Epischen zeigt sich besonders in den Volksbüchern, deren Inhalt theils prosaische Bearbeitung der romantischen Sagenkreise war, enthaltend die Haimonskinder, Kierrabras, Etavianus, Floß und Blancfloß, Triflan, Lancelot, Wigalois u. s. w., Uebersetzung romantischer Erzählungen aus dem Französischen, z. B. von der Magelone, Melusine, Genevieve, theils neue Lebensrichtungen betraf, z. B. den schnellen Wechsel von Unglück und Glück im Fortunatus, die Schalkhaftigkeit in dem früheren Paffen Amis des Strickers, im Salomon und Morolf, dem Paffen Kalemberg, und besonders im Eulenspiegel, reichstädtische Spießbürgerlichkeit im Lalenbuch und in den Schildbürgern; Unseligkeit nie endenden irdischen Lebens, Kampf der Eitelkeit und Selbstsucht mit der göttlichen Wahrheit im ewigen Juden und im Faust.

Den Gegensatz der geregelten Poesie der Meistersängerschulen und der freien Volksdichtung bilden die allegorischen und moralischen Erzeugnisse, ein Mittelglied von formeller Strenge aber gehaltreicher Anschauung. Produkte der besten Meistersänger, z. B. des Johann Muscatus und Heinrich von Mügeln im 14ten, und des Mönchs von Salzburg Kunz Born im 15ten Jahrhundert. Die Richtung war auch hier didaktisch. Der Zeichner, ein Spruchsprecher in Wien, d. h. Stegreifdichter bei Gelagen zur Unterhaltung, war mehr durch seine Versandigkeit berühmt. So auch sein Freund Peter Suchenwirth, der bis gegen 1500 lebte, unter dessen Gedichten

besonders die Sammlung geschichtlicher biographischer Denkmale, vorzüglich österreichischer Helden zu erwähnen ist. Der Gang in den einzelnen Gedichten ist gewöhnlich derselbe, erst Anrufung der Kunst, dann Erzählung der Thaten, Lob und Klage, Beschreibung des Wappens und Empfehlung des Verstorbenen an Gott oder Maria, wahrscheinlich in Versammlungen gesprochen, weil man das Singen mit Musikbegleitung damals für gemein hielt. Außerdem behandelte Suchenwirth viele allgemeine Aufgaben, z. B. die sieben Todsünden, die sieben Tugenden der Maria, in einfacher aber herzlich und angemessener Sprache. Besonders wichtig ist die neue Bearbeitung der alten Sage oder Allegorie vom Reineke Fuchs, plattdeutsch durch Heinrich von Alkmar, Hofmeister bei Herzog Renatus in Lothringen, oder vielmehr durch Nikolaus Baumann, Doktor der Rechte und Rath des Herzogs Magnus von Jülich, vielleicht aus dem Französischen oder Holländischen übersetzt oder bearbeitet. Stoff und Einkleidung gehört wahrscheinlich schon in die Zeit Karls des Großen als Volkssage. Der Fuchs ist ein Herzog Reinhard oder Reineke von Lothringen, der Wolf Negrimm ein Graf von Oesterreich. Es ist ein allegorisches Spottgedicht auf einen Fürstenhof, an welchem ein schlauer Günstling herrscht und das Reich zu Grunde richtet in vier Büchern, jedes in Kapitel getheilt, in Jamben oder vierfüßigen Knittelversen. Die Personen sind sämmtlich Thiere. Das Gedicht war Jahrhunderte lang ein Lieblingsbuch und ist durch Göthe's und Soltau's Bearbeitung wieder bekannter geworden, von trefflicher Charakterzeichnung und launiger Darstellung. Hartmann Schopper im 16ten Jahrhundert übersetzte es in lateinische Jamben. — Ähnliche Bücher um das Treiben der Welt darzustellen sind der Spiegel des Heils von Heinrich Laufenberg, die Mohrin von Hermann von Sachsenheim, besonders das Narrenschiff von Sebastian Brant (mit dem Beinamen Lilio, 1458—1520) aus Strassburg, Rath des Kaisers Maximilian und endlich Kanzler seiner Vaterstadt, eine bittere, strafende Satire in vierfüßigen Jamben, Schil-

derung der Laster und Thorheiten seines Zeitalters, von viel psychologischem und sittlichem, wenig poetischem Werth. Die Bücher-, Geld-, Kleider-, Liebes-, Bau-, Tanz-, Kauf-, Fraß-, Hochmuthskarren u. s. w., jede Gattung mit eigenen Schellen, werden als Schiffsladungen weggeschickt, 113 Abschnitte, ohne innern Zusammenhang, sich anschließend an die früheren Spruchgedichte, wie auch der Koller oder Köcher, eine alphabetische Sammlung von Sprüchen, Schildereien, Ermahnungen, Fabeln, Erzählungen aus früherer und gegenwärtiger Zeit. — Noch unpoetischer ist Brant's Landtsmann, der Franciskanermönch Thomas Murnet, voll wilder Laune, lebendigwüthiger Sprache gegen Katholiken und Protestanten, als Dichter gekrönt von Maximilian, auch bei König Heinrich 8. von England. Wir haben drei Werke von ihm: die Narrenbeschwörung, um die Narren aus Deutschland nach Italien zu verbannen, die Schelmenzunft und die Bauchmat oder Sedenweise, theils in Prosa, theils in Versen, oft platt und gemein. — Die gänzliche Auflösung der romantischen Poesie stellt der Theuerdank dar von Melchior Psinzing aus Nürnberg, 1481 bis 1535, Geheimrath bei Maximilian, zuletzt Propst zu St. Viktor in Mainz, eine ritterlich-abenteuerliche Geschichte der Jugend und Vermählung Kaiser Maximilians mit Maria von Burgund, Wahrheit und Dichtung, unbeholfene Allegorie, deren Schlüssel am Ende beigelegt ist, vornehm räthselhaft, gelehrt, von moralischer Haltung, höflichem Tone und harter Sprache, aber ernst und würdig, in den damals üblichen Mittelversen, und sehr beliebt. Die drei Staatsbediente der Braut sind dem Kaiser entgegen, Künwizig (das Knabenalter), Unsalo (das Jünglingsalter), und Nidelhart (das reifere Alter). Nachher besiegt er noch sechs Ritter im Turniere und macht einen Kreuzzug. Das Gedicht soll das Ideal eines Fürsten darstellen, in 118 Kapiteln. Die erste Druckausgabe ist ein Meißnerschuck des Drucks und der Holzschnidekunst von 1517 mit 118 Holzschnitten von Hans Schaufstein, Schüler Albrecht Dürer's, und Karl dem Fünften gewidmet. —

Ein ähnliches prosaisches Werk ist der Weiskunig (weisse König), die Jugendgeschichte Maximilians, von dem kaiserlichen Sekretär Markus Treichsauerwein von Obrentreich, oder wahrscheinlich von dem Kaiser Max selbst, im österreichischen Dialekt. Der Thuerdank vereinigt Vergangenheit und Gegenwart in poetischer Hinsicht, das Epische und Nektisende, der Stoff ist ein großer Gegenstand der Gegenwart, die Ausführung ein schwacher Witz des alten romantischen Sinnes.

Zweite Periode.

Trennung der Kunst- und Volkspoesie.

Die erste romantische Periode war vom Volksthepos zur gelehrten und Kunstpoesie übergegangen, und hatte sich dann getheilt in die keife, künstliche Form, und in die kräftige, rohe Phantasie des Volks. Die zweite Periode ist die der völligen Entzweiung oder Trennung, befördert durch die Reformation, welche auf häusliches und öffentliches Leben Einfluß hatte, und den dreißigjährigen Krieg hervorbrachte, auf welchen eine Abspannung folgte. Daher drei Zeiträume. In dem ersten ist die Poesie lyrisch, und zwar protestantisch-lyrisch, religiös und leicht, mit großer Innigkeit und Kraft wegen des Gegenstandes, und bis auf die neueste Zeit den ursprünglichen Charakter der deutschen Poesie religiösummend, selbst durch das Studium der alten Sprachen nicht verkümmert; in dem zweiten tritt mehr das Sittliche hervor, Kraft, Widerstand, Treß, Ergebung gegen oder bei Mühseligkeiten, Kämpfen, Krieg. In dem dritten zeigt sich Erschlaffung, daher moralische Lässigkeit und Gemeinheit, Prunk im Ausdruck, falsche Empfindung, Geschmacklosigkeit, kümmerlicher schwacher Ausdruck, Nachahmung fremder Nationen. Gemeinam der ganzen Periode ist Liebe und Studium der antiken Poesie, zuerst das bloße Studium derselben, dann Nachahmung, besonders lateinischer Gedichte, endlich Uebersetzungen, nämlich gereimte.

A. Lyrischdramatische Richtung.

Außer dem eigentlichen Kern, dem Religiösen, dieser ersten Epoche der zweiten Periode ist das Hierschwinden des Epischen und die Bildung des Dramatischen zu bemerken. Das Volksepos beschränkte sich auf die wenigen Gedichte des Heldenbuchs, auf die prosaische Bearbeitung der ausländischen romantischen Stoffe des Tristan, Lancelot, Pontus und Sidonia, Herabrah u. s. w. im sogenannten Buch der Liebe. Außerdem erhielten sich aus der früheren Zeit die didaktischen Poesien, welche den Uebergang bildeten, die Spruchgedichte. Die Minnelieder verschwanden fast ganz; an die Stelle derselben traten die Kirchenlieder und die Volkslieder, an die Stelle des Epos das Drama, und etwas später der Roman, sowie für das Volk die epischen Volksbücher, in welchen die alten epischen Gedichte nebst manchem andern epischen Stoffe sich in Kürze darstellten, und die nun auch durch den Druck vervielfältigt wurden.

a) Religiöse Lyrik.

Mit der Begrifferung der protestantischen Lyrik verband sich das Nachdenkliche, Lebhafte der vorübergehenden Epoche. Empfindung, Ermunterung, Muth, Ergebung, das Praktische und Mystische prägte sich im Kirchenliede aus und schuf sich eine allgemeine Sprache. Bisher hatte immer ein süddeutscher Dialekt neben dem sächsischen oder nieder- und norddeutschen vorgeherrschet, der gothlische, der fränkische, der schwäbische; der niederdeutsche z. B. im Reinke Hox, im Lübecker Todtentanz, in einer Bearbeitung von Hox und Blansfod, auch in Meistersängersliedern, in Erzählungen. Im 15ten Jahrhundert hatten sich die Dialekte gemischt durch den Meistersang. Im 16ten Jahrhundert ward durch Luther's Bibelübersetzung die unbestimmte Mischung gehoben, und eine allgemeine Christsprache gebildet, theils wegen des Stoffs, der Bibel, und ihres allgemeinen protestantischen Gebrauchs, theils wegen

der Trefflichkeit der Uebersetzung und der Behandlung der Sprache. So geschah diese Umwandlung praktisch besser, als in andern Ländern theoretisch durch Akademicien und Perikla. War die erste Periode mehr aus dem Nothe erisch und allgemein christlich oder katholisch hervorgegangen, so ging die zweite mehr aus der Kirche und zwar lutherprotestantisch mit einer gewissen Allgemeinheit für Norddeutschland hervor. Martin Luther (1483 den 10. November — 1546 den 18. Februar) leistete nun eben auch als Dichter von Kirchenliedern, deren wir noch 38 besitzen, etwas sehr Bedeutendes, und zwar durch Innigkeit, Kraft und Reue. Das bekannteste ist: Eine feste Burg ist unser Gott. Bisher war das Kirchenlied lateinisch gewesen, oder doch noch dem Muster der lateinischen, zum Theil vortreflichen, geformt; die reformirte Kirche hielt sich einseitig an die Davidischen Psalme. In der lutherischen Kirche zeigte sich die wahre, freie, tiefe deutsche Poesie, prägte sich in den verschiedensten Formen aus, und fand auch die trefflichsten Komponisten. Mit Luther zugleich sind als Kirchenliederdichter zu merken: Justus Jonas, Lazarus Spengler, Johann Matthaeus, Paul von Erieten, genannt Sprechtus, Nikolaus Decius, Gratianus Albers als bedeutendere, ausgezeichnet durch Wahrheit des Gefühls und der Sprache.

b) D e a m o.

Einigen Chroniken zufolge gab es schon im Vten Jahrhundert deutsche Schauspieler, doch waren dieß wahrscheinlich Gaukler und Possenreißer, welche umherzogen, und Tanz, Gesang und Musik verbanden. Der eigentliche Anfang ist in das 16te Jahrhundert zu setzen und wurde veranlaßt wie in Frankreich und England theils durch die hohen kirchlichen Feste, theils durch die weltlichen Feste und Aufzüge. Von den religiösen Schauspielen oder sogenannten Mysterien hat sich nur wenig erhalten, nämlich eins unter dem Titel: Ein schön Spiel von Frau Jutta, eine Satire auf den Papst Johann, den 8ten, oder die sogenannte Päpstin Johanna, das der Meppfasse Theodorich

Ebernberg um 1420 geschrieben haben soll. Unter den viel zahlreicheren weltlichen sind die Fastnachtspiele die bedeutendsten, die besonders in Nürnberg, einer durch Handel, Gewerbfleiß und Kunst damals sehr blühenden Stadt, die ersten namhaften Dichter fanden, nämlich Hans Rosenplüt, einen Wappenmaler, Schreypperer genannt, wahrscheinlich soviel als Schwärzer, ein damals nicht schimpflicher Ausdruck, etwa um 1450, Verfasser von 6, und Hans Holz aus Worms, Barbier zu Nürnberg, Verfasser von 4 Fastnachtspielen. Es ist wenig Handlung darin, der Dialog kunstlos, der Witz keck und häufig unzüchtig. Wichtiger ist Hans Sachs, ebenfalls aus Nürnberg, von 1494 den 5. November bis 1576 den 20sten oder 25. Januar, ein Schuster und als Meistersänger Schüler des Leinwebers Leonhard Nunnenbeck, ein wackerer, rethorischer, selbstiger Mann von guten Geistesanlagen und sehr fruchtbarer Dichter nicht bloß im Meistersängersang, sondern in allen damaligen Arten poetischer Darstellung. Die Anzahl seiner Gedichte belief sich auf mehr als 6000, unter denen die Nabeln und Erzählungen, besonders die Schwänke und die Allegorien, z. B. eine auf Luther, herrschen: die mittelmäßigste Nachfolge, die man jetzt hört überall, am besten gerathen sind, obgleich er alles schnell und wohl ohne große Mühe in Knittelversen dichtete. In seinen Dramen, 56 Tragödien, 68 Komödien, 62 Fastnachtspielen zeigte er eben keinen Fortschritt, weder Charakteristik, noch dramatisches Leben, oft nur dürftigen Zusammenhang, kunstlose Wiederholung des gegebenen Historischen in einer Menge von meistens sehr kurzen Akten. Wo er den Stoff aus der Gegenwart nimmt, wie bei den Fastnachtspielen, fehlt doch Eigenthümlichkeit, nämlich Treuherrlichkeit und Laune, nicht ganz. Im Ganzen sind seine Dramen, wie die vorigen, trocken und holzschnittartig. Auch durch Johann Brummer, Rektor zu Kaufbeuren, dessen *tragico-media apostolica*, Geschichte der Apostel, 1592 von 246 Personen aufgeführt wurde, durch Paul Rebhuhn, um 1536, Verfasser von mehreren regelmäßigeren geistlichen Komödien

in Jamben und Trochäen, und selbst durch Jakob Ayer, Reichspräsident zu Nürnberg, der wahrscheinlich 1612 starb, 30 Schauspiele schrieb und den Stoff theils aus der römischen Geschichte, theils aus dem deutschen Heidenbuch, aus Sagen, Märchen und aus Boecaccio's Decameren entlehnte, auch viele englische Stücke bearbeitete, kam die dramatische Kunst nicht weiter. Denn, wenn gleich etwas mehr Geschick in der Anlage und Charakteristik bei ihm als bei Hans Sachs hervortritt, so steht er diesem an Sprache und Geist noch nach. — Neben diesen doch einigermaßen künstlerischen Versuchen domirten die Kunstkiesen, sowohl im Heiligen, Moralischen und Allegorischen, als in der das gemeine Leben darstellenden Feste fort, wobei die geistlichen Stücke durch die Reformation einen polemischen, parquillartigen oder gelehrten Ton annahmen, oder auch wieder lateinisch wie zur Zeit der Klostervita von den Gelehrten, und dann freilich nicht für die Aufführung geschrieben wurden. Neben Christus erschien daher auch p. R. Luther in dergleichen Schauspielen. Schauspieltäuser gab es noch nicht. Die Vorstellungen wurden theils in der Kirche, theils von Bürgern, besonders der niedern Klasse, und auf Kosten der Bürgerschaft, oft mit großer Pracht und ansehnlicher Personenzahl, unter freiem Himmel auf eigens erbauten Gerüsten gegeben, wobei man auch schon Maschinerien angewandt zu haben scheint. Die ersten Schauspielergesellschaften sind die aus England durch die Niederlande nach Deutschland kommenden wandernden Schauspieler oder englischen Komödianten, die in den bedeutenderen Städten und an den Höfen der Fürsten spielten. Außerdem bildeten sich auch Nationentheater, die sich mit wenigen Veränderungen bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Auch sind ihre Stoffe dieselben geblieben, nämlich hauptsächlich der verlorne Sohn und Juss, nächstdem auch Don Juan und Seneca's. Von ihren Stücken ist nichts gedruckt, sondern sie erhielten sich durch Tradition und erlitten wohl nach dem Talent der Sprecher, besonders der komische Theil neben den hohen:

den Wigen durch neue gelegentliche viele Veränderungen. Die wandernden Schauspieler brachten den Narren aus England mit, und auf den Marionettentheatern ward der Kasperle, oder Hauswurst die Hauptperson. So reich nun auch die deutsche dramatische Poesie dieser Zeit gewesen sein mag, so mittelmäßig waren doch die Leistungen, wie dieß aus den Stücken, welche Tieck herausgegeben hat, zu ersehen ist. In den Marionettenspielen erhielt sich der deutsche Charakter, wenn gleich roh, vielleicht am reinsten.

3) Satire.

Wie die Satire sich schon in den Lustspielen, besonders Rastnachtspielen, zeigte, so trat sie besonders auf, als Widerspruch gegen die Gebräuche der Zeit, doch nicht so ernst und kampfbereit wie bei Luther als Religionsreformer, sondern erst nach Vollenendung des Kampfes auf eine mehr weitlich ironische und humoristische Weise. Johann Fischart, Kenner genannt, auch Hustrich Elzevilliers Negnem, aus Mainz, Straßburg oder Frankfurt am Main, etwa von 1511 bis 1590, mit dem griechischen Trissophanos oder dem spanischen Querebo, dem Engländer Swift, und besonders mit dem Franzosen Mabelais zu vergleichen, dessen Werk Gargantua und Pantagruel, eine Satire gegen Arel, Geistlichkeit und Hof er unter dem Titel: Affentheurlich naupengeheuerliche Geschichtsklitterung u. frei bearbeitete, der erste semische deutsche Roman, ohne eigentlichen innern Zusammenhang, mit verwegener, schöpferischer Behandlung der deutschen Sprache, worin er im ganzen deutschen Schriftenthume seines Gleichen nicht hat, mit unerschöpflichem Witz und selbst mit meisterhaften moralischer Anwendung der Fabel, wie dieß auch in seiner Schrift, Klöddach, der Fall ist. Witzig ist auch sein podagrammisch Troßbüchlein und sein Bienenkorb des heiligen ismischen Immenschwartz, eine Umarbeitung einer beländischen Satire; ernst dagegen sein Ebezuchbüchlein und zugleich patriotisch sein glückhaftes Schiff, Beschreibung einer Waffenschiff von Zürich nach Straßburg

mit einem heißen Eiel, in 4-eimten Tessen. Die Nachrichtenwemachie und den Neinst Juchz ahnte nach Georg Vollenhagen, Schrecker in Magdeburg, 1512 — 1601, durch seinen Froschhundsfeler in 3 Büchern und mehr als 10,000 Knüttelreisen, voll von Episoden und Texten wegen besonders zu schätzen, anziehend durch Tumor, Weltkenntniß und Charakterbildungen. Etwas Ähnliches ist der Müdenkrieg von Juchz. Beide Bücher waren sehr beliebt, und sind noch in neueren Zeiten herausgegeben und umgearbeitet.

B. Pörschdidaktische Richtung.

Um die Zeit des 30-jährigen Krieges wurde die Trennung der Kunstpoesie von der Volkspoesie noch stärker, theils dadurch, daß man fremde Muster, besonders von Holländern, Franzosen und Italienern nachahmte, besonders auch in den Reimen, daher der Rhinoceros auch das Sonett herrschend wurden, theils dadurch, daß man die deutsche Sprache zu reinigen suchte und daher nach dem Muster der italienischen gelehrten Gesellschaften, besonders der von der Klais, della Croce, ähnliche stiftete. Dergleichen waren die fruchtbringende oder der Palmenorden zu Weimar, 1618 durch 5 deutsche Kurfürsten, die ansehnliche Tannengesellschaft zu Straßburg 1631, die deutschgelehrte Genossenschaft 1646 zu Hamburg durch Philipp von Jers, der gekürzte Blumenorden oder die Gesellschaft der Dänen oder Schiffer an der Pegnitz zu Nürnberg 1644 durch Hartdörfer und Olai oder Olup, der Schwannorden an der Elbe durch den Dichter Nij zu Pommern in Pommern 1656, die deutsche Gesellschaft zu Leipzig 1697. Alle diese Gesellschaften hatten aber trotz ihres guten Bestrebens bei großer Einseitigkeit wenig Einfluß auf die Dichtung. Nachtheilig wirkte auf die Poesie nicht bloß die Trennung des Volks von den Gelehrten, sondern auch die der Gelehrten von den Geschäftsmännern. Die Gelehrten bedienten sich in ihren Schriften der lateinischen, die Geschäftsmänner im Umgang der neuen, besonders der hamp-

selben Sprache. In deutschen prosaischen Büchern mischte man so viel wie möglich aus alten und neueren Sprachen untereinander. In den gelehrten Schulen beschränkte sich der Unterricht fast auf Theologie in scholastischem Latein. Endlich war Deutschland jetzt auch in religiöser Hinsicht zerfallen, und man kann deshalb die Dichter in die protestantischen, und diese sind am zahlreichsten, und in die katholischen theilen.

a) Katholische Dichter.

Die katholischen dichteten noch seltener in deutscher Sprache als jene, z. B. Jakob Balde aus Enßheim im Elsaß, 1603 bis 1668, dessen lateinische patriotische Lieder in heyrathlichem Geiße von Herder zum Theil übersetzt sind, Friedrich von Sper, 1591 bis 1635, Jesuit zu Göln, dessen lyrische deutsche Gedichte unter dem Titel: Truchmachergall, sich durch Innigkeit, Lieblichkeit, Witzschmuck und Freude an der Natur auszeichnen und an die Minnelieder erinnern. Ferner Angelus Silesius oder Schelller, geboren 1677 zu Breslau, ein tiefer und edler Mystiker in seinen Liedern und zahlreichen Epigrammen.

b) Protestantische Dichter.

Die protestantischen Dichter lassen sich den vorhergehenden Bemerkungen zufolge in solche theilen, welche sich der antiken, welche sich der holländischen und französischen, und welche sich der italienischen Poesie zuneigten.

In den ersten gehören Paul Metissus, eigentlich Schetz, von 1539 bis 1602, von dessen deutschen Gedichten sich nur 3 erhalten haben; Peter Damaßius, beide aus Süddeutschland, von dem noch weniger übrig ist; Rudolph Weddellin aus Stuttgart, 1584 bis 1651, der sich viel in London als Gesandter aufhielt, ein gefühlvoller Dichter, der auch Lieder in jüdischem Zuschnitt dichtete, und die Länge und Kürze der deutschen Versen nicht achtete; Johann Valentin Andreä aus dem Württembergischen, ein tüchtiger Bekämpfer der Schwärmer des 17ten

alters, Verfasser einer kleinen Sammlung von lyrischen Gedichten, christliche Gemäl und geistliche Kurzweil, innigen Inhalts aber rauher Form. Mit diesen Dichtern begann die weltliche lyrische Poesie wieder, die im vorigen Jahrhundert fast verschwunden war, so daß sie meistens aber die weltlichen von den geistlichen absonderten.

ii) *Neue schlesische Schule.*

Mit Martin Opiz aus Bunzlau, geb. 1597, 1639 zu Danzig an der Pest gestorben, vom Kaiser grabelt und von Boberfeld genannt, geht die deutsche Poesie nach Schlessien, bleibt dort ein Jahrhundert und erlebt zwei verschiedene Richtungen, die wohl mit dem Namen der beiden schlessischen Dichterschulen bezeichnet werden. Doch waren mehrere Dichter, welche dazu gerechnet werden, von Geburt keine Schlessier. Der Begründer der ersten war Opiz, ein durch Studium und Reisen nach den Niederlanden, nach Frankreich und nach Siebenbürgen gebildeter, mit der holländischen Sprache, Gelehrsamkeit und Poesie vertrauter, tieferer, froher, verständiger Mann, kein großer, aber im Didaktischen und besonders im Lyrischen schätzbare, mehr jedoch um die Sprache als um die Kunst verdienster Dichter. Sein Geschmac war ein französischholländischer; daher liebte er den Alexandriner, der von jetzt an in der deutschen Poesie herrschend wird, und die ausführlichen moralischen Betrachtungen oder Beschreibungen in seinen Lehrgedichten: Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges; Lob des Feldlebens; Klage oder von der Ruhe des Gemüths; Besursum; Vielgalt, sowie in mehreren Epikeln. Auch eine Idylle schrib er, die Schäfersel oder von der Nymphe Percepsia, in Prosa mit untermischten Versen, und übersehte die Antigone des Sophokles, die Trojenerinnen des Seneca, zwei italienische Singfeste, Daphne und Judith, untergeordnete Arbeiten, sowie eine Abhandlung über deutsche Poeserei. — Unter denen, welche zu seinen Nachfolgern gezählt werden, sind drei auszuzeichnen, Flemming, Gringhius und Logau: der erste als Lyriker, der zweite als Dramatiker, der dritte als Epigram-

matist, sowie Epik hauptsächlich Didaktiker war. — Paul Fleming, aus Hartenstein im Vogtlande, geboren 1603, gestorben zu Hamburg 1640, Arzt, und durch zwei Reisen berühmt, die er mit der Gesandtschaft des Herzogs von Schleswig-Holstein nach Moskau und nach Persien machte, welche letztere Reise sein Freund Adam Olearius beschrieb, dichtete gegen 200 Sonette, die besten deutschen jener Zeit, unter welchen sich wieder die der Liebe auszeichnen, sowie unter den geistlichen das Kirchenlied: In allen meinen Thaten, zu den besten dieser Art gehört. In seinen Gedichten herrscht Kraft, tiefes und zartes Gefühl, jugendliche Frische, edle Besinnung und Religiosität. Sein letztes Sonett, drei Tage vor seinem Tode gedichtet, enthält eine gedrängte Selbstbiographie. — Andreas Gryphius aus Großglogau, 1616 bis 1664, Rechtsgelehrter, 10 Jahre auf Reisen in Holland, Frankreich, England, Italien, gekrönter Dichter, in der fruchtbringenden Gesellschaft der Unsterblichen genannt, im Styl sich nach Epik, im Drama nach den Holländern, besonders nach Joost van Vondel bildend, ist der Vater der neueren dramatischen Poesie der Deutschen, von kühner Phantasie, daher er es am Wunderbaren, z. B. an Geistererscheinungen und Engeln nicht fehlen läßt; von Mannichfaltigkeit in der Ausführung, aber ohne Einsicht in die wahre Natur des Drama und ohne Geschmack, so daß er statt des Tragischen oft Gräßliches und Empörendes gibt, moralische Anwendungen macht, im Ausdruck bisweilen übertreibt oder platt und langweilig wird. Man hat 14 Stücke von ihm, 2 Singspiele, Majuma und Pfaffus, wenig bedeutend, 5 Lustspiele und 7 Trauerspiele, letztere in gereimten Alexandrinern und mit einem Chor oder Reichen nach antiker oder vielmehr holländischer Weise versehen; die Akte heißen Abhandlungen, die Scenen Eingänge. Sein erstes und bestes Trauerspiel in romantischem Geschmacke ist Cardenio und Gelinde, nach einer Geschichte von der Liebe und Untreue eines Italieners, in kräftiger Sprache aber mit vorherrschender moralischer Absicht. Leo Arminius aus der

byzantinischen Geschichte enthält eine Verschwörung mit vielen Geisterseenen, Katharina von Georgien, eine christliche Königin in persischer Gefangenschaft, viele Martern, wobei die Ewigkeit den Prolog hält. Die 4 letzten sind Enolus Stuardus oder ermordete Majestät; der Sterbende Porcianus, Tod dieses berühmten Rechtsgelehrten; heiländige Mutter oder heilige Felicitas nach dem Lateinischen; die sieben Brüder oder Gibeoniten nach dem Holländischen des Bondel. Seine Trauerspiele sind gleichartig, seine 5 Lustspiele dagegen ungleich. Der schwärmende Schäfer ist dem berger extravagant des de la Lande, und die Sanguine dem Italienischen des Razzi nachgebildet. Am berühmtesten war zu seiner Zeit der Horribiliterisusac und Daradidatumdarides, eine Verkostung der militärischen Prahlerei, in welchem die Titelpersonen nebst einer Kupplerin und einem gelehrten Bedanten die Hauptrollen haben. Der letztere mengt Lateinisch und Griechisch, die Soldaten Spanisch, Französisch, Italienisch in ihre Reden, welche die Kupplerin mißversteht. Aber diese Späße wiederholen sich zu oft, auch lahmt die Handlung. Eigenthümlich ist endlich Herr Peter Equenz oder absurda comica, Schimpfspiel in Prosa, in der Grundlage gleich mit der Episode Pyramus und Thisbe im Sommernachtstraum von Shakspeare, die ein gewisser Herr abgesondert bearbeitet hatte, und, von einem Gelehrten Daniel Schwenker für ein deutsches Theater in Altorf umgearbeitet, jetzt abermals von Gryphius mit neuen Aufzügen versehen wurde. Endlich das verliebte Gespenst in Versen und in 4 Akten wird nach jedem Akt durch prosaische Scenen unterbrochen, die ein eigenes Stück, die geliebte Dornrose, bilden, eine idyllische Darstellung einer ländlichen Begebenheit unter Bauern im schlesischen Bauerndialekt. — Friedrich von Logau, 1604 bis 1653, Kammerath bei einem Herzoge in Kiegnitz, in der fruchtbringenden Gesellschaft der Kleriker, ist Verfasser von beinahe 4000 zum Theil wahrhaft poetischen, mehr ernsthaften als leinischen, weniger seinen als kräftigen Epigrammen, die fast alle sein Eigen-

thum sind. Doch findet sich auch ein treffliches geistliches Gedicht von ihm: Gott, der du bist ein Freund der Menschenkinder.

Winder wichtig sind die übrigen Dichter, welche im Geschmack Epigens arbeiteten, z. B. Zinkgraf oder Zinkgräf aus Heidelberg, weniger wegen seiner Gedichte zu merken als wegen einer Sammlung witziger Einreden in Prosa, die er deutsche Apophthegmata nannte; Andreas Tscherning aus Bunzlau, der seine beiden Gedichtsammlungen deutscher Gedichte Frühling, und Korbtrab des Sommers betitelte; Philipp von Besen oder Gassius, der übertriebene Sprachreiniger und Reformator der Lithographie, Verfasser von Reiseliedern zu Wasser und zu Lande für Schiff-, Fuhr- und Handelsleute, der wackere Simon Dach aus Remel 1603 bis 1659, Verfasser trefflicher Kirchentlieder, sowie Paul Gerhard, ein Sachs, von 1607 bis 1676, womit sich auch Georg Neumark, Riß und mehrere andere beschäftigten.

Weniger der Epigischen Weise angehörend sind die beiden Satiriker Joachim Rachel aus Holslein, 1618 bis 1669, ein ernst und strenger Sittenrichter, und besonders Johann Wilhelm Lauremberg von 1591 bis 1659, Professor zu Rostock, welcher 4 Satiren in niederdeutscher platter Mundart schrieb, von thigen Wandel un Manären der Menschen, von allemödischer Kleberdracht, Sprake un Titeln, un Rhymen, launig, treffend und kräftig, sowie noch mehrere komische Gedichte.

in Nürnbergische Schule.

Wenn Oplz und seine Nachfolger sich durch Verstand, Mäntlichkeit und religiöse Gesinnung auszeichnen, woraus wohl die Leiden des 30jährigen Krieges und die Pest nächst der Reformation einwirkten, so hatten dagegen die Pagnischäfer eine leynliche, wehmüthige, aber zugleich lächelnde und witzige Manier. Unter ihnen war Georg Philipp Harsdörffer aus Nürnberg von 1607 bis 1658, ein viel betesener, gereifter, fleißiger Mann, einer der wichtigsten. Seine Schriften betragen 47 Bände, in denen er

den wigelnden, schlüpfrigen, allegorisirenden Italienern Marino und Petrebano nachahmte. In seinen Kranzenzimmersgesprächspielen suchte er ein Quodlibet der damaligen Bildung aufzustellen. Johann Klai oder Glajus, sein Freund, besaß Gefühl und Phantasie, konnte sich aber von falschem Witz und freßigen Spielereien nicht losmachen. Am besten geriethen ihm noch religiöse Lieder, wie er denn auch Geistlicher war; auch schrieb er ein Trauerspiel: der leidende Christus. An diese schließt sich Siegmund von Birken oder Betulius, 1625—81, Präsident der Pegnischschäfer, wo er Floridan, sowie in der fruchtbringenden Gesellschaft der Erwachsene genannt wurde, von Ferdinand dem Dritten geadelt, Verfasser eines Gedichts Pfluche nach dem Apulejus, und österreichischer Geschichtschreiber, aber ein pedantischer Gelehrter und nüchterner Dichter.

C. Epischepische Richtung

in der zweiten schlesischen Schule.

Diese Dichter machten den Uebergang durch ihre Wigel und Heppigkeit zur zweiten schlesischen und durch ihre Nüchternheit und Bässigkeit zu der dritten schlesischen oder sächsischen, welche letztere in Gottsched ihren Höhepunkt erreichte, von wo dann die Poesie durch Kritik und durch den Einfluß der englischen Dichter, namentlich Milton, zur Kunst und Gehobenheit in Klopstock zurückkehrte.

Die beiden durch den Einfluß der Italiener und nach dem dreißigjährigen Kriege eintretende geistige Abspannung zum Prunk des Ausdrucks und zur Heppigkeit und Unanständigkeit des Inhalts verleiteten schlesischen Hauptdichter sind Hoffmannswaldau und Lehenslein. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau aus Breslau, 1618—1679, Verfasser des Breslauer Rathes, Verfasser von schlechten Uebersetzungen des pastor fido von Guarini und des sterbenden Sokrates des sehr mittelmäßigen französischen Dichters Theophile, von Heidenabriesen, dem ersten deutschen dieses Namens, und außerdem von verliebten oder galanten Gedichten, besonders Gelegenheitsgedichten,

auch von Lustliedern, übertrifft an Geschmacklosigkeit, Schwulst und besonders an Frechheit alle übrigen deutschen Dichter, doch war diese Frechheit mehr Geschmack als Gesinnung, denn sein Wandel soll tadellos gewesen sein. Caspar von Lohenslein aus Nimpfch in Schlessien, 1635 — 83, ebenfalls kaiserlicher Rath und Proteschadikus in Breslau, übertrifft an Geist seinen Landdmann Hoffmannswaldau. Er ist lyrischer, dramatischer und Romandichter. Seine lyrischen Gedichte, betitelt Himmelschlüssel, Rosen, Hyacinthen, sind in etwas reinere, seine Trauerspiele aber, Lustspiele schrieb er gar nicht, in fast noch schwülstigerem, unzüchtigerem Tone; besonders liebt er Hinrichtungen und Torturen auf der Bühne. Er hat alle Fehler des Gryphius in verstärktem Maasse. Seine sechs Trauerspiele heißen Ibrahim Bassa, Agrippina, Epicharis, Kleopatra, Sophonisbe und Ibrahim Sultan, und stehen im Ganzen unter denen des Gryphius. Doch ist sein Ausdruck bisweilen wahrhaft poetisch, und seine Wortfügungen zwar kühn aber trefflich. Sein bisweilen wahrhaft bereicherter, reduzierter und großartiger Styl zeigt sich in seinem übrigens höchst langen und langweiligen Roman Arminius und Thudarcha, der von seinem Bruder fortgesetzt und von einem Dritten vollendet wurde. Auch an kräftigen Gedanken und würdiger Gesinnung fehlt es diesem Werke nicht.

Durch Lohenslein kam der Roman in Mode und zwar nach zweien Richtungen, indem er sich theils in das Phantastische verlor, soß wie die Amadistremane der Spanier und Franzosen, theils das wirkliche Leben darstellte. Die letzteren sind unsterblich werthvoller, z. B. der abentheuerliche Simplicitismus des Samuel Gräffenson von Hirschfeld, genannt Schleißheim von Eulfort, 1672 — 89, Aufsetters im Niedersächsischen Kriege, worin die Herrlichkeiten, Grausamkeiten und Laster jener Zeit lebendig und fast scdottisch dargestellt werden, und zwar hauptsächlich an dem Leben eines Abentheurers mit vielen Episoden. Noch werthvoller ist die Insel Reichenburg des Secretairs Schnabel in Stolberg aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts.

in welchem mehrere Seefahrer ihr Leben erzählten. Auch wurde der englische Roman Robinson von Defoe viel nachgeahmt, in welchen allen, fern von den Schrecknissen der damaligen europäischen und besonders deutschen Welt, dem Simplicissimus in fremden Ländern ein neues besseres Dasein sich aufthut. Die Insel Felsenburg vereinigt den Hauptinhalt des Simplicissimus und des Robinson. — Bei weitem ungenießbarer sind die Romane der andern Art, entweder Schäferromane, dergleichen Philipp von Hesse theils erfand, theils übersehte, theils die eigentlichen Nachahmungen des Lohensteinschen Arminius, deren Geschmacklosigkeit und Langweiligkeit sich meistens schon in den Titeln kund gibt, z. B. des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Raltea Wundergeschichte von Andreas Heinrich Bucholz, 1607 bis 71, oder die römische Lctavia in sechs, und die durchlauchtigste Syrerinn Aramena in fünf Bänden von Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig, 1633 — 1714, oder die vielen noch schlechteren von August Böhse, geboren 1661, mit dem Schriftstellernamen Talandre. Am berühmtesten aber wurde die asiatische Banise, oder das blutige, doch muthige Pegu, von Heinrich Anselm von Biegler von Klipphausen, aus der Pausig, 1653 — 90, welche durch eine englische, ägyptische, äthiopische u. Banise nachgeahmt und fast in ganz Europa gelesen wurde, besonders weil man glaubte, daß der Ursprung eine wirkliche Geschichte zum Grunde liege. Es fehlt dem Buche nicht an Erfindung und Gefühl, aber an Schwulst und selbst an Schlüpfigkeit ist selbst noch Lohenstein überboten. Die Hauptpersonen sind ein tugendhafter und unglücklicher Prinz, und eine eben solche Prinzessin, ein Tyrann, ein Bösewicht, auch ein Spasmacher, welche alle lange Reden halten; dabei gibt es viel Spectakel, besonders Schlachten; und alles dieß geht in weiter Ferne von Europa vor. Seine Helden sind noch schlechter, er ahmte in diesen dem Hoffmannswaldau nach, und übertraf diesen noch in seinen Fehlern.

Auf diesen Schwulst folgte endlich Ermattung. Man suchte die Verbesserung der Poesie in platter Natürlichkeit, und so entstand die nüchterne, geistlose Partel, völlig verdienstlos und nur als Uebergang zum bessern Geschmack nicht ganz zu übergeben, wobei man die pyrrhaischen französischen Dichter, z. B. Boileau, zum Muster nahm. Der Freiherr von Ganig aus Berlin, 1654 — 99, Legationrath bei dem großen Churfürsten und Minister bei König Friedrich I. von Preußen, erlangte mit seinen Gedichten fast einen Beifall wie Dips, auch fehlt es ihm nicht an Reinheit, Klarheit, Leichtigkeit des Ausdrucks, und seine Aabeln, Satiren und Episteln sind nicht ganz zu verwerfen, aber an Phantasie und Gefühl fehlt es ihm, weshalb Scherzhafes eben sowohl wie Religiöses ihm mißlang. Ganz geistlos war Benjamin Neukirch aus Schlesien, 1655 — 1729. Seine Gedichte, Epen, Satiren, Episteln, Elegien, Schäfergedichte sind nichts als Reimerien, alltägliche Gedanken, aber stiefende Verse. Die Poesie bestand jetzt fast bloß in Gelegenheitspoesie. So schrieb Johann von Besser aus Curland, 1659 — 1729, Ceremonienmeister und Hofpoet zuerst bei dem großen Churfürsten und ersten Könige von Preußen, dann bei Friedrich August, König von Polen und Churfürst von Sachsen, reich besoldet, beschenkt und geachtet, und Johann Ulrich von König, 1688 — 1744, sein Nachfolger am Dresdener Hofe, hauptsächlich Hofgelegenheitsgedichte, der letztere besonders ein höchst langweiliges, beschreibendes, von ihm sogenanntes Heldengedicht, August im Lager. Ihnen an Geist ähnlich ist Christian Stoppius, der Ceden des Dramatikers, 1650 — 1706, Rektor des Magdalengymnasiums in Breslau, obgleich durch Frömmigkeit und wohlthätige Gesinnung sich über sie erhebend. Wenn die weltliche Poesie auf diese Weise fast ganz prosaisch wurde, so behauptete die geistliche noch einigermaßen ihre Würde. Georg Neumark, Bibliothekar zu Weimar, 1621 — 81, ist Verfasser des Kirchenliedes: Wer nur den lieben Gott läßt walten, und Erdmann Neumeister, 1671 — 1756,

Hauptpastor in Hamburg, mehrerer in die protestantischen Gesangbücher aufgenommenen Lieder, z. B. Wie schön leucht'et der Morgenstern, — Von Gott will ich nicht lassen, — Treu' dich sehr, o meine Seele. Im Drama wurde ebenfalls der französische Geschmack herrschend. — Michael Konzeht, gestorben 1710 als Burgemeister zu Königsberg, schrieb unter andern Dramen: der verlebte und wiederbelebte Prinz Ingridhold, ein mythisch-allegorisch-moralisches Stück, in welchem sich zum Schluß die Hölle aufthut und die Verdammten im Chor singen; Konstantin Christian Dedekind, hursächsischer Steuerkassirer, viele geistliche Spektakelstücke, z. B. der siegende Jesus, die Höllensucht und Auferstehung Christi, worin, wie in den alten Mystereien, Gott der Vater mit Engeln und Teufeln auftritt; Christian Weise, 1642 — 1708, Schutzecktor zu Jittau, nicht ohne Anlagen, Lustspiele, von denen eins betitelt ist, der bairische Macchiavellus, aber ohne Geschmack. Die Schauspiele wurden jetzt häufig bei Schulfeierlichkeiten aufgeführt, und mit Gesang vermischt. Singspiele waren besonders beliebt. Hamburg zeichnete sich durch Beförderung der Tonkunst aus, und an dem dortigen Operntheater gab es nicht üble Sänger und Sängervinnen, z. B. die Jungfer Conrachine, der man den Trompetenton nachrühmte. Die Texte der Singspiele sind größtentheils in Weichmann's sechsbändige Sammlung, Poesie der Niedersachsen, aufgenommen. Nichts gehört zu den fruchtbarsten Singspielerdichtern. Aber alle diese Poesien litten gleichfalls an Mangel und Geschmacklosigkeit. Einige nennen diesen Abschnitt die dritte schlesische Schule; aber es gehören sehr viele Nichtschüler dazu.

Dritte Periode.

Die moderne Poesie.

Die Poesie konnte nicht tiefer sinken. Sie war besonders durch Nachahmung der süd- und westeuropäischen

Poesie verderbt. Sie erhob sich von nun an wieder, theils durch den dem Deutschen hine wohnenden religiösen Geist und sein tiefes Gefühl, theils auch durch Nachdenken, Vergleichung, Kritik; freilich geschah dieß sehr allmählig, und die erste Zeit hat daher einen sehr schwankenden Charakter.

A. U e b e r g a n g.

Zu den besseren einzelnen Dichtern gehören: Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien, 1695 — 1723, von großen dichterischen Fähigkeiten, besonders durch seine weltlichen Oden und Lieder, sowohl die melancholischen als die fröhlichen, und durch einen Preisgesang auf den Frieden zwischen Oesterreich und der osmanischen Pforte im Jahre 1718. Leider war sein kurzes Leben fast nur eine Kette von theils unverschuldeten theils verschuldeten Leiden. Er starb, von seinem Vater wegen seiner Liebe zur Poesie, und wegen seiner Ausschweifungen verflucht, auf der Universität zu Jena in den düstrigsten Umständen. Daher sind nur wenige von seinen Gedichten ganz gut; aber tiefes, freies Gefühl zeichnet sie aus. — Barthold Heinrich Brodes aus Hamburg, 1680 — 1747, Senator seiner Vaterstadt, im Leben der Gegensatz des Vorigen, an Dichterkraft ihm bei weitem nachstehend, aber voll Neigung zur Poesie, ein sanfter religiöser Mann, schrieb Naturgemälde in 9 Bänden, nebst einem Anhange, unter dem Titel: Irdisches Vergnügen in Gott, nicht ohne Wahrheit, Feinheit und Lebendigkeit, aber mehr mit wissenschaftlichem Sinn, und in's Kleinliche gehenden Beschreibungen, als mit Einbildungskraft und Gedankeniefe. Auch Kantaten dichtete er im herrschenden Geschmack, von denen Händel einige componirte. Friedrich von Hagedorn, ebenfalls aus Hamburg, Sekretär des englischen Court, einer Handelsgesellschaft, 1708 — 54, fröhlich und gesellig, dichtete artige Lieder und Fabeln, und stimmte den anacreontischen Ton an, der nachher viele, meistens schlechte Nachahmer fand. — Albrecht von Haller, 1708 — 77, aus Bern, Professor in Göttingen, gestorben als Landoman-

in seiner Vaterstadt, der große Physiolog, ein lyrischer, didaktischer und besonders beschreibender Dichter, voll Kraft und Gedankenreichthum, ohne eigentliches schöpferisches Vermögen. Seine Sammlung besteht nur aus 28 Gedichten, mit Vorreden und gelehrten Bemerkungen ausgestattet, wie es damals Mode war, unter denen ein paar lyrische Traueroden auf den Tod seiner beiden Frauen, das beschreibende, die Alpen, in zehnzeitiger Alexandrinerstrophe, und ein Fragment auf die Ewigkeit am gelungensten sind. Ihm ähnlich, obgleich nachstehend, ist Karl Friedrich Drollinger, 1688 — 1742, aus Durlach, und Samuel Gotthold Lange, 1711 — 81, aus Halle, Sohn des lateinischen und griechischen Grammatikers in seinen horazischen Oden, der mit seinem Freunde Pyra aus Gotha, 1715 — 44, die reinlose Poesie einzuführen suchte. Johann Peter U, aus Anspach, 1720 — 96, ebenfalls Oden-dichter, übertrug die letzteren an Geschmack und Kunst, obgleich et etwas wortreich ist. Er versuchte die prosodische Position der Alten auf die deutsche Sprache anzuwenden. — Johann Elias Schlegel aus Weissen, 1718 — 49, ist als Lyriker unbedeutend (sein Bruder Johann Adolph dichtete mehrere Kirchenlieder), als Dramatiker jedoch nicht ganz unwichtig. Seine Trauerspiele, z. B. Hermann, und Canut, sind zwar nicht bloß in Alexandrinern, sondern auch etwas nüchtern und redselig, indeß doch in natürlichem Ausdruck. Auch suchte er das Epische und Lyrische mehr zu verbinden, was ihm besonders in einem seiner Lustspiele, der Triumph der guten Frauen, gelang. Christian Felix Weiße aus Annaberg im sächsischen Erzgebirge, 1726 — 1804, sehr mittelmäßig in seinen Trauerspielen, z. B. Johann Gelas, Eduard III., Richard der Dritte, Atreus und Threß, zeichnete sich aus durch Schauspiele für Kinder in seinem händerreichen sehr beliebten Kinderfreund, und besonders durch seine Singspiele oder Operetten, z. B. der Entenfang, die Liebe auf dem Lande, die Jagd, Lottchen am Hofe, welche von Hiller componirt, Fiedlingsstücke wurden. Schlegeln ähnlich als

Dramatiker ist Johann Friedrich von Cronze, 1731 — 56, durch sein Trauerspiel *Gedrus*, mit welchem er den von Nicolai in der Zeitschrift *Bibliothek der schönen Wissenschaften* aufgesetzten ersten, sowie von Brawe mit einem bürgerlichen Trauerspiel den zweiten Preis gewann. Den Alexandrinern und dem alten Geschmack blieb auch treu Cornelius von Kyrenhoff, kaiserlich österreichischer Feldmarschall in seinen Trauerspielen, z. B. *Kurellus*, *Hermann's Tod*, *Thumelikus*; eins derselben, *Virginia*, ist jedoch in fünffüßigen Jamben. Einige seiner Lustspiele, z. B. *der Postzug*, das auch Friedrich II. gefiel, und die große *Watterie*, zur niedern Gattung gehörig, erhielten sich lange auf der Bühne. — Als Satiriker sind Christoph Friedrich Elscow, der etwa 1760 im Gefängniß zu Eilenburg starb, nicht ohne Kraft und Witz, aber durch persönlichen Spott sich viele Feinde zuziehend, und Gottlieb Wilhelm Rabener aus Bachau bei Leipzig, 1714 — 71, sich beschränkend auf treffende Darstellung der damals herrschenden Thorheiten, und wegen seiner Popularität, wie er denn auch fast nur in Prosa schrieb, zu seiner Zeit sehr beliebt, aber ohne höhere Ansicht der menschlichen Verlehrtheiten. Eine seiner Satiren, Beweise, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind, ist in Alexandrinern. — Abraham Gottlieb Kästner aus Leipzig, 1719 — 1800, Professor der Mathematik und Physik zu Göttingen ist dagegen ein ausgezeichnetes Epigrammatist. — An didaktischen oder sogenannten Lehrbüchern fehlte es nicht, z. B. Magnus Gottfried Lichtwer aus Würzen 1719 — 83, Regierungsrath in Halberstadt, welcher das philosophische System der Moral und des Naturrechts von Wolf in gereimten Alexandrinern unter dem Titel, *das Recht der Vernunft*, ohne Poesie bearbeitete, während seine äsopischen Fabeln im Ganzen gut erfunden und leicht und launig erzählt waren. Ihm ähnlich ist Johann Jakob Dusch aus Gelle, 1725 — 87, in einem Lehrgedicht: *die Wissenschaften*, während sein Roman *Karl Ferdinand oder der Verliebte zweier Bräute*, nicht

ohne Verdienst ist als Nachahmung der englischen von Richardson. — Johann Philipp Lorenz Wirthof aus Duisburg, 1725 — 89, Arzt und Professor der griechischen Literatur daselbst, ist dagegen ein Geistesverwandter Haller's. Seine Gedichte, von ihm akademische genannt, sind zum Theil lyrisch, zum größeren Theile didaktisch, und diese, z. B. Sokrates, die moralischen Reher, die sinnlichen Ergötzungen, der Charfreitag, Entschlüsse (letzteres von Herder etwas, und zwar glücklich verändert), gedankenreich, satyrisch, von großer Kraft und Wärme, aber lakonisch und räthselhaft und ohne Wohlklang der Verse. Wenn Wirthof nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt ist, so ist dagegen Christian Fürchtegott Gellert aus Heinitzen bei Freiberg im Erzgebirge, 1715 — 96, außerordentlicher Professor der schönen Literatur und der Moral zu Leipzig, ein schüchterner, fränklicher, sittlich trefflicher Mann, der durch seine moralischen Vorlesungen auch sehr wohlthätig auf seine Zuhörer wirkte, noch bis jetzt unvergessen, besonders wegen seiner zwar meistens nicht von ihm selbst erfundenen aber neueingekleideten Fabeln und Erzählungen und wegen seiner Kirchenlieder, während seine Schäfer- und Lustspiele und sein Roman, Leben der schwedischen Gräfinn v. G., unbedeutend sind. — Eigentlich epische Dichter, die hierher gehören, gibt es wenige. Der beste ist Friedrich Wilhelm Zacharia aus Frankenhausen, 1726 — 77. Er schrieb komische Heldengedichte, z. B. das Schnupstuch, der Renommist, der Phaethon und besonders Rurter in der Hölle, sowie ein beschreibendes die Tagezeiten, die viel Beifall fanden, aber sich nicht viel über Epig erheben. Der schlechteste ist Christoph Otto Freiherr von Schönaich aus der Lausitz, 1725 — 1807, mit seinem ernsthaften Heldengedicht Hermann oder das befreite Deutschland in trochäischen Achtfüßlern oder Tetrametern, ein ganz geistloses Gedicht, dessentwegen er jedoch in Leipzig von Gottsched als Dichter gekrönt wurde. Selbst Voltaire schrieb einen schmeichelhaften Brief an ihn. Endlich Johann Friedrich Löwen aus Glanthal am Harz.

1729 — 71, Registrator in Rostock, der sich durch seine Romangen, eine damals neue Erscheinung, Ruf verschaffte; es sind aber meistens Erzählungen, komisch, ziemlich platt, im Hänkelsängerton. Auch schrieb er Lieder und Öden, Epigramme und Lehrgebichte, nicht übel erfundene Lustspiele, alles in leichtem Gedankenlang und gebildeter Sprache, doch ohne Eigenthümlichkeit.

Während diese und mehrere andere Dichter von dem Schwulst der zweiten schlesischen Schule und von der Geistlosigkeit Neulirch's und Böhse's zu der Verständigkeit der ersten zurückkehrten, ohne jedoch von dem zugleich erwachenden neuen Geiste Klopstock's bedeutend angeregt zu werden, hatte auf diese Verjüngung der deutschen Literatur und Poesie auch die Kritik großen Einfluß. Diese begann schon im 17ten Jahrhundert durch einen Streit zwischen Christian Bernike oder Warnke, aus Preußen, der zwischen 1710 und 20 als dänischer Resident zu Paris starb, einem geistvollen doch hinter Logau zurückstehenden Epigrammatisten, und Christian Heinrich Postel aus Hamburg, 1658 — 1705, der 25 Singspiele für die Hamburger Bühne schrieb, auch ein Heldengebicht, der große Bittkeind, ansang, und ein gelehrter Mann war, selbst spanisch verstand. Der Streit betraf die hoffmannswaldauhensteinische Poesie, welche Bernike in seinen Epigrammen lächerlich gemacht hatte, ward aber auf eine gemeine Art geführt, indem Bernike, durch ein Sonett von Postel gereizt, in einer satirischen Erzählung den Postel, dessen Namen er in Stelpo verwandelte, zum Nachfolger des Hans Sachs ernannte, der damals für den Stellvertreter schlechter Poesie galt, Hunold, 1680 — 1721, als Schriftsteller Menantes sich nennend, ein Freund Postels, dagegen ein plattes Schauspiel, der thörichte Pritschmeister Narweel verfaßte. Wichtiger ist der Streit zwischen den sächsischen und schweizerischen Dichtern. In der Spitze der ersteren stand Johann Christian Gottsched aus Jüdtschendorf bei Königsberg, 1700 — 1766, Professor der Dichtkunst und Philosophie in Leipzig, Vorsteher der deut-

schen Gesellschaft, und durch Vorträge wie durch poetische, kritische und historische Schriften, besonders durch Lehrbücher für Schulen und Universitäten, von bedeutendem Einfluß, auch nicht ohne einiges Verdienst als Litterator durch seinen nöthigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst der Deutschen, und durch die Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. Sein Gegner war Johann Jakob Bodmer, Sohn eines Landpfarrers anweit Zürich, 1698 — 1783, Professor der Geschichte und Litteratur in Zürich, dessen Hauptverdienst, dem des Gottsched ähnlich, darin besteht, daß er das Andenken an die altdeutsche Poesie durch Herausgabe der sogenannten Manessischen Sammlung, eines Theils der Nibelungen, des Parivalds, der Nibel von Woner und durch Umbildung des Wilhelm von Franse erneuerte. Einig waren diese beiden Männer sowie ihre Anhänger in dem Tadel des Schwulstes der zweiten schlesischen Schule und in der Achtung des Epik. Aber Gottsched war für den französischen, Bodmer für den englischen Geschmack, letzterer besonders ein Bewunderer Milton's, dessen verlorenes Paradies er, obgleich schlecht genug, übersetzte. Diese Uebersetzung veranlaßte die Entzweiung, indem Gottsched die Uebersetzung und selbst das Gedicht, besonders wegen des Wunderbaren, für geschmacklos erklärte. Die Schweizer verworfen auch den Reim. Seit dieser Zeit theilten sich die deutschen Poeten in Bodmerianer und Gottschedianer. Der Streit wurde in Zeitschriften geführt, indem die Schweizer nach dem Muster des englischen Zusehauers die Diskurse der Maler, und des Maler der Skizzen, Gottsched die vernünftigen Tadlerinnen herausgab, und betraf eigentlich fast nur Nebendinge, hatte auch keinen erheblichen Erfolg, regte aber doch die Untersuchung an. Obgleich Bodmer und Gottsched an Geist sich ziemlich gleich standen, so hatte doch der letztere meistens geistlose Gehülfen, z. B. Schwabe und Triller; an Bodmer schlossen sich dagegen Männer und Jünglinge, die bald die Merken der deutschen Poesie wurden, namentlich Klopstock und Wieland.

welche selbst sich sogar eine Zeitlang bei Bodmer in der Schweiz aufhielten, so daß er, ungeachtet er erst im 50sten Jahre Dichter wurde und nicht viel als solcher leistete, doch über die Vielschreiber Gottsched und dessen nicht minder schreibflußige Frau endlich den Sieg davon trug. Diese Uebergangsperiode ist also theils durch Mangel, an Erfindungskraft und Gefühl, theils durch ein Schwanken im Geschmack und in den Grundsätzen zu bezeichnen und reicht bis über die Mitte des 18ten Jahrhunderts hinaus, insofern der neue Geist, welchen Klopstock, Wieland und Lessing durch ihre Schriften verbreiteten, nur allmählig wirkte. Klopstock ist der Vertreter der tiefen deutschen sittlichen Gesinnung, des Lyrischen und des Ideals, Wieland des Epischen und der Wirklichkeit, Lessing des Dramatischen und der Kritik des Schönen, oder der Geschmackslehre. Alle drei vereinigten sich in der Bewunderung der Alten und suchten ihnen auf gewisse Weise nachzuahmen in Form oder Stoff. Klopstock durch die lyrischen Epikemnaache der Alten, Wieland durch Verarbeitung griechischer Philosophie in seinen Romanen, Lessing durch Zurückweisen auf des Aristoteles Poetik und Anwendung dieser Grundsätze. Klopstock und Lessing haben zugleich Vorliebe für die englische Literatur, der erstere für Milton, der letztere für Shakspeare, und Wieland, der der französischen Literatur mehr huldigte, war dennoch auch den Engländern nicht abgeneigt, wenigstens hat er zuerst Shakspeare übersetzt. Zu diesen dreien gehöret ein vierter, nämlich Herder, der sich durch Sinn und Empfänglichkeit für die Poesie aller Nationen und daher durch Uebersetzungen und Bearbeitungen wie durch Abhandlungen, und durch eigne poetische Schöpfungen auszeichnet. Diese vier bilden daher den zweiten Abschnitt der neueren Poesie, auf welchen dann der dritte mit Göthe, Schiller, Richter und Tieck an der Spitze, die deutsche Poesie zur Krise bringt.

B. Fortgang.

a) Klopstock.

Kriedrich Gottlieb Klopstock, geboren den 2. Junius 1724 zu Quakenburg, gestorben den 14. März, begab-

den den 22. März 1803 an einem heiteren Frühlingstage zu Hamburg, ward gebildet zu Schulpforte, wo er sich schon beim Abschied durch eine treffliche lateinische Rede über die epische Poesie auszeichnete, studirte zu Jena, und nachher zu Leipzig, wo er sich mit mehreren Freunden verband, dichtete schon damals die ersten 3 Gesänge des Messias, welche zuerst in den bremischen Beiträgen, einer Zeitschrift erschienen, ward Hauslehrer in Langensalza, wo seine innige Liebe zu der in seinen Oden Janny genannten Schwester seines Freundes Weiß entstand, aber nicht erwidert wurde, vermählte sich 1754 mit Margaretha Wöller, die in seinen Oden Meta heißt, nachdem er sich 1750 bei Rodmer in Zürich aufgehalten hatte, verlor sie durch den Tod 1754, lebte bis 1771 in Kopenhagen, wohin ihn der König von Dänemark Friedrich 5. durch Bernstorff hatte einladen lassen und ihm einen Jahrgehalt gab, und wo er 1769 den Messias vollendete, von jener Zeit an in Hamburg ohne Amt, das er nie bekleidet hat, als dänischer Legationsrath und badenscher Hofrath, welchen letzteren Titel er nebst Jahrgehalt von Friedrich von Baden erhalten hatte, höchst einfach und still, sich nur mit Lesen, Dichten, und Brieffschreiben beschäftigend, und an dem Umgang weniger Freunde, sowie im Winter am Schlittschuhlaufen erfreuend. In der letzten Zeit seines Lebens interessirte ihn besonders die französische Revolution, und er erhielt, weil er sie zuerst in Schuhnahm, das französische Bürgerrecht. Auch vermählte er sich 1792 zum zweitenmal und zwar mit Frau von Windhem, die in seinen Oden Windeme heißt und ihn überlebte. Sein Leichenbegängniß war höchst feierlich. — Seine poetischen Schriften sind: die Messias in 20 Gesängen in Hexametern, zwei Bände Oden, geistliche Lieder, 6 Dramen, drei aus der biblischen Geschichte, der Tod Adams in 1 Akt und David und Salomon in Jamben, drei vaterländische, Batdiele von ihm genannt, die Hermannschlacht, Hermann und die Fürsten, und Hermanns Tod, endlich Epigramme; die profaischen betreffen Sprache, Prosodie und Metrik, nämlich die Gelehrtenrepublik, Fragmente über Sprache und Dicht.

kunst, grammatische Gespräche und einzelne Aufsätze. Auch versuchte er die Rechtschreibung zu verändern, ohne jedoch damit durchzubringen. — Klopstock ist daher auch als Grammatiker bedeutend, ungleich mehr jedoch als Gründer einer neuen Dichterperiode. Seine Poesie ist fast noch mehr Ausdruck seines Charakters als seiner Studien. Vaterlandsliebe und Frömmigkeit besetzten ihn, daher war sein Bestreben ein doppeltes, die deutsche Dichtkunst wieder zu einer vaterländischen zu machen, und sich der religiösen Dichtkunst als der höchsten Dichtkunst zu widmen, ein Bestreben, das ihm freilich in seinem bedeutendsten Werke, dem Messias, nicht ganz gelang; denn theils ist seine Frömmigkeit zu protestantisch, theils ihr das Mystische des Glaubens abgeht, theils ist die Form, der Hexameter, undeutsch, wie denn überdies der Messias mehr lyrisch als episch ist, und auch die lyrischen Stellen nicht selten zu wortreich. Besser, oder vielmehr in ihrer Art einzig durch Kraft und Empfindung und natürlichen obwohl immer erhabenen Ausdruck sind einige seiner Oden, besonders die der Liebe an Fanny, auch die der Freundschaft an Ebert, oder der Natur z. B. an den Zürchersee, und mehrere religiöse; selbst das Sylbenmaaß ist hier nicht grade rein griechisch, einige dagegen, z. B. der übrigen vortreffliche Odenkreis Ringold, haben durch die nordische Mythologie etwas Prunkendes und Undeutsches; am mindesten gerathen sind die auf die französische Revolution, wegen der Kürze und Gezwungenheit des Ausdrucks und der Satzverbindung, zum Theil auch durch das Unpoetische der Gedanken. Auch einige seiner geistlichen Lieder in Reimen sind vortrefflich, und vermöge dieser sowie vermöge eines großen Theils seiner Oden bleibt Klopstock einzig in der deutschen Literatur. — Dief bemerkt man besonders, wenn man ihn mit seinen Anhängern vergleicht, welche meistens zufrieden waren, etwas von seinem Geiste nachzuahmen. Einige fanden Gefallen an der nordischen Mythologie, wie Karl Friedrich Kretschmann aus Zittau 1738—1809, welcher sich Ringold der Farbe nannte; Willamow aus Neuenburg in Preußen 1736—1777, gestorben in Peters-

burg, versiel in seinen reimsfreien dithyrambischen Lobgedichten z. B. auf Peter den Großen und Friedrich II. in prunkvolle Weisschweifigkeit, dahingegen seine dialogischen Fabeln gelungen sind; Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, aus Tondern, 1737—1823, ein Dichter von großen Anlagen, schrieb Gedichte eines Staliden, worin er die Kraft der Klopstock'schen Muse mit der Schwermut der Ossianischen zu verbinden suchte, aber wie in seinem Trauerspieler Ugolesino in Prosa, dessen Stoff er aus Dante's Hölle nahm, bisweilen überkräftig ward. Auch der österreichische Dichter Michael Denis aus Schärding in Baiern, 1729—1800, der sich Sined der Garde nennt, und Ossian in Hexametern übersehte, eiferte Klopstock und Ossian zugleich nach, aber ohne hinreichende Kraft und Eigenthümlichkeit. Klopstock ließ sich nicht wohl nachahmen, und einer seiner liebsten Freunde, Johann Andreas Cramer, 1723—88, Kanzler in Kiel, that daher wohl mit Klopstock nicht zu weiters fern, sondern in seinen freilich wenig begeisterten Gedichten, von denen die Hymnen auf Luther und Melancthon in gereimten Versen, den meisten Beifall fanden, seinen eignen Weg zu gehen. Der begabteste seiner Nachahmer war unstreitig Franz, Freiherr von Sonnenberg aus Münster, 1778—1803, durch Selbstmord gestorben, Verfasser des Epos in Hexametern, Donatoo oder das Weltende, von reicher aber ungeregelter Phantasie.

Um diese Zeit ward aber Deutschland durch die Erweiterung des preussischen Staats, durch die Thaten des Königs Friedrich II. im siebenjährigen Kriege und durch die Tapferkeit seiner Krieger aufgeregt, und zwei Dichter sind es besonders, die diesen Stoff, obgleich jeder auf seine Weise verarbeiteten. Klopstock hatte ein allgemeines Interesse am Vaterlande gefaßt; und war bis in die Urzeit Germaniens zurückgegangen, Karl Wilhelm Ramler aus Götberg, 1725—98, Professor an der Kadettenschule in Berlin, und Johann Wilhelm Ludwig Gleim aus Ermensee bei Halberstadt, 1719—1803, Domschreiber in Halberstadt, sind preussische Dichter, der erstere in seinen mehr gelehrten

als begeisterten, zum großen Theil in antiken Verkmäßen gedichteten, doch Klopstock keineswegs nachgeahmten Oden, wie er denn auch die Oden des Horaz im Sylbenmaaß der Urschrift übersezte, der letztere in seinen kunstloseren gereimten, vollkemmähigen Liedern eines Grenadiers. Auch diese beiden übten, Ramler durch seine obgleich pedantische Verskritik, Gleim durch seine Achtung gegen andre Dichter durch seine Unterstützung jüngerer Talente, durch seine Freundschaft und Treuherzigkeit, weshalb er Vater Gleim hieß, und das Zimmer, worin er die Bildnisse seiner Freunde hatte, seinen Musentempel nannte, einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. Im Geiste Ramlers suchte der Wiener Carl Masfaliier, 1731 — 95, das österreichische Kaiserhaus in Oden zu preisen, die weniger gelehrt, mehr natürlich und heiter sind, übersezte auch die Oden des Horaz, aber minder gut als Ramler. Gleims Grenadierlieder, fanden keine, seine Lieder, besonders die anaktontischen, aber viele, meistens schlechte Nachahmer. Das Religiöse tritt bei beiden Dichtern zurück, doch hat Ramler religiöse Kantaten, z. B. den von Rolle komponirten Lob Jesu, Gleim das rothe Buch Hallabat geschrieben, dem er Form und Ton des Koran zu geben suchte.

Wie in Leipzig durch Klopstock ein poetischer Freundschaftsbund entstanden war, so verbündeten sich in den Jahren 1768—75 mehrere junge Männer in Göttingen, Bürger, Wolf, Hölty, Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, Leisewitz, Müller und Boje, der Stifter dieses Vereins, sowie eines Musenalmanachs, auch eines deutschen Museums zusammen mit dem Staatsmanne Dohm. Auch diese waren sehr von der alten, besonders der griechischen Literatur eingenommen, aber in ihren eigenen Dichtungen waren sie echtdeutsch und zeichneten sich mehr oder minder als Liederdichter aus, mit Ausnahme von Johann Anton Leisewitz aus Hannover, 1752—1806, der mit seinem einzigen Trauerspiel Julius von Tarent in Prosa mehr als Vorläufer Schillers zu betrachten ist. Johann Heinrich Wolf aus Sommerdorf im Mecklenburgischen, 1751—1826, zuletzt Profes-

for in Heidelberg, vorher Rektor in Göttingen, war der gelehrteste unter ihnen, und hat die bedeutendsten klassischen Dichter der Griechen und Römer, namentlich den Homer, Hesiodus, Aristophanes, Horaz, Virgil, Ovid, im Alter auch den Shakspeare übersetzt, aber seine Grundsätze der Uebersetzungstreue, die sich weniger auf den Geist als auf Form und Einzelnes bezogen, haben seinen anfänglichen Ruhm untergraben. In seinen eignen Gedichten fehlt Einbildungskraft und tieferes Gefühl, seine Religiosität ist etwas pedantischer Protestantismus und seine Natürlichkeit wird bisweilen platt, weshalb er wohl verdiente von A. W. Schlegel mit Matthißen und einem mährischen Dichter, Schmidt aus Berneuchen, in einem Wechselgesang spöttisch zusammenzustellen zu werden. Doch hat seine herametrische Idylle Luise in 3 Gesängen viel Beifall, besonders in Norddeutschland, gefunden, weil sie das Stück eines protestantischen Pfarrers ganz nach dem Leben darstellt. Am besten sind wohl einige seiner eigentlichen gereimten Lieder, (denn er hat auch viele stielse Lden in antiken Sylbenmaassen gemacht.) z. B. Gesund und frohen Muthes, gelungen. Erwähnenswerth sind auch zwei seiner Idyllen in platter norddeutscher Mundart. Die Brüder Stolberg, stehen ihm in der Gelehrsamkeit am nächsten, Christian, der ältere aus Hamburg 1748—1821, und Friedrich Leopold aus Braunschweig in Holstein 1750—1820, welcher letztere 1800 zur katholischen Kirche übertrat und deswegen von Ross gescholten wurde, waren beide Uebersetzer, letzterer Nebenbuler Rossens als Uebersetzer der Iliad, übertreffen ihn aber in ihren eigenen Gedichten, Lden, Elegieen, Liedern, durch Adel der Gesinnung, Begleitung und Gefühl. Die drei eigenthümlichsten sind Bürger, Hölty und Miller, der erstere als Balladendichter, der zweite als Elegiker, der dritte als Romanschriftsteller, alle drei zugleich als Liederdichter. Gottfried August Bürger, 1748—94, aus Wolmerswende im Halberstädtischen, 1748—94, zuerst Justizamtman, dann Professor in Göttingen, stets gedrückt von häuslichen Leiden, voll Kraft und tiefen Gefühl, ist der Gründer der Ballade bei den Deut-

sehen, wie er denn besonders durch seine Lenore zum Volksdichter wurde, und außerdem ein trefflicher Lieberdichter, wiewohl seine Darstellung des Natürlichen und Sinnlichen bisweilen grell und derb ist, weshalb ihn Schiller bitter tadelte. Auch übersetzte er den Macbeth, und einige Gesänge der Ilias zuerst in Jamben, dann in Hexametern, nicht ohne Glück. Ludwig Heinrich Christoph Hölty aus Mariensee bei Hannover 1748—76 gehört durch tiefes Gefühl für Liebe und Freundschaft, durch wehmüthige Freude an der Natur und am Leben, sowie durch klassischen Ausdruck und Zierlichkeit der Versformen zu den besten elegisch-lyrischen deutschen Dichtern. Manche von seinen Liedern z. B. Wer wollte sich mit Grillen plagen, sind noch nicht vergessen. Johann Martin Miller aus Ulm, 1750—1814, ist mehr berühmt durch seinen Roman Siegwart, eine Klostergeschichte, durch welchen eine gewisse Empfindelkei Mode wurde, als durch seine damals sehr beliebten, zum Theil noch bekannten Volkslieder, z. B. Traurig sehen wir uns an, Was frag ich viel nach Geld und Gut.

Dies sind die eigentlichen Mitglieder des Göttinger Vereines, aber in demselben Tone dichteten auch mehrere andre, welche deswegen hier anzuschließen sind. Johann Georg Jacobi aus Düsseldorf, 1740—1813, Professor der Aesthetik zu Freiburg, ist mehr ein leichter, Matthias Claudius aus Weinsfeld bei Lübeck, 1743—1815, Revisor der schleswig-holsteinischen Bank in Altona, welcher sich den Wandabecker Boten nannte, ist der eigentliche und größte deutsche Volksdichter z. B. durch sein Abendlied, Rheinweinlied; und ihm ähnlich sind Martin Usteri, ein Schweizer, 1763—1827 durch sein Freut euch des Lebens, Christian Adolph Overbeck, 1755—1821 durch Das waren mir selige Tage, und selbst Christian Friedrich Daniel Schubart aus Obersonthem in Schwaben, 1739—91, berühmt durch seine 10jährige Gefangenschaft auf der Festung Hohenasperg wegen zu freier Reden, durch sein Abschiedslied: Auf, auf ihr Brüder, und seid stark! obgleich seine Oden, z. B. auf Friedrich II., wortreich und

schwüßig sind. Ein Geistesverwandter von Höltz ist Friedrich von Matthiſſon aus Hohenobereben im Magdeburgiſchen, 1761—1831, nur daß ſeine wehmüthige Gefühlsdarſtellung bei höchſt gewähltem Ausdrucke bisweilen ſich zu ſehr mit Landſchaftsmalerei verbindet. Johann Gaudenz von Salis aus Seewis in Graubünden, 1762 geboren, iſt ihm ähnlich, aber kraftvoller. Ludwig Theobul Koſegarten aus Greißmühlen, 1758—1818, Prediger in Altenkirchen auf Rügen und zuletzt Profeſſor der Geſchichte in Greißwalde, feiert beſonders die Inſel Rügen in ſeinen lyriſchen, bisweilen etwas zu volltönenden Gedichten. Seine Idyllen ſind beſſer und ſeine Toccate an geiſtigem Gehalt der Luise von Noß vorzuziehen. Chriſtoph Auguſt Tiedge, aus Gardelegen in der Altmark, 1752 geboren, iſt ein etwas weicher Elegiker, am berühmteſten wegen ſeines geſühl- und gedankenreichen, aber mehr kantischphilosophiſchen als poetiſchen didaktiſchen Gedichtes *Urania*, Valerius Wilhelm Neubeck, geboren zu Arnſtadt 1765, ſchrieb ein didaktiſches Gedicht in Hexametern, die *Gesundbrunnen*, in 4 Gefängen. Salomon Geſner aus Zürich, 1730—87, Buchhändler und Maler, ſchuf eine eigne Art von Idyllen in Proſa, in welchen er die chriſtliche Idee des Standes der Unſchuld, welcher aber keine Mannichſaltigkeit der Charaktere zuließ, mit dem Schmucke griechiſcher Mythologie bekleidete, großen Beifall auch bei den Franzoſen damit erwarb, aber darin auch das Höchſte erreichte und erſchöpfte. Jens Baggeſen, ein Däne aus Korſöe in Seeland, 1764—1826, wetteiferte mit Roſſens Luise durch ein idylliſches Gedicht *Varthenais*, und in neueren Zeiten Auguſt Gottlob Eberhard durch eine gleichfalls hexametriſche Idylle, *Hannchen* und die *Küchlein* in 10 Gefängen. Johann Gottfried Seume aus Poſerna bei Weißenfels, 1763—1810, bekannt durch ſeine großen Fußreiſen, dichtete nicht ohne Kraft und Würde; Auguſt Hermann Niemeyer aus Halle, Kanzler der dortigen Univerſität, Erziehungsſchriftſteller, war geiſtlicher Liederdichter. Alle dieſe und mehrere andre, deren Namen ſich

großentheils in den Göttinger Musenalmanachen finden, kommen wenigstens darin überein, daß sie den Ernst der Gesinnung und des Gefühls, sei es nun im Edentone oder im Liede, dem weltlichen oder geistlichen, aussprachen. Sie priesen Gott, die Tugend, das Vaterland, die Natur, sie idealisiren und stellen sich der Wirklichkeit gegenüber, die uns mehr Beispiele von der Schwachheit als von der Kraft des menschlichen Willens, von Lastern und Thorheiten als von Tugend, Weisheit und Vernunft giebt. Diesen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Ideal und Wirklichkeit, Begreifung des Dichters und Schloßheit des gewöhnlichen Menschen sahle Wieland und nächst ihm hauptsächlich Thümmel und Blumauer auf, und es liegt wohl in der Sache selbst, daß ihre Poesie einen mehr epischen als lyrischen Charakter annahm und sich mehr zum Scherz und Spott als zum Ernst und zur Erhabenheit hinneigte. Wieland ist der eigentliche Epiker, obgleich auf andre Weise als Klopstock, Thümmel Romanschriftsteller, Blumauer Dichter einer Traveestie.

b) Wieland.

Christoph Martin Wieland, geboren den 5. September 1733 zu Holzheim unweit Ulm, gestorben zu Oshmannsstadt bei Weimar, den 20. Januar 1813, eine Zeit lang Erzieher der Söhne der Herzogin von Weimar Anna Amalia, dann mit dem Titel eines Hofraths und einem Jahrgehalte amlos lebend, vom Kaiser Alexander mit dem Annenorden, von Napoleon mit dem Kreuz der Ehrenlegion beehrt, folgte als Jüngling, während seines Aufenthaltes bei Bodmer in der Schweiz, der durch Klopstock gegebenen Anregung, und schrieb mittelmäßige Hymnen, Psalme, religiöse Heldengedichte und Lehrgedichte, ward aber bei seiner Zurückkunft, durch das Studium der Alten, der Franzosen und Engländer, namentlich des Xenophon, Voltaire, Steele, Addison, Shaftesbury Feind aller Schwärmerei und huldigte in seinen Schriften den Grundsätzen des heiteren Lebensgenusses, wobei er, um die Stärke der Sinnlichkeit, als Feind

kin der Jugend, darzustellen, bisweilen zu kühnsten Schil-
derungen seine Zuflucht nahm. Seine eigenen Schriften sind
sämmlich erzählender Art, theils metrische, theils Romane.
Die metrischen theilen sich wiederum in größere und klei-
nere, wozu er den Stoff aus dem Mittelalter, oder aus dem
arabischen Märchen, oder aus dem griechischen Alterthum
hernahm, sämmtlich sind sie aber gereimt entweder in acht-
zeiligen oder sehr willkürlich in Rücksicht der Reimstellung
und der Hüfte behandelten Strophen oder strophelos. Seine
Darstellung ist dabei durchaus leicht, auf französische Weise
scherzhaft und unterhaltend. Am meisten Glück machte sein
Haupttrittergedicht Oberon, einem französischen Gedicht Nuon
de Bordeaux von Tressan nachgebildet, aus drei kunstvoll
verbundenen Haupthandlungen bestehend, aus der auf Be-
sehl Kaiser Karls d. Gr. unternommenen abenteuerlichen
Reise Hün's, aus Hün's Liebe zu Rezia und aus dem
Streit und der Versöhnung des Eisenkönigs Oberon und
der Eisenkönigin Titania. Ein zweites Feengedicht ist
Idris und Zenide, ein komisch-spiesshaftes der neue Amadis;
einige der kleinern sind Geron, Schach Polo, Pervonte, des
Maultiers Baum. Ein erzählendes Lehrgedicht ist Musa-
rion oder die Philosophie der Grazien. Die bedeutendsten
unter seinen mehr als seine Gedichte bereits vergessenen auch
etwas gedehnten und in zu künstlichen Perioden geschriebe-
nen Romanen sind: Don Sylvio von Rosalva oder der
Eleg der Natur über die Schwärmerci; Agathon, über die
Schwäche der menschlichen Weisheit und Tugend; der gol-
dene Spiegel, einen Schatz von Lebensweisheit enthaltend;
die Abderiten, eine Satire auf die politischen Thorheiten,
besonders in den reichthümlichen Verfassungen, Aristipp,
worin er besonders seine Lebensphilosophie darstellt. Außer-
dem übersetzte er den Shakespeare, die Satiren und Briefe
des Horaz in Jamben mit geistreichen Einleitungen, den
Lucian und die Briefe des Cicero und erhöhte seinen Ein-
fluß durch Herausgabe von Zeitschriften, dem deutschen Mer-
kur, dem neuen deutschen Merkur und dem attischen Mu-
seum. Wieland ist in vielen Punkten das Gegentheil Alop-

stodt. Er ist in den Werken seiner zweiten Periode weder religiös noch patriotisch, sondern weltlichgesinnt, griechisch-französisch; aber er hat der religiösen Ueberspannung ein Gegengewicht, und der deutschen Sprache Leichtigkeit und Amnath gegeben, und zur Verbreitung der alten Literatur viel beigetragen. — Moriz August von Thümmel aus Schönfeld bei Leipzig, 1738 — 1817, herzoglich gothaischer Minister, Verfasser der Inokulation der Liebe, der Wilhelmine, eines komischen Epos in Prosa, und besonders des Romans. Reise in's mittägliche Frankreich, stellt den Geist Wielands doch nicht ohne Eigenthümlichkeit des Scherzes, des Muthwillens und der Naivetät, aber nicht wie jener in fremden Zeiten und Verhältnissen, sondern in der Wirklichkeit der Gegenwart dar, und erschütterte dadurch die deutsche Pedanterie in allen Kreisen. Alois Blumauer aus Wien, 1755—98, Satiriker und insbesondere Verfasser der travestirten Aeneide, steht eine Stufe unter jenen beiden, und wenn man an Wieland eine gewisse Geschwätzigkeit und eine doch durch seinen Zweck fast gebotene Hinnelung zu äppigen Darstellungen, an Thümmel eine spöttische Behandlung des Idealen, eine verdächtige Gesinnung zu tadeln hat, so versällt Blumauer oft in's Unschickliche, Gemeine und Fotenhafte. — Wieland hat mehrere Nachahmer gefunden, besonders dessen Ritter-Gedichte. So schrieb Johann Baptist von Kiringer aus Wien, 1755 — 97 einen Deslin von Mainz und Bliomberis; Friedrich August Müller aus Wien, 1797—1807 einen Richard Löwenherg, Alfonso, Adelbert den Wilden. Selbst Ernst Schulze aus Gelle im Hannoverschen, 1789—1817, Verfasser der romantischen Erzählung, die bezauberte Rose, und des Epos in 20 Gesängen, Cécile, sowie auch einigermaßen Friedrich de la Motte Fouqué aus Brandenburg, geboren 1777, noch lebend, wegen seines romantischen Romans, der Jauherling, und wegen märchenhafter Erzählungen z. B. das Walgenmännlein, und Undine, sind hieher zu rechnen. Wielands und Thümmels Romane waren schwerer nachzuahmen. Ein Geistesverwandter Blumauers ist aber August Friedrich

Ernst Langbein aus Rabenberg bei Dresden, 1757—1814
besonders wegen seiner Schwänke.

c) Lessing.

Von Klopstock und Wieland unterscheidet sich wesentlich Gottbold Ephraim Lessing aus Camenz in der Lausitz, geboren den 22. Januar 1729, gestorben den 15. Februar 1781 in Wolfenbüttel, nach einem ziemlich bewegten Leben, einem wiederholten Aufenthalte in Leipzig und Berlin, nachdem er als Sekretär des preuss. Generals Tauenzien am siebenjährigen Kriege Theil genommen, und einige Jahre, 1766—69, sich in Hamburg aufgehalten hatte, seit 1769 Bibliothekar in Wolfenbüttel, und zwar hauptsächlich als dramatischer Schriftsteller. Das Drama war seit Gryphius durch Lohenstein gesunken, und hatte selbst durch El. Schlegel, Tronegl und Weiße nicht bedeutende Fortschritte gemacht, wenigstens waren letztere nicht bloß in der Form, dem Alexandriner, sondern auch im Geiste den Franzosen treu geblieben. Lessing verbesserte es theils durch Abhandlungen, besonders in seiner Dramaturgie, und zwar durch scharfen Tadel der bis dahin bewunderten französischen Tragiker als auch durch Hinweisung auf die Grundsätze des Aristoteles, und auf die Werke der Griechen wie des Shakespeare, theils durch eigene Werke, von denen das früheste, welches sich erhalten hat, der junge Gelehrte heisst, auf welches der Mißogyn, die Juden, der Freigeist, der Schatz, sämmtlich in Prosa, folgten, mit welchen er, besonders mit den frühesten verflochten, gegen Gottsched austrat. Das Trauerspiel *Wiß Sara Sampson* ist gleichsam die Scheidewand zwischen den früheren unvollkommeneren und den späteren vollkommeneren. *Minna von Barnhelm*, ein Lustspiel, *Emilie Galotti*, einem Trauerspiel, und *Nathan der Weise*, einem Drama, in welchem letztem er, nachdem alle übrigen in Prosa abgefaßt waren, sich des Reises, aber nicht des Alexandriners, sondern nach dem Beispiel Shakespeares des fünfstüfigen Jambus bediente. Lessing ist nicht bloß als Dramatiker und Dichter, z. B. von trefflichen Tabein in Prosa, sondern eben

so bedeutend als Prosaisker, und Literator, und sein Styl ist klassisch; die meisten seiner prosaischen Werke sind ästhetischer Art, außer der Dramaturgie, z. B. Laokoön, eine Abhandlung über die Grenzen der Malerei und Poesie, und der Scharfsinn, den er in seinen kritischen und polemischen Schriften z. B. in seinem Antigöth zeigte, hatte auf seine dramatischen Werke großen Einfluß. In diesen herrscht der Verstand über die Phantasie vor, aber ungeachtet dieses Mangels, und er selbst hielt sich deswegen für keinen eigentlichen Dichter, sind sie an und für sich trefflich, gewissermaßen unsterblich, da sie wenigstens auch jetzt noch trotz des veränderten Geschmacks, auf der Bühne mit Beifall gegeben werden, und für die Geschichte des deutschen Drama's besonders wichtig. Die bisherigen Schauspiele waren früherhin phantasie reich aber häufig widrig, dann phantasie los und matt gewesen; Lessing begründete das deutsche Drama durch rasche Handlung, durch Charakteristik, richtigere Behandlung der Leidenschaft, durch gehaltvollen Dialog und Einsicht in den Zweck des Drama's und besonders des Trauerspiels. Sein letztes Stück ist ausgezeichnet als didaktisches Drama mit dem Grundgedanken der Gleichstellung aller positiven Religionen, den man freilich nicht billigen kann, bei doch keineswegs mangelndem dramatischen Leben, und selbst mit mehr poetischer Färbung als die übrigen durch die Verlegung der Handlung in den Orient. Sein Lustspiel Minna von Barnhelm hat einen nationalen preussischen Inhalt, da derselbe sich an den siebenjährigen Krieg anschließt und ist deswegen fast einzig. In einem kleineren Lustspiel die Matrone von Ephesus zeigte er noch mehr komisches Talent. Dem Trauerspiele Emilia Galotti fehlt bei großer dramatischer Lebendigkeit und trefflicher Charakterzeichnung die eigentliche tragische Hebert. — Lessing hat mehr noch auf die Prosa als auf die Poesie eingewirkt, überhaupt aber nicht eigentliche Nachfolger gehabt. Zu denen, welche ihn am meisten studirten und sich in die Schärfe seiner Forschung und die Klarheit seiner Darstellung anzueignen suchten, gehört Friedrich von Schlegel. In

der dramatischen Poesie steht er einzeln da. Dagegen ließen sich in der didaktischen Poesie an ihn anschließen, und zwar als Epigrammatiker die beiden Württemberger Haug und Weiser, sowie von Brinkmann; als Fabeldichter Michaelis, Nicolai und Pfeffel aus Colmar 1736—1809, welche letzteren beiden nebst Johann Georg Jacobi, von Götting, Götter, Tieck auch Episteln schrieben; als Satiriker Friedrich durch satirische Heldzüge, und besonders Johann Daniel Falk aus Danzig 1770—1826, gestorben zu Weimar durch seine metrischen Satiren, z. B. die Gebete, die Gräber zu Rom, zum Theil auch dramatische Satiren oder Legenden und Burlesken, z. B. der Schmidt von Apolda und Prinzessinn mit dem Schweinerüssel.

4) Herder.

Johann Gottfried von Herder, aus Morungen in Ostpreußen, geboren den 25. August 1744, gestorben als Vicepräsident und Oberkonsistorialrath den 18. December 1803 zu Weimar, ist einzig in der Literatur durch seine Vielseitigkeit. Klopstock war am meisten vaterländisch gesinnt, Wieland hatte auf den besseren Geist der französischen, Lessing auf den der englischen Literatur, insbesondere auf Shakspeare hingewiesen; Herder vereinigte diese Neigungen und zeigte eine allseitige Empfänglichkeit für Sprache und Poesie aller Nationen, wovon seine prosaischen Schriften so wohl, z. B. sein Geist der hebräischen Poesie, seine Ideen zur Geschichte der Menschheit, seine Abhandlungen über Ossian und Homer, seine Uebersetzungen und Bearbeitungen, z. B. der Gedichte des Walde, sein Od nach spanischen Balladen, und besonders seine Stimmen der Völker oder Volklieder vieler Nationen das beste Zeugniß geben. Als Kritiker ist er weniger polemisch als Lessing, sondern mehr anerkennend, als Aesthetiker insbesondere ist er so wenig Philosoph als Lessing, auch an eigentlichem schaffenden poetischen Vermögen fehlte es ihm; aber durch seinen Sinn für alles Schöne, durch seine lebendige gefühlvolle Darstellung

des Schönen in den Kunstwerken aller Nationen, ist er echtdeutsch.

C. Vollenbung.

Wenn in dem ersten Abschnitt der dritten Periode die eigene Schöpfungskraft schwächer und nur einseitig und mangelhaft in Haller, Hagedorn, Gellert hervortritt, die Kritik aber in den Kämpfen Gottscheds und Bodmers vollends noch sehr kumpf ist, wenn in dem zweiten Abschnitt die Poesie wieder zu Kräften kam und auch die Kritik heilsichtiger wurde, letzteres besonders in der Beurtheilung der Kunstwerke anderer Nationen, so war doch der Poesie noch eine höhere Vereinigung des Getrennten, theils nach der Seite der Wahrheit, theils der Idealität hin vorbehalten, und zwar durch Göthe und Schiller und zwar eben sowohl durch poetische Werke als durch ästhetische Untersuchungen, bis endlich eine abermalige Umfassung des Ganzen, doch auf eine höhere Weise als durch Herder, besonders durch das Studium der romanischen und altheidischen Literatur in Tied erschien, wiewohl Göthe und Tied alle diese Stadien durchliefen, Schiller dagegen mehr der bloßen Idealität sich zuwandte und durch seine Verschmelzung des Philosophischen, besonders Moralisches und Ethischen sich noch mehr als deutscher Dichter zeigte und daher den größten Beifall in ganz Deutschland und bei allen Ständen errang, so daß man ihn den deutschen Volksdichter im höhern Sinn nennen darf. Die Kritik hat dabei einen viel schwierigeren Kampf gehabt; sie nahm durch Lessing den Aristoteles zum Wegweiser. Johann Winkelmann aus Stendal, 1717—68, zu Triest ermordet, einer der ausgezeichnetsten Kunstkenner, erforschte mehr die plastische Kunst der Griechen. Uebrigens folgte man seit Bodmers Zeit der gangbaren Philosophie. Schon Johann Jakob Breitingen aus Zürich, 1701—1766, ein Freund Bodmers, hatte in seiner kritischen Dichtkunst das leibnizwollische System zum Grunde gelegt, und die Poesie von der Moral abhängig gemacht. In demselben Geist schrieb

Alexander Gottlieb Baumgarten aus Berlin, 1714 — 62 seine Arbeit, ein von ihm geschaffener Name der Theorie des Geschmacks, Adolph Schlegel und Hamler in ihren Uebersetzungen der Geschmackslehre stellten die Nachahmung der Natur als Princip auf, und darüber ging auch Lessing eigentlich nicht hinaus. Dieses Princip, sowie das damals durch die Kenntniß Schaffers und der Alten neu aufleuchtende Feuer der Einbildungskraft veranlaßte die Sturm- und Drangperiode, welche auf die durch die tyrische Tiefe und Erhabenheit Klopstocks und durch die Wehmuth Ossians hervorgerufene sentimentale Periode folgte, oder ihr zur Seite ging. Man strebte nach Wahrheit und Kraft, aber häufig ohne Maaß. Johann Michael Reinhold Lenz aus Eschwagen in Pommern, 1750 — 1792, der ein sehr unruhiges, unglückliches Leben führte, ein Freund Göthe's, stellte die Entzweiung der Wirklichkeit und des Ideals in seinen Dramen, die Soldaten, der Hofmeister, der neue Menoza, das leidende Weib aufs erschütterndste dar, ohne daß er in der Religion eine Beruhigung fand: Wilhelm Heintze aus Langenwiese in Thüringen, 1749 — 1803, Bibliothekar in Mainz, war enthusiastisch für die Schönheit aber zugleich für den Sinnengenuss in seinen Romanen Ardinghells und Hildegard von Hohenthal, aber auch ihm fehlte Religiosität, und außerdem Sittlichkeit und Maaß; Friedrich Maximilian von Klinger aus Frankfurt am Main, 1753 — 1831, russischer General, zeigt sich sowohl in seinen Romanen, Räuber Leben, Thaten und Höllenfahrt, Geschichte Giasfar's, Raphael's de Aquilla's, und eines Deutschen der neuesten Zeit, sowie in seinen Tragödien, die Zwillinge, welche fälschlich dem Julius von Laurent von Zeisewitz von den Vertheilern eines damals ausgeschritten Preises vorgezogen wurden, und Medea, weder innig wie Lenz, noch blühend und hinreißend wie Heintze, sondern kaltherb, stoisch, kräftig, polemisch gegen Welt und Gott, ebgleich geistreich besonders in seinem Dialog der Weltmann und der Dichter; Friedrich Müller aus Kreuznach, 1750 — 1825, als Maler zu Rom lebend, und daher Maler Müller genannt.

eben so talentvoll und kräftig als gemüthlich bei großer Freude an der Natur, aber wehmüthiger Betrachtung der Menschenwelt, die sich in seinen dramatischen Werken *Niehe* und *Genovesa* kund gibt, und dessen *Idyllen*, sowohl die pfälzischen als *Adams erstes Erwachen* und erste selige Nächte sehr eigenthümlich und malerischschön sind, gehört zu den besten Genossen *Göthe's*.

n) *Göthe*.

Johann Wolfgang von *Göthe*, geboren den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, gestorben in Weimar den 22. März 1832, Mittags zwischen 11 und 12 Uhr nach einem Krankenslager von vier Tagen an den Folgen eines gastrischnervösen Fiebers in seiner Geburtsstunde, in einem Alter von 82 Jahren, 6 Monaten und 23 Tagen, zuletzt Geheimrath und Minister des Großherzogs von Weimar, von den vielseitigsten Anlagen und der vielseitigsten durch ein mannichfaltig aufregendes und begünstigtes Leben geförderten Bildung, einer der begabtesten Geister, ist der Dichter der Wahrheit, insofern sie mit der Schönheit eins ist, obwohl von der Anschauung und der Darstellung des Wirklichen ausgehend, und von hieraus sich zur Idealität erhebend, wie er denn eben so sehr Freund und Forscher der Natur als Dichter ist. Man hat daher, sofern er von den Bewegungen der Zeit nicht unberührt blieb, obgleich auf die Zeit zurückwirkte und sie leitete, zwei Perioden bei ihm zu unterscheiden, die, wo er von der Sturm- und Drangperiode ausgehend sich zu seiner eigentlichen Höhe erhebt, und die, wo er seine vollkommensten Werke hervordrachte. Zu seinen ersten Werken gehören der Roman *Werthurs Leidenschaft* und das Trauerspiel *Götz von Berlichingen*. In dem ersten stellt er das Schicksal des unbewachten, von Sturm und Drang gepeinigten sentimentalen Gemüthes dar, und der Ueberkraft, welche nichts als Schwäche ist und mit der Welt, mit sich und Gott zerfällt, also die beiden Hauptgebrechen der damaligen Zeit, in dem zweiten das Ideal des Deutschen, in seinem Kampf für Freiheit, in dem Adel sei-

ner Mannheit und Gemüthlichkeit, und zwar an einem geschichtlichen Helden und daher auch mit den Farben der Wirklichkeit. Nach diesem Gegensatz lassen sich die meisten poetischen Werke Göthe's einteilen, sowohl die erfundenen als die mehr auf historischem Grunde ruhenden. Seine andern beiden Romane, Wilhelm Meisters Lehrjahre und die Wahlverwandtschaften, rügen gleichfalls die Schwächen, doch mehr die allgemeinen des Menschen als die besondern der damaligen Zeit, obgleich die Verkennung der Anlagen und daher des Berufs bei dem Einzelnen, die am Meister, so wie der Heiligkeit der Ehe, die in dem letzteren Romane dargestellt wird, in neueren Zeiten aufgenommen haben mag. Als ein Beispiel der Wahlverwandtschaften läßt sich Stella, und mit Rücksicht auf die Heiligkeit des Eheversprechens Clavigo betrachten. Sein größtes Werk dieser Art ist Faust, die Darstellung des Sturms und Drangs auf seiner höchsten Stufe in der Empörung gegen Gott und eigene sittliche Natur, gleichsam ein neuer Sündenfall, und der dennoch möglichen Erhebung durch That und Liebe. Auf der andern Seite, nämlich nach der Idealität hingerrichtet sind besonders drei Werke, das eine ein dramatisches, Iphigenia in Tauris, aus dem griechischen Heldenleben und an ein vorhandenes griechisches Werk des Euripides sich anlehnend, aber dieß bei weitem überrtreffend, den Triumph der Wahrheitsliebe, das andre, ein epischdramatisches, Hermann und Dorothea, aus der deutschen Wirklichkeit und Gegenwart, den Adel der menschlichen Natur im mittleren Stande, und das Schauspiel Eugenie, die edle Beschränkung des Weibes auf Ehe und Häuslichkeit betreffend, wie denn alle drei die Idealität an Frauen darstellen, während Tasso, wie Faust und Werther, die Schwäche des Mannes aufdecken. In dem Lustspiel die Mitschuldigen ist es nicht anders. Auch in den Geschwistern ist Mariane der edlere Charakter. Egmont ähnelt dem Wey in der Idee der Freiheit. — Wenn man nun zugeben darf, daß Göthe in dieser Verherrlichung des Weibes der Wahrheit huldigt, so sind die schönsten seiner Lieder, seine Elegien und Episteln aus demselben

Gründe so vortreflich, wie man denn aus seiner Biographie weiß, daß er zu den meisten seiner Lieder eine besondere Veranlassung hatte. Göthe's Wirklichkeit, die er durch seine wissenschaftlichen Werke, z. B. die Farbenlehre, und durch Recensionen vermehrte, hat bis an seinen Tod nicht aufgehört, er hat fortwährend angeregt und Anregungen empfangen. Schiller stand mit ihm in der freundschaftlichsten Verbindung, Tieck ist einer seiner wärmsten Verehrer, und nur wenige mit ihm, wie etwa Jean Paul, oder jetzt nach ihm, wie Scherer, scheinen von ihm keinen Eindruck empfangen zu haben.

Das Princip der Nachahmung der Natur, welches die Aesthetiker aufgestellt hatten, das tiefe und zarte aber oft sehr einfach ausgedrückte Gefühl, das in der Göttinger Schule herrschte und sich bei Lessing schon oft in Vertheilung und Unpoesie, oder bei Miller in Schwäche und Reichtheit verloren hatte, und die mißverstandene ideale Wahrheit der Göttheschen Dichtungen verführte, bei den Nachfolgern nicht bloß im Lyrischen zu Mißgriffen, z. B. zum Schwulst wie bei Schubart, sondern auch im Epischen und Dramatischen, namentlich in den Romanen und Schauspielen entweder zu gemeiner Wirklichkeit oder zur Unwahrheit, zum Mißverständniß des Geschichtlichen, zur Verkenennung der menschlichen Natur. Dahin gehören die durch Göthe's Götz von Berlichingen veranlaßten Ritterromane. Die lange Reihe derselben begann ein Schulmann aus Hamburg Leonhard Wächter mit dem Schriftstellernamen Breit Weber, 1762 — 1837, mit seinen Sagen der Vorzeit; am fruchtbarsten waren Christian Heinrich Spieß, ein Wirthschaftsbeamter aus Freiberg in Sachsen, 1755 — 99, der nicht bloß Romane, z. B. die zwölf schlafenden Jungfrauen, sondern auch ähnliche Ritterschauspiele, z. B. Clara von Hohenheim schrieb; und Carl Gottlieb Cramer aus der Gegend bei Freiburg an der Aargau, 1758 — 1817. Aber alle diese saßten das Mittelalter sehr einseitig auf, und verlebten häufig nicht nur den Geschmack, sondern auch die Sittlichkeit. — Besser war die freilich vielweilen breiter und

mit sehr ungenießbaren Ausfällen versehen Bearbeitung deutscher Volksmärchen von Johann Carl August Musäus aus Jena, Professor am Gymnasium zu Weimar, 1735 — 87. Eben so vielfältig wurde gefehlt in den historischen Romanen, theils durch Unkenntniß, theils durch Umbildung und Entstellung der Geschichte. Dergleichen verfaßte August Gottlieb Meißner aus Baugen, 1752 — 1807, Professor in Prag und nachher in Kulda, *J. B.* Bianca Capello, Alcibiades, Spartacus; Ignaz Aurelius Fessler aus Preßburg, erst Mönch, jetzt General-Superintendent im südlichen Rußland, geboren 1756. *J. B.* Marc Aurel, Abälard und Heloise, Matthias Corvinus; und die besseren, *J. B.* Franz Carl van der Velde aus Breslau, 1779 — 1824, Rechtsgelehrter, *J. B.* die Patricier, Arwed Gyllenhierna, die Gesandtschaft nach China; auch Dichterinnen, Benedicte Haubert, aus Leipzig, 1760 — 1819. *J. B.* Thecla von Thurn, eine Vorläuferin Walter Scott's, und Karoline Fichter, geboren zu Wien 1769, *J. B.* Agatheles. Die neueste Zeit ist reich an solchen Schriftstellern, und an längeren und kürzeren und zum Theil nicht verächtlichen Werken dieser Art, welche letzteren, aber fälschlich, Novellen genannt werden. Eine richtigere Bahn betraten diejenigen, welche sich dem Familienroman widmeten; dergleichen schon Dusch mit seinem Carl Ferdiner und Gellert mit der schwedischen Gräfinn versucht hatten. Dusch hatte den Engländer Richardson zum Muster genommen; dasselbe that Johann Timotheus Hermes aus Pognitz in Pommern, 1738 1819, Superintendent in Breslau, mit seinem berühmten aber redseligen und unpoetischen Roman, Sophiens Reise von Remel nach Sachsen, in 6 Bänden. Eigentliche Familienromane und zwar in großer Menge lieferte August Lafontaine aus Braunschweig, 1756 — 1831, Prediger zu Halle, *J. B.* Quinctius Pyrmoran von Flammig, St. Julien, der Sonderling, ein zu seiner Zeit höchst beliebter aber etwas weichlicher, empfindsamer Schriftsteller. Ihm ähnlich an Fruchtbarkeit ist der gewandte und refine

dunkelreiche Gustav Schilling aus Dresden, geboren 1766. Wahrhafter und lieblich idyllisch sind die häuslichen Gemälde von Gottlieb Wilhelm Christoph Starke aus Bernburg, 1762 geboren, Oberhofprediger in Ballenstedt, sowie Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, aus Gröden im Nassauischen, 1740 — 1817 mit der Erzählung seiner Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft, eigentlich eine Biographie. Auch das Charaktergemälde Lorenz Stark von Johann Jakob Engel aus Parchim im Mecklenburgischen, 1741 — 1802, ist trefflich und in seiner Art einzig in unserer Literatur, sowie der Roman Weidemar von Friedrich Heinrich Jakobi aus Düsseldorf, 1743 — 1819, durch philosophischen Gehalt. Eigenthümlichkeit haben auch die Romane Anton Reiser und Andreas Hartknoch von Karl Philipp Moritz aus Hameln, 1751 — 1793. — Unter den Dramatikern traf Franz Maria Babo aus Ehrenbreitstein, 1756 — 1822, Theaterdirektor in München, in seinem noch nicht vergessenen Trauerspiele Otto von Wittelsbach den Ton, welchen Göthe mit seinem Otho angestimmt hatte, besser als von Lörring mit dem Trauerspiel Agnes Bernauerin. Otto Heinrich von Gemmingen schrieb ein Schauspiel, der Deutsche Hausvater, als Seitenstück zu Diderot's Hausvater, und Friedrich Wilhelm von Gotter aus Göttingen 1747 — 97 ein Trauerspiel Marianne. Sie sind als Vorgänger Iffland's in dem schon von Lessing in Schutz genommenen rührenden Schauspiel zu betrachten. August Wilhelm Iffland aus Hannover, 1759 — 1815, Schauspieler und Theaterdirektor in Berlin, Verfasser zahlreicher in Prosa geschriebener Schauspiele, die er Familiengemälde nannte, strebte nach Belehrung durch Wahrheit der Charaktere und Nührung, aber die Wahrheit ist zu wenigichterisch, und die Nührung hat nichts Erhebendes. Die Verwicklung ist meistens spannend, die Charaktere und die Handlung meistens aus dem Mittelstande und dem häuslichen deutschen Leben. Das Komische gelingt ihm nicht, eher das Idyllische. Einige seiner Stücke sind: Dienß-

rsucht, Verbrechen aus Ehrsucht, Selbstbeherrschung, die Hagestolzen, die Mündel. Die Jäger sind sein erstes Stück und eins seiner besten. In ähnlichem Tone aber doch höher stehend sind Johann Jakob Engel's zwei kleine Stücke, der dankbare Sohn, und der Edelknahe. — August Friedrich Ferdinand von Koberg aus Weimar, 1761 — 1819, ermordet zu Mannheim von dem patriotischen Fanatiker, Studenten Sand, von noch größerer Fruchtbarkeit und Leichtigkeit in der Erfindung, unerschöpflichem aber häufig leichtem Witz theilt mit Zflland das Bestreben nach Rührung und zeigt außerdem keine kräftige und ganz lautere Gesinnung; weshalb diejenigen seiner Lustspiele, welche sich der Possie nähern, z. B. der Witzfang, der Wirtswart, Carolus Magnus und besonders die deutschen Kleinspäßer die besten sind, welchem letzteren die deutsche Sprache ein neues Wort, Arähwinkel, verdankt. Bisweilen hat er auch die Thorheiten der Gegenwart zum Gegenstand genommen, z. B. in den Lagen des Gehirns. Seine Trauerspiele, z. B. Ectavia, die Hussiten vor Raumburg, das durch ein Stück von August Mahlmann aus Leipzig, 1771 — 1827, Herodes vor Bethlehem sehr gut parodirt ist, sind ganz mißrathen, sowie sein erstes Drama, Menschenhaß und Reue, das ihm aber einen europäischen Ruf erwarb, wie denn seine Stücke fast in alle Sprachen übersetzt und von Jekupk bis Lissabon aufgeführt sind. Einige seiner Vorgänger und Zeitgenossen übertreffen ihn wenigstens in einigen Punkten, z. B. Johann Christian Brandes aus Stettin, 1738 — 99, der die Hochzeitfeier oder die Schwiegermutter, Gustav Friedrich Wilhelm Großmann, 1746—96, der Nicht mehr als sechs Schüsseln, Christoph Friedrich Brehner aus Leipzig, 1748 — 1807, der den argwöhnischen Liebhaber, das Räuschen, den Eheprocurator, Johann Friedrich Zünger aus Leipzig, 1759 — 97, der den Strich durch die Rechnung schrieb, und französische und englische Lustspiele übersetzte, und besonders Friedrich Ludwig Schröder aus Schwerin, 1744 — 1816, Schauspieldirektor in Hamburg

und einer der größten deutschen Schauspieler, Verfasser theils eigener Stücke von großer komischer Kraft, theils Bearbeiter fremder, besonders englischer Stücke; von ihm ist das Portrait der Mutter, der Ring, die unglückliche Ehe aus Delikatesse, das Testament, der Murrkopf, der Käbndrich, Stille Wasser sind tief.

b) Schiller.

Gegen diese doch größtentheils unpoetischen Bestrebungen erhob sich Johann Christoph Friedrich von Schiller, geboren zu Marbach im Württembergischen den 10. November 1759, gestorben den 9. Mai 1805, von bürgerlicher Abkunft, zuerst Regimentsarzt, dann Theaterdichter in Mannheim, eine Zeit lang Professor der Geschichte und Aesthetik in Jena, zuletzt privatisirend in Weimar, vom Herzog von Weimar, Hessen-Darmstadt und Meiningen mit dem Rathstitel, von der französischen Republik mit dem Bürgerrecht beehrt, vom deutschen Kaiser 1802 in den Reichsadelsstand erhoben, Geschichtschreiber, Aesthetiker, aber vorzüglich Dichter und zwar dramatischer, hauptsächlich tragischer, Verfasser von 9 Trauerspielen, 3 in Prosa, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, 6 in Versen, fünffüßigen Jamben, Don Carlos, Wallenstein in 3 Theilen (Wallensteins Lager, die Piccolomini, Wallensteins Tod), Maria Stuart, die Jungfrau von Orléans, die Braut von Messina und Wilhelm Tell, mehrerer dramatischer Fragmente, einiger Uebersetzungen, z. B. des Macbeth von Shakspeare, der Turandot des Italieners Gozzi, der Phädra des Racine, von 2 Bänden kleinerer, lyrischer und didaktischer Gedichte und Balladen, eines unvollendeten Romans der Geisterseher, einer Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande und des 30jährigen Krieges, mehrerer ästhetischer und vermischter Aufsätze. Schiller hat durch seine Trauerspiele auf ganz Deutschland gewirkt, er ist insofern ein populärer und echtdeutscher Dichter sowohl im günstigen als mindergünstigen Sinne. In Schiller's Tiefe des Gefühls, in seiner philosophischen Betrachtung

des Lebens, in dem Hervorheben des Moralischen, das bei ihm durch das Studium der antischen Philosophie genährt wurde, besonders der Ideen der Liebe, der Freiheit und des Rechts, der Rechte der Menschheit durch Marquis Posa, der Rechte des Volkes durch die Jungfrau von Orléans, der Rechte des Einzelnen durch Wilhelm Tell, fühlte sich jedes deutsche Gemüth ergriffen, und die von einer zu derben Natürlichkeit zu einer Erhabenheit und zu einem Glanze sonder Gleichen sich steigende Sprache in seinen Schauspielen erwarb ihm vollends eine bis dahin unerhörte Achtung und Bewunderung, wie er denn auch die Schaulust durch Situationen, Aufzüge und Theatercomp zu befriedigen wußte. Sein sittliches Bestreben zeigt sich auch in seinen Balladen, wozu er die Stoffe theils aus der griechischen Mythologie und Geschichte, theils aus der Romanistik hernahm, und unter welchen ersteren die Bürgschaft, Hero und Leandro, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, Kassandra, unter den letzteren der Kampf mit dem Drachen, der Gang nach dem Eisenhammer, der Handschuh, Ritter Toggenburg sich auszeichnen, sowie in seinen didaktischen Gedichten, das Mädchen aus der Fremde, die Künstler, der Spaziergang und besonders das Lied von der Glocke, auch in den Räthseln und Disfichen, endlich auch in einigen seiner Lieder, obgleich andere unreif sind, oder die Kämpfe, die Unruhe seiner eigenen Brust darstellen, und nicht bloß die moralischen, wie etwa in der Entsagung oder in den Idealen, sondern auch die ästhetischen, z. B. in den Göttern Griechenlands. Schiller ist eigentlich nie ganz mit sich einig geworden, nicht einmal über seine Kunst, die tragische, sowohl hinsichtlich des Stoffes, als der Form, wie er denn in der Braut von Messina den Trimeter und wenn gleich mit Abänderung den griechischen Chor einzuführen suchte, im Wilhelm Tell aber zum fünf Fußigen Jambus ohne Chor zurückkehrte. Außerdem tritt die Empfindung bisweilen etwas zu breit und rhetorisch hervor. Der moralische Zweck verführt ihn wohl selbst zu unmoralischen Mitteln. Die Art, wie Tell im Gegensatz

zu Johannes Parricida seine That vertheidigt, ist auf jeden Fall ein sittliches Bagatelstück. In einigen Personen seiner Trauerspiele ist die Geschichte entstellt, besonders in Don Carlos, auch in der Jungfrau von Orléans. Der Dichter darf weder im Dramatischen noch im Epischen der Geschichte entgegen sein, er muß sie vielmehr erklären, aufhellen, ihren Geist zu verstehen suchen, wie Schalksprache, wie Göthe im Götz, Tasso, in der Iphigenie, nicht seinen eigenen Geist in die Geschichte hineintragen. Für die Darstellung eigener Ideen bedarf es der Erfindung, wiewohl auch hierin die angenommenen besondern Verhältnisse des Menschen beachtet werden müssen. So deutsch übrigens Schiller ist durch Gefühl und Vorliebe für die Betrachtung, so hat er sich doch in den Stoffen selten patriotisch gezeigt. Nur einmal hat er ihn aus der deutschen Geschichte entnommen, im Wallenstein, im weitern Sinne auch im Tell, seinem letzten und vielleicht verhältnismäßig tadellosesten, vollkommensten Drama. Der Glanz seines Ausdrucks gefiel so sehr, daß seine Nachfolger nicht davon abzuweichen wagten, und dieß hat unstreitig nachtheilig gewirkt. Noch immer lobt man die schöne Sprache eines Bühnenstücks, ja überhaupt eines Gedichts, das heißt aber im Sinne des Hauses, die bilderreiche, glänzende, oft prunkende Sprache. Göthe sieht in dem einfachen Adel seiner poetischen Sprache, besonders in der Iphigenie und im Tasso, wie denn überhaupt als Dichter durch Ruhe, Maß, Sicherheit über Schiller, aber der letztere ist durch seine Fehler oder Mängel fast eben so sehr als durch seine poetischen Tugenden der Liebling des Volkes geworden und bis jetzt vorzugsweise der deutsche Tragiker zu nennen.

Schiller hatte ganz Deutschland begriffen; im Anfange dieses Jahrhunderts hörte man selbst in den Schenken von seinen Trauerspielen sprechen, die Gallerie in den Schauspielhäusern war bei der Aufführung seiner Stücke stets gedrängt voll, sein Räuber- und Reuterlied, sein Hymnus an die Freude ward damals überall gesungen. Wie hätten nicht die Dichter in seine Fußstapfen treten

sollen? Das geschah denn auch sowohl von den hiesigen, unter welchen es Christian Schreiber, geboren 1787 in Eisenach, wenigstens in der Föhrung vielleicht am weitesten brachte, als auch von den dramatischen, unter welchen die besseren sind Heinrich Joseph Ebler von Gollin aus Wien, 1772 — 1811, durch seine Trauerspiele *Regulus*, *Coriolan*, *Balboa*, sowie sein Bruder Matthias durch Stücke, wozu er den Stoff aus der österreichischen und deutschen Geschichte hernahm, beide nicht ohne Kraft bei mehr Einfachheit aber weniger Gefühl und dramatischem Leben. Etwas mehr Wirkung machte Theodor Körner aus Dresden, 1791 — 1813, doch weniger durch seine Trauerspiele *Briny* und *Rosamunde* und einige andere Dramen als durch seine patriotischen Lieder in seiner *Leier* und *Schwertt* besittelten Sammlung und durch seinen Tod im Kampf für die deutsche Freiheit.

Durch die deutschen Freiheitskriege gegen die Franzosen ward zugleich das patriotische Gefühl aufgeregt, und unsere Poesie schien abermals deutscher zu werden, und, sowie Körner, dichtete auch Max von Schenkendorf aus Königsberg in Preußen, 1790 — 1819, lyrische Gedichte in Reimen, Friedrich Rückert, unter dem Namen Freimund Reimar, aus Schweinsfurt am Main, geboren 1789, Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, gedruckte Sonette, und Friedrich August von Stägemann aus Bitteraden in der Uckermark, geboren 1763, meistens in antiken Versmaassen und hoher Begeisterung, sowie Ernst Moritz Arndt, Hollenius und mehrere andere; und in ähnlicher Begeisterung für die Freiheit der Neugriechen dichtete Friedrich Höldertlin aus Weislingen im Württembergischen, 1770 geboren, in Reimen und antiken Maassen, sowie Wilhelm Müller aus Dessau, 1794 — 1827, in Nibelungenversen. Aber dieser Schwung hat doch weniger Einfluß gehabt auf die deutsche Poesie, als die nähere Bekanntschaft mit den Dichterverken der südwestlichen Völker Europa's, der Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen und Engländer durch Uebersetzung.

gen, z. B. des Tasso und Ariost durch Gries und Streckfuß, des Dante durch Lehmann, sowie den Verfasser dieses Abrisses, des Calderon durch A. W. Schlegel, Gries und von der Malsburg, des Camoens durch Donner, des Lamartine durch Schwab, des Victor Hugo, Schepere, Byron, Scott, Bulwer und des Amerikaners Cooper durch mehrere, späterhin auch der orientalischen, skandinavischen und slavischen Nationen, z. B. des Ral und Damaiani, einer indischen Geschichte und der Makamen des Arabers Hariri, beider Gedichte durch Friedrich Rückert, des Persers Hafis, des Arabers Motenebbi, des Türken Baki durch Joseph von Hammer, der schwedischen Dichtungen des Bischofs Tegner durch Rohnike, des Polen Mickiewicz durch den Verfasser dieses Abrisses u., und nächst dem mit dem deutschen poetischen Mittelalter, womit sich eine Hinnneigung der Dichter zum Katholicismus verband, und als die tiefere Begründung der Wissenschaft und Kunst, der Poesie und Prosa, woran sich ästhetische Beurtheilungen sowohl großer Dichter und Kunstwerke, als auch schlechter oder überschätzter Knüpfen, und endlich als die hieraus hervorgehenden eigenen Dichtungen. Dieser neue Geist wird wohl der romantische genannt, und die Begründer derselben sind die beiden Schlegel, Novalis und Tieck, die beiden ersten mehr ästhetisch, die beiden letzteren poetisch. Neben dieser mehr geschichtlichen, theils von außen herkommenden, theils aus vaterländischem Alterthum sich erneuernden Richtung der deutschen Poesie ist eine zweite, mehr aus dem deutschen Geist und der Gegenwart hervorgetretene keineswegs zu übersehen. Dieß ist die des Humors, welche durch Jean Paul am eigenthümlichsten erschienen ist, und, weil sie auch der Zeit nach der andern vorangeht, zuerst betrachtet werden mag.

c) R i c h t e r.

Wollen wir zu den humoristischen auch die komischen und satirischen Romane rechnen, denn in der Form des Romans hat sich diese Richtung hauptsächlich gezeigt, so

könnte den Anfang machen Johann Carl Bezel aus Sondershausen, 1747 nach 34jährigem Wahnsinn bis 1819, mit seinen satirischen Erzählungen, Romanen und Lustspielen, z. B. Lebensgeschichte Tobias Knaut's des Weisen, Johann Gottlieb Schummel mit seinem Roman Spigbart und Christian Friedrich Nicolai aus Berlin, 1733 — 1811, Buchhändler daselbst, mit dem satirischen Roman Sebalduß Rothanker. Etwas bedeutender ist Johann Gottwerth Müller aus Hamburg, 1744 — 1828, Verfasser der komischen Romane aus den Papieren des braunen Mannes, z. B. die Herren von Wolkheim, Emmerich, besonders Siegfried von Lindenberg, und Friedrich Schulz aus Magdeburg, 1762 — 98, Verfasser des Moritz, sowie der Leopoldine. Auch der Wandbecker Note des Dichters Claudius gehört hierher. Der Hauptvorgänger Jean Paul's ist aber Theodor Gottlieb von Hippel aus Ostpreußen, 1741 — 96, Burgemeister in Königsberg, Freund und Schüler Kant's, mit den höchst witzigen und launigen, und in der Verschmelzung des Komischen und Sentimentalen den Schriften des Engländers Sterne ähnlichen Romanen, Lebensläufe in aufsteigender Linie und Kreuz- und Querszüge des Ritters A. bis B. — Jean Paul Friedrich Richter aus Bunsiedel am Fuß der Lurburg im Fichtelgebirge, geboren den 21. März 1763, gestorben den 24. November 1825, Titularlegationsrath, schrieb außer einer Erziehungslehre, Levana genannt, und einer Vorschule der Aesthetik, eine Reihe von Romanen, z. B. die grönländischen Prozesse, Auswahl aus des Teufels Papieren, die unsichtbare Pöge, Heßperus, Quintus Kirlein, Siebenkäs oder Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin, der Jubelschauer, das Kampanerthal, Pölingensieen, Titan, Klegeljahre, Ragenbergers Wadereise, Leben Fibels, der Komet. Richter ist Humorist im eigentlichen Sinne, und einzig nicht bloß in der deutschen, sondern in der Literatur überhaupt. Die äußersten Denk- und Empfindungspunkte, das Erha-

bene und Komische, Apathische und Satirische verbindet sich bei ihm. Dadurch erklärt sich sein ungleicher, stellenweise höchst reiner, aber dann wieder kunschechter und bei seiner großen Gelehrsamkeit aus allen Feldern der Erkenntniß, der Wissenschaft und der Kunst, wie des gemeinen Lebens geschmückter, überladener und an Einfällen aller Art strophender Styl. Aus der höchsten Höhe der Empfindsamkeit fällt er bisweilen plötzlich in die Niedrigkeit des Gemeinlichkeitslichen herab. Er ist eben so eigenthümlich wie der ihm freilich mehr unähnliche als ähnliche Fischeart mehrere Jahrhunderte vor ihm. Sein Zeitgenosse war Graf Carl Christian zu Benzel-Sternau, aus Mainz, 1750 geboren, dessen Romane, z. B. das goldene Kalb, und der steinerne Gast, gleichfalls geistvoll, doch keineswegs so eigenthümlich sind. Die etwas späteren Humoristen sind Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, aus Königsberg in Preußen, 1776 — 1822, welcher die Phantasiestücke in Gallots Manier, die Eliriere des Teufels, die Serapionsbrüder, Klein Zaches, Rater Murr, höchst phantasiereiche, zum Theil ganz phantastische Werke, etwa wie Chamisso's Peter Schlemihl; Karl Weißflog aus Sagan, 1770 — 1832, welcher Phantasiestücke und Historien schrieb, und vor allen der noch lebende, 1784 den 30. Julius zu Muskau in der Niederlausitz geborene, ein Freund des ebenfalls geistreichen Schriftstellers, Fürsten von Pückler-Muskau, eben so bedeutende lyrische Dichter als dem Jean Paul im Geist und in der Darstellung nicht unähnliche Verfasser mehrerer größerer und kleinerer humoristischer Werke, z. B. die Künstlerche, die Lebensversicherung, die Dornenacht, Leopold Scheyer.

4) I i d.

Die zweite Richtung, nämlich die mehr äußerliche, geschichtliche, umfassende theilt sich in eine kritische und eine schaffende, von welchen die erstere bei den Gebrüdern Schlegel, die zweite bei Novalis vormaltete, während Tieck beide verbindet ja auch die humoristische aufgenommen hat

und insofern der Stellvertreter der ganzen modernen deutschen Poesie ist. August Wilhelm Schlegel aus Hannover, geboren 1767, zuerst Professor in Jena, dann nach einem Aufenthalte zu Coppet in der Schweiz bei der Frau von Stael und nach einer Reise mit ihr bis Stockholm und einem späteren Aufenthalte in Wien, Italien und Frankreich, jetzt mit dem Titel eines Rath's Professor in Bonn, verbreitete die Kenntniß und Beurtheilung italienischer, spanischer, portugiesischer und französischer, auch deutscher, später sogar indischer Poesie durch geschichtliche und kritische Arbeiten, z. B. durch die Charakteristiken und Kritiken, durch das Athenäum, eine Zeitschrift, durch Vorträge über dramatische Kunst und Literatur, durch eine Vergleichung der Phädra des Euripides und des Racine, und durch Uebersetzungen des Calderon und des Shakspeare, und durch die Blumensträuße. In seinen Beurtheilungen greift er auch mehrere deutsche Dichter an, besonders Klop., Matthisson, Wieland, und vertheidigt andere, z. B. Bürger, Neubeck und erhebt Göthe. Gegen Kokebue schrieb er eine Sammlung satirischer Gedichte, die Ehrenpforte. Als schaffender Dichter zeigte er sich nur hauptsächlich durch eine Sammlung von Gedichten, unter welchen sich mehrere eigentlich lyrische, auch Sonette, Balladen und Elegieen auszeichnen. Sein Bruder Friedrich Schlegel aus Hannover, 1772 — 1829, zuletzt Legationsrath in Wien, theilte das Bestreben seines Bruders, war Mitarbeiter an dem Athenäum und an den Charakteristiken und Kritiken, jedoch mehr Historiker und Philosoph als sein Bruder. Er schrieb theils über griechische Poesie und über Sprache und Weisheit der Indier, über neuere Geschichte und Geschichte der Literatur, theils eine Philosophie des Lebens. Ferner war er Herausgeber der Zeitschrift Europa, einer Sammlung romantischer Gedichte des Mittelalters und einer diplomatischen Aufklärung über die Jungfrau von Orleans. Außer einer Sammlung lyrischer Gedichte, worin sich seine patriotische Gesinnung zeigt, wie er denn auch als Hofsekretär des Erzherzogs Carl durch kraftvolle Pro-

Klamationen wirkte, dichtete er ein zweiaktiges Trauerspiel *Markos* fast im Geiſt des *Aeschylus* und in romantischer Werkform und einen unvollendeten, durch die überſtreiften Anſichten der Liebe vielen Anstoß erregenden Roman *Eucinde*. Ganz schöpferisch ist dagegen *Friedrich*, Freiherr von *Hardenberg*, mit dem Schriftſtellernamen *Novalis* (wahrscheinlich von einer der Familie zugehörigen Beſitzung), aus *Weiffenſels*, geboren den 2. Mai 1772, geſtorben den 25. März 1801 unter *Ruß* in den *Armen* *Friedrich Schlegel*, sächſiſcher *Salinen-Aſſeſſor*, *Mathematiker*, *Philosoph*, beſonders *Naturforſcher*, verband *Scharſinn*, *Tieffinn*, *Phantasi* und *Religioſität* in einem ungewöhnlichen Grade; davon zeugen die wenigen aber ausgezeichneten, eigenthümlichen Werke ſeines kurzen Lebens, ein die Bildung eines Dichters darſtellender unvollendeter Roman, *Heinrich von Ofterdingen*, verglichen er noch ſechs über *Phyſik*, bürgerliches Leben, *Handel*, *Geschichte*, *Politik* und *Liebe* zu ſchreiben vorhatte, und eine Menge Fragmente, und kleinere poetiſche Werke, unter welchen die *Hymnen an die Nacht* und die geiſtlichen Lieder die bedeutendſten ſind. Weniger an *Genie* als an *Klarheit* ſtehen ihm nach *Ludwig Achim von Arnim* aus *Berlin*, 1781 — 1832, Verfaſſer mehrerer Romane und Schauſpiele, z. B. *Gräfin Dolores*, *Halle* und *Jerusalem*, *Isabelle von Aegypten*, und *Clemens Brentano* aus *Frankfurt am Main*, geboren 1777, deſſen Gattin, geborne *Sophie Mereau* lyriſche Dichterin war, gleichfalls Verfaſſer von Romanen, z. B. *Godwi* oder *das ſteinerne Bild der Mutter*, von Schauſpielen und Singspielen, und mit *Arnim* zugleich Herausgeber von des *Knaben Wunderhorn*, einer Sammlung von *Volksliedern*. *Ludwig Tieck* aus *Berlin*, geboren den 31. Mai 1773, nach einem abwechſelnden Aufenthalt in *Jena*, *Berlin*, *München*, *Ziebingen bei Krossen*, *Rom* und *London*, ſetzt mit dem Titel eines *Poſtraths* im *Dresden* lebend, iſt zwar ebenfalls *Kritiker*, z. B. im poetiſchen *Journal*, in den dramaturgiſchen Blättern, und Ueberſeher des *Shakspeare* und altenglischen *Theaters*, des

Don Dulrore und Obregon, Herausgeber einer Anzahl altdeutscher Minnelieder, eines altdeutschen Theaters, eines altdeutschen Wunnerromans Frauendienst von Ulrich von Eichenstein, und ganz neuerlich eines Romans seiner Schwester, Coremont, Horrebner zu den Lustspielen von Schröder, zu dem Novellenbuche von Bülow, aber hauptsächlich doch selbstschaffender Dichter, früherhin im Dramatischen und Enrichen, doch fast durchaus in modernen Verhältnissen, ganz zuerst und jetzt wieder seit mehreren Jahren im Epischen. Die chronologische Reihe seiner Dichtungen ist etwa folgende: der düstere Roman Abdallah, der mehr heitere William Lovell, Peter Lebrecht's Volksmärchen und romantische Dichtungen voll ledigen Witzes, unter welchen sich die Schauspiele der Blaubart, der gestiefelte Kater, die verkehrte Welt, Zerbinio, Genoveva auszeichnen, die Hergenbergsgießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, die Phantasieen über die Kunst, an welchen letzteren aber sein Freund Wackenroder aus Berlin, 1769—97, den größten Antheil hat, der unvollendete Roman Franz Sternbald's Wanderungen, die Bildung eines Malers darstellend; das Ungeheuer und der verzauberte Wald, ein Märchen im Geiste Gozzi's; ein Musenalmanach im Verein mit A. W. Schlegel; ein romantisches Drama, Kaiser Octavianus; der Phantastus, der viel Früheres neben einigem Neuen enthält, und durch Gespräche über Leben, Kunst und Poesie verbindet, worin der Fortunat auszuzeichnen ist; endlich eine bedeutende Anzahl von eigenthümlichen Novellen, theils geschichtlichen oder biographischen, z. B. drei über Shakspeare, einer über Camoens, einer größeren noch unvollendeten, der Aufruhr in der Serennen, theils und vorzüglich Kunst und Leben, besonders der Deutschen und der Gegenwart betreffenden, z. B. die Gemälde, musikalische Leiden und Freuden, die Reisenden, die Verlobung, der Gelehrte, Glück bringt Verstand, die Ahnenprobe, der Alte vom Berge, die Familie auf dem Lande, das Zauberschloß, die Klausenburg; und wenn er in den Werken seiner Jugendperiode mehr der Vorzeit, obgleich auch mit Beziehung

auf die Gegenwart, so hat er sich in diesen letzteren hauptsächlich der letzteren zugewendet und darin mit der edelsten Sentimentalität den besten oft mißverstandenen Humor verbunden, ohne doch dabei in die verwegenen Gedanken-sprünge und Bilder und in die grammatisch zerrissene Darstellung Jean Paul's oder Leopold Scherer's zu verfallen, sondern vielmehr in einem durchaus klaren und reinen, an Göthe erinnernden Style.

Diese die Poesie der meisten Völker, mit Ausnahme etwa der orientalischen, umfassende und dadurch sich nähernde, aber dennoch selbstschöpferische und die beiden Hauptschattirungen der Darstellung, die sentimentale und humoristische, vereinigende Dichterkraft Lied's ist unter den Zeitlebenden keinem in solchem Maße zu Theil geworden; einige sind jedoch einseitig und zum Theil mit Glück weitergegangen, andere haben aber Mißgriffe gemacht. Zu den letzteren gehören Friedrich Ludwig Zachariaß Berner aus Königsberg in Preußen, 1768 — 1823, zuerst als Protestant preussischer Kammersekretär, dann als Katholik Priester in Wien, durch die Richtung zum Katholischmystischen und daher bei großer Kraft doch Weichlichen, oft ganz Unverständlichen in seinen Dramen, die Brüder des Thales, der vier und zwanzigste Februar, das Kreuz an der Elbe, die Weihe der Kraft, die Mutter der Malabäer; Adolph Müllner aus Langendorf bei Weissenfels, 1774 — 1829; Franz Grillparzer aus Wien, geboren 1790, und Christian Ernst, Freiherr von Houwald aus Straupitz in der Niederlausitz, Landeshauptmann, geboren 1778. Alle drei neigen sich zum Fatalismus und daher zum Unmoralischen hin, Müllner besonders in seinen Trauerspielen, die Schuld, die in Trochäen geschrieben ist, Ungurd und die Albaneserin, wie denn seine Poesie auch mehr vom Verstande als von der Phantasie geleitet wird und seine Lustspiele, z. B. die großen Kinder, deshalb vorzuziehen sind. Grillparzer hat nach der gespenstlichen Tragödie die Ahnfrau, und der widerlichen Sappho sich dem Geschichtlichen in der dramatischen Trilogie das goldene

Kieß zugewandt und besonders im Ertel; Houwald ist überzart und in seinen Trauerspielen das Bild, der Leuchthurm. Glück und Segen sentimental und unverständlich, weshalb ihn Tied scharf getadelt hat, in seiner letzten Tragödie aber vollends matt. Fast durchaus historische Stoffe wählte August Klingemann, geboren 1777, Theaterdirektor in Braunschweig, in seinen Dramen Kolumbus, Moses, deutsche Treue; Joseph von Aussenberg aus Freiburg im Breisgau, geboren 1798, schrieb mehrere zum Theil effektreiche, aber doch nicht eigenthümliche Dramen, z. B. Ludwig der Erste in Peronne. Klingemann wettkämpfte sogar durch einen Faust mit Göthe, übrigens könnte man ihn eher zu den Nachahmern Schiller's rechnen. Die bessern historischen Dramatiker sind Adam Dehlenschläger aus Friedrichsberg bei Kopenhagen, geboren 1779, ein auch deutsch dichtender Däne durch seine aus der nordischen Mythologie und Geschichte hergenommenen und dadurch eigenthümlichen Trauerspiele, z. B. Palen Jarl, Arel und Walburg, Palnatok, und durch eine Künstlertragödie Correggio, dergleichen auch Johann Friedrich Kind aus Leipzig, geboren 1768, dichtete, nämlich van Dyks Landleben; Eduard von Schenk, geboren 1788 zu Düsseldorf, bairischer Staatsrath und Präsident, durch sein Trauerspiel Belisar; Michael Beer durch den Paria und Struensee; Joseph Christian, Freiherr von Zedlig, geboren 1790 zu Johannisberg im österreichisch Schlesien, z. B. durch Kerker und Krone und der Stern von Sevilla; Friedrich von Uechtritz, geboren 1800 zu Görlitz, z. B. durch Alexander und Darius, Rosamunde; und Karl Immermann aus Magdeburg, geboren 1796, durch seinen Andreas Hofer und Kaiser Friedrich II. von großer Kraft und Eigenthümlichkeit, besonders in seinen späteren Werken, z. B. dem Drama Merlin, das sich an Göthe's Faust anreihet; endlich Ernst Benjamin Salomo Raupach aus Straupitz in Schlesien, geboren 1784, mit großem Talent, jedoch ohne Genie, Schiller, Göthe, Kogebue und Ossian verbindend, glücklicher jedoch als Lustspieldichter,

3. B. in Kritik und Antikritik, die Schleichhändler, wie er denn sich in Schelle einen stehenden Lustspielcharakter schuf, noch glücklicher in seinen Pöffen, 3. B. der Zeitgeist, obgleich etwas oberflächlich, weniger in seinen Trauerspielen und ernstesten Dramen, indem einige derselben gräßlich sind, wie Isidor und Olga, andre unnatürlich wie die Freunde, noch andre trefflich beginnend wie die Schule des Lebens, aber unpoetisch schließend, fast alle, durch sogenannte schöne Sprache sich auszeichnend, wie das ganz verkehrte Enzio, nur wenige ganz befriedigend, wie Tasso's Tod, obgleich er in diesem mehr ein Nachahmer Göthe's ist, oder wie das Märchen ein Traum. Viel genialer aber regellos und geschmacklos war Christian Grabbe aus Detmold, 1801—36, in seinem Herzog von Gothland, Don Juan und Faust, Hannibal, Napoleon, oder die hundert Tage und dem mit Kaiser Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. angefangnen Tragödiencyklus die Hohenstaufen, vergleichen auch Raupach unternommen hat. Die beiden ausgezeichnetsten dramatischen Bearbeiter der Geschichte und zumal der deutschen Geschichte sind Johann Ludwig Uhland aus Tübingen, geboren 1787 durch seinen Herzog Ernst von Schwaben und Ludwig der Baler, und Heinrich von Kleist aus Frankfurt an der Oder, 1776—1811, durch Selbstmord gestorben, durch das Räthchen von Heilbronn, und noch mehr durch den Prinzen von Homburg, der nach Schiller und Göthe genievollste, obgleich zu poetischen Sonderbarkeiten und Wagnissen sich hinneigende dramatische Dichter. Der neueste Tragödiendichter, von Minch Bellinghausen zu Wien hat zwei Tragödien, Griseidis, und den Adept bis jetzt geschrieben. Fast noch weniger ist im Lustspiel Bedeutendes gegenwärtig erschienen. Außer dem Angeführten möchten die Leistungen von Julius von Ross, 3. B. Künstlers Erdenwallen, und die Griechheit, von Sessa aus Breslau 1786—1813, dem Verfasser der Pöffe: Unser Verkehr, von Karl Schall aus Breslau (1780—1833), besonders sein Laftiges Lustspiel, die unterbrochene Whistpartie, sowie von Karl Raimund aus Wien, 1791 den 1. Juni bis 1836

den 5. September, z. B. der Bauer als Millionär, der Diamant des Geisterkönigs, der Alpenkönig, allegorische Zauberdramen, und die für das Gaspertheater in Wien gedichteten Lustspiele und Poffen die meiste Eigenthümlichkeit verrathen. Unter den noch Lebenden sind Karl Töpfer, (der beste Ton), Bauernfeld (die Bekenntnisse), Franz von Sclholl (die Hofdame), zu erwähnen. Doch wird die Bühne für das Lustspiel hauptsächlich mit Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen versorgt, und besonders durch die zum Theil übersetzten, zum Theil nicht übersetzten Melodramen ist der Geschmack verderbt worden, und nur wenige derselben, wie der alte Feldherr von v. Holtei und einige in Alexandrinern geschriebene kleine Lustspiele, wie Ernst und Scherz von Ludwig Stoll aus Wien, daselbst gestorben 1816, oder das Räthsel von Jakob Contessa aus Hirschberg, 1767—1825, nebst einigen Singspielen oder Lieberspielen, wie das von Johann Friedrich Reichardt aus Königsberg in Preußen, 1752—1814, gedichtete und komponirte Lieb' und Treue sind zu loben. Die Texte zu den Opern sind fast durchaus unpoetisch und schlecht.

Im Epischen sind die eigentlichen großen Epopöen im Sinn und in der Form der Alten, oder Miltons und Aeposlocks durch die romanische Richtung fast ganz verschwunden, und nur Johann Ladislav Pyrker, Erzbischof von Eilau, geb. 1772, dichtete zwar hexametrische Epopöen, Tunissias und Rudolph von Habsburg, jede in 12 Gesängen, und Peter Friedrich Kanngießer, Professor in Greifswalde, 1775—1833, eine Tartaris in 18 Gesängen, dessen Oden auch Erwähnung verdienen. Statt deren haben Einige epische Dichtungen im Sinne und in der Form der südwesteuropäischen Vorbilder oder Wielands, z. B. die bezauberte Rose von Ernst Schulze, oder des Mittelalters, besonders in der Nibelungenstrophe, z. B. Wieland der Schmied von Simrock, oder in terzinenähnlichen Versen, wie der Ritter Bahn von Julius Rosen, und nicht ohne Erfolg hervorzubringen gesucht. Noch mehr Dichter hat die Ballade, oder das kleinere lyrische-epische romantische Gedicht

gefunden, unter welchen sich vor allen Ludwig Uhland und nächst ihm Gustav Schwab aus Stuttgart, geboren 1792, Professor daselbst, auszeichnet. Mehr als selbst in Balladen hat die epische Poesie im Roman theils in dem längeren nach Walter Scott's Beispiel, theils und fast noch mehr in dem kürzeren, der Novelle, sich ausgebreitet. Zu den besseren Romandichtern gehört Ernst Wagner aus Köpfdorf bei Weinungen, 1768—1812 durch seine Künstlerromane, nach dem Vorbilde von Tieck's Sternbald, J. B. Bilibalds Ansichten des Lebens, und die reisenden Maler; Franz Horn aus Braunschweig, geboren 1781, J. B. durch seinen Roman die Dichter; Johann Stephan Schübe aus Dövenstädt im Magdeburgischen, geboren 1771, durch seinen Roman der unsichtbare Prinz; Wilhelm Häring aus Breslau, geb. 1798, (Bilibald Aleris genannt) durch Walladmor, Schloß Avalon, Gabanis; E. A. Sudow (Pogaru genannt) aus Münsterberg, geb. 1802, durch drei Novellen, die Liebesgeschichten, Germanos und Idus; Heinrich Steffens aus Stavanger in Norwegen, geboren 1773, Professor in Berlin durch die im Norden von Europa spielenden durch Tiefe, Lebendigkeit und Inhaltssülle aber nicht durch Klarheit sich auszeichnenden Romane, die Familie Balseth und Leith, die vier Norweger und Malcolm und ganz neuerlich durch die Revolution; Wilhelm Hauff aus Stuttgart, 1802—27, durch die Memoiren des Satans und Lichtenstein; Karl Spindler aus Breslau, geb. 1795, durch den Basard, den Juden und den Jesuiten; von Wihleben unter dem Namen Tromliß; Johann Heinrich Ischcke aus Magdeburg, geb. 1771, Frier. Christian Wilhelm Jacobs, geb. 1764 zu Gotha, besonders durch kleinere Erzählungen; Immermann durch die Epigonen, sowie die Frauen Friederike Schömann, Therese Huber und Johanna Schopenhauer aus Danzig, geboren 1750, letztere durch die Familienromane, Gabrielle, die Tante, Sidonie und Richard Wood. Durch Geist, aber zugleich durch überfreie, verwegene Ansichten von Sittlichkeit und Religion zeichnen sich

einige Romane von Schriftstellern aus, die sich wohl das junge Deutschland genannt haben, z. B. die Reisenvellen von H. Laube, die Madonna von Theodor Mundt und Wally von Guklow. Zu diesen Dichtern gehören auch Börne als Kritiker, Saphir als Satiriker. Die Zahl der Novellendichter ist Legion; einige davon sind früher schon angeführt; aber mit Tieck und Scherer möchte schwerlich einer von ihnen zu vergleichen sein.

Unter den Didaktikern der Gegenwart zeichnen sich als Nachfolger Herders durch Parabeln Agnes Franz aus Militsch in Schlesien, geboren 1795, sowie Friedrich Adolph Krummacher aus Tecklenburg, geboren 1768, Prediger in Bremen, letzterer auch durch ein beschreibendes Gedicht, die Kinderwelt, und Fröhlich, aus Brugg in der Schweiz, durch kurze treffliche Fabeln aus.

Am reichsten ist die deutsche Poesie stets im Lyrischen gewesen und ist es auch in der neuesten Zeit geblieben. Die Sammlungen lyrischer Gedichte sind zahllos, und wenn gleich viel Mittelmäßiges darunter ist, so fehlt es doch keineswegs am Guten, ja selbst nicht am Vortrefflichen. Hierher gehören, so verschieden sie auch an Werth sind, Pfizer, Stöber, von Eichendorff, Anastasius Grün (eigentlich von Auerkperg), Knapp, Giesebrecht, Freiligrath, von Wessenberg, von Platen, Beckstein, Meyer, Seidl, Fißinger, Hoffmann, Kopisch, Gruppe, Lenau, und besonders Chamisso und Friedrich Rückert; und unter den Frauen die Gräfinn Hahn-Hahn. Auch Heyne hat sich Ruf erworben, indeß bei manchen Vorzügen leidet er an den Fehlern des jungen Deutschlands. Was die Form der Lyrik anbelangt, so scheinen die antiken Versmaße wieder außer Gebrauch zu kommen, nachdem Apel sogar Tragödien in Trimetern und Chorsyblenmaassen gedichtet hatte, aber trotz allem Fleiß und Geist doch todtegeborene, z. B. Polyidos und die Aetolier; nur von Platen hat sowohl in seinen lyrischen Gedichten als in seinen satirischen Dramen, z. B. der romantische Oedipus, und die verhängnißvolle Gabel selbst die schwer-

sten, mit großer Kunst und Leichtigkeit angewandt. Weit mehr sind die romantischen, z. B. die Oktave, das Sonett, das Triplet, die Redondilien, Decime, Strophe, die Assonanz, wohl selbst die Canzone, z. B. in den Todtenkränzen von J. Chr. von Zedlitz, und die Terzine, z. B. von Chamisso, ferner die Nibelungenverse, ja selbst persische Formen, z. B. die Ghasele von Platen und Friedrich Rückert angewandt, welcher letztere sowohl durch Leichtigkeit in der Form, als durch Fruchtbarkeit und Phantasie als einer der vorzüglichsten unter den jetzigen deutschen Lyrikern zu betrachten ist. Auch in besondern Mundarten dichteten einige, z. B. Gröbel aus Nürnberg, gestorben 1812, in der nürnbergischen, Johann Peter Hebel, geb. 1760 zu Basel, evangelischer Prälat zu Karlsruhe, gestorben 1828, in alemannischer, Johann Friedrich Castelli, geboren zu Wien 1781, in österreichischer, Carl von Holtei, geboren zu Breslau 1797, in schlesischer, Wilhelm Bornemann, wie vor ihm Lauremberg und Boß, in plattdeutscher; und man darf diese Dichter auch wegen des Inhalts ihrer Gedichte vortugsweise Volksdichter nennen.

So möchte denn die deutsche Poesie gegenwärtig nur im Dramatischen zurückstehen, wenn gleich es auch hier weniger an Menge als an Eigenthümlichkeit fehlt; im Epiischen und Eyrischen ist sie reich, wie sie es stets gewesen ist; und wenn das Eyrische der Charakter der neueren Poesie überhaupt ist, so trägt die deutsche diesen Charakter vortugsweise. Alle fremden Anlässe reizen den deutschen Dichter eine Weile, und machen ihn auch wohl irre; aber sie dienen nur dazu, ihn in seine angeborne Gefühlstiefe zurück zu führen. Leider ist die deutsche Poesie noch immer zu gelehrt, obgleich sie sich der griechischen Mythologie fast entwöhnt hat. Dichter wie Rückert sind nicht für das Volk. Wie wenige Lieder unserer jetzigen Liederdichter werden von dem Volke gesungen! Hierin hatten die Dichter des Göttingervereins, Boß, Hölty, Müller, Bürger, Stolberg, besonders Claudius, und selbst noch Schiller und Körner mehr Geschick und Glück. Aber die deutsche Poesie wird nicht

untergehen, und vielleicht wird sie auch wieder allgemein verständlich, allgemein begreifend, ein Eigenthum des ganzen Volkes werden.

Geschichte der deutschen Prosa.

Da die Geschichte der Prosa theils in dem ersten Abschnitt über die Sprache, theils in dem zweiten über die Poesie, namentlich die des Romans und des nicht in Versen geschriebenen Schauspiels, abgehandelt ist, so bedarf es nur einer Vervollständigung derselben, hauptsächlich für die neuern Zeiten in Rücksicht der Geschichte, der Beredsamkeit und der Philosophie.

Die Geschichtschreibung läßt sich mit dem Sachsen- und Schwabenspiegel nur im uneigentlichen Sinn anfangen, eher mit dem Chronicon des 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts, Steinhövel, Diebold, Schilling, Petermann, Eberlyn, Johann Thurmaier, Sebastian Franke, und Peter Eschenloer, welcher letztere, als Stadtschreiber zu Breslau, die Breslauische Geschichte seiner Zeit beschrieb. Thomas Ranzow ist Pommerns, Regidius Tschudi der Schweiz, Lukas David Preussens Chronist. In das 16te Jahrhundert gehört auch die Selbstbiographie des Götz von Berlichingen. — Im 17ten Jahrhunderte hatte die Sprachmengerei auch auf die Geschichte nachtheiligen Einfluß, wie sich dieß in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Chemnitz und in den Schaubühnen der Welt zeigte. Die besseren Historiker von jener Zeit an sind: Samuel von Puffendorf, Johann Jakob Mascov, von Bünau, Pütter, Professor in Göttingen, Verfasser einer deutschen Reichsgeschichte. Johann Matthias Schröckh aus Wien, 1733—1808, ist Verfasser einer Weltgeschichte für Kinder, einer christlichen Kirchengeschichte und mehrerer Lebensbeschreibungen. Michael Ignaz Schmidt, 1736—94, schrieb eine Ge-

schichte der Deutschen, Justus Möser, 1720—94, seiner Vaterstadt Osnabrück, Thomas Abbt, 1738—66, Nachahmer des Tacitus, ein Bruchstück einer portugiesischen Geschichte, Karl Friedrich Moser politische Rhapsodien, Isaak Iselin eine Geschichte der Menschheit, Johann Joachim Winckelmann aus Stendal, 1717—68, eine Geschichte der Kunst des Alterthums, ein Meisterwerk nach Inhalt und Form, Johann Christian Adelung einen Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechtes, Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Johann Christoph Gatterer, eine Geschichte der historischen Hülfswissenschaften, Gottlieb Jakob Voss, eine Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, August Ludwig von Schlözer, 1735—1809, eine Weltgeschichte und nordische Geschichte, Johann von Müller, 1752—1809, Nachahmer des Tacitus, eine Geschichte der Schweiz, von Archenholz eine Geschichte des siebenjährigen Krieges in leichtem unterhaltendem Ton, Heeren, Pölig, Euden, Kottel allgemeine Weltgeschichten, sowie Becker, welche letztere für ein allgemeineres Publikum, ursprünglich für Kinder bestimmt, nachher von Voltmann, Böbel und Menzel fortgesetzt wurde, Bredow die alte Geschichte, Rühß das Mittelalter, Stenzel die deutschfränkischen Kaiser, Voltmann, 1770—1817, die Geschichte Frankreichs, Willen die Kreuzzüge, Niebuhr die römische Geschichte, Kaumer, geb. 1781, die Hohenstaufen, Manso, 1759—1826, die Geschichte der Ostgothen und des preussischen Staates der neuern Zeiten, Ranke, Fürsten und Vöiker im 16ten und 17ten Jahrhundert, Leo, eine Geschichte von Italien, Eichhorn und Wachler, eine allgemeine Kulturgeschichte, Bouterweck, eine Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Fr. Leop. v. Stollberg, eine Geschichte des Christenthums, Schlichtegroll, einen bündereichen Nekrolog, Wernhagen, treffliche Biographien und historische Skizzen. — Als Reisebeschreiber sind anzuzählen Arndt, Moriz, Seume, Forster und besonders Alexander von Humboldt, geboren 1769.

Die rednerische Prosa beschränkt sich in Deutschland faß auf die Kanzelberedsamkeit. Zauler, Geiler von Kaisersberg, Luther, Megerle sind oben erwähnt. Für das 17te und 18te Jahrhundert sind hinzuzufügen die edlen Mystiker Johann Arnd, Generalsuperintendent zu Jelle, 1555—1621 wegen seiner vier Bücher vom wahren Christenthum, des Paradiesgärtleins, der Postille und vieler Erbauungsschriften, Philipp Jakob Spener, 1635—1705 wegen seiner Predigten, besonders Passionspredigten, August Hermann Francke aus Lübeck, 1663—1727, Stifter des Hallischen Waisenhauses, Nikolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, 1700—60, Stifter der Herrnhutergemeinde, wegen hülfreicher, kraftvoller Reden. Johann Lorenz von Mosheim aus Lübeck, 1694—1755, Kanzler der Universität Göttingen, ist der Begründer der neuern protestantischen Kanzelberedsamkeit. Einige der ausgezeichneten Kanzelredner nach ihm sind: August Friedrich Sack zu Berlin, 1703—86, Johann Caspar Lavater, 1741—1801, Georg Joachim Zollkofer, geboren zu St. Gallen 1730, gest. zu Leipzig 1788, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem zu Braunschweig, 1709—89, Franz Volkmar Reinhardt zu Dresden, 1753—1812, Johann Joachim Spalding zu Berlin, 1714—1804, Friedrich Schleiermacher aus Breslau, 1768—1834, gestorben zu Berlin, groß als Redner, akademischer Decent, Philolog, Philosoph und Theolog, Johann Friedrich Bernhard Dräseke, geboren zu Braunschweig 1774, jetzt in Magdeburg, von geistvoller, phantasiereicher Darstellung. — Akademische und Universitätsredner sind: Friedrich Jacobs zu Gotha und Joh. Friedr. Ferdinand Delbrück zu Bonn, geb. 1772. — In der gerichtlichen und politischen Beredsamkeit haben die Deutschen vermöge ihrer Verfassung nicht viel leisten können. Mehrere Schriften Ulrichs von Hutten sind hieher zu rechnen. In neuern Zeiten hat sich von Hardenberg durch eine Abfassung der Gesetze und Friedrich von Gentz z. B. durch seine authentische Darstellung des Verhältnisses zwi.

chen England und Spanien, in dieser Art der Darstellung große Verdienste erworben, und letzterer eben so viel Freimüthigkeit als Scharfsinn und Klarheit gezeigt.

Zur Bildung der wissenschaftlichen Prosa trugen seit dem Anfang des 18ten Jahrhunderts die Zeitschriften viel bei, namentlich Bodmer's Discurse der Mäler und der Mäler der Sitten, Gottsched's vernünftige Tadelrinnen, die Belustigungen des Verstandes und Wißes, die Bremischen Beiträge, der Jüngling von Ebert, der nordische Aufseher von Gramer, der Freigeist von Mplius, der Arzt von Unzer. Später sind der deutsche Merkur, der neue deutsche Merkur und das attische Museum, alle drei von Wieland, die Hamburgische Dramaturgie von Lessing, die Horen von Schiller, die deutsche Bibliothek von Nicolai, das Athenäum von A. W. Schlegel, die Europa von Friedrich Schlegel. In den neuesten Zeiten ist die Zahl der gelehrten und kritischen Schriften dieser Art Legion; mehrere Universitäten haben eine Literaturzeitung, und fast jede bedeutende Stadt eine politische Zeitung oder ein Tagesblatt. — Als Verfasser eigentlich wissenschaftlicher Schriften haben sich verdient gemacht: Johann Georg Sulzer aus Winterthur, 1720 — 79, durch seine in mehreren Schulen eingeführten Lehrbücher sowie durch seine allgemeine Theorie der schönen Künste; Moses Mendelssohn aus Dessau, 1729 — 86, gestorben zu Berlin durch viele populäre philosophische Schriften; Thomas Abbt aus Ulm, 1738 — 66, durch Abhandlungen über den Tod für's Vaterland und über das Verdienst; Helfrich Peter Sturz, 1736 — 79, durch Charakteristiken, Erinnerungen und Briefe; Christian Garve aus Breslau, 1742 — 98, durch viele Abhandlungen; Johann Jakob Engel durch den Philosophen für die Welt; Johann Georg Zimmermann aus Brugg in der Schweiz, 1728 — 95, gestorben in Hannover, durch seine Schriften über die Einsamkeit und über den Nationalstolz; hauptsächlich Herder, z. B. durch seinen Geist der hebräischen Poesie; Johann Georg Hamann aus Königsberg, 1730 — 88,

ein tiefsinniger, noch wenig bekannter und verstandener Schriftsteller, z. B. durch seine Kreuzzüge des Philosophen, sokratischen Denkwürdigkeiten Gotthard und Schellimini; Georg Christian Lichtenberg, 1742 — 99, besonders durch eine Erklärung der hogarth'schen Kupferstiche, Johann Heinrich Pestalozzi aus Zürich, 1746 — 1827, durch Volksschriften; und die Philosophen Immanuel Kant, Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling und Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Unter den letztern zeichnet sich Fichte auch als Redner durch seine Reden an die deutsche Nation aus. Schelling's Schreibart ist bisweilen durch phantasiereiche Darstellung undeutlich, Hegel's Schreibart dagegen höchst trocken und durch seine Kunstausdrücke schwer verständlich. Im Ganzen macht jedoch die Prosa in unsern Tagen nicht mindere Fortschritte als die Poesie; und so ist die Behauptung wohl nicht zu gewagt, daß der Baum der deutschen Literatur ein volles und frisches Leben hat, und immer neue Blätter, Blüthen und Früchte treibt.



I n h a l t.

Geschichte der deutschen Sprache	Zwei
Geschichte der deutschen Poesie	12
I. Die romantische Poesie	13
A. Die Volkspoesie	13
a) Eynde Sage	15
b) Poetische Gestaltung in chronologischer Folge	22
B. Gelehrte geistliche Dichtung	25
a) Uebersetzungen und freie Bearbeitungen lateinischer Stoffe	25
b) Historische Gedichte	27
c) Epische Gedichte	27
C. Romantische Kunstpoesie. Sprache, Metrik, Stoffe	29
a) Der ideale Stil. Epiker, Lyriker	31
b) Zweifelsart zwischen Gefühl und Anschauung mit der Reflexion	42
c) Reizergoesie, Volkspoesie, allegorische und moralische Poesie	44
II. Trennung der Kunstpoesie und Volkspoesie	49
A. Vorischdramatische Richtung	50
a) Religiöse Lyrik	50
b) Drama	51
c) Satire	51
B. Vorischdidaktische Richtung	52
a) Katholische Lyriker	56
b) Protestantische Dichter	56
1) Erste schlesische Schule	57
2) Nürnbergerische Schule	60
C. Verschiedene Richtung in der zweiten schles. Schule	61
III. Moderne Poesie	63
A. Uebergang	65
B. Fortgang	72
a) Klopstock	72
b) Wieland	80
c) Lessing	83
d) Herder	85
C. Vollendung	86
a) Goethe	86
b) Schiller	91
c) Richter	98
d) Tieck	100
Geschichte der deutschen Prosa	111



12
L. I. gene. 423 ke

Iphigenia in Delphi,

Schauspiel in drei Akten,

mit einem Vorspiele:

Iphigenia's Heimsfahrt,

und einem Nachspiele:

Iphigenia's Tod.

Von

Carl Ludwig Kannegießer.

LIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Leipzig:

J. A. Brockhaus.

1843.

Iphigenia in Delphi.



Iphigenia in Delphi,

Schauspiel in drei Akten,

mit einem Vorspiele:

Iphigenia's Heimfahrt,

und einem Nachspiele:

Iphigenia's Tod.



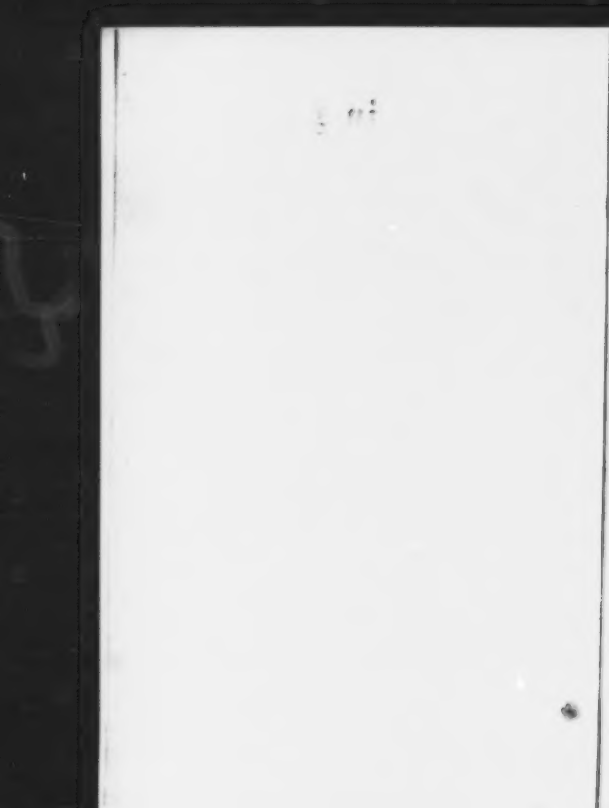
von

Karl Ludwig Kannegießer.

Leipzig:

H. A. Brockhaus.

• 1843.



Iphigenia in Delphi,

Schauspiel in drei Akten,

mit einem Vorspiele:

Iphigenia's Heimfahrt,

und einem Nachspiele:

Iphigenia's Tod.

Personen.

Dianna.

Iphigenia.

Electra.

Orestes.

Pylades.

Aegon.

Arkas.

Priester des Apollo.

Chor der Oceaniden, der Priester und Priesterinnen des Apollo und der Nymphen der Diana, sowie des Volks. Gesandte von Teucria.

Schauplag.

Im Vorspiel ein Schiff auf dem ägäischen Meere. Im Drama der Hain mit dem Tempel des Apollo in Delphi. Im Nachspiel der Hain mit dem Tempel der Diana in Argos.

Iphigenia's Heimfahrt.

Vorspiel.

Erste Scene.

Schiff Mondschein.

Unsichtbares Chor der Oceaniden.

Gold ist die Nacht,
Die sternenhelle,
Die windelose,
Die heilige Nacht.

Dort oben der blaue
Gewölbte Himmel
Mit tausend Lichtern,
Und mitten des Mondes
Stralender Glanz.

Hier unten das Meer,
Das weite, das stille,
Nur sanft sich wiegend,
Bewegt von Selene's
Laubrischem Licht.

Still ist die Seele
Des edlen, des denkenden,
Fühlenden Menschen:
Doch wiegt sich im Mondglanz
Der Brust geheime
Aetherische Welle.

Sie bebet, sie zittert
 In süßer, in banger,
 In träumender Sehnsucht
 Zum Heimatland.

Zweite Scene.

Iphigenia.

Zu euch, ihr Elemente, Luft und Wasser,
 Zu dir, Gewölbe, nächtliches, des Himmels!
 Ich kann nicht schlafen in dem hellen Licht,
 Das du aus deines Mondes Stralenaue,
 Diana, heil'ge, mir hinuntersendest.
 Ich muß dich wiederanschauen, hehre Jungfrau,
 Die du so mütterlich mich stets geleitet.
 Ich nenne mich vertrauensvoll dein Kind,
 Obwohl du aller Menschen Freundin bist.
 Nach deinem Lichte sehnt inbrünstig sich
 Der Wandrer auf des Waldes dichtem Pfad,
 Wie in des Oeeanes öder Wüste.
 Du zeigst ihm, klärest ihm den Weg zum Ziel.
 Und wer auch ruhig sitzt in sich versunken
 Im Zimmer oder vor des Hauses Thür,
 Er freut sich deines sanften Dämmerlichts,
 Das nicht, gleich deines feur'gen Bruders Phöbus,
 Mit Flammenfuß die Mutter Erde trifft,
 Nicht Gras und Korn und Blumen ihr entlockt,
 Doch liebliche Gedanken in ihm weckt,
 Zum Himmel, zum Olympus ihn erhebt,
 Und sanft ihn in das Reich der Träume führt.
 O du voll holder Sorge, treue Göttin,
 Die du den Menschen hegest, wann er schläft,
 Nur mit dem sanftesten der Todespfeile,
 Sonst nie verlegest, und wenn dich die Liebe
 Der Schwester zu dem Bruder zog, dich bald
 Auf's neue deinen Freunden wieder zeigest:

Doch ich bin wol dein Liebling, da du mich
 Aus großem Unglück zweimal hast errettet,
 Und nun das größte Glück und Heil mir spendest,
 Die Rückkehr zu dem theuren Vaterland.
 Das Ufer ist nicht fern mehr. Dennoch schau'
 Ich in die Zukunft nur mit trüber Ahnung.
 Ich litt zu viel, um an das Glück zu glauben,
 Und in den Becher froher Gegenwart
 Wird die Erinnerung stets mir Vermuth mischen.

Dritte Scene.

Pyllades. Iphigenia.

Pyllades.

Darf ich dich stören, Iphigenia?

Iphigenia.

Du störst mich, Pyllades, und störst mich nicht.
 Gern macht man einen Freund zum Mitbewußten
 Selbst der geheimsten innersten Gefühle.

Pyllades.

Du machst mich stolz durch diesen schönen Namen,
 Und streben werd' ich seiner werth zu sein.

Iphigenia.

Du bist es schon. Sei gegen dich gerecht!
 Du hast den Bruder, du hast mich gerettet
 Nicht bloß vom Tode. Hast du jenen nicht
 Begleitet in den Tagen seines Irrsinns
 Und freundlich ihn vor schlimmer That geschirmt?
 Bin ich nicht nächst Diana's hohem Willen
 Dir meine heißersehnte Rückkehr schuldig?
 War es dein frischer Muth und Frohsinn nicht,
 Der aufrecht uns erhielt, wenn wir schon wankten?

Phylades.

O möcht' ich dich noch einmal retten können,
Und ewig meines Frohsinns du bedürfen!
Doch ist's Verdienst, was uns die Götter gaben?
Ist es Verdienst, was selbst uns Freude macht?

Iphigenia.

Verdienst auch nenn' ich nicht die Wohlthat, die
Ein Mensch dem anderen erweist; jedoch
Das Gute, das durch uns geschieht, die Gaben,
Die sie bei der Geburt uns mitgetheilt,
Die uns das Leben schützten und verschönten,
Wohl darf man ihrer freudig sich bewusst sein
Mit Dank und Ehrfurcht gegen die Erhabnen.
Erlaub' es drum mir, theurer Phylades,
Den Götterliebblingen dich zuzuzählen.

Phylades.

Und lieben, wen die Götter, auch die Menschen?

Iphigenia.

Wer wäre dessen mehr als du gewiß?
Sagt dir's nicht Aller Muth und Aller Rede,
Zu denen Worte du und Augen wendest?
Lieb' ich dich nicht, liebt nicht Orestes dich?

Phylades.

Dann bist in vollem Sinn du Götterliebbling;
Denn dir begegnet man wie einer Höhern,
Wie einer Gottheit fast, wie der Vertreterin
Diana's, welche dir vor Allen wohlthut.

Iphigenia.

Die Achtung, die die Menschen mir erweisen,
Verdank' ich meiner priesterlichen Bürde,
Vielleicht auch meinen Leiden, wer sie kennt.
Das Vorrecht hat das Unglück vor dem Glück,
Daß man mit Ernst ihm, fast mit Eheu begegnet.

Pylades.

Ein herbes Vörrecht ist's, ein schwererkauftes.

Iphigenia.

Herb ist es wol, doch nicht zu schwer erkauf't.
 Sieh, Pylades, das ist es eben, was
 Ich, in mich selbst versinkend, überlegte,
 Als du mich hörtest, wie du's vorher nanntest.
 Vom Freund gestört zu werden, ist nicht Störung,
 Ist stets erfreulich, oft auch förderlich.
 Mehr als sich selbst darf man dem Freund vertraun.
 Und wenn sich mitzutheilen Jedem wohlthat,
 So lieben, sagt man, es zumal die Frau. —

Pylades.

Du schweigst? Du zauberst, Iphigenia?
 Und dennoch scheint dein Blick mehr zu verheissen.

Iphigenia.

Ich überlegte noch, ob ich zu viel
 Von dir nicht forderte, mir zuzuhören.
 Sich selber wird der Mensch nicht überdrüssig,
 Was Jeder thut und denkt, ihn geht es an,
 Trieb ist's und Pflicht, Niemand ist drum zu schelten;
 Doch mißlich ist's, von sich zu Andern sprechen.

Pylades.

Wie? Ist der Freund nicht unser zweites Selbst?

Iphigenia.

Wolan, so darf ich Alles wiederholen:
 Es ist mein eignes trauriges Geschick.
 Und dennoch nanntest du mich, nenn' ich selbst
 Mich einer hohen Göttin Auserwählte,
 Jedoch auf eine andre Weis' als dich.
 Du bist der Götter Günstling, weil sie dir
 Die schönste liehn von ihren Gaben, Trohsinn,
 Der selbst der Trübsal düstre Farb' erhell't.

Mich liebt Diana, weil sie Leid mir auflegt.
 Wer wahrhaft heiter ist, der ist auch gut;
 Die Leiden sind bestimmt, uns gut zu machen.
 Wohl dem, der sie zur Reinigung benutzt;
 Drum sind sie eine Gabe auch der Götter.
 Ich stamme von erhabenem Geschlechte;
 Doch sah die Welt kaum ein unsel'geres, —
 So ward das Mißgeschick mir angeboren.
 Denn früh erfüllte schon das Ohr des Kindes
 Die Schreckenssage von der hohen Ahnen
 Bethörung, Stolz und Uebermuth und Fehl,
 Daß mir ein unwillkürlich Grausen oft,
 Gleich rauhem Nordwind in des Frühlings Blüten,
 Inmitten heitern Spiels und Reigentanzes
 Die Brust durchrieselte, und plötzlich sich
 Aus fernrer Zukunft dämmernde Gestalten
 Erhoben, und je näher, desto grausender
 Mit Blick und Hand mir drohten furiengleich.
 So erbt' meiner Eltern Fluch auf mich
 Schon in der Furcht vor ihm; unglücklich war ich
 Im Innern, als ich äußerlich noch glück
 Der rothen, doch vom Sturm gestochnen Frucht.

Pylades.

Ich kann mich deiner wohl erinnern; ernst
 Und fromm war all dein Wesen schon als Kind.

Iphigenia.

Fromm bin ich erst geworden, wenn ich's bin;
 Denn Frömmigkeit ist freie Lieb' und Achtung.
 Ich beugte damals vor der Götter Willen.
 Das Unglück selbst macht fromm, nicht Furcht vor Unglück.
 Ach, Unglück darf ich wol den Schrecken nennen,
 Der mich ergriff, als ich erschn zum Opfer
 Von Kalchas scharfem Messer bluten sollte.
 Da lernt' ich erst die Macht der Götter kennen;
 Denn nichts vermochte Agamemnons Weigerung,

Nichts selbst Achills, des kühnen, dräuend Wort:
 Da lernt' ich auch die Huld der Götter kennen.
 Sie retteten mich an den Strand von Lauris.
 Kaum eine Jungfrau ward ich Prieststin schon.
 Doch ein noch herbres Unheil drohte mir.
 Einst sollt' ich selber nur geschlachtet werden,
 Jetzt Andre schlachten, und mit eigner Hand,
 Schuldlose Gäste, hülfeslehende:
 So wollt' es jener grause Tempeldienst.
 Und abermals fühlte ich die Huld der Götter.
 Diana wählte mich, um Volk und König
 Von Grausamkeit und Blutdurst zu entwöhnen.
 Sollt' ich so schönen Looses mich nicht freun? —
 Dem schwachen Menschen ist es nicht gegeben,
 In Andre's Wohl sein eignes ganz zu finden.
 Kein schlimmes Weh wol gibt es als das Heimweh!
 Und jeso selbst, da mich die holde Göttin
 Von diesem schweren Herzensweh geheilt,
 Da mit dem nächsten Morgen ich die Küste
 Des süßen Vaterlands erblicken werde,
 Quält die Erinnerung mich und die Erwartung.
 Mein Unglück hatte Demuth mich gelehrt,
 Jetzt in dem Glück vermehrt sich noch mein Trübsinn,
 Und Trübsinn ist mit Unzufriedenheit
 Verwandt, mit Murren gegen Götterwillen. —
 Mach' ich denn auch nur Einen wahrhaft glücklich,
 Und war ich nicht die Ursach vielen Harms?
 Wenn ich nicht war, so ward mein edler Vater
 Nicht zu dem schrecklichen Entschluß verlockt,
 Sein eigen Kind dem Tode preiszugeben.
 Mehr litt er, ihn bereuend, wol als ich, —
 So ward nicht Klytämnestra's Mutterherz
 Dem Gatten abgewandt, zur Gräueltthat
 An ihm, dem großen, hohen, hingerissen, —
 So lebte Agamemnon noch, mein Vater,
 So lebt' auch sie, die Mutter, Klytämnestra,

So blieb Orestes frei vom Mord und Wahnsinn.
 Das Alles ist mein Werk nicht, doch geworden
 Ist es durch mich, und schuldlos bin ich schuldig.
 Ja selbst in Lauris hab' ich nicht beglückt.
 Vielleicht hat in den wen'gen Tagen schon,
 Seit ich entfernt bin, Menschenblut auf's neue
 Diana's Tempel und Altar besiedet;
 Vielleicht versinkt in dumpfe Klage um mich
 Der König Thoas, dessen edles, tiefes
 Verlangen ich zu lohnem nicht vermochte.
 Ruß ich mich Unglücksstifterin nicht nennen?

Pylades.

Und tröstet dich dein reiner Wille nicht?

Iphigenia.

Ich denke von den Menschen nicht so schlecht,
 Daß ich nur Einen ganz böswillig hielte.
 Der bösen That folgt auch die Reue bald,
 Und Eifer, das Begangne zu vergüten.
 Doch ach, wir stiften ohne unsern Willen,
 Ja häufig bei dem besten Willen Böses.
 Die Folgen aller Menschenthaten stehn
 In unsrer nicht, stehn in der Götter Hand.
 Wir sollen uns damit beruhigen.
 Daß ich's nicht kann, es ist unfrohm, es macht
 Demüthiger mich noch, doch macht's mich traurig.
 Der echten Demuth ziemet Heiterkeit.

Pylades.

Doch schöner Zukunft gehst du jetzt entgegen.

Iphigenia.

Mein Freund, die Zukunft ist des Menschen Feindin
 Weit mehr als seine Freundin. Meistens hoffen
 Wir mehr, als sie erfüllen kann; bisweilen
 Zwar fürchten wir zu viel auch, doch die Furcht
 Hat für die Freud' uns dann schon abgestumpft.

Pylades.

Du siehst das Vaterland, die Heimat wieder.

Iphigenia.

Und jeder Winkel meines Vaterhauses
Erinnert an entschwundene — Freuden nicht,
Nein, an die Gräuel der Vergangenheit.

Pylades.

Doch harret deiner der Geschwister Liebe.

Iphigenia.

Ja, ihrer Liebe bin ich zwar gewiß.
Doch ist das Schicksal wirklich ganz versöhnt?
Droht nicht ein neuer Nord dem Hause Tantal's?

Pylades.

Dein harret das Glück an edlen Mannes Hand.
Dein Herz ist sanft! Und glücklich, wen du liebest!

Iphigenia.

Ich kenne nicht die Liebe, die du meinst;
Vielleicht ist auch mein Herz ihr nicht zugänglich.
Ich war Diana's Priesterin ~~und bleib' es~~;
Und Jungfrau nur wählte sich zum Dienst die Jungfrau.
Doch ja, Geschwisterliebe billigt sie.
Ist sie doch selbst die Schwester des Apoll,
Und hoch vor Allen hält sie ihren Bruder.
Und wie sie selber edle Freundin ist,
So darf auch ich, darf deine Freundin sein.
Ich bin's, wie du mein Freund bist, Pylades.
O sei mir, was du meinem Bruder warst!
Dein Auge strahlt so muthighellen Schein,
Daß Alle Freudigkeit d'raus schöpfen können.

Pylades.

Bin ich so froh denn, wie ich dir erscheine?

Iphigenia.

Der Mond wirft ungewissen Schein umher.
Ich denke dich mir, wie ich stets dich sah.
Doch warst du stiller in den letzten Tagen,
Und jetzt auch stockt der Fluß der Rede dir.
Was ist dir, theurer Freund? Du bist nicht krank!

Pyllades.

Nicht krank, doch nicht gesund, ich mein' am Geiste.

Iphigenia.

Du redest räthselhaft. Was kann dich trüben?

Pyllades.

Ich weiß es nicht; und doch, ich weiß es wohl,
Und dennoch möcht' ich es nicht offenbaren.

Iphigenia.

Auch nicht der Freundin?

Pyllades.

Lieber noch dem Freunde.

Wiewol — es liegt so nah. O dürft' ich hoffen,
Daß meiner Brust Empfindungen du theiltest!
Seit Tagen zwar nur sah ich dich auf's neu',
Doch wurdest du mir schon so unentbehrlich,
Daß ich mit Schmerzen an die Trennung denke.
Bald bist du nun in deiner Heimat wieder.
Nicht freut dein Glück, doch lassen muß ich euch.
Zu meinem Vater ruft es mich zurück.
Dort bin ich einsam, bin von euch getrennt,
Und trüb' und blaß wird mir die Sonne scheinen.

Iphigenia.

So sprach auch Thoas, doch mit größerm Recht.

Pyllades.

Und dennoch bin ich wol ihm zu vergleichen.

Iphigenia.

Von uns in Argos bis zu dir in Phocis
Sind's wenig Tagereisen; wir besuchen
Dich jährlich, und du bist auch unser Gast.

Pylades.

Wohl dem, der sich damit begnügen kann!
Die tiefste Reigung fordert engere
Verbindung, tägliches Zusammenleben.

Iphigenia.

Auch für das Mündre laß uns dankbar sein!
Vergönnt ist es zu hoffen und zu beten.
Für Thoas kann ich Eins nüt, zu den Göttern flehn. —
Dich, dort wo wir ihn zurückgelassen,
Im mitternächt'gen Osten schimmert's weiß!
Und wann Aurora dort, die purpurfarbne,
Dem Sonnengott des Himmels Thor eröffnet,
Steigt meinem trunknen Thränenblicke wol
Die grüne Küste Griechenlands entgegen.

Vierte Scene.

Orestes. Pylades. Iphigenia.

Orestes.

Kommt, Iphigenia und Pylades,
Der Bootsmann glaubt im grauen Morgenschimmer
Das Cap von Artemisium zu schaun.

Iphigenia.

Ich komm', ich folge dir. O Dank, Diana!
(Iphigenia und Orestes ab.)

*Fünfte Scene.**Pylades (allein).*

O blieb' es ewig fern, das Vorgebirge,
Und würd' es nimmer Tag, und schwämm' ich ewig

Auf dem Agäermeer im Mondenlicht
 Mit ihr, in ihrer Näh', von ihrem Blick
 Beschienen, ihrem Athem angeweht,
 Von ihrem Wort mein Ohr, mein Herz erfüllt,
 Verlangend, nimmer ganz befriedigt zwar,
 Doch ewig mich mit süßer Hoffnung täuschend.
 Und doch, Entscheidung will das kranke Herz,
 Und zieht der Ungewissheit selbst den Tod vor.
 Ich liebe sie, 's ist meine erste Liebe,
 Die erste, die des Namens würdig ist.
 Sie nennt mich Freund, so nannte sie auch Thoas.
 Was soll ich thun, um diesen kühlen Lenz
 Zu sommerlichen Gluthen anzufachen?
 Wer hilft, wer rathet mir? Da kommt Orestes!

Sechste Scene.

Phylades und Orestes.

Orestes.

Du folgst uns nicht! Du scheinst in dich vertieft!
 Das ist nicht deine Weise. Rath und That
 Sind bei dem raschen Phylades sonst Eins.
 Was hast du? Was bedarf es tiefen Sinns?
 Klar wie die Ufer unsers Vaterlands
 Scheint sich die Zukunft vor uns auszubreiten.
 Wir landen jetzt nicht an Barbarenküsten,
 Wo am Altar das Opfermesser droht,
 Wir rauben weder Bild noch Priesterin,
 Wir bringen ~~zu~~ dem Bruder der Diana,
 Der huldvoll unser Flehn erhören wird.
 Wir haben sie, die vielgeliebte, theure,
 Und nichts wird uns das heil'ge Kleinod rauben.

Phylades.

Sprich nicht; wir haben sie. Du nur, du hast sie,
 Du wirfst sie haben, du wirfst sie behalten,

Nicht ich. Drestes, Seele meines Lebens,
 Laß meinen Treubruch offen dir gestehn.
 Ich liebe, Freund, dich nicht mehr über Alles,
 Ich liebe deine Schwester mehr als dich.

Orestes.

Gesegneter, willkommner Bruch der Treue!
 Gern theil' ich dich mit Iphigenia.
 Man sagt, die Liebe sei der Freundschaft Feindin.
 Vielleicht im Anfang! Denn, ein Fremdling zwar
 Auf diesem Felde, nenn' ich Amors Macht
 Bei Sterblichen wie bei Unsterblichen
 Gleich groß; und gleich ersehnt und gleich gefürchtet
 Ist Venus und ihr pfeilbewehrter Sohn.
 Doch müßt' ich auch ein Weilchen mich bescheiden
 Beim ersten Liebesrausch: die Leidenschaft
 Kehrt, wenn sie edel, bald zurück in's Ufer.
 Still wieder strömt die Flut dann, doch lebendig.
 Und wem doch müßt' ich weichen? Meiner Schwester.
 Und wer ist's, der sie vorzieht? Deine Brust
 Ist weit genug zugleich für Lieb' und Freundschaft.
 Mein Freund, ich preise dich beglückt und selig,
 Und würdig bist du dieses Doppellooses.
 Doch mich auch preis' ich minder nicht beglückt;
 Denn wenn ich trauernd manchmal schon gedachte,
 Daß ich von dir fortan mich trennen müsse,
 So geht durch dieses neue Band die Hoffnung
 Auch künftiger Vereinigung mir auf.

Phylades.

Wir tauschen untre Rollen, wie es scheint.
 Du maist die Zukunft jezt mir rosiger,
 Als ich es früher gegen dich gewagt.
 Ich tröstete dich nur, ich ließ dich hoffen,
 Du aber stellst das Glück als fertig hin.
 Weit bin ich von dem schönen Ziel entfernt.
 Du täuschest mich nicht, wie du selbst dich täuschest.

Noch weiß ich nicht, ob meine Reigung sie
 Erwidert, oder einst erwidern wird.
 Doch sage mir, was denkst du von ihr?
 Du bist der Bruder Iphigenia's.
 Du kennst sie besser. Rede, gib mir Rath!

Orestes.

Vergib! Ich meinte, daß du schon gesprochen,
 Weil ich mit ihr im Zwiesprach hier dich traf,
 Und daß sie freundlich sich dir zugesagt.
 Warum auch schwiegst du? Mir scheint hier,
 Wie immer, grabaufrecht'ger Sinn das Beste.
 Kaum möcht' ich zweifeln, daß sie dir geneigt ist.
 Du bist ihr lieb, sie zeigt's, ihr Herz ist dankbar.

Phylades.

Von Dankbarkeit ist es noch weit zur Liebe.

Orestes.

Doch bahnt die Dankbarkeit den Weg dahin. —
 Du fragst um meine Meinung mich von ihr.
 Du meinst, daß ich sie kenne, besser kenne.
 Wie sollt' ich doch? Als Knabe sah ich kaum sie,
 Und kann mich ihrer nur mit Müß' erinnern:
 Und nun, wie wen'ge Tage sind's, seitdem
 Sie mir zurückgegeben ward wie dir.
 Ich kenne keines andern Weibes Herz
 Als jener schrecklichen, der Furien,
 Die Jahre lang mir folgend mich verfolgten,
 Mir Ruh' nicht ließen, mich zum Wahnsinn trieben.

Phylades.

Erwecke nicht in dir die alten Schrecken!
 Auf ewig bist du jetzt davon befreit.

Orestes.

Ja, Iphigenia wird und Elektra
 Nun schirmend mich von hier und dort umstehn,

Die flammende Elektra, einst in Haß
 Und Rache gegen den Aegisth, den frechen,
 Doch flammend auch nicht minder in der Liebe,
 Zu mir, dem Bruder, hat sie die bewährt, —
 Indes ein heiliges vestalisch Feuer
 Die Brust der sanften Priesterin durchbedt.
 So denk' ich mir die Schwestern; so wol sind sie.
 Doch schwer ist zu durchschaun ein weiblich Herz.
 Willst du sie fragen? Willst du's mir vertraun?
 Fürwahr, ich weiß nicht, was ich rathen soll.
 Der Liebe abgewandt, der bräutlichen,
 Ist Iphigenia vielleicht gleich mir.
 Drum möcht' ich doch den Aufschub besser finden.
 Die Zeit ist eine Göttin auch; und Götter
 Besiegt man nicht durch Zwang, nur durch Geduld.
 Und schwank' ich, weiß ich Eins doch zweifellos:
 Wär' ich ein Weib, wär' Iphigenia,
 Dann reich' ich dir, mein Phylades, die Hand
 Zu Lieb' und Ehebund, wie jetzt zur Freundschaft.

Phylades.

Drest, geliebter, theurer, o die Freundschaft
 Ist doch ein schönes Gut wol als die Liebe.
 Die erste läßt uns ruhig, weckt Begeisterung,
 Macht frei und stark und himmlisch wohlgemuth,
 Indes die And' Unruh' gebiert und zwar
 Uns in Elysium versetzt, doch auch
 Zum Tartarus. Wir leiden, wenn wir lieben.

Orestes.

Den Phylades von sonst vernehm' ich wieder.

Phylades.

Er spricht wol noch wie jener, doch er ist's nicht.
 Trüb' ist und krank er, froh nicht, noch gesund.

Orestes.

Vom Polyphem erzählt man, daß die Qual
 Verschmähter Liebesglut zu Galatea

Er durch Gesang gelindert und geheilt.
 Ich kenn' ein bess'res Mittel sich zu schützen
 Vor Allem, was den Mann zum Sklaven macht.
 Es heißt Beschäftigung, Anstrengung, That.
 So hast du mich erlöst von des Wahnsinns
 Trübsen, so will ich dich der süßen
 Knechtschaft der Lieb' entziehn. Dem freien Mann
 Fällt in den Schooß von selbst die reife Frucht. —
 Vernimm, wenn zu Apollo's Tempel wir
 Die eine Schwester hingebracht, dann laß
 Wir bei dem Gastfreund sie, und holen
 Die andre her aus Argolis, Elektra.
 Doch ist verschweig' ich's Iphigenien.
 Leicht hemmt es ihrer Freude Rausch. Sie kommt

Siebente Scene.

Iphigenia. Orestes. Pylades.

Iphigenia.

Herbei, herbei, ihr trägen Griechen söhne!
 Wie? Wendet ihr dem Vaterland den Rücken,
 Indes mit freud'gen Blicken Helios
 Den selbst den Göttern theuern Strand begrüßt.
 O Griechenland ist ja der Götter Land.
 Dort schau'n des Peta hohe Kuppen her,
 Und hinter ihnen liegt der Pelion,
 Der Ossa, der Olymp, die heil'gen Berge.
 Und dieses Götterland ist auch das meine.
 O Heimat, unaussprechlich süße Heimat!
 Ich kann nichts schau'n, nichts denken ist als Heimat.
 In dieses einzige Gefühl verflieht
 All mein Bewußtsein, all mein Wollen, Wünschen.
 Kommt, kommt und schaut und theilet mein Frohlocken,
 Und laßt betreten uns den heil'gen Boden,
 Und niederfallen, küssen ihn und — sterben!

(Alle ab.)

Achte Scene.

Chor der unsichtbaren Oceaniden.

Nacht, du verbirgst
 Dem Blick des Menschen
 Die Heimat, die Erde,
 Die Heimat, den Himmel.
 Aber der Tag
 Entschleiert sie wieder.
 Da liegt sie, die helle,
 Die grünende Erde,
 Da wölbt sich das helle,
 Himmlische Blau.

Nacht, du verbirgst
 Dem Blick des Menschen
 Dereinst auf immer
 Die irdische Heimat;
 Doch dann enthülle
 Dem staunenden Auge
 Den Himmel der Sel'gen,
 Die Heimat des Geistes
 Ein ewiger, heller,
 Selbiger Tag.

Iphigenia in Delphi.

Erster Akt.

Erste Scene.

Morgen.

Im Hain und vor dem Tempel des Apollo.

Chor der Priester und Priesterinnen.

Phöbus Apollo,
Du schreitest hervor
Aus goldenem Thore,
Das Los dir öffnet,
Die frühgeborne.
Und wir auch treten,
Wir, deine Priester
Und Priesterinnen,
Hervor aus dem Tempel,
Dir stehend, dich preisend
Mit frühem Gesang.
Doch, Hoher, wir senken
In Demuth und Ehrfurcht
Die irdischen Blicke
Dem blendenden Strale
Des erscheinenden Lichts.

Phöbus Apollo,
Dein blißendes Aug'
Durchschauet die Räume

Der Erde, der weiten,
 Vom hohen Aether.
 Dein scharfes Aug'
 Durchschaut die Zeiten,
 Nicht bloß die jez'gen,
 Die heutigen Stunden,
 Nein, auch die vergangen,
 Die kommenden auch.
 Den Sterblichen hüllet
 Ein nächtlicher Schleier;
 Du leuchtest in Klarheit,
 In ewiger Helle,
 Ja, du selbst bist das Licht.

Phöbus Apollo,
 Prophetischer Gott!
 Du hellest dem Menschen,
 Der bittend dir nahet,
 Die dunkle Zukunft.
 Doch hüllst den Spruch du
 In Wink, in Räthsel,
 Du strenger, milder,
 Du warnest, ~~du drohest~~,
 Du lässest ihn hoffen
 Mit heiliger Scheu.
 Er bebet und banget
 Der Rache der hohen,
 Erhabenen Götter,
 Der strafenden Stimme
 Der Erinny's der Brust.

Phöbus Apollo,
 Du Gott des Lichtes,
 Des irdischen, himmlischen,
 Des Lichtes der Wahrheit,
 Stralender Gott!

3weite Scene.

Priester aus dem Tempel tretend. Chor.

Priester.

Heil diesem Tag,
Dem neugebornen,
Heil jedem Tag!
Er ist ein Geschenk
Der Uranionen.
Apollo — Helios,
In deinem Lichte
Leben und athmen
Die Geschöpfe alle,
Der kinderreichen,
Der Gaa Geschlecht.

Doch sind sie nicht gleich
Die Gaben der Götter,
Bald günstig und gnädig,
Bald unheilbringend,
Bald zweifelhaft.
Heut waltet das Schicksal!
So kündet Pythons
Kundige Priesterin!
Ein Tag wie das Leben,
Das unruhvolle,
Mit dem ewigen sanften
Schlaf sich schliefende!
Ein solcher Tag ist's,
Voll tobenden Sturmes,
Und Bliges und Donners,
Doch endlich versöhnend
Mit Frieden und Ruh'.

Chor.

Ein dunkles Wort,
Wohl furchtbar und schrecklich,

Doch milde zugleich.
 So gehen wir denn
 An des Tages Geschäft!
 Es wandeln die Stunden
 D wär' es Abend!
 Nach tohendem Sturme,
 Nach Blitz und nach Donner
 Kehrt endlich versöhnend
 Uns Frieden und Ruh'.

(Priester und Chor ab.)

Dritte Scene.

Orestes. Pylades. Iphigenia.

Orestes.

So sind wir denn an unsrer Wandrung Ziel,
 Im Angesichte des Apollotempels,
 Im heiligen Gebiet, im Haine Delphi's,
 Und beugen unsre Kniee vor dem Gott,
 Der durch Diana, seine hohe Schwester,
 Mir in dem Heiligthum zu Tauris schon
 Verzeihn, und von der schrecklichen Verfolgung
 Der Furien mich gnadenvoll befreit.
 Wie dankt ihm meine Seel' im tiefsten Innern!
 Denn o das größte Gut des Menschen gab
 Er mir zurück, das freie Selbstbewußtsein,
 Den unumnebelten Gebrauch der Kräfte,
 Des Geists und Leibes, der Vernunft, der Hand:
 Ein neugeborner Mensch erschein' ich mir.
 Wie dankt' ich ihm auch gern vor seinem Bilde,
 Nach altem Brauch und priesterlicher Sitte
 Durch Opfer und Gebet mich reinigend.
 Doch jetzt ist nicht die rechte Zeit erschienen,
 Und ich verschiebe drum die heil'ge Handlung.
 Vernehmt, ihr meine Theuern, Freund und Schwester,
 Was mir zu thun die innre Stimme heift.

Rein langes Irthal war zu allgewaltig,
 Als daß nicht nur das Angedenken, nein,
 Ein Raschhall auch durch Adern und durch Nerven
 Den Wachenden durchbeben, und zur Nacht
 Vom Schlafe schreckend mich erwecken sollte.
 Allmälig nur entwöhnt man von der Furcht sich.
 Mit Angst drängt der Gedanke sich mir auf,
 Daß uns ein Glied zur Vollzahl mangelt, daß
 Clettra fehlt. Wie mag es ihr ergehn?
 Wie mag nach unsrer Wiederkehr sie seufzen!
 Ist sie gesund? Und lauert nicht ein Unheil,
 Uns von der Leiter unsers Glücks zu stürzen,
 Bevor die höchsten Stufen wir erreicht?

Pylades.

Was kannst du meinen? Hätten wir sie hier!
 Vertrau' den Auftrag mir! Ich hole sie.

Iphigenia.

Laß uns zusammen hin! O mich verlangt
 Die theure Schwester an die Brust zu drücken.

Orestes.

Ihr nehmt das Wort mir von der Junge, ja,
 Sie muß sich hier vereinigen mit uns.
 Doch weder, daß wir allesammt, noch daß
 Ein Einzelner zu ihr nach Argos reise,
 Will mir als dasersprießlichste bedünken.
 Wo Pylades, muß auch Orestes sein.
 So ziemt es sich, so ist es brüderlich.
 Du bist die schwächere, du bist ermüdet
 Von ungewohnter Reif' und von Erwartung,
 Vom Angedenken auch an die Gefahr,
 Der uns die Klugheit unsers Pylades,
 Dein hoher Sinn und Thoas Edelmuth,
 Und Götterwillen eben uns entriß.
 Du hast der Ruhe nöthig und du findest

Sie bei dem wackern Gastfreund hier in Delphi,
Dem ich mit warmer Bitte dich empfahl.

Iphigenia.

So schnell wollt ihr mich wiederum verlassen?
Ich füge mich, weil du es willst, weil es
Auch mir das Beste scheint, und dennoch ungern.

Phylades.

Wir werden eilen. Schnell sind wir in Argos.

Iphigenia.

O wäret ihr schon wiederum zurück!

Orestes.

Kurz sei der Abschied denn! Leb wohl!

Phylades.

Leb wohl! (Weide ab.)

Vierte Scene.

Iphigenia (allein, ihnen nachwinkend).

Lebt wohl, lebt wohl! Und mög' euch Poseidaon
Auf seinen Bogen sanft von neuem wlegen,
Und Aeolus dem Schiff nachsenden muntern Hauch!
Und Helios am Tag' und Nachts Diana
Huldvollen Blicks auf euch herniederschauen!
Was soll ich mir erbitten von den Göttern?
Geduld? Die hab' ich lange zwar geübt;
Geduld ist von den Tugenden die schwerste,
Denn gern auch soll man jede Tugend üben. —
So wandl' ich denn zum Gastfreund, auszuruhn,
Wenn mir des Herzens Unruh' Ruhe gönnt. —
Wie hold ist's hier im heiligen Bezirk!
Der Priesterin geziemt des Tempels Nähe.
Ich geh'; doch bald zurück wird es mich ziehn.

Fünfte Scene.

Elektra (tritt lebhaft auf, ein Beil in der Hand).

Ich bin zur Stelle. Dort ist ja der Tempel.
Gottlob, der Weg, allein ist er vollbracht.
Nun schnell an's Werk! — Ich sehe weder Priester
Noch Priesterin. Woan! Ich muß mich melden.

Sechste Scene.

Medon, aus dem Tempel tretend. **Elektra**.

Elektra.

Ehrfurcht dem hohen Gott und seinen Dienern!

Medon.

Sei uns gegrüßt! Du kommst an einem Tage,
Du Pythia, die Priesterin, vom Dreifuß
Als einen schicksalschwangeren bezeichnet.

Elektra.

Wohl weiß ich, daß die Sprüche räthselhaft.
Doch sprich, ob Glück, ob Unglück sie verheißt.

Medon.

Nicht Eines, sondern Glück gemischt mit Unglück.

Elektra.

Dazu bedarf es keines Götterauspruchs;
Denn ungetrübte ist keines Menschen Leben.

Medon.

Doch kündet sie erst Unheil und dann Heil.

Elektra.

Nar ist der Ausspruch, und ein günstiger.
Ich habe viel gelitten, nun kommt Freud' und Glück.

Medon.

Esfern du nur ihn richtig ausgelegt.

Elektra.

Wär' er noch anders auszulegen? Wie?

Medon.

Wer weiß, was unter Freud' und Glück du denkst?
Dem Frommen ist das höchste Glück der Tod.

Elektra.

Weh, die Geliebten hier zurückzulassen!

Medon.

Sie kommen nach, und Alles einigt endlich
Sich auf den Thüren von Elysium.

Elektra.

Bohl hast du Recht, und doch erschreckst du mich.
Das Glück der Geister kann uns nicht entgehn;
Drum wünschte man auch hier schon sich zu freun.

Medon.

Getroßt! Nur deine Hoffnung mäß'gen wolle' ich.
Jedoch, was führet dich hieher? Du trägst
Die Spuren angestrengter Reis' an dir.

Elektra.

Zwei Tagereisen macht' ich, selbst die Nacht
Mir keinen Schlaf und keine Ruhe gönnend;
Hell leuchtete Selene's volles Licht.
Und angekommen hier in Delphi eilt'
Ich, ohne meinen Gastfreund aufzusuchen,
Schnell zu Apollo's heil'gem Tempel her.

Medon.

Wer bist du, und welch fürchterlich Geräth
Statt Reisestabes führst du in der Hand?

Elektra.

Ein fürchterlich Geräth! Du sprichst die Wahrheit
Wiewol dir dessen Thaten unbekannt sind.

Zum letztenmal ist es in meiner Hand,
Und daß es keines Menschen Hand mehr führe,
Bring' ich es deinem Gott zum Weihgeschenk.

Medon.

Noch einmal frag' ich dich: wer bist du, Jungfrau?

Elektra.

Du wirst mich kennen, wenn ich die Geschichte
Des furchtbaren Geräthes dir erzähle.
Hier dieses Beil ward nimmerdar gebraucht,
Um niedere Geschöpfe zu erlegen.
Verflucht war schon im tiefen Grund der Erde
Der Eisenstoff, aus dem es ward geschmiedet;
Verflucht der Baum, der seinen Stiel ihm lieb,
Verflucht der Schmidt und Zimmerer, die es schufen.
Denn dieses Beil, nur Menschen hat's gemordet.

Medon.

Enthalt' im Götterhain dich solchen Worts!

Elektra.

Ich wiederhole nur den Fluch der Götter.
Denn sie doch wollen oder lassen zu
Der unglücklichen Menschen Frevelthaten.

Medon.

Des Menschen Will' und That gehört ihm eigen.
So ward der Mensch gewürdigt von den Göttern
An ihrem höchsten Vorrecht theilzunehmen.

Elektra.

Ein Schein ist's mehr; und wär' es Wahrheit, dient es
Doch mehr zu unserm Unheil und Verderben.
Ein traurig Vorrecht, Böses thun zu dürfen!
Zu müssen selbst — wenn sie uns Triebe gaben,
Die uns zur Leidenschaft und Raserei
Hinreißen und zu gräuelhaftem Mord.
Du bist ein Priester, und dir gab Natur

Vielleicht schon in der Biege holde Sanftmuth;
 Und milde Mienen sah dein Aug'; dein Ohr
 Umwehte weiche Rede; wie den Mann jezt,
 Den selber betenden und opfernden,
 Nur Anderer Gebet umflüstert, nur
 Paaentön' umrauschen, und der Anblick
 Des schönen Tempels mit den edlen Säulen
 Auch deine Seel' in stetem Gleichmaaß hält.
 Doch ach, wem Leidenschaft schon angeerbt ist,
 Wer einem unglücksel'gen Stamm entsproß,
 Wem seiner Ahnen, Eltern und Geschwister
 Geschick und Thaten Blut und Herz mit Zorn,
 Mit Rachsucht, Bangigkeit, Furcht und Entsetzen
 Vor Götterhas und vor sich selbst erfüllen,
 Der darf wohl mit den Dbern rechten gleich Prometheus.

Medon.

Das darf er nicht. Demüthig soll er sein.
 Und ward ihm auch ein schweres Loos beschieden,
 Sein ist es, in der Prüfung zu bestehn.
 Denn ich errathe, von dir selber sprichst du.

Elektra.

Von mir und jener ~~wehertornen~~ Reihe
 Von königlichen Männern und von Frau'n!
 Wer konnte nicht des Tantalus Geschlecht,
 Der, von den Göttern zum Olymp erhoben,
 Ob Uebermuthes in den Tartarus
 Geschleudert und sein ganz Geschlecht verflucht ward.
 Und dieser Fluch, er ruht auf diesem Beil.
 Ein wundersames Werkzeug, schau' es an,
 Nicht bloß durch seinen Stoff und äufre Form,
 Von den Cyclopen selber scheint's gemacht, —
 Weht durch den Geist noch, der im Stahle wohnt.
 Denn, wer es lang' anschaut, der fühlt ein Grauen,
 Bethörung faßt und wilde Gier ihn an,
 Und wie von selber deut es sich zur Unthat.

So ward's von Tantalus zuerst geführt,
 Um Pelops, seinen eignen Sohn, zum Mahl
 Den Göttern, die er prüfte, vorzusetzen.
 So führten es Iphesi und Atreus grausend,
 Rein Vater Agamemnon selbst zwar nicht,
 Doch ward's von Klytämnestra, seiner Gattin
 Und meiner Mutter, auf sein Haupt geschwungen,
 Die sammt Aegisthos, ihrem Vordgenossen,
 Dann durch den Schlag hinsank desselben Beil.
 Ich gab es dem Drestes, meinem Bruder,
 Selbst in die Hand, und flachelt' ihn mit Worten;
 Denn ich bin Tantal's Enkelin fürwahr.
 Ich blieb im Vaterhaus' und nährte mich
 An Klytämnestra's und Aegisthos' Anblick.
 Ich hatte jenes Beil in meiner Obhut,
 Und wußte, wem die Flecken Bluts gehörten,
 Die an dem Mordereisen rostend nagten.
 Oft wägt' ich es in meiner Hand, als sollt' ich
 Es selbst zum Schlusse noch einmal gebrauchen,
 Obwol nichts rächend mehr zu sünnen scheint.
 Da trieb es mich, ich machte schnell mich auf,
 Und hier, hier weih' ich es dem Gott Apollo,
 Und überlieft' es seines Priesters Händen.

Medon (es nehmend).

Ein gräuelvolles Werkzeug ist's, jedoch
 Nur durch der Menschen Frevel so geworden.

Elektra.

So wirf es in den tiefsten Fessenspalt,
 Wirf's in die See, wo sie am tiefsten ist,
 Zum Spiele für des Abgrunds Ungeheuer,
 Und nicht zum Unheil armer Menschenkinder.
 Fort aus den Augen mir, ich mag's nicht anschauen,
 Obchon es nicht mehr mein ist. Mag es blinken,
 Mag es noch neuem Blute gierig dürsten!
 Mir glänzt ein lichter, schöner Tag der Hoffnung,

Und die Erwartung röthet mir die Wange.
Nicht bloß ein altes Leben will ich schließen
In Delphi's Hain, beginnen auch ein neues.
Der Arm, in welchem ich dies Nordheil trug,
Bald wird umschließen er den theuern Bruder!
Auf Götterwink ging er mit Oylades
Nach Tauris, der Diana Bild zu rauben
Und es aus der Barbaren rauhem Lande,
Von irrem Wahn genesend, heimzubringen.
Und hier erwart' ich ihn noch heut, er kommt.

Medon.

Woher ward dir die sichere Kunde? Sprich!

Elektra.

Ein wiederholter Traum hat's mir eröffnet.

Medon.

Auch wiederholte Träume können täuschen.

Elektra.

Doch diese nicht; es waren Morgenträume,
Nur vor Aurora's Schimmer mir gesendet.

Medon.

Sie sind nur Bilder unsrer eignen Wünsche.

Elektra.

Das Opfer, das ich brachte, flammte günstig,
Und auch des Priesters Ausspruch tönte Heil.

Medon.

Und doch — Elektra, Agamemnons Tochter,
Abkömmlingin des mächtigsten Geschlechts,
Du bist der starken Seelen eine, hoff' ich.

Elektra.

Was zweifelst du? Ich hab's gezeigt in Thaten.
Halb Kind, halb Jungfrau rettet' ich den Bruder
Aus dem mit Blut betünchtem Vaterhause

In Etrophios, des Oheims, sichere Wohnung,
 Wo er mit dessen Sohn, mit Polydes,
 In seinem Bund der Freundschaft auferwuchs,
 Und rief dann den Erwachsenen zurück,
 Und trieb ihn an zum rächerischen Mord;
 Und als ich Klytämnestra's Todeschrei
 Von fern vernahm, rief rasend ich: Triumph!

Melkon.

Die wahre Stärke zeigt sich im Ertragen.

Elektra.

Und was ertrug ich nicht? Von meiner Mutter
 Und ihrem Duhlen Schmähung, Schimpf und Scheltwort,
 Und Drohung; selbst mein Leben war nicht sicher.
 Tagtäglich trug ich's und viel Jahre lang.

Melkon.

Und dennoch harret wol deiner noch das Schwerste.

Elektra.

Von Leiden, denk' ich, ist nichts übrig mehr.
 Und Freud' und Glück? Ja freilich hört' ich wohl,
 Sie könnten selbst den stärksten Menschen tödten.
 Wolan, ich nehm's mit ihnen auf, und wenn sie
 Mich tödteten, es wär' ein süßer Tod.

Melkon.

Ich quäle dich zu lange, wie mich selber.
 Aus Lauris fehrt' ein Schiffer gestern erst.

Elektra.

Und sah Orest und Polydes?

Melkon.

Er sah sie.

Elektra.

Und brachte Botschaft mit? O rede, rede!

Medon.

So mache dich gefaßt!

Elektra.

Was werd' ich hören?

Medon.

Soll langsam ich's zuträufeln dir in Tropfen? —
Sie wurden bei des Bilds Diebstahl ertappt,
Und starben von der Hand der Priesterin.

Elektra.

's ist Lug und Trug. Kannst du es mir beschwören?

Medon.

Ich kann's beschwören, daß er es gesagt.

Elektra.

Sah er's mit Augen? Wie? Wo ist der Mann?

Medon.

Willst du ihn sprechen, kann ich dir ihn stellen.

Elektra (nach einigem Stillstehen).

Und wär' es wahr? Orestes wär' ermordet?
Und ich getäuscht und lebend? — Ja, es ist wohl.
Es flirrt mir vor den Augen. Hohe Götter,
O nein, ihr unterirdischen des Orkus,
Ihr Furien, ich fühl's, ihr nahet mir.
Du hast sie mir vererbt, unsel'ger Bruder!
Ich sehe sie die gift'gen Augen rollen,
Die Rattern ringeln sich auf ihren Häuptern,
Und heben sich mit Zischen gegen mich.
Hinweg, hinweg, entsefliches Gewürm!
Sie kommen näher. Ha, mich fasset Wahnsinn.
Wohin soll ich mich bergen? Wie mich schügen?
Da ist das Beil! Gib mir die Waffe her! (es zurücknehmend.)
Mein Beil, mein Beil! Mit ihm will ich mich schügen.

Es ist zu spät. Sie winden sich um mich,
 Sie strecken mich. Weh, weh! Ich bin des Todes.
 (Sie sinkt ohnmächtig nieder.)

Medon.

Herbei, ihr Priester und ihr Priesterinnen!

(Sie erschauern.)

Ein plötzlich Uebel überfiel die Arme.
 Ohnmächtig liegt sie da, führt sie hinein,
 Sobald die Sinnen ihr zurückgekehrt sind,
 Und laßt ihr jede Pflege widerfahren:
 Doch erst besänftigt ihren irren Geist
 Durch eines milden Sanges heilend Wehen.

Chor.

Du der Unsterblichen
 Sanfterer, stillster,
 Leiserer Note,
 Liebling Selenens,
 Rächtlicher Gott!

Imar von des Himmels Höh'
 Sendet igt Helios
 Stralendes Taglicht
 Hier in Apollo's
 Heiligem Hain.

Dennoch erschienenst du,
 Jene mit zauberischem
 Stabe berührend,
 Drücktest die Augen
 Auf's Neue ihr zu.

Freund des Asklepios,
 Heilender, stärkender!
 Laß sie denn schlafen,
 Laß sie erwachen
 Freudigen Muths.

Oder vertraust du sie
 Deinem noch mächt'geren
 Bruder, dem Tode?
 Irdisches Wehe
 Löst er allein.

Zweiter Akt.

Erste Scene,

wie 'am Ende des ersten Akts.

Elektra, erwachend. Neben. Chor.

Chor.

Seht, sie erwacht!
 Aus nächtlichen Auen
 Des Schlafs und der Träume,
 Die den ehrnen Thoren
 Des düstern Hades
 Nah angrenzen,
 Kehret sie wieder
 Zum Leben, zum Licht.

Sei uns gegrüßt,
 Du Wiedergeborne!
 Von neuem empfängst du
 Das Geschenk des Daseins,
 Das ird'sche, nicht'ge,
 Vielgepries'ne,
 Aber auch bittere,
 Das trügerische Loos.

Medon.

Du schlägst vom Schlaf die Augen auf, Elektra!
Doch, wenn es dir gefällt, so führen wir
In unsre Wohnung dich, um dich zu stärken.

Elektra.

Es ist vorüber, und ich fühle mich
Wie sonst, und Stärkung nicht, noch Ruh' bedürftig.
Drum habe Dank! Nach Einem nur verlangt mich,
Nach Einsamkeit. Gewährt sie mir! Ich bitte.

Medon (zum Chor.).

Es geht!

(Chor ab.)

Zweite Scene.

Medon. Elektra.

Medon.

Und wie du's wünschst, geh' auch ich.
Und doch verlass' ich dich mit schwerem Herzen.
Du bist erwacht, du lebst, du bist gesund;
Doch nur des Leibes Uebel ist gewichen,
Am geistigen, dem schlimmern, krankst du noch.
Es bligt dein Auge wie von innerer Glut.
Und wir, Apollo's Diener, sind die Aerate
Des leidenden, des kranken, irren Geistes.

Elektra.

Rein Geist ist' edelich, unheilbar verwundet.

Medon.

Unsterblich ist der Geist und unverwundbar.

Elektra.

Der meine nicht.

Medon.

Er ist es, wenn du willst.

Elektra.

Kannst du mich wollen heißen, wenn ich nicht will?

Menon.

Das ist dein Arthum eben, deine Krankheit.
Wer geistgesund ist, will und will das Rechte.

Elektra.

So heile mich! Doch du bist nicht mein Arzt.
Der Bote, der von Tauris kam, er ist's.

Menon.

Es ist nach ihm gesandt; bald wird er kommen.
Auf jenem Wege wird er dir sich nah'n.
Doch wünscht' ich, daß du dir das Leid ersparstest,
Und mir vertrauend Fassung still gewänneest.

Elektra.

Ich will des Schmerzens Tiefe ganz ergründen,
Und dann ihn überleben oder sterben.

Menon.

Ich lasse dich, jedoch nicht ungewarnt,
Daß du in dem Gebiet des Gottes weißt,
Der böse That und böse Rede straft,
Ja dessen Aug', noch schärfer als der Stral
Der Sonne, die das Dunkel scheucht der Nacht,
Der Brust verborgenste Gedanken sieht.

(28.)

Dritte Scene.

Elektra (alrin).

Och, weiser Mann, mich schreckt nicht deine Drohung,
Doch widrig ist mir deine Gegenwart.
Wißt du mit einem Tropfen Wasser löschen
Die Flammen, die aus jeder Oeffnung schlagen?
Und was, was können deine Götter als
Mich tödten? Tödten? Ha, das kann ich selbst.

Doch eh' die Hand ich an mich selber lege,
 Nicht' ich erst einen andern Mord begehn,
 Den Rache mord an jener Priesterin,
 Die mir den theuren Bruder hingeschlachtet.
 Doch, wo soll ich sie finden? Sie ist fern —
 Und doch im Reiche der Lebend'gen noch.
 Und wäre Lauris an der Erde Rand,
 Hinpilgern wolt' ich über Berg' und Ströme.
 Vielleicht nimmt mich ein Schiffer mitleidsvoll
 In seinen Kahn, wir landen an dem Ufer,
 Ich eile hin, ich finde sie im Tempel,
 Und dieses Beil erschlägt sie am Altar.
 Dann greifen sie mich selber, tödten mich,
 Und wiederseh' ich sie die Lieben alle,
 Sei's in Elysium, sei's im Tartarus.
 Hinweg! Doch sich, wer kommt? — Der Gott nicht.
 Es ist ein Weib!

(Iphigenia tritt auf.)

Vierte Scene.

Elektra. Iphigenia.

Elektra.

Wer bist du? Rede! Sprich!

Iphigenia.

Verzeih mir, wenn ich mich nicht nennen darf.
 Doch wer bist du?

Elektra.

Auch ich will mich nicht nennen.
 Was gelten Namen? Doch an dem Gewande
 Erkenn' ich dich als Priesterin.

Iphigenia.

Ich bin's.

Elektra.

Oa, Priesterin! So bist du Mörderin!
Wie viele Menschen hat dein Stahl getödtet?

Iphigenia.

Wie seltsam fragst du? Opfert man in Hellas
Auch Menschen? Rein ist meine Hand von Blut.

Elektra.

Ich glaub' es dir. Du scheinst so klar und ruhig.

Iphigenia.

Du aber bist es nicht. Du bist erregt.

Elektra.

Rein, sage wild, empört. Blutdürstig bin ich.
Schau dieses Beil! Es ist vom Blute trunken;
Doch fordert es noch mehr. Flieh meinen Anblick!

Iphigenia.

Rein, laß mich bei dir bleiben, Unglücksfel'ge!

Elektra.

Wohl bin ich unglücklich, und du glücklich.
Nichts miteinander haben wir gemein.
Das Unglück scheucht die Menschen.

Iphigenia.

Rein, es zieht sie an,
Zum mindesten Mitleidige. Und du,
Ist es dein Unglück, das ich noch nicht kenne,
Ist's deine Miene und Gestalt, dein Wesen?
Du ziehst mich an, als wärst du längst mir Freundin.
O glaube mir, es ist nicht Neugier, was
Auf's neu mich forschen heißt nach deinem Schicksal.
Und gerne ging' ich mit Vertrauen voran,
Wenn nicht mein Bruder mir ein strenges
Stillschweigen auferlegt.

Elektra.

Ein Bruder, sagst du?

Iphigenia.

Es ist es. Cines Bruders harr' ich hier.

Elektra.

Beh mir! Auch ich harr' eines Bruders hier,
Und eben jetzt erfuhr ich, daß er todt,
Daß er erschlagen, daß er mir auf ewig
Entrißen sei.

Iphigenia.

O Unglückselige!

Elektra.

Nun fühlst du wohl, du Glückliche, was ich
Empfinde. Ja, ich seh', ich sehe Mitleid
In deinen Augen; doch es ist nur Mitleid.
Ich fühle Leid, unsäglich bittres Leid.
Was kannst du nun mir bieten? Thränen? Wie?
Du weinst? Das kann ich nicht. Mein Aug' ist trocken.
Das Feuer meines Schmerzes ist zu heftig.
Die Tropfen, die in's Aug' empor mir steigen,
Sie härten, ehe sie dorthin gelangen,
Sich in versteinte Bälle, rollen rückwärts,
Und häufen lastend sich auf meinem Herzen.

Iphigenia.

So laß mich reden! Löst der Hauch des Lenzes
Das Band des Frosts, womit der starre Winter
Die Flur umschlingt, so wird der warme Athem,
Der aus des Menschen voller Brust die Lippe
Sanft überfließt, doch auch die eis'ge Fessel
Des Herzens, das er schmeichlerisch umfächelt,
In süßer Thränen Thau auflösen können!

Elektra.

Du willst mich rühren, und ich fürchte fast,
Daß dir's gelänge. Doch ich scheue Rührung.
Verschließ' die Augen! Schweig! Ich bitte dich.

Wo nicht, so schüre Rach' und Zorn in mir!
 Die sind's, die ich bedarf. Auch ich hab' Worte!
 Doch nur zum Fluche sei mein Mund geöffnet!
 Ja hier auf meine Kniee stürz' ich nieder,
 Und fluche der Verruchten, die den Bruder,
 Den theuren, einz'gen Bruder mir erschlug,
 Und rufe dort den Gott von Delphi an,
 Daß meine rächerische Hand er leite,
 Und ich vor meinem Blick sie sterben sehe.

Iphigenia.

Und ich auch, auf die Kniee sink' ich nieder,
 Und flehe, daß er deine wunde Brust
 Mit seinem linden Götterbalsam heile,
 Daß er die Rach' in deinem Busen tilge,
 Daß er dir Fassung schenk' und Ruh' und Frieden,
 Ja, daß den Bruder er zurück dir gebe!

Elektra.

Was fällt dir ein? Du flehst Unmögliches.

Iphigenia.

Es gab ein Gott das Wort mir ein. Und ist
 Es unerfüllbar? Hat nicht *Aesklap*
 Den Hippolyt, den edlen Sohn des Theseus,
 Als er schon auf dem Weg zum Orkus war,
 An's Licht der Oberwelt zurückgeführt?
 Nein, laß die Hoffnung nimmer schwinden, Freundin!
 Sie ist der Labetrunk in Schmerz und Leiden,
 Sie ist der Götter tröstlichstes Geschenk.
 Und wer da hofft, kann der noch Rache fühlen?
 Kann der noch blutige Gedanken hegen?

Elektra.

Ich hoffe nichts. Doch — geb' ich auf die Rache,
 Zwar nur, weil ich zu schwach dazu mich fühle.
 Ich will nicht morden, doch ich sehne heftig
 Mich nach dem Tode. Hast du wahrhaft Mitleid,

So wie du sagst und blickst, so bitt' ich dich
Um eine, nur um eine ein'ge Günst.
Befreie mich von diesem läst'gen Leben!
Nimm dieses Bril und spalte mir den Kopf!

Iphigenia (es nehmend).

Ja, gib das Bril! Ich nehm' es freudig an,
Doch nicht um dich zu tödten, nein, um es
In Delphi's tiefften Abgrund zu versenken.

Elektra.

Dann gib's zurück!

Iphigenia.

Nein, nimmer! Es ist mein.

Elektra.

So willst du mir mein höchstes Kleinod rauben?
Doch so auch nicht besänstigest du mich,
Doch so auch hemmst du meinen Vorsatz nicht!
So eil' ich denn zu Delphi's schroffster Spitze,
Und werfe mich hinab, mein Haupt zerschmetternd.

Iphigenia.

Ihr Götter, rettet sie!

Elektra.

Wen seh ich dort? Es ist der Bote. Wohl!
Ihn hör' ich. Tod ist oder Mord die Lösung.

(Ab.)

Fünfte Scene.

Iphigenia (allein).

Was ist's mit diesem Boten? Doch es ist
Ein Aufschub. Gott Apoll, du sandtest ihn,
Du hörtest meinen Ruf, o laß ihn mich
Erneuern. Rette sie, die Schwerbetroffene,
Die ich nicht kenne, die mir doch so schnell

Das tiefste Mitleid eingelöst. Ich habe
 Mein eigen Schicksal fast vergessen. Bin ich
 Denn wirklich glücklich? Ach, ich bin allein.
 Wer weiß, ob ich den Bruder wiedersehe?
 Warum mit Polyades ließ ich ihn ziehn?
 Warum? Vielleicht daß mich die hohen Götter
 Zur Rettung dieses Mädchens ausersehn!
 Diana hat mich zu dem Hain und Tempel
 Des hehren Bruders huldreich hergeleitet.
 Sie wird mich nicht verlassen. Ihr vertrau' ich.
 Und dieses Beil? Es glänzt mich furchtbar an.
 Sind hier nicht Tropfen noch verharsteten Blutes?
 Der Anblick macht mein eigen Blut gerinnen.
 Entsetzlich mörderisches Beil, ich eile
 Dich zu verbergen und dich zu vertilgen.

(Ab.)

Sechste Scene.

Elektra (zurückkehrend, allein).

Wo ist, wo ist sie? — Sie ist mir entflohn,
 Sie, sie, die Priesterin von Tauris, sie,
 Die Mörderin des Bruders; des Vrestes.
 Der Bote sagt's, er irrt sich nicht, er kennt sie.
 Entflohn? O das verhüten die Unsterblichen!
 Sie kann nicht ferne sein. Ich finde sie.
 Wo ist mein Beil? Sie hat's, die Listige.
 Doch immerhin! Das schützt sie nicht vor mir.
 O ja, nun will ich leben, um zu morden.
 Dich ruf' ich an, Apollo, Gott des Bogens!
 Nein, dich, dich nicht! Du bist der Gott des Lichts,
 Und dies ist eine That der Finsterniß.
 Euch ruf' ich an um Hülff, ihr Furien,
 Ihr seid auch Götter, o ihr seid wol mächt'ger
 Als jene gütigen Olympier,
 Die zum Verzeihen immer schlaff geneigt sind,

Um nicht zu hören ihre Himmelsruh'.
 Ihr seid die Starken, Unversöhnlichen.
 Erscheint denn, kommt herbei, ihr grausen Drei,
 Empfangt in euren Bund mich als die vierte,
 Und übernehmt die Rach' an ihr statt meiner!
 Denn, wie ich sie auch hasse, steht mir doch
 Ihr mildes Antlig vor dem Blick besänft'gend. —
 Rein, überlaßt die That mir! Ich will hart sein.
 Ich will mich stählen gegen Weibeweichheit. —
 Seht, selbst Apollo zürnt, die Sonne birgt sich,
 Gewitterwolken ziehen düster auf.
 Bald werden Blitze zischen, Donner rollen,
 Das ist die rechte Zeit zu Rach' und Mord.
 So sendet, Götter, mir mein Opfer her!
 Hier steh' ich wie der Löwe, wie die Schlange,
 Das stille Thier des Walds zu überfallen,
 Es anzugreifen und es zu zerfleischen.
 Erbarmt euch, Götter, sendet es mir her!
 Und du, o Donn'rer, überlaß es mir!
 Zerschmette' es nicht zuvor mit deinem Keil!

Siebente Scene.

Medon mit dem Chor tritt auf. Elektra.

Medon.

Herein, Elektra! Folg' uns in den Tempel!

Chor.

Graus ist des Zeus
 Widerhallend Getöse,
 Blendend des Bliges
 Jackiger Schein.
 Er zersplittert die schlanksten
 Wipfel des Walds,
 Bisht in Waches

Wüthschäumender Welle,
 Er entstürzt dem Fels
 Die gesenkte Klippe.
 Die Heerde zerschmettert er,
 Und den Hirten mit ihr.

Grauser als Zeus
 Ist der sterbliche Mensch,
 Wilder als Donner,
 Rascher als Blitz,
 Als der Sturm, als die hohe
 Wogende Flut;
 Blutesdürst'ger
 Als Löw' und als Tiger
 Ist der Mensch, der von Leid,
 Und von Leidenschaften
 Bethörte, gepeiniget,
 Der unselige Mensch.

Weh dem gepries'nen,
 Dem Liebling der Götter,
 Wenn gegen Natur,
 Wenn gegen die Obern
 Er frech sich empört,
 Sein eigener Gegner
 Sein verderblichster Feind.

Dritter Akt.

Schauplatz wie im ersten und zweiten Akt.

Erste Scene.

Chor.

Stark ist und mächtig
 Der Götter Geschlecht!
 Sie mischen das Meer,
 Und die Luft und das Feuer,
 Es erbebet die Erde,
 Das Thier und der Mensch.
 Nichts mag ihnen wehren;
 Das Wort, es verstummt,
 Erstirbt der Gedank.

Gold ist und gütig
 Der Götter Geschlecht.
 Sie schenken den Lenz
 Und den fruchtbaren Herbst uns,
 Und die leuchtende Sonne,
 Sammt Sternen und Mond.
 Sie schenken uns Leben
 Und Sinn und Gefühl.
 Preis ihnen und Dank!

(Ab.)

Zweite Scene.

Iphigenia (allein).

Das Wetter, das ob unsern Häuptern stand,
 Und, Bliz auf Bliz, mit Krachen sich entlud,
 Hat dennoch weder Mensch noch Thier berührt,
 Ja, keinen Ast des heiligen Hains zerschmettert,
 Und zieht, nur wie zum Scherz noch leise murmelnd,

Und mit der Leuchtungen Geschlängel spielend,
 Gen Westen über jener Berge Häupter,
 Sich zu versenken im Jonermeer. —
 Schon Einen Tag hab' ich verlebt in Delphi;
 Denn glühend senkt sich dort der Sonne Wagen
 Inmitten dunkelblauer Wolkenmassen,
 Umzüngelt von der Blize Silberglanz;
 Und dort in Osten steigt Selene's Scheibe
 Von leichtem Flor verhüllt bald und enthüllt,
 Indes ein leiser Zephyr jedes Blatt
 Des Morthenhaines sanftdurchirrend wiegt.
 Natur, du meines Geistes Ebenbild!
 Auch meines Lebens Wetterwolken schwandend,
 Doch auch vielleicht bald meines Lebens Tag,
 Hab' ich den Mittag gleich noch kaum erreicht.
 Die Dämmerstunde naht, und heimlich Grauen
 Beschleicht mich dennoch, wie gefast ich bin.
 Wohl steh' ich in Diana's heil'gem Schutze,
 Ihr Auge blizt mir aus des Mondes Licht,
 Und ihren Fußtritt glaub' ich oft zu hören,
 Das grüne Kleid im Dickicht zu erschauen.
 O daß sie mich hinauf zu sich erhebe,
 In des Olymps Hallen ihr zu dienen
 In ewig ungetrübter heil'ger Andacht!
 Auf Erden ist kein ungetrübter Friede.
 Und seh' ich schönen Tagen zwar entgegen,
 So sind sie dennoch fern; die Zukunft, selbst
 Die nächst', ist fern, ist noch nicht Gegenwart.
 Noch hab' ich meinen Bruder nicht zurück,
 Der mir die Schwester bringt, die unbekannte,
 Denn mein Gedächtniß trägt kein Bild von ihr,
 Kind war sie damals, jetzt erwachs'ne Jungfrau.
 Und wird die Zukunft denn auch glücklich sein?
 Der wackre Polades kehrt wieder, unser Freund.
 Ja, Freundschaft weih' ich ihm. Der Freundschaft nur
 Ist dieses Herz der Priesterin noch fähig.

O könnt' ich schlafen! Schlafen, wenn nicht sterben!
 Ja, sterben, wenn ich wieder sie gesehn
 Und Ruhe Tantalos Haus zurückgekehrt ist.
 Nein, auch nicht schlafen, bis ich sie beruhigt
 Die schreckliche, die wildbewegte Jungfrau!
 Ist dieses Beil doch noch in meiner Hand,
 Das Wetter hielt mich ab, es wegzuschaffen.
 Unfern in sicherer Grotte barg ich mich,
 Ich lass' es nun nicht aus den Händen, bis
 Ich es auf immerdar vertilgen kann.
 Wohl ist es Zeit, der Ruhe zu gedenken,
 Und heimzukehren in des Gastfreunds Haus.
 Doch bin ich wie gebannt an diese Stätte;
 Auch überfällt mich plötzlich Müdigkeit.
 Ein wenig Ruhe wird mich wieder stärken.

(Sie setzt sich und schlummert ein.)

Dritte Scene.

Elektra. Iphigenia, (schlummernd.)

Elektra.

Zeus' Donner schweigt, doch nicht die wilde Stur,
 Die in des Busens Feueressen kocht,
 Um in der Worte Lava auszuströmen,
 Wenn sie mich nicht in Asche wandeln soll.
 Was aber frommt der Rede schärfster Pfeil?
 Die Deute fehlt, die er erteilen soll.
 Die Dämmerung breitet ihren Mantel aus,
 Und alle Form versinkt in's alte Chaos,
 Wenn nicht die Nacht des Himmels Lamp' erhellte.
 Erweis' als meine Freundin dich, Selene,
 Und zeige mir mit deinem Stral die Feindin!
 Doch sie ist fern! Und wo? — Nein, nah, dort ist sie!
 So fall' ich denn ein Adler auf die Taube!
 Denn sie ist schwach und wehrlos, und — sie schläft.
 Und hab' ich auf ihr Leben nicht ein Recht?

Die Rach' ist Pflicht. Aus Pflicht erschlug Drestes
 Die Mutter, die den Vater ihm getödtet,
 Obwol er zaudernd ihr durchstieß die Brust.
 So haben mich die Götter aufgespart,
 Zu rächen meines edlen Bruders Tod
 An einer Fremden. — Ist's doch keine Schwester!
 Ich hatt' einst — habe keine Schwester mehr.
 Sie ward geopfert, oder doch — verschwand.
 Drum schnell zur That! Zur That? Mir fehlt die Waffe.
 Die Gleisnerin, sie nahm das Beil mir ab. —
 So wird denn meiner Locken Pfeil zur Waffe!
 Ein Pfeil, in meiner Hand wird er zum Dolch. —
 Was blinkt dort neben ihr? Es ist das Beil.
 Ich raube wieder, was sie mir geraubt. (Sie nimmt das Beil.)
 Und nun schwebt über ihr der grause Mord. —
 Sie ruht so süß! Sie hat ein holdes Antlitz.
 Sie sprach so sanft! Die Stimm' erquickte mich.
 Wohl mir, daß sie die Augen jetzt geschlossen!
 Sie schläft. Soll ich im Schlafe sie ermorden?
 Das that selbst Klytännestra nicht, und nicht
 Megisth, als sie den Vater überfielen.
 Und Reid' auch wachten, als Drestes kam,
 Die Mutter erst, den Vuhlen dann zu tödten.
 Drum weck' ich sie. Erwache, Prieslerin!

Iphigenia (erwachend).

Wer wecket mich aus meinem süßen Traum?
 Bist du's? Wie freu' ich mich, dich wach zu sehn!
 Von dir hab' ich geträumt — so dünkt es mir,
 Biewol ich lag in meiner Schwester Arm,
 Und deine Züge trug sie. O wer bist du?
 Und hast du dich getröstet? Willst du nicht
 Mehr sterben, wieder leben? Doch du trägst
 Das böse Beil auf's neu in deiner Hand.

Elektra.

Ja, leben will ich, aber du wirst sterben.

Iphigenia.

Vor Freude starb ich fast in meinem Traum.

Elektra.

Daß du gestorben wärst!

Iphigenia.

Du wünschst es?

Elektra.

So brauchst' ich selbst den Tod dir nicht zu geben.

Iphigenia.

Du scherzest! — Nein, so scherzt man nicht. Was ist dir?

Elektra.

Es ist mein bitterer Ernst. Ich tödte dich.
Und darum eben hab' ich dich geweckt.

Iphigenia.

So rasest du! Was hab' ich dir gethan?

Elektra.

Frag' nicht! Knie hin! Empfang den Todesstreich!

Iphigenia.

Wie? Eine Schwester will die Schwester tödten?

Elektra.

Du bist nicht meine Schwester, thöricht Mädchen.

Iphigenia.

Du warst's im Traum. Und einer Schwester gleich
Lieb' ich dich jetzt. Du wirst, kannst mich nicht tödten.

Elektra.

Entsetzlich! Diese Stimmen, diese Mienen!
Als ob ich meinen Bruder hört' und sähe!
Mir ist zu Muth, als könnt' auch ich dich lieben.

Iphigenia.

So komm, umarme mich!

Elektra.

Rühr' mich nicht an!

Ich liebe dich, und doch muß ich dich tödten.

Iphigenia.

Du mußt? Wer legt die grause Pflicht dir auf?

Elektra.

Die Rache.

Iphigenia.

Nein ist meine Hand, mein Hera.

Ich sagte dir es vorher schon. Du irrst.

Elektra.

Bist du die Priesterin von Tauris nicht?

Iphigenia.

Ich bin es.

Elektra.

Wohl! Bereite dich zum Tode.

Iphigenia.

Womit hab' ich den Tod von dir verdient?

Elektra.

Weil Menschen du erschlugst im Dienst Diana's.

Iphigenia.

Niemals! Der Sitt' entwöhnt' ich Tauris Volk.

Elektra.

Dein Lügner ist umsonst. Ich weiß es.

Iphigenia.

Schau mir in's Auge! Flammet es nach Blut?

Elektra.

Das meine flammt nach Blut. Schau her! Schau her!

Iphigenia.

Dein Blick erscheint nur wild, er ist es nicht.
 Dein Herz ist liebevoll, und bald verschwindet
 Die Wolk', und freundlich strahlt und warm dein Auge.

Elektra.

Gibt es an Tauris Strand auch Zauberinnen?
 Denn wahrlich, innen kühlte sich fast mein Zorn.
 Ja, du bist eine Priesterin Diana's,
 Die auch Selene heißt und Hekate.
 Und in dem Zauberkreis des Mondes steh' ich
 Und an dem Kreuzweg! Doch ich spotte dein
 Und deiner Göttin! Rasch muß ich's vollführen.

Iphigenia.

So ruf' ich denn die hehre Göttin an.

Elektra.

Wohl! Zum Gebete geb' ich dir noch Raß.

Iphigenia.

Erhabne Göttin, wenn's dein Wille ist,
 Daß ich hier sterben soll, noch ehe mir
 Der Bruder wiederkehrt am Arm der Schwester.
 Gern hätt' ich diese Wonne noch erlebt —
 Doch sterb' ich gern. Ich weiß, du nimmst mich auf
 In deinen himmlischen, den höhern Dienst.
 Du weißt am besten, was mir nützt und frommt.
 Doch dank' ich dir aus meiner tiefsten Seele,
 Daß du zum heil'gen Vaterlande mich
 Zurückgeführt, daß meine Asche hier
 Unfern den hohen Ahnherrn ruhen wird. —
 Und dir verzeih' ich gern. Du wirst bereun,
 Was du an mir Unschuldigen gethan.
 Ein Dämon hält dich, ich bedaure dich.
 Um Eine Gunst nur steh' ich dich noch an.
 Bald kehrt mein Bruder mit dem Freund zurück.

Sag' ihnen, daß Diana mich entführt,
Wie sie schon einst in Aulis mir gethan.

Elektra.

In Aulis?

Iphigenia.

Nicht nach Tauris; — denn sie holten
Noch einmal mich, — nein zur Olympushöh'.

Elektra.

Was redest du?

Iphigenia.

Mir ist, als 'hört' ich sie.

D sende sie, Diana, rasch sie her!
Befreie die Bethörte von der That!

Elektra.

Ben nennest deinen Bruder du?

Iphigenia.

Orestes.

Elektra.

Orest? Wie? Rein, nein, ich durchschaue dich.
Verschmigte! Heißt sein Freund nicht Pylades?

Iphigenia.

So ist's. Was schaust du mich so seltsam an?

Elektra.

Du willst mich täuschen. Mörderin! Du selbst
Hast den Orest und Pylades geschlachtet!

Iphigenia.

Ich? Rein! Und du! Was sagtest du? Orest
Dein Bruder? Wie? Wie heißest du.

Elektra.

Elektra.

3 **

Orestes (aus der Ferne).
Elektra!

Pylades (aus der Ferne).
Iphigenia!

Elektra.
Iphigenia!
 (Beide Schwestern fallen einander in die Arme.)

Vierte Scene.

Orestes und Pylades. Elektra und Iphigenia.

Orestes.
 O nehmt uns auf in euren schönen Bund!

Pylades.
 Sie hören nicht auf uns, in Eins verschlungen,
 Wie Marmorbilder, regungslos und leblos.

Orestes.
 Das tieffte Leben schlummert in dem Tod.
 Doch nein, sie leben. Schwestern!

Pylades.
 Freundinnen!

Elektra.
Orestes! Pylades!

Iphigenia.
 Mein Freund! Mein Bruder!
 Ihr seid zurück! So schnell!

Orestes.
 Nur wen'ge Meilen
 Von hier vernahmen wir von einem Gastfreund,
 Elektra müsse schon in Delphi sein,
 Und eilig lehrten wir des Wegs zurück.

Elektra.

Verzeiht mir, Bruder, Freund, daß ich so kalt
Nach langer Frist euch zu begrüßen scheine;
Denn das Entsetzen lähmt noch meine Freude.
O meine Schwester, reiche mir die Hand!
Du lebst, du lebst, bist nicht von mir getödtet!

Iphigenia.

Nicht todt, doch todesmatt von Freud' und Bonne.

Orestes.

Was ist geschehn?

Iphigenia.

Es war ein schwerer Irrthum.

Sie hielt die unbekannte Priesterin
Für deine Mörderin.

Pylades.

Und sie schwang das Beil?

Iphigenia.

Der Götter Gunst hat Alles wohl gewendet.

Elektra.

Und deine Anmuth! O wie drang dein Blick
Und deiner Stimme Ton mir in die Seele!
Doch wehrt' ich mit Gewalt sie von mir ab.
Mein fester Wille war es, sie zu tödten,
Und hier im Blute läge sie vor uns,
Wenn einen Augenblick ihr später kamt.

Iphigenia.

Du glaubtest, Recht zu üben; drum erbarmten
Die Götter sich, die Lenker unsers Schicksals.

Elektra.

Ja, sie erbarmen endlich sich des Stammes,
Dem sie verstatteten, sich zu zerfleischen,

Von dessen Gräueln noch die späte Nachwelt
Mit Schauer hören wird. Solch Unglück halt
Die Zeit hinunter, ohne zu verstummen.
So mag sie denn von unserm Glück auch hören,
Wie unser Stamm nicht ganz in Blut erlosch,
Gleich dem des unglücksel'gern Oedipus,
Wie die Uranionen uns begnadigt,
Und wir gen Argos, gen Mycenä heimziehn.

Phylades.

Wolauf! Wir zaudern nicht. Die Nacht ist schön. —
Doch Iphigenia bedarf der Ruhe.

Orestes.

Und morgen wandeln wir zuvor zum Tempel,
Und opfern Preis und Dank dem Gotte Delphi's,
Der unser Leid in seinem Hain gelöst.

Iphigenia.

Ja, Preis dir, herrliches Geschwisterpaar!

Elektra.

Mein Herz vor Allen danket euch, ihr Götter!
Was wär' ich jetzt, wenn ihr mich nicht gerettet?
Preiswürdig seid ihr, wenn ihr Glück verleiht.

Iphigenia.

Preiswürdig sind die Götter selbst im Zorn.
Sie zürnen nur des Menschen böser That.

Phylades.

Nichts mehr von böser That, von Zorn und Unglück!
Die Götter lächeln uns, und wir sind glücklich.

Iphigenia.

Wir sind es jetzt. Doch kennst du nicht den Spruch,
Daß glücklich vor dem Tod kein Mensch zu nennen.

Pylades.

Ich schütze dich, wenn du es mir vergönnt.

Iphigenia.

Ich freue höhern Schutzes mich, mein Freund.

Elektra.

Es öffnet sich Apollo's Heiligthum.

Die Priester kommen mit den Priesterinnen.

Fünfte Scene.

Medon und der Chor. Die Vorigen.

Elektra.

Hier, Medon, ist das Weil, das unglücksel'ge!
Sein Anblick schon macht jezt das Blut mir starren,
Und Menschenmacht vermag es nicht zu tilgen.
Zerspalten würd' es zu dem Kopf der Hydra,
Verbrannt vergiftete die Asche noch.

Ich weih's dem Gott. Er wird's zu wahren wissen.
Nimm es denn hin! Verbirg's in dein Gewand. —

(Medon nimmt es.)

Run ist mir wohl erst! — Seid begrüßt, Orestes
Und Pylades! O Iphigenia!

Ein süßer Friede kommt auf mich herab,
Wie ich ihn nimmer, nimmer noch geschmeckt.

Chor.

Die Windebraut ruht!
Leise flüstern die Blätter,
Schmeichelnd plätschern die Wellen,
Still hinziehen am Himmel
Sterne und Mond.

Der Tagelärm ruht!
Leer sind Straßen und Plätze,
Auf erquickendem Lager
Hüllt die Sterblichen alle
Schlummer und Traum.

Das Leben ruht,
Scheint zu ruhen, es ruhet
Nicht im Schlummer und Traume!
Nur am Quelle der Lethe,
Nur in dem Grab.

Sphigenia's Tod.

Nachspiel.

Hain und Tempel der Diana in Argos.

Erste Scene.

Chor der Nymphen.

Was, Erdgeborner,
Du schaffst und wirkst,
Erdenkest, ersinnest,
Im Haus', auf dem Felde,
Zu Wasser, zu Lande,
Spät oder früh:
Dein Auge sei immer
Zum Himmel gerichtet,
Dein Geist, er vergesse,
Die Göttlichen niemals,
Der Lipp' entbehe
Des Herzens Gebet.

Denn auch die Götter
Vergessen niemals
Des sterblichen Menschen,
Sie schauen hinunter
Vom hohen Olympos
Mit scharfem Blick:
Und zürnen dem Frechen,
Leichtsinnigen, Stolzen,
Der ihrer nicht achtet.

Es freuet sie aber
Ein milbes, frommes,
Demüthiges Herz.

(Ab.)

Zweite Scene.

Iphigenia (allein).

In Hauses Innerm ist vollbracht die Sühnung,
Rein ist der Vesta Herd, rein ist der Boden,
Auf dem die Eltern und Aegisthos fielen,
Von eingegüßten Bluts Befudelung;
Und nun tret' ich hinaus in diesen Hain,
Nicht mehr mit trüber Sehnsuchtsqual im Herzen,
Wie dort aus Tauris edler Tempelhalle.
Hier spielt' ich einst, zwar einsam und allein,
Die erst' und ält'ste war ich der Geschwister,
Ach, Einsamkeit ist stets mein Loos gewesen,
Und schon als Kind ahnt' ich mein Wehgeschick.
Doch waren's holde Tage. Der Genuß
Der Gegenwart verschleierte die Zukunft.
Nun bin ich wieder hier. Nun grüß' ich euch
Auf's neu, ihr alten, hochgewölbten Bäume,
Du Rasen, und ihr Blumenbeet' und Hügel,
Ihr seid noch wie zuvor. Ihr grüntet, blühtet,
Vom heimatlichen Boden nicht getrennt,
Nach kurzem Winterschlaf stets neu empor.
Mit Freude grüß' ich euch, — gemischter, halber, —
Nicht mit der reinen Freude des Beglückten,
Den die Erinnerung keines Wehs betrübt.
Und nicht allein des Hauses Frevler mein' ich,
Die Todten nicht, der Tod gleicht Alles aus.
O Wellen, könnt' ich euch zu Tauris Ufer
Mit Grüßen an den edlen Thoas senden,
Und brächtet ihr von dort mir heitre Kunde!
O könnt' ich selber mit des Vogels Schwingen

Des weitgespannten Aethers Raum durchschneiden,
 In's Ohr mit Zephyrs Flüstern Trost ihm wehn!
 Unruhig Herz, kaum bist du wieder hier,
 So wünschtest du auf's neue dort zu sein.
 Das ist des Menschen Schicksal, der die Heimat
 Verließ, und den die Fremde, selbst die traur'ge,
 Wenn er gekehrt, gleich einer zweiten Heimat
 Mit sanftem Ruf unwiderstehlich lockt.
 Wehmuth umflort ihn, sei er hier, sei dort. —
 Zu handeln aber ist des Menschen Pflicht,
 Und Manches bleibt mir hier zu thun noch übrig,
 Bevor ich wieder scheiden darf von hier.
 Was sag' ich? Scheiden! Ist es Todesahnung?
 Als ich unglücklich war, scheut' ich den Tod;
 Jetzt würd' ich ruhig ihn willkommen heißen.

Dritte Scene.

Elektra. Iphigenia.

Elektra.

Ich suchte dich. O Iphigenia,
 Wie bin ich ganz verändert und verwandelt!
 Ein neu Gefühl durchwärmte mir sanft die Brust,
 Und läßt nicht anderer Empfindung Raum.
 Ich liebe dich so unaussprechlich, daß
 Ich selbst Dreffs beinah vergessen könnte.
 Den Bruder wußt' ich lebend ja, und sah
 Ihn längst auch wieder in dem Vaterhaus.
 Doch eine Schwester hatt' ich nie, ich war
 Ein Kind noch, als du selbst kaum Jungfrau schiedest,
 Und für gestorben hielten wir dich alle.
 Nun hab' ich dich, ich kann es kaum noch fassen.
 Stets möcht' ich um dich sein, bei Tag und Nacht;
 Denn wenn mein Auge dich nicht schaut, ergreift
 Mich jählings Furcht, dich wieder zu verlieren.

O meine Schwester, hohe, hehre Jungfrau,
 In allem Andern steh' ich weit dir nach,
 An tiefer Reigung übertreff' ich dich.
 Ich wüßte nicht, wie ich noch leben sollte,
 Wenn dich ein hart Geschick auf's neu uns raubte.

Iphigenia.

Und warm erwiede' ich dein Gefühl, Elektra;
 Doch täuschet dich vielleicht ein schöner Bahn,
 Wenn du mich Allem vorziehst, wenn das Leben
 Dir ohne mich sezt öd' und leer erscheint.
 Das Herz kann viel ertragen, eh' es bricht.
 Zerschmettert fast, grünt wie aus Baumes Wurzel
 Ein neuer Schoß empor in Lust und Himmel.
 Ich liebe dich, ich lieb' euch All' mit Inbrunst,
 O dies Gefühl beherrschte ja mich stets,
 Am heftigsten als Sehnsucht, da ich fern war.
 Nun, da ich bei euch bin, hat sich's gemildert,
 Gemildert nur, denn Viele fehlen noch,
 Nach denen mich nicht minder bang verlangt,
 Und die ich hier nicht wiedersehen kann.
 Vergib! In meiner Brust auch strömt ein Quell,
 Doch der nach allen Seiten sich ergießt,
 Und Jeglichen, den er erreichen kann,
 Mit reiner Silberflut erfreuen möchte.
 Am liebsten glänzt zum Himmel er empor,
 Und strömt den Hoherhabnen lautern Dank.
 Nichts Rein'ers gibt es als ein Dankgebet,
 Nichts, nichts beruhigt und beglückt uns mehr.
 Der Sehnsucht nach den Todten fehlt der Friede,
 Wie aller Sehnsucht, und zumal nach ihnen,
 Die hier im Licht der Sonne schwer gesehlt.
 Und bringt die Hoffnung auch in jenes Dunkel,
 So ist es Dämmerung nur, nicht Tageslicht.
 Doch senkt der Quell der Liebe sich hinab,
 Und sucht die Todten in dem Todtenreich,

So kehrt er auch zur Oberwelt zurück,
 Zu euch, den Lebenden, Geschwistern, Freunden,
 Und schließt, so lang' den Göttern es gefällt,
 An eure Freud', an euer Glück sich fest.

Elektra.

Und welches Band ist fester als die Ehe?
 Der Unvermählte scheint ein Wanderer nur,
 Indes sich Mann und Weib einheimisch machen,
 Als wollten sie die Erde nie verlassen.
 Verschmähest du die Ehe? Pylades
 Liebt dich. Auch dir gewiß ist's nicht entgangen.

Iphigenia.

Ich weiß es nicht, wiewol es deutlich ist,
 Daß er mit großer Achtung mir begegnet.
 Vielleicht ist es nicht mehr, und wenn es wäre,
 So könnt' ich seine Neigung nicht erwidern.
 Das Band der Ehe schätz' ich hoch und heilig.
 Den allgemeinen Trieb, den die Natur
 In jedes Herz gelegt, weicht so der Mensch.
 Doch wie das Schicksal vielen Sterblichen
 Die Lebensgüter larg nur zugetheilt:
 So fand auch Mancher seines Lebenswege
 Genossen gar nicht, oder doch zu spät.
 Kaum kann ich mich erinnern, was ich fühlte,
 Als mir Achilleus zum Gemahl bestimmt ward,
 Und ich ihn sah, den schönen Heldenjüngling.
 Der Schrecken vor dem nahen Tod besiegte
 Jedwede Regung meines Herzens bald.
 In Lauris weiht' ich mich dem Tempeldienst
 Der Göttin, die mich rettete, so ganz,
 Mein Auge hing nur an der Himmlischen,
 Mein Amt entzog mich aller Menschen Blicken.
 Dann als der König seine tiefe Neigung
 Mir zeigte, zittert' ich, und sah darin
 Nichts als das stärkste Hinderniß der Heimkehr.

Und wie mich Thoas, fast ein Greis, zu sehr
An Jahren übertraf, so schein' ich mir
Nicht jugendlich genug für unsern Freund.

Elektra.

Die Liebe gleicht wol größte Lücken aus.

Iphigenia.

Die Liebe, ja, die unbefangne, frühe,
Aus Leib und Geist zugleich entsprossene,
Die wie ein Strom vom Fels unwiderstehlich
Die Klippen überwindet, und im Thal
Der Schwesterquelle rasch entgeneilt,
Verstärkter Kraft mit ihr dann durch die Ebne
Sich in den fernen Ocean ergießt.

Elektra.

Des Mannes Liebe gleicht der starken Flamme,
Der eines Weibes Herz kaum widersteht.
So ward Latona, Danae besiegt.

Iphigenia.

Das waren auch nicht Priesterinnen. Nein!
Ich hege Freundschaft nur für Pylades,
Und die genügt ihm nicht, darf ihm nicht gnügen. —
D könntest du ihn lieben, die lebend'ge,
Wie deiner ersten Neigung ihn beglücken,
Die jugendliche, schöne, neuverjüngte,
Und wüßt' er solch ein hohes Gut zu würd'gen!

Elektra.

Nein, dir gehört er, hat sich dir geweiht,
Und dir vor allen Andern gönn' ich ihn.
Er kommt. D gib ihm freundliches Gehör.

(Ab.)

Vierte Scene.

Iphigenia (allein).

Was that ich? Zwar hab' ich es längst geahnt,
Was ihr vielleicht noch selbst Geheimniß war.

Den stillen Funken hab' ich angefacht,
 Der nun als Flamme sie verzehren wird.
 Zu rasch entglitt das Wort der Zunge. Lieb
 Ein Dämon oder güt'ger Gott mich an?

Fünfte Scene.

Pylobes. Iphigenia.

Pylobes.

Ich komme, dir ein Lebewohl zu sagen.

Iphigenia.

Du bleibst noch heute, morgen gehst du erst.

Pylobes.

In Aller Weisheit müßt' ich morgen sprechen;
 Jetzt sind wir beide sonder läst'ge Zeugen.

Iphigenia.

O hätte dir ein Händedruck genügt!
 Wie schwer wird mir's, der Trennung herbes Wort!
 Und dennoch, du verdienst es, darfst' es fordern,
 Daß ich der bittern Pflicht mich nicht entziehe.
 Du hast so großen Theil an meiner Rettung.
 Wir haben in den wen'gen Tagen, die
 Uns einten, viel erlebt, so Leid als Freude,
 Wie Manche nicht im ganzen Lebenslauf.
 Wir haben aneinander uns gewöhnt.

Pylobes.

Du sprichst es aus, was ich wol tiefer fühle.
 O daß ich nie von dir zu scheiden brauchte!

Iphigenia.

Laß uns den Göttern danken, daß sie uns
 Gelegenheit zu einem Seelenbunde gaben,
 Den keine Zeit zu scheiden mehr vermag.

Phylades.

Doch scheiden uns nun Berge bald und Thäler.

Iphigenia.

Ich wiederhole, was ich neulich sagte.

Es ist ein kurzer Weg nur, der uns trennt.

Wir werden dich besuchen, wie du uns.

Phylades.

Und ich erwiedre, was ich damals sprach:

Einmal des Jahrs, und wär's zweimal und öfter,

Ist das für den genügend, der dich liebt?

Ich hab' es ausgesprochen. Zürnest du?

Iphigenia.

Ich zürne nicht, mein theurer Phylades;

Und ich gestehe, daß vor allen Jüngern

Ich dir gewogen bin, sowie vor allen

Bejahrteren dem Könige von Tauris.

Und dennoch muß ich dich, wie ihn, betrüben.

Ich kenne nicht die Liebe des Geschlechts.

Mit falscher Hoffnung würden wir uns täuschen,

Und mein Besitz dich, traun, nicht glücklich machen.

Nein, widersprich mir nicht! Vernimm mich!

Du liebst mich, sagst du. Ist's vielmehr nicht Achtung,

Die du mir zollest? Ist's nicht auch die Freundschaft

Für meinen Bruder, die den Wunsch dir einflößt?

Und schön ist dieser Wunsch! Doch wär' er nicht

Auf andre Weise besser zu erfüllen?

Phylades.

Du denkst an Elektra, deine Schwester.

Und frei gesteh' ich dir die Wahrheit, daß

Ich, eh' ich dich gesehn, sie mir erwählte,

Und ihre Gunst mir zu erwerben strebte.

Iphigenia.

Wie anders auch? Sie ist so schön als gut.

Die Freude hat sie liebendwürd'ger noch

Gemacht! Und du, so wankelmüthig bist du?

Pyllades.

Ich habe nie mich gegen sie erklärt.

• Iphigenia.

Der edle Mann bleibt auch sich selber treu.

Pyllades.

Du forderst allzuviel von einem Menschen.
Ich liebe noch sie, doch dich lieb' ich mehr;
Und nie, so lang' ich dich erreichbar weiß,
Weicht dies Gefühl aus meiner Seele Tiefen.

Iphigenia.

Ich halte dich, mein Freund, bei deinem Wort.
Sei unser Freund, und wenn ich nicht mehr bin,
Vergeb' ich meinen Theil an dir der Schwester.
Du schaust mich an bejahend? Habe Dank!

(Drestes kommt mit Elektra und Volk.)

Sechste Scene.

Drestes. Elektra. Pyllades. Iphigenia. Volk.

Drestes.

Zum erstenmale tret' ich vor euch auf,
Bewohner alle meines Heimattandes,
Nicht in dem Graungeleit der Furchen,
Nein, an der Hand der beiden theuern Schwestern,
Der jüngern, die für mich, Unmünd'gen, selbst
Unmündig noch, gesorgt gleich einer Mutter,
Und mich dem edlen Freunde zugeführt;
Der ältern, der verlornen, nun dem Lande
Der Väter wiederum zurückgegeben.
Viel ist gestrevelt, viel ist auch gebüßt.
Gereinigt ist des Atreus alte Wohnung.
Wir wandeln wie in einem neuen Leben;
Und wie dem Schatten sein mag, wenn er jenseit
Des Styr die Flur Elysiums betritt,
So ernst und feierlich grüß' ich das Glück.

Seid denn versöhnt, ihr Götter, seid uns hold!
 Vielleicht sind eurer Gunst wir fortan würd'ger.
 In harter Schule lernten wir die saine
 Willkür dem Götterwillen unterwerfen.
 Seid Zeugen alle des Gelöbnißes,
 Ihr theuren Landeleut', ihr, die um uns bangtet,
 Und mit uns littet! Nede stand der Thron,
 So lange mich der Götter Fluch belastet.
 Drum dank' ich euch zuerst, ihr wackern Männer,
 Vormunde meiner, sowie meiner Völker!
 Ihr habt gesorgt, wie es geziemt; ich dank' euch.
 Doch wieder nehm' ich Scepter nun und Krone,
 Nicht selber, hier der Priesterin der Götter,
 Der theuern Schwester, Iphigenia,
 Ihr kommt es zu mit heil'gem Götterspruche
 Mich einzuweihen in das neue Amt,
 Das ich bisher zum Scheine nur besaß.

Iphigenia.

Du willst es, und mit Freuden reich' ich dir
 Nach altem heiligen Gebrauch den Scepter,
 Und setze dir auf's Haupt die Königskrone,
 Die dir gebührt als Erben Agamemnons.
 Jedoch, wie Alles von den Gottern stammt,
 So kommt von ihnen Scepter auch und Stirnband,
 Und wem sie zürnen, wen sie unwerth halten,
 Den stürzen sie vom Thron, den stoßen sie
 Tief in des Tartarus graunvolle Kerker.
 So spricht die Priesterin; ihr Wort ist ernst.
 Vertrauensvoll und mild spricht deine Schwester.
 Welch Mißgeschick dir auch die Götter sandten —
 Und guten Menschen dient auch das zum Heil —
 Sie gaben dir zwei ihrer besten Güter,
 Ein starkes und doch mildest, edles Herz.
 Das, vor der blutigen Gerechtigkeit
 Gitternd, in des Wahnsinns Irtsal fiel,

Und einen Freund, dem, wie er selber sagt,
 Das Leben erst begann, als er dich liebte.
 Ein Herz für Lieb' und Freundschaft wurde Vielen,
 Jedoch nicht immer findet das ein zweites.
 Orest und Pylades, ihr seid der Götter
 Lieblinge, denn ihr fandet euch. Und jetzt
 Beginnt der zweite Zeitraum eurer Freundschaft.
 Euch kettete bisher vereinter Kampf.
 Nun tritt der Frieden ein. Und doch ihr bleibt
 Vereint, das Leben ist ein steter Kampf.

Orestes.

Du hast ein Glück, ein Doppelglück vergessen,
 Das ich mit Manchen zwar zu theilen scheine.
 Ihr seid es, meine theuern Schwestern beide.
 Was wär' aus mir geworden ohne dich,
 Elektra, du bist die einzige!
 Nun trittst du wie ein Schatten höherer Welt
 Zu uns du Prieststin Iphigenia,
 Die Unschuld unter Schuldbeladene,
 Des Duldens und der reinsten Wahrheit Vorbild,
 Und heiligst uns durch deine hehre Nähe.

Iphigenia.

Nimm dich in Acht, mir selber zuzuschreien,
 Was ich geworden durch der Götter Führung.
 Das Unglück macht den Menschen weis' und gut.
 Mich schützte vor entweihender Verührung
 Die Göttin, die zur Priesterin mich machte.

Orestes.

Und ihren Dienst sollst du wie sonst verwalten.
 Schau diesen alten hochberühmten Tempel!
 Ich räum' ihn deiner Göttin ein und dir.

Iphigenia.

O du erfüllst meinen höchsten Wunsch.
 Der Göttin will ich wieder ganz gehören,
 Denn mein Veruf hier außen ist vollbracht.

Iphigenia.

Ihr seid beglückt, und werdet's mehr noch werden.
 Das Glück der Guten wächst mit ihrem Leben;
 Denn lauter wird und stärker ihr Bemühn,
 Bescheidenes Selbstgefühl belebt und hebt sie.
 Auch steht euch weite Lebensbahn noch offen.
 Die meine neigt sich, dünkt mich, nun zu Ende,
 Und wie zum Tode tret' ich in den Tempel,
 Den ich am Festtag nur zu lassen denke,
 In Einsamkeit mich dem Gebet ergebend,
 Und jener denkend, die dort unten weilen.
 O daß ich ihnen auch zuzählen könnte
 Den König Thoas, den ich einsam liebte.

(Arkas mit Begleitern tritt auf.)

Siebente Scene.

Arkas mit taurischen Gesandten. Die Vorigen.

Arkas.

Er lebt nicht mehr, und seinen Scheidegruß,
 Den er mir sterbend auftrug, bring' ich dir.
 Ernst, wie er immer war, und kurzer Rede,
 Ward er, nachdem du fortwarst, stiller noch,
 Trübsinn umflort ihm sichtlich Aug' und Herz.
 Vergessend der Regierung und des Volks,
 Schloß er sich in's Gemach, dem Gram nur lebend,
 Und, wenn er ausging, war's allein und einsam.
 Dann wandt' er seine Schritte nach dem Ufer,
 Und stand und sah auf deinen Lieblingsplätzen,
 Von wannen du nach Griechenland geschaut,
 Wohl auch, doch hoffnungslos, dahin gedehend;
 Selbst Thränen neigten ihm das Mannesauge.
 So schwand er hin, wie nach dem Tod verlangend,
 Und ruhig war und sanft sein plöglich Ende.

Iphigenia.

Ich weih' ihm Thränen, bitter, süße Thränen;
 Die Götter haben seiner sich erbarmt.

Wohl ihm, und wohl auch mir! Mich dünkt, es sinkt
 Ein lastendes Gewicht mir von der Brust.
 Denn ich, ich hatte seinen Gram verschuldet,
 Kein Mittel doch besitzend, ihn zu trösten.
 Ja, ihr seid gnädig, hocherhabne Götter!

Arkas.

Verödet ward durch Thoas Tod der Thron;
 Denn keinen Erben hat er hinterlassen,
 Und sein Geschlecht ist mit ihm ausgestorben.
 Da dachten wir, ihr Heldenjünglinge,
 Sofort an euch, Drest und Pylades.
 Ihr schient uns damals Göttersöhnen gleich,
 Als ihr die Schwester heimzuholen kamt,
 Ihr seid, der Bruder du, und du der Freund
 Der hehren Priesterin, die mild're Sitten
 Uns lehrt', und die wir sehnend nun vermissen;
 Und abgesandt bin ich vom ganzen Volk,
 Den Herrscherstab sammt Kron' euch anzubieten.
 Komm einer denn zu uns als unser König! —
 Ihr schweigt! O laßt mich nicht vergebens flehn!
 Und wird euch die Entscheidung schwer, so legt
 Sie in die Hand der heil'gen Priesterin!

Iphigenia.

So wird denn Alles, Alles mir erfüllt,
 Was ich, von jenem theuern Lande scheidend,
 So innig wünscht', ungläubig doch nicht hoffte,
 Je den Geringsten eurer hier zu sehn.
 Und nun! Kein Unbekannter und kein Diener,
 Die Edelsten der Taurier sind hier.
 O tretet ein! Laßt euch am Herde nieder,
 Ruht aus, und stärkt, erhole euch von der Reise!
 Habt Dank, habet unaussprechlich inn'gen Dank!
 Mein wackrer Arkas, du, mein Freund, mein Rath,
 Du willst von Hellas einen König holen:
 Doch schau, sie haben selber hier zu thun

In ihrem eignen Land, und ihre Völker
 Erlauben ihnen nicht, zu euch zu wandern.
 Doch du, der weit' im Reich, als Ithoas lebte,
 An Männerkraft und edler Sitt' und Tugend,
 Bist nun der erst', ich grüße dich als König!
 Doch, wie ihr selbst zu uns zuerst gekommen,
 So werden den Besuch wir bald erwidern,
 Hellas und Tauris wird ein Bundesland.
 Gewiß, wir kommen bald. Sie dort! Nicht ich!
 Denn ganz gehor' ich meiner Göttin an. —
 Wohin entriß mich die Begeisterung?
 Ihr trag' ich's vor demüthig im Gebet.
 Sie wird mich lehren, bill'gend oder tadelnd;
 Drum laßt mich eilen in das Heiligthum,
 Und harret, bis die Thür sich wieder öffnet.
 Zum erstenmale tret' ich dort hinein;
 Mir ist, als schied' ich von der Welt auf immer.
 Drum laßt zurufen euch ein Leberwohl,
 Ihr Trauten alle, Bruder, Schwester, Freunde,
 Ihr Lands- und Sprachgenossen, du mein Land,
 Haus meiner Väter, Bäume, Luft und Meer,
 Und du auch, Arkas, Taurier und Tauris!
 So glücklich war ich nie. Erfüllt sind meine Wünsche.
 Ein ein'ger nur ist übrig und ich trag' ihn
 Der Göttin vor im Tempel meiner Gotin.
 Lebt wohl, lebt wohl! Und sei begrüßt, Diana!

(Sie geht in den Tempel.)

Chor des Volks.

Nichts Höheres gibt es
 Als innen im Busen
 Die Götter zu fühlen,
 Als draußen im Leben
 Die Huld zu erkennen
 Der Hohen, der Mächtig'n.
 Sie lenken das Schicksal

Der Stamm' und der Völker
Wie Einzelner Loos.

Es schaffen die Menschen
Durch Irrthum und Bosheit
Sich Jammer und Noth.
Die Götter, sie lassen
Sie weben und walten
Nach eignem Gefallen.
Doch heißen sie endlich
Aus Leiden und Freveln
Den Frieden erblühen.

Der ist der Beglückte,
Den sie, die Erhabnen,
Durch Leiden erziehen.
Er schaut von der Erde
Mit Dank' und mit Sehnsucht
Hinauf zum Olymp.
Ihn lohnet das schönste
Der Erdengeschichte,
Ein seliger Tod.

Der Mond steigt im Hintergrunde auf. Sanfte Töne erschallen. Aus der sich eröffnenden Pforte des Tempels tritt Diana mit ihren Nymphen.

Achte Scene.

Diana mit den Nymphen. Die Vorigen.

Diana.

Die Göttin selbst statt ihrer Priesterin erscheint.

Des reinen Herzens Flehen hab' ich gern erhört.
(Alle knien nieder.)
Vernehmt zuerst: die Uraniden sind versöhnt,
Und wir, Diana und Apollo, schenken euch
Als Landesgötter neue Gunst und Wohlergehn.
Drum freuet euch! — Hellenen sowie Laurier,

Ihr seid durch Iphigenia ein Brudervoll.
 Arkas ist Fürst dort, wie sie sprach, Drestes hier.
 Doch Oylades, du und Elektra, würd'ges Paar,
 Ihr seid verbunden durch der Ehe heilig Band.
 Jedoch nach Iphigenia fragt euer Blick!
 So wißt, die Götter gaben ihr das schönste Glück,
 Das sie vermögen Erdgeborenen zu leihn.
 Wie Juno Biton ehem und Kleobis
 Einschlafen ließ auf mütterlich Gebet zum Tod:
 So hab' ich meine Prieststin auf ihr eignes Flehn
 Der Erdenwelt enthoben zu Olympos' Höhn,
 Daß sie in ew'gem Friedensheil mir dien' allda,
 Vereint mit sel'ger Schatten hoherhabnem Chor. —
 Die Götter scheut wie Iphigenia! Lebt wohl!

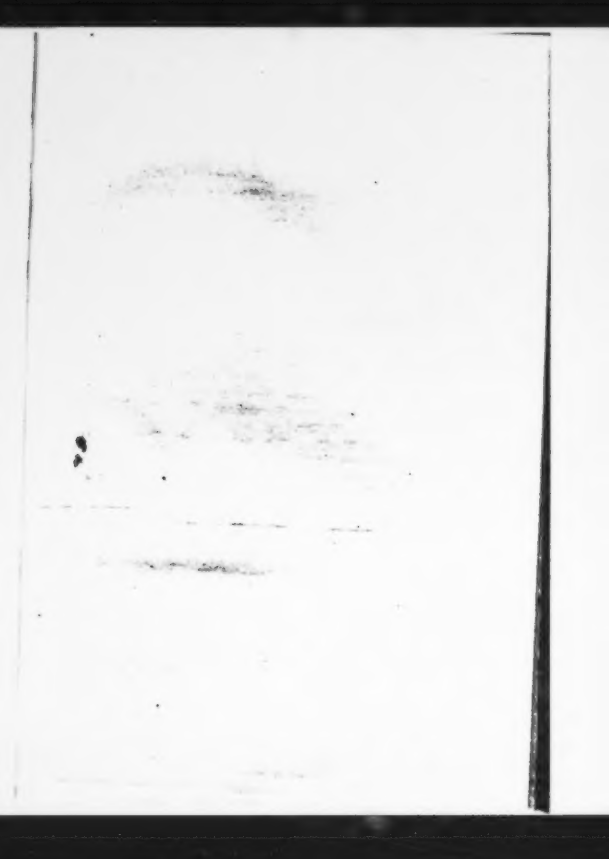
(Ab mit den Nymphen. Die Knieenden Arden auf.)

Neunte Scene.

Die Vorigen.

Chor des Volks.

Der ist der Beglückte,
 Den sie, die Erhabnen,
 Durch Leiden erziehen.
 Er schaut von der Erde
 Mit Dank und mit Sehnsucht
 Hinauf zum Olympos,
 Ihn lohnet das schönste
 Der Erdengeschicke,
 Ein seliger Tod.



Von dem Verfasser erschien ferner im Verlage von
J. K. Brockhaus in Leipzig:

Deutsches Declamatorium.

In drei Theilen.

Zweite, mit einem Anhang von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage.

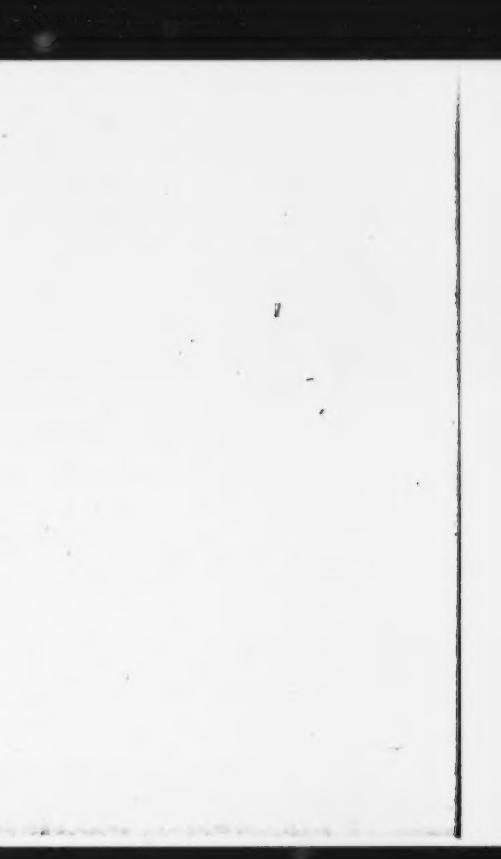
8. 1842. Geh. 2 Thlr.

Erster Theil. Für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 10 Ngr.

Zweiter Theil. Für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 15 Ngr.

Dritter Theil. Für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kannegießer's Declamatorium ist gleich nach seinem Erscheinen in vielen Lehranstalten eingeführt worden und erscheint jetzt in einer **zweiten**, mit einem zweckmäßigen Anhang vermehrten Auflage. Trotz der bedeutenden Vermehrung aber sind die Preise sowol des ganzen Werks als der einzelnen Theile dieselben geblieben.





Der

deutsche Redner

oder

chronologisch geordnete

Beispiel- und Musterammlung

der

deutschen Beredsamkeit,

von der ältesten bis auf die neueste Zeit;

zum

Gebrauch in den oberen Klassen von Unterrichtsanstalten,

so wie

für Studierende, Staatsbeamte, Landtagsdeputirte,
Stadtträtbe, Stadtverordnete

und

den gebildeten Bürger überhaupt.

Mit einer rhetorischen Einleitung.

von

BIBL.

UNIVERS.

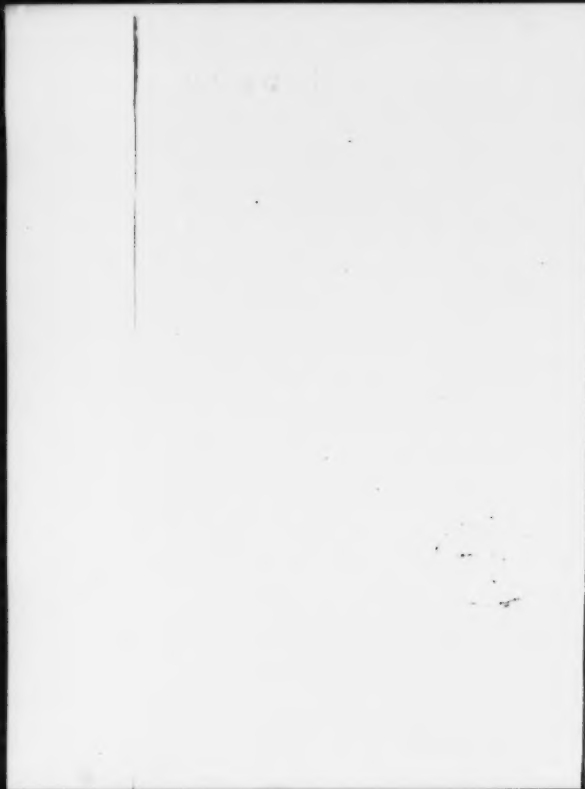
LIPS.

Karl Ludwig Kannegiesser.

Leipzig,

Verlag von H. S. Junge.

1843.



V o r r e d e .

Nachdem seit längerer Zeit zahlreiche dichterische Blumentesen als Hülfsbücher für den Unterricht im Deutschen erschienen sind, hat man in den letzten Jahrzehnten angefangen, auch für ähnliche prosaische Sammlungen Sorge zu tragen, und theils die Anweisungen zum Styl mit Beispielen versehen, wie Bölig, Reinbeck, Hallmann, theils die Beredsamkeit insbesondere bedacht und entweder Reden der alten und neuen Völker zusammengestellt, wie Haupt in seiner Musterammlung und der Verfasser der Bibliothek parlamentarischer Beredsamkeit, Leipzig 1833, oder sich auf die der neuern Völker beschränkt, wie es in der begonnenen Bibliothek politischer Reden aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert geschieht, oder, wie Rupp, deutsche Reden, aber bloß der neuern Zeit, gegeben.

Die vorliegende Sammlung unterschreibt sich von dem genannten und von allen mir bekannt gewordenen, wie dies schon der Titel anzeigt: sie ist ein Versuch die deutsche Beredsamkeit in Beispielen, und mit Rücksicht auf die neueste Zeit auch in Mustern, von Anfang an bloß jetzt darzustellen. Ich habe hierbei den Begriff der Beredsamkeit in der engeren Bedeutung genommen, und daher nur Reden, gesprochen, oder wenn auch nicht wirklich gesprochen, doch als gesprochen gedachte, gewählt, diese aber in die geistlichen, gerichtlichen und politischen, wissenschaftlichen und Gedächtnisreden getheilt und einen Anhang von vermischten hinzugefügt.

Die geistlichen oder religiösen machen mit Recht den Anfang, weil hiemit die deutsche Beredsamkeit, und zwar mit einem, freilich nur unbedeutenden, und deshalb auch nicht ausgenommenen Bruchstück aus dem 12. Jahrhundert über das Evangelium Lucä 18, 33 beginnt. Der treuherrliche, vollsmäßige Vertheidiger aus dem 13. Jahrhundert vielmehr eröffnet die Reihe, dem der tief sinnige mystische Tauler im 14. Jahrhundert folgt. Der redselige Seiler von Kaisersberg vertritt das fünfzehnte, der fröhliche, echte Vollredner Luther das sechzehnte, und die beiden Gegensätze, der sanfter, ruhige Spener und der überlebhafter Mejerle das siebzehnte Jahrhundert. Für das achtzehnte wählte ich Jenzendorf, Lavater und Reinhardt; für die neueste Zeit die noch lebenden, Gellert, Dräsele, Endow und Martineke, welche letztere Auswahl wahrscheinlich nicht auf allgemeine Billigung rechnen darf. Schlichtmacher hätte vor allen eine Stelle verdient; da ich aber eine Gedächtnisrede von ihm ausnahm, glaubte ich ihn hier auslassen zu dürfen.

Auf die geistliche Beredsamkeit folgt die weltliche, und zwar zuerst die gerichtliche und Staatsberedsamkeit, von denen die erste in den freien Wäldern des deutschen Reichs bis auf Kaiser Karl V. nicht minder als

Die geistliche geübt, aber die Reden nur gesprochen, selten aufgeschrieben wurden; die letztere erst in den neuesten Zeiten erwacht ist, aber immer lebendiger wird; daher die erstere nur durch eine Rede aus dem Wiener Zwingerschloß, durch einen Kaiserin Ulrichs von Hutten an die Deutschen, und ausnahmsweise nicht durch eine Rede, sondern durch eine Denkschrift für Bent, die letztere aber durch mehrere Reden, besonders der bairischen, bairischen, sächsischen, hessischen Volkshelden sich hier darstellt, beide durch den Kaiser König Friedrich Wilhelms III. von Preußen im Jahr 1813 an sein Volk und Heer, sowie zur Bildung der Landwehr, und durch eine Rede von Gutz verbunden sind.

Die darauf folgenden wissenschaftlichen Reden dürfen nicht wohl fehlen, obgleich sie eigentlich Abhandlungen sind. Rednerischer könnten allerdings die Gedächtnisreden sein, wiewohl auch in ihnen häufig der rednerische Ton vor dem wissenschaftlichen oder erzählenden zurücktritt; am meisten sind es wohl die gewöhnlich kürzeren Gelegenheitsreden, und daher habe ich diesen sowohl den ersten und zweiten, als den dritten und vierten, den Begrüßungen, Gegengedenken, Trinksprüchen, zum Schluß einen Platz eingeräumt. Die Deutschen stehen in letzterer Hinsicht den Engländern und Franzosen und übrigen neueren Völkern nicht nach, ja sie übertreffen sie wohl an Gedankentrichthum, Bedenklichkeit und Mannigfaltigkeit, und eine besondere Sammlung derselben dürfte nicht unwillkommen sein.

Vergleicht man nun den jetzigen Zustand der deutschen Poesie mit dem der deutschen Beredsamkeit, so gibt die letztere unstreitig mehr Hoffnung als die erstere. Denn so viel Kraft zu ewiger Verjüngung ich dem deutschen Geiste auch in der Poesie zutraue, so möchte es den neuesten und künftigen Dichtern doch schwer werden, sich neue Bahnen zu brechen, um so ihre großen Vorgänger zu überfließen, während die Prosa sich später bei uns gebildet hat, und besonders die ständische Beredsamkeit erst jetzt anblüht, die gerichtliche aber so gut wie gar noch nicht vorhanden ist. In der ständischen, als der volksthümlichen wird der Deutsche sich erst recht seiner Kraft und seiner Eigenthümlichkeit bewußt werden, und mit den Erfolgen derselben eine neue, schönere, edlere Zeit für ihn anbrechen. Schon die jetzt vorhandenen, schon die hier gegebenen, welche einige der wichtigsten Gegenstände, besonders die Pressefreiheit und Verleumdung, betreffen, sind ein köstlicher Anfang, und werden die Leser begierig machen, auch die übrigen dieser Art kennen zu lernen. Wenigstens ist dies mein lebhafter Wunsch bei der Herausgabe dieser Sammlung.

Möge mein Werk denn eine freundliche Aufnahme und Theilnahme finden, und eine zweite Auflage mir Gelegenheit geben von allen mir zukommenden Anstellungen und Rathschlägen zur Vervollkommenheit desselben Gebrauch zu machen.

Berlin im Juni 1844.

I n h a l t.

Vorrede	III
Einteilung	VII

I. Geistliche Reden.

	Seite
1. Predigt von Wertheb	1
2. Das Joh. Christi, von Kauler	3
3. Der christliche Pilger, von Peiter von Kaiserberg	5
4. Die letzte Predigt N. M. Luthers	9
5. Aus einer Predigt von Spener	16
6. Aus d. Tractat: Auf, auf, ihr Christen, v. M. Negerle, Abraham a St. Clara)	19
7. Aus einer Homilie von Zingstoss	21
8. Predigt von Labitz: vom Aergernisse	23
9. Predigt am Neujahrstage 1790, von Reinhold	31
10. Die Erde, ein Schauspiel der Jenseits; 1812, von Gellert	39
11. Der Friedensruf des Auferstandenen, von Dräke	44
12. Predigt nach dem Einzuge des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Breslau, gehalten am 19. Sept. 1811, von Endow	60
13. Predigt zur Feier der tausendjährigen Selbstständigkeit Deutschlands am 6. Aug. 1843, von Marheineke	68

II. Gerichtliche und Staatsreden.

1. Aus Thüring Friedrich's Zwingerherrenkreuz zu Bern im J. 1470	68
2. Klageschrift an alle Stände deutscher Nation, von Ulrich von Hutten	72
3. Denkschrift für Pet. Kar. Ront in Göttingen (Auszug)	76
4. Rede an Friedr. Willh. III. bei dessen Thronbesteigung, von Friedr. v. M.	84
5. Aufruf des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. im J. 1813	95
6. Aufruf an die Deutschen	97
7. Ueber eine allgemeine deutsche Gesetzgebung, vom bairischen Abgeordneten Fr. J.	99
8. Ueber das Duellwesen. Aus Prof. Wehr's Rede in der bairischen Ständeversammlung v. J. 1819	102
9. Jordan's Rede über den kurbairischen Verfassungsentwurf v. J. 1821	104
10. Ueber Abhängigkeit und Form des Untersuchungsprocesses, vom bairischen Abgeordneten K. Ed. Weidner i. J. 1831	115
11. Herr's Rede über das demokratische Heerwesen	119
12. Ueber Indemneemanzipation, vom bairischen Abgeordneten J. Merk	129
13. Ueber Gerichtsbarkeit, vom bairischen Abgeordneten v. Liebenstein i. J. 1819	134
14. Ueber Gerichtsbarkeit, vom sächs. Abgeordneten Klinger i. J. 1813	138
15. Ueber Verfassung, vom sächs. Abgeordneten Oberlander im J. 1813	139
16. Aus den Debatten des rhein. Landtags über die Emancipation der Juden. Berlin 1843	164

III. Wissenschaftliche Reden.

1. Ueber den Genus des Lebens. Aus den Reden im Menschenken	170
2. Vom Dagegenwärtigen und Widerkommen; am Winternacht unter lauter	183
3. Ueber die Bildung des Menschengeschlechts durch d. häusliche Leben, von Gräke	183
4. Ueber die eigentliche Würde des Gelehrten, von J.	189
5. Haupterschwerdenheit zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft, von Joh. Gottlieb Richter	207
6. Von der Ausbildung der Rede u. Sprache in Kindern und Jünglingen, von J. M. v. Herder	216
7. Ueber die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit, von Fr. Jacobs	221
8. Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker, von Joh. v. Müller	240
9. Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? Von Schiller	243
10. Ueber den ästhetischen Standpunkt der Römer im Vergleich mit den	251
11. Vorlesung über König Friedrich II. und die Natur, Würde u. Bestimmung der preuss. Monarchie, von Adam Müller	261
12. Ueber die divina Commedia des Dante Alighieri, von D. J. M. v. Schmidt	269
13. Das Christentum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft, von G. v. Meißner	271
14. Notwendigkeit und Richtung des evangelischen Offers, v. G. Meißner	287

15. Rede zur Jahrhundertfeier der Augsburgischen Confession; gehalten am 20. Juni 1840 im K. Freie. Gymnasium zu Breslau, von K. L. Konniglicher . . .	297
16. Ueber wissenschaftliche Freiheit an sich u. in Beziehung auf die deutschen Universitäten, von F. H. Baumgarten-Crusius . . .	303
17. Das sittliche Verhältniß des Menschen zu den Thieren. Rede von W. v. Hammer . . .	312

IV. Gedächtnisreden.

1. Rede auf Jacob Heilm, von J. G. Schloffer . . .	320
2. Dem Vaterlandstode der vierhundert Bürger von Worheim; aus einer Rede von Poffelt . . .	336
3. Am Geburtstage Friedrichs d. Gr. am 21. Jan. 1817, von O. Schiermacher . . .	339
4. Bei der Feier des Reformationsfestes am 3. Nov. 1817, von Bernharbi . . .	344
5. Auf Paul Gerdt, von Ferd. Deitrich . . .	351
6. Das tausendjährige Gedächtniß Kaiser Karls des Großen, von Kufgarten . . .	356
7. Zu dreihundertem Andenken Wielands 1813, von Goethe . . .	360
8. Ueber Aristophanes dichterisches Wesen u. Wirken, von Lucas . . .	392
9. Zum Andenken Hr. Aug. Wolke, von Bornhagen v. Anke . . .	401
10. Erinnerung an J. J. Winkelmanns Einfluß auf Literatur, Wissenschaft und Kunst, von Prof. Chr. Peterlen . . .	403
11. Beim Regierungsjubiläum des Großherzogs v. Weimar Karl August, von Möhe . . .	411

V. Vermischte Reden.

1. Bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau, von Goethe . . .	413
2. Die Amtsjubiläen eines verdienstvollen Staatsmannes; a. Heinrichs Rhetorik . . .	415
3. Bei der Wäge eines einjährigen Knaben; aus Lafontaine's St. Julien . . .	417
4. Predigt bei einer Bauernhochzeit, aus „Titan“ von J. P. F. Richter . . .	419
5. Trost Worte an die wahren Deutschen, von Wenz . . .	426
6. Hermann's Rede an die Berschworenen, von Stedding . . .	428
7. Parantation über Aufstimo, von Glaubius . . .	431
8. Grethama's Rede aus „Don-Quixote od. die Wanderer“, von Wagner . . .	436
9. Rede bei der Protestantente ein. Junglings u. ein. Jungfrau, v. Sup. Wolf . . .	439
10. Gedenkrede bei einem Beimgeloge, aus Aerts Noelle: Die Gemalde . . .	452
11. Rede über den National und Aesthetismus, von Lind . . .	454
12. Aus den Glockenläuten von Fr. Strauß . . .	458
1. Taufrede . . .	458
2. Aus einer Traurede bei einer goldenen Hochzeit . . .	—
3. Traufrede bei der Leiche eines Kindes . . .	457
4. Bei dem Tode der Engel . . .	—
5. Worte eines Predigers beim Einzug in seine Gemeinde . . .	459
13. Am 9. Mai 1829, von H. W. Kühne . . .	459
14. Einleitungsrede bei der Gedächtnisfeier der Stiftung der preussischen Landwehr, von Hermann . . .	461
15. Reden des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV. . .	469
1840. Bei der Krönung zu Königsberg in Preußen am 18. September . . .	469
Bei der Krönung zu Berlin am 18. October. 1. In die Hände der Mutterkaiser. 2. In das Volk . . .	473
1841. In die königlichen Behörden in Breslau am 13. September . . .	481
1842. 1) Bei der Grundsteinlegung zum Kaiser Dom am 4. Sept. . .	415
2) In die am 10. November zum ersten Mal in Berlin versammelten Provinzial Landstände . . .	—
1843. Trinkspruch auf die Stadt Danzig am 3. Junius . . .	480
16. Antwort Alexanders von Humboldt auf die Begrüßung der Studierenden zu Gersdorf am 14. Junius 1843 . . .	467
17. Zimmergespräche . . .	—
1. Beim Nichten eines Schauspielhauses . . .	417
2. Bei dem Nichten eines Krans oder Kranenhauses . . .	419
3. Beim Nichten eines Münzgebäudes . . .	—
4. Beim Nichten einer Papiermühle . . .	419
5. Beim Nichten eines Singakademiegebäudes . . .	420
6. Beim Nichten einer Sternwarte . . .	431
18. Worte bei Arien's Todestfeier am 15. März 1843, gesprochen von dem Rektor u. Professor Aug. Schum zu Berlin . . .	452
19. Einweihung der Friedrichs in der Hofenhalbe bei Berlin . . .	454
20. Worte Schüllings an die Studierenden in Berlin, nachdem sie ihm am 7. Jan. 1814, seinem Geburtstage, ein Etändchen gebracht hatten . . .	456
21. Bruchstück aus der Rede für das fünfte Stiftungsfest der polytechnischen Gesellschaft in Berlin am 26. Febr. 1844, von Ludwig Hoffmann . . .	457

E i n l e i t u n g.

Die Sprache im eigentlichen Sinne oder die Fähigkeit der Darstellung durch artikulierte Laute und die Darstellung selbst, ein Eigenthum des Menschen allein, ist der Ausdruck seines geistigen Innern, daß den drei Grundvermögen des Geistes gemäß aus Erkenntnissen, Gefühlen und Willensäußerungen besteht, in niederer Hinsicht das allgemeinste und leichteste Mittel der Verständigung, aber auch höheren Zwecken dienend, der Dichtkunst, sofern die Einbildungskraft, der Willenskraft, sofern der Verstand vorherrscht. Die Anleitung zur Dichtkunst heißt Poetik, die zur Wissenschaft Rhetorik. Beide entwickeln die Grundzüge für Inhalt und Darstellung und stellen die Ergebnisse selbst auf, und haben hiernach einen reinen und angewandten Theil. In dem ersteren ist Stoff und Form zu unterscheiden.

Die Rhetorik gibt in ihrem reinen Theile Anweisung theils zur Verbrüderung des Stoffes, theils zur Anordnung desselben. Für die erstere, die Diction, gibt es mehrere Methoden, die systematische, die von der Begriffsbestimmung ausgeht und ohne Rücksicht weiter zu schreiten sucht, die sokratische, welche von der Erfahrung ausgeht, und den Gegenstand von verschiedenen Seiten beleuchtet, die geschichtliche, die widerlegende, die erklärende, welche beiden letzteren fremde Gedanken und Behauptungen zum Grund legen, um sie zu bekämpfen oder anzulegen. — Notwendig, aber oft sehr schwierig und vielen Charaktern erforderlich ist die Anordnung oder Eintheilung, der Entwurf, die Disposition. Die alten Rhetoriker bedienten sich als Hilfsmittel der Fragen: Wer? Was? Wo? Wann? Warum? Wie? Warum? Es kommt dabei theils auf die Art der Aufgabe an, ob sie geschichtlich, abhandelnd u. s. w. ist, theils auf die besondere Aufgabe selbst. Die Denker oder Logik vernimmt gegen Richter, und es gibt auch leitende Regeln, z. B. der Satz muß nicht in so viele Theile, was möglich nur in zwei oder drei, zerlegt werden, die Theile müssen den Inhalt des Ganzen repräsentiren, aber nichts Fremdartiges enthalten, die Theile können abermals zerlegt werden, und diese Unterabtheilungen wiederum, und dies läßt sich so lange fortsetzen, daß der Ausführung wenig hinzuzuthun übrig bleibt, hierdurch aber oft Fluß, Leichtigkeit und Schönheit des Ausdrucks gefährdet wird.

Die Form ist theils eine innere, oder die Kunst des Ausdrucks, der Styl, dessen Haupteigenschaften Sprachrichtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit sind, theils eine äußere oder die Kunst der äußeren Darstellung, welche sich in die Deklamation, die Vorstellung durch die Stimme im lauten Vortrag, und in die Mimik, die durch Gesicht, Miene und Gebärde theilt. — Die Stimme muß Umfang, Stärke und Wohlklang haben, daher ist richtige und deutliche Aussprache, sowie Lebhaftigkeit, Kraft und Mäßigkeit der Rede durch Bewegung, Höhe und Tiefe, Dehnung und Kürze, Verstärkung und Schwächung der Töne erforderlich; viel kommt auch auf die richtige Betonung, auf das Einlen und Schwingen der Stimme an. — Die Haupteigenschaften einer guten Mimik sind Anmuth, Geschmeidigkeit, Anbuth, Würde, Nach, Lebhaftigkeit und Natürlichkeit. Der Mimiker muß weder zu viel noch zu wenig thun, er steht in der Mitte zwischen dem Vortrager, der nur Gesicht und Miene, und dem Schauspieler, der die Gebärde und den ganzen Körper anwenden darf.

Im angewandten Theile betrachtet die Rhetorik die Geschichtsaufsätze, die Vorträge, die geschichtliche, beschreibende, abhandelnde oder philosophische Darstellung und die eigentliche Rede. Die höhere Geschichtskunst theilt sich in den Hof- und Reichsrecht; zu dem ersteren gehören Konseile, Noten, Verträge, Beordnungen, Befehle, Resolutionen, Memorialie oder Promemoriae, Mittheilungen, Vorkellungen, Gutachten, zu dem letzteren Citationen, Protokolle, Dekrete, Urtheile, Klageschriften, Verordnungen, Contrakte, Testamente, Vollmachten. Der gemeine oder niedere Geschichtskunst betrifft Schatzkammern, Rechnungen, Leistungen, Anweisungen, Prothesen, Briefe, Zeugnisse u. s. w. — Die Briefe sind theils trockne Berichte, wie die kaufmännischen, theils sind sie belehrend, ermahnend, unterhaltend, humoristisch, und überhaupt in Rücksicht des Inhalts wie des Tons und der Behandlung sehr verschieden, und nähern sich bisweilen dem Rednerischen und Dichterischen. Besondere zu erwähnen sind die Wohlwandsbriefe, z. B. Glückwünschungs- und Beileidschreiben.

Wirkungen besitzen selbst größere in unanwendbarer Rede abgefaßte Werke, z. B. Weiskens *Schreibungen*, in Arien. — Die Geschichtsbeschreibung ist ein sehr weites Feld, denn alles hat seine Geschichte, von der Unterirdischen bis zur Lebensbeschreibung, von historischen Werken bis zum einzelnen Zeitungsblatte oder einer aus manchen Zeiten oder Worten bestehenden Anschrift. — Die Beschreibung betrifft theils Sachen, besonders Sachen, daher Selbstbeschreibungen, theils Menschen, und mißt sich in letzterem Falle als Charakteristik mit der Biographie. — Die abhandlende Prosa liest sich als System, Erzählung oder Compendien, kritische, kritische, Abhandlungen, Beurtheilungen. — Einige Metastasen rechnen zur Prosa doch den Dialog oder das Gespräch, den Monolog oder das Selbstgespräch; und anderwärts hat sich die Abhandlung, die Unterredung, die Philosophie theils in Dialogen dargestellt bei Platon, Plutarchus, Seneca, in Alina's Wittenberg und Di. ter, in eini. Schrift in Frankfurt, und eben so kann auch der Monolog, der hauptsächlich ein Bestandteil von Schauspielen und als poetisch ist, dem Verstande vorzugsweise angehören; das Gebiet wird dahin gerückt.

Die Rede im engeren Sinne ist zum lauten Vortrage bestimmt und setzt Zuhörer voraus, auf die sie wirken will, und zwar durch Gründe, deren Darstellung sich der geschulten und bildreichen Sprache der Einbildungskraft und des Gedächtnisses nähern darf, sofern die Wirkung auf den Verstand oder auf den Willen, Aufregung, Gelassenheit, Entschluß und That dabei der Zweck bleibt. Hiernach theilen sich die Reden in wissenschaftliche akademische, Universitäts- und Schulreden, Gedächtnisreden, gerichtliche, Staats- und Gerichtreden, denen sich die Reden der besonderen Verfassungen oder Anstalten anschließen. Die Gedächtnisrede nähert sich der geschichtlichen und beschreibenden Darstellungsart, die wissenschaftliche der Abhandlung, und ist häufig kaum davon zu unterscheiden, ehe sich Zeit und Ort, Zuhörer, Zwecksetzung ihre charakteristischen Eigenschaften geben können und sollen; die Staats- und Gerichtreden suchen am meisten auf den Willen, auf Urtheil, Entschlüsse, Entschlüsse zu wirken, und sind daher gewöhnlich kräftiger in Gedanken und Ausdruck als die übrigen, die auf den Verstand wirken, in der Mitte, insofern sie der stillen und reflektirten Anstalt, eben so sehr Erkenntnis wie Gefühl und Willen in Anspruch nehmen. — Noch entsehener als andere prosaische Darstellungen pflegt die Rede sich in drei Theile, in die Einleitung oder den Eingang, in die eigentliche Rede oder den Satz und in den Schluß zu zerlegen, indem zu Anfang die Veranlassung oder eine allgemeine Frage auf den Satz bezuglich und durch den Ueberausgehenden dahin leitende Betrachtung vorgebracht, und mit einer Zusammenfassung der wesentlichen in dem Satz und dessen Ausführung Gehaltenden, oder auch mit einem besonderen noch aufzusparren Gedanken kräftvoll geschlossen wird. Geistliche Reden fangen an und schließen häufig mit Gebeten.

Weißend sind die Reden, die sie erhalten werden, vorbereitet, ausgearbeitet, aufgeschrieben, und werden, besonders die wissenschaftlichen, zum Theil auch, besonders bei den Engländern, die geistlichen, abgelesen. Am wirksamsten sind meistens diejenigen, welche improvisirt, ohne genaue Vorbereitung gesprochen werden, oder doch durch plötzliche eintretende Umstände der Abänderungen bedürfen, wie dies bei Gerichtsreden, Staatsreden, Reden im Anstand der Bewusstseins, zumal bei den sogenannten Volkreden häufig der Fall ist. Ich kann mich nicht enthalten, diesen kurzen Vortrag mit einer etwas ausführlicheren Aeußerung über Volkserkenntnis und über den großen Volkredner, O'Connell zu beschließen und mich dabei der beglücktesten Worte des Franzosen M. A. Cernuschi (Simon) in seiner Schrift: das Buch der Redner, Leipzig, 1842, zu bedienen.

„Es lebe die Volkserkenntnis unter freiem Himmel, die Volkserkenntnis O'Connells, von ihr sei die Rede!“

Aber das ist kein oratorischer Redner, den ich auch hier vorstellen will; das ist kein Demosthenes, der vor dem oligarchischen Forum zu Athen seine eigene Sache führt; das ist kein Cicero, der die Pracht und Perfection seiner Worte im Saale zu Versailles vor den drei Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und dem dritten Stande, entfaltet; das ist kein Burke, Pitt, Fox, Brougham, Ganning, die mit den Donner ihrer Universitätsweisheit die Fenster von Whitehall erschüttern; das ist eine andere Art von Volkserkenntnis, eine Volkserkenntnis ohne Namen, wunderbar, aber und wunderbar, unvorstellbar, wie sie jemals mehr das Alterthum noch die Neuzeit vernommen: das ist O'Connell, der große O'Connell, wie er steht auf der vaterländischen Erde, von dem Himmel über sich als Dom, die weite Ebene als Tribüne, eine unermessliche Volkszahl zum Zuhörer, und immer und immer nur dieses Volk zum Gegenstand seiner Rede, und zum Theil den allgemeinen und ungetheilten Beifall der Wenigen, der nur ahnet dem Tosen des Sturmes und dem Rollen der Wellen über den Sand und die Küsten des Weltmeers.

Wirkmal in seinem Jahrhundert und seinem Lande hat irgend Jemand über

seine Nation eine so souveräne, so absolute, so vollkommene Herrschaft geliebt. Irland personificirt sich in O'Connell. Herrschermachen ist er allein sein Beruf, sein Parolwort, sein Schandwort, sein Hüth, sein Befreier, sein Spottel, sein Mord.

Seine Vorfahren, die von den Königen von Irland abstammten, trugen an ihrer Seite das Schlachtschwert. Er, der Leibhüter des Volkes, er trägt auch das Schwert in den Schächten des Mords, das Schwert der Beschämtheit, das weit fürchterlicher ist als der Regen.

Das ist O'Connell mit seiner Nation, denn er ist in der That seine Nation; er lebt von ihrem Leben, er lacht über ihre Freuden, er blutet aus ihren Wunden, er schreit auf mit ihrem Schreien. Er reißt sie fort von der Kutsche zur Fesselung, von der Kutsche zur Freiheit, von der That zum Nicht, vom Nicht zur That, von der That zum Schmähwort, und vom Schmähwort zum Barmherzigkeit, zum Mitleid. Dem ganzen Volke blickt er sich zur Erde nieder zu werfen und zu beten, und es wirft sich nieder und betet, aufzusehen das Haupt zum Himmel und es sieht auf; seinen Törcinnen zu fluchen, und es flucht; der Freiheit Törcinnen zu singen, und es singt; den Hut abzunehmen und auf die heiligen Evangelien mit erhabener Hand und entblößtem Haupt einen Eid zu schwören, und es entblößt das Haupt, erhebt die Hand und schwört; Vorklammern für die Reformen der Verbrechen zu unterzeichnen, die Kräfte zu vereinigen, die Freizeithäuser zu vergessen, seine Brüder zu umarmen und seinen Feinden zu vergeben, und es unterzeichnet, vereinigt sich, vergißt, umarmt und vergißt. —

Ja, O'Connell ist popular! das ist ein Irländer! Welch hoher Wuchs! Was für athletische Formen! Welche Stärke der Lungen! Welche Pulsbäue in diesen lebendigen und ständigen Gesichtsfarbe! Welche Constantheit in diesen großen blauen Augen! Welche Feinheit, welche Stumpf! Welche treffliche Gedanken! Wie schön er den Kopf auf dem muskulösen Hals trägt, etwas zurückgeworfen im Stile seiner stolzen Unabwiesbarkeit!

Was ihn aber über allen Vergleich mit allen Meistern sowohl seines wie unserer Genies stellt, das ist, daß er ohne alle Vorbereitung durch die allvinige Macht seiner gewaltigen, siegeseroberten Natur alles mit sich fortträgt, seinen Gegenstand ganz und gar durchdringt, und daß er mehr von ihm eingenommen scheint, als er es wirklich ist. Sein Herz schwulst über, und häuft und springt bis zum Zähl'n aller seiner Pulsbäue.

Wie soll man erklären, wie dieses außerordentliche Genie beschreiben, das nie Ruhe hat in diesem unaufhörlich bewegten Körper, und doch ausruht zur Abkühlung durch ruhiger u. d. himmlischer Gewässer, zum mühsamen Studium der Natur, zur unermüdbaren Correspondenz mit den Agenten der Association und zur ständigen und nachlässigen Agitation von sieben Millionen Menschen; die Feuerwerke, welche ihn durchdringt, ohne ihn zu verdrängen; diesen so unglücklich bewegten Geist, der jeden Gegenstand berührt, ohne ihn zu verletzen, der nie ermüdet und der mit jedem Maune, den er durchdringt, größer wird, der sich nie zertheilt und sich im Ausbreiten nicht vermindert, der sich wiedererholt und sich kräftigt in seiner eignen Erlebensform, — der sich dingt, ohne daß er aufhöre, sich anzuhören; diese großartige Erlebensform eines so blühenden und kraftvollen Geistesalters?!, dieses mächtigen Lebens, das mehrere andere Leben in sich schließt, diesen unvergänglichen Ausfluß einer außerordentlichen Natur ohne Nebenbuhler und ohne Vorgänger!

Wäre O'Connell, das lange schottische Schwert in der Hand, auf den Untergang des Despotismus losgelassen, so wäre er von den Vätern der britischen Aristokratie zerstückelt worden: allein er hat sich in die Legalität, wie in eine unermüdbare Fesselung, eingeschlossen und umarmert. Er ist verwegener, aber nicht weniger ist er noch mehr überlegt als verwegener. Er schreitet vorwärts, zieht sich aber zurück. Er geht bis zu den äußersten Grenzen des Rechts, aber auch nicht einen Schritt darüber hinaus. — Ein schottischer, spießbüdiger, verschämter, durchdringender Ochse, welcher bräutert er durch ist, was er nicht mit Gewalt an sich reißen kann. Wo andere verloren sind, rettet er sich. Seine Kenntniß vertheidigt ihn gegen seine Feinde.

Angeklagt sieht ihn kein specielles Verbrechen nicht von den allgemeinen Interessen der Humanität ab. Er will Epistolirei in den Ausgaben, weil dies Pflicht der Regierung ist. Er will allgemeines Stimmrecht, weil dies ein allgemeines Recht ist, Freiheit der Kunst, weil dies das menschliche Gewissen verlangt. Er will den Sieg der Iren, weil dies der einzige ist, bei welchem kein Blut fließt, der einzige, der auf die öffentliche Meinung und auf die Gerechtigkeit sich stützt, und der einzige, der Dauer hat.

Er ist Dichter bis zum Zweifeln, und vertraulich bis zur Schwärmerei. Bald

1) Daniel O'Connell ist (laut Conversation-Keriffen) geboren um 1775.

geht er sein Auditorium an sich und erhebt es auf seine Bühne hinauf, daß Krigt er von dreierlei Geruch und mischt sich unter die Zuschauer. Nicht einen Augenblick läßt er die Scene ohne Handlung oder ohne Rede. Jedem theilt er seine Rolle zu. Er selbst nimmt den Platz als Richter ein, er befragt und verurtheilt, das Volk stimmt bei, hebt die Hände empor, und glaubt einem Gerichte beizuwohnen.

Dann tritt Lord Russell das innere Drama der Familie dem äußeren Drama der öffentlichen Angelegenheiten an. Er läßt in seinen Reden seinen alten Vater, seine und seines Vaters Ähnen erschienen. Ihren Willen vollführt er. — er erregt die Feltung der Debatten und der Votivgel über das Auditorium, präsibirt, liest, erbligt, petitionirt, improvisirt Erzählungen, Aemologe, Celoage, Jwilsdenspiele und Entwickelungen des Schauspielers. Er weiß, daß Irland zugleich lachstüchtig und melancholisch ist, zugleich Püster, Horden und Sarkasmen liebt, und auf seinen Besicht weicht das Pochen dem Weinen, das Grandiose dem Aretischen. In Masse greift er die Forde des Parlaments an, jagt sie aus ihren aristokratischen Pöhlen, umstellt, verpöthet, schmächt und überläßt sie dem Hehnelichter und Gesich der Menge. Wer merkt er einen unter der Menge, Freund oder Feind, so ruft er ihn an. Bald er selbst angerufen, so hält er inne, post Mann gegen Mann den Unterbrecher, schädigt ihn zu Boden, und hebt dann kühnlich zu seiner Rede zurück. Mit einer merkwürdigen Melancholizität folgt er den Wegen dieses populären Herres, das bald rasch unter dem Schlag seines Derrigs aufbraust, bald durch das Wehen eines sanften Windes geduldet ist, bald ruhig, rein und goldstrahlend im Sonnenraue, wie ein Pab für weiche Sirenen.

D'Oonnell ist weder König, noch Fern, noch Kabilater im englischen Sinne. Ele alle hoffen, verachten ihn als den Unterthan eines befehten Volkes, als den Irlander und Katholiken. Aber dieser Hof, diese Verachtung, dieser Uebermuth können ihn nicht beugen. Er gewisset nicht an dem Triumph seiner Sache und selbst in der Kammer der Gemeinen, wo er seine Gegner in offenen Reiden vor sich erblickt, ruft er aus:

„Wie werde ich das Verderben begeben, an meinem Vaterlande zu verzeiweln; und heute, noch zweihundert Schmerzensjahren, stehe ich noch aufrecht in diesem Ankreis und wiederhole Euch dieselben Klagen, und verlanne von Euch dieselbe Verantwortlichkeit, die meine Väter verlangten, aber nicht mit demüthiger und stehender Stimme, sondern im Melchte meiner Gewalt und in der kellen Ueberzeugung, daß Irland in Zukunft ohne Euch zu thun wissen wird, was Ihr für dieselbe zu thun verweigert! Ich gehe keinen Rathsch mit Euch ein; ich will dieselben Rechte für wie für Euch, dieselbe Municipalverfassung für Irland wie für England und Schottland; ich will also, wogu dann eine Union mit Euch? Eine Union auf Pergament. Achtung! Berreiken wir das Pergament, und las Reich werde geschnitten!“

Das heißt stolz gesprochen, und er muß sich fast als König fühlen, um eine solche Sprache zu führen.

Begünstigt diesen Mann nicht des Portikularpatriotismus! Sein patriotisches Herz, wie groß es auch ist, kann weiter nichts enthalten. Selbst zu London, im Parlamente der drei Königsreiche, ist er nicht Parlamentsmitglied; er ist nur Irlander. Er trägt nur Irland, ganz Irland in seinem Herzen, seinen Gedanken, seinen Erörterungen, seinen Worten, in seinem Gedächtnis!

„Ich höre,“ spricht er, „ich höre täglich die Klagenbe Stimme Irlands, das wie zuerst: Soll ich immer worten, immer leiden? — Wein, meine Mitbürger, Ihr sollt nicht länger leiden; Ihr sollt nicht vergebens Verantwortlichkeit von einem Wunderpöste verlangen haben. England ist nicht das Land der Verantwortliche mehr, wo das einzige Wort Papismus alle Herzen auftrat und zu grausamen Ungerechtigkeiten hinführt. Die Verantwortanten Irlands haben ihre Zeit verwendet, die Reformation durchzubringen, die dem englischen Volke große Schrecken ersinkt; das man wird sie erndren, wenn sie von ihren Kollegen Verantwortlichkeit für Irland verlangen; sollte aber zufällig das Parlament laub sein für unsere Pliten, dann wollen wir einen Anruf an das englische Volk ergehen lassen, und wenn auch selbst dieses sich von blinden Verantwortlichen göngeln läßt, so kehren wir zurück in unsere Berge, und fragen nur unser Anergie, unsern Rath und unsere Bergeivillung um Rath!“

Es ist unmöglich, in stärkeren und rührenderen Ausdrücken Verantst, Bewissen und Dankbarkeit des englischen Volkes anzuregen, und mit mehr Kunst, Bitte und Drohung zu vermeiden, als in diesem strengen Sage.

Aber man sieht, daß dieser gigantische Redner nahe daran ist, unter der Kuppel des Parlaments zu erstickten, wie ein großer Schwachs unter einer Glasglocke. Da mit seine Lungen wieder aufzuwecken, sein Körper sich aufrichte und seine Stimme wieder dunkler, bedarf er der Luft, der Sonne, der Erde von Irland. Sobald er nur diese heilige, die vaterländische Erde berührt, athmet er wieder auf, und erhebt

teufel sich sein Antlitz. Nur hier, in Gegenwart seines Vaters, kann seine verzweifelte oder Rechtfertigung sich ausschlagen, sich entfalten und streben; nur hier ergreift er furchtend die Mägen seiner bewundernswürdigen Ironie, welche die Elenden rührt und die Tyrannen schändet.

Man glaube ja nicht, daß sein Geist klein sei! — Man muß es sehen, wie er seine Entzückung und seine Kräfte sammelt, wie er die lange Geschichte von den Leiden seines Vaterlandes erzählt, von seiner Unterdrückung und seiner Noth; wenn er aus der Tiefe der Gräber die mathematischen Hüben, die kringeln Bürger hervorbekommen, die mit ihrem Rinde die Schafotte, die Eren und Gedenken Irlands rühmten; wenn er vor seinen macken Freunden das traurige Bild der Arbeit entfaltete, die durch das Schwert der Engländer zertritten wurde, das Land ihrer Vorfahren in der Hand ihrer Tyrannen, die von ihnen und für sie allein, für sie einmüthige Regierung, die Gerichtshöfe mit ihren Kreaturen überflutet, die Jurys verderbt, die Parlamente verkauft, die Götze mit Blut gefärbt, die Soldaten zu Kerkernführern umgewandelt, die Gefängnisse gefüllt, die Bauern von Steuern niedergedrückt, verdrummt, ausgezehrt von Krankheit und Hunger, abgemagert, eingeschüchtert, zusammengebrochen, niederzuwerfen auf das sinkende Strohlager, Hüften neben Hals, den Uebermuth der Aristokratie, den Aufsteig ohne Sorge und ohne Mitleid, die Arbeit ohne Lohn und ohne Erholung, das widerwärtigste Morialgeheiß, die aufgehobene Habeas-Korpusakte, die Verwahrung, welche Kräfte an sich gerissen, die verunkelte Nationalität, die Missethäter unlosig erklärt, weder Richter, noch Richter der Strafe einer radikalen Kullität und selbst unter der Todesstrafe, die katholischen Kirchen entleert von Schmuck, ihre Priester als Bettler abgemagert und verfolgt, die anglikanische Kirche dagegen mit fruchtbarstem Antlitz und trotz ledernem Herzen, die Hand in den Taschen und den Ärmel voll Geld. Jetzt entzünden Tyrannen von den Augen, mitten unter einem düstern und sachtbaren Schweißgen, und das ganze niedergedrückte Volk, ermattet von Schlägen, sinkt in seinem Herzen nur auf Noth. —

Was liegt diesem ungekommenen Weibchen, diesem wilden Kohn der Berge an Aris, Petries und der Morfitt, an der Abgeschiedenheit der Calons, an der Wohlthätigkeit der Grammatik und der Urdenität der Sprache? Er ist Volk, er spricht wie das Volk. Er hat dieselben Vorurtheile, dieselben Illusionen, dieselben Leidenschaften, dieselben Hoffnungen, dasselbe Herz, ein Herz, das mit aller Gewalt für Irland schlägt, das mit aller Gewalt das tyrannische Ailron haßt. Erht er nicht, wie er eindringt, sich einschleicht, eindringt in das Herz dieser theuren Irlander, sie zurückführt auf ihre offenen Wunden, auf ihren politischen Plotismus, wie er sie aber wieder aufreicht, sie erquickt mit dem religiösen Hauch seiner Hoffnung, wie er sie belebt mit den feigen Tönen der Freiheit, daß am Ende seiner Rede der ganze Redner und das ganze Volk von tausend Köpfen nur einen Körper, eine Seele, einen Ruf hat: es lebe Irland!

Ja, Irland ist's, sein heiß geliebtes Irland, das er, wie auf einen Altar, in die Mitte all seiner Gedanken, all seiner Leidenschaften gestellt hat. Er sieht, er blickt nichts, im Parlament, in der Kirche, vor den Schranken des Gerichtshofs, im häuslichen Herde, in den Klubs, auf den Bo-Kells, in seinen triumphatorischen Demonstrationen, abwechselnd und gegenwärtig, zu jeder Stunde, an jedem Orte, all und überall ist Irland. Du bist, grünes Erin, dessen Gürtel er löst an dem sandigen Ufer, Du bist, das ihm sitzend erschien auf dem hohen Gipfel der Kempter des Katholicismus, das er hört in den Donnern des Sturmes, das er athmet in den düsternen Gräbern der Haide! Du bist, das er schon beim Brüllen der Schachtel Delen lurchbaren Elogmore gegen die Engländer zischen sieht! Du bist, das er vorzieht, Du arme Weibchen mit Deinen Lumpen, Deinen vertrockneten Brüsten und Deinem Strohlager neben den Pallästen der Aristokratie, neben dem übermächtigen Ailbion, der Königin der Meere! Du bist, das er voll achtungsvollen Mitleids der trachtet, mit den matten Reizen, mit den hohlen, verwellten Wangen, grünes Erin, Schatz der Meere, weil Du das Grabmal bist seiner Ahnen, die Wiege seiner Ehre, der Ruhm seines Lebens, die Unsterblichkeit seines Namens, die blühende Palme seiner Rechtfertigung, weil Du Deine Kinder liebst, weil Du liebst und liebst für sie, für ihn, weil Du Irland, weil Du dein Vaterland bist!

Und O'Connell glaubt, er glaubt an das Wunderwerk seiner Kunst, er glaubt fest an die künftige Emancipation Irlands. Er glaubt an den Gott der Christen, und glaubt deshalb daran, weil er hofft, daß dieser Adler seinen erhabenen Flug in die hohen Regionen der Rechtfertigung untersteigt, obwohl seine Flügel schon von dem Frosthauch so vieler Winter erkarrt sind. Er macht keinen Unterschied zwischen dem Zeugniss der Religion und dem der Freiheit, wenn er nach seiner Wahl in Clare ausspricht:

„In Gegenwart meines Vaters und mit dem tiefsten Gefühl der Verantwortung

lichkeit, welche mit den feierlichen und gewaltigen Tönen, die Ihr mir zum zweiten Male auferlegt habt, verbunden ist, nehme ich jene Pflichten auf mich, Irlands, und ich schreie die Menschheit, sie zu erfüllen, nicht aus meiner Kraft, sondern aus der Euren. Die Männer von Glare wissen, daß die allseitige Bewandlung der Freiheit die Pflicht ist. Sie haben triumphirt, weil die Stimme, die sich für's Vaterland erhebt, zuvor ihr Gebot zum Herrn verrichtet haben muß. Jetzt durchdringen Rechtsbringer unsere grünen Hügel; ihre Töne hallen von Hügel zu Hügel; sie erfüllen die Thäler, sie rauschen in den Wegen unter Klüften, und uns're Stimmen rufen mit Donnerstimme dem Echo unserer Gebirge zu: Irland ist frei!" —

Meine Leser, zumal diejenigen, welche O'Connell noch nicht genauer kennen, werden diese selbst höchst verehrte, und — trotz der Verkürzungen, welche ich mir erlaubt habe — fast pomphaft klingende Mittheilung des begeisterten Franzosen überaus, und auch an diesem Orte, in der Einleitung zu einer Sammlung von den besten Reden, gut heißen; denn, wie einzig auch O'Connell als Redner (und nicht ihm in ganz anderer Hinsicht sein Landsman in Matthew, der Mäßigkeitsprediger) sein möge, so übertraf ihn doch mehrere von den in diesem Buche aufgeführten Rednern, vor allen Luther und Ulrich von Hutten, an edlem Unwillen, an Kraft und lebendigem Eifer für Wahrheit, Religion und Vaterland. Freilich sind die Umstände, welche den großen Redner bilden, und, besonders mit Hinblick auf O'Connell, mag man hinzusetzen, zum Glück, nur selten.

I. Geistliche Reden.

1.

Predigt von Berthold ¹⁾.

(Himmel und Erde seien als Bibel der Eelen zu betrachten.)

Der allmechtige got hat uns geben zwei groze büch, uns pflaffen, da wir an lesen und lesen und singen. Alle die ding, der uns not ist zu der seel und zu dem libe, alle tugent, der wir bedurfen zu got und zur werlte, wie wir got minnen suhn, und wie wir in loben und ern sütn, und wie wir die funde lazen und fliehen sütn, und die undügent und alle boßheit lazen und smehen sütn, daz lesen wir pflaffen allesamt an zweien büchern. Daz ein ist von der alten e, und daz ander von der nürwen e; und eins lesen wir bi der nacht, und daz ander bi dem tage. Daz ist reht als wiz und swarz; die alte e ist die nacht, die nürwe e ist der dag. Und also hat uns got alle nacht und dag in siner hute, die nürwe e ist der dag. Und also hat uns got alle nacht und dag in siner hute, die nürwe e ist der dag. Und also hat uns got alle nacht und dag in siner hute, die nürwe e ist der dag. Da er daz israhelisch volk furt durch die wüstenunge in daz geheissen lant, da gap er in zweier leze wüfung. Des dages gingen wolken uber in, des nachtes wisset er sie mit dem libe der stern. „Et sicut illis in velamento diei et luce stellarum nocte.“ Und also gab er in die wüfung des dages und des nachtes, wie sie in daz geheissen lant solten komen. Und also hat uns got dise büch gegeben zu wüfung, wie wir in daz geheissen lant sütn komen. Daz ist daz himelrich, daz er uns sit anränge der werlt bereitet hat. Wann nû leyn himelrichs als not ist als uns pflaffen, dar umb hat uch got zwei groze büch gegeben, da er an lesen und lernen sület alle die wißheit, der uch not ist an libe und an se; an der erde bi dem tage, an dem himel bi der nacht. Wann der allmechtige got hat uns alle ding zu nûge und auch zu gûte geschaffen, einhalb zu dem libe und anderhalb zu der seel. Und also sult ir daz erteich messen und niesen zu des libes nûge, also daz ir es duwen sület mit korn und mit wine und mit allen dingen, der ir zu des libes not bedurft; und also manigerleze tugent mügt ir auch dran lernen und lesen, die uch zu dem himelrich wüsen sel in daz geheissen lant, ob ir es sonder, alle der gûte sant bernhart. Do man den frage, wovon er so wise were, so sprach er: ich lerne an den bäumen. Und also mügt ir auch an den bäumen groze tugent lesen und lernen. Wann ir gedenket in dem herzen: wol dir, lieber got! wie mannigfalt din gnade ist und din gewalt, daz du uns so vil zu nûge und zu gûte hast gegeben; daz die bäume des winters so dürrt und so bloz sin und nû sein dem sommer schone blüte und laup uz werfen, und darnach edeles obz treit, daz so güt und wol gesmat dünke; und daz die winereben so gar un-

¹⁾ Berthold, des Brandenburger deutsche Predigten, aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, theils vollständig, theils in Auszügen. Herausgegeben von Christian Friedrich Kling, v. t. w. Berlin. 1809. — S. 112 — 119.
Kannegießer, der deutsche Wälder.

ahbet sin, und daz sie doch so guten win gebernt, und den luten so wol zement und die lute so fro machet; und daz du herre so maniger hande krut u. der erben auff erberst, daz nleman weder dweret noch frwet, daz ie zu etwem nüge und güt ist. So ist die wörze güt, so ist der same güt, so ist sin krut güt; so ist der blüme güt; so gewar ist die, so ist jene süß gewar; die rot, die gel, die drün, die wüß; die groz, die klein, die kürz, die lang; und die wörze vor den siethum güt ist, und diese für einen andern; und also müget ic ilp und sele gesunt machen mit der geschepede unserz herren. Swanne ic in also darumb lebt und in dar umb ert mit gebet, mit lobe und mit danken, so machet les uch zwisalt nuge, zum libe und zu der sele. Wann unser herre wilt, daz man in lobe von allen sinen werken, als ic frauwen da leset in dem salter. — So sült ic des nahstes lesen an dem himels und lernen. Do hat got uch vill güter legen an geschriben. Wann ich dez willen han, daz ich uch hute ein lege wolke sagen; die sült ic an dem himel lesen an sieben sterren. Wident alle unsern herren, daz er mit gebe zu sprechen, daz er gelobt werde oben uf in dem himel, und daz ic geseliget werde an libe und an sele. Und dar umb sprech ein jegliches ein pater noster und ein ave maria unser frauwen. Ez stent sieben sterren an dem himel. Dar an sült ic lesen und tugent lernen; wann unser herre hat uns alle ding zu nüge und auch zu güte geschaffen, als ich e sprach. Und also hat unser herre die sterren auch geschaffen. Die habent gar groz kraft uber alle ding, die uf erden sint unter dem himel. Als er den steinen und den wörzen und den worten kraft hat gegeben, daz sie uber alle ding craft hant, an' uber ein ding. Sie habent craft uber baum und uber winwaz, uber laup und gras, uber crüt und wörze, uber kern und alles daz, daz same treit, uber die vogel in den lüften und uber die tier in dem walde und uber die fische in dem waze und uber die reume in der erden; uber daz allerlamp, daz unter dem himel ist, dar uber hat unser herre den sterren craft gegeben, wann uber ein ding. Da hat nleman kein craft uber noch keine gewalt, weder sterne, noch wörzen, noch worte, noch steine, noch engel, noch lütel, noch nleman, wann got allene; der wil sin auch nit tün, der wil nit gewaltz drüber han. Daz ist dez menschen sei willkür; da hat nieman gewalt uber, danne du selber. Wolte got gewalt haben uber dez menschen willen, so würde unser deheins niemer vertorn. Wann er den menschen nach im selber gebildet hat, der edele sele herre, da wolt' er im sin willkür nit blinden noch twingen, als dem esit. Der muz den sag tragen, er dā ez gerne oder ungerne. Also muz der ohse den wagen zichen oder den pflug. — Man bindet ein mensche wol, wie man will; aber sinen willen kann man nit gebinden noch betwingen. Swie groze craft die stern haben uber regen, und uber winz und uber alles daz, daz unter dem himel ist; so hant sie doch keine gewalt uber dez menschen willen. Der wille stet an die selber; got der hat die ubel und güt für getelt; tū weder du wilt; daz stet an die; got hat ez diner frien willkür bevolhen. Der almehlige got, der bewise dich dez besten durch alle sin güte. Ich gebe uch den wünsch; der almehlige got der gebe uch den willen. Wann nieman deheine gewalt enhat uber unser willkür, danne ic allein; so gebe uch got das beste. Dez bite ich got wol fur uch; ich mag aber uwer nit betwingen. Wann möchte ich uch betwingen, so liez ich uwer eins niemer kein funde getün. Nū han ich deheinen gewolt dar uber, noch stern, swie groz craft die stern hant uber alle ding. Sie habent craft uber die selbes ilp und uber die gesuntheit und uber die kraft; und uber dinen willen habent sie keine gewalt. Sie habent halt so groze kraft uber alle ding, und die hat in got verlihen: ob dez aller minnesten sterren gebreffe, der legent an dem himel ist, so mohte alle die werlt besser wils an gesuntheit, dez libes crefte, an lang leben; und alles, daz uff erden lebt, und alles, daz uf erden swebt, daz ert alles besser unberchster und besser tauber an siner fruchte und an sinem samen. Erht, als willkür hat unser herre alle ding geschaffen und alle ding

gerdent. Und da spricht der david: herre, du hast alle ding mit wißheit geschafften. Und siele gar grez craft die stern allefamt mit einander habent, doch habent die sieben planeten sündet greze craft vor allen den stern, die an dem himel sin; und doch habent sie keine craft uber die wißheit. Und di denselben sternem salt ic sieben tugende lernen, ob ic sie selber nit habi. Wann swer ic nit hat, der mag niemt kumen in das geheßen lant. Und dar umb hat uch got die selben sieben tugende bewiset an den sieben planeten, das sie uch zu dem himel sich wissen.

(Es folgt nun eine Darstellung der sieben Haupttugenden an den sieben Himmelskörpern, welche in der damaligen Weltansicht das Planetensystem bildeten, die zugleich mit den sieben Tagen der Woche in Verbindung gebracht werden.)



Das Joch Christi.

Eine Predigt von Johann Tauter¹⁾.

Die ewig warheit unser lieber herre iesus christus hat gesprochen: mein joch das ist suße, und mein burde die ist leicht. Diser warheit widersprechen alle naturalische menschen also fett, als sie die natur treget, und sprechen, das gotes joch bitter sey und seine burde schwere. Und muß es doch war sein, wan es hat die warheit selber gesprochen! Wan ein ding, das so fere druckt, und das man schwerlich nach im heucht²⁾, das heiße ein burden. Kinder, bey dem Joch nympt man den inwendigen menschen und bey der burden den auswendigen menschen. Der inwendig edel mensch der ist kommen auß dem edelen grunt der gottheit, und auch gebildet nach dem edelen lautern got, und so wieder eingeladen und gerufft, und wurt weder eingezogen, also das er alles gutes mag theilhaftig werden; das der minniglich grunt hat von natur, das mag die sele ertriegen von gnaden. Nun, kinder, wie der ewig got in dem inwendigen grunt gegrunt hat³⁾ und vorborgen und vordeckt leit, welcher mensch das finden mochte und erkennen und beschawen, der were onn allen zweifel selig. Und wie das ist⁴⁾, das der mensch seine inwendig glicht der sele vorleitet und irre geet, doch hat sie ein ewiges liden und neigen darhin, und kan kein rue finden noch haben, wan⁵⁾ alle ding muogen om nit gnug sein in allen außern dingen, wan das heucht yn in das allerinnerst an⁶⁾ seine Wißsen. Wan diß ist ein End⁷⁾. Als alle dingt tasten und turn an er eigen stat, als der stein auff der erden und das ferer in der lufft, also thut die liebe andechtige sele yn got, prem heil. Wenn ist nu diß joch suße und leicht, und diß gihen und diß trahent — niemandt sicherlich, dan den menschen, die yr gemuthe haben geleitet inwendig in den lauteren g unt gotes von allen creaturen! Kinder, die sele ist recht ein mittel zwischen heit und ewigkeit.

1) Aus „die Kunst der teuffchen Prosa“ von Theodor Wuntt. S. 119 — 147. Tauter, 1264 — 1268, geboren und gestorben zu Stralsburg, Dominikaner, ausgezeichneter Prediger, Mystiker.

2) das man schwer nach sich zieht.

3) sich gerührt, sich einen Grund erschaffen hat.

4) soviel als: abhien.

5) soviel als: weil, wenn; in Nachträgen, wie gleich nachher, für: sondern.

6) an, aus, mittelherdteuffche Pedposition: ohne.

7) denn diß ist das Ende aller Dinge.

Krezt sie sich zu der heile, so vorgist sie on zweifelt der ewigkeit, und werden er
 dann alle dingt ferre, die got zu gehören. Also zu gleicher weise alle dingt, die
 man ferre sicht, die scheinen dem menschen klein, und was do nahe ist, das
 scheint groß. Wan es hat wenigk mittel, als die lauter sonne; wie nus die
 sonne zu sechtzig male grosser sei, dan das gang ertreich, der aber ein bedenn
 nympt mit wasser zu sommerzeit, so sie hoch an dez himel stebet, und legt dar
 obhin einen kleinen spigel, darvorn erscheinet die grosse sonne mit einander, und
 scheint darinne laume als ein kleiner bode ¹⁾; und wie klein das mittel ist, das
 do zwischon des kleinen spigel und der grossen sonne lerne, das neme dez spigel
 das bilde der grossen sonne duhandt ²⁾. Also zu gleicher weise ist es umb den
 lauten menschen der das mittel gelegt hat. Es sey, was es sey, aber wie klein
 das immer gesein mag, das der mensch in dem grunt der warheit nit kann noch
 mag gesehen ³⁾, on allen zweiffel, das mittel, wie kleine es ist, das demompt
 im daz, das sich daz groß gut, das do got ist, in dez spigel seiner sele nicht er
 bilden kann noch magt. Ja wie edel und wie lauter bilde ymmer sein, die ma
 chen allesamt mittel dez unvorbildten bildes, daz do ist got selber ⁴⁾. Nu, lieben
 kinder, wisset, in welcher sele sich der ewige gutige got erspigelu sat, die mus
 blos sein und lauter, und gesezt von allen bilden. Und wo sich ein einig bild
 on dazem spigel weiset und heiget, do wirt die sele des waren bildes vormit
 tet ⁵⁾, das do got lauter ist. Nun alle die menschen, die diser blosheit in yn
 nicht warnemen, das sich diser verborgen grunt in yn nit entdecken und entbil
 den mag, inwendig der vernunft der sele, dise menschen sein alle luchenbirne und
 luchenkecher, und denselben menschen ist das joch bitter. Und wer ne darin ge
 sach ⁶⁾ noch des grundes nie geschmeckt, das ist ein offenes zeichen, spricht Eli
 gnes, das er des ewiglichen almer geschmecken noch endelien sat. Nun wisset,
 kinder, welcher mensch zum minsten um tage ewig nit einkeret in seinen grunde
 nach seinem vormugen, der lebet nit on zweiffel als ein rechter warer christen
 licher mensch. Aber, kinder, die menschen, die den grunt reumen ⁷⁾ und sich yn
 muszigen, und die bilde ablegen, das sich die sonne in yrem inwendigen grunde
 der sele erglessen magt, denselben menschen ist das joch gotes suße und uber alle
 suße. Unschmecklich und bitter und widergeme, ist yn allem das, das gote nicht
 lauter ist, in yn selbst und in allen creaturen. Ja in der warheit, alles, das
 sie se geschmecken oder empfunden haben, den sein alle dise werd ein bitter galle.
 Wan wo diser edeler grunt geschmeckt wird, der heucht so fere den edlen men
 schen, er heucht das mach auß den beinen und das blut auß den oddern. Und
 wist, wo sich dise bilde yn der warheit hat gebildet, do vorsehen alle bilde yn (schei
 delicher weise ⁸⁾). Nun, kinder, wazumb hindern den menschen die ding, damit
 er umgahet in der heit? Daz ist: das du mit den Dingen bist vorbildt mit
 elgenschafft. Bessertu des bildes und der eigenschafft lebig und fere und unbe
 kommt, wisse yn der warheit, hettestu ein konigreich, es schadet dir gumal

1) Woten, d. h. als kleines Grundbild.

2) Es nähme dem Spiegel, alldort das Bild der großen Sonne hinweg. Duhandt
(auch jehant geschrieben) bedeutet: alldort, abgeleitet von: zur Hand sein.

3) d. h. etwas Unfassliches, das der Mensch nicht aus dem inneren Grunde der
Wahrheit in sich aufnehmen, und wirklich haben, als ein fremdes Medium (Mit
tel) von Spiegel seiner Seele schil.

4) d. h. wie edel und lauter auch die in unserer Seele aufsteigenden Bilder immer
sein mögen, sie treten sie doch alle in den Weg (machen mittel) dem unerschaff
ten Bilde in uns, welches Gott selber ist.

5) d. h. durch ein Mittel (medium) getrebt.

6) d. h. nie angeschaut hat — von der mystischen Anschauung zu verstehen.

7) reumen, auch räumen, bedeutet in der mystischen Sprache so viel als rei
nigen, säubern.

8) d. h. da verdrängen alle Bilder von schätlicher Art.

nicht. Kinder, seht en eigenschafft und bildelos und ledig und frey und onbeskomet mit allen creaturen, und hab, mit verlan, wos du bedarfst? mit eigner notdorfft, die gemischt sey mit demutlichkeit en gottlicher forcht, so gann die der ewig got wol deiner notdorfft; en zweifel, hastu keine nichte so getraw dem herren, er sat und muß dich wol versorgen, und sold es durch unvernünftige creatur geschehen; er vorleht der seinen nicht, als wenig als er die ewigkeit leht. Kinder, man findt von einet altuater geschriben, der was als bildlos und ledig und frey und unbeskomet mit allen creaturen, das en mit nichte kein bilde bielt in seiner gemute. Nu fugt es sich, das ein mensch kam, klopfet an seine gemach. Do kam er hervor. Do hielet in der mensch etwas, das er en auß seinem gemach brengen solt. Do dyer heilig altuater wolte in seine gemach kam, alsbald do was diß bilde hinweg, das er humill darumb nicht entweht, warumb en dyer mensch gebeten hatte. Dyer mensch klopfet aber an, do kam der altuater, und sprach: Sune, ghee selber herren und nom, was du bedarffest, wann deine bilde kan ich so lange nicht behalten, das ich wisse, was du woltest, also ist mein gemute bloß aller bilde und ledig und frey. Kinder, in disen bildlosen menschen, do schenkt die göttliche sonne en en underloß, und werden so adelichen gezogen auß enn selber und auß allen dingen, und haben geen willen geben gesungen dem göttlichen willen en allen dingen, und daru lauter und bloß sich selber, in allen creaturen, in lieb und in leid en thun und in lassen. Kinder, dise menschen sein so gar verstrickt enn dem freien göttlichen willen, und werden so wunniglich gezogen enn das joch godes, das sie dadurch vorgeffen liebes und selbes und aller dinge, und darumb so scheinen in alle dinge klein und wenig, wan sie sich in got vorgangen haben. Aber die ewigen dinge scheinen en naher und groß, wan sie in en alleheit inwendig gegenwertig sein von vres adels wegen der tugende. Hirumb so vorgeffen sie inn der süßen liebe godes alles leidens, ab man sie liebe oder hasse. Des haben sie steten friede mit allen creaturen, mit feinden oder mit freunden. Disen menschen ist alleheit süße das joch uners leibes herren, in lieb und en leid steen sie unbeskomet mit allen creaturen.

B.

Der Christlich Pilger.

Vordigk von Johann Meiler von Kaisersberg¹⁾.

Aus der Christlichen Pilgerschaft.

Christenlich Pilgerschaft zuom ewigen vatterland (Zuschrift und Schlußschriß widerholentlich der Christenlich Pilger) freudtharlich angesetzt in gleichnuß und eigenschafft eines wegfertigen Pilgers, der mit sinß und vrent suchte sin gliich hermuot. Vepredigt (nach der Zuschrift zuo Straßburg in dem minster, auch zuo den rümerin in derselben stat) durch den hochgeleerten Herr Johannes geiler quant von Kaisersberg, doctor der heiligen schrißte, predican löblicher gedreht zuo Straßburg. Nach der zu Freiburg 1511 ausgestellten Zuschriß, angesehen das es von dem dickeren mal getrukt ist unvollkommenlich und un-

1) Siehe: Deutsches Lebenbuch von Wilhelm Wadenagel, III, 1, S. 6 - 13. Johann Meiler (von dem Aufenthaltsorte seines Großvaters von Kaisersberg genannt) geboren zu Schaffhausen 1445, gestorben 1510, war zuletzt Prediger in Straßburg.

gerecht, herausgegeben noch meynung und underwysung eygener handgeschrifft
Sellers von Jacob Otter; gedr. zu Basel durch Adam Petri von Langendorff
1612, fol. 4 ungezählte und 228 gezählte Blätter.

Die Vorrede in diß Buch

Ein jeder mensch sol in dem jubel jor widerumb heym keren
zuo seiner besigung das ist in ewige seligkeit, Psaltel XXV.

Min meynung ist zu dem ersten, uch zu sagen, was do sy das jubel jor. Zuo
dem andern, was do sy die besigung zuo deren wir keren sollen. Zuo dem drit-
ten, wie man soll widerumb keren zuo diser besigung. Denn so werden ir verston
mynne fürgeleitete wort.

Run zu dem, ersten so sind ich dreytel jubel jor, das alt jubel jor, das ewig
jubel jor, und das newe jubel jor. Das alt jubel jor ist, das die Juden gehalten
hond uff dem gebot des herren. Wenn der herr gebot in dem buch der opffer,
das sy den sabbenden tag sollten feren, das war der sabbath, und über syden mol
syden jor, das ist XLIX jor, sollten sy ein jor, das ist das fünffzigst jor feren,
und das selb jor solt sin das jubel jor. In dem selbigen jor waren alle ding frey.
Das erdich dorfft man nit buwen noch legen, und was es von im selber gab,
das was gemein. Dar zuo wurden alle knecht frey und ledig die vor verkauft wo-
ren gewesen. Auch dorfft nieman kein schul bezalen, sy wurden in noch ge-
lassen. Und was verkauft oder verpfandt was, das siel widerumb an sin erben,
die es vor belessen hatten. Und noch ein jeder widerumb heim in sin land dannen
er vertreiben was und vil andere ding geschahen in disem jor zuo grossen freuden.
Und hieß das jubel jor von dem hebreischen wort jobel. Jobel ist in hebreisch als
vil als ein horn oder trommet, und in dem sibenden monat des jubel jors, do
macht man ein grosse trommeten schal. Darumb sprechent etlich leter, das man
von dem trometen schal das jor genant hab das jubel jor, und das mag wol sin.
Wie wol andere leter auch anders do von reden, das seß ich sollen, das ist ge-
weß. Es hat das jubel jor geheissen, zuo anjengung mancherley freyhelt und
freud so dar inn geschahen. — Das ewig jubel jor, das ist ein lang jor, es ist
ewig, es ist das ewig leben, die wesentlich seligkeit, die anschouung got, wie
er ist in sinem göttlichen wesen. Es ist die freud dar inn man heist inson den
getreuen knecht, das ewig leben, die ewig ruow. Selig ist der das Jubel jor
mag erreichen. Das würd sin das wor Jubel jor, bedüret durch das vorjond alt
Jubel jor, wenn do würd sin ein vollkommen verzohung aller göttlicher freud und
frehelt. Denn so wirt alles erdich ruomen von der arbeit, Wann do werden
wir nymme dörffen essen das brot unsrer arbeit, aber ein ander brot uff dem
tisch des herren, das er uns hat verheissen in dem ewangelio. Auch würd das
versucht erdich unsrer seie hinfür nimen tragen dorn und disten der bösen
gebenden und herzigung. Man würd es auch nummen dörffen legen mit tugen-
den und verdienstlichen werden, denn es würd sin die zit der nroffung, und nit
der wirkung. Do werdent wir erlöst sin volkümlich von aller dienstbarkeit der
bösen geist. Alle schuld der sünden werden nochgelassen sin, und alle truchselig-
keit und zim, jütlich und ewig würd gar usgetrieben sin, Wenn got würd ab-
trücken all trehen von den augen der heiligen, und würd hinfür nit sin weder
weinen noch schreyn und gar kein schmerz. Denn so werden wir armen uszu-
erlösen bilgere widerumb mögen inkeren uff disem jomertal in unsere ewige und
himmelische besigung. Dife frehelt ist in keinem andern jubel jor, weder im
newen noch im alten. Darumb selig ist der mensch der das mag erreichen, das
geschicht aber nit weder an unserem leyten uszug, so man spricht, Er zucht hin,
er zucht denn moelich hin, so in das wort jubel jor, die ewige seligkeit, oder in
die ewig heil, do würd sin weinen und groß janclassen, nit ein jubel aber ein
schreyn und hylon. Das jubel jor ist uffgelegt von dem obersten babst chris-
to

jesu, nit hie uff blise erd, noch zuo rom, noch zuo iherusalem, aber im himmel.

— Das drit jubel jor ist das nürwe jubel jor, es ist das jor, dar inn verloben wird uff gewalt des heiligen vatters des badst, voll guod ablos und vergebung aller sünd, denen die do suchen etlich kirchen zuo Rom, das muos man recht verston, als du esst gehört hast. Dis jubel jor hat zuo dem ersten uffgesetzt badst Bonifacius der achtst des namen, als do sprechen etlich leter, und ist uffgesetzt worden ye über hundert jor ein mol zuo sin, und ist das gescheen noch meinung etlicher leter, noch Christl geburt Tufend und drey hundert jor, darümb had ich das jubel jor genant das nürwe jubel jor. Darnoch haben betracht die noch gon- den beß, Clemens der sechst und Gregorius, wie so wenig menschen erleben das hundertst jor, und haben es fürgeschaltten uff das fünffzigst jor, das do ge- leben in diserzeit noch gemelnem louff die do alt werden. Darnoch hat es aber fürgeschaltten Gregorius der elfft badst des namen, uff drey und dreyßig jor, als do stot in der bull des badst Alexander, die do uff ist gangen als man zalt tu- send und fünff hundert jor, und das ist das nürwe jubel jor. Darnoch hat es Nicolaus der fünfft gehalten, als man anfang zuo jalen Tufent vier hundert und fünffzig jor, uff den heiligen rohenachttag. Und Paulus der ander badst des namen, hat es darnoch geteget ye über XXV jor, und das ist das aller nürwest jubel jor. Also voh zuo dem leßten hat Alexander der verßaft badst das jubel jor verlobt zuo halten, dis jor in dem ier jalen MCCCC. Also hastu von dem treissetigen jubel jor annos, so vil die not ist.

Nun zum andern so du frachst, was do in die besidung do zuo wie leren muessen. Ich antwort und sprech, das diß besidung ist got unser here die gegen- wärtlich seligkeit, von dem wir sint usgangen. Es sint auch gnod und tugen- den so wie verloren hant und verlossen. Dis sint wortlich unsere gueter, unsere richtuom, unsere besidung. Was sint wortlicher richtuom weder die tugenden und die gnob. Begereu te richtuom, so liebet die wortlich richtuom, spricht Gregorius. Dis hat wol gewiß einer uff den siben wesen Boas, do im alt sin had verbrunnen was, es fragt man inn wos er verloren hat. Er sprach Ich hab nüt verloren, sunder all min gueter sint by mir, do redt er von den tugen- den siner sele. Unser teil und unser erb ist got, wer sich mit diesem teil nit be- muenzen tot, der ist zuo vil gogia. Es spricht david. Min teil so got ewiglich. Und an einem anderen ort. O got min teil sag auch in dem erdelich der leben- bigen. Und weter. Ich hab eins begert von dem herren, das hoff ich zuo er- langen. Siehestu, diß besidung hond wir verloren durch unser sünd, wir sind be- reubt worden wir hont verlossen unsern herren, von im sint wir zuo vil wot gangen mit dem verlorenen sun, wie sint usgangen von sinem angesicht. Wie sint von gott usgangen. Zu dem ersten in der sühbildung in dem wort des wa- teres. Zuo dem anderen in unser eigen wesen durch die erschöpfung. Zuo dem dritten in das wesen der sünd, durch die erbünd. Zuo dem vierten sin wie us- gangen in diß welt durch die geburt. Zuo dem fünften sint wir von im gangen durch die wüetlichen sünd wot, noch weter, und aller wöschet durch hoch ge- wonheit. Also hant wir verloren unser besidung gott, die gnob und tugenden, auch das wot und recht vatterland das himmelsch paradiß, das do wortlich unser vatereland ist, von dem sint wir vertelben. Wie hont verlossen die himmelschen woenungen, deren vil sint in dem huz unser vatters. Ich kan wol gebinden, das ich die besidung und das ewig jubel jor durch einander vermisch, aber ich iht sin nit, iht ich etwas nüt schaff. Zuo disen besidungen söllen wir wider- lumb hin leren in diesem nürwen jubel jor. In diesem jor der gnoben söllent wir widerlumb leren zuo tugenden und quoten werden zuo dem gebruch der gnoben zuo got dem herren unserm schöpfer, durch buos und einen rechten rüwen. Wir söllen thuen als do thet der verloren sun. Sprich mit herzen. Ich will uffstion, und wil gon zuo meinem vatter, es sol sich jederman widerlumb heim machen

bis jubel jet zuo siner besitzung, es so jung oder alt, froum oder man, wenn die
glt ist hie.

Zum dritten fragst, wie muos man aber widerumb heym leren in das vater-
erland und zuo der besitzung. Ich sprich, du muosst thuon glich wie ein bilger
der do widerumb heym zucht in sein vatterland bannen er kummen ist, und wie
ein bilger thuot, der do vey in diesem jubel jet gen Rom zucht, der kumpt mit
darumb mit grosser gnob und abloss, und bringet ouch die, seichen mit im der sel-
bigen gnob. Wir sint bilger, darumb muessen wir uns halten als bilger. Das
hat wol betracht der heilige Paulus, do er sprach. Wir hent hie kein blibende
stat, aber wir suchen eine zuokunfftige, als ob er sprach. Wir sint hie in die-
sem iomertal nit anders denn als bilger, und als fremd herkommende, die hie
kein bliden hont, sunder stet fursaren zuo kummen in unser heymuot und vater-
erland, das ist in das himmelreich, das haltet inn unser chrestenlicher glaub.
Gott der herr der do reichet von end zuo end, von welt zuo welt, von ewigkeit
zuo ewigkeit, do der beschuoff alle ding, und Adam und eva sagt in das paradiss
und so das gebot gottes drohent, do wurden sy dar us getriben in diß iomertal,
ellendich verlossen uff das erdlich. Wer Adam und eva nit gefallen in unge-
horsam in der ubertretung des gebot gottes, und bliben in der ersten unschuld,
so hetten sy und wir all mit inen, gar guot und bald volfuert gehan unser bil-
gerart, und weeren bliben in dem paradiss, und harnoch frewdich on irtung gesa-
ren in das recht vatterland des himmels. Aber durch ir ungehorsam sint wir
alle ellende bilger worden, wann sy wurden verlossen uff diß erdlich, und wie
all mit inen, das ist ein ellend on land oder staden. Als sich David des beclagt
und spricht. Herr vor die bin ich als ein zuokummeling und ein bilger, als all
mein vetter. Dych bezügent das alle vetter der alten ee, und die heiligen lerer in
der nürnen ee. Es wart gefragt ein weltwelse, wo er doheim wer, do huob er
einen finger uff und zeigt an den himmel und sprach, do bin ich doheim, wann
es ist offentlich, das niemans hie blybt, wir sterben all, einer hüt der ander
morn, einer suß der ander so. Kurz es ist ein bilgerschaft hie uff dieser erden,
wie muessen all durch das huencloch, das ist der tod, darumb sint wir bilger
und zuokummeling. Wir sint zuokummeling, sprach ich. Der heiss ein zuokummeling
der do von ufwendig zuo uns kume, der do nit ho uns geborn ist. Und wir
sint also zuokummeling, wenn unser selen ist von ufwendig zuo uns kommen, in
kume anderswo her, so ist etwas göttliche, und nit us erdlich als der lob, got
hat sy uns ingegessen. Wir sint ouch bilger, wenn der heiss ein bilger, der do
nit an einem ort blybt, sunder er gat stets für sich. Und uns ist nit gegeben das
wir hie söllen bliben, es heiss, gang für gast. Ein mensch der do geboren wird
von einer frouwen der lebt eine kurze zit, er gat uff als ein bluom, und wie
getrütscht, er flucht wie der schat, und blybt niemer in einem stand. Darumb
spricht sanctus petrus. Ich blyt ich ir beuder, und erman ich als zuokummlich
und bilger, hueten ouch vor den fleischlichen begierden, die do stritten wider die
sele, die wil wie nun bilger sint, als du gehört hast, so söllen wir uns halten
wie bilger, und also gon und widerumb leren in unsere besitzung des himmel-
schen vatterlands. Nun sprichstu, wie thuot aber ein bilger, und was heit
einem bilger zuo so er wandten wil, und ein selig fart voll thuon. Es sind XXV
stück und Ewenschaft die er an im hat, wil er echter recht thuon. Das erste ist,
er bezahlet sin schulden. Das ander, er ordnet sein huffgesinde. Das dritte,
er beisset im ein sack. Zum vierden, ein stad. Zum fünfften, ein mantel. Zum
sechsten, ein huot. Zum sibenden nimpt er israel. Zum achten, hat er guet
schuoch. Zum nunden, hendschuoch. Zum zehenden, er überlabt sich nit.
Zum elfften, nimpt er des wegs war. Zum zwelfften, flucht er doch gefel-
schafft. Zum dreyzehenden, hat er ein hund. Zum vierzehenden macht er syn
testament. Zum fünfzehenden macht er sich freie uff die fart. Zum sechzehenden

den, gat er gemach. Zuem sibenzehenden, achtet er keins gespöts. zuom achtzehenden, lot er sich nit lüftlich hinderen. zuem XIX. lot er son schaa nit sehen. zuom XX. halt er sich wösthlich in den herbergen. zuom XXI. verlatet er sich oft. zuom XXII. wird er beroubt, so bettet er. zuom XXIII. ist er mit ioh uff dem weg mit gemuet do heim. zuom XXIV. er besprocht sich mit sinen gesellen. zuom XXV. wird er schon empfangen so er heim kumpt. Dises sind die eigenschafftens eyns rechten chrestentlichen bilgers, und sint in der zit XXV glich wie du hast ye über das sunst und wenzigst ior das jubel ior, also hastu auch so vil eigenschafftens des bilgers, die soltu annehmen, und also hingon und widerumb leren in din recht vatterland in das himmelsche Iherusalem unser ewige wohnung. Du solt dise ding geistlich ueden und bruchen, die der bilger iohlich brucht. Wie du dem thuon solt, wil ich dich leren dise heilige ior der fasten. Darumb sellen ir uch dar zuo rüsten und erzuohet machen do ioren, und mit stich uffmercken, wann ich hab mir fugelegt hinfür nit nitwies anzuoschen, vorab ein ior lang und etlich ior. Wil nit me also zusammen lesen mit groesser arbeit, als ich nun gethon hab XXII ior, sunder ich wil underessen widerumb zuoleren zuo monen besingungen, das ist zuo denen dingen, die ich uch vor gepredigt hab, wil dieselbigen in ein recht ordnung setzen, so wil mit gotte gnad verlanche, das die arbeit nit vergebens se, und nit verloren werd, das ich mit arbeit hab zuo wegen brocht. Es wird vllicht der tag eins ander luten ussach geben bessers zuo sagen. Nun under disen monen predigen hab ich zuo dem ersten wöllen für mich nemen den bilger, darumb das mich dunckt er werde sich nit übel schiden zuo diesem jubel ior. Dann die chrestglaubigen menschen werden sich vrschicken uff die bilgersart gen Rom abiez zuo erlangen. Uff das so seichs desler des morgens volbringen, würd inen nit schad sin dise martery. So so fleissiglich uffmercken werden sy on zwifel ein vor bilgersart volbringen. Das heiff uns gotte der all mechtig. Amen.

4.

Die letzte Predigt

von Dr. Martin Luther ¹⁾.

Evangelium Matth. XI.

Ich Preisse dich Vater und Herr Himeis und der Erden, das du solches den Weissen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbart, Ja, Vater, denn es ist also wolgefellig gewesen, für die. Alle ding sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Son, denn nur der Vater. Und niemand kennet den Vater, denn nur der Son, und wem es der Son wil offendaren.

Kompt her zu Mir alle, die ir mühselig und beladen seid, Ich wil euch erquicken. Nemet auff euch mein Joch und lernet von Mir denn Ich bin sanftmütig, und von herzen demütig. So werdet ir ruge finden für ewige Seele, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.

Auslegung des Evangelii.

Das ist ein schön Evangelium, und hat viel seiner lere in sich begreiffen, Aber wir wollen iht zum teil davon reden, als viel wir können, und Gott gnade verleihet.

¹⁾ Siehe: Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wadrenagel III. I. S. 194—210, Martin Luther, geboren zu Oldeten den 10. November 1483, kaiserlich gebohren den 19. Februar 1546.

Der Herr lobt und preiset seinen himmlischen Vater alle, daß er hat ver-
borgt seinen den Klugen und Weisen, das ist, daß er das Evangelium den
Weisen und Klugen nicht hat kund gethan, Sondern den Kindern und un-
mündigen offenbaret, die nicht erden noch predigen können, noch klug und
weise sein. Hiemit hat er angezeigt, daß er den Weisen und Klugen feind
sey, und laßt und laß habe zu denen, so nicht klug und weise, sondern wie die
jungen Kinder sind.

Aber das ist für der Welt sehr tödlich und eygetlich gereth, daß Gott den
Weisen so feind seyt sein, und sie also verdammen. So wir doch meinen, Gott
konne nicht regieren, er müsse kluge und weise Leut dazu haben.

Aber es hat diese meinung, die Weisen und Klugen in der Welt machend
also, daß jaen Gott nicht günstig oder gut seyn kan. Denn sie haben das
vergleit, machend in der Christlichen Kirchen, wie sie es selbst wollen, Alles, was
Gott thut und macht, das müssen sie bessern. Das also kein reiner, gereiner,
verachteter Discipel nicht ist auff Erden als Gott, er muß aller Jünger sein, jeder
man wil sein Schulmeister und Preceptor sein.

Das sihet man von anbegn der Welt, in allen Kegern, Arius und Pe-
lagus, und ist zu unser zeit, die Widerteuffer und Sacramentirer, und alle
Schwärmer und auffrührer, die sind damit nicht zufrieden, was Gott gemacht
und eingelegt hat, können es nicht lassen bleiben, wie er es geordnet, Meinen,
sie müssen auch etwas machen, auß daß sie etwas bessers sein für andern Leu-
ten, und rühmen können, das hab ich gemacht, Es ist zu schlecht und gering,
ja zu kindisch und unricht, was Gott macht und stiftet, Ich muß etwas da-
zu thun.

Das ist die natur der schendlichen weisheit auff Erden, sonderlich in der
Christlichen Kirchen, da ein Bischoff auß den andern, ein Pfarrer auß den
andern hadet und heißt, und einer den andern hindert und flisset. Wie man
allzeit im Kirchenregiment solchs mit grossen schaden erfahren hat.

Dasselbig sind die rechte Meiler Klüglinge (daden Christus die rehet),
die das Pferd im hindern zeumen, und nicht auß dem wege bleiben wollen, so
und Gott selbst fürgehalt, sondern jmer etwas sonderlichs haben und machen
müssen. Das die Leute darnach lagen, Er, es ist nichts mit unserm Pfarrer
oder Prediger, das ist der rechte Man, der nichts thun.

Ist aber nicht verdrüsslich, und seyt Gott darüber nicht ungeduldig wer-
den? Solt er an solchen grossen gefallen haben, die im so gar zu klug und
weise sind, und allzeit ja zur Schulen führen-wollen? wie in demselbigen Cap-
itel hernach folget, die Weisheit mus sich rechtfertigen lassen von jren eigen
Kindern. Es es sehet sein, wenn das So will klüger sein, denn die Henne.
Eine schöne meisterschaft mus sein, wo die Kinder jren Vater und Mutter, die
narren und thoren, weise Leute regieren wollen. Siehe, das ist die ursach, das
allenthalber die Klugen und Weisen in der Schrift verdamnet werden.

Der Bapst hat gleich auch alle gethan, als da Christus das Predig-
ampft und das Sacrament seines Leibs und Bluts eingelegt und befestiget,
wie es die Christen brauchen sollen, jren Glauben damit zu stercken und zu
kräftigen. Da schreiet der Bapst, Nein, nein, es mus also nicht sein, Es
ist nicht weislich gehandelt, denn sein Decret sagt. Es sel nicht sein, daß
das Sacrament zur sterckung der Christen Glauben solle gereicht werden, son-
dern es müsse ein Opffer sein, wenn der Priester die Weß liest, für die le-
bendigen und die toeten, Als wenn ein Kauffman uber land reisen wil, so
soll er zuvor jm eine Weß lesen lassen, alsdann werde es jm glücklich er-
gehen etc.

Also das Gott die Lauffe hat eingelohet, das ist dem Papst ein gering ding, und der im bald verloren, und krasstes worden. Dagegen machen seine Schürting, die da kappen und platten tragen, die müssen mit iren Leben und Möncherey der Welt beißen, das, wer in solchen Leben weilt, der habe eine neue bessere Lauffe, dadurch nicht allein im, sondern auch andern Leuten (wo sie wollen selig werden) geholffen werde, das ist des Papstes weisheit und klugheit.

Also gehet unserm Herrn Gott in der Welt, das allemwege was er listet und erdenet, das mus vom Teufel, und den seinen verkehrt, dazu geleitet und geschendet werden. Und heit doch die Welt dafür, Gott solle im selches gar wol gefallen, und gut sein lassen, das ein ißlicher Narr ja weisern und regieren wölle.

In Weltlichen sachen und Regiment gehet zwar auch also zu. Wie auch Aristoteles davon schreibt, das villiche Leute sind mit grosser weisheit und verstand begnadet, und nicht gemeine Leute. Als Gott oft einen seinen, hohen, verständigen Mann gibt, der mit weisheit und rat Landen und Leuten dienen könnte. Aber solche stieben für den geschiffen, das man sie schwerlich zur Regierung kan bringen. Aber darnach sind andere, die wolens sein und thun, und können doch nicht thun. Die heisset man denn im weltlichen Regiment, Naleweisen und Weisser Klügel.

Diese schilt man sehr, und man ist jnen auch bittlich feind. Und mus jebermann klagen, das man für den Narren nirgende kan auskommen, sie sind zu keiner sachen nüt, denn das sie nur dar eintragen. Darumb sagen auch die Leute von jnen, das uns der Teufel mit Narren beschmissen. Und Aristoteles der selches in Regimenten gesehen, das wenig redter, tüchtiger Leute sind zur Regierung, machet einen unterschied, zwischen rechten Weisen und Klugen, und andern die er nennet *dozo id est opinione sua sapientes*, die sich bündeln lassen, für sein klug und weise, Gleich wie man auf Deutsch saget, der Dünkel macht den tanß gut. Diese meinen, diereit sie im Regiment sitzen, und eine hebe Perlen füren, so müssen sie klug sein. Und ein solcher Narr im Rat hindert die andern, das sie mit keinen sachen sect komen können. Denn er will ins Teufels namen klug sein mit Gewalt und ist doch ein Narr.

So man nu solchen im weltlichen Regiment bittig feind ist, die da wollen klug sein, und sind doch nicht. Viel mehr sind das verdröliche Leute, denen beide Gott und Menschen bittlich gram sind, die in der heiligen Christlichen Kirchen, klug sein wollen, und sind nichts, denn diese hindern das Predigamt, das die Leute nicht zu Gott komen können. Als da ist gewesen zu unser zeit Martin, der, die Wiltetruffer und Sacramentirer, die dem Evangelio seinen Lauff hindern und wehren, verführen die Leute, meinen sie sind alleine klug und weise, weil sie im Amt und Regiment der Kirchen sitzen.

Also wil auch der Papst ein sehr kluger Man sein, ja der aller weiseste, Allein darumb das er hochaget, und fürget, er sey das Haupt der Kirchen. Damit in der Teufel so aufstiehet, das er meinet was er nur thar fürnehmen und sagen, das sei eitel Götliche weisheit, und jederman müsse es annehmen und folgen, und sel niemand weiter fragen, ob es Gottes wort sey, oder nicht. Wie er in seinem grossen Narrenbuch thar unverhempet sagen, Es sey nicht zuwermuten, das eine solche Hobeit (als er sein wil) könne jren etc. Also auch Kaiser, Könige, Cardinal, diereit sie hoch sitzen, so meinen sie, das sie nicht jren noch seilen können.

Oben solche weisheit hatte Salphas auch, da er mit den Jüden zu ratung. Ibe grobe Narren, je habt keine köpffe, je wisset und verhehet nichts. Ist nicht besser, das ein Man sterbe, denn das das ganze Volk verderbe?

Das war ein weiser, kluger Rat, das besser wäre, einen Menschen erlösen, denn das ganze Land verderben. Wie gieng aber dieser Rat hinaus? Eden damit brachte es dazu, das das ganze Land verderben und untergehen mußte, Alle thun alle solche Rasereien in der Christlichen Kirchen, und im weltlichen Regiment.

Das ist nu, das der Herr Christus hie spricht, Er sey den Raseweisen feind, Er wolle sie nicht leiden in seiner Christlichen Kirchen, sie heißen Papst, Kellner, Könige, Fürsten, Doctores, die im sein Göttliche wort weisern, und mit jrer eigen Klugheit in der hohen grossen sachen des Glaubens und unsrer seltigkeit, regieren.

Solcher Exempel haben wir sehr viel erfahren in kurzer zeit, das solche Klüglinge sich unterstanden einigkeit oder Reformation anzurichten, dadurch in der Christlichen Kirchen, einigkeit würde und solches mit löstlichem fürgeben zu machet beachten, sagten, So und so sollens der Kellner, die Könige, Fürsten und Herren machen, so künde man Landen und Leuten heissen, und viel gut in der Christenheit schaffen, Aber was man durch solche eigen ansichse und klugheit austrichtet und schafft, das sieht man, meine ich, jezt wohl.

Am allermeisten aber, hat solche weisheit und klugheit der Papst und die Cardinel allwege getrieben, so Gottes meister haben sein wollen, und selbst die Christenheit regieren. Aber das will und kan Gott nicht leiden, Er will nicht Schüler sein, sie sollen Schüler sein, Er ist die ewige Weisheit, und weiß wol was er thun oder lassen wil. Sie meinen, diessell sie eben an im Regiment sitzen, darumb sein sie die Klügsten, sehen tieffer in die Schrift denn ander Leut. Darum stüret sie Gott auch gewaltig, denn er will und kan, und solt auch nicht leiden. Und machet doch also, das das Evangelium, den hohen und Weisen verbergen bleibet, und regiret seine Kirchen viel anstelt, denn sie gedenken und verstehen, ob sie sich gleich dünkeln lassen, sie wissen und verstehen alles, Und weil sie im Regiment sitzen, so könne Got jres tath und regierens nicht geraten.

Und lautet gleich, als sey es neidisch geredt, das er eben also spricht, Ich dancke dir, himmlischer Vater, So doch gar kein neid und hass in seinem herzen gewest, denn so er sich selbst mit Leid und Leben für uns hat gegeben, wie künde da ein neid sein? Aber der verdruß und unluß kompt daher, das die elenden, leichtfertigen Leute, die Göttliche Majestet weisern wollen, das kann und solt er auch nicht leiden, und alle frome herzen danken ja dafür. Denn des klügerens und meisters were auch sonst kein ende. Der Teufel rettet die Leute, das sie aus der heiligen Schrift und Gottes wort einen hohen namen, eigen lob und ehre suchen, und mehr sein wollen, denn ander Leute.

Aber wir sollten hie sagen, lieber himmlischer Vater, rede du, Ich will gerne ein Schüler und Kind sein, und schweigen, denn seit ich die Kirche regieren aus meiner eigenen wiß, weisheit und vernunft füren, so fiedt der Kahn langem im dreck, und were das Schiff lang zu drückern gangen. Darumb lieber Gott, regiere und füre du es selbst, Ich will mit gerne meine augen aufschreien, die vernunft zu thun, und dich allein, durch dein Wort, regieren lassen.

Aber das kann man bey der welt nicht erhalten, die Kettengeißler stehen darumb auff, suchen im grunde nichts anders, denn das sie der dem Welt greiffe eber haben mögen, das man von ihnen sage, das ist der rechte man, der wird thun, Und das sie sich selbst auch mit solchem thum klagen und belüsten können, das haben gethan, das ist dein wort, du bist der treffliche Man, der rechte Meister. Das tang nu für alle Hunde nicht. Denn rechte Prediger

sollen allein Gottes wort vernommen und treulich lernen, und des eher und leb allein suchen. Desgleichen sollen auch die Zuhörer sagen, Ich glaube nicht an meinen Psalter, sondern er sagt mir von einem andern Herrn, der heißt Christus, den zeiget er mir, Auf des Mund will ich sehen, und so sein er mich auff denselben rechten Meister und Preceptor Gottes son fuhret.

Also würde es recht in der Kirchen stehen, und regieret heissen, und allenthalben einigkeit bleiben, Sonst breibet allwege der unruß, so auch in der Welt regiment gemein ist, Und wie ein Rat in einer Stadt ire macht, nicht gerne selbst, sondern sitzt in doraus, des sich auch das ganze Land fremet, Also soll auch die in der Christlichen Kirchen zugehen, das niemands sei gepörrigt oder gelet werden, denn allein der Son Gottes, der ist allein, von dem gesagt ist, das ist mein lieber Son, den sollt ir hören, und keinen andern Menschen, er sey Kaiser, Papst, Cardinal.

Darumb, sagen wir also, Ich las geschehen, das Kaiser, König, Papst, Cardinal, Rürsten und Herrn klug und weise sein. Aber ich will an meinen Herrn Christum allein glauben, der ist mein Meister und Herr, den mich Gott hat heissen hören, und von im lernen, was rechte Göttliche weisheit und klugheit se. Da schreiet denn der Papst und was an im hanget, Nein, Nein, du sollt solchs nicht thun, Du sollt der Oberkeit gehorsam sein, und thun, was wir dir gebieten. Ja, sage ich, das sol ich thun, Aber sey du zuvor eins mit dem Herrn, der allhie spricht, Es ist mir alles übergeben von meinem Vater etc.

Darumb lieber Papst, Kaiser, König, Herr und Rürst, sage nicht so einher, ich will dich gerne hören in weltlicher regierung, Aber das du wilt in der Christenheit sitzen als ein Herr, und gewalt haben zu schliessen, was ich glauben und thun sol, das neme ich nicht an, denn du wilt klug und weise sein an dem ort, da du ein Narr bist, und dir nicht offenkundig ist.

Denn die ist der Herr, den man allein soll hören in diesen sachen, wie er auch die spricht, Niemand kennet den Vater, en nur der Son, und wem es der Son will offenkundig. Das sind die albern und einfeltigen, so sich selbst nicht weise noch klug wissen, sondern sein Wort hören und annehmen. Ist nu sein Wort, das du mir fürhestest und gebuest, so wil ichs gerne annehmen, wenn gleich ein jung Kind redet, oder auch der Esel, so mit Esleam redet, Und wil die kein unterschied haben der Personen, so solchs redet, sie sey klug oder ein Narr, denn es sol heissen, und ist beschliessen, Wie ist alles übergeben, Ich bin der Mann, der allein lernen und regieren sol, trotz allen klugen und weisen, die sollen ir augen blinden lassen, und ire vernunft zuthun.

Denn unser Blindheit und Augheit in Göttlichen sachen, ist das auge, so der Teufel im Paradies und auffgethan hat, da Adam und Heva, ins Teufels namen, auch wolten klug sein, Gott hatte sie selbst es gelet, und sein Wort ihnen gegeben, das sie sich halten solten, wo sie wolten recht klug sein, So kumpt der Teufel, der machets besser, thut ihnen die augen an, da sie Gott mit sehen, das sie den Teufel nicht sehen köndern. Das ist die Plage, so uns noch immer anheuzet, das wir, ins Teufels namen, weise und klug sein wollen.

Aber hiemit sollen wir lernen, was das ist, Wie ist alles gegeben, Das ist, ich sol regieren, lernen, raten, heissen und gebieten in meiner Kirchen. Und hiemit bekennet er öffentlich, das er sey wahrhaftiger Gott, denn kein Engel noch etwa eine Creatur hat diesen thum, das im alles gegeben se. Der Teufel wolt sich wol ein mal in den Etwel legen, und Worte gleich sein, Er wand aber dareb bald vom Himel gekessen. Darumb sagt Christus, Wie ist alles gegeben, das ist, Wie, Wie sol man gehorchen, Hastu mein

Wort, so bleib dabei, und sehe niemand's an, wer dich andern leret oder heilt, Ich will dich wohl regieren, schlagen und retten, Lasse den Papst, Krieger, gewaltigen, geiirt, weisse und klug sein, Aber setze du ihnen nicht, wenn sie dir dein Wort nicht bringen, ob je gleich tausent mal mehr, und alle viel klug
ger weissen.

Item, thue das nicht, das auch kein Engel im Himmel that thun, das er sich hierin der Herrschaft und gewalt unterkünde, selb. klug zu sein, oder in Gottes Regiment zu watten und zu herrschen. Und haben doch die elenden armen Leute, Papst, Krieger, Könige und alle Ketten nicht schen, sich selb. des anzumassen. Aber Gott hat seinen Sen zu seiner rechten hand gesetzt und gesagt Psalm 2. Du bist mein Sen, die hab ich alle Völker und alle Welt zu eigen gegeben etc. Den sollt je Könige und Herrn hören (sollt je klug sein) und ihm hulden, als ewern Herrn, und wissen, was er euch sagt, das ichs euch sage.

Dieses sollen wir Christen lernen und erkennen (ob es die Welt nicht thun wil) und Gott auch dafür dankbar sein (wie Christus selb. athie seinem himmlischen Vater frelich danket) das er uns so reichlich gesegnet und gegeben hat, das wir in selbs können hören. Verzeihen werden wir gelauffen an der Welt ende wenn wir einen ort gewußt, da wir hettten mögen Gott hören reden, Aber das sieht man nicht, das wir jetz täglich solche in Predigten hören, ja alle Bücher des vol sind, Du hörst's daheim im Hause, Vater und Mutter, Kinder singen und sagen davon, der Prediger in der Pfarre redet davon, Da soltest du die hende aufheben und freudich sein, das wir zu dem ehren sind komen, das wir Gott durch sein Wort mit uns reden hören.

O, sagt man, was ist das? Predigt man doch alle tage, und efft einen tag viermal, das man sich schier müde daran hören mus! Was haben wir mehr davon? Wolan, so sage hin, lieber Bruder, magstu des nicht, das Gott täglich mit dir redet, bleibe daheim in deinem hause, und in deiner Pfarrkirchen, So les nur inner hin klug, und suche dir ein anders, Zu Trier ist unser Herr Gottes Red, zu Ache sind Josephs Hofen, und unser lieben Frauen Hemdde, da lauffe hin, verzeir dein gelt, und leuffe Ablass, und des Papsts Irdelmarck, Das ist köstlich ding, darumb hat man müssen weit lauffen, und groß gelt verzeren, Hans und Hoff stehen lassen etc.

Sind wir aber nicht toll und thöricht, in dem Teufel geblendet und befeffen, da sieht der Raub zu Rom mit seinem Haudeussack, und locket alle Welt zu sich mit irem Geld und Gut etc. Da ein jeglicher zu seiner Tauff, Sacrament und Predigtstuel lauffen sette, Denn wir sind ja damit hoch genug geheet, und reichlich begnadet, das wir wissen, das Gott mit uns redet, und mit seinem Wort uns speiset, gibe uns seine Tauffe, Schlüssel etc. Aber da sagen die eiden Gottes losen Leute dagegen, Was Tauff? Sacrament, Gotteswort? Josephs Hofen die thund.

Das ist der Teufel in der Welt, das die hohe Personen, Krieger, König solche nicht achten, und sich durch die Erzhuben und Lügenere, den Papst und seine Pletting und Schürting also gräblich betriegen und nerten lassen, und jeds unflath gar vol schmeissen. Aber wir sollen Gottes wort hören, das er unsre Schulmeister se, und nichts wissen von Josephs Hofen, oder des Papsts Irzinnere.

Das ist das erste Stück vom Evangelio, wie Christus, und Gott der Vaters selbs den Klugen und weisen seind ist, denn sie im auch greffen überdus thun. Sie gureissen die Sacrament und Kirchen, und setzen sich an seine stat, wollen selbs Meister seyn, denen sind alle Engel im Himmel, und alle Christen auff Erden seind, und sollen zu ihnen sagen, Wiltu mit Christum weissen, und sein

Wort lernen, so wil ich die gerne anhören, senck nicht, und wenn du ein Engel vom Himel herkömst, wie S. Paulus Galat. 1. sagt: Si quis aliud Evangelium docuerit etc.

Es nu dazoh die grossen Herrn, Kaiser, Papst, Cardinal und Bischöfe feindlich jähren, schon uns in Mann, wolten uns alle gerne verderben und morden, Das müssen wir leiden, und sagen, Umb Dapfts, Bischöfen, Fürsten willen nicht gelassen. Christus sagt, Kompt zu Mir, die jr mühselig seid. Als wolt er sagen, Halt euch nur an mich, bleibet bey meinem Wort, und laß gehen, was da gehet, Werdet je dazoh verbrand, geköpft, so habet gedult, Ich wil euch so süß machen, das jed wol sollt ertragen, Wie man von der Jungfrawen S. Agnes schreibt, da sie zum Kaiser geführt ward, und sollte umgebracht werden, war je gleich, als gieng sie zum tanze.

Woher kom je solcher grosser muß? Oh, Allein von diesem Christe, durch den Glauben an die wort, so er hie sagt, Kompt her zu mir, alle die jr mühselig seid, Ich wil euch erquickten. Gehet ouch ubel, so wil ich euch den muß geben, das jr noch dazu lachen sollt, und solt euch die marter nicht so gros sein, der Teufel nicht so böse, wenn je auch auff schwierigen Reiten gienget, so seht euch händen, als gienget je auff Rosen. Ich wil euch das hertz geben, das je lachen sollt, wenn der Teufel, Papst, Kaiser etc. auff alle gerichtlich jähren und toben. Allein kompt zu mir, Habt je beschwerung, tod oder marter, so Papst, Teufel, Kaiser euch angreift, erschreckt nicht, Es soll euch nicht schwer zu tragen, sondern leicht und sanfft werden, denn ich arbe den Geist, das solche laß (so der Welt untertlich were) euch eine leichte Bürde wird.

Denn es heiß alldenn, so je umb meinen willen leidet, Mein Joch, und meine Last, die ich euch mit Gnaden aufflege, das je wißet, das Gott und Mir, seids Ewer leiden wolgeleitet, und ich seids auch helffe tragen, dazu krafft und sterke gebe, wie auch der 11. Psalm sagt, Seid getroßt und unverzagt alle, die je des Herrn harret, das ist, die je um seinet willen leidet, ewer eigen unglück, Sünde, Tod, und was euch der Teufel und Welt dazu anlegt, Laßet alles an euch lauffen und stürmen, bleibet nur je getroßt und unverzagt mit ewern harren und warten des Herrn, durch den Glauben, So habet je schon gewonnen, und seid dem Tod entlauffen, dem Teufel und der Welt unterlegen.

Sehe, das heiß nu die Weisen der Welt verwerffen, auff das wir lernen nicht seids weise uns händen lassen, und alle hebe Personen aus den augen sehen, und schlecht die augen zugethan, an Christi wort uns halten, und zu im kommen, wie er uns auff freundlichste todet, und sagen, Du bist allein mein lieber Herr und Meister, ich bin dein schüler. Das und viel mehr were von diesem Evangelio weiter zu sagen, Aber ich bin zu schwach, Mir wollen bleibet bleiben lassen.

Der liebe Gott gebe Gnad, das wir sein thewerd Wort mit dankbarkeit annehmen, im erkenntnis, Glauben, seines Guts unsern Herrn Jesu Christi zunehmen und wachsen, und im Erkenntnis seines seligen Werts beständiglich bleiben bis ans ende, Amen.

Von Philipp Jacob Spener's Predigt

auf den Sonntag Invocavit *).

Text Matth. IV, 3.

Und der Versuchter trat zu Ihm und sprach: Wiltu Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brodte werden.

E i n g a n g.

Wie gefährlich das menschlich Leben sey, mögen wir nit leicht besser erkennen, als wo wir stettig gedenden, wie vielerley Versuchungen wir unterworfen seyn; also daß unser liebster Verstand in dem allgemeinen Gebet des H. Vatters Unser, es damit noch nicht vor genug erhalten, daß wir insgesamt in der stehenden Bitte bitten, Gott wolle uns erlösen von allem Uebel, sondern nöthig erachtet hat, daß wir absonderlich vorher in der sechsten Bitte bitten sollten, daß uns Gott nicht in Versuchung führe.

Es ist uns solcher eine ganz nöthige Bitte. Wenn wir aber in unserm Catechismo derselben Bitte verstand anzeigen sollen, so sind die wort von unserm seligen vatter Luthero bedenklich gesetzt, wenn es in der anfügung heisset: Gott versuche zwar niemand, aber wir bitten in diesem gebet, daß uns Gott wolle behüten und erhalten, auff daß uns der Teuffel, die welt und unser fleisch nicht betrüge, noch verführe, in mißglauben, verzweiflung und andere große schande und laster, und es wir damit angefochten würden, daß wir doch endlich gewinnen und den sitz behalten.

Es steht aber uns in solchen worten vernerlei vor augen. 1) Was Gott nicht thut, daß er nemlich nicht verführe, sondern uns in der Versuchung behüte und erhalte; davon wir über ocht Tage etwas reden wollen.

2. Wer dann eigentlich ~~versucht~~ ^{versucht} seyn, die uns verführen & davon jetzt mit reden.

So nennen wir nun drei große Versuchter oder drei große Feinde, die sind nemlich der Teuffel, die Welt, und unser eigen fleisch und Blut.

Der Teuffel ist der Haupt-Feind und der Haupt-Versucher. Es befehlet gleichsam alle sein thum in dem verführen. Denn nachdem er von Gott abgeseuget, so ist damit alles gute an ihn verhorben, daß auch nicht das wenigste gute mehr an ihm übrig ist. Also liebet er Gott nicht mehr, auch seine feinet Creatura; sondern er hasset vielmehr Gott und alle, was Gott am liebsten ist. Weil also durch der Menschen gehorsam Gott gerufen wird, und sie selbst der seligkeit genießen, die er verheissen hat; so ist sein haß und neid so groß, daß er Gott dem Herrn solche ehe und dem menschen sein heil nicht gönnet. Weil er aber zu schwach ist, sich an Gott zu machen, als machet er sich an den menschen, und verführet sein heil an ihm: er darff ihm aber mit gewalt nichts thun, so lang er sich an Gott hält; daher greiffet er als an, daß er suchet den menschen zu verführen, und also von Gott abzuziehen. Dann wo er solcher erlangt hat, so ist der mensch in seiner ertzart. Und das nennen wir Versuchung, wenn

1) End: Dem Christliche Predigten von Versuchungen, sonderlich von der Versuchung böser, geistlicher und irdischer arten, mit welchen gläubige Sinder Gottes dienst zu schaden haben: gehalten und auß gegeben zum best besten von Phil. Jac. Spener, D. Prediger, und Joh. Franckel, Prediger in Frankfurt am Main. Neuver. Frankfurt am Main. 1711. 16. S. 1-22. — Spener auch dem Titul. geb. 1635. geb. 1715 als Prediger in St. Nicolai in Berlin, 1708 in den predigten.

er seine Künste probirt, den menschen in seine Stricke zu bringen. Er ehmt aber solchen auch allershand weise, daß er dem menschen böse geraden eintrage, oder ihm allershand anreizungen der sünden vorkommen läßt, dadurch sie das thut erregt werden. Damit aber solcher böse besser angehe, so giebet er genau acht auf den menschen, wozu er etwa den natur ungerichtet ist. Aber des geistes begierig ist, dem läßt er gelegenheit vorkommen, etwas zu gewinnen; Wer ehrstüchig ist, zu ehren zu gelangen; Wer wüthig ist, seine läste zu düsen u. s. f. Dann da weißt er, daß der Mensch durch solche gelegenheit bald bewegt und gefangen wird. Ja er giebt auch acht, wie absonderlich zu jederzeit der Mensch gesinnet ist, wie man kein nicht eben allzeit auf einerlei weise gesinnet ist. Wo er dann findet, daß aus seinem bösen eingegeben gleichsam schon ein sunden ansatz zu kommen, so veranlaßt er nicht, daß er eben damals gundt und schwerel zuträget, das ist, allershand gelegenheit fähet, damit der Mensch dasjenige begehre, wozu er laß hat. Und das treibt der Teufel so heimlich und listig, daß der Mensch nicht merckt, daß der Teufel mit im spiel seye, sondern mannet, es seye eben so ebngefähe geschehen: siehet sich also so viel wozu nütze sei. Da er hinzugeht, wo er nicht ganz verrückt ist, allershand würde vor sich gehen, wo er gebunden solte, daß das der böse Feind seye, der seinen angriffet, daß ihm eben diese gelegenheit zur hand komme. Ja es verführt sich wohl inmitten der Teufel in einen Engel des Lichts, das ist, wo er den Menschen zu einer sünden will verführen, macht er ihm die sünde ganz leicht, es laßt nicht viel auf sich, ja es könne noch dieses und jenes gute daraus entstehen, wo weit leichter über thun. Oder, wo wirs unterlassen, so werden sich andere vielmehr an uns argern, welches argernuß wir gleichwohl verheßen, und alle lieber in denjenigen hingehn, die uns unter armen gleichwohl verheßen, wir machen mühen. Man müsse nicht und leidens und der arbeit schaffte mühen thun, und was dergleichen mehr ist. Wo dann die teuflische verführungen oft so verheßen sind, daß man kein eingehen, weil es einen seinen schin hat, wohl gar der gute und göttliche geraden hält, und nicht erkennt, daß dieses der verführer angeregtemmummer ist.

2. Es möchte aber der teufel nicht so viel schaden, wo er nicht seine gewonne ablassen hätte, außer und in uns. Außer uns ist die welt, das ist, andere leute in der welt, die nicht rechtschaffen Christen sein, dann die geboten alle zu der welt. Diese welt verführt nun auch mit reisen zum bösen, theils mit allershand getram, so sie den frommen anthat, und sie zur unarbeit zu verführen; theils durch böse exempel, theils durch andere verführungen, wodurch der mensch zum bösen verleitet, oder das gute bei ihm gehindert wird. Was dadurch täglich vor böses gechehe, liegt an dem tage. Wie mancher, sondern sich eines jungen Menschen, der in einem frommen haus mit sich erziehen und zu allem guten anhalten ist worden, wird verheßt, wann er nachmal die dergers mit der welt vor sich siehet? Daß er nunmehr anfängt zu glauben, es seye und die sünde sein sich gerechtlich thun, wie er etwa bis dahin auf Gottes wort unterrichtet war worden. Dann die und die Leute thun ja eben dergleichen, die es ja nicht warden thun, wo es also böse wäre. Da schilt ein solch böses exempel mehr gutes nütze, als vorher viel gute exempel und vermalnungen erbaue haben: im Buch der Weisheit 4, 12.

So viel mehr kann noch die Verführung durch Weib dazu kemp, und böse geschwätze gute sinnen verderben. 1 Cor 15, 33. Wann da ein böser Mensch kempt, und sangt an einem andern einzuwerden, warum er so ein melancholisch, einsam leben führet, warum er sich seines lebens nicht besser gebrauche? Wo man muß, den Pfaffen nicht eben alles glauben, dann dieselbe können den leuten keine freude. Es seyen vergebene schrecken, da sie den leuten den weg zum himmel so schwer machen; Wo man nicht eben merckt, was, habe, stelle und es

allzu dunn mache, so könne man so leicht in den himmel kommen, als solche schreibetillige narren. Es sene umb ein, Gott sey mir sündler gnädig, zu thun, so sahre man also gewiß und gewaschen in den himmel, so wohl als andere, die es sich ihr lastig haben sauer werden lassen. Dergleichen reden höret man zuweilen mit betrübnuß und entsetzen, daß unter dem eusselichen hauffen der Christen solche weltthergen sein sollen, bey denen kein sunde Christlichem glaubens ober liebe ist. Ja umb solcher ursach willen, und weil dieselbe meynung in vieler herzen allzu tieff eingeleffen ist, wo Christliche Lehrer ein anders zeigen, und wie einmahl der weg zum himmel nicht so breit sene, daß man mit aller seiner gemächlichkeit und pflegung des alten Adams dahincin kommen könne, vielmehr aber durch die enge pforte einschlägfen, und die hinderungen vorhin ablegen müßte, will selches als sonderliche einbildungen und irtzige epinieren, damit dem Verdienst Christi zu nahe getreten werde, gehalten und anstößigen werden. Das ist aber die süße todtspeisse des Teuffels, die er durch die Welt ausstümt: Und wer dergleichen redet, er habe auch sonst einen schin, wie er will, lehnet damit dem Satan seine ungn. Er gehöret zu der Welt, die eine Verführerin ist, und nicht selig werden kann. So heisset, daß die Welt verführer.

3. Sagen wir auch, daß unser böses Fleisch, der alte Adam, und verführe. Das geschicht, wann unser Fleisch, nach welchem wir von natur keinen lust zum guten haben, solchen teuffelischen versuchungen und eingenen plag aldet, läßt ihm dieselbe wechlarfallen, bögert sie, künget sich damit, und läßt sich also dadurch einnehmen, daß wir auch solchen, nunmehr unsern, Lusten, die von dem bösen Feind erregt worden sind, nachhängen. Und das ist eben was Iacobus sagt cap. 1, 14. 15. Ein jeglicher werde versucht, wann er den seinen eigenen Lust getriget und geselet wird, darnach wann die Lust empfangen habe, erhöhet sie die sünde, die sünde aber, wann sie vollendet ist, gebäret den tod. — Ist also die versuchung unserst fleisches, welchem wechlarfälet, was Gott jwider ist. eben dasjenige münkt, wodurch die versuchung des Teuffels und die welt schaden thun können. Dann es würde dem Teuffel und der welt schwer fallen, diese meynung bezubringen, auf dero nachmahlen alles böse entsteht, daß nemlich das leben nach der welt art das allernunckigste und vergnüglichsche, das gottselige leben aber verdreßlich und beschwerlich sene; Wo uns nicht von natur jenes mehr als dieses beliedet. Daher wer von des teuffels und der welt versuchungen verführet wird, nicht den selben bloß dahin schuld geben kann, sondern gedenken sollen, seine eigene beschheit, sein eigen fleisch, habe ihn verführet. Er hat selbst den verdreß im bußen, und ist selbst, der den anderen feinden thut und thore aufsmacht, daß ihrer versuchungen auch schaden thun können.

Daher finden wir auch von Christo, es es schon heisset Petr. 4, 15. Er sene allenthalden versucht worden wie wir, daß dabel steht, doch ohne sünde. Er leute von dem fleisch nicht verführet werden, dann Er hatte kein sündliches fleisch an sich: Dahero sehen wir in unserm Evangelio, wo die bekandte Histori der versuchung Christi steht, daß zwar der Teuffel auch gezeigt habe, wie er der versucher sene, da er den Herrn zu allerhand sünden anreizen wollen, zum mißtrauen, frecher vermessendheit, ehrsüß und abgötterey. Also sehen wir auch darinnen, wie er sich der Welt gebraucht, außs wemigste so fern, daß er dem Herrn derselben herrlichkeit und pomp vor augen gestelt, es er sich dadurch weite verführen lassen. Das waren also die zween erste versucher, der Teuffel und die Welt. Aber der dertren versuchung, die vom fleisch herkömpt, weil sie sich selbst sündlich ist, mußte der Herr sizen fern, als dem, weil er die Heiligkeit selbst war, kein sündlicher gewande auch nur außziehen leute. Er kam nur von aussen, nicht aber von innen angefochten werden. Gleichwol waren

die angriffe heftig genug, wie unser Evangelium zeuget. Wir haben auß demselben nun zwey Jahr nacheinander, das einemahl gesehen, wie der Herr von dem Geist in die Wüsten durch göttlichen trieb getrieben werden seze, umb mit dem Teuffel einen kampf zu thun. Nachmahl, wie er vierzig tage gefastet, und drauff angefangen zu hungern. Dieses alles sind allein die vorbereitungen des kampfes gewesen. Nunmehr folget, daß wir den kampf selbst sehen, und zwar vor diesemahl wollen wir allein dabey stehen bleiben, daß wir sehen, wie der Teuffel den Herren habe wollen zum mißtrauen versuchen; Ist eine hoch nöthige materie.

Herr Jesu, der du uns zu gutem dich in allem haß versuchen lassen, stärke du auch, durch deine kraft, unsers fleisches blödigkeit, daß wir, wo wir auch versucht werden, ritterlich ringen, durch Tode und Leben zu dir dringen, Amen.

6.

Aus dem Tractat: Auf auf ihr Christen

von Abraham a (sancta Clara¹⁾).

Auff, auff, ihr Christen, und thut nebenst Göttlicher Hülff auch eurer Martialischen Faust dem Feind zeigen.

Es ist ein Statt in Meiren, die heist Cronenburg, alldort lehren die König ein: Es ist ein Stättel in Palästina, das heist Bethlehem, allda lehren die Weiler ein: Es ist ein Statt in Baren, die heist Krensing, dort lehren die Russen ein: Es ist abermahl ein Statt in Baren, die heist Jitzheffen, dort lehren die Hurter ein: Es ist ein Statt in Schwaben, die heist Nöcksteden, dort lehren die Geistlichen ein: Es ist ein Statt in Sachsen, die heist Habersleben, dort lehren die jantischen Chelent ein: Es ist ein Statt in Saldurgerland, die heist Lauffen, dort lehren die Botten ein: Zu Schwein: und Ochsenfurt können endlich die Fleischhader und Regger einkehren, etc. Wo aber sollen die wackeren Soldaten ihr Quartier haben? Es ist ein Markt in dem Herzogthumb Steyer, der heist Neht-Zuschlag, alldort müssen die Soldaten einkehren.

Hinweg mit denjenigen Soldaten, die lieber von den Musquetieren als von den Musketen hören: Fort mit denjenigen Soldaten, die lieber mit der Deden als mit dem Degen umgehen: Auf mit solchen Soldaten, die lieber zu Grezburg als Perzburg in der Quarnsen liegen: Nichts nuß send diejenige Soldaten, die lieber Lucelburg als Luxenburg belagern! Nicht zu reden send diejenige Soldaten, die da lieber Partitierer als Partien Reutter abgeben; zu schimpfen send alle diejenige Soldaten, die lieber mit der Sabiel als mit dem Sabel umspringen; dergleichen Soldaten sollen bei der Hundel und Spinnadel mit den alten Weibern haben gehen; oder bey den Kischner die Hasenbüz aufkleppen; oder hinter dem Esen mit der Bruchenn das Nest hueten: Entgegen ein rechtschaffenr Soldat schreibe sich von Neht: Zuschlag, dann solcher auff unverzagter Tapferkeit nur begehret auff den Feind Neht Zuschlag.

1) Siehe: Deutschl. Reichthum von Wilhelm Madenagel III, I, S. 201 — 202. Abraham a sancta Clara, eigentlich Ulrich Megrel auf Rabensteinbitten in Schwaben, geboren 1622, gestorben 1700 als kaiserlicher Hofprediger zu Wien, ein frommmer, 1688 eigenthümlicher, zu seiner Zeit sehr beliebter Kanzelredner.

schlagen, drauff schlagen, drein schlagen, drumschlagen, ein solcher kühner und tapffter Soldat ware absendertlich der David.

David wie er zu weissen Haaren und alten Jahren kommen, ist in einen wunderlichen Zustand gerathen, in deme er die ganze Zeit vor Frost und Kälte zitterte; es fiente ihm weder die eingehaltne Stuben, noch die warmen Sonnen-Strahlen, weder die gepfefferte Speisen, noch der rauhe Zobel oder Mader-Beiz, weder ein Hebrerliches Ueberbeth diesen seinen Kälten Frost wenden. Ist er gangen, so hat ihn begleitet der Hufsch Hufsch: Ist er gelegen, so war neben seiner gelegten der Hufsch Hufsch, sonst war dem David allezeit angenehm die Harpfen, aber dazumahlen mußte er über Willen auff der Zittern schlagen: was muß doch die Ursach gewest seyn, dieses so wunderseeltzamen Zustands? Viel wird von Vielen bezugbracht, ich fälle meinestheils jenen Stoffen den, welche darvor halten, und ihre Meinung absendertlich wol behaupten, daß der David dessentwegen von stätem Frost sehr geplagt worden, und kein Wärme schier mehr in ihm ware, weil er so viel Blut die Zeit seines Lebens im Feld wider seine Feind vergeffen, und der Ursach halber die natürliche Wärme in ihm so stark gemindert werden: So war denn David ein stättlicher, zitterlich-beherzt- und Hel-denmüthiger Soldat, der also unverzagt mit seinen Feinden gekochten: Wäre es doch nicht vordienlich gewest, daß er also schier unsinnig dazinn geschlagen; sagt manand, ist er doch allezeit der Göttlichen Hülf versichert gewest, und wo Gottes Hülf gewis, ist der Sieg auch gewis in den Händen. Ja spricht David: Gott habe ich auff meiner Seiten allezeit gehabt, aber Gott will auch, daß der Mensch seine Kräfte anwende, in allem Gesecht und Streit ware Gott bei diesem Helden, gleichwel hat er seine mögliche Mitwürdung darzu gesucht, dann ohne Gott wir nie können ebsigen, und Gott ohne uns auch nit will, wenigst gar selten die Victori ertheilen: Dieser tapffere David hatte zwar sein einiges Vertrauen auff Gott gesetzt, aber auch stättlich zum Carbel griffen, allezeit gute Kriegs-Anstalt gemacht, sich umb ansehnliche und tapffere Soldaten beworben. Es hatte David absendertlich fünf streitbare Männer gehabt, auß solchen ware der erste mit Namen Jaseboam, welcher allein in einer Schlacht mit eigener Faust 800 erlegt hat: Der andere war Elazar, der hat einmal in einem Gesecht also gekritten, daß ihm die Hand an dem Degen oder Carbel-Gefäß von lauter Blut angepichet gebliben: Der dritte war Gamma, welcher sich auff einem Adler wieder eine ganze Armee gewehret hat: Diese drey seynd auch jene beherzte Soldaten gewesen, welche mitten durch des Feinds Kriegshere gedrohen, und dem durstigen David einen frischen Trunk von der Bethshemitischen Eßtern gebracht haben: Der vierdte war Absai, welcher in einem Tag 300 mit seiner Lanzen erlegt hat. Der fünffte Bananias, so zwey starke Löwen er-würget, etc. (Vergleichen tapffere Soldaten wünschte ich nur 10000 unserm Allergnädigsten Kaiser) mit solchen ansehnlichen Kriegseuthen ist der David versehen gewest, mit solchen und vergleichen ist er ganz beherzt in das Feld gezogen, und sich allerseits streitbar erweisen, uns dermahl und allemal zu einer Lehr, daß wir unser höchstes Vertrauen auff den Allmächtigen, als einem Herrn aller Kriegs-Herrn, setzen, aber auch ritterlich zum Gewöde greiffen, unser Faust nicht in Kneuen stecken, den Degen nicht lassen im Leder verroffen, sondern tapffer sechten mit David, mit Jesu, mit den Machabaeern, mit M. Sergio ansehnlich streitten, mit M. Manlio beherzt dainschlagen, mit P. Lucio unverzagt kimpfen. Ja ich hende einem jeden Christlichen Soldaten ein Zett an den Hals, der wird ihn weit besser gestechen machen, als andere Stiziolsherrschafftliche aberglaubige Mittel; auff diesem Zett seynd folgende Wort geschrieben: Gott bewache dich, und du wehre dich.

Christus, der Herr, wie er zu Cana Galilaea auff der Hochzeit sich besanbe bey so lieben und werthen Gästen, hat das erste sichtbare Wunderwerk

gewürdet auff Erden: da er nemlich Wasser in den besten Wein verkehrt hat; dann, wie der Wein so bald gemanglet, welchen etwann die umstehenden Aufwartter zimlich zum Herabend geholffen: oder wie etliche vermuthen, ist er auß sonder Göttlicher Schickung also verschwunden, und die mitreichste Mutter um ein andern Wein dessenthoben bey ihrem liebsten Sehn supplierte, schaffte solcher alsobald den Aufwartern, implete hydras aqua, sie sollen die Krug mit Wasser anfüllen und zu ihm bringen, etc. Nachdem nun solches großerjambs vollzogen worden, verwandelt er verinög seiner Göttlichen Macht solches Brunn-Wasser in den allerbesten Wein. Athlet entsetzt die Frag, warum daß der gütigste Herr befohlen hat, daß man diese Geschirr fülle mit Wasser anfüllen, er hätte ja ohne zweiffel ohne das Wasser solches Wunderwerck würdigen können. Dann hat er die ganze Welt mit dem kleinen Büchel Fiat auß nicht erschaffen, hätte er gleichmäßig den Wein können ohne Wasser erschaffen? Es beantwortet solche Frag der H. Andreus Lect. 6. in Luc. Utraque alteri necessaria est, et industria gratiae, et gratia industriae: Freilich wol hätte Christus können solches Wunder operiren ohne Wasser und Mitwürdung der Menschen, er hat aber wollen, daß solche auch das ihrige dabei thun sollen, dann eins erfordert das andere: der Menschliche Fleiß will notwendig haben die Göttliche Gnad, und die Göttliche Gnad will auch nichts thun ohne Menschlichen Fleiß.

Es wäre dem Allmächtigen Gott gar leicht durch ein Wunderwerck den Ertomannischen Erbfeind zu vertilgen, ja er konte durch ein Ruden diese ungeheure Pestia in die Flucht treiben: er konte durch geringen Wind diesen aufgeblasenen Christen-Möder zu Boden legen: Er konte durch einen Schatten diesem Ertomannischen Mondschein den Glorauß machen: Er konte gar leicht durch ein kleines Würmel diesen giftigen Traden überwinden: Es wäre Gott gar gering mit dem kleinsten Geschöpf diesen grossen Monarchen obzusagen; und so er nur den mindesten Engel schicken wolte, konte solcher gar leicht die ganze Ertomannische Pforten auß dem Angel heben: Unterdessen köndten wir zu Haus in ruhigem Votstand das Leben fristen, die Wunden sparen, der Kriegs-Unkosten enthebt seyn: Ja wir konten unter der Zeit emsig dem Gottes-Dienst abwarten, und in dem zu München getruckten Blumen-Gärtel betten, damit Gott dieses Türckische Unkraut aufrette: in dem zu Praag getruckten Paraden-Gärtel betten, damit Gott diese Ertomannische Schlangen tödtet: In dem zu Frankfurt getruckten Schach-Kästel betten, damit Gott der Türcken Faust von uns abwende: Aber Gottes Vorsichtigkeit handelt weit anbers auß Erden: Utraque alteri necessaria est, et industria gratiae, et gratia industriae. Den Feind schlagen, den Türcken jagen, die Mahometaner wasen, die Rustmannern plagen, etc. ist nicht genueg das Gottes-Haus, sondern Gottes-Haus und Zeug-Haus müssen beeyinander seyn: Es ist nicht genueg der Rosenkranz, sondern Schlangen und Rosenkranz müssen beyeinander seyn: Es ist nicht genueg, die Hand zu Gott aufheben, sondern die Hand aufheben und die Hand anlegen müssen beeyinander seyn: Es seynd nicht genueg die Schuß-Gebettel, sondern Schuß-Gebettel und Schießen müssen beyeinander seyn: Auff Wirakel müssen wir uns nicht stützen, wollen noch menschliche Mittel den Händen, sondern mit Seegen und Degen bringen wir Victori zu wegen. Gott wird uns bewahren, also hoffen wir Christen inderlunde, aber wir müssen uns auch wehren.

Aus einer Familie

von Nicolaus Ludwig Senften vom Bingenort ¹⁾.

L e g e.

Ave! Agnus Dei!

Christe, Eleison!

Gloria, Plena!

Ich will über die Wunden-Litanen reden.

Es ist mir zwar nicht gewöhnlich, daß ich Liturgien erkläre. Ich bin in dergleichen Sachen der Gedanken, daß sie sich dem Herzen selbst so insinuiren müssen, und selbst die Lateinischen, Ebräischen und Griechischen Worte nach ihrer wahren Kraft geföhlt werden müssen, wenn sie auch allenfalls nicht verstanden würden. Denn man läßt ein Lateinisch, Griechisch und Ebräisch Wort manchmal mit einfließen, weil man in unserer Sprache nicht so nachdrücklich geben könnte. Da geht in dem ganzen Verstande so mit fort, und es bedürfte bei uns keiner Erklärung, denn es drückt nur den Sinn aus, der schon im Herzen ligt, und dazu man in seiner Mutter-Sprache kein Wort finden kan; ist also eben so viel als wenn David in den Psalmen Sela sagt: oder vor einem und dem andern Vers mit einem Musicalischen intervallo abwechsel.

Wieweniger bin ich geneigt, unsere deutsche Worte zu erklären. Ich weiß, was die Erklärungen und Phrasen für eine große Gefahr haben, aus den Materien den Saft und Kraft heraus zu kochen, und sie nur anzubrennen: sonderlich wenn man sich mit viel demonstrationen einläßt, und dem Verstande zu thun gibt, wo das Herz nur fühlen und genießen soll. Gewiß wenn unsere Sachen bloß für uns und unter uns blieben, und genießen soll. Gewiß wenn unsere Sagen, wie es in den alten Zeiten gewesen, per traditionem; so wären sie am allerseitigsten in unserm Herzen aufgehoben, ohne Erklärungen: Weil aber eines theils fast keine Sache mehr übrig ist, die für die Gemeinde allein bleibt; andern theils unsere Geschwister sich manchmal über Herzens-Sachen examiniren lassen und darauf antworten, und wenn nun schon geantwortet wird, nothwendig recht geantwortet werden muß; und weil sich denn auch immer von Zeit zu Zeit etliche Seelen mit finden, die nicht genug auf ihr Herz acht geben; sondern sich manchmal einen unechten Concept von etwas machen, denen man vollends ganz darauf helfen muß, und man die Leute nicht ausgezeichnet hat, daß man præcise wüßte, wer sie sind; indem es manchmal solche sind, von denen man es nicht dächte; so wie sich der Heiland wieder manchen Seelen deutlich macht, von denen man es sich wieder nicht vorstellen sollte (darin hat eben der Heilige Geist eine feste Hand und läßt sich nichts vorschreiben), so ist es doch eben so gut, daß etwa einmal eine solche Liturgie der Gemeinde mit andern Worten ausgesprochen wird; nicht so wol erklärt, erläutert und paraphrasirt, als nur mit andern lautenden, gleichgültigen, æquipollenten Worten aus dem Herzen der Verfasser wiederholt.

Das habe ich so bei der Uebersetzung der Wunden-Litanen in ihren verschiedenen Abtheilungen gefunden.

Eine Litane, meine Geschwister, ist eigentlich ein öffentliches und gemeinschaftliches Anbeten, da man vor seinem unsichtbaren Haupte steht oder geht:

1) Erlebte: Dorothea Elisabeth von Wilhelm Modersdorf, 107. J. C. 1689—1763. Bingenort, Stifter der Bistergemeinde ober Herrnhut, wack am 26. Mai 1760 zu Dresden geboren, und starb am 9. Mai 1769 zu Herrnhut.

wenn die *αγαπώμενη ἐκ αὐτῶν*, die Gesellschaft, die um sie netzwillen ist, (Ihm zu gefallen), wenn sich die einmal mit einem Munde hören läßt, wenn sie ihren eintrien Lebensgrund auf einen Aet ausdrückt, (wir sind nun einmal alle eins:) wenn sich die seltsame assemblée von Jungfräulichen Leuten (verschlossen auf die Jesus: Ob seit siebenzehnen Jahren oder Jahrhunderten, die wir nun seit des Lämmlens Martir: Tausen leben,) einmal den Bund, das Testament, das Sacrament, das zwischen dem Mann und seiner Gemeinde ist, argwühlig macht, und entweder in seinem heiligen Namen die Heilige Dreieinigkeit veneriert, oder in ihrem eignen Namen sich vor ihrem Mann stellt, und dem vord. Herte kniet, denn sie lebet.

Da ist nun freilich etwas an unserm Manne, das seine besondere Attention nach sich zieht, das auch Er in der Weltkeit selbst eher, und das sind seine Wunden. Der Tempel, das Licht und Gott ist der Mann mit fünf Wunden roth, mit den berühmten fünf Wunden: denn es sind ihrer freilich viel mehr; aber das sind so die edelsten, die man darum die heilige fünf Wunden nennt, weil er sie alle fünf nach seiner Auferstehung wieder geriegt und recommendirt, und seinen Zeugen von neuen ins Andenken gebracht hat.

Und weil sich nun unter diesen Wunden eine so sonderlich hervorzuheben hat, als es nach seinem Tode ausgebrochen ist, da sie einen ganzen Strem Blut und Wasser ausschüttete: so hat die freilich unter allen um so viel mehr den Rang, weil sie einmal des Echnes Zeichen sein wird, woran die Nationen, die Stämme Israel, und die ganze Welt erkennen wird, wer der Mann auf den Völkern ist. Denn es werden auch die Leute, die Ihn in der Welt gequält haben, die Stelle, den Ort der Fleura sehen, wohin Er geschieden werden, und der wird sie endlich alle in Thränen zerhmelzen, der wird ihnen ihr Herz brechen, da werden sie sich nicht mehr halten können, sie werden sich wie Wasser ausschütten; heulen werden sie, wenn sie den Ort der Fleura sehen werden, und den Jubel Schall hören von so viel Engeln und unzählbaren Schaaften ums Lamm herum, die der Heiligen Dreieinigkeit noch einmal fürs Lamm danken, und Gloria der Seite singen werden.



Predigt von Lavater

vom Aergernisse,

gehalten in der Basenhausekirche zu Zürich 1770 *).

Zeit: Matth. 18. 7. Weh der Welt der Aergernisse halber; denn es ist ja nothwendig, daß die Aergernisse kommen, aber weh demselben Menschen, durch welchen die Aergernisse kommt.

Meine andächtigen Anhörer!

Wenn der, der nicht in die Welt gekommen war, die Welt zu richten, sondern sie selig zu machen, der darum gesendet ward, daß ein jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe, der so milde, so kinstmütig war, daß er auch in dieser Absicht so oft das Lamm Gottes genannt wurde, wenn der ein Wehe über die Welt, oder einen besondern Menschen aus-

*) Siehe: Vermischte Partikeln von Johann Jakob Lavater, Diller am Basenhause in Zürich. 888. v. 1777. — Lavater ward d. 13. Novbr. 1744 in Zürich geboren und starb d. 2. Jan. 1801 als Prediger in seiner Vaterstadt. Seine „Aufsichten in die Geisteswelt“ und „physiognomischen Fragmente“ haben ihn berühmt gemacht.

spricht, so muß die Ursache ohne Zweifel sehr wichtig, und es überhaupt sehr sehr der Mühe werth sein, einen solchen göttlichen Ausspruch mit aller möglichen Aufmerksamkeit zu erwägen.

Kasset und also, Andächtige Zuhörer, diese heilige Abendstunde dazu anwenden, und, nach Anleitung dieser äußerst wichtigen Worte von der großen Gefahr der Aergerniß zu unterrichten und davor zu warnen.

Kasset und erstlich zeigen, was Aergerniß sei, was das heiße, Aergerniß geben; zweitens die unausweichliche Nothwendigkeit der Aergernisse, und drittens die erschreckliche Gefahr in Erwägung ziehen, deren sich ein Mensch, der Aergerniß gibt, aussetzt.

I.

Wir haben also, Andächtige Zuhörer, vor allen Dingen zu untersuchen, was Aergerniß sei, und was das heiße, Aergerniß geben. Aergerniß heißt in der heiligen Schrift überhaupt eben so viel als Anstoß, und insbesondere als Reizung oder Gelegenheit zur Sünde. Aergerniß des Kreuzes zum Exempel ist der Anstoß, den die Menschen an einem gekreuzigten Heiland nehmen. Jesus Christus ist in diesem Verstand, nach dem 9. Kapitel an die Römer, ein Fels der Aergerniß oder des Anstoßes; man stößt sich an ihn, man schämt sich seiner, man sieht mit einer Art von Verachtung auf ihn herab. Ihr alle werdet euch in dieser Nacht an mir ärgern, heißt: Ihr werdet euch an mir stoßen, euch meiner schämen. Selig ist, wer sich an mir nicht ärgert, sich an meine äußerliche Niedrigkeit nicht stößt, sich meiner auf feinctel Weise schämt. Seine Jünger ärgerten sich an ihm, heißt, sie fanden seine Lehre anstößig. — Ferner, Andächtige Zuhörer, heißt ärgern, einen andern ärgern, in der heiligen Schrift durchaus eben so viel, als einen zur Sünde reizen; einem einen Anstoß zum Falle, eine Gelegenheit und Verführung zur Sünde verursachen oder veranlassen. In diesem Verstande kommt es unstreitig in den allernehmlichst auf unsern Text folgenden wichtigen Worten vor: Wenn dich deine Hand, dein Fuß, dein Aug ärgert, so haue sie ab, so reiße es aus. Wenn deine Glieder dich zur Sünde reizen, wenn sie die zum Fall und Anstoß dienen, so schone ihrer nicht; laß dich eher verstümmeln, ehe tödest, als daß du durch deine Gliedmaßen etwas Böses thust. Wenn die Speise meinen Bruder ärgert, so will ich, sagt Paulus im 8. Kapitel seines 1. Briefs an die Aeginther, in Ewigkeit kein Fleisch essen, damit ich meinen Bruder nicht ägere; das heißt, ehe ich durch Essen des Fleisches, welches dem Bösen gepflegt ist, Andere, denen das sündlich vorkommt, reize oder veranlasse, wider ihr Gewissen und wider ihre Ueberzeugung, von dem Fleisch zu essen, wovon ich sonst ohne Verletzung meines Gewissens essen dürfte, ehe ich hierdurch einen Mittheissen zur Sünde verführen würde, will ich lieber mich für immer alles Essens vom Fleische enthalten, welches man vorher den Bösen gepflegt und her: nach zu den Fleischbänken gebracht hat.

Ärgern heißt also, auf irgend eine Weise zur Sünde verführen; Anstoß geben und Gelegenheit zum Falle geben. Es heißt ganz und gar nicht, bloß jemand durch Tugend beleidigen, jemand durch Aukübung dessen, was recht und gut ist, vor den Kopf stoßen, unwillig machen; ungeachtet dieses allerdings ein Anstoß oder Aergerniß heißen kann, und im gewöhnlichen Leben wirklich so heißt, so ist doch unwillkürlich offenbar, daß der Ausdruck Aergerniß in der Schrift und insbesondere in unserm Text, nichts anderes bedeutet, als Reizung, Verführung zur Sünde, und ärgern nichts anders als zur Sünde reizen oder zur Sünde verführen. Wehe der Welt der Aergerniß halber, heißt also, „die Welt, die Menschen sind sehr unglücklich wegen der vielen Anlässe, Verführungen und Reizungen zur Sünde.“ Es ist nothwendig, daß Aergerniß

gerne kommen, heiße, „in einer Welt, wie die gegenwärtige ist, kann es niemals an mannichfaltigen Reizungen und Versuchungen, an vielen Steinen des Anstoßes und Ursachen des Falles fehlen.“ Wehe dem Menschen, durch welchen die Aergernisse kommen, „noch viel unglücklicher ist der Verführer als der Verführte; Wehe dem, der Steine des Anstoßes Anderen in den Weg legt, Andere fallen macht, das ist, zur Sünde reizt oder verführt.“

Wir wissen also nun, theuerste Zuhörer, was das heißt, Aergerniß, ärgern oder Aergerniß geben. Wir wissen hiemit auch, daß wer Andre, es sei mit Worten oder durch Thaten, es sei durch Lehren oder durch Exempel, es geschehe durch Christen oder Gespräche, durch Thun oder Unterlassen, durch Reden oder Schweigen, zur Sünde verführt, Andre fallen und sündigen, das Laster leichter und angenehmer, die Tugend schwerer und unangenehmer macht, daß der, nach dem biblischen Verstande dieses Wortes, ärgert, oder Aergerniß gibt.

Nicht also du ärgerst, der du in allen Dingen den graden Weg der Wahrheit, des Rechts und der Tugend gehst, wenn du dich gleich dadurch bei Vielen verächtlich oder fürchterlich machst; wenn gleich vielleicht auch schwache, fromme Seelen, weil sie deine Absichten nicht wissen, weil sie sich nicht in ihren Gedanken in deine Umstände setzen können, allenfalls dadurch betrübt, unwillig gemacht oder, wie wir ganz wider den Verstand des biblischen Wortes zu sagen pflegen, geärgert werden; sondern du gibst Andern Aergerniß, der du dem Leichtsinn, der Leppigkeit, der Wollust, der Ungerechtigkeit, der Lüge, dem Zerstium aufhiffst, der du das Laster begünstigst, lebst, durch leichtsinniges Reden und Betragen billigst; denn ärgern und Aergerniß geben heißt anders nichts als zur Sünde verführen.

II.

Läßt uns nun zweitens die unausweichliche Nothwendigkeit der Aergernisse in Betrachtung ziehen. Wenn Jesus in unserm Text sagt: es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen, so versteht sich von selbst, daß er da von keiner unbefingten Nothwendigkeit rede, grade als wenn der Mensch gezwungen würde, Andre zu ärgern oder zur Sünde zu verführen, sondern er will, wie schon gesagt, anders nichts sagen, als es sei bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Dinge, bei dem gegenwärtigen groffen und allgemeinen Verderben der Menschen nicht mehr anders zu erwarten, als daß sich allenthalben Steine des Anstoßes, Gelegenheiten zum Fall, Reizungen und Versuchungen zur Sünde zeigen. Es sei nun einmal nicht möglich, ohne Anstoß, ohne Hinderniß, ohne oft der Gefahr zur Sünde bloß gestellt zu sein, auf dem Wege des menschlichen Lebens fortzukommen. Man könne unmöglich allen Anlässen, die uns leicht zum Bösen verführen könnten, allen Versuchungen zur Sünde ausweichen; es sei eben eine sehr bedauerenswerthe, unglückliche Sache, daß Gottlose und Fromme mit so vielen Hindernissen der Wahrheit und Tugend zu kämpfen haben, daß man den Weg zur Seligkeit mit vielen Steinen zu besetzen sucht; eben darum sei die Welt zu bekämpfen, weil es nun einmal nicht mehr anders sein könne, weil das Verderben nun einmal so groß und unauslöschlich sei.

Aber, sollte denn nun, Andächtige Zuhörer, denn wirklich also sein? sollte es denn wirklich nothwendig, das ist, bei der jetzigen Beschaffenheit der Welt unausweichlich und anders nicht mehr sein können, als daß Aergernisse kommen? Sind wir denn wirklich mit unausweichlichen Versuchungen zur Sünde und mit Steinen des Anstoßes umgeben? Allerdings, Andächtige Zuhörer; — aber versteht mich ja recht — wenn ich von unausweichlichen Versuchungen oder von nothwendigen Aergernissen rede, so will ich damit durchaus nicht sagen, daß es unüberwindliche, unübersehbare Versuchungen gebe, Versuchungen, welche weder mit Gebet, noch Wachsamkeit, noch Nachdenken und Ernst, noch durch den Beistand des heiligen Geistes überwunden und kraftlos für uns gemacht

werden können. Auch will ich nicht sagen, daß es nicht unsre Pflicht und sehr oft möglich sei, schweren und reizenden Aergernissen oder Versuchungen zur Sünde auszuweichen — oder, wer unter uns ist nicht im Stande, diese oder jene Gelegenheit oder Versuchung zur Sünde von sich abzulehnen, diesem oder jenem Steine, woran er so oft gestoßen ist, dieses oder ein andermal auszuweichen? O wie viele hundert und tausend Leid- und Seelenverderbliche Sünden könnten wir uns ersparen, wenn wir nicht selbst und so oft den Gelegenheiten und Versuchungen dazu Preis gäben, wenn wir ecklich und vorsichtig genug wären, es zu und selbst zu sagen: Nein! dahin will ich nicht gehen, denn, wenn ich hinginge, so dürfte ich vielleicht nicht stark genug sein, der Versuchung zum Spiel, oder zum übermäßigen Essen und Trinken, oder zu unnützen, eitelen und sündlichen Gesprächen, oder zum Spott über Wahrheit und Tugend und Religion u. s. w. zu widerstehen. Ich will mich mit diesen oder jenen Menschen nicht in verteilte Freundschaft einlassen, sonst könnte es um die Unschuld meines Herzens und meiner Sitten bald geschehen sein; Ich will dieses oder jenes Buch nicht lesen; es könnte mir zum Fall und Anlaß dienen. Ich sage, wie viele hundert und tausend Sünden könnten wir uns ersparen, wenn wir oft auf diese Weise mit uns selbst zu reden Zeit nähmen, wenn wir viele Versuchungen, denen so leicht auszuweichen ist, auswichen, wenn wir uns nicht selbst sehr oft vorsätzlich in neue Versuchungen und Anlässe zur Sünde gleichsam hineinstürzten.

Wohl verstanden alle, Andächtige Zuhörer, wenn ich mit Jesu sage, es sei nothwendig, daß Aergernisse kommen, das ist, wir leben, bei der ighen Verborgenheit der Welt mit unausweichlichen Versuchungen umgeben; so sage ich damit, auch der beste, auch der vorsichtigste Christ finde in den Gesinnungen und dem Verhalten seiner Nebenmenschen, Anlässe und Hindernisse der Tugend, Gelegenheiten, Anlässe, Reizungen und Versuchungen zur Sünde, mehr als genug; Er könne bei aller Gewissenhaftigkeit und Vorsicht nicht vermeiden, daß ihm Andre nicht sehr oft wichtige Steine des Anstoßes in den Weg legen, und ihn auf diese oder jene Weise zur Sünde verleiten. Das ist, Andächtige, das ist eben, worüber unser Erlöser im Text verklärt; eben wegen dieser unausweichlichen Nothwendigkeit der Aergernisse bejammert er die Welt!

Und welcher Christ, dem die Sache Gottes und des Christenthumes am Herzen liegt, und der auf die Welt hinausblickt, in der er handelt, nach dem Gewissen, nach dem Evangelio, im Namen Jesu Christi handeln soll, welcher Christ, sage ich, wird die Welt nicht mit Jesu bejammern und mit Angst und Entsetzen ausrufen: Wehe der Welt der Aergerniß halber; O du unglückselige Welt! — Unglücklich eben darum, weil du von allerlei Arten von Versuchungen voll bist; ich sehe eben wol, daß es nothwendig ist, daß Aergernisse kommen. So lang die Welt Welt bleiben wird, so lange die Menschen ihre Gesinnungen nicht ändern werden, so lange muß ich mich mit äußerlichen Versuchungen zur Sünde umgeben sehen.

Oder betrachtet nur einmal, Andächtige Zuhörer! die Menschen, wie sie sind. Werde jeder nur einen Blick auf diejenigen Personen, mit denen er Umgang hat, mit denen er in einer häuslichen, freundschaftlichen, bürgerlichen oder gelehrten Verbindung steht, und vermöge seiner Umstände, seines Berufes, seiner Pflicht stehen muß; wird nicht jeder, der sich Mühe geben mag, auch nur ein wenig über die Sache nachzudenken, augenblicklich gesehen müssen: Es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen! Diese Personen werden mir benachtheiligt, jeder vielleicht auf eine eigene Weise, Steine des Anstoßes, Hindernisse der Tugend, Versuchungen zur Sünde in den Weg legen.

Sind sie Feinde von mir? — So werden sie mich sehr gerne fallen sehen; sie werden mich zu Thorheiten verleiten, von denen sie zum Voraus wissen, daß sie mir Schmerz verursachen, daß sie mich einst quälen und queren müssen:

oder, Sie werden mir Hindernisse in den Weg legen, daß ich das Gute, das ich so gern thäte, entweder gar nicht, oder nicht anders, als mit großer Mühe thun kann: oder, Sie werden mir die Tugend dadurch schwer zu machen, und wo möglich gar zu vereiteln suchen, daß sie die ungerechtesten, die bittersten Verklumdungen heimlich wider mich ausbreiten, um schon zum voraus Andre zu verwahren, mich ja, wenn sie je etwas gutes von mir hören sollten, nicht für tugendhaft, nicht für aufrichtig zu halten: oder, Sie werden mich und meine gute Seite immer mit einem feinen Spotte, oder mit einer lustigen Wendung dem Gelächter einiger freizeitloser Witzlinge Preis geben.

Sind sie Freunde von mir, die Personen, mit denen ich umzugehen verpflichtet bin? — abermal, wie nothwendig, daß Aergernisse kommen? — Sie werden etwas schlechterhaftes in ihrem Charakter haben, welches ich nicht wahrnehme, weil mich eine gewisse Liebe, (die freilich im Grunde nichts weniger, als Liebe ist) blendet; das ich mir unvernunftig angewöhne und zu eigne mache, weil ich oft und gern mit ihnen umgehe. Sie werden mir ihre Denkungsart nach und nach beibringen; Sie werden mich Dinge billigen und mißbilligen lehren, die ich nach der Vernunft und dem Gewissen ganz anders beurtheilen sollte. Sie werden mir schmeicheln; Sie werden mich mit dem unterhalten, was mir Vergnügen macht, und nicht mit dem, was mir nützlich ist; Meine Mängel werden sie mir verhehlen, oder wenn sie ja davon reden, sehr verringern, oder muthwilligen dadurch wieder stumpfer und leichter für mich machen, daß sie mich wieder an das Gute, das ich vergessen, und an die Vergänge, wovon meine Eitelkeit nichts hören sollte, erinnern u. s. w. Aber die Personen, mit denen wir umgehen, setzen weder Feinde noch Freunde — werden wir dann keine Aergernisse von ihnen zu besorgen, keine Hindernisse der Tugend, keine Verführungen zum Kusse zu befürchten haben? — O freilich ja — auch da wird der Anspruch Jesu leider immer wahr genug seyn: Es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen.

Oder sind diese Leute etwa sehr — überall rein und frey von schädlichen Vorurtheilen, von sündlichen Neigungen, von verderblichen Leidenschaften? Sehen sie alles so an, wie es nach der Wahrheit angesehen werden muß? Ist ihnen nichts heiliger, als das was recht; nichts ehrwürdiger, als das was ewiglich gut ist? Sind sie höher als wir? Wird uns ihr Ansehen nicht blenden? Werden wir nicht ihnen zu Gefallen Ja sagen, wo wir nein, und nein, wo wir ja sagen sollten? Werden sie uns nicht mit einladenden und bequhabenden Miemen ansehen, wenn wir nach ihrem Munde und nicht nach dem Gewissen reden? Werden sie uns nicht durch Stolz und Verachtung zu demüthigen suchen, wenn wir ihnen widersprechen? Wenn wir die Rechte der Wahrheit und der Heiligen mit offenen Augen und lauter Stimme behaupten, werden sie nicht erst mit einem Blick unser Herz umwenden, und unser Jnnge gleichsam leiten, andres zu reden, als recht ist?

Sind sie geringer als wir? Werden sie uns nicht ärgern, nicht auf mannichfaltige Weise zur Sünde reizen und verführen können? Werden sie nicht oft alle Anstöße der Schmeicheler anwenden, um uns unsre an sich nichts bedenkende äußerliche Vergänge recht empfindlich, recht süß zu machen? Werden sie uns nie mit der Wichtigkeit unsrer Person, unsers Amtes, unsers Raths u. s. w. tadeln? Werden sie es uns sagen dürfen, wenn wir vor ihnen Zitterer — Fehler wider das Christenthum blicken lassen? Werden sie nicht oft sogar diesen Fehlern den Anstich von Aufricht und Tugend zu geben wissen? — Mit einem Wort, wie mögen unsre Augen werfen, wohin wir wollen, so werden wir immer Menschen genug um uns her erblicken, die, sowie sie nun einmal beschaffen sind, nothwendig und Aergerniß geben, uns in mehrern oder mindern

Grade, auf eine gröbere oder feinere Weise zur Sünde und zu Abweichungen von dem göttlichen Befehle verführt, und den Ausspruch unsers Textes traurig genug bekräftigen.

III.

Wie aber nun? Andächtige Zuhörer! Wenn es einmal nothwendig ist, daß Aergernisse kommen, wenn es die Beschaffenheit der Welt, das allgemeine Verderben der Menschen nun einmal so mit sich bringt, daß einer den andern zur Sünde verführt, einer dem andern den Weg zur Tugend und Seligkeit mißsam und beschwerlich macht — wird es denn Gott dem Menschen nicht übersehen und zu gut halten, wenn er Andre ärgert, oder zur Sünde verführt? — O nichts weniger, Meine Theuerste! Nein! sein ewig geltender Ausspruch hierüber ist der: Aber wehe demselbigen Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt! äußerst unglücklich und elend ist jeder, der Andere zur Sünde verführt. Ein solcher hat keinen Anspruch auf die göttliche Huld und Barmherzigkeit. Er wird es in der Ewigkeit schmerzhaft genug bereuen; er wird sich dadurch unschätzbare die empfindlichsten Qualen und die peinlichsten Strafen der göttlichen Gerechtigkeit zuziehen.

O schreckliche Gefahr, in die sich der Urheber der Aergerniß und der Verführer zur Sünde stürzt. — Laßt uns also für das dritte Hebel noch ein wenig sehen bleiben.

Wie bebenken wohl nicht, was Sünde sey, wenn wir Aergerniß gering achten, wenn wir Verführung zur Sünde ohne Zittern denken können. Wir bedenken wohl nicht, daß die Sünde unter allen Urbein das größte ist; daß sie die Mutter des Todes, eine ewige Quelle von ewigem Elend; daß sie ein Wurm ist, der nicht stirbt, und ein Feuer, das nicht erlöscht; daß sie die Hölle selbst ist, und eine Pein, die da dauert von Ewigkeit zu Ewigkeit — so schrecklich ist die Sünde, so fürchterlich wird sie uns in der heiligen Schrift vorgegemalt; — Was muß es also auf sich haben, einen zur Sünde verführen — einen Menschen? einen Unsterblichen? Kann unter allen Grausamkeiten eine mit der Grausamkeit verglichen werden, welche durch die Verführung zur Sünde ausgeübt wird? Einen Blinden irre führen, einem Müden Steine in den Weg legen, einem Durstenden das Wasser versagen, einem Lahmen Gruben und Fallstricke bereiten — freilich alles entsetzliche, unmenschliche, himmelschreiende Grausamkeiten — aber noch Wohlthaten in Vergleichung mit der Grausamkeit, einen Christen in die Irre zu führen, ihm die Tugend aus Nothwendigkeit schwer und bitter zu machen, ihm Versuchungen in den Weg zu legen, ihn fallen, ihn sündigen, ihn Gott und sein Gewissen verachten zu machen — denn die Folgen dieser Verführung sind nicht vorübergehend, sondern ewig, nicht gering, sondern unendlich, unaussprechlich, unbegreiflich, unweiderzusslich.

O daß ich Euch für einen Augenblick den Vorhang von diesen schrecklichen Folgen wegziehen könnte: tausend Stimmen würden Euch zuammern: Wehe dem Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt! Es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres geworfen würde! Es wäre ihm besser, daß er nie geboren wäre!

Sündigen ist schrecklich, Andächtige Zuhörer! aber Andere zur Sünde verführen, noch unendlich schrecklicher! Schwer ist, bei eigenen Sünden Busse thun, aber noch unendlich schwerer, Andre, die wir verführt, die wir fallen gemacht, die wir durch Worte oder durch unser Beispiel zum Laster gelockt und verleitet haben, diese wieder zur Busse zu bringen, wieder aufstehen zu machen, Unschuld und Tugend ihnen wiederzugeben.

Eine Sünde, die niemand weiß als Gott und du, kann freilich absehbarmäßig und ewig für deine Seele verderblich seyn; aber Sünden, wodurch

du einen andern, zehn, hundert Andre von dem Pfade der Tugend abgeloeket, die und dem Laster nachzufolgen verführt haß; Andre, die du vielleicht nicht kenneß, die vielleicht wiederum Andre verführt und mit ins Verderben fortgezogen haben, die vielleicht schon in der Ewigkeit sind, schon Tag und Nacht weinen und jammern, über dich jammern, der du sie verführt hat, am jüngsten Tage dich anklagen, ewig dich anklagen und jammern werden, wie ungleich abschätzlicher, verdammlicher, wie ungleich quälender und stehender werden diese Sünden in der Ewigkeit seyn müssen! welche Worte werden ihre Qualen-beschreiben, welche Jarden ihrer Flammen malen können!

Wenn das Urtheil der Verführten so schrecklich, so unwieidererrußlich ist, wie unwieidererrußlich und schrecklich wird das Urtheil des Verführers seyn! Wenn Gott dessen nicht schonen wird, der sich durch reizende Versuchungen zur Sünde hat verführen lassen, wie wird er dessen schonen, der Andern Steine des Anstoßes, Hindernisse der Tugend, Gelegenheiten und Versuchungen zum Laster in den Weg gelegt hat! Wenn der Richter der Welt ein Wehe über den ausspricht, der geärgert worden — wech ein Wehe wird er über den aussprechen, durch welchen die Aergerniß gekommen ist.

Und, merket nie etwa, Andächtige Zuhörer! daß dieses fürchterliche Wehe nur diejenigen angehe, die Andre vorsätzlich und mitwilleig zur Sünde verführen! Nur die, welche wissentlich Lehren des Irrthums und des Lasters sind! Nur jene verurtheilten Bösewichter, welche der Unschuld Wehe stellen und der Tugend mit Vorbedacht Steine in den Weg legen! Nur die, welche Profession davon machen, die Wahrheit durch Ungerechtigkeit aufzuhalten, die Tugend lächerlich, den Glauben wankend, das Laster schön, die Ungerechtigkeit herrschend zu machen! Nur die, die ihre Häuser und ihre Leiber der Willkür bloß stellen, die den Jüngling mit lieblosenden Worten reizen, die am Abend spät an den Ecken der Gassen stehen, hüßlich aufgeschmückt, mit unverschämtem Angesicht zu ihm sprechen: Gehe mit mir, so wollen wir genug dublen bis morgen früh; Laßt uns der Liebe pflegen (Sprüchw. 7). Nur die, deren Haus ist ein Weg zur Hölle, der zu den Gemächern des Todes hinabführt; Sollte der Ausspruch Jesu nur allein diese Ruchlosen, diese Gewissensmörder, diese Sertenvergesser, angehen: Wehe dem Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt! Freilich bliese vor allen Andern, diese in dem schrecklichsten Grade — aber gewiß nicht, bei weitem nicht diese allein. — Es geht alle da an, welche auf eine feiner, verdecktere, entferntere Weise dem Laster aufhelfen, und die Tugend unterdrücken; das Böse leichter und das Gute schwerer machen.

Es geht mich an, Lehre der Religion, wenn ich das Laster nicht in seiner ganzen Häßlichkeit, die Tugend nicht in ihrer ganzen Schönheit, dem Christen-volke vorzeige; wenn ich eine bloß menschliche, natürliche, unvollkommene Tugend foderte; wenn ich behauptete oder auch nur vermuten ließe, daß zum heilig werden weniger erfordert werde, als die schärfsten Aussprüche des Evangeliums fordern; wenn ich gewissen Grundsätzen schmückte, oder sie nicht gerade zu angriffe, wodurch sich so viele zu ihrem ewigen Verderben einschläfern; — Wenn ich die Verurtheile nicht zu Boden schließe, nicht mit aller Macht auszumurzeln suchte, wodurch sich so manche bei einer sehr mittelmäßigen Tugend verblenden, und Christen zu seyn dünken. Es geht mich an, wenn ich insonderheit durch mein Leben zeigte, daß mir eine vollkommene Tugend und Heiligkeit nicht so sehr am Herzen liege, als es auf der Kanzel das Ansehen haben möchte; Wenn ich ein anderer Mann in der Kirche, ein anderer in Gesellschaft, fromm vor den Fremmen, göttlich bei den Vieltheilen wäre; Wenn ich da die Sünden verdammt, dort eben diese Sünden ausübte; hier ein Prediger der Tugend, dort ihr Verräther wäre — denn das hieße Aergerniß geben, und werbe demselbigen

Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt; wehe insbesondere dem Prediger des Evangeliums, wenn sie durch ihn kommt!

Es geht dich an, Aegern, wenn du zwar kein Laster geübest, aber sie nicht ernstlich genug verurtheilst; wenn du zwar gute Gesetze gibst, aber sie nicht handhabest; zwar nicht redest, Böses zu thun, aber zum Bösethuthen schweigst; zwar keine Bellusthäuser stiftest, aber sie duldest oder nicht eifrig genug austrettest; wenn du zwar nicht unrecht richtest, aber nicht streng untersuchst; zwar keine verderblichen Grundsätze anbringst, aber die angebrachten mit Still-schweigen billigst — wenn du das thust, das unterlässest, so gibst du in dem Verstande des biblischen Wortes Aergerniß; und wehe demselbigen Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt!

Es geht auch dich an, Hausvater und Hausmutter — wenn du deinen Kindern oder deinem Gesinde Böses erlaubest, Böses vormachest, oder vor ihnen billigst; Wenn du ihnen das Gute auf diese oder jene Weise geringschätzig oder verächtlich zu machen suchest; Wenn du ihre sündlichen Neigungen und Vorurtheile begünstigst, oder auch nur durch ein furchtsames Schweigen und unthätiges Zuschauen guthelpest; denn das heißt ärgern, und wehe dem Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt!

Es geht dich an, wer du auch bist, wenn du durch unvorsichtige, leichtsinnige Worte den Eherden verminderst, den man vor der Sünde haben sollte; wenn du durch dein Exempel Andern zur Sünde verführst oder in der Sünde fäulest; — Du weißt, wie geneigt die Menschen sind, nur das Böse von uns abzulernen, nur die Laster nachzuahmen; Du weißt, wie gar hintersinnig oft die Macht eines einzigen Beispiels ist; Du weißt, o Christ, wie viele Augen auf dich gerichtet sind; wie wichtig eine einzige Sünde, wie theuer eine unsferbliche That ist. Lieber, ärgere doch den nicht, für den Jesus Christus gestorben ist! Lieber, zerstöre das Werk Gottes nicht um der Sünde willen! — Sey kein Beispiel des Lasters, sondern der Tugend! Erbaue, erbaue! Weite Wahrheit und Tugend nach deinem besten Vermögen aus! Sey ein Licht mitten unter dem ungeschlachten und verkehrten Geschlecht der Menschen! Die Folgen deiner Tugend und deines frommen Beispiels sind so ewig, als die Folgen des Lasters und des Beispiels zum Bösen! Sind so unaussprechlich herrlich und entzückend als jene niederschlagend und verdammlich sind! Sey vorsichtig, ehrebare Dinge zu thun vor allen Menschen, rechtsschaffen zu seyn, nicht nur vor Gott, sondern auch vor deinen Nebenmenschen, auch vor den Schwachen! Weide auch sogar den Schein des Bösen! — Thue nicht einmal alles das, was du mit gutem Gewissen eben dasselbe zu thun. Ich rede aber nicht von dem, was an sich unschuldig und gleichgültig ist! Du darfst allezeit Gutes thun! Fürchte dich nicht es zu thun! Belcidigst du mit Gutesethun, mit vorsichtigem christlichem Gutesethun; achte es nicht; kränke dich nicht darum; fürchte dich nicht, wenn wider deine Absicht und ohne deine Schuld zufälligerweise etwas Böses dadurch veranlaßt wird. Bitte Gott, daß er es abwende und den Schaden gut mache! Er kann es, und, wenn du tödlich bist, wird er es thun! — Verlasse dich auf ihn; auch in diesem Falle wird keiner zu Schanden werden, der auf ihn harret! Er wird deine Gerechtigkeit herfürbringen wie das Licht, und dein Recht wie den Mittag — und ewig werden die alle die danken, die du durch Worte zum Guten ermahnest, vor der Sünde gewarnt, die du durch dein Beispiel zur Tugend und zum ewigen Leben gewonnen hast. Amen.

Wie ermunternd beim Eintritt in ein neues Jahr die Ueberzeugung für uns sein müsse, daß Alles, was uns begegnen soll, von Gott bereits vorherbestimmt ist.

Am Neujahrstage 1790.

Von D. Franz Volkmar Reinhard*).

Unbekannt mit Allen, was mir bevorsteht, und was die erwartet, die hier versammelt sind, Allmächtiger, vor dir, unbekannt selbst mit den nächsten schon werdenden Veränderungen dieses Tages und dieser Stunde, soll ich jetzt reden, soll die, welche mit mir hineintreten in die Dunkelheit des kommenden Jahres, belehren, sie versehen mit gutem Rathe, sie ermuntern zur Standhaftigkeit, zur weisen, muthigen Fortsetzung ihrer Lebensreise sie stärken, ich soll sie vorbereiten, Alles mit männlicher Hoffnung zu erwarten, was die Zukunft herbeiführen möchte. Wie schwer ist es, o Gott, da Wege zu zeigen, wo alles dunkel ist, da Anweisungen zu geben, wo keine Gewissheit herrscht; wie soll man Menschen leiten, die sich fortgerissen fühlen vom Strome der Veränderung, die ihre Bahn nicht selbst bestimmen können, sondern nur folgen müssen dem gewaltigen Zuge dessen, was geschieht! Nein, ich würde es nicht wagen, meinen Mund aufzu-
thun, ich würde nichts zu rathe, nichts zum Troste, Nichts zur Ermunterung zu sagen wissen, wenn der gewaltige Zug der Begebenheiten, wenn das eifertige Hinstreben der Zeit, das uns fortreibt, nicht dein Werk wäre, Regierer der Welt, wenn du nicht schon Alles angeordnet und bestimmte hättest, was uns begegnen soll. Du, ja du bist, von dem Alles abhängt, ohne dich regt sich kein Stau in dieser ganzen unermeßlichen Welt, deine Hand leitet alles im Himmel und auf Erden, es ist der Arm deiner Allmacht, der auch den Strom der Zeit beherrscht, der auch den Lauf der Begebenheiten so kühn bezeichnet. Schon festgelegt ist es also, deine Weisheit hat schon bestimmt, was auch dieses Jahr für uns sein soll, welche Freuden uns in demselben erquickten, welche Leiden uns in demselben treffen, welche Wendungen unsere Schicksale in demselben nehmen werden. Wohl mir, daß ich deinem Volke dies verkündigen, wohl mir, daß ich Alle, welche mich hören, ermahnen, anweisen, bitten kann, auf dich zu sehen, Vertrauen zu dir fassen, und voll Hoffnung den neuen Zeitraum anzutreten, der mit diesem Tage beginnt.

Denn in welcher Verlegenheit müßten wir sein, M. Br., die wir beim An-
fange eines Jahres zu euch reden sollen, wenn wir euch nicht auf die Aner-
kennung einer höchsten Weisheit, wenn wir euch nicht auf die Einrichtungen einer
Alles lenkenden Fürsorgung Gottes verweisen könnten! Wäre es wahr, daß eine
blinde Nothwendigkeit über uns herrsche, so würden wir euch Nichts anders
rathen, wir würden euch nichts anders zur Pflicht machen können, als euch mit
hoffnungsloser Verzweiflung zu unterwerfen. Und wäre es ein regelloses Unge-
fähr, wovon unsre Schicksale abhingen, wäre weder absichtsvoller Zusammen-
hang, noch richtige Folgen in dem, was auf Erden geschieht; so wäre aller Un-
terricht überflüssig, so müßten wir euch rathen, es von Tag zu Tage darauf
ankommen zu lassen, wohin die Willkür des Zufalls euch werfen werde, und
den Eigensinn desselben so gut als möglich zu benutzen. Aber glücklich, glück-
lich sind wir, daß wir euch zeigen, daß wir euch beweisen können: es warte eine
Regierung über uns, die alles aufschreibt, was blindes Schicksal und Dünge-

*) Reinhard ward geboren d. 12. März 1753 zu Hohenhausen in Sulzbach und
starb den 6. December 1812 zu Berlin, als Oberhofprediger daselbst.

läßt heißt; ein angenehmes, süßes Geschäft muß es für uns sein, auch beim Anfang eines Jahres daran zu erinnern, gel. Br., daß ihr auf einer sichern Bahn wandelt, die euch von der höchsten Weisheit u. Güte vorgezeichnet ist, die euch nothwendig zur Glückseligkeit führen muß, wenn ihr sie nicht selbst durch Thorheit und Laster in einen Weg zum Verderben wandelt. Immerhin enthalte sie sich also nach und nach diese Bahn, immerhin sei derjenige Welt derselben, welchen wir noch zu vollenden haben, für uns mit Wolken bedeckt, wie können unmöglich irren; was wir noch nicht sehen, ist aufgedeckt vor den Augen Dessen, der uns leitet; was wir noch nicht wissen, hat der Regierer der Welt schon von Ewigkeit her gewußt. Großer Gedanke! Vorherbestimmt, schon von Ewigkeit her festgesetzt ist Alles, was uns begegnen soll; es ist bereits in diesem Jahre entschieden, was in unserm ganzen Leben, was auf Ewigkeit hinaus unser Schicksal sein wird, es ist entschieden nach Befehl einer unendlichen Weisheit, nach dem Ausspruch einer grenzenlosen Güte, und mit steter Rücksicht auf unser Verhalten. Nein, keine Betrachtung schickt sich besser für die gegenwärtige Stunde als diese; wir können das neue Jahr unmöglich schicklicher anfangen, als mit ehrsüchtigen Nachdenken über diesen großen Rath Gottes; selbst der Theil der Geschichte Jesu, unsers Herrn, welcher den Inhalt des heutigen Evangelii ausmacht, muß uns dazu veranlassen. Laßt und also ihn selbst bitten, daß er uns Licht, Kraft und Trost schenke, und uns immer stärker empfinden lasse, wie glücklich wir sind, daß wir unter seiner Leitung stehen. Wir verehren ihn in stiller Andacht, und rufen zu ihm mit einem Herzen voll Dank und Hoffnung: Herr von dem wir alle Haben, u. s. w.

Evangelium: Luc. 2, 21.

Die letzten Worten des vorgelesenen Evangelii beziehen sich auf den Befehl, welchen der Engel der Mutter Christi gleich damals überbrachte, als er ihr die Geburt desselben verkündigte. Du wirst schwanger werden, sagte er zu ihr, und einen Sohn gebären, des Namen sollst du Jesus heißen. Lange vorher, ehe das merkwürdige Kind geboren wurde, dessen Beschneidung das Evangelium erzählt, war also bereits von Gott der Name bestimmt, den er führen sollte, und der das große Geschäft, um welches willen Jesus von Gott gesandt war, so treffend bezeichnet. Denket aber nicht, daß von den Schicksalen, die Jesus auf Erden haben sollte, nur dieser unbedeutende Umstand, nur sein Name im Voraus festgesetzt war; nicht bloß vorherbestimmt, sondern auch vorher verkündiget, von den Propheten des Alterthums auf das Genaueste geweissaget war Alles, was sich mit dieser großen Person zutragen sollte; der ganze Weg, den sie von ihrer Geburt an, bis zum Tode, und von diesem an, bis zum Throne Gottes vollenden sollte, war ihr auf das Deutlichste vorgezeichnet; bei dem, was ihr widerfuhr, war dem Zufalle auch nicht der kleinste Umstand übrig gelassen; Alles war angeordnet und verknüpft, wie es den wohlthätigen Absichten Gottes gemäß war. Sollte es bei uns anders sein, M. B.? Sollte die Wahrheit Gottes, die Alles lenkt, den Lauf unsers Schicksals weniger genau eingerichtet haben? wird es der Regierer der Welt zugeben können, daß der Zufall neben seiner Herrschaft eine gewisse Gewalt behaupte und mit uns gleichsam spiele? Nein, M. Br., auch unsre Schicksale sind lange festgesetzt gewesen, ehe man noch unsre Namen nannte, und jetzt schon ist es beschlossen, was nicht bloß in diesem Jahre, sondern auf Ewigkeiten hinaus unser Loos sein soll. Nichts muß und auch beim Anfange des neuen Jahres, dem wir heute entgegen gehn, erwünschter sein, als die große Wahrheit, und ich werde daher sagen:

Wie ermunternd beim Eintreten in ein neues Jahr die Ueberzeugung für uns sein müsse, daß Alles, was uns begegnen soll, von Gott bereits vorherbestimmt ist. Es wird nöthig sein, daß ich erkläre, wie diese Vorherbestimmung zu verstehen

sel; hernach wollen wir sehen, worauf sich die Ueberzeugung von derselben gründe; zuletzt wollen wir erwägen, wie ermunternd sie beim Eintritt in ein neues Jahr für uns sein müsse.

1) Alles, was uns begegnet, ist von Gott bereits vorherbestimmt. Dies ist's, was ich jetzt behaupte. Man hat es wohl empfunden, M. A., daß wir eine solche Vorherbestimmung aller unsrer Schicksale nicht nur annehmen können, sondern auch müssen. Allein nicht selten hat man sich dieselbe auf eine Art vorgestellt, die weder mit den Vollkommenheiten Gottes, noch mit unsrer freien Natur übereinstimmt und auf sehr trostlose und gefährliche Folgen führe. Lasset mich also vor allen Dingen mit Wenigern erklären, wie die Vorherbestimmung unsrer Schicksale zu verstehen sei, wenn allem Mißverständnisse vorgebeugt werden soll. Sie soll nämlich nicht ein bloßes Vorherwissen dessen sein, was uns erwartet, auch nicht ein unbedingt nothwendiger Rathschluß Gottes, sondern eine mit Rücksicht auf unser Verhalten gemachte Anordnung unsrer künftigen Begebenheiten, vermöge welcher uns unausbleiblich um so mehr Gutes bevorsteht, je mehr wir den Willen Gottes erfüllen. Nicht ein bloßes Vorherwissen dessen, was uns erwartet, ist die Vorherbestimmung unsrer Schicksale, von der ich rede. Wer wird es läugnen, M. A., daß der, dessen unendlicher Verstand Alles umfaßt, dem das Gegenwärtige und das Zukünftige, das Mögliche und Wirkliche, das Wichtige und Unwichtige mit gleichem Lichte und mit der größten Klarheit unaufhörlich vorschwebt; wer wird es läugnen, daß dem Allwissenden Alles im Voraus bekannt sei, was uns widerfahren wird, daß er jetzt schon die Veränderungen mit allen ihren Umständen vor sich sehe, die sich für uns und unsre Mitgeschöpfe erst nach Jahrhunderten entwickeln werden?

Dieses Vorhersehen Gottes ist nur zu der Vorherbestimmung noch nicht hinreichend, von welcher hier die Rede ist. Gott ist kein müßiger Zuschauer dessen, was sich mit uns zuträgt, unser Schicksal ist kein bloßer Gegenstand seines Erkennens und Wissens, er hat vielmehr Alles selbst angeordnet, er ist der immer thätige und immer wirksame Regierer der Welt, er ist die höchste und letzte Ursache aller Veränderungen, die sich auf Erden zutragen. Die Vorherbestimmung dessen, was uns begegnen soll, ist mehr, unendlich mehr, als vorläufiges Erkennen, als bloßes Vorherwissen. Aber sehr irren würden wir, wenn wir sie darum für einen unbedingten, nothwendigen Rathschluß Gottes halten wollten. So hat es Manchem geschienen, M. A. Dadurch behaupte, wie sie meinen, Gott jene höchste unumschränkte Oberherrschafft, die ihm über seine Geschöpfe gebühre, daß er nach einer Willkühr, die keinen Gründen folge, festsetze und bestimme, was jeder sein und werden müsse, daß er manche zu Gefäßen des Zorns, und andere zu Gefäßen der Gnade mache, daß er mit einem Zuge, dem Niemand widerstehen könne, einen Theil der Menschen zur Seligkeit führe, und mit einer eben so unwiderrstehlichen Gewalt die Uebrigen ins Verderben stürze. Wie schrecklich wäre unser Schicksal, M. A., wenn die Rathschlüsse Gottes über uns so beschaffen wären, wenn unser Bitten und Flehen, wenn unser Streben und Wollen, wenn unser redlichster Eifer von ihm nicht geachtet würde, wenn alle unsre Anstrengung Nichts beitragen könnte, das, was uns begegnen soll, auflegend eine Art zu bestimmen. Aber wie könnten solche Begriffe von Gott mit den Belehrungen bestehen, die wir von seinen Gesinnungen gegen uns durch Christum erhalten haben? wie könnten sie mit den Versicherungen einer allgemeinen väterlichen ewig dauernden Gnade vereinigt werden, die uns Jesus gegeben, die er auf alle Weise bestärkt, die er mit seinem Blute versiegelt hat? Nicht unter der Tyrannei einer unbedingten Willkühr stehen wir, M. A. Der Allweise und Allgütige kann Nichts ohne Ursache beschließen. Die Vorherbestimmung dessen, was uns begegnen soll, ist vielmehr

eine mit Rücksicht auf unser Verhalten gemachte Anordnung. Es ist

Amnegier, der deutsche Redner.

nämlich gewiß, M. B., daß die ganze Reihe unserer künftigen Veränderungen schon festgesetzt ist, daß sie es schon von Ewigkeit her war. Es ist gewiß, daß in dieser Anordnung, wie Gott sie denkt, wie er sie eingeführt hat, in dem Zusammenhang der Welt Nichts geändert wird, daß Alles dem Nachschlusse Gottes gemäß unausweichlich erfolgen muß. Aber eben so gewiß ist es auch, daß dieser ganze Nachschluß mit Rücksicht auf unsre freie Natur, mit Rücksicht auf unser Verhalten gefaßt ist. Er hat es von Ewigkeit her gewußt, wie wir denken, wie wir die uns vertheilten Kräfte brauchen, wie wir unter allen Umständen wählen und handeln würden, und darnach hat er unsre Begegnisse bestimmt. Je mehr Eifer, je mehr Anstrengung, Eifer und Treue in Erfüllung dessen, was Pflicht ist, oder in unserm Verhalten er wahrnahm, desto mehr Wohlfahrt, Freude und Stille hat er in den Zusammenhang von Schicksalen aufgenommen, der uns erwartet. So sehr also auch auf Seiten Gottes Alles längst entschieden und festgesetzt ist, was uns widerfahren soll, so sehr haben wir doch auf unsrer Seite es in unsrer Gewalt, auf unser Schicksal einen Einfluß zu äußern, so sehr bleibt es doch auch wahr, daß jeder ernten wird, was er gesät hat, daß Gott jedem vergilt nach seinen Werken. Denn eben darum, weil Gott diese Werke schon von Ewigkeit her bekannt gewesen sind, hat er seine Maßregeln im Voraus darnach nehmen, und festsetzen können, was jedem zu Theil werden soll.

2) Aber worauf gründet sich die Ueberzeugung von einer solchen Vorherbestimmung unsrer Schicksale; woher läßt sich beweisen, daß Gott Alles schon im Voraus festgesetzt habe, was uns begeben soll? Vernunft, Schelle und Erfahrung bezeugen diese große Wahrheit. Wir würden von den vornehmsten Regeln unsrer Erkenntniß abzuweichen müssen, wenn wir sie nicht wollten annehmen. Schon die Vernunft lehrt es, daß Gott Alles, was uns begeben soll, in dem Sinne vorherbestimmt habe, der vor ihm erklärt worden ist. Dann vorzuschwinden, M. B., verschwinden würden alle würdige Begriffe von Gott, wenn wir dies nicht einräumen wollten. Könnte Gott der Allwissende sein, wenn ihm unser Schicksal nicht von Ewigkeit bekannt gewesen wäre? Könnte er der Weiseste sein, wenn er es nicht mit dem Ganzen, dessen Theile wir sind, in Uebereinstimmung gebracht hätte? Könnte er der Gültigste sein, wenn er uns den blinden Kräften der Natur Preis gegeben, wenn er es verabsäumt hätte, Alles zu unserm Besten einzurichten? Könnte er der Gerechteste sein, wenn er nicht Rücksicht genommen hätte auf unser Verhalten, wenn er den Weisen, wie den Thoren, den Thätigen wie den Trägen, den Tugendhaften wie den Bösewicht behandelte? Könnte er, mit Einem Worte, der Regierer der Welt sein, in welcher überall Ordnung herrscht, in welcher Nichts von Ungefahr, Nichts ohne Absicht und Ursache geschieht, in welcher Alles seine angemessenen Wirkungen und Folgen hat, in welcher aus Allem die erhabenen Eigenschaften und die unendlichen Vollkommenheiten ihres Urhebers hervorleuchten, wenn unser künftiges Schicksal keine festgesetzten Regeln hätte, wenn es sich willkürlich entwickelte, wenn Gott selbst noch nicht wüßte, was wir künftig sein und werden sollen? Lasset es uns einestrichs, M. B., alle würdige Begriffe von Gott werden verschwinden, wenn wir die Vorherbestimmung unsrer Schicksale leugnen wollten, von der ich rede. Schon die Vernunft bestätigt sie. Aber noch weit mehr

die Schelle. Wie genau Alles angeordnet, festgesetzt, vorher verkündigt war, was sich mit unserm Mitleid zutragen sollte, ist bekannt. Ist jeder Schritt, den er that, geschah mit Rücksicht auf die Weissagungen der Propheten, daß jede Veränderung, die mit ihm vorging, war schon seit Jahrhunderten kund gethan; das Maß von Leiden, die er dulden, die Proben des Gehorsams gegen Gott, seinen Vater, die er ablegte, der Tod, den er übernehmen, die Herrlichkeit, die darauf folgen sollte, Alles gehörte zu dem großen Nachschlusse der Erbarmung, der von Ewigkeit in ihm festgesetzt war. Was schon undred-

tender zu sein, als sein Name? aber auch er war nicht unbestimmt gelassen, er ward genannt, wie der Evangelist sagt, von dem Engel, ehe denn er im Mutter-
 liche empfangen war. Fürchtet nicht, daß Gott nicht nur seinen Sohn so be-
 dacht, euch aber vernachlässigt habe. Wißet ihr nicht, daß Jesus das Gegen-
 theil selbst geteilt hat? Ist es nicht sein großer Ausspruch, daß ohne den Will-
 en des Vaters kein Sperling auf die Erde fällt, daß selbst die Haare auf un-
 serm Haupte gezählt sind? Ist aber das Schicksal des kleinsten Vogels vom
 Gott bedacht, kann die kleinste Veränderung nicht ohne seinen Willen mit uns
 vorgehen, können wir dann zweifeln, daß er seine Waaffregeln unsretwegen schon
 ergriffen hat, daß Alles schon entschieden ist, was uns widerfahren soll? Wenn
 die Schrift noch überdies versichert: alle unsre Tage seien auf sein Buch ge-
 schreiben, die noch werden sollen, und deren noch keiner da ist; wenn sie sagt:
 Gott werde einem jeden geben nach seinen Werken; wenn sie von einem unver-
 gänglichen und unversehrten Erbe redet, das uns aufbehalten wird im Himmel;
 wenn sie Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen verkündigt, die
 Böses thun, dagegen aber Preis, Ehr und Belohnung allen denen verheißt,
 die Gutes üben; sagt selbst, lehrt sie in solchen und ähnlichen Stellen nicht
 deutlich genug: es sei festgesetzt, was Jeder zu erwarten habe, es sei festgesetzt,
 noch ehe wir sind, es sei festgesetzt, mit steter Rücksicht auf unser Verhalten, es
 sei Alles, was uns begegnen soll, in dem Elnne bestimmt, in welchem es vor-
 her erklärt worden ist? und wie genau stimmt mit diesem Urtheile unsrer Ver-
 nunft, mit diesen Aussprüchen der Schrift

auch die Erfahrung überein! Habt ihr eure Hoffnungen und eure
 Wünsche, eure Bestrebungen nicht oft hintertrieben gesehen? wäre dies möglich
 gewesen, wenn euer Schicksal ganz von euch abhinge? wenn nicht etwas ganz
 anderes für euch bestimmt gewesen wäre, als ihr gesucht hättet? habt ihr noch
 nie bemerkt, daß gerade das, was euch wider eure Erwartungen, wider eure
 Wünsche begegnete, was ihr Anfangs für euer Unglück hieltet, euch zum Bessern
 dienen mußte? wäre dies möglich gewesen, wenn euer Schicksal nicht im Vor-
 aus zu eurem Wohl festgesetzt, wenn es nicht so eingerichtet gewesen wäre, daß
 ihr euch durch eure Unvorsichtigkeit nicht einmal schaden konntet? Sehet ihr nicht,
 wenn ihr zurückblickt auf euer bisheriges Leben, einen großen Plan wahrer und
 gütiger Führungen aus demselben hervorleuchten, der sich nach und nach ent-
 wickelt hat, der offenbar euer Werk nicht ist, dem ihr oft sogar entgegenge-
 wärtet, und der dennoch zur Vollendung hat kommen müssen? ist es nicht offen-
 bar, daß er von dem Regierer eures Schicksals im Voraus angelegt war, und
 daß der, durch den schon das Vergangne so weise vorbereitet worden ist, eben so
 auch für die Zukunft wird gesorgt haben? Und habt ihr es endlich nicht in un-
 zähligen Beispielen gesehen, wie herrlich, wie unerwartet, wie einleuchtend dem
 Tugendhaften die Belohnungen zu Theil geworden sind, die ihm der Reiz und
 die Ungerechtigkeit der Menschen entreißen wollten? wie wenig es dagegen dem
 Lasterhaften bei allen seinen Ränken gelang, sich der Strafe zu entziehen, die
 ihm gebührt? wäre dies möglich, ich bitte euch, wenn nicht weise, feste, unab-
 änderliche Vertheilungen getroffen wären, die das Schicksal eines Jeden nach
 seinem Verhalten entscheiden, wenn es nicht wahr wäre, daß Alles, was uns
 begegnen soll, von Gott bereits vorher bestimmt ist? Ist aber dies unsrer Ver-
 fassung, ist uns der Weg schon vorgezeichnet, den wir zu gehen haben, o so kann
 ich euch auffordern, M. B., getroßt hinüber zu treten ins neue Jahr, so kann ich
 euch an die Pflichten erinnern, die ihr in demselben zu beobachten habt. Denn
 wahrlich! Nichts kann beim Uebergang in diesen neuen Zeitraum

8) ermunternder für uns sein, als diese Ueberzeugung. Höret mich, M. B.,
 ermahnet es, weis und die Wahrheit: Gott hat vorherbestimmt, was und de-

gegnet soll, verbindet, und ihr werdet kein Bedenken finden, den noch verhassten Veränderungen mit getroßter Hoffnung entgegen zu gehen.

Neuer verdoppelter Fleiß in Erfüllung eurer Pflichten, dies ist das Erste, wozu euch diese Ueberzeugung ermuntern muß. Denn kein unerbittliches, eiserne Schicksal, kein unbedingter Rathschluß Gottes herrscht über euch. So wahr es auch ist, daß von dem Allwissenden, welcher schon von Ewigkeit her gewußt hat, was ihr auch in diesem Jahre thun werdet, Alles bereits festgesetzt ist, was euch erwartet, so ist doch dieses von ihm Festgesetzte nicht anders, als das, was ihr verdient, gerade das, was nach den Befehlen der strengsten Gerechtigkeit eurem ganzen Verhalten gemäß ist. In eure Hände, in eure Hände also ist euch euer Schicksal gegeben, der Weg, der euch zu jeder Art wahrer Glückseligkeit führen soll, schon gebahnet, schon festgesetzt ist alles das Gute, das euch zu Theil werden soll, wenn ihr entschlossen seid, mit treuem Fleiße zu thun, was euch obliegt. Je mehr Glauben an Gott und Jesum in eurer Seele ist, je mehr dieses Vertrauen euch zu Allem belebt, was eure Religion, euer Ruf und euer ganzer Zustand auf Erden von euch fordert, je mehr Vorsicht und Angewohnheit, je mehr Aufmerksamkeit auf Gottes Regierung, je mehr vernünftige Ueberlegung euch bei allen euren Schritten leitet, je mehr euch endlich der Geist einer edlen, wohlthätigen, ganz nach dem Muster Gottes und Jesu gebildeten Menschenselbst erweckt, den das Christenthum in euch wirken muß: desto mehr Gutes steht euch im neuen Jahre bevor, desto mehr Freuden hat Gott euch in demselben zugebachet, desto mehr gewinnt ihr für alle folgenden Jahre, desto mehr Vortheile, desto größere Belohnungen erwarten euch in der Ewigkeit. Vergeßlich, M. Br., vergeßlich würde es sein, wenn ich euch beim Eintritt in das neue Jahr mit noch so vielen Wünschen überhäufen, wenn ich euch noch so viel Gutes weißsagen wollte. Könnten die Wünsche etwas in eurem Verhalten ändern, könnten sie euer Leben bessern, so wüßte euch gebörsen. Denn darnach ist schon Alles vorherbestimmt, was euch begegnen soll, darnach ist die Reihe eurer Begebenheiten schon eingerichtet und angeordnet. Was bleibt mir also anderes übrig, als euch zu ermahnen, als euch um eurer eigenen Wohlfahrt willen zu bitten: bedenket es, wie viel Gott euch überlassen hat, wie viel auf euch selbst und auf eure Entschlüsse ankommt. O ein Jahr des Verdrußes, der Schmach und des Elendes erwartet euch, die ihr bisher trübsinnig und lasterhaft gewesen seid, wenn ihr fortfahrt, es zu sein. Ein Jahr des Verlustes, der Verschlimmerung und eines nie zu ersiehenden Schadens steht euch bevor, die ihr bisher gut gewesen seid, und nicht fortfahrt es zu sein. Ein Jahr der Vergeltung, der gerechtesten Vergeltung steht uns Allen bevor, wir mögen uns betragen, wie wir wollen. Jeder wähle! Jeder entschliefte sich selbst! Gott hat Gutes für uns bestimmt, wenn wir Gutes wählen, und schon festgesetzt, mit unüberwindlicher Gewißheit festgesetzt ist die Strafe, wenn wir uns zum Bösen entschließen. Ist Ehesucht vor dem Urheber unsers Schicksals, ist Liebe zu uns und den Unrigen, ist Ueberlegung und Vernunft in uns: so laßt uns das Beste thun, so ermuntere uns die Ueberzeugung, daß Gott Alles vorherbestimmt hat, was uns begegnen soll, beim Eintritt in dieses Jahr zu neuem, verdoppeltem Fleiß in Erfüllung unsrer Pflichten. Sie belebe uns aber auch zur innigsten Dankbarkeit gegen Gott, wenn uns im neuen Jahre Gutes widerfährt. Denn nicht uns, nicht uns dürfen wir es zuschreiben, wenn sich glückliche Begebenheiten in diesem Jahre für uns entwickeln werden. Durch Alles, was wir dazu beigetragen haben, geschähe Nichts weiter, als daß wir es Gott möglich machen, uns zu segnen. Er kann nichts Gutes für uns beschließen, er kann uns keine Wohlfahrt bestimmen, wenn wir nicht durch Weisheit und Tugend fähig werden, Gutes anzunehmen und Glückseligkeit zu genießen. Aber daß wir Kräfte besitzen, gut und weise zu werden; daß wir Götter:

genheit finden, diese Kräfte zu leben und auszubilden; daß unsre Anstrengung nicht ohne glücklichen Fortgang ist; daß tausend günstige Umstände uns dabei unterstützen; daß es nie unbelohnt bleibt, wenn wir Gutes thun; daß uns so oft Wohlthaten erfreuen, auf die wir gar nicht rechnen konnten; daß wir uns oft über alles Erwarten hervorragen, gerecht, beglückt sehen, das, ach! das ist sein Werk, das ist große, freie, unverdiente Gnade; ihm, ihm allein sind wir zuletzt Alles schuldig. O so wollen wir es die gleich beim Eintritt in das neue Jahr geloben, heilig, feierlich es die versprechen, weiser, gerechter, ewig glücklicher Regierer der Welt, daß jede feste Begehrtheit des Lebens und an dich erinnere, daß jede erwünschte Wendung unsers Schicksals unser Herz zu dir erheben, daß der Gedanke an dich, daß das Gefühl unsrer Abhängigkeit von dir uns überall begleiten, daß geduldete, innige Dankbarkeit gegen dich unaufhörlich in unsrer Seele herrschen, und alle unsrer Empfindungen, alle unsrer Handlungen und Freuden heiligen soll.

Doch die Ueberzeugung, daß Alles, was uns begegnen soll, von Gott schon vorher bestimmt ist, muß uns auch

zur Standhaftigkeit bei den Widerwärtigkeiten ermuntern, die uns im neuen Jahre treffen dürfen. In einer Welt, wie die unsrige ist, wo wir mit unzähligen Dingen in einer Verbindung stehen, die alle auf uns wirken, wo wir von so vielerlei Seiten angegriffen, verletzt, gekränkt werden können, in einer Welt, wo keine Vollendung ist, sondern bloß der erste, freilich mühsame und beschwerliche Anfang zu einem weit glücklichern Leben im Himmel gemacht werden soll, in einer solchen Welt kann es selbst dann, wenn wir unsrer Pflichten noch so treu erfüllen, an Widerwärtigkeiten nicht fehlen. Auch das kommende Jahr wird sein bestimmtes Maas von Leiden für uns haben, und ich würde euch mit Hoffnungen täuschen, die nicht in Erfüllung gehen können, wenn ich euch lauter Gutes in demselben versprechen wollte. Aber ihr sehet auch, M. Br., wie wenig ihr Ursache habt, darüber bekümmert zu sein. Nicht ungemessene Leiden, nicht Widerwärtigkeiten, die ohne alle Rücksicht auf euer Kräfte und auf euer Bestes euch treffen sollten, habt ihr zu erwarten. Nein, jede Noth, die ihr tragen sollt, ist sorgfältig abgemessen nach euren Kräften, ist so festgesetzt, daß sie euch nicht zu schwer werden kann. Jedes Uebel, das euch begegnen wird, hat der Allweise, hat der Allgütige über euch verhängt, und es, wenn ihr treu seid in seinem Dienste, zu einem Mittel eurer wahren Wohlfahrt bestimmt. Denn denen, die ihn lieben, muß Alles zum Besten dienen. So fasset denn Muth, ihr, die ihr das neue Jahr mit Thränen anfanget, ihr, die ihr gleich in den ersten Tagen desselben Noth und Kummer vor euch sehet, die ihr noch weit mehr Leiden beim Fortgange desselben fürchtet: ist euer Herz freun und gut, seid ihr es euch bewußt, daß es nicht verdientes Jammer ist, was euch trifft, so rechnet darauf, daß sich Alles herrlich endigen, daß ihr einst mit unaussprechlicher Rührung den Rath Gottes bewundern werdet, der euch so und nicht anders führte, der eben die Widerwärtigkeiten in den Zusammenhang eurer Schicksale einwebte, welche euch darnieder beugten. Es ist Gott, M. Br., es ist Gott, der auch unsre Leiden vorherbestimmt hat. Mit Standhaftigkeit laßt uns ihnen entgegen gehen! sie können uns unmöglich zu schwer werden, unmöglich verderblich für uns sein. Und so ermuntere uns der Gedanke, daß Gott vorherbestimmt hat, was uns in unserm Leben begegnen soll,

zur christlichen Ergebung bei allen Trennungen, die uns im neuen Jahre bevorstehen dürfen. Denn nicht um auf immer blossamen zu bleiben, sind wir hier mit einander verbunden, M. B., bloß das schwache, leicht auflösende Band der Pilgrimschaft verknüpft uns hier. Den Einen führt sein Weg dahin, den Andern dorthin; selbst die, welche durch Natur und Freundschaft mit uns vereinigt sind, werden auf mancherlei Art von uns ge-

wirmt; Wie! entfernen sich ganz und gehen ins himmlische Vaterland. Es ist wahr; auch die stüchtige Verbindung mit unsern Gefährten zur Ewigkeit, welche hier stattfindet, ist angenehm; ach, unser ganzes Herz hängt an denselben, wenn sie erwünscht ist; es ist daher unaussprechlich schmerzhaft, und die entlassen zu sehen; die uns mit Bärtlichkeit begleiteten, die uns die Mühseligkeiten unsers Weges so weise, so freundlich zu erleichtern mußten. Aber sollte uns dieses Jahr solche Trennungen herbeiführen, sollte es so beschlossen sein, daß wir so manche von denen verlieren müßten, die uns theuer sind: so laßt uns erwidern, so laßt uns das verwundete Herz mit der Betrachtung heilen, daß kein unglücklicher Zufall die von uns wegreißt, die uns verlassen, daß sie nicht hinausgeschleudert wurden in eine Wüste, wo sie hilflos herumirren, sondern daß Gott sie von uns hinwegnimmt, daß der Weg, den er ihnen angewiesen hat, daß die Wahn, die nach seiner Weisheit die heilsamste für sie ist, sie von uns trennet, und sie zum schönsten Ziele bringen wird. Groß ist dieser Gedanke; aber ihr, die ihr auch in diesem Jahre von uns entfernen werdet, gebet hin in Frieden! Gott hat eure Laufbahn abgemessen, überall leitet euch Gott, überall sei ihr in seinem Schutze. Mannichfaltig und verwickelt sind die Wege, auf die wir vertheilt werden; aber ihr, die ihr auch in diesem Jahre entfernen werdet, gebet hin in Frieden! auch eure Laufbahn hat Gott abgemessen, sie führt euch zu eurem Glücke. Traurig ist, die ganz verschwinden zu sehen, die wir lieben, die wir noch nöthig hätten, ohne die wenig Freude für uns auf Erden mehr ist. Aber ihr, die ihr in diesem Jahre euer Ziel finden, die ihr hinübergehen werdet ins bessere Vaterland, scheidet in Frieden! auch euer Weg ist von Gott bestimmt, wir unterwerfen uns und schweigen. Doch vielleicht sind wir es selbst, M. Br., die in diesem Jahre ihr Ziel finden, die hinübergehen sollen ins himmlische Vaterland; sollte dies sein, so ermuntere uns die Ueberzeugung, daß Gott Alles vordbestimmt hat, was uns begegnen soll, endlich auch

zur lebendigen Hoffnung. Denn was hätten wir zu fürchten, M. Br., wenn es uns auch nicht vergönnet sein sollte, das Ende dieses Jahres zu sehen? und taube kein blinder, absichtsloser Zufall das Leben; der, welcher die weit unwichtigeren Umstände dieses Lebens mit weiser Güte geordnet hat, kann unmöglich unser Ende übersehen haben. Es trete also ein, wenn Gott will, und es wird uns nicht nachtheilig sein können, es wird alle Noth der Erde beschließen und der Anfang eines bessern Lebens bei Gott werden. Denn dies ist die große Hoffnung, die wir durch Christum zu ihm haben. Wir wissen, so unser irdisches Haus zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. O so führe uns denn, Vater, Vater unser Aller! hier sind wir! führe uns auch in diesem Jahre, wie es dir gefällt. Kein Wunsch, der die etwas vorertrieb, soll unserm Herzen entfliehen, kein eigensinniges Verlangen soll unserer Seele entweichen; die unterwerfen wir uns ganz, und ohne Ausnahme. Gegenwärt und Zukunft, Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit stehen in deinen Händen, und nicht bloß für die kurzen Augenblicke dieses Lebens, nein, schon auf Ewigkeiten hinaus hast du den Zusammenhang unsers Schicksals angeordnet. O Gnade, Gnade, das hoffen wir durch Christum, ist in diesem Zusammenhang; Liebe und Wohlthat, und Unsterblichkeit und Freuden des Himmels sind seine Theile. Wir sagen also nicht, o Vater! wir sagen nicht. Auch dieses Jahr enthalte für uns, was es will. Alles kommt von dir, alles führt uns zu dir. Es geschehe dein Wille! Amen.

10.

Die Erde, ein Schauplatz der Zerstörung.

Nach Evang. Luk. 19, 41 — 44.

Im October 1812, nach der Zerstörung von Moskau, — von H. Orlert, R. Hofperrlicher und Konsulrath in Weidau¹⁾.

Es sollen wol Berge weichen und Hügel hinfallen; aber deine Gnade soll nicht von und weichen, und der Mund deines Friedens soll nicht wanden — so hast du es selbst verheissen, gnädiger Erbarmer! O gib uns den frommen Sinn, dies mit fester Zuversicht zu glauben, und erfülle dadurch unser Herz bei allen Unfällen des Lebens mit deinem Frieden, Amen!

Es ist, m. A., das glückliche Gefühl der Gewohnheit, daß wir uns hier auf Erden in unsern Verhältnissen oft sicher glauben, und so wenig an die Gefahren denken, die uns doch von allen Seiten umschweben. Es ist wahr, eine große und herrliche, in sich selbst wunderbar verknüpfte und von ewigen Gesetzen der Macht, Weisheit und Güte zusammengehaltene Ordnung läßt sich uns an in dem ganzen ungeheuern Weltgebäude, wo uns unser Wohnplatz angewiesen ist, und überall erblicken wir in den Kräften der Natur, die sich wechselseitig tragen und unterstützen, eine Ruhe und Harmonie, die das glückliche Gefühl der Ruhe und Unbesorgtheit über unser Dasein bringt. Der Kreislauf wechselseiner Erscheinungen in dem unermesslichen Gebiete der Schöpfung ist so regelmäßig, und in seiner Regelmäßigkeit so fest, daß er sich mit Zuverlässigkeit vorher berechnen läßt; und wir wünschen uns Glück, darauf unsre Einrichtungen bauen, darnach unsre Anordnungen für die Thätigkeit und die Geschäfte unsers Lebens treffen zu können. Oft hat sie uns zur frohen Bewunderung hingerissen, diese erhabene, friedenvolle Eintracht aller Kräfte und Gesetze in den Werken des Allmächtigen, und in ihrem Anschauen rufen wir innigst gerührt aus: Wie groß, o Herr, ist deine Güte, daß die Menschen unter dem Schutze deiner Flügel so sicher auf Erden wohnen!

Aber auf der andern Seite dürfen wir, wenn wir unsern Zustand und unsre Lage richtig und vollständig würdigen und übersehen wollen, es nicht unbeachtet lassen, daß in eben diesem Schooße einer ruhigen und friedenvollen Natur, wie in dem geordneten Verein der menschlichen Gesellschaft, doch auch ungeheure Kräfte liegen, die, bald durch unbekannte, bald durch bekannte Ursachen angeregt, oft pöthlich einen ganz andern Charakter annehmen, und dann in ihren Äußerungen eben so furchtbar, als in ihren Wirkungen zerstörend werden. Eine sanfte, freundliche, segnende Liebe und ein drohender zerstörender Ernst sind auch hier wunderbar gemischt und innig verbunden; und wenn jene das Herz mit dem süßen Gefühl des Vertrauens erquickt, so soll dieser es mit tiefer Ehrsucht und frommer Sündenflucht erfüllen. Ja, m. A., es ist nicht umsonst und geschieht nicht ohne Absicht, daß wir die Erde oft in einen schrecklichen Schauplatz der Zerstörung sich verwandeln sehen, und daß dann, wenn alles wankt und unsicher wird, die sonst sanfte Ansprache in der Natur sich in erschütternde Donnerstimmen verwandelt: sie sollen nicht nur das Ohr, auch das Innere sollen sie erschüttern und es mit dem in sich geklärten Ernst des Nachdenkens und einer strengen Erbsprüfung erfüllen. — Durch das Unglück unsrer Zeit sind wir schon längst in diese ernste Ansicht eingeführt; wir stehen jetzt da, still und nachdenkend, und sehen es weiter nach Norden ziehen, das schwere Kriegswetter; ungeheure Kräfte ringen um Leben und

1) Kufemann Friedrich Orlert ward geboren den 5. April 1770 zu Hamm in der Grafschaft Mark. Seit 1818 ist er evangelischer Bischof.

Ich mit einander, und mit Entsetzen sahen wir in diesen Tagen eine große und volkreiche Stadt in Rauch und Flammen aufgehen und größtentheils von der Erde verschwinden. Die Eindrücke, die dieses furchtbare Ereigniß so allgemein und tief gemacht, beugen wir mit Recht auch hier zur Sprache, um dem, was von gerade das Herz voll ist, eine richtige Richtung zu geben. Denn ich müßte das Wesen der menschlichen Seele, die Bestimmung der Religion, den Werth eines zu seiner Zeit gesprochenen Wortes, das Beispiel der Propheten, das Beispiel Jesu und seiner Apostel nicht kennen, wenn ich nicht unterlassen wollte, was eben jetzt alle Gemüther beschäftigt. Um nun die Sache von der rechten Seite zu fassen, wollten wir hören, was Jesus unser Herr über die Zerstörung und den Untergang der großen, prachtvollen und volkreichen Hauptstadt des jüdischen Landes sagt im Evangelio des Lukas, Kapitel 19, Vers 41 bis 44.

„Als Jesus nahe bei Jerusalem kam, sah er die Stadt an und weinete über sie und sprach: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet; aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Mauer mit die eine Wallburg schlagen, dich belagern und an allen Orten angreifen; und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.“

Es ist das tiefe und schmerzvolle Gefühl, einer in Thränen sich auflösenden Wehmuth, womit Jesus sich dießmal Jerusalem nahet. Jerusalem war eine der größten und volkreichsten, der schönsten und prachtvollsten Städte des Alterthums, die Hauptstadt des jüdischen Landes und der alte Wohnsitz seiner Könige. Den Untergang und die Zerstörung des im ganzen Morgenlande durch merkwürdige Begebenheiten und ausgezeichnete Schicksale so berühmten und stark befestigten Reiches, der in der Größe seines Umfangs, in der Menge seiner Einwohner, in der Festigkeit seiner Mauern, in dem Reichthum seiner Schätze für eine Ewigkeit aufgebauet schien, die Zerstörung dieser Stadt kündigte Jesus im prophetischen Geiste an. Was er gewissagt hatte, ging, so unwahrscheinlich es auch damals scheinen mochte, nach dem Zeugniß der Geschichte in Erfüllung. Kaum vierzig Jahre waren verflossen, so geschah, was die vorhergesagten Worte ankündigten. Die damals mächtigen Römer belagerten unter der Anführung ihres Feldherrn Titus Vespasianus die unglückliche Stadt; und ihre endliche Eroberung stellt das furchterlichste Beispiel der Zerstörung auf, das je auf Erden in dieser Art sichtbar geworden ist. Zu der großen Anzahl ihrer Einwohner, die auf eine und eine halbe Million angegeben wird, kam die Menge von Fremden, die eben in diesem Zeitpunkt aus allen Gegenden dahin gestreut war. Eingeschlossen von den Belagerern, entstand in dieser ungeheuren zusammengebrängten Volksmasse im Innern Empörung, und von außen wurde sie von allen Seiten eingeschloß. Jerusalem wurde in Brand gesteckt, und nach der Zerstörung einer in Flammen aufgehenden Stadt — wer kann es ohne Entsetzen hören? — mehr als eine Million Menschen um's Leben.

Solche entsetzliche und furchtbare Beispiele der Verheerung stellt freilich die Geschichte nur wenige auf; aber im Ganzen genommen bleibt das menschliche Geschlecht und die Erde, welche es bewohnt, zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen sich gleich; und von Jahertausenden her, vom ersten Uebermörder und von der Sündfluth an bis auf den heutigen Tag, bis auf die furchtbaren Ereignisse unserer Zeit, bis auf die vor kurzem in Feuer und Flammen aufgegangene große und volkreiche Stadt, ist unsere Erde ein Schauplatz schrecklicher Zerstörung gewesen. Laßt uns auf diese Zerstörung jetzt ernst und wehmuthvoll blicken, und, um sie gehörig zu würdigen und zu

übersehen, sie in ihrem Umfange zuerst kennen lernen, dann aber auch beherrigen, was diese Wahrheit auf uns wirken soll.

Können wir unsere Erde als einen Schauplatz der Zerstörung nachdenkend in's Auge, und wollen wir diese in ihrem Umfange übersehen, so dürfen wir nicht lange suchen; sie ist so allgemein, daß wir sie überall erblicken, in dem weiten Gebiete der Natur, in dem Leben aller Menschen und in den Schicksalen ganzer Völker. Dies laßt uns jetzt einzeln der Reihe nach ungestört erwägen.

Schon in dem weiten Gebiete der Natur erblicken wir überall das, bald still und geräuschlos, bald laut und im wilden Tumulte, suchbar wallende Gesetz der Zerstörung. Im ewigen und festen Kreislaufe bewegen sich die gleichförmigen Wechsel der Jahreszeiten; aber dieser auf- und abrollende, in einander greifende Wechsel, was ist er anders, als ein unaufhörllicher Kampf schaffender und zerstörender Kräfte? Still und unaufhaltsam nagt die Zerstörung an einem jeglichen Leben; und in einem jeden Leben liegt der Keim des Todes. Nur ein gewisses, festlicher Kreatur eigenthümliches und abgemessenes Maas von Kraft und Lebensdauer ist in das Ganze der Schöpfung ausgegossen; und in ihrer verborgenen und geheimen Werkstätte regen, mischen und verknüpfen sich die tausendfachen Wesen, die unaufhörllich zusammensetzen und das Zusammengesetzte wieder auflösen, die hervorbringen und das Hervorgebrachte wieder zerstören, die beleben und das Belebte wieder tödten. Es ist der Weber der Auflösung und Verewigung, aus welchem die Natur im Frühling ihrer verzüngten Gestalten wunderbar formt und schmückt; angehaucht und belebt von dem Athem einer besuchenden Wärme, steht dann das Geschaffene in schöner Lebensfülle da. Aber nicht lange, so verbirgt der Glanz tausendfacher Farben, das regle Leben stirbt ab, der herannahenden Winters kalte Hand verwanbelt das schöne Fleckkleid der Natur in ein Leinentuch, und die frohe Zeitlichkeit in eine ebe, hie und da nur von Grabesstimmen unterbrochener Stille. Der Boden, auf dem wir wandeln, ist hie Erde und der Staub aufgelöst und zerstörter Geschöpfe, die sonst wuchsen, kühnten und lebten; und in ihren Auflösungen enthielten sie die Stoffe zu neuen Belebungen. Und dieser ernste, ruhige Wechsel, der in seinen gleichförmigen Erscheinungen ungestört und still, das eine Jahr wie das andere, als ein Engel des Lebens, als ein Engel des Todes, an uns vorübergeht: wie oft erhält er eine ganz andre Gestalt und nimmte den suchenden Charakter einer wilden und schnellen Zerstörung an! Wie gewaltig und schrecklich sind die Kräfte der Natur, wenn sie in Aufruhe gerathen und mit losgelassener Wuth auf ihrer Riesenbahn fortschreiten! Mit welchen zerstörenden Waffen sind gerüstet die Krüche der Wolken, die Stöße der Stürme; die Feuerstrahlen der Hitze, die schlagenden Wogen aufgetretener Ströme! und wie ohnmächtig ist aller Menschen Kraft, diesen Aufruhe zu dämpfen, diesen Tumult zu stillen, diese Ausbrüche unschädlich zu machen! wie vielen Tausenden, die sie treffen, belegen sie Tod und Untergang! Nein, wir können unsere Erde nicht ansehen, ohne einen Schauplatz schrecklicher Zerstörung in ihr zu erblicken: überall schon sehen wir diese Zerstörung in dem weiten Gebiete der Natur.

Und eben so in dem Leben aller einzelnen Menschen. Denn mit dem Körper, welcher sie umgibt, sind sie ja ein schwacher, zarter Theil eben dieser Natur, gehören zu ihr, leben in ihren von unübersteiglichen Grenzen fest eingeschlossenen Gebiete, sind umringt von ihren Kräften, unterthan ihren gewaltigen Gesetzen. Ach, wie schwach, wie bald erschöpft ist das, was der Mensch seine Lebenskraft nennt! wie ist sie von allen Seiten mit Gefahren umlagert, die in jedem Augenblick sie zerstören können! Auch in dem regsten, kräftigsten Leben liegen die Keime der Zerstörung, die bald schneller, bald langsamer sich entwickeln, und der Strom fliehender Sekunden eilt so rasch, so unaufhaltsam

vorher, daß mit jedem durchgelegten Augenblick der Letzte auch näher herbeigerückt ist. Wie furchtbar und schauerhaft wüthet die Gewalt der Zerstörung in der großen Kinderwelt! wie lang ist auf jedem Begräbnißplatze die Reihe derer: bigter Säuglinge! Wie Viele, die in der Mitte des Lebens und in der vollen Kraft derselben stehen, werden plötzlich weggerafft; und wie gehört es zu den seltenen Erscheinungen, ein Alter zu erblicken, das es auf achtzig, neunzig Jahre brachte! Und wie darf uns das wundern? Denn, abgesehen jetzt von denen, welche durch den Mißbrauch ihrer Kräfte die frühe Zerstörung derselben selbstverschuldet herbeiführen: kann nicht die Luft, die wir athmen, die Nahrung, die wir genießen, der schnelle Wechsel der Witterung, die auf uns einwirkt, die Arbeit, welche wir verrichten, ein fallender Körper, der uns trifft, ein unvorsichtiger Schritt, den wir thun, ein unglücklicher Zufall, der uns begegnet; dies alles, was keine Klugheit vorherzusehen und keine Vorsicht abzuhalten vermag, kann es nicht so bald den schwachen Lebensfaden zerreißen und unsern Staud sammeln zum Staube unserer Väter? Die vielen Millionen, die vor uns waren, rief auf die furchtbare Gewalt der Zerstörung; kein Glodenschlag erlöset, was sie nicht ihrer Opfer hinrafft, und — furchtbare Vorstellung! von allen Menschen, die jetzt auf der großen, weiten Erde wohnen, wird nach einigen Menschenaltern auch nicht Ein Mensch mehr auf Erden sein. Ach, wie schwanken, schwach und gedrehtlich, auf den dahinausgehenden Wegen der Vergänglichkeit; Einer nach dem Andern sinkt in ihren Schooß, und auch uns wird sie hinabziehen, wie Alle, die vor uns waren, wie Alle, die nach uns sein werden. Ja, ein Schauspiel der Zerstörung ist unsere Erde, wie in dem weiten Gebiete der Natur, so in dem Leben aller einzelnen Menschen.

Laßt uns, um dies furchtbare Bild zu vollenden, noch hinzusehen: auch in den Schicksalen ganzer Völker und Nationen. Denn wie in der Natur die in Aufruhr gebrachten Kräfte, so beschleunigen die in Wuth gesetzten Leidenschaften der Menschen den ohnehin schon raschen Gang der Zerstörung noch mehr, und führen hartnäckige, blutige Kämpfe herbei, die nicht selten in einigen Stunden verheeren, was Jahrhunderte gebaut haben. Wie wenig wird dann das Leben der Menschen geachtet! wie stürzen sie dann in mörderischen Schlachten zu Tausenden dahin! Wie werden dann, wo das Ungeheuer des Krieges sich hinwirft, die fruchtbarsten Fluren verwüthet, die volkreichsten Gegenden verödet, und Dörfer und Städte ein gräßlicher Raub verzehrender Flammen! Und wann hat diese Gestalt schrecklicher Zerstörung so anhaltend, so entseßlich ihre zersetzende, blutige Geißel geschwungen, wann hat sie unsre Erde so in einen Schauplatz der Verwirrung und Noth verwandelt als in unsern Tagen? Wann haben, der Reihe nach, ganze Völker und Nationen mit einer solchen Erbitterung und Wuth geungen? Wann war der Gang der Dinge so gewaltig, so hinführend, so räthselhaft verwickelt, so thatenreich, so im vermalmen den Umschwunge, eine große Begebenheit die andere drängend, als in unserem Jahrhundert, das, eingetragen mit blutigem Geißel in die Jahrbücher der Geschichte, als ein einziges da steht, und welches zu fassen unsere Nachkommen Mühe haben werden? So schließen sich denn die neuen Zerstörungen an die alten an: von Jahrtausenden her bis auf den heutigen Tag war der Jammer blutiger Kriege das Schicksal der Menschheit; wo wir unsern Blick auf die weiten Räume der Erde und ihrer Geschichte auch hinwenden, ein jedes Land, ein jedes Zeitalter ist mit Verheerungen angefüllt; überall sehen wir die Trümmer vormaliger Völker, überall die Zeugen der Wuth, womit die Völker kämpften. — So erscheint uns denn die Erde von allen Seiten als ein Schauplatz der Zerstörung; aus dem Abgrunde der Vergangenheit vernehmen wir ihren dumpfen Wiederhall, und aus der Gegenwart bringt ihr schöhnendes Angst- und Klagegeschrei in unser Ohr und Herz.

Entsehlte Ansicht! So traurig sie ist, so wahr ist sie, laßt uns beherzigen, was sie auf uns wirken soll. Und da kann ich mich kurz fassen: sie soll uns erschüttern; sie soll uns los machen; sie soll uns erheben.

Sie soll uns erschüttern. Es wäre ein Unglück, wenn die Wahrheit, die jetzt unser Gemüth bewegt, uns anhaltend gegenwärtig wäre. Sie würde die Freude am Leben uns vertreiben, und uns alle Lust und allen Muth für unsere Pflichten, Arbeiten und Verhältnisse rauben. Aber bei dem starken Hange, uns alles um uns recht ruhig und bequem zu machen, bei der ungläublichen Sicherheit, in die wir uns so gern mit unsern Gefühlen, Genüssen und Erwartungen versenken, thut es Noth, sich an diese furchtbare Wahrheit von Zeit zu Zeit in ersten Stunden zu erinnern und ihnen, wenn gleich schmerzlichen, doch heilsamen Erschütterungen das Herz zu öffnen. Was hilft es, daß wir über unsern wahren Zustand uns selbst täuschen und ihn uns anders denken, als er wirklich ist? Er ändert darum seine Natur und Beschaffenheit nicht; und seine Wechsel sind, wenn sie uns treffen, um so angreifender, je weniger wir sie uns vorher gedachte haben. So schwinde denn der Zauber der Verhöhnung, und der stille Ernst einer ruhigen Besonnenheit verdränge das Gaukeispiel eiliger Hoffnungen. So fasse denn Jeder hell und klar die Ansicht von seinem Leben in's Auge, welche die wahre ist, und halte sie fest. Suche, erarbeite und genieße Jeder immerhin das Angenehme, Schöne und Gute, das seine Lage ihm pflichtemäßig gestattet; aber er vergesse es auch nicht, daß er auf einer Erde lebt, die von allen Seiten ein Schauplatz der Zerstörung ist. Denn siehe, diese Zerstörung kann jeden Augenblick ihren gewaltigen Arm auch nach die ausstrecken und zerschmetternd dich treffen. Du weist, mit gewaltigen Kräften ist die Natur ausgerüstet: bewaffnen sie sich gegen dich, so mußt du ohnmächtig erliegen. Du weißt, in die selbst trägt du die Keime der Zerstörung: entwickeln sie sich, so schüßt dich keine Liebe, so rettet dich keine Kunst. Du weißt, gewaltig toben die Stürme des Unglücks, die ganze Völker erschüttern: fassen sie auch dich, so zertrümmern sie in Augenblicken, was du in Jahren bauest. Du wünschst in Ruhe mit den Deinen noch lange zu leben. Gott verleihe es dir! Aber wer gibt dir die Bürgschaft, daß nicht schon in der nächsten Nacht die Donnerstimme in dein Schlafgemach dringt: Mensch, bestelle dein Haus, du mußt sterben. Erschüttern soll uns die erste Wahrheit: die Erde ist ein Schauplatz der Zerstörung. Und eben darum soll sie uns auch

los machen. Gebunden, mit tausend Fäden gebunden sind wir an's Leben und seine Verhältnisse. Sie fassen das Herz von seiner zartesten Seite, halten es fest und umschlingen es mit freundschaftlichen, köstlichen Gütern; auch ist es heilig und recht, diese süßen Bande, welche Natur und Liebe knüpfen, zu ehren und in ihnen das Leben zu halten und zu genießen. Froh und zuversichtlich schlage darum das Herz in dem stillen, selbigen Kreise, den die Unfreien liegend um uns ziehen; und leicht und heiter bewege sich unser Lebenssinn in unserm Verufe, den wir lieb gewonnenen. Aber dabei rette und bewahre unser Geist sein köstliches Gut, seine Freiheit; und nichts, wie süß es auch sei, nehme ihn so gefangen, daß er dienstbar werde einer andern Herrschaft als der seinigen; nichts fessle ihn so, daß er verliere mit dem Verluste des Irdischen auch die Kraft der Selbstständigkeit und die Würde der Ruhe. Nicht Eigenthum, sondern ein anvertrautes und geliebtes Gut sei uns selbst das Liebste und Beste, wie nahe es auch dem Herzen liegt. Als etwas, das jeden Augenblick von der Hand der Zerstörung uns genommen werden kann, werde Alles von uns gewürdigt und genossen, und nichts überschätzt, nichts über die Gebühr geliebt. Dies ist die herrliche Höhe der Kraft und der Freiheit, zu der uns das vom Himmel gekommene Christenthum erheben kann und will. Besetzt vom seinem

Geiste sollen wir frei werden vom Dienste, des vergänglichlichen Lebens, und uns muthig erheben zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Auf Erden wandelnd, aber mit dem Herzen einer höhern Ordnung der Dinge angehörig, sollten wir uns freuen, als freuten wir uns nicht, sollten wir laufen, als besäßen wir es nicht, sollten wir dieser Welt brauchen, aber nicht missbrauchen; denn das Wesen dieser Welt vergeht. Ja, das Wesen dieser Welt vergeht: darum wollten wir von uns thun, was den freien Geist fesselt, das aufstrebende Herz beengt und wie unnützes Gephäst die kurze Reise durchs Leben erschwert. Die erste Wahrheit: unsere Erde ist ein Schauplatz der Zerstörung -- soll uns los machen, und dann auch noch

erheben. Denn in welchem Gebiete toben die Elemente der Zerstörung? wo tauschen ihr Wagen? wo lodern ihre Flammen? Es ist nur die Welt der Körper, die ihre Gewalt ergreifen und wo sie ihr Gesetz geltend machen kann. Zu ohnmächtig, die ihr gezogenen Grenzen zu überschreiten, gehet der edlere Theil in uns, der unsere Menschheit abet und seine hohe Würde verbürgt, einem höhern Reiche an, das die grobe Materie verschmäh, den verwandten Geist zu sich emporzieht und ihn in seine heilige Obhut nimmt. Fürchtet euch nicht, eifert der göttliche Erlöser, auf den die Wuth irdischer Zerstörung einbrang, fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht mögen tödten! und sein Apostel spricht: Unser Bürgerrecht ist im Himmel. Erheben auf den Flügeln der ewigen Hoffnung, die in uns ist, wollen wir uns also zu dem hohen Standpunkte der Christen, wo, das feste Haupt im Sonnenstrahl, der Zerstörung dunkle Wolken unter unsern Füßen hingehen. Mögen bei'm Anblick irdischer Verheerungen, wie einfiel die Augen des Erlösers, so auch unser Augen Thränen tiefer Wehmuth vergießen; wir wollen uns fassen und muthig uns behaupten in dem Bekenntniß: Der Herr ist unsere Zuflucht und unsere Zuversicht für und für. Mag der Gang der Dinge immer fürchterlicher und jammervoller werden: in und ist der Glaube der Christen; und ausschauend zu der höheren Hand, die mit allmächtiger Kraft das Ruder des Ganzen führt, sehen wir in den Stürmen die Ruhe, in der Zerstörung eine neue Ordnung, in der Nacht verhängnißvoller Tage die Morgenröthe besserer Zeiten. Mag alles Äußere schwanke: wissend, an Wen wir glauben, stützt und befestigt sich immer tiefer unser Inneres, und unerschrocken rufen wir aus: Wir fürchten uns nicht, wenn auch die Welt unterginge, und die Berge mitten in's Meer sanken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungefläm die Berge einstiele. Der Herr der Himmelsheere ist mit uns; der Gott unserer Väter ist unser Schutz. Amen.

II.

Der Friedensgruß des Auferstandnen.

Am ersten Osterlage.

Von D. Johann Heinrich Bernhard Dräseke, Pastor in Bremen *).

Wenn in der Kirche, geliebte Mittheilen, ein Unterschied sein kann zwischen dem Gestern, dem Heute, und dem Morgen: so besteht er allein darin:

1) Dräseke ward geboren 1774 zu Neunshweig, war zuerst evangelischer Pfarrer zu Magdeburg, hat jetzt seine Aemter niedergelegt und lebt zu Potsdam.

Die *Abgeschlossenheit* heißt in der Kirche „heute;“ denn sie ist da. Die *Sünde* heißt in der Kirche „Gestern;“ denn sie ist vergangen. Die *Seligkeit* heißt in der Kirche „Morgen;“ denn sie ist im Anzug. Ein anderes „Gestern, Heute, Morgen“ kennt die Kirche nicht. Darum ist auch der zweite Festtag kein Nachhall nur vom ersten. Dieselbe Eine hohe Feier geht durch das ganze Fest, vom Aufgang bis zum Niedergang.

Wöchtet ihr das fühlen! Wöchtet das Amen des Himmels und das Hallelujah der Erde, das dem Auferstandnen gilt, heute, wie gestern, und morgen, wie heute, von euch vernommen, von euch gesungen werden, und *Osterwiesen* in alle eure Dinge und Geschichte euch bezaubeln!!

Bedürft ihr dessen — und wer bedürfte nicht? — so sonnet euch im Strahl der letzten Osterandacht, und singet gemeinsam:

Die Gemeinde:

Jesus lebe! Sein Heil ist mein!

Ihm geheiligt sei mein Leben!

Meines Daseins will ich sein

Und der Sünde widerstreben.

Er verläßt den Schwachen nicht:

Dies ist meine Zuversicht.

Text: Joh. 20, 19 — 23.

Lasset euch zu Ruche sein, Anbätiger, als sei der Auferstandene in eure Mitte getreten, wie er einst unter die Seinen trat, und wäre sein: Friede! hier erschollen, wie dort. So lasset euch zu Ruche sein.

Siehe! Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende; diese Verheißung hat er gegeben. Diese Verheißung erfahret, und fühlet in dieser Stunde nichts weiter als sein: Friede mit euch! in euren Herzen.

Es ist wahr, ein übtlicher Gruß war jenes: Friede mit euch! Und ein Gruß, konnte man denken, ist ein Höflichkeitwort. Dergleichen hat nicht viel auf sich. Jesus aber meinte im Worte allemal die Sache. Vor Allem diesen Gruß, weil die Bestimmung des Weltensüßers sich in ihm aussprach, behandelte er mit Nachdruck. Denket an die Äußerung vom letzten Abende vor seinem Tode: Den Frieden lasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch, nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Wie, wenn bei uns jemand spräche, einleitend: „Guten Tag, ihr Lieben; doch, nicht „guten Tag!“ über dem Herzen weg. Ich sage: guten Tag! aus voller Seele. Denn guten Tag möchte ich bringen.“ So der Hellsand.

Im Texte ist das Gewicht, welches er auf den Gruß legt, noch fühlbarer. Das beim Kommen ausgesprochene: Friede! wiederholt er nicht nur stetlich, nachdem er den Jüngern Seite und Hände gezeigt hat. Er bringt das Ganze jenes Kommens zu ihnen damit in Verbindung. Die Worte: Gleichwie mich der Vater gesandt hat, also sende ich euch, sind so gestellt, daß sie nur den Sinn haben können: ihr sollt Friedensherode sein, wie ich der Friedensfürst bin. Frieden, den verlorenen, den fehlenden, traget in die Welt. Damit ihr ihn aber bringen könnt, habet ihn!

Und als er das sagte, blies er sie an und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist! Was kann dies nach dem Zusammenhange heißen, als: Nicht Friedensruß als sein, Friedensgeist empfanget von mir. Ihn athmet ein, ihn hauchet aus.

Woll endlich der wahre Friede nur einziehen kann in die Seele, die der Vergebung ihrer Sünde sich freut und von dieser Vergebung eine tiefe Gewissheit empfängt: so fügt der Friedensfürst zu jener Friedensweise den Friedensauftrag: Vergebung der Sünden in seinem Namen zu erteilen. Welchen

the die Ehre erlassen, spricht er, denen sind sie erlassen; welchen the sie behalten, denen sind sie behalten.

Vergleichen noch zwei andere Stellen mit diesem Auftritte: Erstlich und seinem spätesten Zusammensein mit seinen Jüngern die Worte: Gehet nun in die Welt und prediget nun das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der ist ein Kind des Verdammniß (Marc. 16). Dann aus einer frühern Zeit das Gebot an die Eiesig bei ihrer Aussendung: Wo the in ein Haus kommet, da sprechet: Friede sei mit diesem Hause! Und so daselbst ein Kind des Friedens sein wird, so wird euer Friede auf ihm ruhen. Wo nicht, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden (Luk. 10).

Der Friedensgruß des Auferstandenen hat seine Eigenthümlichkeit ausgesprochen, Geliebte.

Hauptsache ist nun, daß the den Frieden selbst euch anheften können, wie der das the

sein Wesen erkennt,
seinen Besitz erfährt,
seine Bedingung erfüllt,
seine Wirkung erfährt.

Ich habe im Namen des Auferstandenen für dich Jesu nichts weiter an eure Herzen zu legen, als dies. Möchte ichs euch anheften können, wie der Abend lichte Stille über die Thur haucht

1.

Friede mit euch! (spricht der Auferstandene. Wolltet juerst das Wesen seines Friedens erkennen. Das sein: Friede! kein leerer Weltgruß, vielmehr ein voller Gotteshauch ist, bemerken wir schon. Er muß indeß außerdem noch von folgenden Seiten betrachtet werden.

Zuerst ist er kein Geschenk an die Jünger allein; er soll durch sie in die Welt gehen.

Er ist aber so wenig ein Vorrecht jener Tage, welche der Wandel Christi verkündete. Wie noch heute wechselt das wechselnde, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht: so besteht noch heute das Beständige, die auf Christusum gestellte und in Christo erfüllte, von einer Zeit aber zur andern mehr und mehr sich vollendende Verheißung: Friede auf Erden! Auch zu dieser Osterversammlung hat sich der Tempel Gottes nur geöffnet, um dies zu bekräftigen.

Er ist endlich keine bloße Veränderung unseres äußern Zustandes, der Friede des Auferstandenen, wiewohl er auch diese bewirkt, er ist Erneuerung im Geiste des Gemüths; er ist nichts Geringeres, als der in Gott Ruhe, einig, vergnügte, über die Welt und the unruhiges Wesen erhabene Sinn. Eben darum, wenn dieser Lebenshauch durch die Schöpfung geht, schlägt alles zu Leben aus, was lebensfähig ist; das Weisheit am Bache, wie die Geber auf Libanon; und nur an dem, was einmal verdoert ist, sähet spur: und segendes der Geist vorüber. Ohne Bild: Ruft Jesus sein: „Friede!“ da ist nicht nur Allein so gut wie Gott, und wer den untersten Platz hat, so gut, als wer oben an steht; da heißt es gar oft, wie vor Alters schon: Die Hungerigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer. Nie aber möchte er mehr die Langrigen füllen, als an den Fellen, die ihn verherrlichen. Da soll Alles, da soll von den fernsten Enden, da soll aus den niedrigsten Hütten, da soll aus dem schwersten Bürden, da soll selbst das, was unter den Sorgen und Mühen, Nichtigkeiten und Eitelkeiten dieses Lebens wie begraben ist, her’el soll Alles, um bei dem Anhauche dieses Friedens sich zu besinnen, daß the: er Erde ein Himmel und im Himmel ein Hülant ist.

So ist es mit dem Frieden Jesu. Erkennet sein Wesen, Geliebte! das ist die erste Ermahnung dieser Stunde.

2.

Erkennt seinen Besitz! das ist die zweite.

Ist der Friede Jesu das, wofür wir ihn erkannt haben, der in Gott klare, einige, vergnügte, über die Welt und ihre unruhigen Wesen erhabene Sinn: so fehlt viel, daß wir ihn schon besäßen. Den Anfang mögen wir gemacht haben, und in den ersten Bügen die Süßigkeit kosten; dies ist der beste Fall. Allein auch aus diesem besten Fall können wir nicht aus Abnung das Glück, als aus Erfahrung. Und sollten schon alle auf diesem Wege sein? Der in Gott klare, einige, vergnügte, über den Schmerz und über die Lust der Welt, denn wer weiß, wo die meiste Unruhe ist! erhabene Sinn: zeigt er sich überall in der Christenwelt durch die Stellung der Völker, durch die Einrichtung der Staaten, durch den Verkehr der Bürger, durch das Leben der Familien, durch die Verschaffenheit der Herzen, durch die Richtung der Wünsche! Ueberall!

Doch was fragen wir die draußen sind! Und was geben sie uns an, daß wir sie sollten richten? Auf's eigene Herz die Hand! Und in den nächsten Kreis das Auge! Wohnt unter uns Friede? Des Gottesfriedens Heimath ist das Haus. Wohnt der Friede zwischen Gatten und Gattin, Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Bruder und Schwester, Herrschaft und Dienstknecht, Meister und Lehrling? völliger Friede? Des Gottesfriedens Hauptwerkstätten sollen Kirchen und Schulen sein. Ist der Friede bei uns in Schulen und Kirchen und keine Spur von Mißtrauen und Eigensinn, Haß und Abgunst, Parteierkeit und Parteilucht? Ach wie schön wäre der Ruhm! Aber, unser Ruhm ist nicht sein. Hierin ist unser Ruß nicht fein, und wer uns noch so gern leben möchte, klein würde er's nicht können. Vielmehe bedarfs der alten Bitte, nicht im Eueretelge der Bosheit und Schalkheit, sondern im Eufetelge der Lauterkeit und der Wahrheit Fleiß zu halten (1. Kor. 5, 6—8).

Hört die Bitte, ihr Ate, an die sie ergeht, und verschmähet sie nicht. Sie ist nicht ungerecht. Sie ergeht an einen Jedem nur so viel und so fern, als sie ihn angeht. Sie ist überdies nicht ungebührlich. Sie kommt nicht vom Anechte; wenn gleich durch des Anechtes Mund. Sie kommt vom Herrn. Sie ist noch viel weniger unfreundlich. Sie geht eben nur aus seiner treuesten Liebe hervor. Zu dem Guten möchte sie euch das Beste schaffen. Was könntet ihr erfinden, das unsere Stadt und jeden ihrer Bürger, das unsere Kirchen und jeden ihrer Genossen, das unsere Familien und jedes ihrer Glieder glücklicher machen müßte, machen würde, wenn wir's hätten! als der Friede Jesu? Ich frage: Was? Wißt noch so viel; wenn ihr den Frieden Jesu nicht kennt, versteht ihr das Beste nicht. Habet noch so viel; wenn ihr den Frieden Jesu nicht erlanget, besiget ihr das Beste nicht. Hört euch noch so viel; wenn ihr den Frieden Jesu nicht schmecket, genießet ihr das Beste nicht. Was ist es denn, daß Manche gerade durch ihr Wissen in Ungewißheit, gerade durch ihre Lebensgenüsse in Lebensüberdruß fallen? Was ist das? Und woher kommt das? Der Friede Jesu fehlt: Das ist es, und daher kommt es. Daher sind die Weisen so theilicht und die Begüterten so dürstig, die Lustigen so freudlos und die Umtagsfinder so voll langer Weile. Daher blicken sie nicht in die Höhe; denn da winkt nichts; noch in die Tiefe; denn da schreckt Alles. Daher achten sie keines Leidens, so lang die Verblendung dauert und wagen keinen zu hoffen, wenn die Augen endlich aufgehen. Daher werden sie nicht zu gut, weder vor anhängenden Gebunden, noch vor stehenden Begleitern, noch vor Arbeitern, die ihnen zur Last, noch vor Menschen, die ihnen zur Plage sind. Daher leben sie — ich will die Schilderung enden! — so unflät leben sie, so trotzig bald und bald wieder so zaghaft; und sterben so unruhig, wenn nun das Ende nachweiset, aus welchem

Kome das Lieb ging. Ja, der Glaube sogar ist in ihren Händen, weil sie keinen Frieden nicht haben, o Jesu, wie das Messer eines Kindes, oder die Fackel eines Blinden. Nicht Liebe, nicht Duldung lehrt ihr Glaube. Zwietracht und Haber säen und, während sie verfeigen und verdammen, mehren, sie thun Gott einen Dienst daran: das lehrt er. Darf er fehlen, der Liebe Jesu! darf er fehlen, Geliebte! O, er darf nicht fehlen. Er ist das unentbehrlichste Gut der Menschheit. Und doch fehlt er so sehr! Würdiget das, um seinen Besitz zu ersehen. Keine bringendere Bitte hat die letzte Andachtsstunde des Osterfestes.

Verlangt auch aber nach des Friedens Besitze, so

3.

erfüllt seine Bedingung. Das ist das Dritte.

Des Friedens Gruß bringet nicht immer des Friedens Segen. Wer kein Kind des Friedens ist, von dem lehret der Gruß zurück. Alles liegt daran, daß wir Kinder des Friedens werden. Und dazu macht uns werthet, die Gewißheit, bei Jesu den Frieden zu finden, und der Drang, bei Jesu den Frieden zu suchen. Beides unsperrlich zusammen und eins auf das andere ein- und durchdringend. Erfüllt die Bedingung.

Christus bringt Frieden über die von Streit und Kampf zerrißene Erde. Lasset euch das gewiß werden. Sein Leben und Leiden, Sterben und Auferstehen ist die Friedensgrundlage. Seine Bibel und Kirche, Taufe und Communien sind die Friedensdokumente. Und ein Friedensfest ist jeder Sonntag, — ach, daß er nur dafür gehalten würde, von Allen, denen ein Sonntag aufgeht! jeder Sonntag, der den Schlußact der Woche macht, um ihre Missethate aufzulösen, oder, wenn ihr so lieber wollet, an den Eingang der Woche tritt, um, wie ein Oberst mit dem Schwerte jedem Feinde, der mit blüthen möchte, den Weg zu sperren. Gewiß lasset euch das werden, Geliebte. Oder, müht ihr euch anderswo besser zu versuchen? Wo denn? Die Welt hat keinen Frieden. Der Wonne gibt keinen Frieden. Die Wissenschaft weiß nicht von Frieden. Die Kunst sterbt nicht nach Frieden. Wo Wein und Wein haben, blühet kein Friede. Und wo in Schuld und Ungebuld das Herz zergeht, da haucht kein Friede; nein! da nicht; und sähet ihr auch über euch den blauesten Himmel, und zu euren Füßen den lieblichsten Blumentepich ausgebreitet. Seit dessen gewiß, Christen, und werdet immer gewisser: Mitten in der tiefsten äußeren Ruhe sei doch kein Friede — ohne den Geist des himmlischen Friedensoffiziers. Das ist das Eine.

Doch dies Eine werdet ihr nie von Herzensgrund glauben, wenn ihr nicht in Jesu den Frieden sucht, wirklich sucht, aus Herzensdrang. O sanget an zu suchen! Und die ihr schon mitten darin seid, Glückselige, höret nie auf. An Jesum gehet euch hin. Bei Jesu lernet die Wahrheit erkennen, und in ihrem Lichte über Eitelkeit und Lüge wegkommen. Nach der Heiligung jaget, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird. So werdet ihr den Frieden, der nicht von dieser Welt ist, schmecken und von einer Stufe des Heils zur andern befriedigt.

4.

Seine Wirkung erfahren.

Das Beste würde diese Stunde euch schuldig bleiben, Geliebte, wenn sie in diesem Bilde eurer Osterandacht nicht anklingen ließe.

Wolltet ihr die Hauptgedanken nennen, unter welchen der Unfriede und die in ihm verflochtenen Sünde erscheint: so müßtet ihr Wahn, Haß, Furcht nennen. Das sind sie.

Lebt der Mensch ohne den Frieden Jesu, so kommt er ab von der Wahrheit, immer weiter ab. Er hat keine Lust an Wahrheit, keinen Sinn für Wahrheit. Indem er sich selbst betrügt, wird er tausend Täuschungen zum Raube.

Erst, wenn ihm die Wahrheit erscheint, das ist der ärgste Punkt seines Zustandes! erscheint ein Heer von Zweifeln, die sie wieder verdrängen, in ihrem Gesege. — Warum muß der Auferstandene, als er unter die Jünger tritt, ihnen Hände und Füße zeigen? Sie hatten seinem Wort von der Auferstehung nicht dreist geglaubt. So stehen sie an, der Erhellung zu trauen. Erst als sie gesehen, werden sie froh. Sie sind also in seinem Frieden noch Anfänger, und nur in der Folge, als sich in die Tiefen ihres Gemüthes der Glaube senkt, der die Welt überwindet, kommen sie über den Wahn weg. — Je mehr Liebe Jesu über uns kommt, Christen, desto mehr Wahrheit kommt mit ihm. Die Zweifel schwinden. Die Trübsümer gestehen. Das Leben in seinen höchsten Beziehungen wird klar. Klar und gewiß wird, woher wir sind, wohin wir gehen, wozu alle Dinge dienen, und wer sie mit nimmer werdender Hand lenkt. Klar und gewiß wird das; und was geheimnißvoll bleibt, hört auf, uns zu verwirren. Das ist für des Friedens Kinder die erste himmlische Friedenswirkung.

Lebt der Mensch ohne den Frieden Jesu, so kommt er ab von der Liebe, immer weiter ab. Er meint dann sich nur. Das Eigene, und zwar im Eigene das Schlechteste, das Eitle wird ihm Mittelpunkt seines Lebens. Diese Selbstsucht, die nur aus Wohlbefinden an sich Wohltwollen für andere fühlt, kann nicht Liebe heißen, weil sie den rechten Lebensmittelpunkt nicht hat, den wahrhaftigen Gott. — Warum muß der Auferstandene so nachdrücklich den Friedensgruß wiederholen, als ein neues und abermals neues Gebot, was er unter die Jünger tritt? Sie waren noch Anfänger in seinem Frieden. Die Scheidewand zwischen Juden und Heiden stand noch da. Und wie manchen Anlaß zu Mißverständnissen gab es fortwährend unter ihnen selbst! Erst in der Folge lernten sie lieben, vollkommener lieben; da kamen sie über den Haß weg. Zuerst konnte nichts von der Liebe sie scheiden, deren Geist sie hatten; nicht Trauerschmerz, nicht Angst, nicht Verfolgung, nicht Hunger, nicht Kälte, nicht Gefahr, nicht der Tod, nicht das Wüthetthum mit seinen Qualen. — Je mehr Liebe Jesu über uns kommt, Christen! desto mehr Liebe kommt mit ihm. Je mehr Liebe, da es nicht heißt: mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. Je mehr Liebe, die nicht nach Wind und Wetter sich umsieht, sondern eben, wenn der Wind sich aufmacht, am stärksten festhält. Je mehr Liebe, die, über die nächsten Gründe hinaus jeden Menschen als Bruder betrachtet und selbst Beleidigter nicht mehr hassen kann. Empfinden wir aber diesen Liebesgeist: welche Harmonie wird er unsern Empfindungen, welchen Zusammenhang unserer Thätigkeit, welchen Gewinn allen Menschen bereiten, die Gott an uns gewiesen hat! Das ist für des Friedens Kinder die zweite himmlische Friedenswirkung.

Lebt der Mensch ohne den Frieden Jesu, so kommt er von der Ruhe ab; immer weiter ab. Bald quält ihn, woher er Mittel für sein Befinden, bald, woher er Kraft zu seinen Leistungen, bald, woher er Trost über seine Sünden nehmen! Immer aber quält ihn etwas, was es sei und woher es komme, sollte es auch erst ein wenig müssen, oder mit dem Haaren herbeiziehen. Und Eins quält noch mehr als das Andere. — Warum muß der Auferstandene, wenn er unter die Jünger tritt, verschlossene Thüren finden? Aus Furcht vor den Juden, sagt die Erzählung. Hatten sie das Wort beherzigt gehabt: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, doch die Seele nicht mögen tödten: wie würden jene Furcht bei ihnen nicht finden. Sie waren noch Anfänger in seinem Frieden. Erst in der Folge gewann sie diesen Frieden völliger und völliger; da kamen sie über die Furcht weg. So waren, als die nicht haben und doch alles haben, weil der Geist der Ueberzeugung auf ihnen ruhte: der himmlische Vater weiß, was wir bedürfen. Sie waren als die Ungeliebten und doch Geliebten, weil der Geist der Verheißung auf ihnen ruhte. Sorgen nicht, was

Ihr reden solltet; es wird euch Alles zu seiner Stunde gegeben werden. Sie waren als die Sündigen, und doch Entschuldigten, weil der Geist des Amtes auf ihnen ruhte, das die Veröhnung predigt: welchen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen. O! die glückseligen Jünger! Wie lieblich, mag man von ihnen sagen mit Jesajas, wie lieblich sind auf den Bergen die Hüte derer, die da Frieden verkündigen und Aton die Botschaft bringen. Dein Gott ist König (62, 7)! — Je mehr Liebe Jesu über uns kommt, — o freuet euch, daß wir nicht minder bedacht sind! — desto mehr Ruhe kommt mit ihm. Haben wir denn den Frieden Jesu: dann mögen wir angestrengt zu thun haben; wir sind doch gutes Muthes, weil wir die Quelle kennen, aus der alle Kraft fließt. Haben wir den Frieden Jesu: dann mögen wir im Schuldhauche unseres Gewissens große Summen finden; wir sind doch voll Zuversicht, weil wir die Quelle kennen, aus der bei der Erinnerung an das Vergangene und bei dem Gefühle fortwährender Schwachheit aller Trost fließt. Kurz wir sind geborgen; denn der blickt uns, dessen Liebe größer ist, als Mutterliebe, und dessen Flügel reichen, so weite die Himmel erheben.

Habet ihr je Mangel gehabt? fragt Jesus beim Scheiden die Jünger. Sie antworten: Nie! keinen! — Geliebte! Nehmet die Versicherung als die letzte Eßergabe mit euch: ihr werdet auch nie Mangel haben bei Jesu. Die ihr schon sehr dergleichen bezeugen könnt, weil ihr lange schon mit ihm wandelt, gebet Zeugniß für alle, denen Zeugnisse noth thun. Ihr aber, die noch keine eigene Erfahrung zu solchem Zeugnisse berechtigt, sammelt Erfahrung. Wandelt in Jesu Gemeinschaft. Wandelt heut' und morgen und am Tage darnach; nur mit ihm, nur immer mit ihm, nur immer ganzer und voller mit ihm. Nimmet dann ein End' auf der Erde, und auch bei euch klopft in der Stunde, da alle Eitelkeiten zertrinnen, die Frage an: Habet ihr je Mangel bei mir gehabt? Verlasst euch darauf: ihr werdet nur sagen können: Heret! Nie! keinen! Wir haben Gnad' um Gnade, wir haben „das volle Heil“ aus deiner Fülle genommen. Amen.

Die Gemeinde:

Erinn're dich, mein Geist, ersucht

Des hohen Tags der Herrlichkeit.

Halt im Gedächtniß Jesum Christ,

Der von dem Tod' erstanden ist.

Hält alle Dankbarkeit für ihn,

Als ob er heute dir erschein.

Als sprich' er: Liebe sei mit dir!

So freue dich, mein Geist, in mir.

12.

Pre dig t,

gehalten in der Hofkirche zu Breslau am Sonntage nach dem
feierlichen Einzuge des Königs Friedrich Wilhelm IV. in
Breslau (XV. p. Tein.) am 19. September 1841,

von G. H. Guckew, Prediger an der Hofkirche und Professor.

Eine festliche Bewegung, wie unsere Stadt seit lange nicht, — vielleicht niemals — gesehen, hat in der verfloßenen Woche alle Bewohner derselben ergriffen. Das geliebte königliche Paar zog in unsern Thoren ein, feierlich und jubelnd von und Ären im Wettreifer begrüßt — begrüßt zum ersten Male, seit-

dem die Krone diese hohen Häupter schmückt. Wer unter uns, meine Geliebten, wäre von dieser Bewegung unberührt geblieben? Sei es, daß er zu einer unmittelbaren Theilnahme an dem Ausdruck der festlichen Freude berufen war, oder auch wenn er nur anschauend die Frier dieser Lage an sich vorbeibergehen lassen wollte. Sinn und Geist wurde doch in Jedem unwillkürlich von den großartigen Vorgängen angezogen, und wir können wohl sagen, daß für Stunden, für Tage Alles, was nicht in Beziehung zu jenen stand, wie aus dem Bereiche schaffender Hände, so aus dem Gespäch, der Berathung, ja aus dem Gedanklen selbst, verdrängt war.

Verdrängt, meine Anbachtigen, war vielleicht auch in manchem Gemüthe, was sich niemals verdrängen lassen sollte: vergessen vielleicht, was niemals im Gedächtniß verloren werden darf. Oder fand wirklich Jeder unter uns noch Raum im Geiste, daß durch die bunten Bilder glanzender Prunkts jene stille Erwägung, jene tiefe Betrachtung, welche über alle Herrlichkeit der Erde hinausdringt, nicht aus der heiligen, christlichen Heimath vertrieben wurde —? Sammelte sich wirklich in einem Jeglichen der gestaute Sinn, um wenigstens die Freude selbst in ihrem tiefsten Grunde zu erfassen, ihre eine bleibende Bedeutung abzugewinnen, und, wenn es möglich war, auch aus diesen flüchtigen Schaustellungen festlichen Gepränges sich legend einer Frucht gottseligen Nachdenkens zu bemächtigen —?

Wenn aber, wie wir bekennen müssen, die Unruhe der vergangenen Tage eine solche Sammlung des Sinnes nicht gestattete, wenn sie vielmehr nach einer ganz andern Richtung, als wir vor dem heiligen Geiste unserer Innern zu vertreten vermögen, die christlichen Gemüther bewegte; — wenn sie uns aber das Maas hinaus ersuchte, welches Gott, der heilige Gott, in den menschlichen Seelen den Eindrücken dieser Welt bestimmt hat: so müssen wir auch in dieser festlichen Freude, deren wir so gern gedenken, eine Gefahr erblicken, welche den christlichen Sinn bedroht, oder noch in dieser Stunde bedroht. Jene Gefahr meine ich, meine Geliebten, welche überall und immer und entgegen tritt, wo die Gewalt des Irreligiösen, die Macht der Erscheinung, alles Innerliche und Unvergängliche in das Gebiet ihrer Alleinherrschaft zieht, und in dem lauten Getöse der Welt die stillen Zeugnisse des Geistes untergehen laßt. Werdet Ihr, meine Geliebten, in euch inne, daß jene Gefahr auch Euch nicht fremd blieb: so findet ihr es gewiß auch mit mir an der Zeit, daß eine fromme Eindrücke in unser Inneres und zu uns selbst zurückführe, daß die desonnene christliche Betrachtung die Gewalt wieder gewinne, welche ihr übermächtige Eindrücke entreißen konnten, daß der Geist auch in den vergangenen festlichen Freuden einen Gewinn suche, und sie aus der eiligen Flüchtigkeit in den Segen bleibender Einwirkung verwandle.

Es ist jetzt wieder still geworden auf unseren Straßen: werde es auch wieder still in unseren Herzen! der sinnliche Eindruck hatte sein Recht, wenn wir jetzt aus ihm Gewinn und Frucht des Geistes zu ziehen im Stande sind, wenn die freudigen Gemüthe, denen wir uns hingaben, uns in dieser Stunde nur zu Erinnerungen an die ewigen Güter werden. Möge uns der Hög der Betrachtung, welche uns einen Rückblick in die vergangene Lage eröffnen wird, dem heiligen Ziele eines wiedergewonnenen stillen Lebens zuführen!

Evangel. Matth. VI, 24 — 34. Niemand kann zweien Herren dienen u. s. w.

Ungeachtet, meine Geliebten, trat mit eine bedeutungsvolle, innere Beziehung entgegen zwischen den ersten Worten des heutigen Sonntagsevangeliums! und den Betrachtungen, zu welchen die jüngsten Vorgänge, ihrer Natur nach, veranlassen mußten. Niemand kann zweien Herren dienen! — Das selbste Wort macht ernste Fragen rage, in unmittelbarer Verbindung mit dem,

was wir eben erlebt haben. Obwohl wir denn nicht auch einem irdischen Herrn, welcher als der alleinige Mittelpunkt jeder lebendigen Bewegung unter uns stehen! Und wir nicht vielmehr in dem Dienste, welcher sich auf diesen so ausschließend bezieht, der Dienst des ewigen Herrn, welchem wir niemals unterwerben sollen! Würden wir nicht jetzt wenigstens, wo wir den Lebensinhalt der vergangenen Tage in christlicher Besinnung bringen, die Befehle anerkennen, welche aus der Heidenmacht einer großen Auferstehung den inneren heiligen Gottesdienst zu hehrwürdigen breitet? — Das sind Fragen, meine Anbeter, welche wir heute nicht von uns weisen dürfen, heute, wo die empfangenen Einbrüche in uns Allen noch frisch und lebendig sind, doch so, daß sie besonderer Ermüdung Raum in der Seele lassen. In einem christlichen Rückblicke auf den festlichen Punkt der vergangenen Tage finden wir uns ja ohnehin durch viele Antriebe gehelmt. Mögen wir nur im Lichte des Wortes, welches das heilige Evangelium zu uns redet, erkennen, daß jener Rückblick und nicht die traurige Anklage einer Abirrung von dem einen rechten Dienste des Herrn befinde, sondern daß er ein dankbar freudiger sein dürfe: dann aber auch und der ersten Mahnung nicht verschließen, welche er uns der Augen brühen will.

In einem freudigen Rückblicke erwacht und wieder, meine Geliebten, wenn wir das Gedächtnis noch ein Mal vor unserer Erinnerung vorbeiziehen lassen. Daß das erhabene Fürstenthum zum ersten Male, mit voller Macht befestigt, in die alte Hauptstadt unseres Landes einzog; daß der irdische Gebieter nicht bloß aus der Ferne, der Kunde nach ein ungekannter Befehl der Gewalt, als solcher verachtet wurde, sondern in unmittelbarer Gegenwart und freudig nahe trat, damit auch wir ihn in einem volleren Sinne zu haben und zu befehlen glauben dürfen; daß er durch eine eben so herrliche als feierliche Begrüßung willkommen geheißen wurde: das war uns Allen eine hohe Freude. Ein neuer Bund schloß zwischen dem Könige und diesem Lande geschlossen, und wenn wir ihn als den nach göttlichem Rathschlusse geordneten Thron der Krone empfingen, so geschah es doch in der schönen Lausung der Liebe, als ob unsre Begrüßung die freie That eigener Wohlthat wäre.

Aber diese Freude dürfen wir uns heute nicht erst durch eine wiederholte Schilderung vergegenwärtigen! Sie trat Allen entgegen und ist von Vielen mit bezauberten Worten ausgesprochen worden. Auch ist es nicht unsers Amtes, zu den Darstellungen der genossenen Festfreude eine neue zu fügen. Vielmehr dränge uns alsobald das Evangelium, jene Freude, nicht in ihrer Ausfertigung, sondern in ihrem tiefer liegenden Grunde in unsere Seelen aufzusuchen, damit sie als eine geistliche, und eine gegen Gott dankbare, die Gestalt eines theuren und unverlierbaren Besizes gewinne. Niemand kann zu einem Herrn dienen! Nun denn, meine Geliebten, ist etwa der Spruch des Herrn an uns traurig wahr geworden! Haben wir etwa Einen Herrn geliebt, und den Anbeter verachtet oder vergessen? Sag etwa in der irdischen Gewalt, welche wir vereherrschten, lag ein Anspruch, daß über den Dienst Gottes ein Anderer sich verhebe! — Nein — das ist eben unsere hohe Freude, unser Dank zu Gott, daß er uns nicht in die traurige Wahl zwischen weltlicher Herrschaft gestellt hat; daß der Dienst des irdischen Gebieters nicht in Widerspruch steht mit dem des ewigen: daß wir den König mit ungeheilter Ehre Gottes ehren konnten.

Um so höher und herrlicher, um so inniger und dankbarer gestaltet sich diese Freude in uns, je mehr wir Vergleichen mit andern Zeiten und Völkern aufsteigen. Nicht immer und überall hat der zeitliche Dienst mit dem ewigen in Einklang gestanden. In jener Zeit am wenigsten, als der Zerfall des Römischen Reichs: Niemand konnte seinen Herrn dienen. Damals eben erstigte Mächtig und Gewalt der Welt den höchsten Gipfel und gewann in ihrer Erstbannung die Ge-

helt höchster Bestimmung. Das unermessliche Reich Roms hatte sich Einem Haupte ergeben, von welchem auch der kaiserliche Name als ein: höchstes Gewaltigen stammt. Dasselbe Haupt umgab man mit göttlichem Glanze. Man suchte nicht mehr, wie sonst, Göttergestalten am Himmel oder im Gedächtniß fernor sagenhafter Zeiten: er selbst der höchste Gebieter war der gegenwärtige Gott, auch der Erster und der Letzte der Mächte. Die Verherrlichung des Jüdischen war vollendet. Alles Verbotene, Jenseitige, Ewiges war herniedergezogen, um vor dem Thron gerichtet zu werden, hinter welchem Grab und Verwerfung vergeblich drohten. Man bedeckte und verhüllte alles Zukünftige mit dem Schimmer einer grenzenlosen, Gehorsam, Furcht und Andeutung fordernden Macht.

Dieser übermächtige Bau irdischer Herrlichkeit ist es eben, von welchem Christus so oft redet, als von der Welt, im Sinne der Feindschaft gegen seine göttliche Sendung; dies ist der prunkende Reichthum, welchem Er die Armuth und Niedrigkeit des Menschensohns entgegenstellt; dies ist das ausgesetzte Leben, gegen welches er nur ein still demüthiges Leiden hat; dies ist das laute Rufen des Triumphs über das Ewigke, welches erwiehrt und besiegt wird durch den leisen, still ungebörten Todeshauch eines von der Welt verurtheilten Sterbenden; dies ist ungleich, meine Geliebten, das Götzenthum, mit welchem der Dienst Gottes einen unaufhörlichen Kampf in beständigem Gebate hat. Jenes Götzenthum — es leht unter mancherlei Gestalten immer wieder zurück, es bedrückt immer vom Neuem das menschliche Geschlecht, es wird noch jetzt über gebundenen, geknechteten Völkern herrschend erblüht, welche das Evangelium noch nicht zum Dienste Gottes hat befreit können.

Wohet uns, meine Andächtigen! Abernig laßt es uns anerkennen, daß unter uns jenes Götzenthum der irdischen Gewalt überwunden ist. Wir erblickten ne nicht im Streite mit dem Dienste des Ewigen, sondern in Eintracht. Sie ist nicht wider das Reich Gottes, sondern in seinem Dienste. Unser irdisches Gebieter erhebt sich nicht als einen Herrn an der Seite Gottes, sondern er bekennt sich selbst als einen zu dem heiligen Dienste geweihten Knecht. Nicht ist hier der Ort und die Stunde, den christlichen Sinn des Königs mit profanen Worten zu erörtern: aber wir wissen es Alle, wie haben alle die Aussicht, daß von Ihm kein Anspruch aufgehen kann, welcher die Ihm gebührende Ehre in einen Widerspruch mit den Pflichten gegen Gott setzen würde. Er selbst will ein Heer der Freiheit sein — der Freiheit, welche auf das Evangelium gegründet ist. Wir wissen dies aus den ersten Anzeichen seines Regiments, aber wir dürfen noch Ausrufen: wir wissen. Er wird dem Geiste immer mehr Raum geben, damit Alles nach einer höheren Regel sich gestalte und bewege, als ein menschliches Gesetz abmessen und bestimmen kann. Er wird sorgen, daß unter ganzes irdisches und bürgerliches Dasein ein Raub fester, Gott weidigfälliger, Ordnung trete, denn Gott ist kein Gott der Unordnung. Immer mehr wird Christ und Staatsbürger im Innersten zusammenfallen: einzig und verklärt wird in einem Leben unter uns der bürgerliche Dienst und der Gehorsam gegen Gott zusammenrechnen. Ja, meine Geliebten, wie vor allen, die wir der evangelischen Kirche angehören, welche sich auch ihrer neuen Zukunft freut: wir müssen eine dankbare Kirche zu Gott haben, welcher uns nicht die schwere Verleumdung eines preiswürdigen Dienstes aufträgt. Wir können den König ehren, aber in der Furcht Gottes; ihn lieben, aber doch Gott lieben über Alles; aller Treue unterthan sein, aber in unseren Herzen doch keiner anderen Gewalt einen Platz aufweisen, als dem allerhöchsten Herrn im Himmel, vor dessen Willkür alles irdische Herrschen und Gebieten in eifigen Schein und Schatten verschwindet. O, erhebet ist diese Uebereignung, in deren Lichte allein und die durchdringende Hölle verflüht erscheinen, in deren Sicherheit allein der Blick auf die Vergeltung, welche uns so mächtig bewegen, ein dankbar freudiger sein kann.

Und dennoch, meine Geliebten, ob wir auch die rechte christliche Hochachtung der Festschreibe, in welche wir jurächtlichen, gefunden zu haben glauben, dürfen wir uns nicht der ernstlichen Mahnung verschließen, welche uns an eine Gefahr erinnert, der wir vielleicht nicht unversehrt entgingen sind. Nämlich als ob diese Gefahr in der Person dessen zu erblicken wäre, welchem unsere festliche Verehrung gewidmet war; nicht als ob ein ausgesprochenes oder verschwiegenes Grundsatz, nach welchem wir im freien Dienste Gottes bedroht gewesen wären, und mit der bangen Furcht hätte erfüllen wollen, daß wir irgend einem Götzthume ein vermuthliches Opfer brächten: sondern die Mahnung legt sich darum unabwieslich an unsere Herzen, weil uns in diesen Tagen das Irdische in ungewöhnlicher Herrlichkeit entgegen trat und umgab, weil in dieser entschiedenen Richtung des Gemüths auf dasjenige, was zunächst die sinnliche Auffassung beschäftigte und hinst, leicht der stille Mittelpunkt des göttlichen Lebens vergessen und verloren war; weil solche mächtige Eindrücke nicht allein während ihrer Dauer, sondern auch in ihren Folgen und Nachwirkungen eine Berufung zu jenem fremden Dienste in sich schlossen, vor welchem das heutige Evangelium warnt.

Im Allgemeinen, meine Anbachtigen, tritt uns überall eine Versuchung und Verlockung nahe, wo Kraft, Schönheit und Lust der Welt sich in einem übermächtigen Ganzen vereinigen. Erinnert euch nur, welchen beherrschenden Eindruck selbst die Natur in feierlichen Stunden ihrer höchsten Schönheit auf Euch machte! Und die Natur redet doch in einem reinen und lauten Zeugnisse von dem Schöpfer in unseren Herzen. Aber wenn wir unsere Augen gleichzeitig am hellen Firmament unter den Sternen sich ergehen lassen, wenn wir sie mit anhänglicher Befriedigung in das leuchtende Grün des Frühlings versenken, wenn wir Ehe und Herz mit freudiger Begehung den Tönen und Stimmen des Lebens öffnen, welches wie ein seliges Rauschen Gottes durch die ganze Schöpfung wandelt: ist und dann auch immer die heilige Majestät des Schöpfers lebendig nahe! Oder sind wir nicht vielmehr im Innern gereizt zu einer träumerischen Hingebung an die Gewalt, mit welcher und die Natur beherrscht, als wäre sie in selbstiger Nacht vollendet, und nicht bloß, auch in ihrer höchsten Schönheit, der Spiegel eines dunklen Meeres, in welchem wir den verborgenen Gott suchen und erkennen sollen —? Verhält es sich nicht eben so mit der Schönheit menschlicher Hervorbringungen? Vollendete Kunstgebilde, süß zusammenstimmende Töne, erquickende oder schmeichelnde Rede der Dichtung: das Alles ergreift den Geist, als wäre nun in der Herrlichkeit des irdischen Daseins und Klanges Alles, ja Alles beschlossen und vollendet; als könnte in des herrlichen Menschen Werk das unstillbare Verlangen nach dem ewigen Geiste seine Befriedigung finden und haben.

Nicht als je der sinnliche Trieb der Menschen sie mit Gefahr bedrohe, mit allem Denken und Wollen sich der Macht des Irdischen hingeben und in unterwerfen, sehen wir die gegenwärtige Zeit in der Richtung des Dienstes der Welt befangen. Jeder erstrebt mit aller Kraft, Mühe und Arbeit die Freude, die Lust und die Beschäftigung des Daseins: bewundert wird am meisten, was in einer schönen und erstreblichen Bekleidung des äußerlichen Lebens zu führen verheißt. Darum wird auch gekünstelter Kunst- und Gewerksleiß, vermehrter Verkehre, mehr als alles Andere gepriesen, was der menschliche Geist zu suchen und zu erstreben vermag. Auch bewegt sich gern die allgemeine Theilnahme um solche Formen und Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihr den ersehnten Instinct eines wohlgefügten und dauernden Bandes geben. Und wir Alle, meine Geliebten, müssen wohl bekennen, daß und diese allgemeine Richtung der Zeit nicht fremd geblieben ist. Aber wehn würden wir gerathen, wenn wir uns ihr ohne christliche Besinnung überlassen wollten? Welche Wirkung

bietet und die tägliche Erfahrung in der abschreckendsten Weise dar! So unterthänig erscheinen Viele dem Geiste der Welt, daß sie ihn allein auf den Thron erheben, von welchem das Geseß ihres Daseins ausgeht. Was ihrem Sinne als das Nächstste und Schönste erscheint, das ist ihnen auch das Höchste und allein jeder menschlichen Anstrengung Würdige. Alles Andere, wonach jemals menschliche Sehnsucht verlangte, ist ihnen ein leerer Traum geworden. Redet nur zu ihnen von dem, der ein Vater ist über Alles im Himmel und auf Erden; melket ihnen Eure stehende Weisheit von des Menschen Sohn, der für sie gestorben ist: kündigt ihnen an den Tröster, dessen Trost sie verachten: so werden sie sich von Euch abwenden, und nicht wissen, was Ihr sagt, wie Fremdlinge, welche die Zunge eines anderen Volkes vernehmen. Ihnen ist das Alles schon längst untergegangen in dem Ringen und Jagen nach der Vollendung ihres flüchtigen Daseins, in den täglichen Opfern, die sie den Götzen der Welt bringen, in dem verirrten Geiste, der kaum noch in ungehörtem Zersyren seines Ursprunges gedenkt ist. Sie haben Gott verloren, denn an ihnen ist der Spruch des Herrn erfüllt: Niemand kann Gott dienen und dem Mammon! Sie sind es, von denen jedes Wort unseres ganzen Textes gilt, denn sie trachten nach allem Anderen eher, als nach dem Reiche Gottes.

Eine solche Befinnung nun, welche sich völlig und ausschließlich dem Irdischen zuwendet, kann durch nichts stärker begünstigt werden, als durch eine Entfaltung irdischer Hebel, wie wir sie eben vor Augen hatten. Hier verbanden sich mit dem Glanze großartiger Bilder eblere Gefühle, welche aber nur dazu dienen konnten, unsere Gedanken um so mehr an die Gewalt der Erscheinung zu fesseln. Mitten in diesen Festen, in dem Jubel der Unzähligen, in dem Schimmer leuchtender Verzierung konnte wohl Jedem neben der Freude, die er mit empfand, auch die bange Angst ergreifen, ob nicht für alle diese Tausende, deren Jubelruf vernommen wurde, in dem Glanze des gegenwärtigen Einbruchs jedes andern von Oben flammende Leuchten erlöschen sei. Eine verüberragende Täuschung wenigstens konnte uns Alle in Besitz nehmen, als ob die Welt mit ihrer glorieichen Ausrüstung ihr alleiniges Recht auf unsere Theilnahme unumwiderprechlich an den Tag legte, und Alles, was wir sonst von dem Reiche Gottes dachten und begehren, als hohle Einbildung vor das Gericht der siegreichen Wirklichkeit gäbe.

Ach, meine Geliebten, für jede tiefere Betrachtung war wohl diese Täuschung des Triumphes der Welt leicht gehoben. Warum diese Mäuren, weil sie festlich geschmückt waren, weniger Thränen und Weh in der Verborgenheit, die sie umschließen? Diese Häuser mit allen Sinnbildern der Freude vergiebt und erleuchtet, herbergten sie darum weniger Klagen der Kranken und Seufzer der Sterbenden? Und die Menschen, weil sie im Festgewande pranaten, trugen sie darum weniger in sich den Geam der Sünde? Oder wenn auch in dem allgemainen Rufen der Welt für einen Augenblick das Zeugniß ihrer schmerzlichen Sehnsucht nach dem Frieden, den die Welt nicht gibt, verkümmert: mußte sie nicht in der nächsten Stunde, kaum daß das verlockende Gepränge dem Einmen entschweben war, mit doppelter Gewalt wiederum laut werden?

Nicht, um Euch zu betrüben, meine Geliebten, nicht, um das Andenken an empfundene Freuden in eine Klage zu verwandeln, erinnere ich Euch an die schmerzliche Wahrheit, welche hinter allem dem glanzvollen Scheine verborgen lag, und zu welcher der christliche Blick, sei es auch unter schmerzlichen Kämpfen, immer hindurch dringen muß. Niemals dürfen wir uns in dem Heiligtum unsrer Herzen von der Macht des Irdischen überwältigen lassen; niemals unser inneres Auge geblendet finden durch den eitlen Schein, welcher sich so gern an die Stelle der ewigen Wahrheit setzt; niemals die Geißel der Verlockung verkennen, welche uns zum Dienste des vergänglichsten Wesens berufen will.

Diesem Dienste lassen wir sein Recht, aber wir stellen ihm auch seine rechte Grenze. Wir bekennen uns der Erde anghängig, aber als Fremdlinge, deren Wandel im Himmel ist. Wir verehren die Gewalt, die Gott über uns gesetzt hat; wir lieben unsern König, und freuen uns von ganzem Herzen seiner Macht und seines Glanzes, wie wir auch gern unsere Stimmen in den Jubelruf eines treuen Volkes mischen; wir dienen ihm treu und eifrig, ein Jeder in seinem Berufe, aber das vergessen wir nicht, daß der entfernteste Schimmer der Vergewandtheit des ewigen Lebens in unseren Seelen stärker und heiliger leuchtet, als der vereinigte Glanz aller Herrlichkeiten der Welt; daß alle menschliche Freude und Vertheilung ihre Geltung findet nach dem Maße ihres Bundes mit der Liebe zu Gott; daß der Christ überall sich nur denjenigen Dienst aufzulegt findet, welcher sich nicht über oder neben den Dienst Gottes stellt. Und nur dann, meine Anbänger, wenn uns der Rückblick auf die vergangenen festlichen Tage neben der freudigen Bedeutung derselben auch jene ernste Mahnung vor Augen legt, welche wir jetzt haben aussuchen müssen: — nur dann wird er auch ein segensreicher sein, und aus den flüchtig hingeschwundenen Bildern einen bleibenden Gewinn in unseren Herzen zurücklassen.

O ewiger Gott, Herr aller Herren, segne das Haupt dessen, den diese christliche Stadt freudig als König begrüßt hat! Führe ihn ferner auf ebener Bahn! Erhalte und verleihe ihm königliche Gedanken und weise Rathschläge! Bewahre aber auch uns, lieber himmlischer Vater, die hohe Freude, daß wir in allem unserem irdischen Dienste doch nicht zweien Herren dienen! Laß unsern Herzen nach jeder Bewegung und Unruhe, die von der Welt kommt, immer wieder still werden zu dir! Leide nicht auf die Opferflamme des Geistes und der Wahrheit, die zu dir emporsteigt, und erhalte in uns aufgerichtet den Altar, der dir allein gehört, der du bist wahrer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

13.

Rede

im Feler der tausendjährigen Selbstständigkeit Deutschlands
am 6. August 1863 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin
vertragen von Dr. Philipp Marheineke¹⁾.

Geliebte in dem Herrn!

Ihr habt schon gestern das zur Andacht stimmende Geläut der Glocken vernommen und vielleicht gedacht, es müsse wohl heut ein Fest, ähnlich dem hohen Festen der Kirche, sein. In einem gewissen Sinn ist es allerdings ein Fest zu nennen, welches wir heute begehen: denn es ist das Geburtsfest unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes, das nun tausend Jahre bestanden hat, und müssen wir zwar vor Gott bekennen: tausend Jahre sind vor ihm wie Ein Tag, so ist und bleibt doch für uns Menschen ein so langer Zeitraum, ist er zurückgelegt, ein denkwürdiger Segensland, reich an Abwechslungen und Schicksalen und innigst verknüpft mit den heiligsten Angelegenheiten des Volkes. Ihr seid von uns sonst nur gewohnt, Lehren des christlichen Glaubens und Verhaltens zu hören, und wir hätten uns selbst, uns damit sehr tief in die bürgerlichen Angelegenheiten zu erstrecken; doch kann uns auch der Einfluß und die Wirkung unserer

¹⁾ Philipp Konrad Marheineke, Professor der Theologie und Prediger in Berlin, nach 1766 zu Oldesheim geboren.

Lehren auf die Verbesserung unseres bürgerlichen und öffentlichen Lebens nicht gleichgültig sein, und es hat der christliche Glaube selbst das Recht, in das Innerste des Volksthebens hineinzuwirken und es nach sich umzugestalten, wie es des Christenthums Art und Zweck gewesen ist vom Anfange an. Um so erwünschter muß uns denn die höheren Orts uns zugegangene Veranlassung und Aufforderung sein, uns hienü zum Lobe Gottes zu vereinigen und die großen Thaten Gottes an unserm Volk zu preisen. Da indeß dies nur schwach gelingen könnte, wenn wir nicht wüßten, woran wir anknüpfen könnten in euren Gemüthern, und nicht voraussetzen ist, daß Jeder hinreichend von dem neuen Gegenstande unserer Dankagung unterrichtet ist, so wollen wir uns, soweit das in der Kürze grüßchen kann, dem ausdeutlichen königlichen Willen gemäß, mit der fortschreitenden Entwicklung Deutschlands von seinem ersten Anfange an beschäftigen und darin, der geschichtlichen Wahrheit zufolge, das Kindesalter, das Jünglingsalter und das Mannesalter des deutschen Volkes unterscheiden. Der Herr lege seinen reichen Segen auf diese Betrachtung! Wir schließen dieselbe an die Worte des Apostels, welche wir lesen

1 Cor. 13, 11. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war Kling wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, hat ich ab, was kindisch war.

I.

Als zunächst das Zeitalter der Kindheit des deutschen Volkes.

Ein Kind, wenn es auf die Welt kommt, geräth mit Recht einen so nachdenklichen als vermüthigen Anblick. Es hat die große Bestimmung, in Christo ein Kind Gottes zu werden, aber es liegt alles noch unentwickelt in ihm verborgen; es hat, wie von Gott die Anlage zu allem Guten, so von der Natur her den Hang zu allem Bösen; doch lebt es noch in ungetrübter Unschuld; wir wissen, es wird sich hindurch zu bewegen haben durch unaussprechliche Freuden und Leiden, aber es ahnet nichts von dem allen, was ihm bezeugen wird. Es ist mit der Kindheit der Völker, wie mit der der Menschen. Das erste und nächste ist nur, daß sie überhaupt zum Dasein gelangen. Die Art und Weise, wie ein einzelnes Kind und ein einzelnes Volk auf die Welt kommt, ist in dieser Beziehung die nämliche, daß seine Selbstständigkeit nur die des Daseins und nicht auch die des Bewußtseins ist. Wir würden uns daher sehr täuschen, geliebte Freunde, wenn wir denken wollten, daß die Deutschen jener Zeit, da sie als einzelne Stämme aus ihren Wäldern zu einem Volke vereinigt wurden, ein Bewußtsein gehabt hätten von einem völkstümlichen Leben oder von ihrer völkstümlichen Zusammengehörigkeit. Sie taten nur alles mit sich anfangen und hingen selbst, als Volk, wie das Kind, mit der völligen Bewußtlosigkeit an. Es war überhaupt dazumal, im neunten Jahrhundert, die Zeit des Verdens und Gestaltens im öffentlichen Leben. Das Krankenreich, groß und vielumfassend, sollte geheilt werden. Wer gab die Macht dazu? welche dinstige Kämpfe waren dem vorgegangen? es kann an sich ungarrecht und willkürlich erscheinen, sofern es zunächst nur darum zu thun war, einem Fürstensohne ein Erbtheil zu geben, und unbillig, sofern die Macht eben dadurch sich schwächte. Auf Landvertheilungen und Völkervertheilungen hat nie ein sonderlicher Segen geruht, einmal wenn die Völkstümlichkeit darüber unterging. Aber wie so oft, so hat auch hier die Vorlesung aus dem Bösen das Gute zu entwickeln gewußt, und die Zersplitterung selbst geschah nicht ohne Rücksicht auf dieser Völker Eigenthümlichkeit, und so legte sie selbst den Grund zur Völkstümlichkeit. Diese in sich verschiedenen Völker waren bis dahin nur durch die Gewalt eines großen Herrschers wider natürlich zu einem Ganzen verbunden gewesen, und vermochten deshalb auch nach

der Zerkleinerung nicht wider, wie auf kurze Zeit versucht wurde, in ein Ganzes zurückzugehen. Was an den Deutschen jener Zeit von allen Geschichtsschreibern gerühmt wird, ist die Gemüthlichkeit, Treuebergigkeit, Treusinnigkeit — köstliche, theure Gaben Gottes, heilige Grundzüge eines zu großen Thaten berufenen Volkscharakters. Es kam hinzu, daß diese geistigen Anlagen früh beschienen wurden, gewakt und entwickelt durch die über Deutschland eben aufgegangene Gnaden Sonne des Evangeliums, das seine brennenden Strahlen mit göttlicher Kraft in die Gemüther warf, ob es gleich damals schon durch die Hand seiner menschlichen Diener vielfältig entstellt und in Aberglauben verwandelt war. Was der Deutsche damals von Christenthum empfing, war kaum mehr als ein christliches Heidenthum. Der Grund des frühen Verderbens, die Quelle unsäglichler Zwietracht in Deutschland für alle folgende Zeiten war, daß die Deutschen durch ihr damaliges Christenthum selbst gewohnt wurden, neben ihren angekommenen Fürsten noch einen geistlichen Oberherrn außer Landes zu haben, welchem sie nebst ihrem Fürsten sich geduldig unterwarfen, weil sie ihm allerdings vom Anfang an einigen Dank schuldig gewesen waren. Aber der Forderung nach sollte nun der Dank für die Gabe der Lehre von der Freiheit der Kinder Gottes ¹⁾ die ewige Anechtenschaft sein. Das Volk in seiner Gemüthlichkeit, Kindlichkeit und besonnenen Arges dabei, ließ sich alles gefallen, ließ sich von seinen geistlichen Vätern und Vormündern leiten. In dieser Unmündigkeit, Unbestimmtheit und Trübsinnigkeit aller Verhältnisse war die christliche Kirche das alles Gestaltende und Bestimmende, Sinn für Gesetzmäßigkeit nicht vorhanden, das Gesetz noch nichts weiterer als persönliche Berechtigung, der Staat aus Privatrechten zusammengesetzt; man konnte nur allmählig und mühselig zu einem verständigen Volksleben kommen. Die herrschende Macht vermochte nicht, dem Einzelnen Schutz zu geben gegen die Willkür der Andern. Es hatte sich jeder selbst zu schützen; dies war aber allerdings den kriegerischen Geist, verlegte aber die Gesellschaft selbst in einen kriegerischen Zustand; die Tapferkeit ging nachmals zum Faustrecht, zum Ritter- und Mäurerthum über und diente nicht dem Ganzen und Allgemeinen, sondern nur dem Privatinteresse gegen Privatabsicht und Putschsucht, wie auch zur Vertheidigung des Besizes und Raubes. Auf diesem Wege der Ausbildung nur der besondern Macht und Bevorzugung konnte das Recht sich nicht wahrhaft erheben, — es ist seiner Natur nach ein allgemeines; es konnte nicht zur Gleichheit der Rechte kommen — sie ist die Vernünftigkeit der Gesehe; das Ganze und Allgemeine war als Zweck nicht vorhanden. Es galt allein die Gewalt der Macht und es war schon ein großer Gewinn und das Verdienst der Kirche, daß die Unterwerfung der Fehde und Privatrache für gewisse Tage und Wochen im Jahre erlangt werden konnte. Man hat schon oft über den Mangel an Einheit des deutschen Volkes geklagt. Aber das unabhängige Veleben so vieler deutschen Fürsten mit ihren Ländergebieten neben einander war auch mit vielen Vortheilen verknüpft. Deutschlands ursprüngliche Freiheitstheie zeigte sich auch darin, daß jeder der verschiedenen Fürsten sich selbstständig wußte, daß sie nicht an einer Familie ihren Mittelpunkt hatten, sondern alle zusammen ein Väterlich bildeten; sie wählten im Kaiser sich ihre Oberhaupt selbst und machten bei jeder Wahl neue Beschränkungen seiner Macht; so schwand das kaiserliche Ansehen allmählig zu einem Schatten herab, woran nachmals die deutsche Reichsverfassung unterlag. Der treueste Spiegel aller dieser Zustände ist die deutsche Sprache jener Zeit, für uns kaum noch verständlich. Das Volk hat, wie das Kind, nur langsam und mühsam sprechen gelernt. Da konnte es also von dem deutschen Volke mit Recht heißen: da ich ein Kind war, erbete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge.

II.

Es folgt nun das Jünglingsalter des deutschen Volkes.

Zwischen der Kindheit und dem Mannesalter entwickelt sich im menschlichen Leben das Jünglingsalter, eine Zeit der Reife, die allen Wesen trogt und die Schranken derselben an allen Seiten durchbricht, eine Zeit der Ausgelassenheit und Ungebundenheit aller natürlichen Kräfte und des Widerstrebens gegen Bildung und Sittung. Eine solche Zeit hat auch das deutsche Volk zu durchleben gehabt und die Natürlichkeit derselben war auch gewissermaßen derselben Nothwendigkeit. Wenn die Vernunft und Besonnenheit der Eltern nicht dem unbindigen Anaben entgegengetreten, die wilden Kräfte desselben nicht bewältigten, zügeln, an Ordnung und Sitte gewöhnen wollte, was sollte daraus werden? Lassen Eltern es an dieser Erziehung fehlen, so wird die fehlende Vernunft ersetzt durch die Weisheit des Staates, und dieser sorgt überall für die nöthigen Bildungsanstalten. Im Mittelalter war weder durch die Eltern, noch durch die Landesregierung an die Erziehung der Kinder gedacht und so war die Verwilderung allgemein, grenzenlos: die tobende, entseßte Leidenschaft der Jugend unseres Volkes fand von keiner der beiden Seiten irgend eine Hemmung und Einschränkung. Unter diesen Umständen war es eine Nothwendigkeit, daß die Geistlichkeit noch sich des Volkes und seiner Fürsten annahm; denn ebenselbst selbst nicht frei von der allgemeinen Wildheit und Rohheit und den christlichen Glauben immer mehr in Aberglauben verkehrend, war sie doch allein noch im Besitz einer geistigen Macht und Herrschaft, von der wir gern zugeben wollen, daß sie den Bedürfnissen, Sitten und Zuständen der Zeit angemessen, und darauf auch ganz wohl berechnet war, wenn man nur nicht verlangt, daß wir sie deshalb preisen und für uns nachahmungswürdig finden sollten. Die Geistlichkeit hat unter dem Namen der Kirche die Welt zu beherrschen übernommen. Wie hat sie das angefangen? Zuerst so, daß sie bei sich selbst anfang und sich durch ihre Oberhaupt das Joch der Ertosigkeit auflagen ließ, wodurch sie von aller Sittlichkeit des Staats- und Familienlebens ausgeschlossen, und allein den Interessen ihres autländischen Oberherrn dienlich wurde. Sodann so, daß sie das Heilige sich zum ausschließlichen Eigentum machte und so die Trennung bewirkte zwischen solchen, die das Heilige besitzen, und solchen, die es nur zu empfangen haben; das war die Trennung zwischen den Geistlichen und Laien; jene sind im Besitz aller Gnadengüter, diese sind dem göttlichen Besitz fremd; jene stellen die Bedingungen, unter denen diese dazu gelangen können; jene haben alle Wahrheit und Erbe, alle Einsicht und Wissenschaft in Beschlag genommen und haben damit zu schalten, zu bestimmen und zu befehlen; diese haben blindlings zu glauben und schlechthin zu gehorchen, ohne eigene Einsicht. Es hat ein Jeder im Reichthum sein ganzes Denken, Wollen und Thun aufzubereiten und herzuverrathen, und erfährt dinn, wie er sich zu verhalten habe; so hat die Geistlichkeit das Gewissen der Leute in ihre Hände genommen und sich an die Stelle desselben gesetzt; die Belehrung und Besserung ist nicht die eigene eines Jeden, sondern die auf Befehl der Diener der Kirche. Außerordentlich, wie Messen, Nöthungen, Wallfahrten anstellen, eine Menge Gebete verrichten, Handlungen, die geistlos, mechanisch sind, und nicht allein äußerlich nur verrichtet werden, sondern die man durch Andere verrichten lassen kann — dergleichen ist für das Wesentliche der Frömmigkeit gehalten worden. Die Kirche im Mittelalter hatte sich auch aus dem Ueberfluß der Verdienste Christi und sonstiger guter Handlungen einen eigenen Schatz angelegt, aus welchem sie den Heißbegierigen spendete und gegen Geld ihnen das Heil der Seele anbot und verkaufte. Zu Christo war nicht unmittelbar zu kommen, sondern nur durch Mittelspersonen und Hürden, welche als die Heiligen angerufen wurden und deren Geschichte ein Gewebe thörichter Fabeln war; die Kinder derselben nannten das auf Andacht legen (pro pietate

mentiri). Diese ganze auf das Aeußere hingewendete Frömmigkeit konnte auch der Bilder nicht entbehren, um sie zu verehren und holte sich allerlei Knochen aus dem Gräbern, um sie für Uebertreffe heiliger Personen auszugeben. Ein dickes, schmerztes Gewölkl trübten Aberglaubens, krankhafter Frömmigkeit, wilder Schwärmerei lagerte sich drückend über unsern theuern Vaterlande, und war so wenig im Stande, die grünlichste Blüthe der Sitten, Raub und Mord, Ver-
 trag und jeglichen Frevel, ja die äußerste Lasterhaftigkeit zu verhindern, daß dies-
 ses alles selbst vielmehr eine Folge davon war. Wenn das Heilige zu einer
 Sache, zu einem äußerlichen Besitz geworden, so fällt es auch unter den Gesichts-
 punkt des äufseren Rechtes, und da kann es auch zu Zwang, Verfolgung und
 Scheiterhaufen kommen. Wenn du diese bestimmte Reihe von Buchstaben, die
 der Glaube der Kirche hieß, nicht glaubest als seligmachend, sie gar bezweifelst,
 sie gar bestreitest, so bist du für Zelt und Ewigkeit verdammt und verloren.
 Mehe aber als der Buchstabe und der Glaube daran ist nicht gefodert. Es wurde
 eine Verfinsternung in den Geistern herrschen, von der es schwer ist, jetzt auch
 nur eine Vorstellung zu haben. Im Mittelalter verbreitete sich in Deutschland,
 wie durch ganz Europa, die Furcht vor dem herannahenden jüngsten Tag und
 Gericht und der Glaube an den nahen Untergang der Welt. Es ist nichts so
 widerständig, wozu dies Grauen nicht die Menschen trieb. Viele haben sich zur
 beschändigen Buße verdammt, ihr Vermögen der Kirche geschenkt. Andere sich noch
 in aller Eile der Schwelgerei ergeben und das Ibrige verpraßt. Ein gutes Werk
 und geeignet, die Seligkeit zu erlangen, war, der Geistlichkeit Geschenke zu ma-
 chen, seine Güter dem Kloster zu vermachen; in dieser Weise haben die wilden-
 sten, rohesten Könige der Zeit ihren Frevel abblößen wollen — eine bequeme
 Weise, selig zu werden, jedoch nur für die Reichen. Kirchen und Klöster waren
 für alle Verbrecher sichere Zufluchtsörter und Freistätten. Die Einrichtung war
 einerseits rechtthätig gegen die Gewaltthatigkeiten und Unterdrückungen, welche
 von den Kaisern und den Großen ausgingen, aber andererseits gewährete sie auch
 den größten Verbrechern Ungeheuerlichkeit vor dem Gesetz. In diesem Zusam-
 menhang kann es nicht unerwartet erscheinen, daß auch das äußerliche Grab des-
 sen, der aus dieser seiner tiefsten Erniedrigung im Tode zur Rechten des Vaters
 erhöht, und da der ewige Gegenstand einer wahrhaftigen, geistigen Anbetung
 ist, dem Aberglauben dieser Zeit als das höchste Ziel des Verlangens erscheinen
 konnte, welches der Wahnsinn der Kreuzzüge war, in welchen Christen, noch
 tiefend vom Blut der Erschlagenen, am heiligen Grabe niederknieten, und über
 lügenhaften Gebete verrichteten. Ach! das sollte heißen, in die Fußstapfen des
 Heilands treten; ein Stückchen Erde von dem heiligen Grabe als die höchste Re-
 liquie sollte den Erben, von welchem es heißt: was suchet ihr den Lebendigen
 bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden!)! Der Grund unser
 Heils ist nicht der sinnliche, leere Grabesgrund, sondern des lebendigen, in euch
 wirkenden heiligen Geistes Fülle. Wenn alles so äußerlich geworden, das in-
 nerste Leben sich veräußert, sich nach außen gelehrt hat und sich selbst fremd ge-
 worden, so ist es um die Freiheit der Welt geschehen, die vollkommene Unfrei-
 heit herrschend geworden. Dies ist die Zeit, wo es in Deutschland nur Herren
 und Knechte gab außer daß in den Städten, welche nach und nach entstanden
 waren, noch Gemeinfinn und Freiheit zu finden war. Die Geistlichkeit hat mit
 dem Ansehen des Christenthums dem menschlichen Geist die Ketten der Heide-
 nen Knechtschaft angelegt; sie hat dem Menschen die Erde genommen, wie die
 Leibeigenschaft ihm den Leib genommen hat, daß beides nicht mehr sein eigen
 war. Ja, das müßt ihr wissen, gel. Fr., und nicht vergessen, in welcher Knecht-
 schaft unsere Vorfahren gelebt, und wie wir durch göttliche Gnade aus dieser

ägyptischen Diensthbarkeit, gleich den Kindern Israel, errettet worden — so werden wir uns ja nicht mehr wie diese, nach den Hirtenthümern Aegyptens wieder zurückkehren. Nicht erwähnen will ich der tiefen Erniedrigung und Demüthigung, die ein deutscher Kaiser von dem Bischofsstuhle zu Rom zu erfahren hatte, nicht des unaussprechlichen Unheils und Elendes, welches durch die zahllosen Ketzerverfolgungen und die gräulichen Hexenprocesse über Deutschland verhängt wurde, nicht auch des theuren Blutes, welches, nicht ohne Theilnahme eines deutschen Kaisers, zu Gießen floß. Aber dies Blut farbte sich schon doppelt roth in der Morgendämmerung einer bessern Zeit, die darüber aufging, so daß es nach hundert Jahren einem einfachen deutschen Mönch gelingen konnte, mit seiner Feder an den morischen römischen Stuhl zu stoßen und ihn für einen großen Theil von Deutschland, ja von Europa, für immer umzustößen. Damit war das Knabenalter des deutschen Volkes vorüber; da, in der Wiederherstellung des Christenthums, konnte es wie bei der Stiftung desselben heißen: das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden.

III.

Wir haben endlich noch das Wannealter des deutschen Volkes zu betrachten.

Wenn die Kinder zur Mündigkeit gelangt sind, so gelangen sie eben damit Selbstständigkeit. Diese ist nun nicht mehr nur die des Saisins, sondern auch des Bewusstseins. Wir sehen denselben Fortschritt in der Geschichte des deutschen Volkes. Da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindlich war, sagt der Apostel. Vordereitet war dieser große Fortschritt durch die reinen Anfänge des Christenthums, welche durch alle Zeiten und mitten durch alle Verderbnisse hindurch ertönt, durch die lauten Herderungen einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern und durch die heftigen Kämpfe zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, welche sich durch das ganze Mittelalter hindurchziehen, vorbereitet endlich auch durch die äußerste Verweltlichung der Kirche selbst, welche nur noch auf Reichthum und Wohlleben bedacht und in alle damit verbundenen Beirungen und Sünden sich stürzend, in den ungeheuren Abwärtssturz mit sich selbst gerieth, eben das bekämpfen zu müssen, was sie am meisten an ihr selbst finden ließ. Es war die äußerste Entzweiung mit sich selbst, in der der menschliche Geist da stand; aber nur nach dieser Erfahrung und Entzweiung konnte er seine Versöhnung finden. Eine gründliche Verbesserung aller häuslichen und öffentlichen Zustände des Volkes konnte nur von der Verbesserung der Kirche ausgehen, von der Abkehr zum wahren, ursprünglichen, christlichen Glauben, und daß Gott etwas Besonderes vorhatte mit dieser und der folgenden Zeit, zeigte sich augenscheinlich genug. Das Aufleben der Wissenschaft, die Erneuerung der unvergänglichen Werke des vorchristlichen Alterthums, das Aufblühen der schönen Künste, die Entdeckung von Amerika, die Erfindung der Buchdruckerkunst — dies Alles brach dem Geist neue Bahnen, erweiterte seinen Gesichtskreis, und bildete die Morgendämmerung des neuen Tages, der in der Glaubensverbesserung aufging. Der Deutsche, weil er im Herzen von Europa wohnt, so eignet er sich nicht nur alles Fremde lebhaft an, sondern fühlt auch in ihm selbst aufs Lebhafteste den Pulsschlag des geistigen Lebens. Der Geist, bisher sich selbst entzweit und durch die Kirche selbst gefangen und außer sich gehalten, kehrt nun in sich selbst zurück und hat alles Wahre und Wirkliche nicht mehr nur in der äußerlichen Erscheinung vor sich, sondern auch als einen Gedanken in sich; er nimmt sich das Recht und die Freiheit, das ihm bis dahin vorenthaltene Wort Gottes in der Bibel mit eignen Augen zu lesen; im Abendmahl ist ihm Christus gegenwärtig, aber nicht mehr als eine Sache, die in ein Verhältnis gesperrt werden kann, sondern allein im Geiste, im Glauben und Genuß. Wie in Christo alle Schätze der Weisheit und Erkennt-

niss verborgen liegen¹⁾, so sind sie durch die Reformation auch wirklich gehoben, diese heiligen Schätze, und so dem deutschen Volk zu gut gekommen, und ihm zum wahren, lebendigen Eigenthum geworden, und können und sollen es nun auch immer mehr werden. Der Deutsche weiß sich durch Gottes Gnade im Besitz der göttlichen Wahrheit und berechtigt zu ihrer Erkenntniß; Jeder hat Anspruch darauf; es gibt keine Priester- und Laienwelt mehr; willst du mit Gott versöhnt sein, so mußt du selbst dabei sein und dazu thun. Hiermit ist seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß alles Heil wieder in das Innerste des Menschen versetzt und eben damit alle Innigkeit des Gefühls, alle Wahrheit des Glaubens wieder gewonnen; dieser Glaube allein, der das Verdienst und die Gerechtigkeit Christi in sich aufnimmt, nicht das äußerliche Werk macht selig. Auf dem Grunde dieses protestantischen Glaubens fühlt sich der Deutsche frei zu sein, d. h. auch in dem, was ihm ein andres ist, bei sich zu sein, sich selbst treu zu sein. Er lebt im Glauben an die göttliche Wahrheit und sucht in der Schrift, aber er folgt darin seinem Gewissen und seiner gewissenhaften Uebersetzung und läßt sich diese nicht anbedenken. Er nimmt an dem öffentlichen Gottesdienste gern und mit Freuden Theil; aber er würde, wollte man ihn von Außen dazu zwingen, es nicht mehr thun, bloß um sich seine Freiheit zu retten. Er unterwirft sich allen Gesetzen und Ordnungen des Staats und ehret den König; aber er weiß zugleich, daß das nothwendig und seiner selbst im höchsten Grade würdig sei. Alles Ansehen in der Welt hat nur so lange seinen Werth für ihn, als er der Nothwendigkeit desselben und des Wahrheitsgehaltes darin nicht gewiß geworden, und deshalb hat die Erkenntniß der Wahrheit, die Bereicherung und Bildung in aller Beziehung einen so hohen Werth. Was regard der fortschreitenden Bildung widerstrebt, was irgend dem Geist neue Hefen anregt, was ihm in Kunst und Wissenschaft, in der Thätigkeit und Geschäftsthatigkeit vorschreibt: bis hieher und nicht weiter, das gebietet der protestantischen Kirche nicht mehr an, das hat sich im Geist schon von ihr getrennt. Denn wie durch sie das Christenthum der Welt wiedergegeben worden, so auch der Geist sich selbst; auch die Grenze, die es allerdings gibt, zu finden, zu bestimmen und einzuhalten, will er keinem Andern verdanken, als sich selbst. So, geliebte Freunde, weht die Fahne des freien Geistes über dem deutschen Volke und es bewahret und bewähret sich darin seine ursprüngliche, angeborene Freiheitliebe. Hat es noch dreier Jahrhunderte bedurft, um den Geist der Freiheit, wie er in der protestantischen Kirche lebt, als Denk- und Gewissensfreiheit, als Glaubens- und Lehrenfreiheit zu seinem Recht kommen zu lassen, so müssen wir allerdings auch noch jetzt mit Mühsung, mit Besonnenheit verfahren, aber auch wissen, daß die Zeit und Gegenwart keine andere Aufgabe hat, als diese Gedanken immer allgemeiner herrschend zu machen, und sie mit dem vollen Bewußtsein ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit in alle Verhältnisse des Lebens hinein zu bilden und dannoch alle häuslichen und öffentlichen Zustände des Volks zu verbessern. Das Rückwärtssehen in die Vergangenheit, in die Geschichte des deutschen Volks, ist wohl gut und nützlich, um zu erkennen, wie Alles geworden, um in dem Vergangenen das Vernünftige aufzusuchen und es zu unterscheiden von dem Falschen und Unrechten, überhaupt die Erfahrung der Vorzeit sich zu nutz zu machen, aber es ist selbst ein unfreies und geistloses, wenn es darauf ausgeht, Verstorbenen, Erstorbenen wieder zum Leben zu bringen; denn es bedarf der Aufzuepfung an den gegenwärtigen Geist, und so muß es durch ihn selbst auch frei hervorgebracht werden können. Da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war, sagt der Apostel. Es kann der Mann sich nicht mehr an den Spielen der Kindheit ergötzen, noch an den wilden Bewegungen des Anadens theil-

1) Gal. 2. 2.

nehmen. Die vergangene Zeit in die gegenwärtige einführen, ist eben so wider-
 natürlich, als wollte der erwachsene Mann seine Kindheitszeit zu der des Jüng-
 lings und Kindes zurückbeugen. Der Apostel fordert uns vielmehr auf, daß
 wir nicht mehr Kinder seien und uns mögen und wegen lassen von allerlei Wind
 der Lehre, durch Schallheit der Menschen, durch Lauserei, damit sie uns er-
 scheiden und verführen ¹⁾. Es kann die Mode, wenn sie in ihren Erfindungen
 sich erschöpft und verarmt fühlt, in Kleidungen und Wohnungen das deutsche Al-
 tertum nieder hervorzuziehen, aber ernster Art ist die Befriedigung der hebreren,
 den Geist und Gedanken, das äußere Wohl und innere Heil des Volkes betref-
 fenden Bedürfnisse. Bedenken müssen wir da, daß nicht nur die Vergangenheit
 eine Geschichte hat, sondern auch die Zukunft, d. h., daß sie ein Recht hat auf
 unsere freie, selbstständige Thätigkeit, wodurch wir ihr eine Geschichte machen
 und vorbereiten, indem wir den Samen edler Thaten und großer Gedanken in
 die Furchen der Zeit auswerfen, heffend, er werde befrucht und Früchte
 bringen. Sehet nur, Geliebte, von uns, die wir dazumal noch im blinden Ver-
 dummthum lagen, war kaum die Rede, als Deutschland zum Dasein kam, und was
 ist aus uns geworden durch des evangelischen Glaubens Macht und durch unserer
 großen Herrscher Geist und Muth, Weisheit und Tapferkeit, rastloses Fort-
 schreiten, treues Hinbliden auf das Ziel einer Zukunft, deren wir jetzt als einer
 Gegenwart und erfreuen! Sollen wir nun auf dem Ueberkommenen thatenlos
 andeukeln oder uns gar mit kindischer Eitelkeit in unserer Bestimmtheit
 bespiegelu, nicht fortstreiten, nicht rastlos weiter streben? Die Weisheit und
 christliche Gesinnung der Regierenden ist, des Volkes Geist und inniges, ge-
 rechtes Wünschen bei Zeiten zu verstehen, ihm vorzukommen durch eine weisheits-
 dichte, dem Geiste des Volkes entsprechende Gesetzgebung, und so das ungemein-
 same Vertrauen zu gewinnen, und eben damit alle, auch die verheiratheten, Wünsche
 in die richtige Bahn hineinzulenken. Des deutschen Volkes gesunde Vernunft
 und christliche Gesinnung ist, nichts Unbilliges, Ueberteiltes zu verlangen, dem
 Glauben zu bewahren, daß das Wahre und Rechte doch endlich siegen müsse,
 unter allen Umständen aber nicht zu wanken in der deutschen Treue, sondern dem
 Herrschenden die Bestimmung des rechten Zieles und Maßes zu überlassen. Was
 jetzt noch in Deutschland alle Fortschritte des Volkes auf eine höhere Stufe hemmt,
 ist die Heuchelei, d. h. einerseits das so Thun, als sei man mit allen großen Gedan-
 ken der Zeit vertraut und einverstanden, und man kann doch dabei andererseits das
 launere Widersprechen und die entschiedene Abneigung davon nicht verhehlen. Mit sol-
 chem bösen Gewissen ist heutigen Tages nicht mehr durchzukommen; die deutsche
 Treue ist auch die deutsche Ehrlichkeit, und sie ist auch erst die rechte, ungeden-
 kliche Frömmigkeit. Dafür laffet also auch uns mit Ernst und Eifer sorgen,
 daß unsere Freiheitstriebe nicht sei ohne die Wahrheitstriebe, daß die Freiheit uns
 nicht, wie der Apostel sagt, zum Deckel der Bosheit werde ²⁾, daß keinerlei Art
 von Unredlichkeit und Ungerechtigkeiten sie entweiche, sondern sie nur die durch un-
 sern heiligen Glauben geforderte, gerechtfertigte, geheiligte sei. Frei sei das Wort,
 in Rede und Schrift, doch der Wahrheit, doch dem Gesetz gemäß. Frei sei unser
 Verhalten, wie im Sprechen, so im Versprechen, ohne Tücke und Hinterlist,
 ohne Falschheit und Heuchelei, dem deutschen Sprichwort gemäß, nach welchem
 der Mann von seinem Wort nicht verschieden ist. Frei sei unser deutsches Volk
 nicht nur in der Unabhängigkeit nach außen und von jedem andern Volk, son-
 dern auch in sich selbst, und so auch frei von dem grimmigen Feinde, der die
 Fürsten und Völker plagt, — von allem Völkerverhaß. Denn frei ist nicht, wer
 noch der Sünde diene, wer noch von seinen Läumen und Leidenschaften sich be-
 herrschen läßt, wer noch ein Sklav seiner selbst ist, sondern, wenn auch der Söhn

1) Galat. 4. 14.

2) 1 Petri 2. 16.

frei macht, so seid ihr auch frei, sagt er selbst ¹⁾). Wer war freier als er? Unbefangenen und unschuldig, umgeben von der List und Tücke Anderer, ist er durch diese Welt gegangen, frei von allem Vorurtheil und aller Vorliebe, nicht achtend auf das, was Andere in ihren Beurtheilungen über ihn dachten und sagten, nicht seinen Vortheil beabsichtigend, sondern allein des Wohl's Glück und aller Völker Heil, ja auch mit freiestem Gehorsam sich hingebend und aufopfernd für die Welt, ein reines und unbedecktes Opfer. Ihn, der nur für die Freiheit der Welt gelebt hat und gestorben ist, ihn lasset uns stets vor Augen haben; sein Geist allein und das edeliche, aufrichtige Bekenntniß zu ihm kann unser Volk auf immer höhere Stufen der Vortrefflichkeit führen; wer aber, wie Jacobus sagt, genau hineinschaut in das vollkommene Bild der Freiheit und darin betrachtet und ist nicht ein vergesslicher Hörer, sondern ein Thäter, befreit sich selbst von seiner Thät ²⁾). Amen.

Heiliger Gott, barmherziger Vater in Jesu Christo! Wie unaussprechlich haben wir die zu danken für die Weisheit und Gnade, für die Langmuth und Treue, womit du nun tausend Jahre über unsern deutschen Vaterlande gewaltet, und es durch so viele Schicksale und Trübsale, durch gute und böse Zeiten hindurchgeführt, und wie ein schwaches Kind allmählig groß gezogen hast. Im Namen aller der Millionen unserer deutschen Vorfahren, die seitdem waren und vergangen sind, stehen wir hier vor dir, deine Vaterhuld zu preisen, und die Tiefe der heiligen Rathschlüsse, womit du dich an unserm Volk verheerlichest, zu bewundern und anzubeten. Wie du einfielst widerstehst zu Israel sprachst: ich will dein Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein ³⁾), so hast du von jeher unser Volk und jedes, das seiner Abstammung war, durch den Sinn für diese Weisheit und Frömmigkeit ausgezeichnet und uns dadurch zu dir in ein näheres, innigeres Verhältniß gesetzt als alle andere. Wie ein weiser Vater hast du unser Volk gezogen und dich in allen Zeiten zu seiner Hülfskraft gnädig herabgelassen; du hast dem Kinde zuerst die wenn auch nicht laute Müch des Evangeliums gelehrt, da es stärkere Speise noch nicht vertragen konnte, die wilde Jugend des Volkes langmüthig getragen, damit es endlich, wie dein großer Apostel gesagt hat, herankomme zu dem Mannesalter in Christo, deinem Sohn ⁴⁾). So laß und denn diese deine Barmherzigkeit aufs tiefste empfinden und verehren; nimm an den innigen Dank für alle deine väterlichen Zuhaltungen, und verheute in Gnaden, daß wir uns je derselben unwürdig machen. Gib, daß das Licht deines heiligen Evangeliums, der reine Schelm deines heiligen Wortes, womit du uns begnadigt hast, nimmer im deutschen Volke erlösche. Führe das große Werk der Weisheit, das du in uns angefangen hast, auf immer höhere Stufen und laß alle Anschläge dagegen zu nichte werden. Laß die in allen Ländern des deutschen Reiches jetzt gestiftete herzerhebende Vereinigung zur Unterstützung unserer bedrängten Glaubensgenossen in nicht evangelischen Ländern auch unter uns kräftig und groß ausblühen, damit wir nicht die letzten seien, wenn es gilt, öffentlich Zeugniß zu geben und dir zu danken für das, was unsern nächsten Vaterlande der Grund seiner Blüte und Größe gewesen ist. Fördere in deiner Gnade immer mehr und mehr die Einheit des deutschen Vaterlandes im reinen, evangelischen Geist und Glauben. Gründe die Ordnung des künftigen Lebens unter uns immer tiefer und fester, und laß sie in allgemeiner, regelmäßiger Weise in unser gesammtes Volkleben hineingeflochten, nicht bloß die augenblickliche, vorübergehende Abhülfe von einzelnen Bedrücken sein. Bekehne unsern geliebten Königs treues Sorgen und unablässiges Bemühen um das Glück des Volkes

1) Jer. 2. 28. 2) Jer. 1. 25. Röm. 8. 2. 3) 2. Cor. 13. 12. Jerem. 28. 1. 4) Eph. 4. 12.

mit den frohesten, gesegnetsten Erfolgen und gib, daß er mit seinem starken Arm die Schrecken des Krieges von dem deutschen Vaterland abwehre. Laß alle, die da arbeiten in Kirchen und Schulen, in dem Bewußtsein ihres rechtlichen Pflichtes und in den Früchten ihrer mühevollen Thätigkeit Kraft und Stärke, Ermunterung und Begeisterung finden; öffne ihnen den Mund zum Bekenntniß deines heiligen Namens ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, ohne Buchstabenknecht und Geknecht! Nimm dich der Armen und Kranken, der Witwen und Waisen an, und sei mit uns allen, wie du von Anfang mit unserm Volk gewesen bist! Erhöre diese Bitten um Christi willen! Amen.

II. Gerichtliche und Staatsreden.

1.

Aus Thüring Frickard's, Stadtschreibers zu Bern, Beschreibung des Zwingherrenkreits daselbst, im Jahre 1470¹⁾.

E i n l e i t u n g.

Die Stadt Bern war von dem deutschen Kaiser Friedrich II. zur unmittelbaren freien Reichsstadt erhoben, und hatte dem kriegerischen Muth ihrer Bürger, so wie ihren Verbindungen mit dem umwohnenden kleinern Reichsadel ihre Erhaltung und Unabhängigkeit zu verdanken. Unter der klugen Leitung dieser kriegskundigen Ritter und weiser Regenten aus ihrer Mitte gelangte sie durch glücklichen Erfolg der Waffen, durch vortheilhafte Verträge, und durch geschickte Benützung der Zeitumstände allmählig zum Besiz eines ansehnlichen Gebietes, das sich über einen großen Theil des westlichen Helvetiens ausdehnte. Doch so ansehnlich der Umfang dieses Landkreises, so verschieden und zum Theil beschränkt waren die Herrscherrechte, welche der Stadt über die vielen Bestandtheile desselben zustanden. Letzteres war besonders der Fall mit den Besitzungen jenes um Bern herum wohnenden Adels, der persönlich nur durch Bürgerrechte mit der Stadt verbunden und ihr verpflichtet war, auch blos freiwillig die Mannschaft seiner Herrschaften den Aufgeboten derselben unterworfen hatte. Im Jahre 1415 ertheilte zwar Kaiser Sigismund der Stadt Bern auf ewige Zeiten die landesherrlichen Rechte der Besteuerung und Herrseige über alle diejenigen, „welche in derselben Zwingen und Bännen sitzen, und Fried, Schirm und Hülfe von ihr haben,“ und zwar mit der Befugniß, „diese Rechte nicht allein zu Handen des Reichs, sondern auch zu ihrer eigenen Nothdurft auszuüben.“ Indess mehrere der Landbesizer oder Zwingherren²⁾ fuhrten dennoch fort, über ihre Herrschaftsangehörigen jene höhere Gewalt sich zuzueignen. Inrachte einer gültigen Uebereinkunft hatte der Zweck allgemeiner Gleichförmigkeit nicht erlangt werden können. Unter diesen Verhältnissen wurde Peter Kistler 1440 Mitglied des Rathes und gelangte endlich zur höchsten Staatswürde. Dieser Mann war es, der aus Eifer für der Stadt Ruhm, wie er selbst angibt, oder aus Egois-

1) Herausgegeben mit Anmerkungen von Edmund von Moll. Bern, 1837. Der aber, wie er in der Einleitung sagt, nicht die Urchrift, sondern nur eine Abschrift und zwar mit einiger Modernisirung der Schreibung, doch mit möglichster Bewahrung des Charakteres hat abdrucken lassen. — Die folgende Einleitung ist aus der feinsinnigen Zusammenfassung.

2) Zwingherren, gleichbedeutend mit Gerichtsherren, Welcher eines Zwingls, d. h. der Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise, einer Dorf- oder Kirchspielmark; nicht Zwingler, Weillbedeuter.

wie seine Gegner ihm vorwarfen, durch planmäßige Angriffe auf die von den Zwingersherren bisher ausgeübten Rechte der Urheber eines Streits wurde, welcher ursprünglich bloß um herrschaftliche Befugnisse sich drehend, in der Folge zu einem eigentlichen Parteilampf zwischen Adel und Bürgerthum, oder vielmehr zwischen der Klasse des Adels und dem Anhange Kistler's erwuchs.

K e d e.

(Im Namen aller übrigen Zwingersherren nahm Herr Adrian von Dubenberg das Wort und fing an zu erzählen von der Stiftung der Stadt, wem sie anfangs zu regiren befohlen worden, und daß der Geschlechter noch drei zugegen wären, die von Erlach nämlich, Urban von Mubleren und er ¹⁾, die samt Andern, welche durch ihre Voreltern in die Stadt gerückt ²⁾, auch etwa gendethet worden, die Stadt hätten emporgebracht und ihr mit ihren Herrschaften eine Landschaft ringsherum gebildet, durch deren Mannschaft die Stadt einen großen Theil, wo nicht ihr ganzes Land erobert habe; denn selbst, was sie erkaufte, wäre für sie nicht zu kaufen gewesen ohne die Furcht vor der weltlichen Ritterschaft in der Stadt und vor der habschen Mannschaft, welche dieselbe von dem eingezogenen Adel erhalten, deren Kraft die großen Grafen und Fürsten an mehreren Enden erkundet hätten.)

„Und wer hat denn die erkauften Herrschaften bezahlt? Wahrtlich nicht der schlechte ³⁾ gemeine Bürger; aber wenn auch dafür eine Zell ⁴⁾ aufgelegt wurde, so trug er nicht viel dazu bei. Auch hatte damals die Stadt noch wenig Rent und Gült ⁵⁾; selbst jetzt, wo dieselbe große Renten und Einkommen genießt, und der Lande viele hat, sehet ihr ja, daß sie dennoch kaum damit fukommen ⁶⁾ kann, und est gesagt wird, daß wenn der Sedelmeister nicht so viele Jahre schon so geschickt der Stadthausgehalten hätte, oder wenn er bald mit Tode abginge, etwas böß an die Hand müßte nehmen ⁷⁾, aus ihren Schulden zu kommen. Wahrtlich, die großen, reichen Geschlechter, die in der Stadt sich befinden, die haben die Käufe fast ganz müssen bezahlen.

Wer hat die langwierigen Kriege gegen die Fürsten zu unterhalten und zu ertragen vermocht? Der Stadtsedel nicht, denn noch hatte man keine Landschaft, von der man es hätte können nehmen. Eben so wenig hätte es der arme, gemeine Bürger und Handwerkermann vermocht. Der reiche, mächtige Adel aber, dem alle Rent und Gült in dieser Landschaft auf zwei oder drei Meilen Wegs herum angehörten, der auch die gemeinen Handwerkleute dieser Stadt ergogen ⁸⁾, der war es, der die schweren Kriege unterhielt! Wie große Rychtagen ⁹⁾ diese Geschlechter gehabt, das findet ihr wohl in so vielen Klöstern, in dieser Stadt sowohl als in der ganzen Landschaft (so man seit Kurzem genannt die vier Landgerichte), die sie gestiftet und begabet haben. Und besonders, wenn einjener Geschlechter abgingen, wie es leider zum großen Schaden dieser Stadt der Fall mit vielen war, vergabten sie alle ihre Renten und Gült den Klöstern; was nun der Stadt nicht mehr zur Hülf dient, weder in Lieb noch in Leid, wie zuvor, sondern bleibt fast Alles vor der Stadt außen; glaubten die ehtlichen Geschlechter damit Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil zu schaffen. Ich fürchte aber, sie haben damit nur viel Huren ¹⁰⁾ und Duben gestiftet; hätten sie dies betrachtet, so hätten sie ohne Zweifel ihr Gut lieber der Stadt vergabet, wie es

1) Von dem verhandenen Adel waren einige Geschlechter, wenn schon altaltelig, doch erst später nach Bern gekommen, wie z. B. die Scharnachthal, vom Ertin; andre hätte man zum neuen Adel.

2) geleht. 3) arme. 4) Steuer, tallo. 5) Ausdrücke. 6) aufkommen.

7) es derselben kann schwer fallen werke. 8) ernähret. 9) Reichthümer.

10) Viel Huren hat eine Absicht Huren; dieses Wort wird aber in den alten Schriften gewöhnlich mit Duben geleht.

auch Einige gethan; denn ich wüßte wohl nachzuweisen, daß viele ehrsüchtige, absterbende Geschlechter das Ihrige der Stadt verordnet haben.

In Summe, es ist ein solch trefflicher Adel in dieser Stadt gewesen, daß wir selbst jetzt zu unsren Zeiten weder an Leib noch Personen, und viel weniger noch an Gut nur zu verzehnten ¹⁾ vermöchten oder wüßten. Diese Geschlechter haben zu der Stadt Ehre und Ausrufung ²⁾ weder ihre Leiber noch ihr Gut gespart, auch ihre Untertanen in der ganzen Landschaft, die sie gemacht ³⁾, dazu gehalten. Eilfher ließen sich in der Stadt einige Fremdlinge und neue Berner nieder, was wir ihnen nicht verdänkend ⁴⁾; hätten ihnen auch gerne Ehre und Freundschaft, wie ein Bürger dem andern schuldig, erwiesen. Da suchen sie jetzt aber uns um unsern alten und ererbten Rechte zu bringen, wenn es von ihnen abhinge, nennen dies der Stadt Nutzen, den sie nie gesucht, und werden von derselben Freilohs, die Könige und Kaiser ihnen gegeben haben; wovon sie aber nichts verstehen, und sprechen von rechtlichen Bernern, die lieber das Ihrige bürgerlich denn wider die Stadt legend ⁵⁾.

Wie rechtlich sie seien, dessen sollte man noch wohl eingedenk sein seit dem letzten Kriege, den man mit den Oesterreichern gehabt. Oder was haben sie denn bisher der Stadt vom Ihrigen gegeben oder nur nachgelassen? Ich sehe nichts, denn daß sie stets von der Stadt nehmen, von ihr leben und reich werden, sie, die noch vor Kurzem arm gewesen ⁶⁾. Wenn sie nur etwa bis nach Höchstetten oder Stettlen hinausreiten und einmal draußten essen, so muß ihnen Alles wohl bezahlt sein. Als sich aber begab, daß man nach Frankreich, zum Kaiser, zum Herzog von Burgund, in die Niederlande hinab, und nach Turin zum Herzog von Savoy hat eilen ⁷⁾ müssen, wozu es Eurer Mith. Ehre willen, einer ehrsüchtigen ⁸⁾ Ausrüstung bedurfte, da haben Hr. Niklaus von Diezbach, mein Herr jetziger Schultheiß, mein Herr alter Schultheiß von Ringeltingen und ich müssen eilen. Ich wünschte, daß jene an meiner Stelle gewesen wären, und möchte dann sehen, was sie der Stadt geschenkt ⁹⁾ haben würden! Ich aber könnte durch Rechnung wohl erweisen, daß seit meines Vaters, Hrn. Heinrichs, Tode (was nicht lange her ist), ich dieser Stadt wegen über 500 rhein. Gulden ¹⁰⁾ verritten habe, die ich zum Theil noch Eurer Stadt und Handwerksleuten schuldig bin. Wohl weiß ich, daß die andern drei meiner Herren ihren Theil an Kosten auch gehabt haben. Das bedrückt mich nie ¹¹⁾; denn unsere Väter haben noch mehr gethan.

Diese Leute wollen aber, daß wir geben, bis wir der Stadt nichts mehr zu geben, noch ihr zu dienen haben, oder sie wollen es uns sonst anrichten ¹²⁾ zu nehmen. Ehen wie ja, daß, weil sie den Angriff nicht selbst thun dürfen, sie einen frechen Bauern zu Dorf ¹³⁾ antreiben ¹⁴⁾ müssen! Ich glaube wahrhaft-

1) zum sechsten Theil zu verkaufen.

2) ausruhen, ankern (von auf) heißt: in Aufnahme bringen.

3) die sie gebildet, worunter der seitherige Wogel der vier Landgerichte verstanden ist.

4) Das verdienstliche Werk für mißgönner; daher verdänkig, mißgönnerisch.

5) denn ich der Stadt zu widerlegen.

6) Wutenberg scheint hier offenbar auf Kistler und einige seiner Anhänger zu deuten, die er neue Berner nennt, weil etwa nur ihre Väter oder Großväter hier als Niederlegelassen. Worauf aber der Vorwurf, beiseite den letzten Krieg mit Oesterreich, deutet, ist nicht klar. Dieser Krieg kann nur derjenige von 1467 bis 1468 gewesen sein, wo Kistler dem Stütze vom ersten Jahr als Panzerhauptmann unter Wutenberg's Oberbefehl beigezogen hatte.

7) Auf Reisen wurde bekanntlich damals meist geritten. 8) anständigen.

9) der Stadt nicht angerechnet.

10) Nach heutigem Geldwerth etwa das Dreifache. Mein Vater war Schultheiß von 1464 verstorben. 11) ruert mich nicht. 12) zu nehmen trachten.

13) zu Dorf, d. Dorf gehen heißt im Berneridialekt so viel als: drauf losgehen, über einen herfallen. 14) antreiben zum Angriff.

th, unserer und unserer Voreltern Wohlthaten wegen hassen sie uns, und ver-
derbten uns gerne, damit sie uns keinen Dank schuldig wären! Sie aber können
der Stadt nichts geben, sondern nur nehmen, wolken taub *) werden, wenn ein
frommer Berner die Wohlthaten unsrer Voreltern und unsrer geleisteten Dienste
anzieht *). Um diese zu verkleinern, dürfen sie gar hin und wieder sagen, es wolle
ein neuer muthwilliger Adel aussichn, der Stadt und Land wolle überlegen sein;
und ihre Voreltern hätten einen solchen nie dulden wolken, sondern ihn vertrie-
ben und dafür ihr Blut und Schwerdt dargeben. Sie rathen als nothwendig,
es mit uns auch also zu machen, schämen sich nicht, öffentlich Lügen und Dinge
zu sagen, wovon sie nichts wissen. Denn wie bereits gesagt, das Regiment von
Bern, das von jeher der Adel geführt, hat nie keinen Adel vertrieben, wohl aber
große Kriege mit Fürsten und Grafen geführt und ihnen obgesiegt, und dies hat
die Stadt eben durch den Adel ausgeführt. Und wie hätten sie denn diesen ver-
trieben, da eben der größte Adel dieser Lande (mit Ausnahme Einiger, die auch
in andere Städte gezogen) hier in dieser unserer Stadt sich niedergelassen und
hier abgsterben ist? Wovon ich wohl etwa bis auf vierzig Geschlechter zu zäh-
len möchte.

Wer aber der neue, muthwillige und überlegene Adel sele, der da aussichn
will, den kenne ich nicht; sie, die solches sagen, seien es denn selbst; denn die-
ser haben wir hier in der Stadt noch von Alermanden Muthwillen und Ungele-
genheit weder gehört noch gespürt; so was wäre auch nicht gebuldet worden.
Seit wenigen Jahren aber sind Einige aufgestanden, die vorher schlechte, arme
Gefellen gewesen, die aber früher werken *) konnten, es jetzt aber nimmern *)
können, die nichts Andres als große Junkern wolken sein; die man vormals ge-
grüßt und genannt Meister Peter! Meister Rudolf! Meister Hans *)! Wollte
man aber jetzt nicht tief vor ihnen sich bücken; eine halbe Meile Weges mit ent-
decktem Haupt ihnen entgegen kommen, ihnen nicht Junker! Herr! ja auch Gna-
diger! sagen, so würde es übel ansehn!

Wie, oder womit haben sie so schnell bekommen, was sie doch nicht ererbt
haben; sie, die vor wenig Jahren noch arm gewesen sind? Wahrlich, es muß
nicht Jedermann, der neben ihnen saß, nun gewesen sein, oder man muß sich vor
ihnen gefürchtet haben *). Jetzt fangen sie aber an, übermüthig zu sein, trach-
ten nach unserm väterlichen oder mütterlichen Erbe, das sie unverdient nehmen
wolken, indem sie unsre Briefe und Siegel noch nie haben einsehen, noch deren
Inhalt anhören wolken, als allein diejenigen des Hrn. Niklaus von Diesbach;
auch die gelten aber nichts bei ihnen, obschon sie den unsrigen gleich, und die
alten, weisen, theuern Berner sie unter der Stadt Siegel haben ausgehen
lassen! Ist es nicht gemüthwiller, so weiß ich nicht was gemüthwiller heißt! Lie-
der Gott! wenn auf solche Weise Gericht und Recht zu halten von einem gro-
ßen Fürsten ausgeführt *) würde, würden diese nicht selbst sagen: O was

1) jeonig. 2) anführt, davon redet.

3) werken, arbeiten, Handwerk treiben; in der Volkssprache der Schweiz noch
immer üblich.

4) beinahe für nicht mehr.

5) versteht sich, daß solche Schillinge und Altschillinge nur etwa von ganzbesthef-
ten Kantenten gefordert und gegeben wurden. Die emporgewachsene Macht der Stadt
Bern hatte damals bereits der Bürgerschaft die Abtheilung groß gemacht, sie von dem Be-
triebe der Handwerke abgewandt; indessen hat der Reform hier besonders der Berner
Peter Müller und dessen Anhang im Auge; diese hat die Meister Peter, Rudolf u. s. w.

6) Die Absicht ist hier unklar: es muß etwa in Mühsal geküßt sein
gen sein (in. Badenberg läßt vermuthen, jener Wohlthät sei auf unrechtmäßige
Weise, auf Kosten des Staats oder Publikums erworben worden, und die, welche dabei
Einkauf thun konnten, hätten es aus Ruach nicht gekau, hätten Weißer über getragen.

7) einem großen Fürsten nachgesetzt.

großer Tyrann! Und sie thun es selbst! Sind auch solche weise, hübsche gerechte Bekannnisse ¹⁾ von uns je erdelt, oder gegen wen ist je gemuthwillt worden? Sie können es nicht erzeigen.

Worin sind wir nun der Stadt überlegen ²⁾, wie sie uns ferner vorwerfen? Vielleicht darin, daß alle unsre Renten und Gülten ³⁾ hier in der Stadt verthan und verzehret werden; wo nicht gar noch mehr dazu? So wie es bei mir der Fall ist, daß ich dem Wattenmann ⁴⁾, wenn er bezahlt sein will, muß juckbar sein, um nicht etwa eine Matte oder einen Hof verkaufen zu müssen.

Auf Bitte der Handwerkleute führen wir unser Korn herein, geben ihnen dasselbe ohne Baarzahlung um zwei Plappart wohlfeiler als die Landleute; dergleichen mit unserm Weine, den wir allein in die Stadt führen und hier einer ganzen Gemeind um einen gleimlichen Schlag ⁵⁾ verkaufen, davon auch der Stadt große Umgelder ⁶⁾ und Böpsennige ⁷⁾ bezahlen, dessen wir entheben wären, wenn wir den Wein in unsern Häusern vor der Stadt einlegten und auch dort tranken. Auf diese Weise können wir nicht so sehr in Schulden, wie es geschieht, so daß ich wahrhaftig besorge, bei Langem werden wir oder unsre Kinder bei unserm Dienen in Armuth gerathen, und daß sodann unsre Güter einigen derjenigen zufallen mögen, die uns jetzt so gerne das Unsehe nähmen. Also muthwillen wir und sind der Stadt überlässig!

Wollten sie aber sagen, ist es nicht in der Stadt, so ist es auf dem Lande, daß jenes der Fall sei. Da will ich sie nun gebeten haben, uns einen Einzigen zu zeigen, der muthwillig behandelt worden, oder der da klage, daß wir ihm überlässig seien. Es wäre denn etwa ein böser Lecker ⁸⁾, der nach bekannter Urtheil ⁹⁾ von uns, aber dennoch gnädiglich bestraft worden. Es möge Jemand hervorrettern, der klagen könne, wir suchten irgend Jemanden das Seinige zu nehmen, oder Weib und Tochter ihm zu schmähen? Es wird sich keiner finden ¹⁰⁾.

Und in Summe, wären wir unsern Unterthanen so überlässig, würden sie uns denn so dringend bitten, unsre Herrschaften nicht zu veräußern, wie solches geschieht, wenn wir in der Stadt Dienst für uns so wohl haushalten, daß wir etwa suchen müßten, die eine oder andre derselben an MeßHrn., oder sonst zu verkaufen? Welchem vorzukommen unsre Unterthanen sich selbst schätzten und mit Steuer belegten, um damit einen Theil unsrer Schulden zu bezahlen, so daß wir alsdann den Verkauf unterließen, wie dies viele MeßHrn. hier zugegen wohl wissen.

Wie ist ihm nun zu thun, damit wir unsre Ehre und unsre Erde vor diefen uns aufzähigen Renten zu bewahren vermögen, die selbst zu verlieren man nicht ertragen kann? Leicht wüßten wir es zu thun, wenn wir dieser Stadt Ruhe, Ehre, gute Ordnungen, so wenig schonen wollten, als sie es thun. Sie heißen uns hinaudgehen, sondern uns von ihnen, damit sie mit allen Liffen und Me-

1) Vertheilung. 2) lässig. 3) Geld- und Naturalien.

4) Handelsmann, bei dem Wattenberg auf Bisk tragen mußte.

5) Jedermann um einen mäßigen Preis.

6) Das Ungeld, octroy, eine Abgabe von dem in die Stadt geführten Weine, was eine schon von alten Zeiten her überall eingeführte Auflage; ihr Name wird von; Unrecht, mala tollit, hergeleitet, welchen Namen das darüber unwillige Volk derselben gegeben hat. Anfangs trug auf die Getränke gelegt, wurde das Ungeld nachwärts an einigen Orten, wie z. B. in Zürich auch auf andere eingeführte Waaren und auf deren Transit gelegt.

7) eine von frühern Zeiten her in der Stadt eingeführte Auflage auf den eingeführten Wein, deren Betrag von ihren Unterthanen einige Zwingerherren freiwillig zahlten, die übrigen aber bisher verweigert hatten.

8) Schalk, loser Vogel. 9) In Folge Urtheilsherrschers.

10) Mit Recht tritt Joh. von Müller, Bd. IV., hier Nachbesserung Wattenberg's als ein schänes Lob für jene Zwingerherren auf.

samen ¹⁾) und das Unstige nehmen können, und wie dessen alles um der Stadt und der Regierung Ruhe willen, zu künftigen Ende, daß gute Ordnung nicht aufgehoben werde. Denn wollten wir uns nicht nach ihrem Willen sondern und herausstreiden lassen, wie wir es wohl hindern könnten, was vermöchten sie uns zu thun? nichts! Und dennoch wollen sie es, wie sie sagen, in der Stadt Namen thun, mit welchem Dedmantel sie alle ihre Gewaltthaten und Ungerechtigkeit zu decken, so daß mit Grund bei vielen frommen Männern Urbans von Mühlern Rede zum Sprichwort geworden ist: „Er wolle der Stadt gerne dienen, nicht aber für die Stadt in die Hölle fahren!“ Und weil man denn zuweilen (wie billig) diesem verkommen will, so sind wir ihnen dann ein überlegener ²⁾) Adel. Unse Lehre ist aber die: daß wenn man Niemanden wider Recht des Seinigen beraube, und deshalb Hand obhalte, das heiße dann der Stadt Nutzen und Ehre und dem Elb beobachten.

Nun dußen wir's, obwohl sie nicht die Stadt sind, wie sie sich dafür ausgeben, sondern die Stadt vielmehr auf unsrer Seite ist; denn durch die, welche in den Aemtern ³⁾), und durch die Mehrzahl der Personen, die in das Regiment verordnet sind, wird die Stadt benamset ⁴⁾). Nun haben wir auf unsrer Seite den neuen und den alten Schutzhessen, neue und alte Renner, und, wie wir hoffen, den Mehrheit des kleinen Rathes. Und wer zweifelt, daß wenn wir bei einander stehen, oder uns selber zusammenthäten, was sie uns (wenn wir wollten) nicht wehren könnten, daß auch im großen Rath wir ihnen weit überlegen wären.

Aber wir wollen die Regierung in keine Gefahr oder künftige Unordnung bringen, sondern ruhigere Mittel an die Hand nehmen, und wollen diesen Neulingen um ihre Neuerungen ein ziemliches ⁵⁾) Recht anbieten, ihnen überlassen, ein Gericht zusammenzusetzen aus frommen, unverdämbeten Männern in: oder außerhalb des Landes, wo sie wollen, oder auch aus der Mitte des kleinen oder großen Rathes dieser Stadt, mit Ausschluß derjenigen, die so schnell, meistens unvorbereitet und unerbauet, unsre Ehre und ererbtes Gut haben nehmen wollen. Was dann jene Richter, nachdem sie uns verhört, bei ihren Ehren und Eiden erkennen werden, bei dem wollen wir in guten Treuen bleiben.)

Inzwischen aber werden wir uns mit der Hülfe Gottes bei unserm Herkommen, Erbe und Rechten, wie bisher, erhalten und davon nicht kommen. Das wollen wir Euch, Meinen, hienit anzeigen und Euch ermahnen haben, dieses unser gebührendes Anerbieten nicht in den Wind zu schlagen, sondern dieser leblichen Stadt zu schonen, und unserm rechtlichen Vorschlag dermaßen zu begeben, daß es zu der Stadt Ausruhm und Ruhe möge dienen, was unsrer Seite die höchste Begierde ist, die wir haben.

1) Kessengerien, noch heute ein gebräuchlicher Ausdruck für alle, leere Worte, Reden. 2) überlegen.

3) Unter den Aemtern werden hier die höchsten Staatsämter verstanden.

4) vertreten. 5) ziemliches.

Klagschrift an alle Stände deutscher Nation, von Ulrich von Hutten).

Ein Klagschrift des Hochbetruumten und Gernvertrauten Herrn Ulrich von Hutten gekorneten Poeten und Drator an alle stend Deutscher nation, Wie unfermlicher weise und ganz geschwind, unersucht oder erforscht einig got rethend. Er mit eigner tyrannischen gewalt, von den Römischen, an sich, er, und quet, beschwert und demottiget werde. Ein grosses ding ist die warheit, und stark über alle. III. Eodrae III. — Neun ungezählte Blätter in 4° ohne Angabe des Druckortes.

Allen und jeden trütscher Nation, süssen, herren. Edelknecht: Burgen, und gemeinen, was standt oder wesen die seint, Umbeht ich Ulrich von Hutten Poet und Drator: meine underthenige schuldige willig und seintlich dienft zuvor. Smädigen gänstigen lieben Herren und freünd, Als ich verschiner jezt, auß lieb und juenigung der Christenlichen warheit, auch wolmeinung unsern vaterlands trütscher Nation, etliche ding, die zu verhalten weder christlich, noch meiner gepet geacht scheinlich angezeigt, und durch den trut ausgegossen hat, Nämlich von dem übermaessigen unzimlichen, des Papsts gewalt, von dem verferten stand der Statt Rom, von wollüstigem unordentlichem überflus, und unersätlichem geiz der geistlichen, von der Simonsischen legeren, und unfromkeit der Turtillanen in gemein von denen, die wieviel Geistlich genennet sein wollen, doch gar nit dem geist, sonder fleischlichem wesen nach leben, und mit aller dergle noch wollust des irds trachten, auch von Constitution und gesagen der Päpst, die sie ye mer und mer sarnemen. Von dem tyrannischen gewalt der Bullen, so taglich sie umher regiert, und vergleichen ander dingen, durch welche die Christenliche warheit, viffaltiglichen, und gleich ungeschörllich abgezogen, trütsch land außt schädlichst und schmerzlichst beschwert und undertrückt wirt, und die ding so klarlich vor augen waten, das sie niemant widersprechen, so gar unbillig, das sie keines wegs entschuldiget, noch vertedigt werden möchten, auch als ich die durch geschreift offenbare, nit allein mich treuer übelthat schuldig wüßte, darumb ich straff zu erwarten hette, sonder auch der massen verdienet erkannte, darumb ich billig beionung zu verhoffen gehapt als der vormannung garb selbiger dings, die Christenlicher ler gemis, mit nit minder gepürlich, dan dem glauben derselbigen, und gemeinem noch notdürftig, dann ye das mer von vornemen gewest, wie ich durch guetliche ermanung, verschaffen möcht, da mit die selbigen geistlichen doch zum lesten, sich zur besserung erinneten, uff das sie gemeinem Christlichem volck, zu ire vervolgung nit zu viel usach garben, und ich aber auß erbarem gemut, lauterem gemissen, Christenlichem glauben und guetter hoffnung dies angesungen, hab ich als bald ren sollich bewegung ehoher menschen wider mich befunden, als hette ich mich neimerung, oder umdertung eines gemeinen Standts unterfangen dann man mit mit ernstlicher gramtschaft grausamlichen trawen, mit ser heftigem schrecken, und gegenwärtiger sathe begogen ist, als seit man noch mit päpstlichem ban verthammen, oder in gefengnuß legen, oder aber Hs frentlichen umbringen. Ich den Auch gewarnt, der keines zu fürchten, sonder man gebend mich heimlich mit wessen oder gift zu ermorden. Und ist gemeinlich aller achtung gewesen, Ich werde, es geschehe gleich im weicher gestalt es will abgetilget, und von irten gethan. Es haben auch etliche sich hören lassen, Ey wissen mehr dan sie offenbaren gedessen. So bin ich von Rom außere

*) Wieder: Drucksatz Leichens von Wilhelm Mecklenburg III, 1. S. 211 bis 220. Ulrich von Hutten war geboren den 21. April 1490 auf dem schlosslichen Schloß Mecklenburg, und starb im August 1519 auf der Insel Uman im bairischen See. Der erste nennt ihn den trütschen Demosthenes.

vorfendiget unnd berichte, durch was stiftung und eussiges anhalten, selbiche radt: schlaege uder mich geschehen. Unnd als Ich nachdem in Brabant gezogen, do seibst etliche tag am hofe des großmächtigsten unzers aller gnadigsten herren Eü: nig Carleus, meiner geschäft halben verharret, Ist mir von quotten fründen, und bekanten, so ich des ertes hab, hefftige warnung geschehen, mich bald, wöl ich meyn leben behalten, von dannen zu machen. Dan zu verbeist ann dem ert werde mir uff das geschwindest nach getrachtet, also das ich nit anderz, dann mit eilenber suchte entgegen moege. Als mit das voerkommen, hab ich erstlich, in betrachtung und ansehen meynen unschuldt, die sachen leicht geacht. Als mit aber bald darnach selbiche ding nit einer oder zwen, sonder mer unnd eil zu er: kennen geben, hab ich mich bedacht, die sache nit lenger zu verachten, und eyles: tes von dannen verruckt. Ich sag nit, wer mir der massen noch gestalt oder ge: tracht hab, oder das es in der warheit also geschehen. Sonder sag ich, gutte fründt haben mich gewarnt, mir werde noch meynem leben getracht, und jehu sey ich nit weyt von meinem end. Do ich nun als der unwissend fleissiglich ge: fragt, von wem ich oben angezeigte sache zu erwarten, ist mir gesagt, ich hab mich vor denen, so des kaisers geschäften hie aussen pflegen, und einen reden Curtisanen, er sey wer er wölle zu huten. Das aber gedachte warnung, nit on grüntlich wissen der sachen geschehen, hat sich bald darnach bewisen. Dann als ich den Rhein wider auff gezogen, sendt mir etliche von Rom kommend be: gegnet, der offentlich gesagt, es sey zu Rom des allen das geschreye Les der Papp sey unversuonlich uder mich regieret, hab auch bestalt, mich uff das aller härtest und geschwindest zuo verfolgen. Und do ich gen nieng kommen h iden mich gutte fründt und gänder mit freuden empfangen, sich meynen zuetuensich vass gestercht und etliche sich nit wenig, das ich noch lebte verwundert. Dann so angezeiget, ist auch das gemeine getruet gewest, man stelle mit der massen nach, das ich dem bad nit wol entgegen werde. Der halben so auch een zeitlang an meynem leben verzagt gewest, scheinend es wer schon unnd nicht geschehen. En not ist uff diß mal zuo vorzelen, was ich doreibst weget ersaren. Do ich wider gen Brand: sure kommen, sendt mir briefe und boten von quotten fründen zuogeschickt, auch etliche selbst zuo mir getreiset, anzeigend, wie sehr der Papp mit briefen und be: schafften, von etlichen teilschen fürsten fordere, etlichen auch zuo denen er lere pflicht nach, sage hab, gebotten, mich im gefangen gen Rom zuo überantworten, und zuo voran, hab er sellichs mit einem von den groessen, den er meinte, sel das am besten zuo thun haben, ganz ernstlich verschafft, mit angedandter tra: wung, wo das nit den im geschach, in sturter mer, nit vor einen fründt zuo hal: ten, sonder seine huld von im zuo wenden. So bald nuo selliche mer aufgetro: den, ist ein groesser scheiden in die, so mit vor mit gunst und lieb verwandt, ge: fallen, und haben sich etliche von den kleinnuetigen und erschrockenen, als bald mein entschlagen und gelüffert. Es ist aber sehr gemelt getruet noch kaum erkant gewest, hat man mit noch weiter auß niderlandt, zuo wissen gethen. Wie einer des Papps geschickten, sehr des Römischer A. M. auß bereich mich allent: halben im reich anzugreifen, gewalt zuo bekommen, sich grosses fleiß bearbeitete, und also brachium seculare, das ist den weltlichen gewalt, nach zuo erweigen. Dissen und dergleichen erschrecklichen vermanungen und geschickten nach, seitmal ich offentlich siß, was ich vorhen nit glaubt hette, von in gekacht werden sette, sehr nuon zuo der that kommen, und wieviel ich bisher der massen gehandelt, das mein fürnemen zuo gemeinem nutz, weisart des vaterlands, auch zuo aller erberkeit, rechtem glauben und der wahren geistlichkeit, nit wenig gedienet habenn möchte, darum das auch nit allein niemands geiz zuo scheiten, sondern von noeten, durch vberman so der warheit pflegen wölle, druzugt und gelebt werden muerffe. Und ich doch umb gröesse willen der sache, so mit gewalt und heim: lich wider mich gericht (dann ich mich offentlich und durch recht noch sehr nit zuo

fürchten hab oder weis) nun hinsür in fürstlichen hoefen, nit stat hab noch meinen herren und freunden dienen, und (die sum darvon zue reden) das ich mich (aus schreung der Jurislanen, deren an allen orten vil seind, die auch gylt und eisen haben, und on zweifel in alle weg dem papst dienen werden) alles offentlichen gebrauchts entschlagen muess, und das selbig doch nit aus verschutbung eines ges treumbis; ich geschweige der missehat sonder auß gewalt dero, die in irem misseiben nit leiden moegen, die warheit von inen aufgegeben werden, so wil ich der selbigen leute gewalt und macht entwerchen, auß den hoefen, auß gemeinen versamlungen, auß den stetten, und essentlichen wandelen. Aber der massen wil ich weichen, das ich doch witter zeit nit von begelung der warheit (zue welcher alle ding gezogen werden sollen) noch auch von beschirmung freihelt des vaterlands (deshalbe ich auch den tod nit fürchten set) imer abterete. Das ich dann zuetuen vor langem mit allem vermögen understanden, hab es aber mit freimüthlichen vermanungen dohlen nit bringen moegen, das die ding so göttlicher warheit und freihelt des vaterlands emargen sein, sich in der gureitlichkeit und freidlich wölten ändern, sonder werde zuetess dohlen genöetiget, das ich nit allein, nach leuten muess bedenken, die mit die warheit hanthaben, und freihelt des vaterlands vorsetzen heissen, sondern auch antreffen, die mich bey meinem leib und leben behalten. Hierumb der ich vor mit gangem fleiß betrachtet habe, wie ich leist bewege, dör der Christlichen warheit (die unter so vil vortrudern nit leidet) zue hilff kaemen, und der selbigenn die missehat, domitt sie lange zeit haer nit on merckliche schmach und nachteyl unsers glaubens verpönt gewest, abzuweisen, und das sich so erman von Christo unserm herren sanfft und leudlich aussgelegt, seze von den angezogten gottes widerwertigen, mit grosser bitterteckel beschwerlich und untraglich gemacht ist, abzuweisen, und ausschlugen, den schneeden und schandlichen beywangt, do mit teutsche Nation vil jar haer durch die Knechte betraugt und untertrückt gewest hinlegten, und widerbraachten die freyhait, weiche got selbst den seinen ganz mildtich dar gegeben, aber gedachte knecht, ganz unferuntlich und freuetlich benomen, ungestuermlich zerbrochen, und nabet ganz auß getilget haben, der selbig ich, umgeben mit nachtrachtungen, getrieben durch verfolgung, werde gezwungen, uff das ich begen leiben bleibe, und sollicher ding lenger pflegen moege, Ierman umb hilff rat, unnd beystand an zue schreuen. Wo silhe ich aber hin? Eder was hilff bitte ich? Onabigen herren unnd quotten freündt gemeine teutsche Nation, zue suoch ich an. Auch bitte ich, Welt ir lassen auß treiben die wol verdieneten? Welt ir lassen die unschultigen mit gewalt verurtheilen. Das ses wegt von rüch. Nit lassest von euch sagen, das ir gegen eynem heymischen und landt verwanten nit guetlich und harmherzig gefunden, so doch alweg die teutschen, gegen fremdden und auß lenden, sich fero und mitl erregt haben? Seyt auch darvor, das nit wes ir mich verlostent. Ich gezwungen werde außendliche hilff zue suoden, und fremdden beystand an zue rüssen. Ich werd mit keinem rechten angesprochen, sonder durch gewalt, unnd menige meener widerwertigen ubersallen. Ich werd nit rechtlich oder billiger wech ersucht sonder mit muotwilligem grimme meiner feinde betraugt. Wo ist redlichkeit und tugent der teutschen? Wo ist ire stett unnd manheit, dar von alle Nation alle vöcker singen und sagen? Ir werden teutschen, beschiermet alle teuten, dan coner hat vor uch alle gearbentet. Dan irho warz ich inn des Roemischen bischoffs genaden und gunst, hette ich nit wölten unserm vaterland zue guot, an gemeinen nuoch wenden, alles das ich mit so grosser arbeit In merem harten und schwarzen wandern, durch so vil bittere gegenfeind, und widerwertigkeit des glückes gesucht, und erworben hab, dar umb ich so vil nacht gewalt, so vil taglicher und nächtlicher wech wegt und dreit gethan, so vil muoge gehapt, so vil net erlitten, eyen schmaelich unnd verächtlich armuet getragen, viel Jare im Elend umb gezogen, und das selbig alles in der de-

sten geist, und meinen blühenden Jaren. Mich haben aber hülfe der wehrheit, und lieb meines vaterlands zu ihm gezogen. Desser se mer felt se mich gethan: mer bistst geüßten lassen. Und bste, se wöht mich frucht merer arbet enpha: hen lassen. allein darum, das se gesehen werd men fleiß und dñst erlanbt ha: benn. So ist se erdremlich zu hören, das ich, wie wol mich noch niemant der: klagt, niemants überzeiget hat, vor keinen richter geseet bin, unnd nit we: keine misstet aufgelegt ist, allein zu priutlicher straff gezogen, und unersorbet: einiget rechtens zu dem tot gebrschen werde und wil euch nemer fügen, mich: unvorhoert, on antwort, und sonder untezt etseten lassen, ich geschwore, das, wie wol doch in teutschen landen gericht und recht ist, die ubeltat as die ich ober: ein ander betriben bette, zu straffen, und ich kein recht nie geflogen bin, über: das alles, zu spott und verachtung diser Nation, ben einer fremdden oberstelt: hien gericht werden felt. Hierumb noch, wie allwegen vor mein beger unnd bitt: an eich, Wo nemant meines schreibens oder thuns beschwerde treue, und mich: dethalten klagens nit erlassen möchte, se wöht verschaffen mich von dem selbigen: vor meinem natürlichen, einigen und unsrer aller Herren K. M., vergenom: men, und nit also mit gewalt und on recht verführt werden, auwer an und des: willen, das nit meine seind, ob sie mich, do gott vor se, leun wöllen und fuen: men nach, umbrachten, libelthat oder laster nach meinem tod uff mich etzli: ten. Und ob se meinenthalden nicht thun oder lassen, se wöht doch meines ge: schlechtes, oder freundschafti blinn verschonen, das nit denselbigen hile machet: und bestedung werde angehangen. Das bitten euch zuweilich mit mir: under: thuenelich stehend mein armen alten Vatter und Mutter, meine jungen be: truebten Bræder, alles mein geschlecht und freundschaft, ein gresse schar der she: nen, die mit eeren und quets ginnen, vil geleitet leut, vil ehler Ritter und knecht. So ermane ich euch weiter, hab ich se durch meine schrift, gemeiner teutschen Nation: lob geschafft, se wöht euch doch auch mein geruchte bevothen lassen sein. Had ich: se unsers vaterlands preiß gewürdet, se wöllen eich doch über mein anscher: erbarinnen. Hab ich se schwere rer geweltet, se wöllen doch och mein heit nit: verlassen. Soll ich von euch abgetrennet und gerissen werden? von diser erben, die mich in meiner gebuert empfangen, Auß dem lufft, der mich erretet, von di: sen leuten, deren ich so gar freuntlich gewonet hab? mein vätterlich wonung ver: lassen? die heimlichen herdstatt und altar, unnd nit der gestalt, das ich ins elend: geh, do selbst armfeliglich zu leben, sondern zu einer arawamen mater, schantlich also zu sterben, abgenemmen und verrucht werde, Heißt alle frommen: teutschen. Erhalte den betragten und genoetigten, und laß nit binden mich, der die Papsstlichen dande hab von euch leben wöllen. Ob ichen meiner seinden: unzimlicher gewalt von etwo vil jaren her in einen gressen mißbrauch ist kom: men, das laßet mir doch nit an meinem leben schaden. Ich ermane euch meines: denfkes, der vtelche eines tones wort, meiner wolait um die ich widergeltung: zuverhoffen. entschüßte mich, (der, wo strafflich erkannt waer, blüch under euch: felt gestraft werden) gegen ein uffendigen macht, als laubt leut, als die: umd deren willen ich etwas gethen hab, wider einen ungebühlichen, unsern: lichen, inuchwillen unnd gewaltsam. Dann mit se blücher felt gebären, hüß: und eittung um eich zu erwerben, dann meinen widerwertigen mich zu er: teeten geymen. Wie blüch mag dann geacht werden, das, wie wol ich nie lei: ned lasters, keiner schand oder ubeltat geschuldigt, und ich kein unere oder laster: (on ruon zu reben) von mir weiß, dannach mit (als ich gearnet) mit aisse: nach geßalt, mit waffen und gewere zuegelegt wiet? und fordern mich gen: Rem, uff das deren hergen mit gramschaft gegen mir etzblaget, iren augen: elnen lufft schaffen moegen. Ist nemant also unbarmherzig, also mit demant ver: betet, das ja disse mein truesal nit zu weinen bewegt. O allmüchtiger gott, der alle ding siehst, wöht deine rechtwertigen augen, über disen jamer wenden.

Und ic trütschen wollt mich, ewern landfman, und den unschuldigen vorsehen alle umb ein villen liegende, seltsam auch dise sache uch all in gemein anreißt, dann ist nit in gutem schein, was nachurteil auß meiner verdamung volgen morgen hieumb verhurter, das dise beispil nit wepeter dey uch inwurtele. Ic habt ob meiner vererbung sache zus gewacten, und auß meinem tod volgt ewer gesandnüss. Thut auß eluere augen, und erkennet, wo ic sezt, und wahlen ic gesuert werden. Man schuldigt mich nit, das ich übel gelebt, sonder dundet mich, umb das ich weisgemeinet, zus straffen. Ich werd nit als hette ich einen menschen geleget vorgenommen, sonder umb das ich vil verlegten zuhufft kommen, an die maeter und den tod gezogen. Niemandt clagt über Huten, das er jemand mit gewalt bezeuget sen, sonder kumpt im zus schaden, das er der vergewaltigten warheit zuhufft kommen, so darff man mit nit die schuld geben, das ich ein nitwes seuer hab anginden wollen, sonder ist war, und mag mit für ein wolthat gerechnet werden, das ich den welt umb sich brennenden flammen des Konisichen grohes, der sich ne lenger ne mer recht zus gemeiner vererbung außbreitet, hab zus beschern understanden. Mit wilc kein mißhandlung zugemeinen, sonder muß der erberkeit entgelten, kein frummer ist mit abgünstig, sonder hassen mich die doesen. O traw, glaub, und rechtlichkeit aller Teutischen, verhengent nit das mit gewalt überwinden, die mit recht nit haben wollen sechten. Liffent mich die nit underdecken, denen ich, uff das sie euch alle nit underdecken, mich entgegen geset, und in factlichkeit ergeben hab. Und das ich euch wepeter nichts ermane, so lasset mich doch, das vor legnem nie versagt, umb euch erwerbenn, das ich, ob mich jemand besag, zus verhoer und antwort kommen moege. Es ist eine alte gewonheit, und liff in der teutschen gebrauch erwachsen, unbeschuldigte, unverantwurt, und en urteil, keluen menschen auch von den minsten zus doeten, oder auch uff andere weis zus straffen, einem wesen wilc gericht geseffen, und urteil erkennet. Mit wegetet mit, das man einem schwichten vergunt, das allen armen knechten widerfaren mag. On zweifel, mag ich vor einem gebüchlichen richter zus antwort kommen, ich werd überwinden. Sei ich aber mit gewalt und macht kriegem, so bin ich vil besser nit, dann ic mich haben wolt, wiewol ich der (wo eluere hilf gewis) en sercht bin, werd dannocht nit, ob ich schon von euch verlassen, in sache gelegt, auß vertrauen meines gewissens, voragen, dann ich doffe zus gott, und er wilc mich erlösen. uff das nit als ein gelimmler leo mein seel vergude wo nit jemand sein wolde der mich rettet. Mich haben umgeben vil hunde, und der rade hochmüthiger leut, hat mich belegen. Sie warten uff meine seel, als ein leo bereit zus dem raub. Aber got wird abwenden alles übel zus meinen feinden, und in seiner götlichen warheit, wird er sie zerstreuen. Dann er wilc mich erlösen auß den stricken der legenden Gurtisanen, und von dem schaffenn wort, des dapfles Leonis. Der selbig wilc negs über mich, und durch brennende anreizung seiner begie, wilc er ungelimmliglich gegen mich verhezt und getriben. Ist aber so wert von hinna, das ich villeicht seinet halben in sicherheit war. Hieumb mit dise zeit allein von den Gurtisanen, und andern des Dapfles anbenger, im teutschen land, sache zuostat. Die selbigen (als ich quod wissen hab) nit nach lassen, sonder auß schmerzen irez durch mich angesochten und verhinderten praesteln, suchen sie weg, mich zus verweisen. Wie wol nuon on zweifel irem doesen leben nach, gott selbs über sie verordnet ist, so wil doch auch gebären, sie meinenthalben anred und rach nit zus erlassen. Dann durch die hende der seinen strafft gott die übelthäter. Vormalt haben sie teusch Nation erbermtlich umgetriben. negs denken sie, alle die ire heimlichkeit offenbaret haben, zus verderben. Wolten das die teusch seiden: Seit nit irem so hochfertigen muetwillen entgegen gedacht werden: Und das ic recht verstant haben wer mich verwoel, und mit nachstelle: das seind die urchacher stiffter und handter aller der ding, die, wo von mit in meinen durchern und geschristen nit gestrafft und

geschelten waren, möchte ich sonder ansechten und entgeltlich beliben, hie ich sie aber gelobt, wie ich selig gemacht. Dese leeren aller fleiß an, geben hilf rath, fürsich und sicherhüt dar zu, das teutsch lande ne mit und mer, von den Roemischen beraubt und geschunden werde. Ich meine die untreuen Curialen, die versuchten Comoneischen leger, die ein verhasste, schändliche, listerige praezel in gebrauch haben bracht, darauf gott geschmachet und verspottet, die warheit verblende, teutsch Nation nit allein durch abnemung und beraubung ires geldes und zeitlicher gueter beschadigt, sonder auch durch böß exempel und beispil, so sie von Rom herauß bringen, an gemeinen sitten verkeret und gerrert wirt. Dann seitmal sie als diener, aufsehter, und schaffner des Papsts im zu dem unbillichen überschwindlichen gewalt, der zu er an te fürsich nit kommen waer, verholffen, haben sie allen bösen handien und wesen ursach geben. Durch diser fleiß regiert der aberglaub, und bleibet die werre gottes er außgeschloffen. Durch dise feind die Papst dahien beherrigt worden das sie die warhaftig ewangelischen geschriefft, des merckels vertretet, und eiliche geset allein zu irem gewinn und eigan nutz beschriben haben. Dese achen den Roemischen geistlichen, und spissen den unersättlichen geizworm, der hie unser vatterlichen gueter verschlindt, und von doerher widerumb von im spret zerstörung gueter sitten. Dese haben es dahin bracht, das uns die Papst einen feid angelegt, den wir (sie werden dann außgerichtet) nimmer außknüpfen moegen, dises feind die bösen anreizer, zuo schaden des vatterlands geboren, dis feind des Roemischen tischen weiblich, die für und für der selbigen freßere zuo jagen. Und nit minder jagen sie zuo, wann auch Rom solcher ding unersättlich ist. Hierumb thuend auß ewere augen teutsehen, und sehet wer euch die beraub, und in fremden landen zuo nachsch bringe von wem te am meinsten schaden, nachtheil, und ewers stads ergerlich habe. Nempt war der schalckhaftigen aploßkremer der scheßlichen kaufleut, die rich gestalten, dispensation abfolution, und allerlei dullen zuom markt bringen, die treiben kaufmanschap, mit geistlichen und heiligen dingen, in der kirchen getes, darauf er etwan teib und schlug, die doch nur schnorde und weltliche war kauften und verkaufften. Dis feind die kunstreichen verdreißer aller böser sünd, die listigen und geschriben lister alles betrugs, von denen herkumt vertruckung und gesendnis dises lands. Solche haben mich in verhindernis bracht, untruwig, und selbig gemacht, in sache und not gesetzt, umb keiner anderen ursach willen, dann das ich ire kunst außgeben, ihre schand entbloeset, irer raubers zuo gegen gewest: irer undarmherzigen schindeers verhindernis gehon. Und villeicht durch mich nit wenig irem gewinn entzogen, dem rechten waren Christen glauben etwas zuogangen. Allweg hab ich ustruer vermiten, und nit wollen des gemeinen volcks entdörung ursach geben, und das te mercket, das mein meinung nit gewest, umkehrung des geistlichen stads zuo erwecken, so das ich dis her, was des selbigen mißdeit und ungebet antrifft, in latin geschriben, als in heimlich ire gedrechen anzeigend. Dann wiewol ich das zuethun guete fueg: und mer dann genuogsame ursach gehabt, so welt ich doch dise ding dem gemeinen hauffen noch nit offendaren. Dirwelt ich aber vego sich, das sie durch keine guetliche vermanung sich bekeren wollen, sonder gegen druckerlicher getrüwer vermanung, mörder und aufstigung wenden, so will ich dennoch auch also, nichts ärgerd gegen jnen sünemen, sonder wie ich auch vech vor in, umb das sie mir gewalt und unrecht ihuen clagen, ewer gnaden und gunst hilff bewerden, und beistand antreffen, nit das te sie verderbet, sonder das ich durch eich vor jnen moeg enthalten werden. Dann wiewol sie mit so manigseltig, und oft ursach gegeben, will ich doch auch noch nit, das sie umb ire mißethat gestrafft werden, sonder des jnen gewert, solliche hienfür gegen mir oder jemanths furzuomenen radten und weisen, weils der billigkeit zuo achten, das ob ich schon nit umb euch begerte, solt es die sache auß te selbst von euch erlangen. Und zweifelt nit, das

wo sie die selbst also zuhergehen nemmet, als sie auch scheinbarlich vor augen ist, mit hernach auch umb hilff anzu suchen, nicht von nothen sein werden. Des ich mich auch auff die mal meiner vergehaupten bitte und begerde, und der sachen billigkeit nach zu erweeren treuen genaden und ginsten als unabwehrlichen anhangern des Evangelischen warhrent, liebhaber göttlicher gerechtikeit, beschirmer des vaterlands gemeiner freiheit, und verfolger alles unrechts, schanden, und laster, verhoff und getroesse. Und weil das also von euch beschreiben, alzeit unertthaenigklich und freintlich, mit allem meonen vermegen wider zu vertheulen, willig und geflissen seyn. Neben unter meum an gebornen Insigel uff Sanct Michaels des ehenigels ehent Im ior nach Crist gebuort MCCCCC und XX.

Zeitmal ich auch verstanden hab, wie das etliche mit zu nachtheil, meine bucher und geschriefft, bey den unverständigen übel auflegen. und anders, dann die an sich verstanden werden mögen, vertetischen, damit ich mich dann bey oberman alles verbadich erkeide, und auch gemeinem mann, wie billich oder unbillich ich gehandelt, und ob ich dem Papst oder seinen Romanisten de usach gegeben hab, mich oben angezeigter wech zu verfolgen, erkennen sey, so habe ich mir sürgenommen, Alle meine bucher, die ich bißher in Latyn geschrieben, und drucken hab lassen, darinnen dann (als ich nuon erst sieh) dem Papst selnes gefallens nit von mir gelebt, in teutsche sprach, so best ich inder mag, und sich das schiden will, zu transferieren und auflegen. Dann ich ganz kein absehw trage, sonder beger von herhen das oberman wissen hab, welches die kraut sey, darumb man mit taugen zuogenueet. So preisset ich nit, wo die selbstige meine gheheiff ins teutsch kommen (als dann ob gott will, bald geschehen sol) man werd erfinden, das ich anders nit, dann erbarlich, eerlich, und als ein frommen vom Adel nit ungebührlich geschrieben. Das hab ich meiner notdurfft nach zuwer anzeigen und verstanden wollen.

Ulrich von Hutten, qui supra.

II.

Denkschrift für Peter Anton Hönk, Kaufmann in Göttingen.

(1801 u. 2.)

Die Unverletzlichkeit rechtskräftiger Urtheilsprüche gehöret zu den ersten heiligen Grundfelsen jeder bürgerlichen Geschäftsverfassung; ohne dieselbe ist keine Sicherheit des Eigenthums, keine Sicherheit der Personen denkbar. Schwankende Gerechtigkeit ist keine Gerechtigkeit, sie zerstört ihr Wesen in sich selbst, und wie dürfte sie auf das öffentliche Vertrauen, das ihre Würdigkeit begründen muß, noch Anspruch machen, wenn sie heute ihren eigenen Aussprüchen, die sie früherhin als unverrückbares Heilathum erklärt hatte, gradezu entgegenhandeln wollte? Würde nicht jeder Bürger zurückbeben, wenn er die Feste zertrümmern sähe, die seine persönliche Freiheit für immer sichern sollte, und welcher Mensch könnte noch auf die ehrwürdigen Rechte seiner bürgerlichen Existenz zählen, wenn selbst die feierlichsten Urtheilsprüche nicht die Kraft hätten, ihm die Anfechtung derselben zu verbieten? — Das sind Betrachtungen, die sich jedem rechtlichen Manne aufdrängen, der das unerhörte Schicksal des Herrn Hönk unbefangen und mit richtigem Bürgerfinne betrachtet, und die von vielen ehrwürdigen Männern vorzüglich damals laut ausgesprochen wurden, als Herr Hönk am 3. November 1800 zum dritten Male eingekerkert wurde.

Durch zwei souveräne Urtheilsprüche war bereits von zwei verschiedenen Gerichtshöfen förmlich erklärt worden, daß die Untersuchung, die schon zum zweiten Male erneuert werden und länger als drei Jahre lang gedauert hatte, keine

hinreichenden Anzeigen darböten, um eine Anklage wider den Herrn Konk zu erheben, und daß derselbe daher in Freiheit zu setzen sei.

Der Bürger, dessen ganzes Leben so strenge und so anhaltend, als das des Herrn Konk, geprüft worden ist, und dem darauf zwei verschiedene Gerichtshöfe für verdachtlos erklärt haben, sollte dann doch endlich einmal gegen leidenschaftliche Verfügungen gesichert sein und sein Leben in Ruhe genießen können.

So viel bleibt allemal unbestreitbar und es ist eine nothwendige Folge der Verfügungen, daß das Urtheil, wodurch die Unzulänglichkeit der aufgereizten Verdachtsanzeigen anerkannt und der Angeschuldigte daher in Freiheit gesetzt worden ist, so lange rechtskräftig bleibt, und als rechtskräftig aufrecht erhalten werden muß, als nicht wirkliche, neue, vorher unbekannte Beweise sich herausstellen haben. Wo war aber ein ähnlicher neuer Beweis des Verdächtigen gegen den Herrn Konk in dem Augenblicke, als er am 3. November 1820 unter dem Vorwande von neuen Motiven zum dritten Male verhaftet ward? Auf der Stelle bewies er dem Herrn Landgerichtsrathe Mannen, daß alles das, was man demselben als neue Motive aufgebunden hatte, schon längst geprüft und abgeurtheilte Dinge seien. — — —

Dem Herrn Konk bleibt unter diesen Umständen nur das innere Bewußtsein seiner Unschuld und das unerschütterliche Vertrauen auf die Gerechtigkeit von Richtern, die zu sehr von ihren Pflichten durchdrungen sind, als daß sie die Unschuld einer davor verschwornen Kadate opfern sollten. Nur dieses Bewußtsein und dieses Vertrauen konnte den Herrn Konk dazu vermögen, nicht schon längst aus einem Lande zu fliehen, wo er so oft und so lange das Spiel gesetzlicher Willkür gewesen war. „*Evgit impius nomine persequente, justus autem, quasi leo confidens, absque terrore est.*“ (Prov. 28, 1.)

Die zwei früheren Prozeduren, an und für sich allein genommen, können nicht mehr in Betrachtung kommen, insolge den Artikeln 246 und 247 der Criminalordnung; durch zwei, von zwei verschiedenen Gerichtshöfen erlassene Urtheile ist alles, was darin mit so unsäglich Mühe zusammengehäuft worden war, nach der plünftlichsten Prüfung als unzulänglich erklärt worden, um damit einen Verdacht von Schuld wider den Herrn Konk zu begründen. Ohne die Rechtskraft dieser Urtheile zu verletzen, darf also auf nichts von alledem, was in den zwei früheren Untersuchungen vorgekommen war, für sich allein, mehr Rücksicht genommen werden; das sind längst abgeurtheilte Sachen; non bis in idem.

Nur in sofern können jene früheren Prozeduren jetzt noch ein Mal geprüft werden, als es sich davon handelt, das, was seit den Entscheidungen darüber neuerdings entdeckt worden sein soll, damit zu vergleichen, und zu entscheiden, ob dies von dem Gewichte sei, daß es die früher als unzulänglich anerkannten Anzeigen nunmehr außer Zweifel stelle, oder nicht. — — —

Wenn ich nun die angeblich neuen Beweise, die dem Herrn Konk in seinen Schlussverhören eröffnet worden sind, alle, einzeln und zusammen genommen, für sich allein und in Vergleichung mit den früheren Prozeduren anschauere, so bliebe es mir wahrhaft unerklärbar, wie man dafür den Herrn Konk zum dritten Male acht Monate lang im Kerker schmachten lassen durfte. — — —

Der Beweis der physischen Unmöglichkeit, daß Eenen in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1816 sein Leben in der Wohnung des Herrn Konk habe verlieren können, bliebe durch die mit nichts entkräfteten, immer gleichlautend beschwornen Zeugnisse der drei Mögde Schoel, Gallibert und Det unerschütterlich feststehen. Zu ihnen tritt noch eine vierte Zeugin, die, wenn sie auch ganz allein wäre, jedem rechtlichen Manne, der ihren moralischen Charakter genau kennt, die nämliche feste Ueberzeugung gewähren würde. Ich meine die Ehegattin des Herrn Konk. Diese Heilige — das ist sie wirklich nach dem Aus-

sprech' Aller, die ihren ganzen Lebenswandel genau kennen — diese Heilige, die nicht fähig ist, auch nur im Scherz eine Lüge zu sagen, verdankt die sanfte Ruhe, womit sie das hatte unverdiente Schicksal ihres Gatten und ihr eigenes so viele Jahre lang erduldet hat, einzig nur ihrer innern Ueberzeugung von der Unschuld ihres Gatten; eine Ueberzeugung, die nicht bloss auf ihrem durch das zwölfjährige Eheband unerschütterlich gewordenen Bewußtsein, daß ihr Gemann keiner unedeln Handlung, geschweige denn einer so grüßelhaften fähig sei, beruhet, sondern auch durch die physische Gewisheit begründet ist, daß ihr Gatte an jenem Abend von 9 Uhr an bis zum hellen Morgen des folgenden Tages keinen Augenblick von ihrer Seite gekommen ist. Das erzählt sie Jedem, der sie hören will, mit einer Ruhe und Unbefangenhait, daß sich ihre Ueberzeugung Jedem, der noch einigen Glauben an Tugend hat, mittheilt.

Die Sprache, in der Madame Konk sich über den nämlichen Gegenstand vor dem Throne Seiner Königl. Majestät in einer eigenhändigen Vorstellung ausdrückte, die sie Höchstnenersehten am 30. Juni jüngsthin einreichen ließ, ist zu merkwürdig, als daß ich es mir versagen könnte, diese Vorstellung mitzutheilen:

„Auerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,

Auergrädigster König und Herr!

Eine schwer niedergebeugte Gattin und Mutter wagt es, vertrauensvoll vor den Thron Euer Königl. Majestät zu treten, nicht um von Auerhöchstendenselben eine Gnade zu ersuchen, sondern um an der unmittelbaren Quelle des Rechtes den Schutz der Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit, nichts als strenge Gerechtigkeit allunterthänigst nachzusuchen.

Ich bin die Gattin des nun schon bis in das fünfte Jahr auf die würdevollste Weise verfolgten Kaufmannes Peter Anton Konk, von hier, dessen hactes unverdientes Schicksal eine so unglückliche Verhöhnung erhalten hat, daß selbst ohne Zweifel auch Euer Königl. Majestät nicht unbekannt geblieben sein wird.

Man beschuldigte ihn, einen jungen Mann, den Wilhelm Gönen von Geseß, in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1818 ermordet zu haben. Niemand konnte von der Absurdität dieser gräßlichen Beschuldigung und von der Unschuld meines Gatten inniger überzeugt sein als eben ich. Gott, der Allwissende, ist mein Zeuge, und vor dem Throne Euer Königl. Majestät beschwöre ich auf das feierlichste, daß von dem Augenblicke an, wo der junge Gönen mit seinem Committenten Schröder an jenem Tage, Abends zwischen acht und neun Uhr, zuletzt unser Haus verließ, bis zum hellen Morgen des Tages mein Gatte nicht mehr von meiner Seite gekommen ist. Mit mir allein sprang er zu Nacht, ging mit mir gegen elf Uhr zu Bette, und verließ unser gemeinschaftliches Schlafgemach und Bette nicht wieder bis am andern Morgen, nachdem ich bereits aufgestanden war. In dem ganzen Zwischenraume hatte, außer unsern drei Mägden und unsern vier unmündigen Kindern, kein fremder Mensch unser Haus betreten.

Unser drei Mägde haben die Wahrheit dieser meiner Behauptung durch ihre eidl. Aussagen vor Gericht bestätigt. Die physische Unmöglichkeit, daß mein Gatte in jener Nacht noch in irgend einer Berührung mit dem jungen Gönen habe sein können, war und ist mir also eben so klar wie mein eigenes Dasein. Auch beweiset die innere Einrichtung unsers Hauses anschaulich, daß ohne mein und der drei Mägde Wissen eine so schreckliche That darin nicht Statt haben konnte, und wenn man meinen Gatten der Mordthat bezüchtigen wollte, so hätte man nothwendig mich selbst als Theilhaberin daran mit beschuldigen müssen; noch nie hat es aber die Kühnheit gewagt, ihre Verdächtigungen so weit zu treiben.

Auf das Zeugniß aller Menschen ohne Unterschied, die mich kennen, darf ich mich rühn berufen, ob ein einziger von ihnen mich einer unedlen Handlung fähig halte. Ich war so glücklich, von meinen Eltern eine solche Erziehung zu erhalten, und meine Meinungen sind von der Art, daß es mir unmöglich gewesen sein würde, mit einem Manne, der das Unglück gehabt hätte, einen Menschen zu tödten, auch nur noch Einen Tag zusammen zu leben; ich würde ihn, mich und unsre Kinder bis in den Tod beweint haben, aber unsre Trennung für ewig hätte keine Vorstellung, keine Rücksicht abwenden können. Nur so fester Knüpflo aber auch mein innigstes Bewußtsein von der Unschuld meines Vaters und von der Ungerechtigkeit der Verfolgungen, die er erdulden mußte, das Band unsrer auf gegenseitige Achtung und Vertrauen gegründeten Liebe, zwölf Jahre lang sind wir verbunden, und es mag wol wenig Ehen geben, die so glücklich sind, als die unsrige es immer war und noch ist. Seit den verschiedenen Verhaftungen, die mein Vater erleiden mußte, trug ich noch zwei Pfänder der Liebe von ihm unter dem Herzen; bei ehelichenden Vätern und Mütterinnen mag das noch mehr als Worte die Wahrheit meiner Verheuerung beglaubigen, daß ich nicht blos die moralische Ueberzeugung, sondern auch die vollkommenste physische Gewißheit von der Unschuld meines Vaters habe.

Viele Gewißheit und der Hinblick auf die ewige Vorsehung hat mich bei allem den Keldern, die ich über das unverschuldete Schicksal meines Vaters erduldet, noch aufricht erhalten.

Gesichtliche Untersuchung haben wir nie gewünscht, die strengste Untersuchung vielmehr gewünscht, sobald es der Lösung gelungen war, den Verdacht einer Unthat, deren mein Vater durchaus unfähig ist, wider denselben zu zerren.

Unser Unglück war es, daß die erste Einleitung der Untersuchung in die Hände eines ungelübten Beamten, des hiesigen Generaladvokaten von Sand, fiel, der ohne rechtlichen Grund und ohne gesetzliche Befugniß den ersten Verwaltsrath wagte, meinen Vater in unsrer Wohnung zu verhaften, und während vierzehn Tagen darin gefangen zu halten.

Ueber die Belegwidrigkeit dieses Verfahrens sprachen erfahrene Geschehnisse sich damals laut aus; die Verantwortlichkeit, der von Sand sich dadurch aufgelegt hatte, ward um so einschüchternd, da seine Versuche, meinen Vater durch die competente Behörde in gesetzliche Haft zu bringen, in allen Instanzen mißlang, und er dadurch in die Nothwendigkeit versetzt war, in allen Instanzen wieder auf freien Fuß zu stellen. Von Sand sah sich nun in der misslichen Lage, alles anzuwenden, um meinen Vater zu vernichten, wenn er nicht seine eigene politische Existenz gefährdet sehen wollte.

Darin liegt der Grund zu allem dem Getriebe, das bald darauf angesponnen ward und als Stütze in den beispiellosen Verfolgungen benützt wurde, denen mein schuldloser Vater so viele Jahre hindurch sich ausgesetzt sah.

Es würde mich von meinem gegenwärtigen Zwecke entfernen, wenn ich Euer Königl. Majestät hier all jenes Getriebe aus einander setzen wollte; mir genügt es für jetzt, die successiven Resultate davon anzuführen.

Der hiesige gesetzlich competente Untersuchungsrichter fand darin noch immer keinen Grund, um die von dem Generaladvokaten von Sand darauf neuerdings nachgesuchte Verhaftung meines Vaters zu verordnen.

Von Sand wendete sich nun an den damaligen hiesigen Appellationsgerichts-Präsidenten und erwirkte im Februar 1817, daß die Untersuchung dem gesetzlichem Instruktionsrichter entzogen und dem Appellationsgerichtsrathe Escher übergeben ward. Nun erhielt von Sand alles, was er verlangte. Mein Vater ward am 10. Februar 1817 verhaftet und unter der unmittelbaren Leitung des von Sand eine Proceßur geführt, die die Befangenheit der Beamten, die sich damit befaßten, offenbar am Tag legte. Auch entzog daher der damalige Revisions-

hof in Götting, durch Urtheil vom 4. October 1817 auf den Grund von erd-
müßigen Verdachte die Untersuchung dem Untersuchungskommissarius Escher, so-
wie dem damaligen hiesigen Appellationsgerichtshofe und verwies dasselbe an
die Berichte Euer Majestät in Xeler.

Nach der erschoßendsten Untersuchung und nach der genauesten Prüfung
dieselben erging dort endlich am 23. Juni 1818 das Urtheil, wodurch der dasige
Königliche Appellationsgerichtshof erkannte, daß keine hinlängliche Anzeigen vor-
handen seien, die eine Anklage wider meinen Gatten rechtfertigen könnten, und
daß derselbe daher in Freiheit zu setzen sei.

Wir glaubten nun endlich unser häusliches Glück wieder in Ruhe ge-
nießen zu können; in dem Rathe unserer Vorfelger war es aber anders beschloffen.

In den Vertheidigungsschriften, die mein Gatte bei dem Königl. Appella-
tionsgerichtshofe in Xeler eingereicht hatte, waren vielfache Pflichtwidrigkeiten
mehrerer hiesigen Beamten mit grellen Farben geschildert worden; mein Gatte
ließ öffentlich bekannt machen, daß er sich auch vor dem größten Publikum durch
den Druck rechtfertigen würde, sobald einmal über das Schicksal des Kiesel
Christian Hamacher, wider den, der befragten Verboth wegen, die An-
klage erkannt worden war, entschieden sein würde. Dieser öffentlichen Rechtfertig-
ung suchte man durch eine neue Untersuchung entgegen zu arbeiten, deren Ein-
leitung bereits am 3. September 1818 in den hiesigen Zeitungen angedeutet
ward. — Nur das Verwurfslein seiner Unschuld konnte meinen Gatten bestim-
men, anstatt zu fliehen, auch diese neue Prüfung mit Ruhe abzuwarten.

Wirklich ward er am 12. Februar 1819 zum zweiten Male verhaftet
und von hier in die Gefängnisse nach Xeler gebracht. Die Verhaftung geschah
auf Befehl eines Beamten, der durchaus keine gesetzliche Befugniß dazu hatte.
Alle Rechtsgeliebten sprachen das laut aus. Durch geschwindige Willkür war
also mein Gatte neuerdings seiner Freiheit beraubt.

Wenigstens glaubten wir berechtigt zu sein, zu erwarten, daß diese erneuerte
Untersuchung nach der bestimmten Vorbest der Gesetze in dem kürzesten Zeit-
raume zur Entscheidung befördert werden möchte; allein auch hierin wurden wir
getäuscht. Alle unser Vorstellungen und Bitten um Beschleunigung der Justiz-
pflege blieben unerhört und selbst die wiederholten Befehle, die das Justizmini-
sterium Euer Königlichem Majestät auf meine Vorstellungen zu dem nämlichen
Zweck erließ, waren ohne Erfolg. Erst am 24. November ward die Unter-
suchung für geschlossen erklärt und an das öffentliche Ministerium beim hiesigen
Königlichen Appellationsgerichtshofe abgegeben, um die Sache dem Anklagesenat
vorzutragen.

Nach der bestimmten Vorbest der hiesigen Criminalordnung hätte dieser
Vortrag unmittelbar nach dem Verlaufe der ersten fünf Tage geschehen müssen;
aller unser wiederholten Vorstellungen um Justizbeschleunigung ungeachtet
ward er über zwei Monate hinaus unter leeren Verwänden verzögert.

Endlich erging am 24. Februar 1820 das Urtheil, wodurch auch der hiesige
Königliche Appellationsgerichtshof erkannte, daß die neue Untersuchung weder
für sich allein, noch in Verbindung mit der früheren Untersuchung eine Anklage
wider meinen Gatten zu begründen vermöge, daß derselbe daher in Freiheit zu
setzen sei.

Wollte hat noch kein Mann vor Gericht gestanden, dessen Handlungs-
weise, dessen ganzes Leben so umfassend und so streng als das meines Gatten
untersucht worden ist. Zwei souveräne Gerichtshöfe hatten ihn nach einer län-
ger als drei Jahre hindurch unausgesetz fortgesetzten Untersuchung für so schuld-
los erkannt, daß auch nicht einmal ein gegründeter Verdacht von Schuld gegen
ihn vorhanden sei.

Die Aufrechterhaltung rechtskräftiger Urtheilssprüche ist unstreitig das Heißte in jedem wohlgeordneten Staate, weil ohne sie keine Sicherheit des Eigenthums und der persönlichen Freiheit des Unterthanen denkbar bleibt, und ohne diese Sicherheit jedes öffentliche Vertrauen, das die Grundpfeiler der höchsten Staatsgewalt ist, zerstört würde.

Auch wir waren also berechtigt, darauf zu vertrauen, daß die beiden kaiserlichen Urtheilssprüche, wodurch mein Gatte sogar als verdächtiges Individuum bezeichnet war, und gegen jede fernere Verfolgung schützen würden. Wie hätten wir nur ahnen dürfen, daß eben das öffentliche Ministerium, das Eure Königl. Majestät eigens niedergelagt haben, um auf die Handhabung und Vollziehung der Urtheilssprüche zu wachen, sich über diejenigen hinaussetzen würde, wodurch mein Gatte zwei Mal in Freiheit gesetzt worden war!

Ohne neue Beweise von Verdacht, wovon in den frühern Proceduren nichts vorgekommen war, durfte mein Gatte nun nicht wieder verhaftet werden; so verfügt es die kaiserliche Gesetzgebung in den bestimmtesten Ausdrücken. Diesen Verfügungen zum Troste veranstaltete der erste Generaladvokat, den Eure Königl. Majestät an die Spitze des öffentlichen Ministeriums bei dem kaiserlichen Appellationsgerichtshofe ernannt haben, daß mein Gatte am 3. November 1829 neuerdings und zum dritten Male eingekerkert ward. In dem vorläufigen Verhör, das dieser Einkerkelung vorherging, bewies mein Gatte, daß alles das, worauf man solche begründen wollte, durchaus nichts Neues, sondern in den frühern Proceduren schon längst abgeurtheilte Sachen seien; darauf ward jedoch keine Rücksicht genommen, sondern dies bestritten, weil der erste Generaladvokat es ohne Weiteres verlange, verfügte der Landgerichtsrath, dem der Antrag dazu gemacht war, die Verhaftung.

So schmachet denn mein Gatte auch jetzt wieder als Opfer von geschwätziger Praetensionspolitik acht Monate lang im Kerker.

Als der siebente Monat seiner jetzigen Verhaftung bald im Ende war, hatte man ihn noch nicht über das vernommen, was die Länge seiner dritten Verhaftung begründen sollte; er hat daher durch die allunterthänigst hier beigefügte Vorstellung vom 25. Mai leihthin den Untersuchungscommissarius, zu veranlassen, daß die Untersuchung doch endlich einmal zum Ende und zur Entscheidung befördert werden möchte.

Da diese Bitte ohne Erfolg und ohne Beantwortung blieb, so wendete mein Gatte sich zu dem nämlichen Zwecke mit der ebenfalls allunterthänigst hier beigefügten Vorstellung vom 8. des gegenwärtigen Monats an den vorerwähnten Anklagenrat.

Dem darin erklärten Entschlusse, unser Beschwerden über die willkürliche Verzögerung der Justiz vor den Thron des gerechtesten Königs zu bringen, und der bevorstehenden Allerhöchsten Ankunft Eurer Königl. Majestät haben wir es zuversichtlich allein zu verdanken, daß darauf endlich am 25. und 26. dieses die Schlußverhandlung mit meinem Gatten abgehalten sind.

Nach den Vorschriften der Gesetze mußte nun die Untersuchung geschlossen und ebenselbst Tage dem Anklagenrat zur Entscheidung vorgetragen werden; die traurige, aus den frühern Proceduren geschöpfte Erfahrung, wie willkürlich in unsrer Sache alle Gesetze von denen, die zur Handhabung derselben eigens angeordnet sind, außer Achtung gesetzt werden, läßt mich indessen voraussehen, daß, sobald Eure Königl. Majestät von hier abgereiset sein werden, das öffentliche Ministerium die Wendung der Sache wieder um mehrere Monate hinauszulocken werde, wenn nicht eine höhere Gewalt ins Mittel tritt, um uns den Schwung der Gesetze gegen jede Willkür zu sichern. — Ich selbst ehe die Gesetze zu sehr, als daß ich verlangen sollte, daß die höchste Königl. Gewalt in die Entschel-

spürst Mier, die ihrem ganzen Lebenswandel genau kennen — diese Heilige, die nicht fähig ist, auch nur im Eherge eine Lüge zu sagen, verdankt die sanfte Ruhe, womit sie das harte unverdiente Schicksal ihres Gatten und ihr eigenes so viele Jahre lang erduldet hat, einzig nur ihrer innern Ueberzeugung von der Unschuld ihres Gatten; eine Ueberzeugung, die nicht bloss auf ihrem durch das unersättliche Erband unerschütterlich gewordenen Bewußtsein, daß ihr Ehemann Mier unehren Handlung, geschweige denn einer so gräueltollen fähig sei, beruht, sondern auch durch die physische Gewißheit begründet ist, daß ihr Gatte am jenem Abend von 9 Uhr an bis zum hellen Morgen des folgenden Tages seinen Augenblick von ihrer Seite gekommen ist. Das erzählt sie Jedem, der sie hören will, mit einer Ruhe und Unbefangenheit, daß sich ihre Ueberzeugung Jedem, der noch einigen Glauben an Tugend hat, mittheilt.

Die Sprache, in der Madame Foul sich über den nämlichen Gegenstand vor dem Throne Seiner Königl. Majestät in einer eigenhändigen Vorstellung ausdrückte, die sie Höchstnennselben am 30. Juni jüngsthin einreichen ließ, ist zu merkwürdig, als daß ich es mir versagen könnte, diese Vorstellung mitzutheilen:

„Auerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Auergrädigster König und Herr!

Eine schwer niedergebeugte Gattin und Mutter wagt es, vertrauensvoll vor dem Thron Euer Königl. Majestät zu treten, nicht um von Auerhöchstdenelben eine Gnade zu ersuchen, sondern um an der unmittelbaren Quelle des Rechts den Schutz der Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit, nichts als strenge Gerechtigkeit allerunterthänigst nachzusuchen.

Ich bin die Gattin des nun schon bis in das fünfte Jahr auf die willkürliche Weise verfolgten Kaufmanns Peter Anton Foul, von hier, dessen hartes unverdientes Schicksal eine so unglückliche Verhöhnung erhalten hat, daß selches ohne Zweifel auch Euer Königl. Majestät nicht unbekannt geblieben sein wird.

Man beschuldigte ihn, einen jungen Mann, den Wilhelm Gönern von Geseke, in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1816 ermordet zu haben. Niemand konnte von der Absurdität dieser gräßlichen Beschuldigung und von der Unschuld meines Gatten inniger überzeugt sein als eben ich. Dort, der Almacht, ist mein Zeuge, und vor dem Thron Euer Königl. Majestät beschwöre ich auf das feierlichste, daß von dem Augenblicke an, wo der junge Gönern mit seinem Committenten Schredder an jenem Tage, Abends zwischen acht und neun Uhr, zuletzt unser Haus verließ, bis zum hellen Morgen des Tages mein Gatte nicht mehr von meiner Seite gekommen ist. Mit mir allein speiste er zu Nacht, ging mit mir gegen elf Uhr zu Bette, und verließ unser gemeinschaftliches Schlafzimmer und Bette nicht wieder bis am andern Morgen, nachdem ich bereits aufgestanden war. In dem ganzen Zwischenraume hatte, außer unsern drei Mägden und unsern vier unmündigen Kindern, kein fremder Mensch unser Haus betreten.

Unser drei Mägde haben die Wahrheit dieser meiner Beschreibung durch ihre eidl. Aussagen vor Gericht bekräftigt. Die physische Unmöglichkeit, daß mein Gatte in jener Nacht noch in irgend einer Verhörung mit dem jungen Gönern habe sein können, war und ist mir also eben so klar wie mein eigenes Dasein. Auch beweiset die innere Einrichtung unsers Hauses anschaulich, daß ohne mein und der drei Mägde Wissen eine so schreckliche That darin nicht Statt haben konnte, und wenn man meinen Gatten der Mordthat bezüchtigen wollte, so hätte man nothwendig mich selbst als Theilhaberin daran mit beschuldigen müssen; noch nie hat es aber die Kästernung gewagt, ihre Verleumdungen so weit zu treiben.

Auf das Zeugniß aller Menschen ohne Unterschied, die mich kennen, darf ich mich stützen, ob ein einziger von ihnen mich einer unehrenhaften Handlung schuldig halte. Ich war so glücklich, von meinen Eltern eine solche Erziehung zu erhalten, und meine Grundsätze sind von der Art, daß es mir unmöglich gewesen sein würde, mit einem Manne, der das Unglück gehabt hätte, einen Menschen zu tödten, auch nur noch Einen Tag zusammen zu leben; ich würde ihn, mich und unser Kinder bis in den Tod beweint haben, oder unser Trennung für ewig hätte keine Besserung, keine Rücksicht abwenden können. Um so früher müßte aber auch mein leuchtendes Bewußtsein von der Unschuld meines Gatten und von der Ungerechtigkeit der Verfolgungen, die er erdulden mußte, das Band unserer auf gegenseitige Achtung und Vertrauen gegründeten Liebe, zwölf Jahre lang sind wir verbunden, und es mag wol wenig Ehen geben, die so glücklich sind, als die unsrige es immer war und noch ist. Seit den verschiedenen Verhaftungen, die mein Gatte erdulden mußte, trug ich noch zwei Fäden der Liebe von ihm unter dem Herzen; bei eheliebenden Gatten und Gattinnen mag das noch mehr als Worte die Wahrheit meiner Versicherung beglaubigen, daß ich nicht blos die moralische Ueberezeugung, sondern auch die vollkommenste physische Gewissheit von der Unschuld meines Gatten habe.

Diese Gewissheit und der Hinblick auf die ewige Vorsehung hat mich bei allen den Leiden, die ich über das unverschuldete Schicksal meines Gatten erduldet, noch aufrecht erhalten.

Geistliche Untersuchung haben wir nie geführt, die strengste Untersuchung vielmehr gewünscht, sobald es der Kästung gelungen war, den Verdacht einer That, deren mein Gatte durchaus unfähig ist, wider denselben zu erregen.

Unser Unglück war es, daß die erste Einleitung der Untersuchung in die Hände eines ungeübten Beamten, des hiesigen Generaladvokaten von Sand, fiel, der ohne rechtlichen Grund und ohne gesetzliche Befugniß den ersten Heermeisterlich mochte, meinen Gatten in unsere Wohnung zu verhaften, und während vierzehn Tagen darin gefangen zu halten.

Ueber die Geschehnisse dieses Verfahrens sprachen erfahrene Geschehenner sich damals laut aus; die Verantwortlichkeit, der von Sand sich dadurch aufgelegt hatte, ward um so eindringender, da seine Versuche, meinen Gatten durch die competente Behörde in gesetzliche Haft zu bringen, in allen Instanzen mißlang, und er dadurch in die Nothwendigkeit versetzt ward, meinen Gatten wieder auf freien Fuß zu stellen. Von Sand sah sich nun in der misslichen Lage, alles anzuwenden, um meinen Gatten zu vernichten, wenn er nicht seine eigene politische Grillenz gefährdet sehen wollte.

Darin liegt der Grund zu allem dem Getreibe, das bald darauf angespannt ward und als Stütze zu den beispiellosen Verfolgungen diente wurde, denen mein schuldloser Gatte so viele Jahre hindurch sich ausgesetzt sah.

Es werde mich von meinem gegenwärtigen Amte entfernen, wenn ich Euer Königlichem Majestät hier all jenes Getriebe aus einander setzen wollte; mir genügt es für jetzt, der successiven Resultate davon anzuführen.

Der hiesige gesetzlich competente Untersuchungsrichter fand darin noch immer keinen Grund, um die von dem Generaladvokaten von Sand darauf neuerdings nachgesuchte Verhaftung meines Gatten zu verordnen.

Von Sand wendete sich nun an den damaligen hiesigen Appellationsgerichtshof und erwirkte im Februar 1817, daß die Untersuchung dem gesetzlichem Instruktionsrichter entzogen und dem Appellationsgerichtsrathe Oberrichter übergeben ward. Nun erhielt von Sand alles, was er verlangte. Mein Gatte ward am 19. Februar 1817 verhaftet und unter der unmittelbaren Leitung des von Sand eine Prozedur geführt, die die Befangenheit der Beamten, die sich damit befaßten, offenbar an den Tag legte. Auch entzog daher der damalige Revisions-

hof in Leoben, durch Urtheil vom 4. October 1817 auf den Grund von rechtmäßigen Verdacht die Untersuchung dem Untersuchungskommissarius Efferd, so wie dem damaligen hiesigen Appellationsgerichtshofe und vermittelte dasselbe an die **Gerichte Quers Majestät in Triest**.

Nach der erschöpfendsten Untersuchung und nach der genauesten Prüfung derselben erging dort endlich am 23. Juni 1818 das Urtheil, wodurch der bayerische Appellationsgerichtshof erkannte, daß keine hinlängliche Anzeigen vorhanden seien, die eine Anklage wider meinen Gatten rechtfertigen könnten, und daß derselbe daher in Freiheit zu setzen sei.

Wie glaubten nun endlich unser häusliches Glück wieder in Ruhe genießen zu können; in dem Rathe unserer Verfolger war es aber anders beschloffen.

In den Vertheidigungsschriften, die mein Gatte bei dem königl. Appellationsgerichtshofe in Triest eingereicht hatte, waren vielfache Pflichtverletzungen mehrerer hiesigen Beamten mit gelben Farben geschildert worden; mein Gatte ließ öffentlich bekannt machen, daß er sich auch vor dem größten Publikum durch den Druck rechtfertigen würde, sobald einmal über das Schicksal des Kiefers **Cheslaan Hamacher**, wider den, der besagten Mordthat wegen, die Anklage erkannt worden war, entschieden sein würde. Dieser öffentlichen Rechtfertigung suchte man durch eine neue Untersuchung entgegen zu arbeiten, deren Einleitung bereits am 3. September 1818 in den hiesigen Zeitungen angekündet ward. — Nur das Verursachen seiner Unschuld konnte meinen Gatten bestimmen, anstatt zu fliehen, auch diese neue Prüfung mit Ruhe abzuwarten.

Wirklich ward er am 12. Februar 1819 zum zweiten Male verhaftet und von hier in die Gefängnisse nach Triest gebracht. Die Verhaftung geschah auf Befehl eines Beamten, der durchaus keine gesetzliche Befugniß dazu hatte. Alle Rechtsgelichten sprachen das laut aus. Durch geschwindige Willkür war also mein Gatte neuerdings seiner Freiheit beraubt.

Wenigstens glaubten wir berechtigt zu sein, zu erwarten, daß diese erneuerte Untersuchung nach der bestimmten Vorschrift des Gesetze in dem kürzesten Zeitraum zur Entscheidung befristet werden möchte; allein auch hierin wurden wir getäuscht. Alle unser Vorstellungen und Bitten um Beschleunigung der Justizpflege blieben unerhört und selbst die wiederholten Befehle, die das Justizministerium Quers Königl. Majestät auf meine Vorstellungen zu dem nämlichen Zweck erließ, waren ohne Erfolg. Erst am 24. November ward die Untersuchung für geschlossen erklärt und an das königliche Ministerium beim hiesigen königlichen Appellationsgerichtshofe abgegeben, um die Sache dem Anklagesenat vorzutragen.

Nach der bestimmten Vorschrift der hiesigen Ariminalordnung hätte dieser Vortrag unmittelbar nach dem Verlaufe der ersten fünf Tage geschehen müssen; aber unser wiederholten Vorstellungen um Justizbeschleunigung ungeachtet ward er über zwei Monate hinaus unter leeren Verwänden verzögert.

Endlich erging am 24. Februar 1820 das Urtheil, wodurch auch der hiesige königliche Appellationsgerichtshof erkannte, daß die neue Untersuchung weder für sich allein, noch in Verbindung mit der früheren Untersuchung eine Anklage wider meinen Gatten zu begründen vermöge, daß derselbe daher in Freiheit zu setzen sei.

Wirklich hat noch kein Mann vor Gericht gestanden, dessen Handlungsweise, dessen ganzes Leben so umfassend und so streng als das meines Gatten untersucht worden ist. Zwei souveraine Gerichtshöfe hatten ihn nach einer länger als drei Jahre hindurch unausgesetzt fortgesetzten Untersuchung für so schuldig erkannt, daß auch nicht einmal ein gegründeter Verdacht von Schuld gegen ihn vorhanden sei.

Die Aufrechterhaltung rechtskräftiger Urtheilssprüche ist unstreitig das Heiligste in jedem wohlgeordneten Staate, weil ohne sie keine Sicherheit des Eigenthums und der persönlichen Freiheit des Unterthan denkbar bleibt, und ohne diese Sicherheit jedes öffentliche Vertrauen, das die Grundstüße der höchsten Staatsgewalt ist, zerfällt würde.

Auch wir waren alle berechtigt, darauf zu vertrauen, daß die beiden souverainen Urtheilssprüche, wodurch mein Gatte sogar als verdächtiger erklärt worden war, und gegen jede fernere Verfolgung schützen würden. Wie hätten wir nur ahnen dürfen, daß eben das öffentliche Ministerium, das Eure Königliche Majestät eigens niedergelagt haben, um auf die Handhabung und Vollziehung der Urtheilssprüche zu wirken, sich über dieselben hinausschleichen würde, wodurch mein Gatte zwei Mal in Freiheit gesetzt worden war?

Ohne neue Beweise von Verdacht, wovon in den frühern Proceduren nichts vorgekommen war, durfte mein Gatte nun nicht wieder verhaftet werden; so verfügt es die hiesige Gesetzgebung in den bestimmtesten Ausdrücken. Dieselben Verfügungen zum Troste veranlaßte der erste Generaladvocat, den Eure Königliche Majestät an die Spitze des öffentlichen Ministeriums bei dem hiesigen Appellationsgerichtshofe ernannt haben, daß mein Gatte am 3. November 1820 neuerdings und zum dritten Male eingekerkert ward. In dem verläßlichen Bericht, das dieser Einkerkertung vorherging, bewies mein Gatte, daß alles das, wozu man seine Begründen wollte, durchaus nichts Neues, sondern in den frühern Proceduren schon längst abgeurtheilte Sachen seien; darauf ward jedoch keine Rücksicht genommen, sondern dies deswegen, weil der erste Generaladvocat es ohne Weiteres verlange, verfügte der Landgerichtsrath, dem der Antrag dazu gemacht war, die Verhaftung.

So schmachte denn mein Gatte auch jetzt wieder als Opfer von gescheitelter Beamtenwillkür acht Monate lang im Kerker.

Als der sechste Monat seiner jetzigen Verhaftung bald zu Ende war, hatte man ihn noch nicht über das vernommen, was die lange Dauer seiner dritten Verhaftung begründen sollte; er hat daher durch die allunterthänigst hier beigelegte Verstellung vom 25. Mai lezhin den Untersuchungskommissionarius, zu veranlassen, daß die Untersuchung doch endlich einmal zum Ende und zur Entscheidung gebracht werden möchte.

Da diese Bitte ohne Erfolg und ohne Beantwortung blieb, so wendete mein Gatte sich in dem nämlichen Zwecke mit der ebenfalls allunterthänigst hier beigelegten Verstellung vom 8. des gegenwärtigen Monats an den vereinsamelten Anklagesenat.

Dem darin erklärten Entschlusse, unter Beschwerden über die willkürliche Verzögerung der Justiz vor den Aeon des gerechtesten Königs zu bringen, und der bevorstehenden Allerhöchsten Ankunft Eurer Königlichen Majestät haben wir es zuverläßig allein zu verdanken, daß darauf endlich am 25. und 26. dieses die Schlussverhöre mit meinem Gatten abgehalten sind.

Nach den Vorschriften der Gesetze mußte nun die Untersuchung geschlossen und erster Tage dem Anklagesenat zur Entscheidung vorgebracht werden; die traurige, aus den frühern Proceduren geschöpfte Erfahrung, wie willkürlich in unserm Sahe alle Gesetze von denen, die zur Handhabung derselben rigensz anordnet sind, außer Achtung gesetzt werden, läßt mich indessen voraussagen, daß sobald Eure Königliche Majestät von hier abgereiset sein werden, das öffentliche Ministerium die Beendigung der Sache wieder um mehrere Monate hinausschieben werde, wenn nicht eine höhere Gewalt ins Mittel tritt, um uns den Schutz der Gesetze gegen jede Willkür zu sichern. — Ich selbst che die Gesetze zu sehr, als daß ich verlangen sollte, daß die höchste königliche Gewalt in die Entschei-

dung der Sache selbst eingelesen möchte; mit voller Ruhe unterwerfen mit und der Entscheidung unbefangener Richter.

Ich befeide mich eben so sehr, daß die dem ganzen Staate gewidmeten festbesetzten Stunden Eurer Majestät es nicht gestatten, daß Allerhöchstdieselben sich über das Detail des ganzen Ganges dieser einzelnen Proccedur näher beschaffen lassen. Nur ein Wink, den Eure Majestät Allerhöchstderselben hiesigem Appellationsgerichtshofe, als der höchsten Justizstelle der Provinz, zu ertheilen allereinstens gerufen werden, auf die strenge Beobachtung des Gesetzes in dieser Sache zu machen, wird hinreichen, um der Willkür, der wir so ungebührlich lange unterliegen mußten, ein Ende zu machen, und zugleich die durch jene Willkür so sehr gefährdete Idee der Justizverwaltung in der hiesigen Provinz zu retten.

Eure Königliche Majestät bitte ich zu dem Ende allerunterthänigst, daß Allerhöchstdieselben allernachdrücklichst gerufen mögen, Allerhöchstderselben hiesigem Appellationsgerichtshofe zu beschließen, daß derselbe sich über den Gang der Untersuchung wider meinen Ehegatten, sowie über den Grund der Verurtheilung derselben berathen lassen und streng darauf machen solle, daß die Vorschriften des Gesetzes auch in dieser Sache auf das Genaueste beobachtet werden mögen.

Wir der Untertänigsten Zuversicht, daß Eure Königliche Majestät meiner gerathenen Bitte allernachdrücklichst zu willfahren gerufen werden, erlaube ich in dieser Unterwürfigkeit

Eurer Königl. Majestät

Wien, den 20. Juni 1821.

allerunterthänigste Catharina Henk,

geb. Jovanow.

Wenn der hohe Anklagesenat die Aufmerksamkeit haben wollte, in dem hiesigen Anstaltsbau bei den dasigen Aufsehern und bei allen, die dort in einiger Verbindung mit Herrn Henk waren, über die Verze und die Fänge, die seine Gattin während der ganzen Dauer seiner jetzigen Verhaftung ihm alle Tage dort persönlich brachte, sowie über die unglückseligen Verhältnisse sich zu erkundigen, wodurch diese beiden Ehegatten über argwöhnliche Fährten aufsetzten; so würde er sich überzeugen, daß das, was Madame Henk von dem Thronen des Königs, unsern Herrn, von dem preßwürdigen unveränderlichen Glück ihrer Ehebandes sagte, keine leeren Phrasen, sondern die wirkliche Wahrheit sei.

Ein guter, ein so unveränderlich guter Charakter ist keiner schlechten Handlung, und am wenigsten einer That sähig. Wer nur etwas Menschenkenntnis besitzt, wird das mit mir aussprechen, und wahrlich wagt das einsige Zeugnis, das Madame Henk über den sittlichen Charakter ihres Mannes, nicht bloß durch Worte, sondern auch durch ihr unausgesetztes Betragen gegen ihn ablegt, alle die Verleumdungen auf, wodurch so manche böse Menschen seine Veranlassung vertheidigt zu machen gesucht haben. —

Gerechte Richter sollten doch nie die Veranlassung eines Mannes, der das Unschuld hat, vorsehen zu werden, nach den Verleumdungen beurtheilen, denen auch sie selbst ausgesetzt sein würden, wenn sie ein ähnliches Schicksal trübe, vor dem kein Mensch, auch nicht der höchste Staatsbeamte, sich von einem Augenblicke zum andern gesichert halten kann. So viele erlauchte Beispiele unsern Zeitalter und deren sprechende Beweise.

Um den wahren Charakter eines Mannes zu beurtheilen, dürfen nur die Zeugnisse solcher rechtlichen Männer in Anschlag kommen, die mit ihm in ganzem gesellschaftlichem Verkehre gestanden und dadurch Veranlassung gehabt haben, das Innere seiner Seele zu durchschauen.

Herr Henk darf stolz auf die Einmüthigkeit der Stimmen sein, die seine Namen von anerkannter Rechtschaffenheit für ihn erheben.

In der ersten Proccedur gab schon mehrere anstättige Zeugnisse des Petzsch, des ersten von Wetterham, des hiesigen Bürgermeisters und der hiesigen

Handlungskammer, sowie einiget der angeführten Handlungsweisen zu Anfangs in den Akten gekommen, die das beweisen.

Die amtliche Erklärung des Polizeidirektoriums in Rotterdam verdient um so mehr in Betrachtung gezogen zu werden, weil dieselbe nicht von der Aent'schen Familie nachgesucht, sondern durch ein amtliches Erkundungsbüreau des Herrn von Sand veranlaßt worden war.

Dieser hatte in dem Schreiben geäußert: die Sage sei, daß P. A. Aent in Holland seinen guten Ruf habe. Wie falsch und verhältnißmäßig sehr unrichtige Sage sei, beweist die Antwort des Rotterdammer Polizeidirektoriums, welches darin gerade das Gegentheil vertritt und über den Charakter und die Verhältnisse des Herrn Aent in Rotterdam, sowie über den Ruf, den derselbe dort genossen habe und noch genießt, sich aufs Bestimmteste ausdrückt, ein aufsehender Beweis, wie nahe es ist, daß man den Sagen, die sich gegen einen bestimmten Mann erheben, gar nicht maßen dürfe, daß dieselben durchgängig das Bild der Verklammerung sind, und daß es empfindend sein würde, wenn Niemand, der über das Schicksal eines solchen Mannes zu entscheiden haben, darauf die mindeste Rücksicht nehmen wollten.

Herr Meijerius ward in der Affäre zu Trier gefragt: Wen weichen Sie kennen Sie den sittlichen Charakter des Kaufmanns Aent? Er antwortete: „Von der besten Seite; ich habe ihn in meinem 17ten Jahre in Rotterdam kennen gelernt und seitdem fortwährend in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm gestanden, nie aber das mindeste Unrechthafne von ihm gehört oder erfahren; kein Betragen in Rotterdam war so, daß man ihn als Muster für andre junge Leute seines Alters aufstellen konnte. Auch sein Afficié Bekant von Rotterdam gibt ihm das nämliche Zeugniß und sagte mir noch deutlich, als er insafte gerade in dem Tage bei mir war, wo ich die Jugenklammerung nach Trier erhielt. Ich kenne den Aent besser als Sie und seine Eltern; ich weiß, daß er keine schlechten Handlungssätze ist, deswegen habe ich auch seinen Namen in unserer Firma aufgenommen, und erhaben das jetzt unserm Hause schadet und ich von Vielen darum angeschlossen werden bin, mich von ihm zu trennen, so habe ich das doch nicht thun wollen.“

Auf die nämliche rühmliche Weise schätzte Herr Meijerius von Trier, mit dem Herr Aent früherhin ebenfalls während fünf Jahren in Handlungsgehilfschaft gestanden hatte, den sittlichen Charakter desselben in dem hier bestehenden Zeugnisse.

Solche Zeugnisse, herausgehend von Männern, deren Redlichkeit allgemein anerkannt ist, und die durch langjährige persönliche Verbindung mit dem Herrn Aent die Denkart und die Lebensweise desselben genau kennen gelernt hatten, müssen doch weit mehr als genügend sein, um alle Vermuthungen zu vernichten, die man durch verläumdende, ungenauere Sagen und Gerüchte wider den guten Rufmund des Herrn Aent zu erregen bemüht gewesen ist.

Ich selbst kenne denselben jetzt ins vierte Jahr; ich habe ihn in so mancherlei Tagen und Verhältnissen gesehen, und in unermesslichen Angelegenheiten zu beobachten Gelegenheit gehabt. Hier ist auch nicht durch das jahrelange Studium der Proceßakten die volle Gewissheit und Ueberzeugung von seiner Unschuld erhalten, die nichts in mir zu erschüttern vermagend ist; so würde seine Persönlichkeit allein, so wie ich solche kennen gelernt habe, mir schon genügen, um mich zu überzeugen, daß er keine unehren Handlung, am wenigsten ein Verbrechen zu begehen sich ist, und auf diese moralische Ueberzeugung eben allein würde ich in Vertheidigung seiner Unschuld die Hand für ihn ins Feuer halten. Er ist der liebenswürdigste Charakter, der jählichste Mann, der treueste Sohn, der aufrichtigste Freund, theilnehmend und mitleidig gegen Unglückliche, wozu wir wenig finden, und mit vieler wissenschaftlichen Bildung verbunden ist den wahren Sinn für alle Götter.

Wie wäre es möglich, den Mann, der alle diese schönen Eigenschaften in sich vereinigt, einer Noththat fähig zu halten, und seine Ehre und sein Leben von Dingen, die seiner Verdumme in sofern — —

Die angeklagten Angelegenheiten beruhen theils auf leeren Vermuthungen, deren Unsicherheit und Unwahrscheinlichkeit sich bewiesen hat, theils auf Hörensagen von Zeugen, deren Wahrheitsgehalt außer Zweifel steht, die also schon deswegen gar keinen Glauben verdienen, selbst wenn auch durch die Versicherung derjenigen, von denen das angeklagte Verbrechen hergenommen sein sollte, widerlegt wird. Was mir also noch ein Grund, der an den Urtheilen vom 23. Juni 1818 und 24. Februar 1820 eine Aenderung bewirken könnte? Auf neue Beweise vom Schwur würden sich vermaßen, so vermag ich das Befehl, und da hier bereits zwei früher gleichlautende Urtheile die Verurtheilungsfähigkeit des Herrn Kaul ausgesprochen haben, so vermag ich es sich ja doch von selbst, daß die neuen Beweise von dem Gerichte sein müßten, daß sie die Schuld außer allem Zweifel stellten. Hier ist nun aber durchaus kein Schaffen eines neuen Beweises vor Beschalt. Wenn also auch die Heiligkeit rechtskräftiger Urtheile noch einigen Werth beizulegen und das darauf gegründete öffentliche Vertrauen zu den Gerichtshöfen nicht für immer zerstückt werden soll, so kann der Erfolg und die weitere Fortsetzung meines Schättings keinen Augenblick mehr prokrastinirt werden.

Gitar am 13. Juli 1991.

Gelesen und genehmigt.
P. X. Hoff.

J. H. Henshaw,
Wrest.

4

Nide an Friedrich Wilhelm III., König von Preußen,
bei dessen Thronbesteigung am 10. November 1797
von Friedrich von Gentl).

Hilfsbuchführer, Streifenführer, Hölz-
Hilfsführer, Hölz und Holz!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, ist der feierlichste im Lebenslaufe eines menschlichen States. Der neuen Sonne, die vom Throne hoch leuchtet, schließen sich alle Freyen auf. Eine neue Lebenskraft bringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebenslust tinct durch die erlöschenden Sinne. Das Volk wünscht, hofft, vertraut. Es wagt, es wagt, einen Theil dieser Wünsche, die für Hoffnungen anklingen.

Es ist schön, Sie zum Beginn von Millionen anzusehen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist wichtig, Sie an einem Tage mit der heutigen. In diesem großen Moment schenken Sie die Aufmerksamkeit, die Indianer und die Erwartungen aller Indianer einer

[illegible]

Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wenn jedes patriotische, wenn selbst jedes eigennützige Gemüth das seinige heßt. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Frieden, in der sich heute noch jeder einzelne Wunsch verliert. Aber heute für das Vaterland spricht, ist ein wohlbedachter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

Er. Majestät bestiegen den Thron Ihrer alserblichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Verufe gewachsen zu sein. Jetzt ist es die ethische, die geistliche von allen Künsten gewordene. Einseitige und arbeitsame Massen mit wohlwollender Rührung zu lenken, war immer ein belohnendes und oft ein sehr verdienstliches Geschäft. Aber in einem unendlich mannigfaltigen, selbstständigen und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieser Genus, dieser Triumph war den Regenten unsrer Tage aufbewahrt.

Der Geist dieser Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eigenen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gestellt werden soll. Das wahre Hochthum der Menschheit adriht noch in Stürmen und Ungezeiten. Die Wolken, woraus diese sich zusammensetzen, mit fernsehender Weisheit zu zerstreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung seines Staates ein sicheres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller seiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wehrrufen stark, mit Stärke wohlwollend zu sein, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfassen, und doch jedes einzelne Glied nur sanft und leise zu berühren: — das sind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unsterblichkeit zu erlangen ist: das sind die Thaten, die wir mit beschneider Sehnsucht, die wir mit lieberwelter Zuversicht vom Er. Majestät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen ist das wahre Lebensprincip einer Monarchie. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, sich ihrer selbst als Kraft bewußt sein, die eine große Organisation geistmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies ist die Frage: Ob bloße Gewalt Regierungen gründet für uns glücklicher Weise eine müßige; denn im Er. Majestät hatten wir sie längst entliehen.

Das erste Unterpfand jenes Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit eifriger-voller Freimüthigkeit um Monarchen reden zu dürfen. Kern sei die thörichte Annahme, Er. Majestät eignen Entschlüssen verzugreifen, Rathschläge zu anticipiren, die eine erstündete Wahl schon an ihrer letzten Quelle zu suchen wissen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundbügen die unermessliche Reihe von Aufgaben, durch welche sich das große und mühevollen Leben eines Königs winden muß, umfassen zu wollen. Aber ein bescheidener Blick auf die vornehmsten Zweige der Verwaltung des preussischen Staates; ein frommer, ein patriotischer Wunsch, der einen solchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck dessen, was der Geringste im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Alexanderdassler König, sind die ersten Lebenszeichen, welche die Monarchie einer neuen Regierung beleuchten, dies sind die ersten Freudenansänge, womit eine Nation ihrem neuen Herrscher begrüßen muß. Er. Majestät geben einer so großen Bestimmung entgegen, ein so großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausbreitet, so große Gefühle erben in diesem Augenblicke Ihre Brust, daß Nichts, als was groß, als was nobel, als was wahr ist, sich Ihnen nähern darf. Es gibt in dem Zeitalter, worin wir

leben, nur eine einzige, höch schmerzliche Art, einen Menarchen zu vernichten — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernennen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhehle.

Was der preussische Staat in diesem Augenblicke ist, vermögen Ew. Majestät aus dem erhabenen Standpunkte, in welchen das Schicksal Sie gestellt hat, besser als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maschine entfalten sich am besten vor dem, welcher das Ganze überhaut. Es wäre eben so unnütz, mit Lobpreisungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken oder drücken, vor Ew. Majestät Thron zu treten. Noch viel unnützere wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gebietet der Geschichte; unser Ziel, das eigenthümliche Ertheil aller menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns bloß zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, bloß zum Leistern auf der künftigen Laufbahn dienen. —

Das erste Verhältniß des Staates, welches sich unserm Auge darbietet, ist das, worin er als ganzer Staat auftritt: sein Verhältniß gegen andere Staaten. Nach der Natur der Dinge sollte es nur den zweiten Rang behaupten, aber bei der Lage, in welcher Europa sich befindet, bei der wechselseitigen engen Verbindung, die das Völkerelement dieses Welttheils seit einigen Jahrhunderten geknüpft, bei der unermittellichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätig und gefährliche System geschaffen hat, sind die auswärtigen Verhältnisse eines Reiches die wesentlichste Bedingung seiner innern Wohlfahrt, und fast ohne Ausnahme die erste Quelle, woraus sein Glück oder sein Verderben herrührt, geworden. Die Leitung dieser Verhältnisse behauptet daher, wenn nicht uneingeschränkt den ersten, doch gewiß einen sehr hohen Rang unter den Staatsgeschäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsehligen Jahre, die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eine Deklamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgklärtere Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume, der verführerischen Träume verwiesen. Es gibt keinen positiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größerer Uebel, der weniger noch größer, welche die Vernunft anerkennt, nur wahrer, eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre ist nicht bloß verwerflich, sondern ferverstößt.

Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein. Auf diesen erhabenen aller Zwecke müssen Mächt und Klugheit in unablässiger Vereinnigung hinarbeiten.

Die erste Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politischen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — daß er beständig dazu gerüstet sei. Denn wenn gleich seine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe sicher zu stellen, so kann nur seine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten schützen. Ein starkes und geübtes Kriegsheer ist also noch immer Vorliminarbedingung des Ruhezustandes.

Ew. Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geachtetste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes

Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegsgeschichte der neueren Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heer. Unsere Fürsten standen, und stehen noch an der Spitze desselben. Von dieser Seite kleide uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armees erlaubt keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disciplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dies kostbare und ehrenwürdige Werkzeug unserer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modificiren, wird es aber nicht leicht umgestalten.

Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armees in fast ununterbrochener Übung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaussprechlich beiebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtsein, bei dem heiligen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höhern wie den niedrigeren, beizubohnet — kann auch der anhaltendste Feind ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach prolog, nach fünfzigjähriger Ruhe, sobald die crasse Stunde der weichen Kriegesnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerathenen Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherren: und diese sind in dem Hause Friedrichs II., so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken besetzt, so unverwundlich als sein Ruhm.

Die militärische Macht muß auswärtigen Staaten die Reizung, aber die diplomatische Klugheit muß ihnen, mit der Reizung, auch selbst die Veranlassung zu Feindseligkeiten benehmen.

Ganz isolirt von dem großen Staatenbunde kann der mächtigste Staat nicht leben und sicher sein. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andre von einem ähnlichen Geiste geleitet werden. Verbindungen sind also unvermeidlich; das große Geschick ist nur, sie mit Klugheit zu wählen und mit Geschicklichkeit zu behandeln. Die geographische, kommerzielle, politische, militärische Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündnisse vor, die seine größte Aufmerksamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beständigen Wechsel der politischen Verhältnisse nicht möglich sein sollte, immer auf einer und derselben diplomatischen Linie zu bleiben, so muß doch in einem jeden nach seinen Umständen regierten Staate die beständige Tendenz herrschen, jene Bündnisse, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umstände sie gewaltsam zerbrechen, wieder herzustellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten sich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn sie diesen Bedürfnissen treu blieben, und daß der Zeitpunkt, wo Kainen, Zerbrücher oder Ränke, sie auf eine entgegengelegte Bahn schleppten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigstens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das letzte Jahrhundert hat davon, der kleineren nicht zu gedenken, zwei große und furchtbare lehrreiche Beispiele aufgestellt.

Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unserer Staaten und das Betragen der auswärtigen die preussische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlaße uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beifall sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter liehen. Mit Freude und Beifall sagen wir nichts, was die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und in-

setzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanzen zwischen entgegengesetzten Extremen, oder, was schmächtlicher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die preussische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu sein: sie kann ihre Pläne, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhäuttem Haupte unter kleinlichen Rabalen, unwürdigen Doppelspielen und künstlich verwehten Widerprüchen einhergehen. Die preussische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten erregen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabene Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage gesetzt ist, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weisse Leistung der auswärtigen Verhältnisse ist die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann sich die ganze Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Bedürfnisse der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Hauptzweige, in welche diese Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege und die Administration des Staatsvermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteristische Beschaffenheit der Geschäfte bestimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege, die einer unanwandbaren Verwaltung, die Finanzadministration die einer ununterbrochenen Wirksamkeit. Diese gedeiht nur, wenn sie mit fester und geschickter Hand geleitet, jene nur, wenn sie sich selbst überlassen wird.

Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert einer der glänzenden Seiten, der wahre Stolz der preussischen Civiladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist als irgend ein andres der älteren und neueren Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein lauges unerschütterliches Vertrauen fast zum Range eines Ausspruches der Gerechtigkeit selbst erhob: — das sind die Grundpfeiler dieses wohlverworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trogen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürften sie nichts weiter als Schutz und Ruhe. Ew. Majestät gereichte und ertheilte Regierung wird ihnen beides sichern. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtpruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschönerung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenen höchsten Würde, und als solche nicht bloß aus den Maximen, schon aus den Religionen eines großen und guten Königs verbannt.

Die Verwaltung des Staatsvermögens — die zweite Hauptzweige der innern Administration — ist in unsern Tagen, wo die Bedürfnisse großer Staaten so unendlich gestiegen sind, wo ein sehr ansehnlicher Theil des Privatreichthums zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maßregel in die innersten Falten des Familienwebes greift, ein Gegenstand von erster, fast mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanzadministration ist nicht nur der Lebensgeist jeder Staatsoperation, sondern auch das oberste Richtmaß aller Privatarbeiten, aller Industrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends ist der Einfluß

der Regierung auf die Gesamtheit der Unterthanen, und zugleich auf jeden Einzelnen, so unmittelbar wohlthätig, oder so unmittelbar drückend, als hier.

Zweitmäßige Vertheilung der Geschäfte, regelmäßige Aufsicht und wechselseitige Kontrolle, Ordnung und enge Genauigkeit im Aussenwesen, bedingende Klarheit und wachsame Strenge im Rechnungswesen: das alles, was die Grundlage und das Gerüst einer guten Finanzoperation ausmacht, befinde sich in der preussischen Monarchie in einer musterhaften Verfassung. Nur davon allein hängt unser Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Bestimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme sichtbar, unablässig sichtbar sei.

Wir sagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was in einem weisen Haushalter auf dem Throne erblickt, in Ew. Majestät aufs Stärkste vereinigt ist. Nur zum Wohl Aller, nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staates wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majestät von nun an uneingeschränkt gebieten. Sparsamkeit und Aelgigkeit werden im nöthigsten Verhältnisse gemischt erscheinen. Wie werden für große und erhabene Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterstützung der Nothleidenden, für Pläne zur Bildung der Völker, zur Verbesserung oder Verschönerung des Landes, zur Erleichterung der gesellschaftlichen Erlebung — wie werden für wahrer Bedürfnisse die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden sie für eingebildete zu erwarten sein.

Oder so wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, ist Sparsamkeit bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgetreiteten Domänen, welche Ew. Majestät in den meisten Ihrer Provinzen besitzen, sind ein schönes Kapital, von dessen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staatsausgaben bestritten wird. Ein menschenfreundliches System hat sich neuerlich gegen die großen Vorkir, in welche diese Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerspaltung derselben in kleinere Theilungen angethan. Es sind sogar Proben mit dieser Theorie in Ew. Majestät Staaten angestellt worden. Wie glücklich sie auch im Einzelnen ausfallen mochten, die Vertheilung der großen Arrondissements hat im Ganzen mächtige Gründe für sich. Die größte und aus einem Mittelpunkte abgetheilte Verwaltung derselben ist grade dazu geschikt, große und einwirkende Beispiele im Nachahmung aufzustellen, und durch einsichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combinationen der verschiedenen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbesserung des Bodens und Verdichtung der Produktion, durch geschickte Behandlung des wichtigen Verhältnisses zwischen Gutsherrenschaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungene Auflösung des in unsern Tagen so kritischen Problems der Dienstpflichtigkeit, jedem andern Gutsherrn zum belehrenden Muster zu dienen. Dieser Vortheil möchte den günstigen Wirkungen noch, immer etwas gemangelt, in Rücksicht auf die Verhältnisse sogar etwas unpolitischen Systems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domäneneinkünfte sind nicht groß genug, um die gesamten Staatsaufgaben zu decken: es ist also eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Diese Nothwendigkeit fuhrt der Gemeinnutze wie der Unterthänen; und — ohne zu entscheiden, ob die Thatsache der Regierung oder den Unterthanen zu größerer Ehre gereicht — so viel ist gewiß, daß kein Land in Europa die Last der Abgaben mit einer so vernünftigen Sparsamkeit, mit einer so aufsehnlichen Bereitwilligkeit trägt als das unsrige. Der Umfang dieser Abgaben hängt natürlich von dem gegenwärtigen Umfange der Bedürfnisse des Staates, die Gestalt, in welcher sie erhoben werden, von den Anordnungen der Administration ab. Mit unbekannter Vortheil können wir darauf rechnen,

daß Em. Majestät diese wichtige Partie nur den einsichtsvollsten und geprüften Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil sie die allgemeine Zufriedenheit so wesentlich interessiert, ein einziger Wunsch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleitet hier den Ausdruck unsrer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beschränkt auf eine ihre eigenthümliche Art das Eigenthum, die Industrie und die Freiheit der Bürger: denn jede Abgabe ist an und für sich ein Uebel, edgleich ein nothwendiges Uebel, und die Bedingung aller Güten, welches die bürgerliche Gesellschaft umfasst. Haben sich die Einwohner eines Landes an eine gewisse Form der Beschränkung gewöhnt, so hört diese beinahe auf, eine Last zu sein, sie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beschränkung in einer veränderten Form auf, so werden alle bisherige Verhältnisse verrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal stärker als der gewohnte gefühlt. Nichts ist daher für das glückliche Einverständnis zwischen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher als die Einführung neuer Klassen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung solcher, von denen man sich auf immer erlöst glaubte. Mehrten sich die Bedürfnisse des Staates, treten neue unverhergesehene Ausgaben hervor, so ist es unendlich vorthellhafter, die schon vorhandenen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde ist die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen einfachen Rubriken zu erheben — das ist wahre Staatsökonomie und wahrpolitische Weisheit.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, sondern den Rechten eines Andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Grenze hinaus ist Gewerkszwang; und nicht, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers kann sie truchferti-gen. Unter Em. Majestät erhabenem Schutze müsse alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungehindert sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte im dem Kreise, den ihm seine freie Wahl bezeichnete.

Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privatindustrie durch unnütze Reglements, hindere den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll — muß dem Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber, was Jensein scheut, kann nichts so wenig getragen als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht bloß schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier nicht mehr die Rede sein. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber in einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch solche Schwärmer deklamiren. Mit der Freiheit der Presse

verhält es sich andere. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigtem Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, welches Presszwang gebietet, ausschließend und peremptorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publicum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern, ohne zu schaden. Sie zeigen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu sein scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu Märtyrern der Wahrheit.“ Tausend bössartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verheuchelt hätte, scheitern sich jetzt, begünstigt von der Finsterniß, die man ihnen gestiftet hat, an die unwahren Gemüther des Volkes, und setzen ihr Gift — als wäre es eine verdohnte Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der bessern Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem Verworfene, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblickten, sondern weil Om. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen; — darum sei Pressfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, streng verantwortlich sein; aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher als die entgegen gesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Wie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefürchte Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates ares, was zum erlaubten Genusse des

Lebens und zur Entwicklung seiner Kräfte gehet, offen steht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geschügt, sein frei gewähltes Gewerbe in ungehinderter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine strenge, unparteiliche, durch keinen Eingriff der Willkür gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie seines Eigentums und die beruhigende Aussicht gewährt, daß nie einer seiner Mitbürger mächtiger sein wird als die Geringe; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundsätzen geordnete, ohne Druck und Schikane erhobene Abgaben ihm nur so viel von seinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich ist, und eine weise und gewissenhafte Administration die zweckmäßige Verwendung seiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverstandene Einschränkung ihn hindern, seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, sein Vermögen, nach eigener Neigung und Einsicht, nach der Idee, die er selbst von seinem Vortheile hat, zu benützen; wenn er überdies seine Gedanken über alles, was ihm umgibt, vortragen, und seinen Zeitgenossen sogar seine Irrthümer und seine Meinungen mittheilen darf, wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organisation des Staates schlechter sein möchte, zu verbessern, durch Thaten darlegt: — dann ist alles erschöpft, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft sucht. Die Vereinigung dieser Güter, aber auch nur die Vereinigung derselben, fällt die ganze Sphäre der Wünsche und Erwartungen eines vernünftigen Wesens aus. Die, welche lehren möchten, daß es mit „etwas weniger“ gethan sei, sind geheime Bundesgenossen, oder unheimliche Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, ist ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühsam erworbenen Schätze einer langen Kultur, ein Feind der fortschreitenden Vervollkommenung des Menschen, — ein Feind des Majestät und des Vaterlandes.

Der Ideegriff dieser Güter ist die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchischen Verfassung bis zu ihrer höchsten Reife gedeihen kann. Was jenseits derselben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Mächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Verwirrung, das Interregnum aller sittlichen Grundsätze, ein wüster Schauplatz von Trümmern, Abgründen und Blut! — Mehr als ein unglückliches Volk ist vor unsern Augen in diesen bedenklichen Schlund geführt, und hat mit einer Masse von Elend, worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler seiner Regierung, oder die Schuld seiner eigenen Thorheiten gekostet. Vor diesem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preussens guter Gewinn bewahren; so lange der Majestät und beherrschen, ist jede Besorgnis fern; ein unumwollter Himmel verkündigt den seltsamen Tag. Von einer weitverbreiteten Fäulnis unberührt, in einem ringsumher tobenden Sturm aufrecht zu bleiben, ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dies kleine Glück bewahrt, das kleine Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph im Leben eines guten Königs sein.

Wäge das schlaue Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, der Majestät beschieden sein! Wäge günstige Sterne jedes Uebel abzuwenden, wiewohl die Weisheit nicht vorhersehen oder besiegen konnte! Wäge, wie der Majestät Privatreiben aller Füllen und hässlichen Tugenden reinen Verstand, der Sammelplatz aller hässlichen Stillseligkeiten war, so der baskische Feinde, der um große Gemüther schwebt, sich auf dem glücklichen Häfen eines glücklichen Völkers herabsinken! Wäge die Erhabene Prinzessin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erste Mann ihrer entstehenden Herrlichkeit über dem Herrscher dieses Reiches aufstieg, die volle Rente goldener Freundschaft theilen, die der Majestät an dem edlen Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegenreißt! Wäge eine so ruhende Laufbahn ein ferne Ziel — für unsre Wünsche

wie fern genaa, beschließen! Möge, wenn einst dieses Ziel erreicht werden muß, Im Kaiserthum angebotener Name, mit Friedrichs Namen vermählt, zur glorreichen Unsterblichkeit wandeln!

3.

Auftritt des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm des Dritten, im Jahr 1813.

1) An mein Volk.

Es wenig für mein armes Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Kriegs, welcher jetzt beginnt. Alar liegen sie dem unverwundeten Europa vor Augen. Wie erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mit entriß, gab uns keine Eragnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Volk des Landes ward ausgezogen. Die Hauptstellungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch geachtete Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Gewerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten bestre ich meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich haben wir, daß der Kaiser's Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verbedeten mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Lausung über unsren Zustand aufliegt. Brandenburg, Preußen, Schlesien, Pommern, Pommern, Pommern! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was euch tramat, es leet ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden; erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsre Vorfahren klug erkämpften. Gewissensfreiheit, Ober, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Vortheils unsrer mächtigen Verbündeten, der Russen, geduldet der Spanien und Portugiesen; selbst keine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtige Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen, erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unsrer Begonnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unsrer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König als für einen fremden Feind, der, wie so viele Beispiele lehren, eine Schone und eine lehren Anstie zu werden würde, die euch ganz fern sind. Vernehmen auf West, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen werden unsren reichlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wägen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Christen, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil eured der Preuß und der Deutsche nicht zu leben vermag. Amen

wie dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser festes Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit Ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederverkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

2) An mein Heer.

Vielsältig habe ich das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. Der Augenblick dazu ist gekommen! Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für euch, die ihr zum sterbenden Heere gehört. Von euch, geweiht, das Vaterland zu vertheidigen, ist es berechtigt zu fordern; wozu jene sich erbieten. Seht, wie so Viele alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit euch für des Vaterlandes Sache zu weihen. Führt also doppelt euer heilige Pflicht! Seid Alle ihrer eingedenk, am Tage der Schlacht, bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht. Des Einzelnen Ehrgeiz, er sei der Hofsche oder der Geringste im Heer, verschwinde in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denke nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Betrachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei euer Ruhm. Folgt dem Beispiel eurer Vorfahren; seid ihrer würdig und eurer Nachkommen eingedenk! Gewisser Lohn wird eressen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe dem, der seine Pflicht vergißt! Euer König bleibe stets mit euch; mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses. Sie werden mit euch kämpfen. Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit euch; und an unsrer Seite ein zu unsrer und zu Deutschlands Rettung gekommenes tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft, und Gott war mit ihm! So auch ihr! Denn auch wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit. Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei unsrer Lösung!

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

3) Verordnung über die Organisation der Landwehr.

Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besondern Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung vertheidigen. Preußen, würdig des Namens, theilt ihr dies Gefühl! Auch ihr legt den Wunsch, von fremdem Druck euch zu befreien. Mit Rührung werde ich die Beweise davon gewahr in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen gerufen und unter die Fahnen meines Heeres sich stellen; in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer, voll Betrachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten; und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wettsiefern, ihr Vaterlandeliche an den Tag zu legen. Ein mit Muth erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bun-

begegneten bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volks. Gesichert aber werden beide nur werden, wenn der Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt. Preußen! zu diesem Zweck ist es notwendig, daß eine allgemeine Landwehr aufs Schnellste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde. Ich befehle hiermit die erstere und werde den letzteren anordnen lassen. Die Zeit erlaubt nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten. Aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen. Die Regierungen werden selbige den Ständen mittheilen. Eile ist nöthig. Der gute Wille jedes Einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn. Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Heerd alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsre Vorfahren und mit ihrem Blute erkämpften. Wer aber aus nichtigen Verhältnissen und ohne Mangel heiliger Kraft sich meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung Aller, die für das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen. Meine Sache ist die Sache meines Volkes und aller Eniggenannten in Europa.

Stargard Preußen den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

A.

Aufruf an die Deutschen.

Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Sr. Majestät, des Königs von Preußen, ihrer Bundesgenossen, in Deutschland aufzutreten, kündigen Sr. Majestät der Kaiser von Rußland und Sr. Majestät der König von Preußen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese zu erlangen, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen, und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Genüge zu leisten. Nur dieser große über jede Selbstsucht erhabene, und deshalb Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen Ihrer Heere gebietet und leitet.

Diese unter den Augen beider Monarchen, von ihren Feldherren geführten Heere vertrauen auf einen waltenden gerechten Gott und dessen vollenden zu dürfen für die ganze Welt, und unwiderrüchlich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollsten Joches so rühmlich begonnen. Voll von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Losung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler, edler siehe in den Reihen der Männer des Volks, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten, mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben.

Diese Gesinnung, diesen Eifer glauben Ihre Majestäten nach dem Geiste, welcher Rußlands Siege über die zurückwankende Welt Herrschaft so deutlich bezeichnet, von jedem Deutschen mit Rechte erwarten zu dürfen.

Und so fordern sie denn treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten, und wollen dabei auch voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter

Homagelicht, der russische Botschafter.

ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reis jelbe der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Wache gerechter Waffen.

Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Arentypocende das erst getrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung des alten Namens, neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses länger nicht geduldet werden. Vielmehr glauben Ihre Majestäten einem längst gehegten, nur mühsam noch in bestimmener Brust zurückgehaltener, allgemeinen Volkswunsche zu beegnen, wenn sie erklären, daß die Auflösung dieses Vereins nicht anders als in Ihren bestimmten Absichten liegen könne.

Hiermit ist zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem Sr. Majestät der Kaiser aller Rüssen zum widergeordneten Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dies, da sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestalt ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheim gestellt bleiben soll. Je schwächer in seinen Umrissen und Grundzügen das Werk herausgetreten wieh aus dem ureigenen Geist des deutschen Volkes, desto verlängert, lebendkräftiger und in Einheit gehaltener wieh Deutschland wieder unter Europa's Völkern erscheinen können.

Uebrigens werden Sr. Majestät nebst Ihrem Bundesgenossen, mit dem Sie in den hier dargelegten Gesinnungen und Ansichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zwecke der Befreiung Deutschlands vom fremden Joch Ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet sein lassen.

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschästigte sich fernerhin mit der Beförderung seiner innern Stätsfeligkeit. Keine äußere Macht wieh diese siben wollen, keine feindliche Unternehmung wieh gegen seine rechtmäßigen Grenzen gerichtet werden. Aber Frankreich wisse, daß die andern Mächte eine fortbauende Ruhe für ihre Völker zu erderten trachten, und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa gesetzt und gesichert sein wieh.

Ergeben im Hauptquartier zu Kalisch den 13. März 1813.

Fürst Autosow Smolenskl,

Gewerollstmarfchall und oberster Befehlshaber der vertheilten Armes.

7.

Ueber eine allgemeine deutsche Gesefehgebung.

Rede des badischen Abgeordneten Freiherrn von Lärkelheim, gehalten 1819 in der ersten Kammer der ersten badischen Ständeversammlung.

Meine Herren!

Deutschland ist durch harte Erfahrungen der jüngst vergangenen Zeiten auf die Nothwendigkeit seiner Vereinigung zurückgeführt worden. Dessenungeachtet ist in der auf diese Erfahrungen gebauten Bundesverfassung noch wenig dafür geschehen. Ob unter den gegebenen Umständen mehr hätte geschehen können, und wie das Problem der Anmendbarkeit eines Staatenbundes auf monarchische Staaten sich lösen wiebe, — alles dies zu erderten liegt außer unserm Beruf; — aber die unverkennbare Thatfache gehört blicher, daß der Bund, welcher dies die Souveraine vereinigt, unser gemeinsames Vaterland nur mit schwa-

hen, in mancher Hinsicht preklären Banden umschlingt; denn es folgt daraus, daß je locketer jene Bande der Verfassung sind, um so mehr es Noth thut, das feste Aufammenhalten der in Vertheilung zu schwachen Theile auf Gesinnungen und Sitten des Volks, also auch auf den innern Organismus, welcher sie erzeugen und erhalten soll, zu stützen.

Durch nichts wird aber der eigenthümliche Charakter der Völker mehr gebildet, als durch die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft, welche nicht nur das öffentliche Leben, den Verkehr des Bürgers mit dem Bürger bestimmen, sondern ihn in das Privatleben, in den häuslichen Kreis, die erste Schule des Menschen, zurückbegleiten.

Es ist also eine Gemeinschaft wenigstens in den Grundzügen unserer Gesetze und Einrichtungen unerlässlich, wenn sie sich in unsern Gesinnungen äußern soll, denn sie kann nicht in den Resultaten erhalten werden, wenn sie den Principien entzogen wird. —

Wenn aber in einer Periode gänzlicher Umgestaltung der ganzen Gesellschaft, wo nach und nach die Reihe der Reformen an jedes Vermächtniß der Väter kommt, jeder einzelne Bundesstaat seinen eigenen Weg ohne alle Aufmerksamkeit auf die Nachbarn einschlägt, ja sich noch in dieser isolirten Eigenheit gefiebt, so würden bald die Sprache und Erinnerungen aus der Geschichte das Einzige bleiben, was uns noch als Volkstamm auszeichnete.

So war es doch nicht in den Zeiten des deutschen Reichs, obgleich dasselbe schon längst den entwickelten Keim seiner Auflösung in sich trug.

Die Territorial-Verfassungen hatten sich unter einer gewissen Suprematie der Reichsverfassung aus gleichen Quellen gebildet; Reichs- und Kreisstage erhielten in Gegenständen der Polizei einige Einwirkung und dadurch Gleichförmigkeit; das römische Recht war allgemein angenommen, und die Grundlage der ganzen Civilgesetzgebung; immer lebte selbst noch ein gemeines deutsches Privatrecht, obgleich kein promulgirter Code, sondern nur gleichförmige bürgerliche Entwicklung zu Grunde lag; — nach den Reichsgerichten war das gerichtliche Verfahren ziemlich allgemein ausgebildet worden, und die Carolina war die gemeinschaftliche Quelle der Criminalgesetzgebung. Darum konnten auf einer hohen Schule an der Elbe oder der Elbe deutsche Rechtsgelahrten für die Grenzen Frankreichs oder Polens gebildet werden, welchen dann das Landrecht und besondere Statuten der Heimath eine leichte Nachholung waren.

Jetzt ist es freilich mit dem wesentlichen Princip unserer Bundesverfassung, — der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten in ihrer inneren Verwaltung, — nicht vereinbar, daß die Organisation der Staatsmaschine die Gesetze über die Verhältnisse der Gemeinden und der verschiedenen Stände, das bürgerliche und peinliche Gesetzbuch, sowie die Gerichtsverfassung für alle Bundesstaaten, verbindlich von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus bestimmt werden, aber um so mehr ist zu hoffen, daß die einzelnen Regierungen sich werden anstellen lassen, mit der Selbstständigkeit ihrer eigenen Gesetzgebung Aufmerksamkeit auf jene der Bundesgenossen und Rücksicht auf gleichen Charakter zu verbinden.

Es sind auch bereits, außer dem ohnehin zum Wesen und zur Competenz des Bundes gehörigen militärischen Vertheidigungssysteme, einige andere wichtige Nationalangelegenheiten in die Sphäre der Bundesberatungen gezogen worden. Ueber die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung, eine ständische Verfassung einzuführen und die Verhältnisse der Mediatisirten festzusetzen, hat das einzelne Bundesglied der Gesamtheit Auktorität zu geben; auch die Gesetze der Pressefreiheit und die Verfassung der Universitäten — dieser theuern Unterpflanzen unserer eigenthümlichen Nationalbildung — sind zu gemeinsamer Berathung auf-

gesetzt, deren Resultat wir ohne Besorgniß entgegenzusehen dürfen; selbst für Bestimmungen über Freiheit des Verkehrs im Inneren Deutschlands sind hoffnungsvolle Anregungen erfolgt¹⁾.

Warum sollte es nun nicht möglich sein, auch in anderen einflussvollen Materien der eigentlichen Gesetzgebung im Innern, welche den Bürger des Staats erzieht, seine Denkart bestimmt, unbeschadet der Autonomie eines jeden Bundesstaats, und ohne irgend eine Art von Zwangsverbindlichkeit über gewisse Hauptgrundsätze zu einer nothwendigen Uebereinstimmung zu kommen.

Es gibt hierzu zwei Wege: Der erste, wenn in dem einzelnen Bundesstaat die Aufmerksamkeit jener Geschäftsmänner, welchen Gesetzentwürfe übertragen sind, in gegenwärtigem Zeitpunkt allgemeiner Organisation auf die gleichzeitige Ausbildung anderer deutscher Staaten gerichtet, und das Bessere, selbst das Gleichgute eher in Uebereinstimmung mit dieser letzteren, statt, wie oft geschieht, absichtlich im Contrast aufgesucht wird. Daß dies geschehen möge, ist ein Wunsch, welchen auszusprechen den Ständen als Organ des Volks ziemt.

Der zweite und noch wirksamere, wenn jene Regierungen, welche gegenwärtig besonders thätig in zeitgemäßer Ausbildung ihrer Staatsinstitutionen sind, sich verabreden wollten, gewisse Hauptgrundsätze und solenne Fragen, welche sie jetzt fast durchgängig zu Hause durch einsichtsvolle Männer, zum Theil durch eigens aufgestellte Commissionen begutachten lassen, statt dieser isolirten Erörterungen, gemeinschaftlich einem Vereine der kompetentesten Beurtheiler zur Prüfung zu übergeben. In jedem Falle würde das Resultat dann vielseitiger, sorgfältig für sich selbst vorzüglichster ausfallen, und überdies würde es wesentlich zu der gewünschten Gleichförmigkeit führen.

In sehr vielen deutschen Staaten ist jetzt namentlich die Einführung essentialer Rechtspflege und der Schwereengerichte in Anregung gekommen. Wie wäre nun bei dem unverkennbar großen Einfluß dieser beiden Institute auf das ganze Volksleben für Uebereinstimmung in Charakter und Sitten gesorgt, wenn über ihre Einführung nach dem Gutachten der gewählten Rathgeber in dem einen Lande beschand, in dem andern voreilend entschlossen, die Annahme in dem einen unbedingt in der ausländischen Form, in dem andern mit wesentlichen Abänderungen beschlossen würde?

Zu gemeinschaftlichen Untersuchungen und Verabredungen wird kein Congreß, sondern nur gegenseitige Mittheilung erfordert. Es wird auch dadurch der freien Entscheidung jeder Regierung weder über die Annahme des Resultats, noch weniger über die weitere Ausarbeitung vorgegriffen, aber die Ansichten würden sich berichtigen und fixiren, und es wäre wenigstens in den Grundzügen der Ausführung Gleichförmiges zu hoffen.

Selbst über die Ausarbeitung eines gemeinschaftlichen Civilgesetzbuchs könnten sich alle, oder doch viele deutsche Staaten sehr wohl vereinigen; lände dies aber auch Hindernisse, so könnten doch auch hierin auf dem vorgeschlagenen Wege gewisse Hauptgrundsätze festgestellt werden. Geschieht aber auch dieses nicht, so werden die für sich allein handelnden Regierungen von Staaten zweiter und dritter Größe wenigstens wohlthun, das bereits bestehende Gesetzbuch eines größeren Staates auszuwählen, und dies die auf besondere Verhältnisse gegründeten Zusätze beifügen, wie es bei uns in der Periode der fremden Herrschaft mit dem code Napoleon geschehen ist.

Das sind nach meiner Ueberzeugung die einzigen Wege, auf welchen

1) Bekanntlich ist aber von allen den Hoffnungen, welche der Reformer ausspricht, so weit eine Abheilung der angeregten Verhältnisse vom Wandertage ausgeben sollte, nicht in Erfüllung gegangen.

Deutschland bei dem jetzt in den meisten seiner Staaten, bemerklichen Streben nach einer passenden Gesegachung der Alternative entgegen kann, in Wälde, entweder als bloß idealer Staatenkörper durchaus fremdartig gebildet und eben so a sinnte Verstandtheite zu enthalten, oder, wenn mehrere dieser Kestern auch ohne die Absicht der U.berreinstimmung dennoch durch die anziehende Kraft der Galtomanie in einem Vereinigungspunkt zusammentrafen, wenn in andern dagegen das Ertrern der Abneigung gegen alle Neuerungen die Oberhand behielt, sich in eine neumodisch französische und in eine altmodisch deutsche Hälfte zu spalten, welche sich gegenseitig zurückstößen und gar nicht mehr verstehen würden, statt daß das Ganze verjüngt und zeitgemäß deutsch sein sollte.

Die so sehr verbreitete Tendenz, alle Vorbilder mit unbedingter Bewunderung aus Frankreich zu nehmen, hat ihren Grund in einem sehr erllärbaren, aber darum nicht weniger verwerflichen Irrthum. Frankreich, als der einzlae greße Staat, der in Folge einer gänzlichen Umwälzung ganz neu und auf allgemeinen Principien gebaut wurde, mußte aber darum an Kraft und Einfachheit seines Organismus Manches vor allen, nur theilweise ausgebeßerten Staatsgebilden voraus haben.

Man verglich aber nur die Wlelung, und gewöhnte sich, Frankreich als Normalstaat zu betrachten, ohne zu bedenken, daß der Verzug nur in der neuen Ausfühung besteht, und daß man, wo ebenfalls neu gebaut werden soll, in manchem Stück wohl besser dauern kann.

Der Anerkennung des bewährten Guten bei andern Völkern soll man sich zwar nicht hartnäckig verschließen; wenn aber jene Thoren sind, welche alles, was aus dem gepriesenen Auslande kommt, nachahmen möchten, so sind auch diejenigen noch keine Welsen, welche alles, was sich dort als natürlich gut bekundet, ohne Prüfung auch für anwendbar bei sich halten.

Alles, was außer den farbigen Streifen auf den Landkarten einen rechten Unterschied in den Eigenschaften und Bedürfnissen unter den Völkern der Erde begründet, Klima, mit seinem Einfluß auf Charakter und Lebensweise, historische Entwicklung, topographische und politische Lage, — selbst die beharrlichen Eigenheiten der Volkessämme, welche wir anerkennen müssen, ohne ganz in die Geheimnisse der Natur einzudringen, fordert auch bei uns seine Rechte, welche weder unter dem Druck eines Despoten, noch unter jenem einer herrschenden, alles einnehmenden Meinung ganz vertilgt werden können.

Darum mögen auch die bürgerlichen Einrichtungen unter den deutschen Völkern selbst immer noch ihre Abweichungen erhalten, je nachdem die besonderen Verhältnisse sie in ihrer Individualität näher oder weiter aus einander stellen, nur möge man sie immer mehr unter sich als mit fremdartigen Stämmen verbunden erblicken.

Ich wiederhole demnach meinen vorangeschickten Antrag.

Aus der Rede des Hofraths und Professors Bebr in Würzburg.

in der bairischen Ständeversammlung vom
Jahre 1819 gehalten,
betreffend die Revision der Gesetze über das Duellwesen¹⁾.

Meine Herren! Ich betrete diese Bühne, nicht sowohl um meinen Antrag auf die Abtheilung an E. Majestät um scheinige Revision der Duellgesetze zu unterstützen und zu vertheidigen, — es kann dessen vor einer solchen Versammlung nicht bedürfen; — ich will vielmehr nur das, um was es sich handelt, noch einmal kurz Ihnen vor Augen stellen.

Das Ehrgefühl eines Menschen beruht, nach richtiger Ansicht, auf dem Bewußtsein der Reinheit der öffentlichen Meinung von seinem rechtlichen und moralischen Werthe, und in dem Triebe, jene Reinheit der öffentlichen Meinung davon ungetrübt zu erhalten. Daß dieser Trieb sich nur durch ein tadelloses Benehmen, in rechtlicher und moralischer Hinsicht, durch das Streben nach dem Verbleiben jener Reinheit vernünftig äußern könne, ist eben so klar, als daß die wirklich oder vermeintlich beleidigende Handlung eines Dritten höchstens einen Versuch zu enthalten vermag, jene Reinheit der öffentlichen Meinung zu trüben. Diesen Versuch niederschlagen wollen durch Ablegung einer Probe vom Muth oder Kunst im Gebrauche der Waffen, deren Erfolg oft zufällig gegen den rechtlichen und ganz moralischen Menschen entscheidet, ist nicht nur Thorheit an sich, sondern setzt auch die ganz falsche Richtung des Ehrgefühls voraus, als ob solches allein auf dem Bewußtsein des öffentlichen Glaubens an den Muth oder die Waffenkunst lediglich beruhe, bei völliger Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen moralischen und rechtlichen inneren Werth. Diese ganz falsche Richtung des Ehrgefühls scheint immer mehr überhand zu nehmen. Eine solche Schein-Ehre tritt an die Stelle der wahren Ehre, Muth und Waffenkunst werden höher geachtet als Recht und Tugend, und — Wehe dem Volke, unter welchem der Muth und die Waffenkunst seines Adels und seines Wohlstandes nicht die wahre Rechtheit und Tugend zur Grundlage hat, dreimal Wehe dem Volke, dessen künftige Staatsbeamte einen, noch überdies erst nur erscheinenden, Muth der strengen Rechtheit und Tugend vorzuziehen förmlich eingedrillt werden! Aus diesem Gesichtspunkte scheint es mir, sei die Sache Ihrer besondern Aufmerksamkeit würdig. Deshalb wende ich mich an Sie, als Stellvertreter eines ganzen Volkes, als Bewahrer seiner heiligsten Interessen. Nicht bloß der zu beklagende Jammer einzelner Familien soll Sie bewegen, nicht bloß die Vernichtung der Väter, die ihre Söhne dem Wehrstande hingeben, oder auf Universitäten senden, darf Sie bestimmen; das höhere Wohl aller Familien, die Rettung des wahren Ehrgefühls gegen das Gesichtwerden durch den Trieb nach Schein-Ehre, die Erhaltung des wahren Sinnes für Recht und Tugend, die Grundbedingung echter Volkstugend und Größe, die Obseorge hier für muß Ihrem Beschlusse zum Leitsterne dienen. Und in der That, solche Interessen sind des künftigen Einwirkens einer Volkserziehung eben so werth als bedürftig. Man wende mir doch ja nicht ein: das Verwerth sei zu tief gewurzelt, als daß man hoffen dürfe, hier mit Wirkung einschreiten zu können. Ja, selber, ist das Verwurth tief, sehr tief gewurzelt; aber sollen wir, was veräußert ward, nicht gut zu machen suchen? Wollten Sie wohl einen Theil der Blutschuld auf sich nehmen, wie ihn die Unthätigkeit wirklich auf sich

1) Siehe Lehrbuch der deutschen geschichtlichen und rechtlichen Schöpfung u. von
Pöhl. 4te. 1807. S. 202 — 207.

nehmen möglic? Können, dürfen wir jener falschen Richtung des Ehrgefühls, mit ihren verschlechternden Einwirkungen auf den Nationalcharakter, freie Bahn lassen? Nein, sehe ich Sie einstimmig sprechen; aber auch auf manchem Gesicht die kluge Erinnerung: wozu das alles? was kann's helfen? es gibt doch kein Mittel, hier Meister zu werden; höchstens treibt man zu größerer Demuthlichkeit; die Sache selbst ist nicht zu verillgen! — Verhindern wir uns doch nicht ewig selbst durch Erinnerung an unsere Schwäche, uns zu muthigen und kräftigen Versuchen, wenigstens zur Bewirkung des anerkannt Nothwendigen zu eihern; die Kraft des Ganzen, befreit es nur ein ernstes Wollen, ist bei weitem nicht so unbedeutend. Manche Unart und Nothheit läßt sich am besten mit ihr entgegengesetzter feiner Art und Delikatesse bekämpfen. In dieser Klasse von Unarten scheint mir jedoch der Duellunfug nicht zu gehören. Dem falschen Muth muß sich ein kräftigerer echter Muth gegenüber stellen, und mit entscheidendem Uebergewichte ihm gebieten, ihn lehren, daß er sich zügeln müsse. Ein solcher Muth muß aus der Gesetzgebung sprechen. Diese hat nicht Ursache, der Unart, dem Vorurtheile sich anzuschmiegen, wie man fälschlich lehren will. Die Unart, das Vorurtheil muß dem Gesetze weichen. Dazu nur bedarf es der Gesetzgebung, daß der Austritt aus dem rechten Weile des Freiheitsgebrauches, erfolge er aus Absicht, Gewohnheit oder Vorurtheil, mit Kraft und Nachdruck zurückgebannt werde auf die Grenzen des Gleichgewichtes. Die bis jetzt bestehende Duellgesetzgebung ist an sich, und in Hinsicht auf die in unserer Verfassung ausgesprochenen Grundsätze, nicht mehr passend und anwendbar; ihre Unwirksamkeit ist nur zu sehr bekrundet. Lassen Sie uns also die Regierung nachdrücklich bitten, einen muthigen Versuch in ihrer Verbesserung zu machen. Die Regierung wird in ihrer Weisheit Mittel und Wege finden, die — ohne übermäßige Härte, die meistens sich selbst verleiht — berechnet auf das Abgraben der Urquelle des Duellunfuges, diesem Uebel wesentlich zu steuern gerichtet sein werden. Sie wird gleichzeitig dafür sorgen, daß in Militärschulen, wie auf Lyceen und Universitäten, mehr darauf Bedacht genommen werde, als bisher, das echte Ehrgefühl zu wecken, und die zu dem Grade zu befähigen, auf welchem seine Ausartung schwerer möglich wird. Sie wird den zweiseitigen Charakter des Zweikampfes, als eines Privat- und als eines öffentlichen oder Staat-Verbrechens zugleich, als eines Eingriffes in Privatrechte und in das abschließende Schutrecht des Staates, als einer Verletzung seiner schützenden Kraft, als einer unbuldsamen Art der Selbsthülfe, scharf ins Auge fassen, und darnach ihre verthütenden Drohungen bemessen. In dessen vermögen auch noch so passende Drohungen nur dann ihrem Zwecke — der Verhütung — zu genügen, wenn alle Hoffnung auf Regradigung durch aus hinwegfällt.

Schne diese Gewissheit würden auch die künftigen besten Gesetze so wenig fruchten, wie die bisherigen. — Noch sei es mir erlaubt, über die Zweckmäßigkeit und Zulänglichkeit der in Vorschlag gebrachten Ehrengerichte zur Vermeidung des Zweikampfes einige Fragen hier vorzubringen. Nämlich: 1) Wenn sich Duellanten bisher den Gerichten des Staats zu entziehen suchten und wußten, werden sie sich den Ehrengerichten bereitwilliger stellen, um vorhandene Duelle zu beseligen? Was berechtigt zu der Hoffnung auf diese größere Bereitwilligkeit? 2) Würde der Staat durch Errichtung solcher Ehrengerichte nicht ein unzweideutiges Bekenntniß der Unzulänglichkeit, der Schwäche, der erman- genden schützenden Kraft seiner übrigen bisherigen Institute an den Tag legen? 3) Sollen diese Ehrengerichte auch nur in gewissen Fällen den Zweikampf gestatten, und unter ihren Augen vornehmen lassen, so sanktionirt der Staat selbst in diesen Fällen die Eigenmacht, die Selbsthülfe, und mit ihr die vorhin bemerzte falsche Richtung des Ehrgefühls, und setzt sich unmerkbar mit sich

selbst und seinem Wesen in Widerspruch. Endlich 4) wenn die Oeffentlichkeit der Strafrechtspflege mit dem Institute der Geschwornengerichte, wie wir alle herzlich hoffen, eingeführt würde: möchte es auch dann noch besonderer Ehrengerichte bedürfen, oder würden nicht vielmehr die in Sachen angeblich oder wirklich gekränkter Ehre in besonderer Art zusammen zu berufenen Geschwornengerichte am besten selbst die Stelle solcher Ehrengerichte vertreten? — Doch überlassen wir auch den Vorschlag der Ehrengerichte vertrauensvoll der legislativen Weisheit unserer Regierung. — An Sie wende ich mich jetzt nur wiederholt mit dem Wunsche um Unterstützung meines Antrages an Sie, als Väter, an Sie, als gewissenhafte Stellvertreter des Volkes! Es gilt der Erhaltung geliebter Söhne, der Bewahrung so mancher herrlich keimenden Thatkraft für das Vaterland; es gilt der Abwendung schmerzlichen Vorwurfs tiefgebeugter Eltern; es gilt dem Vornehmen weiterer Ausbreitung des echten Ehrengedankens, und der um sich greifenden Verwilderung einer Klasse von Menschen, auf deren größtentheils die Hoffnung einer besseren Zukunft für das Vaterland beruht.

B.

Jordan's Rede über den kurhessischen Verfassungsentwurf vom Jahre 1831.

Vorrede.

Folgende Rede enthält den Grundriß zu einer konstitutionellen Verfassung. Jordan hielt dieselbe in einer der ersten Aufschufungen des in Kurhessen auf den 16. October 1830 zur Berathung einer Verfassungsurkunde zusammenberufenen Landtags. Demselben wurde eine landesherrliche Proposition, eine Art Verfassungsurkunde, aus 54 Paragraphen bestehend, vorgelegt. Auf dieselbe bezieht sich Jordan's Rede hin und wieder in indirecter Weise. Zur Berathung dieser Proposition ward nämlich noch am Tage der Landtagseröffnung ein Ausschuss ernannt, und von diesem Jordan zum Vorstand erwählt. Wie weit seine Thätigkeit auf dem Landtage mit dem gegenwärtigen Schicksale des verfassungsmässigen Ausdrucks in Zusammenhang stehen mag, entzieht sich wohl der Beurtheilung; nur daran zu erinnern wird selb. stehen, daß auch Dahmann, der Urheber der hannoverschen Verfassungsurkunde, von einem ähnlichen, freilich viel milderen, Schicksale heimgesucht wurde.

Schwester Jordan, geboren zu Embs, einem kleinen zur Pfarrei Arns gehörigen Weiler, 2 Stunden von Jnnspruck in Tyrol am 30. Decem. der 1792, Sohn eines dürftigen Schuhmachers katholischen Glaubens, lebte zuerst selbst das Handwerk seines Vaters, bis er 1808 das Gymnasium zu Jnnspruck besuchen konnte. 1813 studirte er zu Landshut die Rechte, begann 1820 in Heidelberg die akademische Laufbahn und ward 1821 Professor der Rechte in Würzburg. 1830 vertauschte er den akademischen Lehrstuhl mit der Staatstribune, und trat als Vertreter der Universität in October in Kassel ein. Hier erwarb er sich durch furchtlosen Eifer, durch Freimüthigkeit und Unerschütterlichkeit, sowie durch sein treuherrliches, natürliches und fröhliches Wesen allgemeines Vertrauen. Er hatte es sich zur Pflicht und Aufgabe gesetzt, dem Lande eine den geistigen und materiellen Interessen des Staats möglichst entsprechende und würdige Verfassung zu verschaffen, und dies mißlang ihm nicht. Aber er sog sich auch durch seine Wachsamkeit über die Verfassung und durch neue Anträge das Miß-

fallen und den Unwillen der Reaktionspartei seit 1832 in hohem Grade zu, daß er endlich am 18. Jun. 1839 von seinem Universitätsamte, dem er sich inzwischen wieder gewidmet hatte, suspendirt und eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. Sein Prozeß hat 4 Jahre gedauert, und nach dem gegenwärtig veröffentlichten Erkenntnis ist er seines Amtes entsetzt und zu 5 Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt. Die Vossische berlinische Zeitung theilt aus Hamburg vom 24. Oct. 1843 die Nachricht mit: „Der europäische Verein für das Weintinken hat am 18. October seine zweite Versammlung gehalten und eine Sammlung zum Besten der Familie des unglücklichen Professor Jordan veranstaltet. Der nicht unbedeutende Ertrag — gegen 400 Mark — ist in diesen Tagen an die Familie Jordans nach Rarburg abgesendet worden.“ — Auch in Newyork ist für ihn gesammelt, und eine Vertheidlungsschrift von August Roden erschienen.

R e d e.

Was Referent einst aus innigster Ueberzeugung in seinen Versuchen über allgemeines Staatsrecht als die Aufgabe der wahren Staatsweisheit, d. i. der Mäßigkeit im Dienste der Vernunft, bezogen auf die Staatsverhältnisse, bezeichnete, ist noch fortwährend seine unerschütterliche Ueberzeugung. Er setzte nämlich jene Aufgabe darin, daß man weder das Alte gewaltsam zerstöre, noch das Neue gewaltsam verbinde; weder jenes blind hasse, noch dieses eben so blind liebe, sondern daß man den Gang der Ereignisse ohne Vorurtheil und Leidenschaft, dies mit dem Lichte der Vernunft und der Geschichte, sorgfältig beobachte; nach der Natur jenes Ganges nur die Hindernisse beseitige, welche der freien und selbstständigen Entwicklung und Ausbildung des Neuen entgegenstehen, und so ohne das Alte mit Gewalt festhalten oder das Neue mit Gewalt beschleunigen zu wollen, nur die Geburt des letzteren erleichtere; dabei aber nicht vergesse, daß nichts von dem, was bei dieser Entfaltung des Neuen nicht von selbst, nach dem bloßen Gange der Natur, hinwegfällt, für Altes oder Veraltetes gehalten werden dürfe. Die neuen Gestaltungen sollen bei ihrer Entstehung und Ausbildung nicht verkrüppeln oder gar verwundet werden, sondern frisch und lebendig, ohne gewaltsame Störung der vorhandenen Verhältnisse, gleichsam unmerkbar ins Dasein treten und die Willen, welche diese Umgestaltung zu vermitteln und zu leiten haben, dabei nur die Geburtshelfer ihrer Zeit sein.

Dieser Ansicht, gegen welche wohl schwerlich gegründete Zweifel erhoben werden können, schließt die weitere, vom Referenten ebenfalls schon öffentlich ausgesprochene Behauptung sich an, daß als die eigentlichen Urheber der Revolutionen, dieselben größten der Uebel, welche Völker treffen können, diejenigen zu betrachten seien, welche thöricht wähnen, man könne die wahren Anforderungen der Zeit mit der Gewalt zum Schweigen bringen, darum den unabwendlichen Reformen hartnäckig sich entgegenstellen, und, obwohl selbst nur ein Spiel der Willen des großen Zeitstromes, dennoch dessen Lauf zu hemmen wagen. Denn das einzige Mittel, den Revolutionen sicher und dauerhaft vorzubeugen, sind zeitige und zeitgemäße Reformen. Wenn man die Wasser eines Stromes anschwemmen sieht, so muß man dessen Bett bei Zeiten erweitern, sonst bahnt sich seine Gewalt selbst ein neues Flußbett, was aber nie ohne Verheerungen geschieht.

Nach dieser Feststellung der Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen überhaupt entsteht zunächst die Frage, ob auch in unserem Ausharren eine solche Nothwendigkeit in der That begründet sei? Die Nothwendigkeit einer verbessernden Umgestaltung der Staatsverfassung ist bei einem Volke dann eingetreten, wenn sich dieses selbst in geschichtlicher und geistiger Hinsicht dergestalt umgebildet hat, daß es die erfolgte Umwandlung an sich wahrnimmt, und nun selbst

einfließt, daß die alten Formen seines Staatslebens für die neugefalteten Verhältnisse unzureichend und mit den neuengewonnenen, gebiegeneren Ansichten im Widerstreite seien, und daß demnach diese Formen da, wo sie nur das öffentliche Leben in geregelter Ordnung zusammenhalten sollten, dieses selbst nun völlig hemmen und in dessen inneren Getriebe störend und verlegend eingreifen; wenn also das Volk, die bessere und gebildete Mehrheit desselben, die Nothwendigkeit der Umgestaltung der bisherigen Staatsformen anerkennt, lebhaft fühlt, wünscht und diesen Wunsch laut und offen ausspricht. Daß nun das Bedürfnis einer solchen Umgestaltung auch von der besseren und besonnenen Mehrheit des lutherischen Volkes im gegenwärtigen Zeitmoment lebhaft geführt, und eine zeitgemäße Umgestaltung der bestehenden Staatsverfassung aus innigster Ueberzeugung gewünscht werde, daß also die aufgestellte Frage zu bejahen sei: wer möchte, wer könnte dies bezeugen, da die jüngsten Ereignisse und die laut und mit Kraft erhobene Stimme des lutherischen Volkes hierüber keinen Zweifel übrig lassen? Nur die Unwissenheit, Verblendung oder Befangenheit kann diese Stimme, den Ruf unseres Volkes, verkennen, mißdeuten, oder bösen Einflüsterungen zuschreiben. Doch es ist überflüssig, hierüber etwas zu sagen, da unser allergnädigster Landesfürst selbst die Stimme seines Volkes richtig verstanden, und in deren Folge die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung unserer bisherigen Staatsverfassung durch die Einberufung der Landstände und die demselben vorgelegte Proposition einer neuen Staatsverfassungsurkunde thatsächlich anerkannt hat.

Ich kann mich daher zum eigentlichen Gegenstande meines Vortrags selbst, nämlich zur Darlegung derjenigen Grundsätze wenden, von welchen wir bei der Abfassung einer neuen zeitgemäßen Verfassungsurkunde, somit auch bei der Prüfung der genannten landesherlichen Proposition, auszugehen haben. Wichtigste Grundsätze sind auch hier, wie in Allem, die Hauptsache; sie bilden den Prüfstein für die leitenden Motive bei der Aufstellung der einzelnen Bestimmungen in der neuen Verfassungsurkunde. Alle Bestimmungen eines Gesetzes sind nämlich nur dann und darum haltbar, wenn und weil sie sich auf allgemeine und bestrebbare Grundsätze, als ihre Grundlagen, zurückführen lassen. Sind wir über die hier zu befolgenden Grundsätze einig, so wird es uns ein Leichtes sein, den Werth der Proposition hiernach zu bestimmen, ihre etwaigen Mängel aufzudecken und zu bemessen, was wir von ihr anzunehmen oder wegzulassen, und was ihr anzufügen haben werden, um ein zeitgemäßes Ganzes an das Licht zu fördern, die von uns zu befolgenden leitenden Grundsätze ergeben sich aus der Beantwortung der Frage:

Wie muß eine Staatsverfassung überhaupt beschaffen sein, um den durch Vernunft und Geschichte gleichmäßig begründeten Anforderungen der Zeit zu entsprechen?

Worauf daher mein gegenwärtiger Vortrag auch allein sich beschränken wird.

Wohl alle Sachkundigen stimmen hinsichtlich der aufgestellten Frage darin mit einander überein, daß eine Staatsverfassung, um dem Zweck ihres Daseins völlig zu entsprechen, im Allgemeinen drei Eigenschaften an sich tragen müsse. Sie muß nämlich 1) die rechtliche Ordnung im Staate auf eine der geistigen Willkürherrschaft und den geschichtlichen Verhältnissen des Volkes möglichst entsprechende Weise begründen; 2) den Bestand dieser Ordnung für die Dauer verbürgern, und 3) die fortschreitende Vervollkommenung der Rechtsordnung, sowie der Volkseildung überhaupt möglichst erleichtern und fördern. Von jeder dieser Eigenschaften ist besonders zu handeln.

1. Die erste Eigenschaft, nämlich die zeitgemäße Begründung der öffentlichen Rechtsordnung insbesondere, fordert, daß die Rechte und Pflichten der Staatsregierung sowohl als des Volkes und der einzelnen Unterthanen auf eine

den herrschenden Rechtsansichten, dem von der Vernunft gegebenen Rechtsgesetz, dem Princip der vernünftigen Gleichheit der Menschen angemessene Weisheit, vollständig, bestimmt, gemeinverständlich und consequent festgelegt werden, so daß der Rechts- und Pflichtenkreis eines Jeden, er mag den Gehorchenden oder den Regierenden angehören, möglichst genau abgegrenzt und gegen Verletzungen aller Art, namentlich gegen Willkür, gesichert sei, und daß auf der andern Seite die Staatsregierung zwar auch die nöthige Kraft und Autorität besitze, um die bestehende Rechtsordnung aufrecht zu halten und das öffentliche Leben innerhalb der Schranken dieser Ordnung zu leiten und zu erheben, aber zugleich auch verhindert sei, die Staatsgewalt zu mißbrauchen, oder deren Ausübung völlig zu unterlassen. Dieses Alles wird erreicht, wenn

die Rechte und Prærogative des Herrschers sowohl als die bürgerlichen und politischen Rechte der Unterthanen, sowie die beiderseitigen Pflichten grundgesetzmäßig festgesetzt werden. Es ist nicht rathsam, die bürgerlichen Rechte, als von selbst sich verlegend, aus dem Grundgesetze wegzulassen, denn die Meinungen und Ansichten über diese Rechte sind sehr verschieden und veränderlich, wie die Erfahrung beweiset, und als ein wirkliches Recht, dessen Schutz sicher auch von den Gerichten nicht versagt werden kann, ist im Staate nur dasjenige zu betrachten, welches auf einem ausdrücklichen Gesetze beruht. Jedes andere ist schwankend, verschiedener Deutung fähig und stets der Willkür preisgegeben. Man darf es daher nicht für überflüssig halten, die sogenannten allgemeinen Menschenrechte in die Verfassungsurkunde aufzunehmen. Die unklutliche Feststellung beugt jedem Zweifel und jeder Mißdeutung vor, schützt vor Vergessenheit, Entziehung oder Schwächung und gewährt Zuverlässigkeit und Sicherheit, wenn die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in ihrem Umlange dem Herrscher und dem Volke (den Vertretern desselben) gemeinschaftlich anstcht. Nur bei einer so geregelten Gesetzgebung können die herrschenden Rechtsansichten und die materiellen Bedürfnisse des Volkes vollständig und mit Umsicht beachtet werden, läßt sich jeder Mißbrauch der gesetzgebenden Befugnis verhindern und eine völlige Sicherheit der bestehenden Rechte erwarten, und ist auch allein eine staatsbürgerliche Freiheit denkbar. Selbst die authentische Auslegung darf, da sie ein Ausfluß der gesetzgebenden Gewalt ist, von der Theilnahme und Zustimmung der Volksvertreter nicht ausgeschlossen werden, wegen der Dispensationsrechte, eigentlich eine Befugnis, die Wirksamkeit der Gesetze zu durchbrechen und Einzelne vor Andern zu begünstigen, möglichst zu beschränken und nur da zu gestatten sein dürfte, wo die Gesetze es ausdrücklich einräumen; wenn die Rechtspflege, dieses Palladium der Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigentums, von der regierenden Gewalt unabhängig, möglichst schnell und nicht zu fest steht, und von Männern ausgeübt wird, welche entschiedene Proben von ihrer Intelligenz, ihren Kenntnissen und ihrer moralischen Willenskraft abgelegt haben; besondere Vorschriften über persönliche Verhaftung, Hausdurchsuchung u. s. w. dürfen in einer guten Verfassungsurkunde gleichfalls nicht fehlen; wenn die Staatsregierung, die Leitung des öffentlichen Volkslebens, die Handhabung und Vollziehung der Gesetze und die Verrichtung der außerordentlichen Angelegenheiten zwar einem einzigen, dem Regenten, anstcht, damit es ihr nicht an Planmäßigkeit, Umsicht und Energie fehle; der Regent aber, da er heilig, unverletzlich und unverantwortlich sein soll, bei der Ausübung der Regierungsrechte an die Mitwirkung (Contrasignatur) verantwortlicher Minister verfassungsmäßig gebunden ist, damit die Unterthanen auch gegen den Mißbrauch oder Mißgebrauch der Staatsgewalt, überhaupt gegen von der Regierung zu besorgende Rechtsverletzungen, nicht ohne Schutz und ohne Rechtshülfe seien; wenn die Staatsverwaltung formelle Einfachheit mit innerer Lebendigkeit und ergausthem Zusammenhange in ihren einzelnen Theilen und Abtheilungen verbindet,

und wenn endlich der Staatshandhalt, hinsichtlich der Einnahmen und Ausgaben, möglichst geregelt ist. — Nur unter diesen Voraussetzungen wird ein Staat einen lebendigen und lebendvollen Körper, ein organisch und mechanisch vollkommenes Ganze bilden.

II. Was sebann die zweite Eigenschaft einer guten Staatsverfassung, die dauerhafte Verbürgung der zeitgemäß geregelten Rechtsordnung, d. i. die Garantiren einer bestehenden Staatsverfassung betrifft, so leuchtet es zunächst wohl von selbst ein, daß eine gute Verfassungsurkunde auch für diese Verbürgung Sorge tragen, sonach die Garantiren ihres Fortbestandes, in so weit es thunlich ist, in sich aufnehmen und solche Verletzungen treffen müsse, welche der Schmäkung und Hemmung jener Garantiren vorbeugen und dagegen geeignet sind, diesen selbst Fortbestand und Kraft zu sichern.

Bedenkt man nun, daß alle gesetzlichen Normen, so umfänglich man auch für ihre urkundliche Feststellung sorgen mag, an sich todt sind, und Lebendigkeit, Kraft und Bestand nur von denen erhalten können, deren Thun und Lassen sie ordnen sollen, d. h. von der Staatsregierung einerseits, und von dem Volke und jedem Gliede des letzteren andererseits; so lassen diese Garantiren sich in zwei Hauptklassen theilen, wovon die eine die Regierung, die andere hingegen das Volk betrifft. Beide Klassen kommen darin mit einander überein, daß sie eine zweifache Tendenz haben, nämlich die Verwirklichung des Verfassungs- und Befehlsmäßigen und die Verhinderung des Verfassungs- und Befehlswidrigen, so daß demnach sowohl die Staatsregierung, als das Volk stets den Willen und die Kraft habe, die obliegenden Pflichten zu erfüllen und das Pflichtwidrige zu unterlassen.

Was insbesondere die auf die Regierung bezüglichen Garantiren anlangt, so bezwecken sie die Fortdauer der Regierung, nämlich die Verhinderung ihrer Unterbrechung, welche durch eine zweckmäßige Einrichtung der Regierungsfolgeordnung allein bewirkt werden kann. Zu dem Ende hat diese das Erbfolgerecht, die Erbfolgeordnung und die Eigenschaften genau zu bestimmen, welche der Thronerbe überhaupt, um seine Rechte geltend machen zu können, und insbesondere dann haben muß, wenn er die Regierung wirklich antreten soll; für die Fälle der zeitlichen Unfähigkeit des Thronfolgers oder des Monarchen selbst eine mit hinlänglicher Intelligenz und Willenskraft ausgestattete Staatsverweisung (Regentschaft), sowie eine Behörde anzusetzen, welche die über die Thronfolge etwa entstehenden Streitigkeiten, noch vor dem Eintritte der Regierungsnachfolge, zu entscheiden hat, und endlich die zur Verhinderung einer völligen Thronerbenlosigkeit erforderlichen Maßregeln auf eine Weise zu treffen, welche deren Vollführung verbürgt.

Die in Rede stehenden Garantiren sollen die Veränderung der verfassungs- und gesetzmäßigen Regierung verhindern, d. h. bewirken, daß die Veränderung der Person des Regenten möglichst ohne Einfluß auf die Beschaffenheit und den Gang der Regierung bleibe. Dies läßt sich erwarten, wenn der jedesmalige Nachfolger in der Regierung die nöthige intellektuelle Bildung besitzt, um das Verfassungs- und Gesetzmäßige richtig zu verstehen, und es ihm auch nicht an moralischen Beweggründen fehlt, das Verfassungs- und Gesetzmäßige stets zu wollen. Darum dürfte es wohl unerläßlich sein, in der Verfassung für die Erziehung des Thronfolgers, deren Wichtigkeit, aber auch Schwierigkeit kaum Jemand verkennen kann, die nöthige Vorsorge zu treffen. Diese Erziehung ist so einzurichten, daß der Thronfolger die Heiligkeit seines künftigen Berufs einsehen und achten lernen, und diejenigen theoretischen und praktischen Kenntnisse sich erwerben könne, welche zu einer gerechten und weisen Regierung erforderlich sind. Zweckmäßig dürfte hierbei insbesondere auch die Bestimmung sein, daß der Thronfolger nach erlangter Mündigkeit in allen Zweigen der Staatsregierung, unter der Leitung eines geschickten und erfahrenen Geschäftsmannes, arbeite,

auch in Begleitung eines solchen Mannes das Land bereisen solle, um dieses so wohl in natürlicher als geschichtlicher Hinsicht, sowie dessen Bewohner genau kennen zu lernen, und daß er, nach erreichter Volljährigkeit, in das Collegium der obersten Staatsleitung (Staatsrath, Staatsministerium u. s. w.) einzutreten habe, so wie zu den Verhandlungen mit den auswärtigen Staaten zuzuziehen sei. Sodann ist in der Verfassung auszusprechen, daß der Regierungsnachfolger bei seinem Regierungsantritte die Beobachtung und Aufrechterhaltung der Verfassung in Gegenwart der Volksvertreter eidlich und feierlich angelobe, und daß die Leistung der Staatshuldigung, welche sodann zuerst von den Volksvertretern geschehen soll, die durch dieselbe zugleich erklären, daß der Regierungsantritt verfassungsmäßig geschehen sei, durch diesen Regierungs Eid bedingt werde.

Diese Garantien sollen die innere Verfassung: und Gesetzmäßigkeit der Regierung in ihrem ganzen Umfange verbürgen. Zu dem Ende darf, da der Regent als solcher heilig, unverletzlich und unverantwortlich sein soll, kein Verfehl derselben, welchen Gegenstand der Staatsverwaltung er auch immer betreffen mag, vorzuziehen sein, wenn er nicht von dem Vorstande des betreffenden Departements, welcher für die Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit des Befehls verantwortlich bleibt, zuvor contrasignirt worden ist; aber auch kein Departement ohne einen verantwortlichen Vorstand und kein Verwaltungszweig bestehen, der nicht einem obersten Departement untergeordnet wäre, in welcher Hinsicht vorzüglich die Polizei, die sonst zu leicht in die sogenannte geheime Polizei ausartet, ein besonderes Augenmerk verdient; muß ein jeder Minister, welcher einen verfassung: oder gesetzwidrigen Befehl contrasignirt, sowie jeder Beamte, der einen nicht contrasignirten Befehl vollzieht, von den Volksvertretern vor Gericht angeklagt werden können; darf insbesondere das ohnehin möglichst zu beschränkende Beurlaubungsrecht da nicht eintreten, wo wegen Verletzung der Verfassung eine Untersuchung eingeleitet oder eine Verurtheilung ausgesprochen worden ist; müssen ferner die Verwaltungsbeamten einerseits gegen willkürliche Behandlung sicher und überhaupt auf eine ihres Amtes würdige Weise gestellt, andererseits aber auch wegen jeder Pflichtverletzung einer strengen und unnachlässigen Untersuchung und Bestrafung unterzogen werden (die Milde wäre hier von den bedenklichsten Folgen); muß weiter den Volksvertretern außer der Befugniß, die Minister und andere pflichtvergeßene Beamten anzuklagen, oder gegen Letztere eine Untersuchung insoweit zu veranlassen, als es nicht schon von der Staatsregierung geschehen ist, gleichviel ob die Begehung in einem Mißbrauche oder in dem Nichtgebrauche der Amtsgewalt besteht, die Befugniß eingeräumt werden, die Staatsregierung in ihrem Thun und Lassen zu kontrolliren, die Abstellung der wahrgenommenen Mißbräuche zu bewirken, und den gegründeten Beschwerden einzelner Unterthanen, sowie ganzer Klassen derselben und der Corporationen Abhilfe zu verschaffen; muß nicht minder grundgesetzmäßig bestimmt werden, daß die Gesuche, Bitten und Beschwerden der Unterthanen nie ohne eine mit Gründen versehene Entscheidung bleiben dürfen, und jedem Unterthan gegen Verletzung von Seiten der Staatsregierung der Rechtsweg als letztes Sicherungsmittel offen bleibe; zu welchem Zwecke für die Rechtsvertretung des Staates, sowie in Bezug auf Privatverhältnisse auch für die Rechtsvertretung des Landesherren, den Unterthanen gegenüber, in der Verfassung Fürsorge zu treffen ist; und endlich ein jeder Unterthan bei Gelangung des Staatsbürgerrechtes verbindlich zu machen sei, nicht nur jede Pflichtwidrigkeit eines Beamten zur Kenntniß der einschlägigen höheren Behörde, und, wenn dies ohne Erfolg bleibt, oder auch gleich anfangs, zu Kenntniß der Volksvertreter, beziehungsweise des fortbestehenden Ausschusses derselben zu bringen, sondern auch sich selbst nicht zum Verfassungs- oder Gesetzwidrigen, bei Vermeidung festzusetzender Strafen, namentlich des Verlustes des Staatsbürgerrechtes

mißbrauchen zu lassen. Außerdem sind für die Verbürgung der Verfassungs- und Gesezmäßigkeit der Regierung auch die Garantien, welche das Volk betreffen, wichtig, sowie umgekehrt auch wieder die auf die Regierung bezüglichen Garantien einen sehr großen Einfluß darauf haben, daß das Volk seinerseits den ihm obliegenden Pflichten nachkomme.

Zu den Garantien, welche das verfassungs- und gesezmäßige Leben und Handeln des Volks zu bewirken und zu verbürgen haben, gehören vornehmlich: 1) die Volkserziehung, die nicht bloß die sittliche, religiöse und intellectuelle Erziehung und Ausbildung, obwohl hierauf das größte Gewicht zu legen und darum das Hauptaugenmerk zu richten ist, sondern auch den erforderlichen Unterricht in den menschlichen, bürgerlichen und politischen Rechten und Pflichten umfassen soll. Die wahre Volksaufklärung gilt mit Rechte eben so für eine Hauptstütze des monarchischen Freistaates, wie die Unwissenheit und Stupidität des Volkes für eine Grundlage der Despotie. Die sittliche Mündigkeit läßt allein sicher zur politischen; jene ist aber bedingt durch die moralische Stimmung und Kraft des Willens und die intellectuelle Ausbildung des Geistes. Ohne diese Erfordernisse läßt daher keine politische Freiheit sich denken, welche der Stillschunmmündigkeit stets mit der Zügellosigkeit verwechselt wird. Wie könnte auch der Mensch, welcher unfähig ist, sich selbst zu beherrschen und sich und seine Familie zu leiten, zur Handhabung und Förderung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit beitragen? Die Volkserziehung, sowie der öffentliche Unterricht in Kunst und Wissenschaft, verdient daher eine ganz vorzügliche Beachtung in einer guten Verfassung, die nicht verkennen darf, daß die moralische und intellectuelle Bildung des Volkes der Hauptangel ist und bildet, um den Alles sich bercht und die Grunde Grundlage des Ganzen bildet, welche die Staatsbürgerliche Freiheit begründet, trägt und fördert; 2) die Sprech- und Pressefreiheit, bezogen auf alle Angelegenheiten des Staates, v. l. die Publicität, in Folge welcher nicht nur jeder Staatsbürger die Maßregeln, Verfügungen und Anordnungen, sowie die etwaigen Fehler und Mißgehe der Regierungsbekunden, unter Beobachtung der dieser schuldigen Ehrerbietung deuthellen und dieselb sein Urtheil zur Kenntniß des Publikums bringen, diesem seine Ansichten und Meinungen über öffentliche Angelegenheiten vorlegen, so zur Bildung, Berichtigung und Leitung der öffentlichen Meinung nach Kräften beitragen, und nöthigenfalls sich selbst vor dem Publikum gegen Angriffe und Verunglimpfungen aller Art vertheidigen darf; sondern auch alle Aste der Staatsregierung, namentlich die Rechtspflege und das Verfahren bei Anstellung der Beamten, sowie die Versammlungen der Landstände — insoweit nicht eine zeitliche Geheimhaltung durch eine richtige Politik geboten wird — möglichst öffentlich sein sollen. Diese Publicität wird mit Recht für die Schuttpfeiler und Pflegerin eines lebend- und kraftvollen öffentlichen Geistes und somit auch aller segensreichen Wirkungen gehalten, die von diesem ausgehen. Sie ist, wie das untrügliche Kennzeichen der politischen Mündigkeit eines Volkes, so auch das sicherste und kräftigste Palladium der bürgerlichen und politischen Freiheit eines solchen, da sie vorzugsweise als die Erzeugerin und Erhalterin der öffentlichen Meinung erscheint, an deren Allmacht alle Versuche der Willkürherrschaft scheitern; 3) eine möglichst unabhängige Städte- und Gemeindeverfassung. Die Einheit und Kraft und die Bildung und Erhaltung der Fähigkeit und Lichtigkeit des Volkes für das Staatsleben und den Betrieb der öffentlichen Angelegenheiten, hängen hauptsächlich von der Beschaffenheit der Verfassung der Städte, Flecken und Dörfer ab, wiewohl in der Verfassungsdarstellung nur die Hauptumrisse derselben Platz finden können, deren weitere Ausführung einem besondern Werke vorbehalten bleiben muß. Wie der Hausvater die Familienangelegenheiten, unabhängig von außen, mit dem Einigen anordnet, so sollen auch die Angelegenheiten der Gemeinheiten möglichst fest und unab-

hängig von der unmittelbaren Einwirkung der Staatsgewalt bleiben; sie bilden ja eben die Hauptangelegenheiten der betreffenden Gemeinden. Möglichste Unbeschränktheit in der Entwicklung, der Ausbildung und dem Gebrauche der geistigen und physischen Kräfte muß den Haupt Gesichtspunkt bilden, von dem man bei der Verfassung der Gemeinden auszugehen hat. Mehrere Gemeinden sollen sodann wieder in eine Provinz für die gemeinsamen Provinzialangelegenheiten, und endlich alle Provinzen in Eine große Landes- oder Volksgemeinde für die allgemeine Landes- und Volksangelegenheiten verbunden werden.

Ein Stadt- oder Dorfgemeinderath, gebildet aus den activen Gemeindegemeinschaften, soll als Organ für die Gemeinde und deren Angelegenheiten, ein Provinzialrath, gewählt aus den activen Bürgern der zur Provinz gehörigen Gemeinden, als Organ für die Provinz und deren Angelegenheiten und ein Landesth, bestehend aus den freigewählten Volksvertretern, als Organ für das ganze Land und dessen allgemeine Angelegenheiten bestehen. Es dürfte wohl von selbst einleuchten, wie wichtig eine richtige Abgliederung des Volkes bis zu den Familien herab sei, weil hauptsächlich hiervon die Vollkommenheit des Volkslebens, die äußere (mechanische) Heftigkeit, der innere (organische) Zusammenhang, die Gesundheit und Kraft des Volkskörpers und somit das Gedeihen und Heil des Staates abhängt. Ist nicht die innere Zerrissenheit des Volkes und die dadurch herbeigeführte Lähmung der einzelnen Glieder desselben als die Hauptquelle zu betrachten, woraus der Despotismus Leben, Nahrung und Weiden schöpft? 4) Eine kräftige Volksvertretung, die, mit hinlänglicher Intelligenz ausgerüstet, einen möglichst ausgedehnten Wirkungskreis, in Bezug auf alle Angelegenheiten des Staates, und zwar nicht blos das Recht des Vetrages, sondern auch das Recht der Zustimmung, sowie der Bewilligung hinsichtlich der materiellen Mittel hat, welche zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse erforderlich sind, und sich in einer möglichst selbstständigen Stellung befindet. Bei der Organisation der Volksvertretung hat man theils auf das Recht, an den Wahlen der Volksvertreter Antheil zu nehmen, theils auf die Wichtigkeit zu sehen. Das (active) Wahlrecht ist hauptsächlich an die materiellen Interessen zu knüpfen, und daher nur solchen Staatsbürgern einzuräumen, welchen man vermöge ihres eigenen Interesses zutrauen kann, daß sie bei Wahlen umsichtig verfahren und stets die höchsten und Würdigsten zu ihren Repräsentanten erwählen werden; die Wahlfähigkeit dagegen durch keine besonderen Eigenschaften, sondern nur durch ein völlig reifes Alter, rechtliche Unbescholtenheit und staatsbürgerliche Selbstständigkeit zu bedingen, jedoch für die Dauer der Repräsentativqualitäts kein zu langer Zeitraum fest zu setzen, damit etwaige Reklame in den Wahlen nicht zu nachtheilig werden, und so leicht kein verderblicher Geist unter den Volksvertretern sich einschleichen könne. Zu einem würdigen Volksvertreter ist außer den nöthigen Kenntnissen nur ein möglichst hoher Grad von sittlicher Willenskraft, geistiger Intelligenz, Gewandtheit und Klugheit erforderlich. Diese Eigenschaften richten sich aber nicht nach Geburt, Stand oder Vermögen. Es läßt daher gar kein haltbarer Grund dafür sich anführen, daß ein Volksvertreter ein bestimmtes Vermögen besitzen, oder diesem oder jenem Stande angehören solle, weil ein unbefangenes Auffassen und Beurtheilen der Staatsverhältnisse vielmehr von dem zu erwarten ist, der nicht zu den Reichen oder zu einer bevorzugten Standesklasse gehört, der, mit einem Worte, für seine individuellen Verhältnisse bei den Staatsangelegenheiten am wenigsten theilhaftig ist. Die Besorgnis wegen Verschleichtheit u. s. w., welche Geburt, Stand oder Vermögen auch nicht beseitigen können, wird durch die Vorsicht bei den Wahlen, die Besonnenheit der Verhandlungen und die kurze Dauer der Repräsentativqualitäten am besten gehoben. Bei den Wahlen ist also die größte Vorsicht nöthig, und daher, wenn ein Volk nicht bis in die untersten Klassen hinab sehr gebildet

ist, das System der Mittelwahlen zu empfehlen, nach welchem zuerst durch einen oder mehrere Wahlacte die Wahlmänner, und von diesen sodann die Volksvertreter gewählt werden. Dadurch wird der Einfluss der beweglichen Massen vermieden und doch keinem selbstständigen Staatsbürger das Stimmrecht bei den vorbereitenden Wahlen entzogen. Die Wahlmänner müssen hingegen in der Wahl der Volksvertreter so wenig als möglich beschränkt werden, und wenn sie den ersten Mann von Kopf und Herz gefunden zu haben glauben, diesen auch wählen dürfen, ohne erst nach dessen Geburt, Stand und Vermögen fragen zu müssen. Dass man übrigens hierbei auch die bestehenden Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen habe, ergibt sich aus der Natur des Reformenwesens von selbst. Eine solche Berücksichtigung der obwaltenden besonderen Verhältnisse ist ganz vorzüglich bei der Beantwortung der Frage: ob man das **Ein- oder Zweikammersystem** zu wählen habe, erforderlich. Das **Zweikammersystem** hat, wenn der Staat groß ist, und es nicht an den zu einer sogenannten **Palatkammer** erforderlichen Elementen gebricht, unverkennbare Vorzüge, wie ich bereits an einem andern Orte zu zeigen suchte. Ist aber ein Staat klein und fehlt es ihm überdies an einem reichbegüterten Adel, wie beides (wie können es nicht in Aerebe steilen) in Ruessien der Fall ist, so kann nur das **Einkammersystem** gebilligt sein. Bei diesem Systeme gewinnt überdies das Volk an Einheit, indem der Hassengeist nach und nach nothwendig sich verliert, die Volksvertretung an sich nicht in zwei entgegengesetzte Elemente gespalten ist, und der **Geschäftsgang des Landtages** an Einfachheit und Schnelligkeit. Eine erste Kammer, zusammengesetzt aus einem Adel, dem es meist an dem gebreicht, was zu einem wahrhaft aristokratischen Element gehört, Reichthum, Intelligenz und Kenntnisse, der darum wegen Mangels an Reichthum von der Staatsregierung nicht nur nicht unabhängig, sondern vielmehr dieser — der zu hoffenden Stellen und Ehrenauszeichnungen wegen — erst blind ergeben ist und wegen des Mangels an Intelligenz und Kenntnissen der zweiten Kammer nicht einmal das Gleichgewicht zu halten vermag, jedoch in der Regel die Opposition gegen dieselbe bilden wird, ist nur als ein Hindernis wahrhaft nützlicher Reformen zu betrachten, und mehr geeignet Hürz und Volk in steter Spannung zu erhalten, als das Band der Eintracht zwischen beiden zu befestigen. Was die eine Kammer beschließt, wird die andere verworfen, weil das, was bei getheilten, ja entgegengesetzten Interessen der Standesklassen, welche die eine Kammer bilden, nützlich ist, den Standesklassen der andern schadet oder wenigstens zu schaden scheint. Das so häufig zur Vergründung einer ersten Kammer vorgegebene Anwesen des Volkes gegen den Thron ist überhaupt meistens grundlos und am wenigsten in kleinen Staaten zu befürchten, in welchen die Liebe zu den angestammten Fürsten, gestützt durch die näheren Verhältnisse, in denen Fürst und Volk, einer großen Familie ähnlich, zu einander stehen, jede Furcht vor einem solchen feindlichen Anwesen beseitigt, und darum jede Massregel dagegen überflüssig macht. Eine Ueberbelastung im Betriebe der Geschäfte lässt sich, da diese in einem kleinen Staate leicht zu übersehen und etwaige Reklame nicht von so großen Folgen sind, wohl nicht besorgen und kann durch eine gute Geschäftsordnung leicht verhindert werden. Dagegen kommt das Meiste auf eine gründliche Bearbeitung der den Landständen vorgelegenden Propositionen an, welche der Regierung obliegt.

Um die **Wirksamkeit** der landständischen Thätigkeit nie zu unterbrechen, ist es nothwendig, einen bleibenden landständischen Ausschuss anzuordnen, welcher während der Zwischenzeit von einem Landtage bis zum andern der Staatsregierung zur Seite steht, und die Rechte der Ständerversammlung nach einer erhaltenen Instruction ausübt, der Ständerversammlung jedoch Rechenschaft abzuliegen hat. Die Einberufung des Landtages muss dem **Minister des Innern** als Verfassungspflicht obliegen, und in der Regel alle drei Jahre geschehen.

Eine eigenmächtige Versammlung der Volkvertreter dürfte nur bei einer Regierungsveränderung als zulässig und zweckmäßig sich darstellen; endlich 5) die Nationalbewaffnung oder Landwehr. Ein stehendes Heer, eine Kriegsmacht im Innern des Staats, ergeben dem Machthaber, ihm verpflichtet zum unbedingten Gehorsam wird nach dem, einem Kriegsherrn in der Regel einwohnenden eigenthümlichen Geiste dem Volke nur leicht fremd bleiben, in der Regel eine den Rechten und Interessen des Volkes denkende Stellung einnehmen, und der Verfassung und politischen Freiheit im dem Maße gefährlich werden, in welchem dessen unbedingte und blinde Ergebenheit gegen den Machthaber steigt. Denn kann man nicht wohl läugnen, daß der Geist einer Soldateska von dem Geiste des Volkes schon an sich völlig verschieden ist, so muß diese Verschiedenheit nothwendig in dem Maße zunehmen, in welchem der Geist des Volkes und der des stehenden Heeres, ein jeder nach seiner eigenthümlichen divergirenden Richtung, sich aus- und sich bildet. Kein Despot kann ohne eine den Rechten und Interessen des Volkes entfremdete Kriegsmacht bestehen, weil das Volk nie zum Feind an sich selbst werden wird. Dagegen ist die Nationalmiliz oder Landwehr, da sie bloß zum Schutze der eigenen Rechte die Waffen führt, freigeistig, enthusiastisch nur für die Wohlfahrt des eigenen Landes, schlachtfertig nur gegen äußere Feinde und gegen feindliche Söldner der innern Ruhe, gegen das feindliche Volk selbst aber, d. i. gegen ihre eigenen Angehörigen, gänzlich unbrauchbar.

Was vermöchte auch eine Volkvertretung, einem Monarchen gegenüber, durchzusetzen, welcher eine blindergebene Soldateska zur Seite hätte und seine Propositionen wie sein Veto mit dem Waffengeklirr von Laufenden unterstützen könnte. Die Geschichte, diese große Lehrmeisterin in Allem, vorzüglich aber in der Politik, weißt genugsam nach, daß die frühere landständische Verfassung in Deutschland hauptsächlich durch die Entstehung der stehenden Heere ihre Ansehen und ihre Wirksamkeit verloren hat. Da jedoch stehende Heere, zumal in den deutschen Bundesstaaten, welche bestimmte Contingente stets in Bereitschaft haben müssen, nicht wohl entbehrt werden können, so hat man wenigstens dahin zu wirken, daß durch eine möglichst kurze Dienstzeit und häufige Beurlaubung der antinationalen Geist bei dem Milite vermieden, und dagegen volksthümlicher Sinn bei demselben geweckt und erhalten werde. Dadurch wird auch die in unserer Zeit so drückend gewordene Kostspieligkeit des Milites, und die nur zu leicht zu bezergebende Gefahr der Entfremdung des Volkes, wogegen eine meist müßige Soldatenklasse, nach bekannter Erfahrung, hauptsächlich bedrückt, am besten vermieden.

III. Was endlich die dritte Eigenschaft einer guten Staatsverfassung, daß sie nämlich die Vervollkommenung der Rechtsordnung und der Volksevidenz möglichst erleichtere und fördere, anbelangt, so kann sie nur eine natürliche und darum zugleich nothwendige Folge der beiden ersten Eigenschaften sein. Ist nämlich, vermöge der ersten Eigenschaft, die Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, sowie der möglichst ausgedehnte freie Gebrauch der geistigen und physischen Kräfte, durch die Verfassung und Gesetzgebung begründet und verbürgt, und vermöge der zweiten Eigenschaft der Mißbrauch oder Mißgebrauch der Staatsgewalt möglichst gehemmt und eine verfassungskonforme, d. i. gesetzmäßige Regierung hinlänglich garantirt, so kann es auch nicht fehlen, daß die sittlich religiöse und intellectuelle Bildung des Volkes, genährt und gepflegt durch den aus dem freien Verkehr mit den Produkten des Geistes, des Bodens und der Industrie hervorgehenden Wohlstand, sowie überhaupt durch die Zusammen- und Wechselwirkung der geistigen und physischen Kräfte, auch rasche Fortschritte zum Ziele stets erhöhter Vollkommenheit mache. Schreitet aber die Volksevidenz vorwärts, so können auch die Einrichtungen des Staates nicht zurückbleiben.

den, weil diese, als die Formen des Volkslebens, nothwendig nach der Volksbildung sich richten müssen. Je moralisch-kraftiger, je geistig gebildeter und vernünftig freigeinnter ein Volk ist, desto vollkommener muß auch seine Staatsverfassung sein, sowie dagegen ein rohes und in seiner Majorität sturhumwüthiges Volk nur durch die Schrecken der Despotie gezügelt werden kann. Darum ist auch der Schluß von der Beschaffenheit der Verfassung auf die Beschaffenheit des Volkes völlig gegründet; es muß aber auch ein Volk stets wachsam sein auf sich selbst, weil von der eigenen Kraft der Bestand und das Gedeihen der Staatsverfassung hauptsächlich abhängt. Wie aus der Mäthe der ständischen Kraft des Römervolkes die großen Männer hervorgingen, die man mit Rechte bewundert, so sind die Heronen, Libercioffe, Domitiane u. s. w. die schrecklichen Erzeugnisse der Entfittlichung, Verborbenheit und Kraftlosigkeit des Volkes gewesen. Die Vervollkommenung des Staates und seiner Institutionen kann demnach nur das Resultat der Vervollkommenung der Individuen sein. Darum muß immer das Hauptaugenmerk auf die Volksbildung und die dadurch zu regierende stillige religiöse Willenskraft und unerschrockene Geistesthätigkeit gerichtet werden. Dem Einzelnen ist dabei besonders einzuprägen, daß er zur Vervollkommenung des Staates dadurch am meisten beitrage, daß er ernstig bemühe sei, sich selbst in moralisch-religiöser und intellectueller Hinsicht zu vervollkommen und seine Thätigkeit durch die That zu bewähren. Die Staatsverfassung selbst aber vielmehr die Fundamentaltabelle, worauf dieselbe ruht, darf daher nur mit größter Vorsicht, etwa nach bestimmten Zeiträumen abgeändert werden. Denn sie, als die Trägerin des Ganzen, soll ein unantastbares Nationalheilthum sein. Nur zu leicht führt das ganze Staatsgebäude zusammen, wenn man an den Grundpfeilern desselben rüttelt oder gar einzelne von denselben umwirft. Hieraus folgt, daß man in der Verfassungsurkunde selbst deren Abänderung möglichst erschwere und an solche Bedingungen knüpfe, welche über die Zweckmäßigkeit und den allgemeinen Wunsch einer vorgeschlagenen Abänderung keinen Zweifel übrig lassen, daß man auch für den Fall einen Ausweg treffe, wo über den Sinn einer verfassungsmäßigen Bestimmung eine gütlich nicht ausgleichende Meinungsverschiedenheit zwischen der Staatsregierung und dem Volksvertretern entstehen sollte, und daß man in der Verfassungsurkunde nur allgemeine Bestimmungen aufnehme und alles Besondere eigenen Gesetzen vorbehalte, deren Abänderung nach dem Bedürfnisse der sich umgestaltenden Verhältnisse leicht bewirkt werden kann. Ließe eine Verfassungsurkunde zu sehr in das Besondere sich ein, so müßte man entweder sie selbst leicht abänderlich machen, oder unpractisches Normen, die, weil sie in der Verfassungsurkunde stehen, eben so schwer abzuändern wären, wie diese zum Nachtheile des Staatslebens festbestehen lassen.

Nach diesen Grundsätzen wollen wir, meine Herren, einen Verfassungsentwurf bearbeiten und dabei alles Gute benutzen, was uns theils in der landesherrlichen Proposition, theils in andern Verfassungsurkunden deutscher Staaten geboten wird. Wenn wir ernstlich nur das Rechte und Gute wollen, so werden wir es auch mit Gottes Beistand sicher erringen, denn wer könnte, wer dürfte dem Rechten und Guten widersprechen! Und ist Gott mit uns, wer könnte wider uns sein?

10.

Rede des Abgeordneten Welcker

über Bedingung und Form des Untersuchungsurtheils.
Erhalten in der zweiten Kammer der badischen Ständeverammlung
am 22. Julius 1833¹⁾.

Vorlesung.

Den Antrag auf Befreiung von geistlichen Bedingungen und der Form des persönlichen Untersuchungsverfahrens hatte der Abgeordnete Welck in der Sitzung der zweiten badischen Kammer vom 12. Junius 1833 entwickelt. Allgemeine Untersuchung war demselben zu Theil geworden und beschloffen, ihn zur näheren Beichterstattung an die Abtheilungen zu verweisen. Am 20. Julius erstattete der Abgeordnete Sander den darauf bezüglichen Commissionsbericht, und theilte zugleich den Versuch eines Gesetzes über persönliche Freiheit mit. Zur Discussion des Commissionsberichtes wurde in der zweiten Kammer am 22. Julius geschlossen, und im Verlauf desselben hielt der Abgeordnete Welck der folgende Rede:

W e l c k.

Ich unterlege den Commissionsantrag und die in der Motion und in dem Commissionsbericht enthaltenen Bestimmungen, die wirklich sichernd und liberal sind; allein zum großen Theil sind sie mir nicht sichernd und liberal genug, und da es doch besser sein wird, dies im Allgemeinen die Hauptgrundsätze auszusprechen, als jetzt schon einzelne Artikel ausführlich zu kritisiren, so will ich nur diese Hauptgrundsätze mit einigen Worten zu unterstützen suchen. Ich finde es nämlich als etwas ganz außerordentlich Hartes, die persönliche Freiheit der Bürger durch den Untersuchungsurtheil so zu beschränken, wie es neuerlich nicht bloß in Baden, sondern in Deutschland geschieht. Es ist eine bekannte Sache, daß dieses ganz außerordentlich absteht gegen das Verfahren in andern freien Staaten, gegen das Verfahren, das selbst unsere Carolina²⁾ kennt. Auf das Verfahren in den frühern deutschen Verhältnissen, so weit nicht das Hausrecht herrschte, auf das Verfahren in Griechenland und Rom muß man die Augen

1) Carl Theodor Welcker, geboren am 20. März 1790 zu Schutzing im Großherzogthum Baden, studirte in Wien und Heidelberg, ward nachher Professor der Rechte in Wien, dann in Kiel, Heidelberg, Bonn und zuletzt in Freiburg. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte er schon als Student in Heidelberg durch die Werke: Die letzten Monate von Kretz, Staat und Strafe, — die politische Buche die Rechte Deutschlands Freiheit, Wien 1814. Auf dem badischen Landtage von 1821 glänzte er als einer der ersten Redner in einer Reihe von Reden, und Vorträgen, unter welchen der Antrag auf vollkommene Pressefreiheit, sowie ein andrer auf geistliche Trennungsvorgänge im deutschen Reiche — das meiste Aufsehen erregten. Als die Pressefreiheit am 1. März 1822 im Leben getreten war, traten Welcker und Motz mit einem neuen Blatte „der Freimüthige“ auf, in Folge dessen, nachdem die Pressefreiheit schon wieder zurückgenommen war, wurde in Baden verlegt, im Jahre 1810 ihrer amtlichen Mittheilung zurückgegeben, Welcker aber (Motz) nach (den im Herbst bestellten Jahren) im Jahre darauf abermals in den Baden verlegt wurde. Schon während der kaiserlichen Wahlen begann er beide das nun in 14 Bänden vollendete Staatsrecht, worin sich die ersten Früchte der schriftstellerischen Thätigkeit Welckers finden, namentlich die Abhandlungen über den Adel, die Jury, die Öffentlichkeit und Minderheit. Im Generalstaatsrecht heißt es von ihm: „Mein Wunsch ist noch heutzutage, sein Kopf freizugeben, seine Phantasie freistellen nach England und Amerika, und diesen ungeachtet noch zuweilen in das Mittelalter. Seine Persönlichkeit hat viel Vortreffliches, sein Privatleben würdig u. s. w.“ — Er lebt jetzt am Hofe in Freiburg. Früher Bibliothekar geistlicher Kirchen, Straßburg, 1833.

2) Die preussische Strafgesetzbuchordnung, gegeben den 14. v. 1832.

erleiden, wenn man im Ganzen und Allgemeinen angemessene Bestimmungen treffen will. Ich sage, dieser Untersuchungsausschuss ist außerordentlich hart in den meisten Fällen, und dabel noch zwecklos. Hart ist er, denn man kann auf diesem Untersuchungsausschuss die furchtbar schmerzhaften Worte des Beccaria¹⁾ anwenden, die so große Wirkungen machten: „In dem Untersuchungsausschuss sitzt ein Bürger und leidet, nicht weil man weiß, daß er schuldig ist, sondern weil man es nicht weiß!“ — Und ich glaube, daß die Gerichte, die man gewöhnlich anführt, um diesen Untersuchungsausschuss so leicht zu verhängen, wie er in unserer jetzigen Praxis verhängt wird, nicht sich halten. Denn sie beruhen auf der bürgerlichen Sicherheit, auf der Sicherung der Freiheit und der Rechte der Bürger. Es ist aber eine schlimme Sicherheit, wenn ich um derselben willen in Gefahr gesetzt werde, als ehelicher Mann in den Untersuchungsausschuss geworfen zu werden. In vielen Fällen, und in der Ausdehnung, wie es gegenwärtig stattfindet, ist die Sicherheit zerstört. Ich spreche nicht davon, wenn Polizeiausschuss, um Verbrechen zu verhindern, im Falle von Unordnungen stattfindet. Denn solche Sicherheitsausschüsse sind sehr nöthig. Hier ist die Sache bald abgemacht, wenn nur die Form gut gehandhabt wird, wie sie im Verdict vorgeschlagen ist. Ich spreche von Untersuchungsausschüssen, welche stattfinden, um einen Angeklagten von der Nichtschuld abzuweisen. Man legt auch hier zu großen Werth darauf, daß der Mensch gestraft werde und nicht entlasse. Ich sage, viel zu großes Gewicht, und werde das durch ein *argumentum ad hominem* bemessen. Es ist bekannt, daß in Griechenland und Rom in den besten Zeiten der besten Republiken jeder Verurtheilte, wenn er angeschuldigt war, bis zu dem gefällten Urtheilspruch das Recht hatte, mit seinem ganzen Vermögen davonzugeben. Und dieses waren doch geordnete und ausgebildete Staaten. Sie haben aber kein so großes Gewicht darauf gelegt, daß die Bürger gerade diese oder jene bestimmte Strafe erleiden, sondern glaubten, es wäre dem Geseze schon Genüge geschehen, wenn dieser Mann für immer aus dem Staat entfernt werde, und folgergehalt sich immer von der Gemeinschaft abgesagt hätte. Ich gebe zu, daß man gegen Vagabunden, von denen man fürchtet, sie kommen wieder, strenger sein muß. Allein ich glaube, daß man selbst bei Vergehen, die man am wenigsten billigen wird, nämlich bei Majestätsbeleidigungen, wechswelchen in Baden mehrere Verhaftungen vorgekommen sind, so verfahren könnte, wie die römischen Kaiser gethan haben, die das flüchtig ausgesprochene Wort so wenig achteten, daß sie keine Untersuchung deshalb haben wollten und glaubten, daß der selbigen Vergehen Genüge geschehe, und die verletzte Achtung vollkommen hergestellt werde, wenn ein angeklagter Bürger deshalb landflüchtig wird. Es ist also nicht nöthwendig, ihn zum Voraus zu verhaften. — Sodann darf ich daran erinnern, daß Jeder, der die Carolina, dieses als barbarisch verschleierte Gesetz, kennt, der es gründlich studirt, finden wird, daß hundert Mal bei den Verhaftungen eintreten, wo sie nach der Carolina nicht nöthig sind, so daß wie also in unserer Praxis hinter dieser Gesetzgebung weit zurück sind, wenn ich jedoch den Mängeln in unserem Lande keinen Vorwurf machen will. Ich klage ja über den Mangel der Geseze, und wo die Geseze fehlen, sind die Richter durch eine Art von Verantwortlichkeit und Besorgniß bestimmt, Verhaftungen vorzunehmen, weil sie nicht wissen, ob man das Gegentheil nicht mißbilligen werde. Wenn aber der Herr Regierungscommissar und ein Mitglied der Kammer erklären, über diese Verhaftungen finden bei uns keine Klagen statt, so möchte ich nur an die Stimmen in der Kammer bei dem Vortrag der Weitzschen Motion erinnern. Die Klage findet bei den Gerichten nicht statt, weil sie nicht durchgeführt

1) Cesare Beccaria, *De Beccaria aus Milano*, 1736 — 1763. *Werthe der menschlichen Freiheit* von Jean-Jacques Rousseau, Kap. 1764. (von den Weichers, aus Weissen).

werden kann, allein daß Verhaftungen vorkommen, wo sie nach guten Gesetzen nicht verfallen sollten, ist keine Frage.

Was die Bedingungen betrifft, so will ich bloß beispieisweise einige derselben verzeichnen. Ich glaube auch, daß, wie in der trefflichen Abhandlung unseres Präsidenten (Mittermaier) ausgeführt ist, und von mehreren Gesetzkörnern anerkannt wird, aus dieser Furcht vor Collusion *) kein Antrag seiner Freilassung gemacht werden sollte. Wenn auch Einige ein Wort mit einander gesprochen haben, und ein Lügenplan geschmiebelt worden ist, so gibt dies gerade das beste Mittel an die Hand, um hinter die That zu kommen. Die erste Verbindung eines Verhafteten bei einem Vergehen sollte immer die sein, daß ein Vergehen wirklich da ist, und dann erst muß die zweite Frage erhoben werden, ob eine bestimmte Person dieses Vergehens verdächtig ist. Dies ist die große Grundlage des früheren deutschen Rechts und des römischen Rechts, und die Carolina fordert Beides. Aber die ganze Reihe von Mitteln in derselben gefaltet hat, die von den Indicien handeln, weiß, daß diese Carolina hier auf ist, indem sie wahren juristischen Beweis fordert. Später hat es geheißen, einen nicht ganz vollen Beweis; allein ein mehr als halber Beweis gefällt mir immer noch besser als bloße Wahrscheinlichkeit, indem unter dem Schilde dieses Wortes alles geschehen kann. Es gleicht einem Irwisch, der im Kopfe herumfliehet. Ich verlange nicht subjektive Wahrscheinlichkeit, sondern Beweise, wenn sie auch nicht ganz voll sind. Also diese beiden Dinge, daß durch strenge Verweigerungen wenigstens ein Beweis vorhanden sei, fordere ich sowohl in Beziehung auf den Thatbestand als den Verdacht. Sodann aber würde ich als ganz besondere Verbindung außerdem, daß der Mensch der Flucht verdächtig sein muß, auch Gesez selbst aufgenommen wünschen, daß das Gericht genau zu erwägen habe, ob in dem vorliegenden Falle der Nachtheil, daß der Mensch launföchtig werde, und sich dadurch der bestimmten Strafe entziehe, so groß erscheint, daß es nothwendig ist, ihn seiner Freiheit zu berauben, ob nicht dadurch das Interesse aufgehoben wird, daß der Mensch seine Strafe duldet. Wenn der Staat ein Strafserkenntniß fällt, und ein Mensch das Vaterland verläßt, so wird es in den meisten Fällen genügen.

Nun kommen wir aber auf einen Punkt, wo es klar ist, daß es nothwendig ist, den Antrag oder den Wunsch der Commission weiter auszuweiten, indem hier die Sache mit der Bestimmung zusammenhängt, wann die Specialuntersuchung erkannt werden soll. Auch darüber enthält die Carolina eine ganz vortheilhafte Bestimmung, die aber in unserm gemeinen deutschen Rechte vermisst werden ist. Bei uns besteht zwischen der General- und Specialuntersuchung ein bloß formeller Unterschied, während nach der Carolina ein förmliches Erkenntniß auf Specialuntersuchung nothwendig war, und erst durch diese Specialuntersuchung wurde die Verbindung gegeben, den Menschen als verdächtig hinzustellen. Woher durfte ich Niemand speciel als verdächtig hinstellen, ich durfte nicht seine Papiere in Vorhlag nehmen, oder ihn überhaupt gefangen legen. Wenn er sich durch die Flucht verdächtig machte, so war dies selbst schon eines jener Indicien, und es sollten also die Bedingungen, unter denen ein Bürger speciel vor seinen Mitbürgern als verdächtig hingestellt werden kann, als Gesez aufgenommen werden. Alsdann würde auch der Antrag des Motionenstellers Beachtung finden können, den die Commission selbst berücksichtigt hat, der Antrag nämlich, daß in Beziehung auf dieses barbarische Mittel der Papierbeschlag keine Bestimmungen getroffen werden sollten. Ich erinnere auch hier an eine treffliche Abhandlung unseres

*) Das auf rechtenthätige Föhrung Dritter gerichtete Verbrechen.

Herrn Präsidenten, auf die ich mich beziehe, und nur das noch behaupte, daß mit dieser Maßregel der größte Mißbrauch in vielen Theilen von Deutschland getrieben wird und unser römisches Gesetz von diesem Mißbrauch nicht wissen, sondern ihn perhorreskiren.

Evident muß ich noch durchaus wünschen, daß in dieses provisorische Gesetz einige kleine Bestimmungen aufgenommen werden, die wesentlich sind zur Sicherung unserer Mitbürger vor Willkür und Verletzungen in Criminalsachen. Der erste Punkt ist der, daß für richtige Protokolle nicht bloß durch den guten Glauben, sondern durch die Jurisdiction gesorgt werde. Wenn Leben und Alles, was dem Menschen werth ist, auf der Aussage eines Protokollisten beruhen soll, der gewissermaßen Richter und Ankläger in Einer Person ist, so ist dies eine schreckliche Unsicherheit. Der achtungswürdigste Mann, wenn er eine Criminaluntersuchung anfängt, hat ein Interesse, den Menschen schuldig zu finden. Er hat eine vorgefaßte Ansicht von seiner Schuld und glaubt, man möchte ihm später Vorwürfe machen, wenn er ihn loslasse. In dieser Ansicht sieht nun der Einzeltichter das Protokoll, oder ein Mensch, der von dem Richter ganz abhängig ist, ein Rechtspraktikant, dem er oft sagen kann, was er will, oder es ist der Rechtspraktikant selbst, noch ein unerfahrener Mann, der Richter und Actuar in Einer Person. Es sollten deshalb alle Criminalproceßfälle in Gegenwart eines selbstständigen und auf dieses Geschäft bedingten Actuars geführt werden.

Ein anderer Punkt ist noch wichtiger. Es ist ein fürchterlicher Gedanke, daß in die Mithigkeit hineinzufahren, daß ein Bürger von einem Gerichtshof verurtheilt werden soll, vielleicht auf eine ganz einseitige, unvollständige Relation hin. Diesem könnte wenigstens dadurch vorgebeugt werden, daß das Schlußverhör des Angeklagten und seine Vertheidigung in Gegenwart des Angeeschuldigten vorgetragen werde. — Es ist endlich der Punkt von der größten Wichtigkeit, daß alles, was auch nur entfernt den Schein von Kabinetsentscheidungen hat, beseitigt werde. Wenn nämlich das kaiserliche Urtheil dem Justizministerium eingeschickt wird, das selbst nur einen Theil der allgemeinen Verwaltungsgesetze der Regierung bildet, und dieses mit dem Staatsministerium über die Sache communicirt, und dann, ohne daß nur der Betheiligte etwas davon erfährt, die Sache an's Oberhofgericht geschickt wird, so ist dies ein Einfluß des Ministeriums auf Rechtsstreitigkeiten, der zur Kabinetsjustiz gehört. Denn hier spricht sich die Ansicht des Ministeriums aus, an dessen Spitze eine außerordentliche moralische Gewalt steht, daß der Richter hier mehr thun solle. Der Betheiligte wird nicht gehört, er vertheidigt sich nicht, und wenn dieses keinen Einfluß auf das Urtheil ausübt, so gibt es keine Kabinetsjustiz mehr. Ich wünsche also, daß dieses in den Entwurf aufgenommen werde, und spreche zum Schluß noch den Wunsch aus, daß entweder ein solches Gesetz auf diesem Landtage noch vorgelegt werde, oder aber der Entwurf des Criminalproceßgesetzes, der schon im vorigen Herbst ausgearbeitet war, auf einem besondern Landtage im nächsten Winter berathen werde, damit endlich dem großen und dringenden Bedürfnis einer Verbesserung unseres Rechtszustandes in Criminalsachen abgeholfen werde. Wenn ich diese Versicherung erhalte, so will ich auf das provisorische Gesetz verzichten. Wenn ich noch zwei Jahre lang oder noch viel länger in Begleitung auf diesen für Ehre und Freiheit unserer Mitbürger so wichtigen Punkt warten sollte, so fände ich es auf das Tiefste bedauerlich. Ich denke mich in Gegenwart aller derjenigen, die den Criminalzustand unseres Landes, nämlich den gesetzlichen Zustand, kennen, und ihn vergleichen, nicht bloß mit demjenigen anderer freier Staaten, sondern anderer deutscher Länder. Jeder wird sagen, daß es vielleicht kein Land in Deutschland gibt, wo dieser Zustand mangel-

hastet ist. Es gehet gewiß zur Ehre der Regierung, daß diesem Mangel abgeholfen werde, und eine heilige Pflicht ist es für uns, mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten.

II.

Herr's Rede über das homöopathische Heilverfahren.

Gelesen am 12. August 1835 in der zweiten badischen Kammer¹⁾.

E i n l e i t u n g.

Der geistliche Rath und Pfarrrector in Ruppenheim, Herr, für die Stadt Baden zum Abgeordneten in der zweiten badischen Kammer gewählt, begründete in der 30. öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer seinen früher gelesenen Antrag in Bezug auf das homöopathische Heilverfahren durch die mitgetheilte Rede in einer so geistreichen und allgemein interessanten Weise, daß dieselbe wohl in einer für unsere Zeit so bedeutenden Frage einen dauernden Werth in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Sie gehet aber ohne Zweifel in den Kreis der Neben, welche sich auf die Verhältnisse der Kirche, Wissenschaft und Kunst zum Staate beziehen. Die Aufnahme, welche diese Rede in der badischen Kammer fand, ergibt sich aus Folgendem: Der Abgeordnete Herr trug darauf an, die Motion nicht in Erwägung zu ziehen. Man kenne ein berühmtes Lustspiel unter dem Titel „der eingebilbete Kranke.“ Wenn die Kammer sich mit Gegenständen dieser Art beschäftigen würde, so erlebe man vielleicht ein Seitenstück zu jenem Lustspiel unter dem Titel „der eingebilbete Arzt.“ — Von mehreren Abgeordneten ward dennoch die Motion unterstützt und der Druck begehrt. Weitere Erfolge sind aber nicht bekannt geworden.

M o t i o n.

Meine Herren!

Man könnte sich vielleicht wundern, daß ich in diesem Saale einen Gegenstand zur Sprache bringe, welcher nach seiner Grundlage in das Reich der Wissenschaft, in die Arzneikunde gehört.

Aber eben dieser Gegenstand greift in das öffentliche Leben tief ein, denn Gesundheit der Staatsbürger ist ein Theil des öffentlichen, allgemeinen Nationalvermögens.

Die Geistlichen waren im Alterthum gar oft auch die Aerzte des Volkes, und noch jetzt hat der Geistliche den wesentlichsten Einfluß, besonders auf dem Lande, auf den Gebrauch der Aerzte und der Arzneimittel — auch jetzt noch besteht eine Hauptpflicht des Geistlichen in dem Besuch und in der Pflege der Kranken, der Kranken und der Sterbenden, jedes Pastorate wird darüber einen Abschnitt enthalten, wenn es vollständig ist. Des Geistlichen Pflicht ist es, am Kranken- und Sterbebette auszuharren, wenn auch Alles und selbst die Aerzte weichen — ohne Ansehen eigener Gefahr, Ansehung eber Tod, so lange auszuharren, bis der Patient genesen oder ins Land der ewigen Ruhe und des Friedens hinübergegangen. — Dies, und daß kein Arzt in dieser Versammlung Platz genommen, zu meiner Entschuldigung, daß ich es wage, Ihre Geduld, meine Herren, in Anspruch zu nehmen.

Nicht auf das Doctrinelle des Gegenstandes will ich Ihre Aufmerksamkeit

[1] Ueber: Mittheilung politischer Mittheilungen II. B.

gebunden, das sollten die Ärzte unter sich zum Wohle der Leidenden ausmachen; darüber kann ich, können wir überhaupt nicht Schiedsrichter sein.

Die Arzneikunde ist ein Kind der Naturbeobachtung und der Erfahrung; Alles, was ihr Pflger als Beobachtungen und Erfahrungen angehen, kann daher von den Nachkommen nur auf demselben Wege beschliefet oder widerlegt werden, auf welchem der Vorgänger ihre Beobachtungen anstellen, ihre Erfahrungen sammeln. Man braucht aber kein Arzt zu sein, um zu wissen, daß die Ärzte das nicht immer thaten, daß ihre Systeme und Heilmethoden der Natur jammervollen Hülfe anlegten. Beweis ist, was Bask von Veratrum schreibt: non ingenuum aut exagrandum, sed videndum, quid natura faciat et ferat, — bis und da nicht beschliefet wurde, und daß manche medicinische Systeme vielmehr aus der Stubengelschamkeit als aus der Naturbeobachtung ihrer Natur unbesangener Ärzte, welche den Zweifel, von dem ich sprechen werde, nicht kennen, nach und nach zu einem großen Reichthum an Hypothesen, Theorien und Conjecturen gekommen, welche lebhaft an die Lehren der Scholastiker erinnern.

Mag auch jedes System seine gute Seite gehabt haben, so ist eben dadurch, daß dieselb aus dem Nichtigen herausgerissen werden mußten, um es mit dem Guten der andern Systeme zu verbinden, die Medicin durch diese Verbindung, welcher die innere Gliederung, die Harmonie so häufig abgeht, eine Rußerfacie geworden, welche Hies zu mehr oder weniger möglichem, nicht selten gerechtem Tadel Stoff gegeben hat.

In vielen Ärzten, welche die Vermirrungen und Verwirrungen einsahen, schloß sich daher ein Indifferentismus ein, welcher zum Besessenen nichts beitragen konnte, aber wenigstens den praktischen Vortheil hatte, daß er weniger schädete als die Selbstzufriedenheit Anderer, welche den Leidenden unaussprechlich mit Heilmitteln aller Art heimsuchten.

Das Bedürfnis nach einer Umgestaltung der Arzneikunde, nach einer Vereinfachung des Heilverfahrens wurde immer größer und süßbarer, aber es war schwer, dieselbe zu bewerkstelligen. Die Ärzte beschloßen sich darüber wechselseitig, aber die Summe der Thatfachen nahm hierdurch in dem Maße nicht zu, und die Bibliotheken wurden dadurch vielmehr bereichert als die Wissenschaft. Wenn ich Ihnen, meine Herren, nach diesen Worten den Namen Hahnemann nenne, so werden die meisten unter Ihnen wissen, was ich damit sagen will. Zur Beschäftigung oder Nichtbeschäftigung seiner Lehre kann und will ich Ihnen nichts sagen; nur das kann ich Ihnen vorlegen, was mir gesunder Sinn mich lehrt, was ich, ärztlicher Hülfe bedürftig, selbst erfahren habe.

Die Lehre Hahnemanns, bekannt unter dem Namen der Homöopathie, ist so einfach und schlicht, daß sie in ihren Grundpfeilern und Hauptaxiomen der Gebildete jedes Standes fassen kann; dadurch läßt sich auch der Unstand erklären, daß, im Verhältniß zu den homöopathischen Ärzten, so viele Kalen warmes Interesse für dieselbe setzen; denn eben der Laie betrachtet Manches, was seinem Fach nicht streng angehört, vorurtheilsfreier als der Arzt, welcher gewohnt an seine Handlungsweise, an seine Ideen, oft gar nicht daran zweifelt, daß sie wirklich die allein richtigen seien.

Erlauben Sie mir, meine Herren, folgende kurze Darstellung über das Entstehen und den Fortgang dieser Lehre, entnommen aus den biographischen Notizen über Hahnemann, zu unserer allgemeineren Verständigung.

Der Entwicklungsgang der Naturstudien Hahnemanns zeigt, daß er vor Erkenntnis der Widersprüche gekommen, in einem Indifferentismus anheimfiel, und,

obgleich ganz entsetzt von Entseßungsmitteln sich lieber mit seinen großen Sprach-
bräutlingen erwiderte als mit ägyptischer Prüg.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der Uebertragung
der Arzneimittelehre des Engländers Cullen beschäftigt, und ängstlich aber die
dort aufgestellten Theorien, wie die Chinazinde wurde, durchzuden den der Be-
dankte, was dieses Medicament, welches man bekanntlich gegen das kalte Fieber
so häufig anwendet, bewirken möge, wenn man es gesunden Menschen ein-
gibt. Auerst bemerkte er an sich selbst, daß es die Erscheinungen des Fiebers
herbeiführte. An diesem damals in London lebten Johann Bahnmann trat
er versuchte viele Jahre lang ganz frei eine Reihe von Arzneimitteeln an sich
und andern gesunden Menschen. Durch Versuche am Krankenbette, wodurch für
ihn wieder wissenschaftliches Interesse gewonnen hatte, kam er zu dem Gefah-
rungssatz, daß man gegen Krankheiten dasjenige Mittel anwenden müsse, wel-
ches im Befinden die Krankheit, die man heilen will, oder ähnliche Erscheinun-
gen hervorruft, daß man zur Heilung hiernach die Arzneimittel nur in sehr ge-
ringer und letzter Menge und in ganz einfacher Form, nicht in öftlichen Ge-
mengen, anzuwenden habe.

Es war natürlich, daß dieser Versuchungsplan, welchen Bahnmann in ein
systematisches Ganze zu bringen suchte, nach und nach einen großen Kampf her-
beiführte. Denn er widersprach so ziemlich Allem, was bisher behauptet worden
war, und bestritt er sich, so konnte es nicht fehlen, daß er der Arzneikunde
eine ganz andere Richtung geben mußte, eine Veränderung, welche in vielen In-
teressen entgegenstand, als daß der Versuchungsplan Bahnmanns sich auf irgend
eine ausgedehnte Anerkennung, zu nur Prüfung, Rechnung machen dürfte.

Man ließ Bahnmann anfangs unbedrückt; es entspann sich aber der Kampf
desse stärker, je größer im Verlauf langer Jahre die Zahl der durch Prüfung zu
Vertheidigten gewordenen heranwuchs und je auffallender die Heilungen wurden.

Eine Menge erst annehmter Speet- und Gegenständen erschien, und die
Wissenschaft wurde mit einer Menge Persönlichkeiten belebte. Ein berühmtes
Wort gab das andere, statt die sprühenden Zungen zur vorschnelligen Verurtheilung
des neuen Gebildes zu benutzen, gab man sich nur die feuchteste Mühe, sie zu
einem das Gebäude zerstörenden Brande, wo möglich zur Vernichtung anzu-
blasen. Weit entfernt, den von manchen Homöopathen anstimmten Ton zu
billigen und in Allem zu rechtfertigen, muß ich doch bekennen, daß es von den
Gegnern unrecht war, Bahnmanns Herausforderung an das Krankenbette zur
thatsächlichen Prüfung seiner Lehre geradezu von der Hand zu weisen und
sich auf theoretische Widerlegung zu beschränken, welche in positiven Wissen-
schaften einen Kreis bildet, über den man nie hinauskommen kann. Auffallend,
daß die Gegner den viel schmerzlichen Weg der Widerlegung einschlugen; denn der
der Versuche war und ist noch der viel leichtere. Bahnmanns Lehre würde
ganz unfehlbar gefallen sein, wenn nur einige Aerzte seine Angaben am
Krankenbette mit der von ihm geforderten Genauigkeit und Mäßigkeit ange-
stellt und hierdurch den Beweis geliefert hätten, daß Bahnmann ein Lüge-
ner sei. Aber eben weil man das nicht that, so wurde Wandel, der in dem Wi-
derstreben mitsunder das erbliche, was man das Anschein nennt, aufmerk-
sam; und dunkel mochte in ihm der Gedanke aufsteigen, es möge doch etwas
Wahres an der Sache sein, welcher man so arg entgegengetreten. Auch ist mir
das ein Beweis für ihre Wahrheit, daß jeder Arzt, welcher es über sich bringen
konnte, sie zu prüfen, ein Anhänger derselben geworden ist, und sie nie wie-
der verließ.

Widerspruch die Lehrer der feindlichen Weisheit, so widersprechen sich die
Gegner in den Gründen zu ihrer Widerlegung; man hat gar Wiederholte gesagt,
was der Lehrer den Glauben machen sollte. — Ich will Sie, meine Herren, damit

nicht befehligen. Nur so viel: man hat Alles versucht; aber Hahnemann ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Weg zu verfolgen. Doch ist es zu beklagen, daß die Parthei, allen Reformatoren riges, auch in ihm mit dem Jähren zunahm und oft arg ausbrach.

Laßen Sie mich bei der Schattenseite dieses Streits abbrechen, — er hat sein Ende lange noch nicht erreicht. Kampf ist nöthig, er reicht das Herz an.

Sie werden sich mit mir aus der Geschichte aller Wissenschaften erinnern, daß alle Neuerungen einen desto größeren Zwischall hervorgerufen, in je schroffer vom Gegentheil die Ausrufung zu dem Zeitwigen sich zeigt. Ich kann auch nicht verhehlen, daß Hahnemann, nach dem Urtheile Sachkundiger, sich in der Erklärung über seine Ansichten manche Widersprüche hat zu Schulden kommen lassen, aber bis auf die Stunde, so viel ich richtig, hat man thatsächlich nicht nachweisen können, daß sein eben angegebener Versuchungsplan falsch sei.

So manche angebene Stimme erhebt sich nun für diese Methode, und stellt Dusejand, der Anhänger der alten Schule, läßt sie nicht unrecht widerstehen. Ihre Grundprinzipien sind durch alle Krankheiten, gewisse äusserliche, dann plötzliche Unglücksfälle durch Vergiftung u. s. w. angenommen, praktisch durchgeführt; unverbildlich wird sie nicht machen; denn auch diese Methode wird ein wenig flüchtig lassen, was es uns ergehen kann wie dem Aethiops.

Aber so weit ist es doch wohl gekommen, daß man die Augen vor dem Erfolge nicht mehr verschließen, dies so wagen, oder sich mit Ausfällen besorgen kann. Denn wäre die Methode wirklich so nützlich oder gar so gemeinshädlich, wie manche Urtheilende sagen, so hätte sie seit länger denn dreißig Jahren zum Untergange Zeit gehabt, aber sie wider ohne Zweifel von dem Staate beherrscht schon lange und mit Recht unterdrückt werden.

So viel mir bekannt, geschah von den Regierungen für die Sache so gut wie nichts; doch erlaube ich mir, Ihnen anzuführen, auf welche Weise einige Fürsten ihr gewogen sich zeigten, und wie sich wenigstens die Zusage der Regierungen kund gab. Der vorleige Herzog von Anhalt-Köthen hielt es in einem Dekret vom 1. Juli 1822, wie er selbst sagte, für eine Regentenspflicht, die Heilart seinen Unterthanen zu empfehlen; der jetzige Herzog, dessen Leibarzt, wenigstens noch vor Kurzem, ein starker Anhänger der alten Lehre war, äußerte sich in einem neulich in öffentlichen Blättern abgedruckten Dokumente, daß er sich selbst von den Vorzügen der neuen Heilart vor der alten überzeugt habe; der Herzog von Lissa hat ein größeres Hospital errichtet, worin alle Kranken von zwei eigens angestellten Ärzten ausschließlich homöopathisch behandelt werden; die königlich sächsische Regierung hat die aus Privatmitteln erfolgte Einrichtung eines homöopathischen Hospitals zu Leipzig genehmigt. Sr. Majestät der König von Preußen hat sich auf das Anrathen seines allopathischen Arztes der Methode mit Erfolg bedient, und mehrere Glieder der hohen Königsfamilie haben sie das Wohlwollen und Vertrauen bereits zugewendet. Sr. Maj. der König von Baiern hat den Dr. Roth nach Oesterreich gesendet, um dort die Dokumente über die homöopathische Behandlung der Cholesta zu sammeln; sie liegen im Druck vor, und geben den schönsten Beweis von der Wißsamkeit der schönsten Methode in jener gefährlichen Krankheit; die bayerische Regierung steht, öffentlichen Nachrichten zufolge, im Begriff, ein Lokal zur Behandlung der Kranken nach homöopathischen Grundsätzen zu errichten und für Unterricht darin zu sorgen; Sr. Maj. der König von Württemberg, sowie die königlich preussische Regierung zu Düsseldorf haben gewissen Ärzten ausdrücklich die Erlaubniß gegeben, die homöopathischen Arzneien ihren Kranken selbst zu geben. In Apolda ist auf Veranlassung des Professors Wende in einer Anstalt ein besonderes Lokal bestimmt worden, worin die Kranken homöopathisch behandelt werden sollen; selbst in Treckheim hat man die Heilversuche in einem Lagerort ne-

nigstens nicht gehindert. — Die zweite Kammer in Darmstadt hat sich der durch ein Dekret bedrohten Heilmethode angenommen, und den Grundsatz verteidigt, daß eine Wissenschaft, welche dem Gemeinwesen Nutzen bringe, nicht nur nicht unterdrückt werden dürfe, sondern zu unterstützen sei. Einige Städte haben auch wirklich ihren Dank für das, was homöopathische Aerzte den Gemeinden geleistet haben, öffentlich ausgesprochen, z. B. Naab in Ungarn, und Neumünster, dessen Magistrat zwei Aerzte, in der homöopathischen Literatur als Schriftsteller bekannt, durch öffentliche Uebereichung werthvoller Geschenke zu ehren suchte.

Ich lege Ihnen diese Beispiele der Anerkennung, die ich noch mit andern vermehren könnte, darum vor, weil aus ihnen hervorgeht (was so viele beweisen oder bekämpfen, welche über den Gegenstand sprechen, ohne ihn nur entfernt zu kennen), daß nämlich das homöopathische Heilverfahren gemeinnützig sei und der Verbesserung werth.

Erlauben Sie mir aber auch, Ihnen noch kurz anzugeben, was man dagegen gethan hat von Seiten der Regierungen. Essentielle Blätter arbeiten vor einigen Jahren, daß Sr. Maj. Kaiser Nikolaus den Dr. Hermann, einen Sachsen, angestellt, und ihm zu homöopathischer Behandlung der Kranken das Hospital zu Jutschin in Podoilien anvertraut habe; Hermann legte nach Verfluß der accreditirten Zeit öffentliche Rechenschaft ab. Allein sie schwebte nicht an den rechten Ort gekommen zu sein, denn in der neuen Zeit wurde die Homöopathie auszuüben in den russischen Spitälern verboten — ich sage verboten. Weiter ging man in Oesterreich im Jahre 1819, wo es ein kaiserlicher Leibarzt dahin brachte, daß die von einer gemischten Commission beauftragten, gut ausgefallenen Heilverfuche viel früher als Sr. Maj. der Kaiser es befohlen hatte, aufgehoben wurden, worauf ein in öffentlichen Blättern bekannt gewordenes kaiserliches Rescript erschien, welches allen homöopathischen Aerzten auftrug, sogleich ihre Verbindungen als solche mit ihren Patienten aufzugeben, und die ganze Heilmethode für alle Zeiten verbot. Sehr muß es aber auffallen, daß trotz des in strengen Worten abgefaßten Dekrets in Oesterreich eine große Anzahl selbst in Staatsdiensten befindlicher Aerzte ist, welche die homöopathische Methode öffentlich und ungehindert ausüben, um deutlichsten Beweise, daß sich im Bereiche der Wissenschaft durchaus nichts verbieten läßt, und daß das Publikum die Methode in Schutz genommen hat. Denn allein in Wien sind zwei und zwanzig homöopathische Aerzte, wovon einer das Amtmannslogar in dem Hause des ersten österreichischen Staatsbeamten geleitet, und zwei homöopathische Apotheken. In vielen Ländern hat man den homöopathischen Aerzten verboten, die Arzneimitteln, welche nach ganz andern Grundsätzen bereitet werden, als die man bei den gewöhnlichen befehlt, an ihre Kranken unentgeltlich abzugeben.

In diesem Verbote liegt eine faktische Anerkennung, wenn sie die Sache auch eben nicht fördert. In einigen Staaten, wie selbst neuerlich in Preussen, hat man den Apothekern aufgegeben, auch diese Arzneimittel zu fertigen, worin also noch größere Anerkennung liegt; denn wäre die Methode schlecht, so würde man auch die Mittel und Wege ganz abschneiden sie auszuüben. Der Streit über diese Verbote, Mittel unentgeltlich abzugeben, wird immer noch lebhaft fortgeführt. Denn man möchte das von mancher Seite gern benutzen, der Methode wirklich das Ende zu bereiten. Einfach löst sich der Streit dafür auf, daß, da kein Beweis geführt werden ist, die Methode sei gemeinnützlich, keinem kranken Menschen Schaden zu thun, und daß man sie nicht verbieten kann, wenn sie nicht schädlich ist, sondern nur zu empfehlen, wenn sie nützlich ist. Die Methode ist nicht schädlich, sondern nützlich, und man kann sie nicht verbieten, sondern nur empfehlen. Die Methode ist nicht schädlich, sondern nützlich, und man kann sie nicht verbieten, sondern nur empfehlen.

Apotheker ist ein Ding, welches in der Wirklichkeit gar nicht besteht, weil es Anderes voraussetzt, was kein unausführbar ist.

Unsere hohe Regierung hat bis jetzt der Sache freien Lauf gelassen, sie hat nichts dafür und nichts dagegen gethan, was wohl vor erst das Bessere war. Ein hemmendes Eingreifen, so sehr man es auch einerseits gewünscht haben mag, hätte auch nur dann Stattfinden können, wenn ein Staatsinteresse gefährdet gewesen wäre. Mit Dank muß man daher erkennen, daß bei uns nichts gescheh, was anderwärts, wo die Staatsgewalt von sogenannten Kunstverständigen irre geleitet worden war. Wenn ich nun sicher hoffe, die hohe Regierung werde einerseits gegen die Wissenschaft nicht interveniren, so scheint mir doch andererseits die Zeit gekommen, wo die Regierung in der Lage ist, gewisse Bestimmungen über das Verhältniß der die neue Heilmethode Ausübenden festzustellen. Ihre Zahl ist bei uns bedeutend und wächst mehr und mehr, nicht unter den im Staatsdienste befindlichen Aerzten; unter jener Zahl sind Männer, denen man Interesse nicht verwehren kann, denn sie ergaben sich der Methode auf die Oberstiege hin, eine große Praxis zu vertilgen; mehr als sie schon hatten, konnten sie nicht mehr gewinnen. — Sie konnten an Reputation nicht mehr gewinnen, wohl aber vertilgen. Nicht zu läugnen steht jedoch, nach dem Zeugnisse homöopathischer Aerzte selbst, daß sich auch in diesen Zweig der Arzneikunde gewagt haben, welche in doppelt schlechtem Rufe stehen, daß sie nämlich als Aerzte überhaupt nicht genug Kenntnisse haben, und daß sie die neue Methode als ein Terminus betrachten, wo sie den von dem Abgeordneten von Rottsch erwachten finanziellen Grundsatze des *Habhaftwerdens* und *Padens* in die praktische Ausübung bringen.

Ja, zur Praxis ganz unbesugte Menschen machen da gute Beute, und ebgleich hier die bestehende Medicinalordnung genügt, daß man solche Pflücker zur Rechenschaft zieht und ihnen das ungeschliche, gefährliche Treiben niederlegt, so scheint man das übersehen zu haben, was in verfluchter Emsicht übel ist. Denn 1) ist es ein Fehler der Verwaltung, wenn Gesetze nicht gehandhabt werden, und 2) wird durch das Treiben Unbesugter auf die ehedem in mancher Sphäre nicht beliebte und in andern Sphären übelgemachte Sache ein schlechter Schein geworfen, welchen man geneigt sein könnte, auf die ganze Heilmethode und alle ihr Zugethanen auszuwehnen. Um also nebst einem gewissen Junksgeist ein Haupthinderniß der freien Entwicklung und äußeren Enthaltung der homöopathischen Heilmethode zu entfernen, wäre es durchaus nothwendig, daß keinem homöopathischen Arzte die Praxis erlaubt würde, bevor er nicht vor einer dazu qualifizirten Prüfungscommission seine Befähigung beurkundet hätte, und daß man gegen die schlechten Jünger, die mir nicht höher stehen als jeder wandernde Arzneikrämer, die gesetzlich bestehenden Bestimmungen streng anwende.

Sie werden mir, meine Herren, auf das Eifertie vielleicht entgegensehen, daß man die Candidaten nicht nach Methoden und Systemen examinire, sondern im Allgemeinen über das ganze ärztliche Wissen. Aber hier tritt uns der Mangel gerade entgegen, daß fast von allen Lehrern der Medicin die homöopathische Methode, deren wissenschaftliche Begründung sich durch alle einzelnen Zweige der Medicin hinzieht, aufs Hartnäckigste zurückgewiesen wird, — eine Thatsache, deren Grund sich leicht erklären läßt.

Wie ist nur München bekannt, wo Vorträge darüber gehalten werden; um diese zu hören, müßten die Aerzte, welche die Methode kennen lernen wollten, dahin reisen, und um sich zur Praxis vorzubereiten, nach Leipzig, wo ein besonderes Hospital dafür ist. Allein das geht doch nicht an; die meisten Aerzte sind nur darauf angewiesen, sich die Kenntnisse zuerst aus den zahlreichen Werken zu verschaffen und nach und nach in Heilversuchen überzugeben. Sie, meine Her-

ren, sehen mit mir ein, daß dieser mehr autodidaktische Weg jedenfalls ein Umweg ist, welcher durch eine Menge von Zweifeln und Bedenkllichkeiten zu einem Ziele führt, welches der Anfänger nur ganz in der Ferne erblickt und dem der Gewissenhafte nur ängstlich entgegen sieht.

Der Schüler an der leitenden Hand des tüchtigen Lehrers am Krankenbette lernt in einer Stunde mehr als in einer Woche durch eigenes Studiren. Die homöopathische Heilmethode setzt, wie die ältere oder allopathische, dieselben Vorkenntnisse voraus, was die Gegner haben können wollen, und meiner Ansicht nach muß der Mediciner vorerst den ganzen cursus, wie er üblich ist, durchmachen, um seine Wissenschaft nach allen Richtungen kennen zu lernen. Allein diese Richtung sollte ihn doch auch zu der homöopathischen Methode führen. Einzelne Disciplinen der Arzneiwissenschaft erhalten zwar durch sie, wie mir vorurtheilsfreie homöopathische Aerzte versichert haben, eine andere Gestalt, weil die Grundansichten, von denen die alte und die neue Schule ausgeht, divergirend sind, aber das sollte von dem Lehren nicht abhalten. Als Christlicher glaube ich hier füglich eine Parallele ziehen zu können; man sorgt für den allgemeinen religiösen Unterricht der protestantischen und der katholischen zukünftigen Geistlichen, aber je nach den Bedürfnissen und der verschiedenen Richtung der beiden Confassiouen ist der Unterricht im Specieillen sehr verschieden, und zwar: weist daher die zukünftigen Seelsorger verschiedenen Prüfungsausschüssen; lächerlich würde es wenigstens sein, die Katholiken von Protestanten und umgekehrt prüfen zu lassen.

Meine Herren, es gibt auch verschiedene Wege zum Heilen und zum Heilwerden; wenn ich auch kein Urtheil fällen kann, welches der in der Regel bessere, kürzere und sichere sei, so muß ich Ihnen doch nach dem, was ich mit von der homöopathischen Methode angeeignet und erfahren habe, frei bekennen, daß ich dieselbe für einen recht schatzbaren Weg halte, welcher verachtet zu werden durchaus nicht verdient. Jeder auch noch so geringe Beitrag zur leidlichen Wohlfahrt unserer Mitbürger soll willkommen sein, er fällt eine Lücke in der Wissenschaft aus, die, nach dem Erkenntnisse ergrauter Aerzte, der Vervollkommnung überhaupt noch so sehr fähig ist, und darum vindicire ich diesem Beitrage, dieser neuen Methode zur Wiederherstellung der verlorenen Gesundheit, das Recht des ungeflörten Beweises der Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit, das Recht öffentlicher Anerkennung, aber nicht auf jene Art etwa, wie man zur Zeit der französischen Republik decretirte: die französische Nation erkennt einen Mann an, — sondern einer Anerkennung durch unbeschränkte Gestattung der öffentlichen Prüfung, des freien Bekennnisses und der Ausübung in der Heim, welche die ganze Natur der Methode mit sich bringt, für welche der Maßstab der älteren Methode nicht gelten kann. Damit ihr aber diese Anerkennung werde, gibt es nur Eine Basis: Guten Unterricht und zweckmäßige Anleitung.

Wenn nun schon die strenge Wissenschaft der neuen Lehre sich nicht zu schämen braucht und das geistige Interesse durch sie eine neue Förderung erhält, so sind ihr auch die materiellen Interessen nicht fremd, im Gegentheile, sie springen so klar ins Auge, daß selbst der Laie hier ein vollständiges Urtheil fällen kann. Die materiellen Interessen bilden ohnedies eine weite Feld für unsere ständische Wirksamkeit, jetzt um so mehr, weil ihre Förderung, bei den großen Hemmnissen überhaupt, zur unumgänglichen Nothwendigkeit wird. Wenn Sie also, meine Herren, einen Antrag unterstützen, der auf diese Förderung abzielt, wenn Sie Veranlassung geben, daß eine große Last gemildert und gemindert werde, so unterstützen Sie heute im eigentlichen Sinne des Wortes populären Antrag. Ich sage eine Last; denn sind auch viele Menschen selbst Ursache ihrer Körperleiden, so ist es doch nicht zu verkennen, daß es viele Kran-

halten gibt, denen der Mensch auszuweichen nicht im Stande ist, und darum nenne ich Krankheiten immer einen Tribut, den wir dem Schicksale zahlen; sorgen wir dafür, daß er nicht zu sehr anwachse, und ein Hinderniß zur Wiedererlangung der Gesundheit werde; er wächse, aber wirklich bedeutend an, wenn die pekuniären Mittel, jenes Tributs los und lebzig zu werden, zu sehr im Anspruch genommen sind. Daß nun die Heilmethode, von der ich hier spreche, eine bedeutende Ersparniß an Geld und Zeit veranlasse, erlauben Sie mir noch, meine Herren, Ihnen zum Schluß darzulegen:

1) Die homöopathischen Arzneimittel haben einen so höchst geringen Geldwerth, daß sie von den Ärzten ganz unentgeltlich gegeben werden können; ja selbst dann, wenn sie, vom Arzte verschrieben, vom Apotheker abgegeben werden, kann sie dieser nur um einen überaus geringen Preis anschlagen, welcher mit dem der gewöhnlichen Arzneimittel in gar keinen Vergleich kommt. Die Apothekerstellen fallen also entweder ganz weg, oder sie werden bedeutend verringert.

2) Ich sehe wohl ein, daß, wenn die Methode noch allgemeineren Eingang findet, der Stand der Apotheker bedeutende Verluste erleiden wird, und daß die Zahl der Apotheker selbst um vieles abnehmen muß. Ich beklage diesen Stand und diese Herren. Allein solche Veränderungen treten bei allen Entdeckungen hervor, können und dürfen aber deren Einschränkung und Benützung nicht im geringsten hindern. Als die Buchdruckerkunst erfunden und für Hecerei und Zauberei ausgeschrien wurde, hat das tausendjährige Reich der Alchemie ein Ende gehabt; durch das neue Maschinenwesen sind eine Menge Hände, bis auf weitere Verwendung, die sich immer wieder findet, einwillen nicht in Pension, sondern in wirklichen Ruhestand versetzt worden. Die Dampfschiffsfahrt hat der Segelschiffahrt den Rang abgelaufen und die Leinpfade euer gemacht. Mein Stand hat sich Secularisation, Aufhebung der Steuerfreiheit u. s. w. müssen gefallen lassen. Alle Stände sind seit vierzig Jahren großen Veränderungen unterlegen.

Wenn man je den Grundsatz geltend machen würde, daß Entdeckungen und Erfindungen nur unbeschadet des Herkommens sich geltend machen dürften, dann müßten wir ein Wehe über unsere ganze Staatswirtschaft rufen. Zum Glück sind aber die Umstände mächtiger als die Menschen, die sich ihnen widersetzen. — Rechtsverletzungen können durch solche neue Entdeckungen und Bereicherungen nicht stattfinden und daher auch keine Entschädigungen.

3) Nach dem Urtheile einer bedeutenden Zahl älterer Ärzte, welche früher der älteren Heilmethode ergeben waren, bekommen viele Krankheiten bis zur Genesung einen viel kürzeren Verlauf durch homöopathische Behandlung. Aus dieser Verkürzung entspringt der wesentliche Vortheil, daß der Kranke seinem Geschäfte eher wiedergegeben wird. Welchen Einfluß das vorzüglich beim Landmann ausübt, ist leicht einzusehen.

4) Nicht allein für den Privatmann, sondern auch für Staats- und Gemeindefassen entspringen hieraus bedeutende Ersparnisse; der Aufwand in Civil- und Militärspitälern wird um unberechenbare Summen vermindert und die oft so schwer belasteten milden Fonds werden erleichtert. Der ethliche Arme kann sich seiner Genesung freuen, ohne sie durch den Gedanken getrübt zu sehen, wie sollst du jetzt die Medicamente bezahlen! Mancher läßt sich dadurch sogar abhalten, Hülfe zu suchen, denn er scheut die Kosten für sich oder die Gemeindefasse. Daher wird mancher Kranke ein Opfer der Vernachlässigung, wie ich so oft seit dreißig Jahren mich leider überzeuge.

5) Für den Kranken ist diese Heilmethode noch um deswillen von großem Nutzen, weil ihm der Arzt die Arzneimittel so gleich geben kann. Denken Sie sich, meine Herren, den Arzt, wenn er im Winter Stunden weit reißt;

das Recept muß einige Stunden zur Apotheke getragen werden, dort wird die Bereitung wegen vieler Anforderungen aufgeschoben, und dann muß der Weg zurückgemacht werden; darüber geht ein halber Tag hin, bis der Kranke seine Sehnsucht nach der Arznei befriedigt sieht. Und was kann während dessen nicht alles geschehen sein! Es ist möglich, daß die Krankheit indeß eine ganz andere Richtung nimmt, so daß das bestverordnete Mittel nun nicht mehr paßt und den Tod bereitet. Auch dies habe ich erlebt. Zeit gewonnen heißt in Krankheiten schon viel gewonnen. Hier ist die Zeitersparniß von größter Wichtigkeit. In der Stadt, meine Herren, weiß man diese Verhältnisse weit weniger zu würdigen als auf dem Lande selbst, wenn man mitten unter der Noth lebt, wo ich sechs und zwanzig Jahre gelebt habe.

6) Ich habe bis jetzt die Gesundheit der Menschen in Schutz genommen, ich nehme auch die der Thiere in Schutz. Wenn die homöopathische Methode, welche sich bei kranken Thieren so sehr bewährt, je mit materiellen Vortheilen verknüpft ist, so ist es hier.

Das Vermögen des Landmannes steht in Eigenschaften und in Vieh; ersteres kann er ohne dieses nicht bebauen. Man hat Feuerversicherungsanstalten, Anstalten für Hagelschlag, auch Viehversicherungen — treffliche Anstalten, welche aber die wirkliche baare Vorauszahlung von Zinsen erfordern. Der Landmann schlägt leider nur zu oft das Leben eines Stüdes Vieh höher an als sein eigenes, und doch scheint er die Auskosten, welche oft so bedeutend ausfallen, daß sie den Werth des genesenen Stüdes übersteigen; oder das Thier wird während der Kur untauglich und muß getödtet oder um einen Spottpreis verkauft werden.

Wird dem Landwirth ein Thier krank, so handelt es sich um die Erhaltung eines Capitals, so war, daß die dafür aufzuwendenden Kosten das Capital selbst nicht nur nicht erreichen oder gar aufzehren, sondern daß sie wie ein billiger Zinssuß zu einem Capital sich verhalten. — Es handelt sich um eine wichtige Staatswirtschaftliche Frage, welche die homöopathische Methode uns darbietet.

Und waren es auch, meine Herren, nur diese materiellen Vortheile, welche uns im Allgemeinen durch dieses Heilverfahren zu gut kämen, so würden unsere kranken Viehrüder, unsre unbemittelten Hülfbedürftigen gemäß einem Dienst der Menschheit darin erblicken, sie dieser Vortheile theilhaftig zu machen. Zeugen Sie diese Personen, welche in ihrer Familie, in ihrer Hauswirthschaft Preben der guten Wirkung unsrer Methode gesehen haben, ob sie dieselbe wieder mit einer andern vertauschen wollen, und dieses Urtheil steht auch schon in der Wage; fragen Sie sie, und sie werden Ihnen sagen: hätte diese Heilkunst auch keine anderen Vortheile als die, daß wir uns ohne Geld- und Zeitaufwand ihre Mittel verschaffen können, daß diese Mittel, sind sie auch nicht am Platz, doch nichts schaden können, und keinen Keim zu fernerm Kranksein legen, daß sie auch den widerstehlichsten Kranken, den zartesten Kindern ohne Elend leicht gebracht werden können und nicht schmerzhaft sind, so haben wir damit genug; wie ihr Herren Aerzte das Alles erklärt, geht uns nichts an, wenn's nur hilft. — Der älteren Heilkunst, zusammengesetzt aus mehreren Methoden, will und kann ich, der auch ihr viel zu danken hat, an ihrer Brauchbarkeit, an ihrem Werthe überhaupt nichts nehmen, auch ihr bleibe ihr Wirkungskreis und er wird ihr bleiben; aber wenn uns die neue Methode im Ganzen zu demselben Resultate führt, so bringt sie, die uns lehrt, mit dem geringsten Kraftaufwand die möglichst große Wirkung hervorzubringen, äußere Vortheile mit sich, welche jener großentheils abgehen. Nicht Alles wird sie gut machen, und schlechte Aerzte wird es immerdar geben; die beste Geseßgebung wird das nicht hindern können; aber was sie treiben, kann der Wissenschaft nie auf die schwarze Tafel geschrieben werden.

Meine Anträge gehen nun dahin:

1) Die Kammer möge der hohen Regierung den Wunsch zu erlauben geben, daß für theoretischen und praktischen Unterricht in dem homöopathischen Heilverfahren auf unsern Hochschulen gesorgt werde, und daß zu dem Hiezu erforderlichen Gutachten nur solche Aerzte, welche in dem allopathischen und in dem homöopathischen Heilverfahren gleich tüchtig bewandert sind, aufgeführt werden.

2) Die hohe Regierung möge keinem Arzte die Ausübung der homöopathischen Heilmethode gestatten, der nicht in ihr die geeignete Prüfung bestanden habe.

3) Die hohe Regierung möge durch die betreffenden Behörden Sorge tragen lassen, daß jedem zur Praxis Unbefugten auch die homöopathische Praxis strengstens untersagt und er im Betretungsfalle zur Rechenschaft gezogen werde.

Indem ich diesen die öffentliche Wohlfahrt betreffenden Gegenstand Ihrer Aufmerksamkeit und Prüfung anzuzeigentlichst empfehle, bemerke ich nur noch, daß diese Prüfung, den wissenschaftlichen Standpunkt der Seite lassend, in rechtlicher und staatswirthschaftlicher Hinsicht ganz frei sein kann, zu welchem Zwecke ich die Ehre habe, Ihnen einige Werke zu übergeben, welche, wenn Sie meinen Antrag unterstützen und in die Abtheilungen verweisen, wohl am besten der ernannten Commission übermacht werden.

Es sind folgende: Die Homöopathie in staatspolitisch-rechtlicher Hinsicht von Dr. Tittmann, königlich sächsischem Hof- und Justizrath und geheimeem Referendar, — einem bekannten Schriftsteller. — Die Homöopathie von dem Standpunkte des Rechts und der Medicinalpolitik, von Dr. Adreht, Advokat in Dresden. — Die homöopathische Heilkunst und ihr Verhältniß zum Staate von Dr. Grotz. — Ueber Maßregeln gegen die Ausübung der homöopathischen Heilverfahrens von Dr. Suntheim, Advokat in Gießen.

Wie ich Ihnen diese Schriften für den Gegenstand vorlege, so würde ich Ihnen ganz offen auch die gegen ihn vorgelegt haben; allein so viele rein ärztliche, von dem theoretischen Standpunkte aus verfaßte Gegenschriften erschienen sind, so wenig kenne ich eine, welche das Verhältniß der Homöopathie zum Staate von dem entgegengesetzten Standpunkte als jene vier Schriften darstellt hätte.

Zugleich bin ich beauftragt, Ihnen die Regierung und Ständen gewürdeten Verhandlungen über denselben Gegenstand in der Darmstädter zweiten Kammer zu überreichen, nebst den Vorträgen eines homöopathisch Geheilten je für die fünf Abtheilungen dieser hohen Kammer.

Gemeinhin Sie, meine Herren, den innigsten und herzlichsten Dank für die Geduld und die Aufmerksamkeit, die Sie meinem Vortrage zu widmen die Güte gehabt haben; ich empfehle Ihnen das Wohl des Volks und des Vaterlands, für welches Fürst, Regierung und Stände sich längst vereinigt haben.

Merk's Rede über Judenemancipation.

gehalten am 27. September 1833 in der zweiten badischen Kammer¹⁾.

V o r w o r t.

Der badischen zweiten Kammer waren im Jahre 1833 viele Petitionen überreicht, welche auf volle Gleichstellung der Befenner des jüdischen Glaubens mit den christlichen Staatsbürgern in allen politischen wie bürgerlichen Rechten antrugen. In der 68. öffentlichen Sitzung derselben Kammer erstattete der Abgeordnete von Rottel im Namen der Majorität der Commission, welche jene Petitionen geprüft hatte, Bericht; dieser schloß mit folgenden Worten: „Ihre Commission, meine Herren, wiederholt den Antrag auf die Tagesordnung unter d. r. ausdrücklichen Erklärung ihres, den Bestimmungen und Beschlüssen der Kammer von 1831 gemäßen, fortwährenden Wunsches, die Emancipation der Juden möglichst bald realisiert zu sehen, sowie ihrer Hoffnung, daß solches Ziel auf dem durch jene Beschlüsse angegebenen, wenn gleich bis jetzt von den Israeliten mißverstandenen oder abgelehnten Wege auf eine allseitig befriedigende Weise werde erreicht werden.“ Die angeordneten Beschlüsse der Kammer von 1831 aber waren folgende: 1) „Den Juden sollte jetzt schon eine vollständige Gleichstellung in Hinsicht ihrer politischen Rechte mit den Christen nicht zu Abzeln werden. 2) Die Regierung soll gebeten werden, eine Versammlung von Abgeordneten der Israeliten zu veranstalten, und dieser diejenigen Vorlagen zu machen, welche die Regierung selbst für zweckmäßig findet, um sofort die der weiteren Civilisation der Israeliten entgegenstehenden Hindernisse nach Thunlichkeit zu beseitigen. 3) Das neue Gesetz über die Bürgerannahme und jenes über die Gemeindevorfassung soll an dem bisherigen Rechtszustand der Israeliten nichts, weder zu ihrem Vortheil noch zu ihrem Nachtheil, ändern, sondern sie sollen in dem ungeschmälerten Besitz aller derjenigen Rechte verbleiben, die sie bisher in den einzelnen Gemeinden besaßen.“ Nachdem Rottel seinen Bericht beendet hatte, trug der Abgeordnete Herbel die Ansicht der Minorität in der Commission vor, welche beschloß, „die eingekommenen Petitionen dem Großherzoglichen Staatsministerium zu dem Ende zu überweisen, um ein angemessenes, durch die Zeit und Gerechtigkeit gebotenes Gesetz über die Emancipation der Juden auf sachgemäßem Wege vorzubereiten.“ Darauf begann die Debatte, welche der Abgeordnete Merk mit der angesetzten Rede eröffnete. Die Hauptredner der Kammer, wie Vell, Sander, Weidner, Vöcker, Kündeschen, Duttlinger, Acht, Höhrndach, zuletzt noch einmal die beiden Berichterstatter ließen ihre verschiedenen Ansichten über diese bedeutende Frage der modernen Civilisation vernahmen. Die Abstimmung ergab das Resultat, daß der Vorschlag der Minorität in der Petitionskommission von 35 gegen 18 Stimmen verworfen wurde. — Seitdem haben sich in späteren Kammeressionen, zuletzt 1842, dieselben Ansichten und Resultate über die Judenemancipation in Baden wiederholt, ein Zeichen, daß die Kammer sich in dieser Frage nicht über etwaige Vorurtheile ihrer Committenten zu erheben wußte.

Joseph Merk, geboren zu Donaueschingen am 21. Dec. 1780, studierte zu Freiburg die Rechte, war erst Sachwalter, seit 1831 Abgeordneter, seit 1834 Rath und geheimer Referendar im Justizministerium, auch Mitglied der Gesetzgebungscommission. Er hielt sich in den constitutionellen Kämpfen fern von jeder Parteilichkeit, und konnte deshalb wohl ohne Willen den Schein eines überlebenden

1) Siehe: Mittheilung politischer Mittheilungen n. f. w. II. I.

Baumgarten, der deutsche Netzer.

nen Moderantismus nicht vermeiden. Was seine Wirkksamkeit und Thätigkeit aber unter den bisweilen schwierigen Verhältnissen bestimmte, das war die Rücksicht auf die praktische Richtung und die Regelmäßigkeit der Ausführung. Ihm kam es immer zunächst darauf an, daß die Maßregeln der Kammer auch von Erfolgen begleitet werden möchten. Daher warf er sich häufig, wie dies schon früher bei der Motion Kottucks der Fall gewesen war, zum Vermittler zwischen den extremen Richtungen auf und sah nicht selten seine Anstrengungen von glücklichen Erfolgen gekrönt. Für die Kammer Sitzung von 1859 wurde er zum Regirungscommissar ernannt, was nothwendig auf seine Thätigkeit als Abgeordneter Einfluß ausüben mußte; doch wußte er auch in dieser doppelten Stellung, die eigentlich einen Widerspruch in sich enthielt, seine feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Rechtsentwicklung, welche je länger je mehr zu verschwinden drohte, zu bewahren, und sprach sich ohne Scheu und Rücksicht z. B. bei den Verhandlungen der Kammer über die Lage Hannovers aus, so daß man seine Veränderung seiner früheren Gesinnung an ihm bemerken konnte. Wenn ich vorzüglich ein juristischer Redner; seine Vorträge sind abgemessen, gedrungen und besonnen; sie wirken mehr auf den Verstand als auf die Phantasie, insofern sie sich von dramatischem Schmuck und leidenschaftlichem Ausdruck ganz fern halten. Die Schärfe seines Verstandes weiß aber jedem Gegenstande, mag er auch schon vielfeitig betrachtet und erörtert sein, immer noch neue Seiten und Ansichten abzugewinnen, so daß seine Reden in den Diskussionen der badischen Kammer eine wohlverdiente Beachtung finden mußten und ihnen der Beifall auch in den größeren Kreisen des deutschen Vaterlandes nicht fehlen konnte.

R e d e.

Als ich im Jahre 1851 dafür stimmte, daß zwar nicht sogleich und geradehin die Gleichstellung der Juraaliten ausgesprochen, sondern nur durchgreifende Vorbereitungen zur Erzielung derselben getroffen werden sollten, so dachte ich nicht daran, daß diesfalls gar nichts geschehen werde, zwar nicht in der Art, daß man von ihnen fordere, daß sie in Hinsicht der äußeren Gestaltung ihrer Religion und ihrer Ceremonialgesetze nachgeben, weil man dies nicht von ihnen verlangen kann, und von ihnen nicht zugegeben werde könnte, sondern nur in Beziehung auf die Modification gewisser Gebräuche und Gewohnheiten. Ich bedaure, daß deshalb nichts geschehen ist, sehe aber nun ein, daß mit den Einleitungsmaßregeln nicht gebient sein wird, sondern es besser ist, wenn sich die Kammer geradehin für die Gleichstellung ausspricht. Ich glaube nämlich, daß dies nach der Idee des in seiner Einheit bestehenden Staats eine Staatspflicht sei, und daß in Beziehung auf dasjenige, was in andern Staaten geschieht, die Ehre von Baden es um so mehr fordere, einen entscheidenden Schritt dafür zu thun, als Baden sonst in diesem Theil der Befolgung andern Staaten sogar vorgeschritten ist. Man sage nicht, daß die Juraaliten der Regierung nicht entgegengekommen seien, und daß sie unterlassen hätten, eine Neigung zu zeigen, sich unsern bestehenden Einrichtungen zu assimiliren. Wäre dieses aber auch nicht geschehen, so glaube ich, daß man ihnen deshalb mit Rechte keinen Vorwurf machen kann. Der Impuls zur Verbesserung ihres Zustandes muß meiner Ueberzeugung nach von uns ausgehen, und es ist, psychologisch betrachtet, eine verfehlte Forderung, daß sie sich zuerst assimiliren sollten. Vielmehr glaube ich, daß der andere Weg naturgemäßer sei. Der Unterdrückte ist nicht gerade in der Lage, sich selbst emancipiren zu können, sondern man muß ihm dazu helfen, und so lange der Juraalit keine Gewissheit hat, daß er bei richtiger Bildung auch deren Nutzen haben werde, so lange er fürchten muß, ungerachtet die für erreichten Ausbildung doch von der Ausübung der allgemeinen öffentlichen Rechte zum Theil ausgeschlossen zu bleiben, kann er auch kein besonderes In-

verstehe daran haben; erst wenn er dessen gewiß ist und die Bahn sich freigegeben
sieht, wird er auch in einem freieren Aufschwung das höhere Ziel des Staats-
bürgerthums zu erstreben sich bemühen. Meiner Ueberzeugung nach bleibt also
nichts übrig, als die Israeliten in die Masse der deutschen Bevölkerung mit
gleichen Rechten hinein zu werfen, damit sie, vom Strome fortgerissen, gleich
den in einem Flussbett hinrollenden Kieseln sich abrunden und dem Vordringen
den sich anfügen. Richtet man den Blick auf diejenigen Länder, wo diese Gleich-
stellung schon erreicht ist, so zeigt sich keinesweges die Gefahr, die man sonst dar-
von fürchtet, und es sind die Folgen keinesweges eingetreten, mit denen Einer
den Andern zu erschrecken sucht. Es war auch nicht diese Befürchtung, die in Eng-
land kurzlich die Bill über die Emancipation scheitern machte, sondern es waren
die Grundzüge der Tories, die beharrlich darauf ausgehen, in dieser Zeit nichts
an dem Alten zu ändern, und auch darum, weil in England kein positives Ge-
setz den Verboten in der Ausübung der allgemeinen Rechte hindert, sondern die
Uebung in vielfacher Beziehung nur deswegen nicht stattfindet, weil dieselbe dort
an die Erfüllung eines besondern Eides gebunden ist, der so werthlich genommen
wird, daß die Israeliten ihm vermöge ihrer Religion nicht leisten können. Weil
und sollte wohl die Befürchtung eines so großen Nachtheils nicht vorherrschen,
weil die Israeliten hier in dem Genuß der meisten bürgerlichen Rechte, denen
derselben stehen, die sich auf den Verstand beziehen, und weil sich dieser Ge-
nuß in unserem Staatsrecht am frühesten in Deutschland gegründet findet,
müßte mit auch schon in dieser Beziehung gar nicht zuzurückbleiben sollten.
Schon das erste Constitutionsgesetz hat in dem §. 11 den Hauptgrundsatz in ih-
rer Emancipation gelegt, indem nach dessen Hauptprincip keine Religion im
Staate in dem Sinne herrschend sein kann, daß die Mitglieder irgend einer Reli-
gion von der Theilnahme an dem Ausfluß der allgemeinen staatsrechtlichen Vor-
theile ausgeschlossen seien. Der zweite Hauptpfeiler, worauf die Forderung auf
Gleichstellung beruht, ist der aus der natürlichen Billigkeit in das Staatsrecht
übergegangene Satz, daß derjenige, der gleiche Lasten zu tragen hat, auch den
Nutzgenß an den gleichen entsprechenden Rechten haben sollte. Eine andere
und entgegengesetzte Folgerung aus der nämlichen Grundlage wurde durch das
Rechtsprincip vertrieben, und man konnte eine solche Forderung nicht durch das
Vorgeben beschwichtigen, daß religiöse Sitten und Gewohnheiten es hindern,
diese Rechte gehörig und im Einklang mit unsern Einrichtungen zu üben. Denn
wenn die Israeliten diese Sitten und Gewohnheiten nicht hindern, alle Ver-
pflichtungen gegen den Staat zu leisten, wenn dieser keine Bedenkenheiten bei
der Annahme solcher Leistungen findet, so sehe ich nicht ein, welche Bedentlich-
keit in der Verfassung der Ausübung der diesen Verpflichtungen entsprechenden
Rechte liegen soll. Es ist meiner Ueberzeugung nach eine etwas schwere Unter-
scheidung gegen die Israeliten hinsichtlich der Forderung zur Erfüllung ihrer Ver-
pflichtungen und hinsichtlich der Beschränkung der Ausübung ihrer Rechte ge-
macht, wenn ich keinesweges irgend eine Consequenz finden kann, und sie hat
auch für sich eigentlich keinen Grund. Denn betrachtet man diejenigen Israe-
liten, die in ihrer Bildung fortgeschritten sind, so findet man nicht, daß ihre
Religion und Sitten hierin ein besonderes Hinderniß sind. Der jüdische Arzt
wird auch am Sabbath seine Kranken besuchen, und der Advokat seine Pro-
zesse führen. Es ist auch insbesondere nicht zu läugnen, daß der Widerspruch
gegen die Gleichstellung der Juden einen Stillstand in dem Gang der Civiliza-
tion bewirken würde, der mit dem großartigen Aufschwung, den unsere Vorseh-
ung hinsichtlich der Einführung der Rechtsgleichheit und der Ausgleichung der
verschiedenartigen Interessen der bürgerlichen Gesellschaft genommen hat, in einem
sonderbaren Contrast steht; man findet, daß das, was man für diese Endzwecke
früher noch anfuhrte, daß nämlich die Staatslosigkeit es zur Zeit noch fordere, diese

Kluft nicht auszufüllen, nicht genüge. Es ist nicht so gerade das materielle Uebel, befinden in der gegenwärtigen Lage der Israeliten, und andererseits die Besorgniß der christlichen Bevölkerung in Beziehung auf die ihr durch die Gleichstellung zugehenden Nachtheile, die bei der Frage über die sogenannte Emancipation hier entscheidend wäre, sondern es ist das Unrecht, wodurch sie von dem entfernt gehalten werden, was doch allgemeinen Rechtsens ist, daß sie Lasten tragen und ihnen zum Theil die Rechte genommen bleiben sollen — ein Unrecht, das wenigstens die Staatspolitik nicht beschönigen kann, weil die Gründe, die für die Hinhaltung sprechen, diejenigen Gründe, die nach Recht und Vernunft und dem Geiste der Verfassung die Emancipation anrathen, nicht überwiegen. Sie überwiegen sie besonders nicht, wenn man nach der Natur der Menschen voraussetzt, daß solche Mißstände, wie sie allerdings da sind, und wie sie dem Judenthum seit Jahrhunderten anhaften, nicht in einer Generation untergehen können, daß sie sich überhaupt nicht eher heben werden, als bis die Entfestigung geschehen ist; denn gerade dasjenige, was ihnen noch fehlt, ist von der Art, daß darin der meiste Antrieß zu ihrer Vervollkommnung und zur Abstreifung dessen liegt, was in ihren Formen und Gewohnheiten ihrer Emancipation entgegensteht, und zur Anpassung an unsere Civilisation. Sie können ohne eine solche Ausbildung nicht zur Uebung dieser Rechte kommen, und zum Behufe dieser Ausbildung ist es eben so notwendig, daß sie dasjenige ablegen, was ihnen so sehr entgegensteht, kurz, daß eine gewisse Charakterveränderung mit ihnen vergeht. Es kann deshalb auch nicht recht die Rede von einem so oft gehöreten successiven Uebergang, einer successiven Gleichstellung die Rede sein, weil sie ja die meisten Rechte schon haben, und dasjenige, was noch übrig ist, gerade der Antrieß zu ihrer Vervollkommnung sein, also voraussetzen muß.

Ich weiß zwar wohl, daß die Meinung, es sollten die Israeliten jetzt schon, also vor der Gleichstellung, so beschaffen sein, ziemlich verbreitet ist, allein es ist deshalb nicht minder widersinnig, und darum ist auch von einer Seite ausgesprochen worden, daß der Widerspruch gegen ihre Emancipation in einer gewissen christlichen Popularität zu liegen scheint. Ich glaube auch, daß Viele, die dagegen sind, dieses für popular halten, allein ich möchte auf diese Popularität das Beiwort „christlich“ nicht anwenden; denn man kann es sich nicht verhehlen, daß nicht wegen der Religiosität, nicht wegen der Besorgniß eines Eintrags in das Christenthum selbst viele Stimmen im Volke gegen die Emancipation sind, sondern wegen der Besorgniß, daß bei einer Gleichstellung die Thätigkeit der Christen noch überflügelt werde, und wegen der Besorgniß, daß bei einer Zulassung zum Staatsdienste theils ihre Gewandtheit, theils die von Vielen vorausgesetzte geringere Scheu in Anwendung unerlaubter Mittel die Christen verdrängen werde. Das ist es, was besonders im Volke den Widerstand gegen die Emancipation erhält. Es ist also eigentlich bei dem Lichte betrachtet das Mißtrauen in unsere eigenen Kräfte und sogar die Voraussetzung unsrer eigenen Schwäche und Zugänglichkeit, weshalb wir die Schranke gegen sie nicht niederreißen wollen. Es wäre aber eines Geseßgebers unwürdig, von der Unterstellung eines solchen moralischen selbst verschuldeten Unterliegens bei einem Akte der Gleichstellung auszugehen, und letzteren deshalb nicht ergehen lassen zu wollen.

Die Geseßgebung steht höher; es ist ihre Aufgabe, die öffentliche Meinung zu berichtigen und die Vorurtheile zu vernichten. Es ist nämlich offenbar, daß bei der Gleichstellung der Israeliten noch manches Vorurtheil im Spiele sei. Die Nachtheile und schlimmen Folgen, die durch sie eintreten sollen, werden schon seit langer Zeit nachgezählt und zum Theil schrecklich hingestellt, obgleich in den Ländern, wo die Emancipation besteht, von allem dem nichts zu erblicken ist. Ueberhaupt sieht man wohl, daß der Widerspruch gegen ihre Gleichstellung sich weniger auf die Sache als auf die Persönlichkeit bezieht, welche Persönlichkeit

aber in der Gleichstellung untergehen muß. Nur darf man nicht fordern, daß dieses sogleich geschehe. Es wird gewiß geschehen, aber es werden Generationen dazu notwendig sein.

Man hat vor fünfzig Jahren, als man die Israeliten etwas menschlich zu behandeln begann, als man ihnen gewisse Rechte gab, dasselbe Geschick erlitten, und gleichwie man sich jetzt darüber wundert, so wird man sich in fünfzig Jahren darüber wundern, daß heut zu Tage noch von Vielen ein so heftiger Widerspruch gegen diese Gleichstellung erhoben wird. Man richte die Blicke auf die junge Generation der Israeliten, besonders in den Städten, man betrachte die Art ihrer Erziehung und den Grad ihrer Ausbildung, so wird man doch finden, daß diese Zeit der Reife nahe sei. Schon das große Interesse, daß sie an dieser Frage überall nehmen, und die aus ihrer Mitte erklehnnten Verteidigungsschreien voll Scharfsinn und Verehrlichkeit, freilich auch mit dem Ausdruck eines gewissen bitteren Gefühls, das aber nach meiner Ansicht etwas verzeihlich ist, beweisen doch hinreichend ihre Ausbildungsfähigkeit. Man muß bei solchen Betrachtungen nicht hinunterseilen und den niedersten Theil des Volks betrachten; denn wenn wir unsrer Civilisation auch nach dem unteren Theil des Volks bemessen würden, so könnte man auch manches dagegen zu erinnern haben.

Auch die Einwendungen, die man dagegen in dem Berichte der Mehrheit der Commission macht, haben auf mich keinen besondern Eindruck geäußert; denn der Einwand, daß hier eine Verfassungsabänderung höchst bedentlich sei, wird verschwinden, weil es gewiß weniger auf eine Abänderung der Verfassung, als auf eine Erläuterung derselben ankommen wird, indem der §. 9 derselben, der festsetzt, daß die Mitglieder der drei christlich-n. Confessionen Ansprüche auf alle Militär- und Civilstellen haben sollen, andere noch nicht positiv ausschließt, und der §. 37 bedarf nur einer in der früheren Gesetzgebung und dem Geist der Verfassung liegenden erläuternden Ausdehnung. Noch viel weniger ist mir der Einwand klar, daß nicht die Zeit dazu vorhanden sei. Gerade jetzt ist die Zeit, einen Theil der Bevölkerung von 18,000 Seelen für das constitutionelle System zu gewinnen zu suchen, zu welchem sie, weil sie zurückgestoßen worden, keine besondere Liebe gewinnen können.

Es ist überhaupt die Zeit, daß alle Staatsangehörigen sich in ein großes Bürgerthum consolidiren, um mit vereinter Kraft für die Erhaltung der Verfassung zu wirken. Ich bin also entschieden für die Gleichstellung der Juden, etwa in dem Sinne, wie das hessische Gesetz solche ausspricht, wobei es denn darauf ankommen wird, ob, wenn wir die Vorlage eines Gesetzes erhalten, für eine gewisse Uebergangsperiode einige Vorkehrungsmaßregeln zu treffen sein möchten, worüber sich aber hier auszusprechen nicht der Ort sein wird. — Meine Herren, ich glaube, daß es in dieser Sache nichts mehr taugt zu zögern und zu temporisiren, daß in Vergleichung dessen, was in fast allen andern constitutionellen Staaten geschehen ist, dieses Zögern uns in eine sonderbare Stellung bringt, daß man es in Vergleichung mit den Grundgesetzen, die aus dem Vernunftrechte, aus dem Repräsentativsystem, aus den constitutionellen Staatseinrichtungen hier schon entwickelt worden sind, unerklärbar finden würde, diesen Stillstand zu behaupten. Ein Beschluß auf die Tagesordnung würde für diejenigen in Deutschland, welche die Harmonie der Gerechtigkeit lieben, als Dissonanz tönen. Ich stimme für den Antrag der Minorität.

Ueber Pressfreiheit.

Rede des badischen Abgeordneten von Liebenstein als Berichterstatters über den Antrag des Abgeordneten Winter von Heidelberg auf Herstellung der Freiheit der Presse.

Gehalten im Jahr 1819.

Vorrede.

Dieser ausgezeichnete Vortrag ist in der zweiten Kammer des ersten badischen Landtags gehalten, welcher, als der wirkliche Lebensanfang der badischen Verfassung am 22. April 1819 unter der innigsten Theilnahme des Volks eröffnet, aber schon am 28. Juli bis in die erste Hälfte des nächsten Jahres vertagt wurde. Die Ausführlichkeit dieser Rede, welche den Inhalt eines Commissionsberichts umfaßt, findet ihre volle Berechtigung in der tiefen Begründung des Gegenstandes. Ueber den Redner und seine Bedeutung während des ersten Landtages äußert sich Kottke im Staatserzelen (Bd. 2. S. 111) folgendermaßen: „Die Regierung hatte sich der Erörung der Wahlfreiheit enthalten, und es traten daher echte Volksworte, lauter Organe der Volksmeinung, in den ständischen Saal. Unter ihnen war ohne Widerspruch der ausgezeichnete der Freiheit von Liebenstein (nicht Grundherr, und daher Mitglied der zweiten Kammer), ein Mann voll Feuerkraft für die Freiheit und durch sein anerkannt überlegenes Talent geeignet zur Uebernahme der Anführerrolle, die ihm vertrauensvoll und eifersüchtigste Aufsicht überlassen ward. Von ihm ganz vorzüglich ging der Impuls aus zur Erörterung einer thätigsten schnellen Vervollständigung und Bekräftigung der Verfassung mittelst eines energisch ausgesprochenen Verlangens nach demjenigen Gesetzgebungs- und Verwaltungssystem, welche theils als Ergänzung und Fortbildung, theils als Gewährleistung der constitutionellen Rechte kostbar schienen. Daß er wurde von Seiten der näheren Freunde aber Liebensteins fast gleichzeitig eine Menge dahin zielender Motionen auf die Tafel des Hauses niedergelegt, gehend namentlich auf die gesetzliche Regulierung der Ministerverantwortlichkeit, auf Trennung der Justiz von der Administration und Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Rechtsachen, auf Einführung von Schwurgerichten, auf Abschaffung der Landes- und Herrenhöfen, auf Verbesserung des Staatsdienerechts, auf einzulegenden Rechenschaft gegen ein erst am Vorabend der Landtagseröffnung publiziertes, für die staatsbürgerlichen Gleichheitsansprüche vielfach kränkelnd lautendes Adelsprivileg, auf eine die Pressfreiheit verwirklichendes Pressgesetz, auf Herstellung einer deutschen Handelsfreiheit, auf Milderung der Jagdherrenrechte u. s. w., endlich, welche Motionen von Liebenstein sich selbst vorbehalt — auf Verwandlung der Natural- in eine zu fixierende, doch ablösliche, ihrem bisherigen Kleinvertrage gleichkommende Grundabgabe. Alle diese Anträge wurden von der Kammer beifällig, viele mit Enthusiasmus, aufgenommen; mehrere gaben durch die darüber zu erstattenden Berichte und die Diskussion derselben den wohlverdienten Anlaß zu der edelsten und kräftigsten Sinnerklärung der Deputierten und zu einem derselben entsprechenden Aufschwung des öffentlichen Geistes im Volke. Unter den bemerkten Vorträgen haben ganz vorzugsweise das allgemeine Interesse in Anspruch genommen eine Rede Liebensteins über die Handelsfreiheit (merkwürdig zumal durch eine scharfe Kritik der bisherigen Verbindungen des Bundestages), sodann desselben Bericht über die von dem wackern Abgeordneten Winter von Heidelberg erhobene, die Verwirklichung der Pressfreiheit verlangende Motion (eine wahrhaft klassische Rede über den an Wichtigkeit alle andern übertreffenden Gegenstand), und der von dem

Abgeordneten Winter von Karlsruhe (später Minister des Innern) erstattete vortheilhafte Berichte über das Abgeordnete, welcher bei den Ständen- und Grundherren und den Besitzern eben so viel Born erregte als Freude im Volke und Volksruf in der Nation.

Liebenstein war in der Zeit bis zum zweiten Landtage (1822 bis 23) als geheimes Referendär in das Ministerium des Innern berufen (früher war er Oberamtmann zu Karlsruhe gewesen) und hatte das Amt der Regierung des Jahres 1822 erhalten. In der schwierigen Stellung eines Volksabgeordneten, der zugleich Regierungskommissär auf dem zweiten Landtage war, hat Liebenstein seine Thätigkeit in einzelnen Fällen vergeblich auf, um die Kammer zur Nachgiebigkeit gegen die ministeriellen Massregeln, besonders in Angelegenheiten des Militärbudgets, zu bestimmen. Hier trat ihm ein neuer Führer der Opposition, von Hoffmann, im Verein mit andern staatsrechtlichen Volksvertretern gegenüber. Doch trug Liebenstein das Seinige bei, um eine liberale Gemeindeordnung herzustellen, sowie die Öffentlichkeit der Verhandlungen bei verfaßten Anträgen der Minister durchzusetzen. Er starb schon ein Jahr darauf, 1824. — Die von ihm verfaßten Schriften sind: Ueber die neue Preussische und Landwehr, Karlsruhe, 1817. — Der Krieg Napoleons gegen Rußland in den Jahren 1812 und 13. 2 Bde. Frankfurt, 1819.

Meine Herren!

Die Freiheit der Presse, oder mit andern Worten, die volle Freiheit der Gedankenaussprechung durch Rede und Schrift und Bildung, ist eine der großen politischen Fragen, die seit dreißig Jahren die ganze gesittete Welt beschäftigt und bewegen, an deren befriedigende Lösung die höchsten Interessen der jetzt lebenden und der kommenden Geschlechter geknüpft sind. Alle civilisirten Völker unserer Welttheile ringen nach gesetzlicher, verfassungsmäßiger Freiheit, und alle denkende Köpfe unter diesen Völkern haben es längst erkannt, daß ohne volle Freiheit der Gedankenaussprechung jede andere Freiheit trügerisch und vergänglich sei.

In dieser erlesenen Versammlung, berufen zum Schutz und zur Pflege unserer jungen Freiheit, zur Erhaltung und weitem Ausbildung unserer uns allen theuren Verfassung konnte kein heilsamerer, besser überdachter Vorschlag gemacht werden als der, Sr. königlichen Hoheit den Großherzog um den Entwurf eines Gesetzes zu bitten, wodurch die Presse in unserm Staate von den Fesseln, die sie noch trägt, entlastet und ihrer natürlichen Freiheit wieder gegeben werden soll.

Indem ich dem ehrenvollen Auftrag erfülle, Ihnen, meine Herren, über diesen hochwichtigen Antrag im Namen Ihrer Commission Bericht zu erstatten, bin ich mir bewußt, daß ich zu einer Versammlung von Volksvertretern spreche. Ich darf voraussetzen, daß der große Gegenstand Ihnen in keiner seiner weitumfassenden Beziehungen fremd sei; ich darf annehmen, daß Sie alle von seiner hohen Bedeutung auf das Lebendige durchdrungen sind. Ich werde sie daher nicht ermüden mit der Aufzählung der vielfachen Vortheile, welche die freie Presse jedem Staate gewährt, der ihrem segensreichen Wirken die freie Laufbahn nicht eigenmächtig verschließt. Ich werde Ihnen nicht schildern, wie die Befreiung der freien Rede jedes Talent erweckt und stärkt, wie sie die Herzen aller Classen des Staats mit lebendiger Theilnahme an seinem Gedeihen durchdringt, wie sie den Schatz der edelsten Kräfte in tausend und aber tausend Auswärtigen dem Mittelpunkt des Staatskörpers zuführt, und von da aus den ganzen Organismus des Volksthebens mit neuer Wärme durchdringt und zu erhöhter Thätigkeit emporhebt. Ich will Ihnen nicht aus einander legen, wie die offene Rede mit ihrer Adel alle finstern Vorgänge der mächtigen Wirklichkeit erhellt, wie sie jeden Mißbrauch der Gewalt vor ihr unerträgliches Gesicht stellt, und so:

den tief in der Menschenbrust ruhenden Trieb der unumschränkten Herrschaft bläht und jügel. Wenn die Sonne am hellen Himmel glänzt, bedarf es keines Beweises, daß es Tag sei, außer für die Blinden. Und die Blinden sehen das schöne freundliche Tageslicht doch nicht.

Ich will auch nicht versuchen, Ihnen, meine Herren, in ihren Wirkungen eine Anstalt zu schildern, die sie alle kennen, eine Anstalt, die, wo nicht ihrer ersten Entstehung, doch ihrer vollendeten systematischen Ausübung einer Zeit verdankt, die in ihrem düsteren Uebermuth sich herausnahm, alles Bevormunden zu wollen, selbst den freien Geist des Menschen, eine Anstalt, zu deren eifriger Anpreisung gutmüthige, ängstlich besorgte Beschränktheit, politische Gespensterfurcht und menschliche Verfinsterungslust den unnatürlichen Bund geschlossen haben. Ich will Sie, meine Herren, nicht aufs Neue zu einer Betrachtung leiten, die Sie zuverläßig längst angestellt haben, wie nämlich die Regierungen, in dem sie es unternehmen, durch die Anstalt der Censur jedem sogenannten Mißbrauch der Presse zuvorkommend zu begegnen, die fast eben so umfassende und schwere als seltene Last der Verantwortlichkeit für jedes Wort, das in dem Reich ihrer Herrschaft gedruckt wird, auf sich laden, eine Verantwortlichkeit, die, mit Consequenz und Strenge grübt, beinahe jede Aeußerung des Gedankens erschüttern, und das mächtige Werkzeug zur Bildung des menschlichen Geistes, die Presse, zum gänzlichen Stillstand bringen muß, oder, mit Nachsicht und Schonung gehandhabt, jede Regierung, zumal die der kleinen Staaten, in tägliche, oft abentheuerliche Verlegenheiten verwickeln kann.

Alles dies sind Wahrheiten, die heute keinem gebildeten Europäer mehr fremd sind. Es ist eines der politischen Axiome geworden, die in unsern Tagen keinen weiteren Beweis mehr bedürfen, daß in repräsentativen Staaten die Presse frei sein, und die Aeußerung des Gedankens durch Schrift und Bild keiner vorhergehenden Censur, die jedem möglichen Mißbrauch in Polizeiwegen zuvorkommend abzuwehren will, mehr unterworfen sein soll. Die Völker des westlichen und mittleren Europa's sind zu ihrer politischen Mündigkeit gelangt. Das Ansehen der allgemeinen Bevormundung, das auf niederen Stufen ihrer Entwicklung ihnen vielleicht heilsam gewesen sein mag, paßt nicht mehr für den Zustand ihrer jetzigen Reife.

Wenn wir einmal über die Grundansicht einig sind, daß die Freiheit der Presse ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandtheil einer jeden repräsentativen Verfassung sei, so entsteht für uns die Frage:

Warum ist uns der Genuß dieses unschätzbaren Gutes noch vorenthalten? Sind Hindernisse vorhanden, welche die Herstellung der natürlichen Freiheit der Presse in unserm Staate dermalen noch oder für immer unmöglich machen? Liegt ein solches Hinderniß etwa in den Bestimmungen unserer Verfassungsurkunde, deren 17. Artikel sagt: „Die Pressefreiheit wird nach den künftigen Bestimmungen der Bundesversammlung gehandhabt werden.“

Ihre Commission ist nicht dieser Meinung. Die Bundesakte sagt den deutschen Völkern den Genuß der Pressfreiheit zu, unsere Verfassung hat sie dem Volk bestimmt. Nur in Hinsicht der gesetzlichen Normen für die Ausübung des zugesandenen Rechtes soll der Beschluß der hohen Bundesversammlung abgemacht werden. Wann aber dieser Beschluß zu Stande kommen wird, läßt sich nicht mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit vorhersehen.

Es können noch Jahre verstreichen, ehe er in die Wirklichkeit tritt. Unterdessen mahnt und drängt aber die Zeit. Wir haben eine repräsentative Verfassung. Sie soll besetzt, ausgebildet werden. Dazu ist aber die Freiheit un-

seer Presse unerlässlich. Nichts scheint vorhanden zu sein, was hinderte, daß wie nicht in Beziehung auf unser einzelnes Land den Beschlüssen, welche die hohe Bundesversammlung für ganz Deutschland fassen will, voranzutreiben und auf constitutionellem Wege ein unsern besondern Bedürfnissen entsprechendes Gesetz über den Gebrauch der Presse errichten dürften. Daß die einzelnen Staaten des Bundes durch die Bundesakte und deren Wächter und Vollzieher, die Bundesversammlung, an einer solchen legislativischen Maßregel auf keine Weise verhindert sind, zeigt das Beispiel Württembergs. Denn schon am 30. Januar 1817 hat Sr. Majestät der jetzt regierende König seinem Staate ein umfassendes Gesetz über den Gebrauch der Presse gegeben, und es ist uns nicht bekannt, daß dem Vollzug desselben von Seiten der hohen Bundesversammlung die mindeste Schwierigkeit entgegengelegt worden wäre. Wir könnten, wenn es den drei Faktoren unserer gesegneten Gewalt so gut dünkte, festsetzen, daß unser Gesetz nur provisorisch gelten sollte, bis die hohe Bundesversammlung mit dem ihrigen für den gesammten Bund zum Schluß gekommen wäre. Nichts scheint aber auch zu verhindern, daß wir den Grad von Freiheit, welchen das künftige Bundesgesetz der Presse gewähren wird, als ein Minimum von Rechten betrachteten, daß wir femer, falls das Bundesgesetz das unsrige an freisinnigen Bestimmungen überbieten würde, mit unsern Einrichtungen uns an die für den gesammten Bund gültigen angeschlossen, im andern Falle aber unser höheres Loos von Freiheit für uns bewahrten. Oder liegt ein Hinderniß einer zeit- und vernunftgemäßen Freiheit der Presse etwa in der Rücksicht auf möglichen Mißbrauch oder Tadel auswärtiger Regierungen?

Die Bundesakte spricht die Unabhängigkeit des Bundes im Ganzen und der einzelnen Staaten im Besondern feierlich aus. Die Völker Deutschlands freuen sich des Glaubens an das wirkliche Dasein dieser Unabhängigkeit. Sie finden darin einen Trost für manche verheilte Hoffnung. Es ist für die Regierungen von dem allerhöchsten Interesse, daß dieser Glaube nicht erschüttert oder geschwächt werde.

Oder liegt es endlich in der Natur eines kleinen Staats, daß das Volk in demselben des Genusses der Pressfreiheit nicht theilhaftig werden könne? Die Regierungen, deren Aufgabe ist, den kleinen Staaten die Anhänglichkeit, Liebe und Treue der Völker zu erhalten und zu befestigen, können dieses Argument nicht gebrauchen. Was müßte man von Staaten denken, deren eigene Regierungen zugestanden, daß sie unfähig seien, ihren Völkern den Genuß eines Rechtes zu sichern, das auf der jetzigen Stufe ihrer Entwicklung den Völkern schlechthin unentbehrlich ist?

Wenn es Staaten gibt, in denen die Freiheit der Presse von der Nothwendigkeit bringender geboten ist als in andern, so sind es gerade die kleineren. Denn wo die Presse beschränkt ist, muß Censur sein. Die Censur legt jeder Regierung die Bürde der Verantwortlichkeit auf für alles, was in dem Kreis ihrer Wirksamkeit gedruckt wird. Sind aber die Regierungen nicht, je kleiner sie sind, desto unfähiger, diese Verantwortlichkeit dem mächtigen Ausland gegenüber zu tragen? Und wenn Regierungen kleiner Staaten die Censur mit steter angestlicher Rücksicht auf die Verantwortlichkeit gegen das Ausland handhaben wollen, muß dann nicht in solchen Ländern die Presse in einen Elend und Verachtung einfließenden Grad von Nichtigkeit und Ansehnlichkeit versinken?

Welches Verbrechen kann übrigens an sich vergeblicher, seltsamer und kindischer sein als das der Censur in manchen kleinen Staaten: mit dem höchsten Grade von Wachsamkeit und Sorgfalt, mit der angestrengtesten Thätigkeit, mit einer Wichtigkeit und einem Ernst, die jeden Augenblick das Weib, selbst das Dasein des Staates auf der Spitze sehen, verhindern zu wollen, daß eine Zeitschrift oder ein Zeitungsartikel nicht gedruckt werde, deren Druck der Verfasser jedwemal, wenn ihm daran gelegen ist, ohne die mindeste Schwierigkeit inner-

nach 24 Stunden in dem überall nahen Auslande bewirken kann? Wenn es somit nicht dem mindesten Zweifel unterliegen kann, ob die gesetzgebende Gewalt in Baden, nämlich Se. königliche Hoheit der Großherzog und seine getreuen Stände, berechtigt sei, den künftigen Beschlüssen der hohen Bundesversammlung voranschreitend, ein umfassendes Gesetz über den Gebrauch der Presse aufzustellen, so gelangen wir nun zu der weiteren Frage: Wie ist dieses Gesetz einzurichten? War der bisherige Gang dieser Untersuchungen an der leitenden Hand der Vernunft leicht und sicher, so wird er von nun an **höchst schwierig**. So wenig bei der Frage: Ob! einem gebildeten Menschen, der das Licht des 19. Jahrhunderts nicht hartnäckig von sich stößt — Zweifel entstehen können, so schwer zu beantworten und so verschiedenartiger Entscheidung fähig ist die Frage: Wie! Alle Denker und Schriftsteller, welche diesem höchst interessanten Zweige der Gesetzgebung ihre Forschungen gewidmet haben, sind einverstanden damit, daß es eine der aller schwierigsten Aufgaben für die gesetzgebende Weisheit sei, ein vollkommen gutes, jeder vernünftigen Forderung entsprechendes Gesetz über den Gebrauch der Presse zu gründen. Die Gesetzgebungen aller Völker, bei denen der Grundsatz der Freiheit über die Annahme der Willkür gestiftet hat, sind mehr oder weniger verschieden, und alle sind mehr oder weniger mangelhaft.

Wie leicht ist es unserm Jahrhundert noch nicht beschieden und erst einem späteren vorbehalten, gestützt auf die vielfachen Versuche des unstigen, aufgeliärt und belehrt durch unsre Mißgriffe und Erfahrungen, ein in allen seinen Theilen gutes, jedem gerechten Anspruch genügendes Gesetz über den Gebrauch der Presse hervorzuheben. Die Schwierigkeit ist zwar nur eine einzige, aber sie ist von der größten Wichtigkeit und von dem eingreifendsten Einfluß auf das Ganze des Gesetzes und seine einzelnen Theile. Es ist nämlich die Schwierigkeit, die Grenzlinie zu bestimmen, an der die Befugniß der freien Gedankenaussprechung aufhört und jeder weitere Schritt als Eingriff in die Sphäre eines gegenüberstehenden Rechts der Staatsgewalt des Staates anheimfällt, der vorhanden ist, um alle Rechte zu schützen.

Wie konnten vielleicht, meine Herren, diese Schwierigkeit behutsam umgehen, wenn wir uns darauf beschränken wollten, Se. königliche Hoheit den Großherzog im Allgemeinen um die Vorlegung eines Gesetzentwurfes über die Freiheit der Presse zu bitten, ohne dabei in die Erörterung der Frage einzugehen, was das Gesetz enthalten sollte? Damit hätten wir aber unsre Aufgabe nur zum geringsten Theile gelöst. Wir sind es unserer Stellung dem Throne gegenüber schuldig, auszusprechen, was nach unsrer Ansicht das Gesetz enthalten soll. Wir sind es dem künftigen Gesetze selbst schuldig, unsre Ansicht über seinen notwendigen Inhalt schon jetzt festzustellen; denn es kann für die Abfassung des Gesetzentwurfes nicht anders als von den heilsamsten Folgen sein, wenn schon zuvor durch den Austausch der Ideen und den Kampf der Meinungen der große Gegenstand von allen Seiten beleuchtet und für das künftige Gebäude feste Grundlagen gewonnen werden.

Wenn ich e. aber unternehme, vor Ihnen, meine Herren, darzulegen, was nach der Ansicht Ihrer Commission der Inhalt unsers künftigen Pressgesetzes sein sollte, so dürfen Sie weder erwarten noch fürchten, daß ich Sie mit den Resultaten alles dessen bekannt zu machen suchen werde, was für die Freiheit der Presse in anderen Ländern auf legislativischem Wege versucht, auf theoretischem gedacht und geschrieben worden ist. Ein solches Vorhaben würde noch weit über die Grenzen hinausführen, welche die Natur der Dinge meiner gegenwärtigen Rede jezt, und die ich nicht zu überschreiten drucke.

Ich werde daher genöthigt sein, auf alle historischen Untersuchungen zu verzichten, und mich lediglich darauf beschränken, von einem festen Grundfaze

ausgehend und den Standpunkt legislativischer Weisheit unverrückt im Auge behaltend, die Hauptansichten festzustellen und den Grund zu dem künftigen Gebäude zu ebenen und abzukleben.

Jeder Mensch hat die natürliche Befugniß der freien Rede. Da die Buchstabenchrift und die diktende Kunst nur Mittel sind, das Gedachte oder Gesagte Andern anschaulich zu machen, oder ihm bestimmte Form und Dauer zu geben, so folgt aus der Befugniß der freien Rede von selbst die Befugniß der freien Darstellung des Gedachten in Schrift und Bild. Aus der Freiheit des Schreibens und Willens folgt aber wieder die Freiheit im Gebrauch des Papiers, des Glasstichs, der Steinplatten u. s. w., weil alle diese Dinge nur Werkzeuge sind, die der menschliche Scharfsinn zur Vervielfältigung des Geschriebenen oder Gezeichneten erfunden hat. Denkt man sich den Menschen in einer stillen Verbindung mit andern Menschen zur Erreichung bestimmter Zwecke, oder mit andern Worten, um dem Ziel ohne Umhüweil näher zu rücken, denkt man sich den Menschen im Staate, so werden seine Befugnisse zu Rechten. Jedem Rechte der Staatsgenossen tritt aber eine Pflicht an die Seite, nämlich die Pflicht, durch den Gebrauch des eignen Rechtes nicht die Rechtssphäre anderer Gleichberechtigten zu verletzen.

Dieser unveränderbare Grundsatz für den Gebrauch jedes Rechtes im Staate muß auch als oberste Norm gelten für die Ausübung des Rechtes, die Presse, den Glasstich, als Mittel zur Äußerung der Gedanken zu gebrauchen.

Das Gesetz spreche daher als obersten Grundsatz aus, daß jedes Individuum im Staate befugt sei, drucken zu lassen und durch den Druck zu verbreiten, was ihm beliebt, insofern dadurch kein Recht Anderer verletzt wird! Niemand kann befugt sein, vor dem Drucke prüfen zu wollen, ob das, was ein Anderer drucken lassen will, kein Recht verletze, und darnach zu entscheiden, ob das zum Druck Bestimmte auch wirklich gedruckt werden dürfe oder nicht.

Für die Presse und die mit ihr verwandten Werkzeuge gelte als Regel, wie für andere Handlungen der Menschen, daß, wer durch ihren Gebrauch ein entgegenstehendes Recht Anderer verletzt hat, den dadurch verursachten Schaden vergüten und die im Gesetz ausgesprochne Strafe leiden muß.

Die Rechte, die durch den Gebrauch der Presse und andere ihr ähnlichen Werkzeuge verletzt werden können, sind entweder öffentliche oder Privatrechte, Rechte des gemeinen Wesens, oder Rechte einzelner Staatsgenossen.

Die Verbrechen oder Vergehen, die durch den Gebrauch der Presse lediglich begangen werden können, sind daher entweder öffentliche Verbrechen oder Vergehen gegen Private. Als eine Bürgschaft, daß man durch den Gebrauch der Presse keine Rechte verletzen wolle, weder öffentliche noch Privatrechte, als ein Mittel, welches dem durch die Presse wirklich Verletzten, es sei der Staat selbst oder ein Individuum, die Möglichkeit der Genugthuung sichern oder doch erleichtern soll, haben alle bisherigen Gesetzgebungen das Verbot des anonymen Drucks angesetzt. Damit eine Schrift nicht anonym sei, wird gewöhnlich erfordert, daß auf dem Titel derselben mit Bezeichnung des Wohnorts entweder der Verfasser oder der Verleger oder wenigstens der Drucker genannt und die Jahreszahl des Druckes angeführt sei. Eine Druckeinsticht, welche diese Bedingungen nicht erfüllt, wird für anonym angesehen. Der Druck und die Verbreitung in diesem Sinn anonymen Schriften wird von den Gesetzgebungen ohne Rücksicht auf den Inhalt für ein Vergehen erklärt, und als solches einer härteren oder gelinderen Strafe unterworfen.

Als ein wohlthätiges Schutzmittel gegen muthwillige Kränkung der öffentlichen oder Privatrechte durch das Werkzeug der Presse möge auch unser Gesetz die Bestimmung aufnehmen, daß es verboten sei, in dem vorher entwickelten

Ein anonymes Schreiben zu drucken oder zu verbreiten. Auf die Uebertretung des Verbots möge es eine Strafe setzen, welche mit dem Reize zum Vergehen in Verhältniß steht, so viel sich nämlich ein solches Verhältniß für alle künftigen möglichen Fälle annähernd ausmitteln läßt.

Auf welche Weise können aber Rechte des Staats oder der Staatsgenossen durch den Gebrauch der Presse verletzt werden? Oder mit andern Worten: Welche Äußerungen in Druckschriften, welche bildliche Vorstellungen sind als Verletzungen des öffentlichen oder Privatrechts, demnach als Vergehen zu betrachten?

Die Beantwortung dieser Frage bietet die größten Schwierigkeiten dar.

Der Verletzungen des öffentlichen Rechts sind mannichfache gedenkbar. Der Hauptfehler der meisten bisherigen Gesetzgebungen über die Presse bestand darin, daß sie den Begriff der Verletzungen des öffentlichen Rechts über Gebühr und Raub ausgedehnt, und manche Äußerungen in Druckschriften unter das Schwert des Strafgesetzes gestellt haben, welche der Natur der Sache nach als erlaubt und daher als schuldlos angesehen werden müssen. Dadurch wird bewirkt, daß, wie ein geistvoller Schriftsteller gesagt hat, die Pressfreiheit, welche diese Gesetze gewähren, einem goldenen Apfel gleiche, der wohl das Auge ergötzt und zum Genuß einladet, dessen aber der Mund sich enthalten muß, weil er, innen faul, dem Gaumen nur Asche und Moder darbietet.

Die Aufgabe einer vernünftigen Gesetzgebung wird sein, aus der Sphäre der Verletzungen des öffentlichen Rechts durch das Werkzeug der Presse alle diejenigen Rubriken auszuscheiden, welche der Natur der Dinge nach nicht hinein gehören, und nur dasjenige stehen zu lassen, was unabweislich für eine Verletzung des gemeinen Wesens gelten kann; dahin können gerechnet werden:

Unzweideutige Aufforderungen zur Empörung, zum Umsturz der Verfassung, oder zur Widerseßlichkeit gegen die bestehende verfassungsmäßige Gewalt; Angriffe auf die persönliche Ehre des Staatsoberhauptes. Nicht das strenge Recht gebietet, aber die Staatsklugheit muß anrathen, besonders in einem kleinen Staate, daß auch Angriffe auf die persönliche Ehre auswärtiger Regenten den Verletzungen des öffentlichen Rechts beigezählt werden. In Deutschland mag es aus dem Bundesverhältniß sich ergeben, daß die persönliche Ehre aller Regenten der Bundesstaaten unter dem Schutz des öffentlichen Rechts in den einzelnen Staaten des Bundes gestellt werde. Die meisten Gesetzgebungen rechnen auch Angriffe auf die Religion unter die Verletzungen des öffentlichen Rechts.

Eigentlich bedarf die Religion keines äußeren Schutzes von Seiten des Staats. Sie steht in ihrer Heiligkeit hoch erhoben über allem irdischen Thun und Treiben. Der Schmutz der Erde kann die himmlische Reinheit ihres Wesens weder erreichen noch trüben. Auch ist nicht zu verkennen, daß alles, was das Gesetz zum Schutz der Religion gegen Pressfreiheit verordnen kann, seiner Natur nach in unbestimmten Ausdrücken gefaßt sein muß. Daraus aber folgt unvermeidlich, daß der Verfolgungssucht und dem Hang zur Verkegung ein weites Feld geöffnet wird. Religiöser Fanatismus und finsterner Aberglaube werden sich stets genügt fühlen, selbst gegen die bescheidensten Forschungen des freimüthigen Denkens als gegen Angriffe auf die Heiligkeit der Religion das Schwert des Gesetzes anzurufen. Priesterstolz und Priesterhereschkucht haben von jeher ihre Sache für die Sache der Religion ausgegeben. Jedes Wort, das in dem Preszgesetz zum Schutz der Religion selbst gegen unwürdige Angriffe steht, wird von ihnen als ein willkommenes Mittel angesehen werden, um alle Donner der strafenden Gerechtigkeit auf die Häupter der Verwegenen zu schleudern, die sich erheben möchten, die persönliche Heiligkeit mancher Diener des Altars dem letzten Zweifel bloß zu stellen.

Wenn es gleichwohl unvermeidlich ist, die Religion in dem Pressgesetz zu erwähnen, so möge die Bestimmung ungefähr so lauten: „Es soll verboten und strafbar sein, durch den Druck zu verbreiten, was die klare unabweisende Absicht zeigt, die Würde und das Ansehen der im Staate gebuldeten positiven Religionen anzugreifen oder zu zerstören.“

Gleicher Unbestimmtheit und somit gleicher Gefahr der gemißbrauchten Anwendung in beschäfter verfolgungsfüchtiger Absicht ist nothwendig alles unterworfen, was zum Schutze der guten Sitten im Pressgesetze verfaßt werden kann. Gleichwohl ist es unerlässlich, auch der öffentlichen Moral zu erwähnen und festzusetzen, daß alle unabweisende Angriffe auf sie verboten und strafbar sein sollen.

Dagegen wird ein vernünftiges Pressgesetz, das sein Ziel, nämlich die Freiheit der Presse, zu sichern und ihren verfassungsmäßigen Gebrauch festzustellen, nicht selbst zerstören will, als Verletzung des öffentlichen Rechts nicht anführen dürfen:

Die Aufstellung aller und jeder blos theoretischen Ansichten und Meinungen, soweit aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, als aus dem Umfang aller übrigen Zweige des menschlichen Wissens.

Die Beurtheilung und den Tadel der Handlungen und Maßregeln auswärtiger Regierungen. Jedes Gesetz, das diese Befugniß: verpönt oder auch nur einschränken will, wird statt der Freiheit Ansdichtheit des Gesetzes, statt des lebendigen Aufschwungs stumpfe Unschützlichkeit der öffentlichen Meinung herbeiführen. Ein solches Gesetz wird in den meisten Fällen nachtheiliger wirken als selbst die den Geist benormende Einfluß bisher da gewirkt hat, wo man sie mit weniger Liberalität zu handhaben verstanden hat.

Jeder Mensch hat ein unbestreitbares Recht auf Erhaltung seiner äußeren Ehre und seines guten Namens, soweit er nämlich nach seiner Individualität nach seinem Betragen und seinen Sitten, auf äußere Ehre und guten Namen Anspruch machen kann. Dieses Recht auf Ehre und guten Namen ist durch den Gebrauch der Presse der empfindlichsten, ausgebreitetsten und dauerndsten Kränkung ausgesetzt. Es ist daher eine unzweifelhafte Pflicht des Staats, dieses Recht seiner Bürger gegen Antastungen durch den Gebrauch der Presse zu schützen, soweit er es gegen mündliche Verletzungen durch Strafgesetze gegen Injurien schützt. Diesen Schutz soll oder darf aber der Staat nicht so gewahren, daß er der Rechtsverletzung durch zuvorkommende Maßregeln verhindernd vorbeugen will. Er soll vielmehr die That abwarten. Erst wenn sie vollbracht ist, soll die richterliche Gewalt einschreiten, den ungerechten Angreifer strafen und dem Beschädigten Ersatz seines Schadens zuerkennen.

In demselben Verhältniß, wie die gedruckte Injurie leichter verbreitet werden kann als die blos mündliche oder geschriebene, in demselben Verhältniß wie die gedruckte dauernder, also kränkender ist als die mündliche, in dem nämlichen Verhältniß muß der Schutz des Staates auch kräftiger sein. Die Strafe für die gedruckte Verletzung der persönlichen Rechte eines Andern muß weit strenger sein als für eine gleiche blos schriftliche oder mündliche Injurie, damit das Maß der Strafe auch wirklich für ein Mittel der Abschreckung vor dem Vergehen gelten könne.

Alle diese Sätze werden kaum von Jemandem im Zweifel gezogen; desto greller abweichend aber sind die verschiedenen Meinungen, desto schneidender wird der Widerspruch, wenn von der Beantwortung der Frage die Rede ist:

Was ist die Verletzung des persönlichen Rechts auf Ehre durch die Presse? Was ist also erlaubt, von Andern drucken zu lassen, und was ist von Andern drucken zu lassen verboten?

Eine der zwei verschiedenen Hauptmeinungen beantwortet die Frage so: Ich darf von Andern durch den Druck bekannt machen, was mir beliebt, That:

sachen, Handlungen, Verhältnisse, Eigenschaften, gleichviel, ob diese Bekanntmachung dem Andern unangenehm, kränkend, seiner Ehre nachtheilig und auch in andern Beziehungen schädlich ist oder nicht, sobald das Angeführte oder Behauptete nur wahr ist, und von mir auf erhobene Klage des Andern vor Gericht als wahr erwiesen werden kann. Nach dieser Ansicht habe ich unter allen Umständen nur ein Recht ausgeübt, und kann daher nie vor Gericht in Anspruch genommen, nie bestraft, nie zum Schadenersatz verurtheilt werden, wenn ich nichts als die gerichtlich erweisbare Wahrheit gesagt und durch den Druck verbreitet habe.

Die andere Hauptmeinung hält den Beweis der Wahrheit der angeführten Thatfachen oder aufgestellten Behauptungen nicht in allen Fällen für allein hinreichend, um mich gegen die Klage wegen Verletzung der Privatrechte eines Andern durch den Gebrauch der Presse zu schützen. Sie verlangt auch von mir, ich sollte nachweisen, daß die Thatfache, die ich von einem Andern angeführt, das Verhältniß, das ich aufgedeckt, die Eigenschaft, die ich beurtheilt, in irgend einer Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse stehe. Sie will mich den Beweis der Wahrheit nur dann gestatten, wenn ich einen solchen Zusammenhang mit der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse nachweisen kann. Sie will mich hingegen nicht zum Beweise der Wahrheit zulassen, sondern den bloßen Akt der Bekanntmachung durch die Presse als einen widerrechtlichen Eingriff in die Rechtssphäre eines Andern ahnden, wenn ich nicht das thun kann, daß die Thatfache, das Verhältniß, die persönliche Eigenschaft des Andern, deren öffentliche Bekanntmachung oder Beurtheilung seiner äußern Ehre nachtheilig ist, in irgend einer Beziehung zu meinen eigenen Rechtsverhältnissen stehe.

Diese Meinung unterscheidet demnach verschiedene Fälle. Sie läßt den Beweis der Wahrheit zu, oder mit andern Worten, sie gestattet, daß die Klage wegen Verletzung des persönlichen Rechts eines Andern durch den Gebrauch der Presse niedergeschlagen werde durch den Beweis der Wahrheit des Gesagten:

Wenn die Beschuldigung irgend eine öffentliche Handlung eines Staatsmanns berührt.

Wenn sie zwar nicht auf eigentliche Amtshandlungen der Staatsbeamten geht, aber doch auf solche Handlungen oder Verhältnisse derselben, die mit der notwendigen Behauptung ihres persönlichen Ansehens unverträglich sind, also in besonderer Anwendung für unsern Staat auf solche Handlungen oder Verhältnisse, die nach den Bestimmungen unsers Dienerechts vom 30. Januar 1819 zur Entlassung im administrativen Wege führen können.

Wenn die Beschuldigung auf eine solche Handlung geht, welche nach den Bestimmungen des bestehenden preussischen Rechts ein Verbrechen ist, ohne Unterschied, ob der Beschuldigte ein öffentlicher Beamter oder ein bloßer Privatmann ist;

Wenn die Beschuldigung oder die Bekanntmachung solche Thatfachen oder Privathandlungen eines Andern betrifft, die mit meinen privatrechtlichen Verhältnissen in Beziehung stehen.

Diese Meinung läßt aber den Beweis der Wahrheit nicht zu, sondern untersagt die bloße Thatfache der öffentlichen Bekanntmachung und straft das Ueberschreiten des Verbots als Pressovergehen ohne Rücksicht auf die Wahrheit oder Unwahrheit des Bekanntgemachten, wenn von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen Anderer die Rede ist, wovon ich irgend eine Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse nicht darzuthun vermag.

Die erste der beiden widerstehenden Ansichten empfiehlt sich auf dem ersten Blick durch das Interesse, das jedes gutgeartete Gemüth an der heiligen Sache der Wahrheit nimmt. Ihre Vertheidiger rechtfertigen sie:

Durch die Behauptung, daß jede wahre Thatfache ein Gemeingut der

menschlichen Gesellschaft sei, und Niemand durch irgend ein Gesetz gehindert werden dürfe, die Wahrheit zu erkennen und die Erkenntnis zu verbreiten;

Durch die unveräußerlichen Rechte der Geschichte, welche ganz und gar aufgesprochen wurden, wenn es nicht erlaubt wäre, Privatverhältnisse und Handlungen der Menschen essentially zur Sprache zu bringen.

Dem ersten Grunde aber steht die Betrachtung entgegen, daß das Mittel zur Erforschung und Verbreitung der Wahrheit nicht zugleich ein Mittel sein soll und darf zur unheilbaren Verletzung des Rechts anderer Menschen auf Erhaltung ihrer äußeren Ehre.

Dem andern Grunde aber, welcher von den Rechten der Geschichte hergenommen wird, entgegen die Verteidiger dieser Meinung selbst den besten Theil seiner Kraft, in dem sie für die Person des Regenten eine Ausnahme von dem Rechte, jede Wahrheit zu erforschen, und jede bekannte Wahrheit zu verbreiten, gestatten wollen. Das Recht der ewigen Wahrheit geht weit über die Rechte jeder sterblichen Person. Wenn hier das Interesse der Wahrheit allein entscheidend sei, so darf für Niemanden, selbst nicht für die Oberhaupter der Staaten, eine Ausnahme von ihrem ewigen Gesetze gestattet werden.

Mit den Rechten und Interessen der Geschichte, welche in der That keine andern sind als die Rechte und Interessen der ewigen Wahrheit, verträgt sich die Ausnahme zu Gunsten des Regenten durchaus nicht. Dem Reiche der Geschichte gehören nicht die Privatpersonen an, die ihr dunkles Leben in bedeutungsloser Stille hindringen. Ihrem Richterprüche fallen die öffentlichen Charaktere anheim, die auf dem großen Schauplatz des öffentlichen Lebens handelnd auftreten.

Von allen öffentlichen Charakteren gehören dem Reiche der Geschichte aber am meisten an die Könige und Fürsten, weil ihr Standpunkt der höchste, der Kreis ihres Handelns der ausgedehnteste ist. Die staatsrechtliche Fiction, daß der Regent nicht selbst handle, sondern nur wie ein Wesen höherer Art über den Ereignissen stehe, ist dies aus der Natur der repräsentativen Verfassung entsprungen, hat nur da Bedeutung, wo solche Verfassungen bestehen, und gilt nur, wo von der Anwendung ihrer Grundsätze auf die Verhältnisse des äußern Lebens, z. B. von der Verantwortlichkeit, die Rede ist.

In den freien Räumen der Geschichte hat sie keine Bedeutung. Hier gilt der Mensch nur, was er war, hier fällt das Urtheil über ihn nur nach dem wahren Werth seines Handelns und Wirkens aus. Welche traurige, unwürdige Geschichte wäre das auch, der das Gesetz über die Verantwortlichkeit den Mund über die Könige verschlossen hielte, die nur über die geringern Häupter ihr Urtheil fällen dürfte, und an den höchsten mit stummer Ehrfurcht schweigend vorübergehen müßte!

Die Verteidiger der entgegengeetzten Meinung, welche bei der für die Ehre Andre nachtheiligen Bekanntmachung von reinen Privatthatsachen und Verhältnissen den Beweis der Wahrheit nicht zulassen will, nehmen ihre Gründe hauptsächlich von den Betrachtungen legislativischer Mäßigkeit her. Sie wollen die Ehre der Bürger nicht ohne Gewinn für das öffentliche Wohl in Gefahr stellen. Sie wollen die Ruhe der Familien, den Frieden der Ehen, die Ehre der Frauen nicht dochthier Verläumdungssucht rettungslos preisgeben. Sie nehmen an, daß Männer, die durch Talent und Verdienst hoch im öffentlichen Leben stehen, Seelenstärke genug besitzen sollen, um sich über die Angriffe der Verläumdung hinwegzusetzen; daß es auch den ausgezeichnetsten Menschen heilsam sein kann, aus halbwayren Beschuldigungen, aus der entstellten oder übertriebenen Darstellung von Thatfachen aus ihrem Privatleben zu vernehmen, was daran zu ändern ihnen die Mäßigkeit gebieten mag, daß endlich Männern, die in der Gesellschaft so hoch stehen, nur dann geziemend, die Pfüle der Verichte nachzuseh-

hen, wenn sie wirklich ehrenrühriger, herabwürdigender Handlungen begünstigt werden, daß aber alsdann die Erhaltung ihrer Ehre ihnen dringend gebietet, den Beweis der Wahrheit der Anschuldigung vor Gericht zu fordern, nicht ihn niederkzuschlagen.

Die Vertheidiger jener Meinung wissen aber auch, daß die große Wegschabl der Menschen im Staate ihr Leben auf einer niedern Stufe hindringt, daß es für diese Geringeren im Volke keine höheren Güter gibt als den Frieden in ihrem häuslichen Verhältnissen, den stillen, ruhigen Besitz ihres bürgerlichen guten Namens. Sie halten es für eine der heiligsten Pflichten des Staats, diese unschätzbaren Güter seiner friedlichen Bürger gegen die Pfeile giftiger Verleumdungssucht zu bewahren. Sie finden keine hinreichende Veruhigung in der Einwendung, daß ja die Anschuldigung bewiesen werden müsse, und wenn der Beweis nicht geführt wird, als Verleumdung der Ändung des Gesetzes anheimzufallen. Sie finden die Gefahr für die Gesellschaft nicht sowohl darin, daß sonst Verschöten, der Achtung ihrer Mitbürger genießende Menschen durch Aufdeckung wahrer Thatfachen aus ihrem Privatleben, durch Enthaltung wirklich bestehender oder früher bestandener Verhältnisse um ihre äußere Ehre gebracht werden könnten, wie gering auch immer in den meisten Fällen die Ausbeute für das öffentliche Wohl, und wie empfindlich oft der Nachtheil davon sein mag. Sie finden, abgesehen von der großen, oft durch nichts zu ersetzenden Unannehmlichkeit, mit einem Verläumder vor Gericht gestanden zu sein, und das Versahren über den Beweis, den er für die angebliche Wahrheit seiner Anschuldigungen versucht hat, auszuhalten zu haben; sie finden, sage ich, die größere Hälfte der Gefahr für die Ehre der Staatsgenossen und den Frieden der Familien in der Art, wie für eine wirklich falsch aufgestellte Thatfache ein Beweis unternommen und geführt werden kann. Sie finden den höchsten Gipfel des Uebels darin, daß ein Mensch seinen Nachbar mit wissenschaftlicher Erdichtung einer schlechten Handlung beschuldigen, daß er in der vollen Ueberzeugung von der Falschheit seiner Anklage den Beweis dafür unternehmen, damit durchfallen und gestraft werden, und doch seinen Zweck erreicht haben kann, d. h. Zweck nämlich, den fälschlich Angeklagten in der öffentlichen Meinung zu beschimpfen und ihm somit mehr Uebel zuzufügen, als der wissenschaftlich falsche Ankläger zu duden hat. Sie sehen die Gefahren für die Unschuld noch höher gesteigert, wenn der Urheber der Verleumdung mit noch schlauerer Bosheit zu Werke geht, wenn er für die Anstellung der falschen Anschuldigung legend einen selten Menschen dingt, der für ein gutes Stück Geld die Strafe der Verleumdung auf sich nimmt, und wenn der Urheber sich selbst die unschuldige Rolle eines Beweiszeugen vorbehält.

Diesen Vertheidigern der Meinung, daß der Beweis der Wahrheit der Thatfache nicht in allen Fällen zugelassen werden könne, wird von den Anhängern der entgegengesetzten Meinung der Einwurf gemacht: Wenn man einmal nicht verhindern kann, daß eine kränkende Sache gedruckt werde, so heisse die Nichtzulassung des Beweises zu nichts. Die Beschimpfung liege in der ersten Bekanntmachung, nicht in dem ferneren Verlauf der Sache. Hierauf ist die Antwort in der That nicht schwer. Wer ganz zuverlässig weiß, daß einer ehrenkränkenden Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen eines Andern eine nicht gelinde Strafe auf dem Fuße folgt, daß alle Prospektanten zu nichts helfen, daß es ihm nicht vergönnt ist, seinen Feind in ein an sich schon demüthigendes gerichtliches Versahren zu verstricken, daß keine Hoffnung vorhanden ist, den Feind durch die Details einer an sich zwar mislingenden Beweisführung zu beschimpfen, und dem öffentlichen Hohn preiszugeben, oder gar durch die Hintertüre einer sogenannten halben Beweisführung zu entschuldigen, dem wird die Lust vergehen, unter seinem Namen Schmahreden drucken zu lassen. Er wird entweder ganz schweigen, oder, wenn sein Drang unübersteiglich ist, sich hinter den Schild der Anonymität verziehen, was doch, der

Beweis mag zulässig sein oder nicht, immer möglich bleibt. Einige Beispiele von rückfichtloser Strenge in der Anwendung des Gesetzes werden indess auch hier ihre wechthütige Wirkung nicht verfehlen. — Der Meinung, daß der, welcher seinen Nachsten durch Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen öffentlich zu kränken unternommen hat, mit dem Beweis der Wahrheit des Angeführten nicht angehört werden, sondern durch seine bloße Handlung für sich der Strafe des Gesetzes verfallen sein solle, stehen zwei große Autoritäten zur Seite:

1) Die Gesetzgebung, die über diesen Punkt in dem Mutterlande der freien Presse, in England, besteht.

2) Die neueste Gesetzgebung Frankreichs über die Presse, welche mit ausdrücklicher Anerkennung des brittischen Vorbildes und seiner Vernunftmäßigkeit im Laufe des verfloffenen Frühlings durch gemeinsames Wirken der Regierung und beider Kammern zu Stande gekommen ist.

Ihre Commission, meine Herren! hat beide widerstreitende Ansichten auf das Sorgfältigste geprüft, und sich eifrig bemüht, den Vereinigungspunkt zu finden, von welchem aus sie die Rechte der Wahrheit und der Geschichte verteidigen, und doch zugleich der Ehre der Staatsgenossen und dem Frieden der Familien den unerlässlichen Schutz gegen die Angriffe der Bosheit und Rachsucht gewähren könne.

Aus dem Kampfe der Meinungen ging endlich die Ansicht hervor, daß das Gesetz den Beweis der Wahrheit nicht zulassen wolle, wenn die Anschuldigung oder beleidigende Bekanntmachung in Zeitungsblättern oder Flugchriften erschienen ist; daß aber der Beweis der Wahrheit unternommen werden dürfe, wenn der Inhalt eines Buches oder einer größeren Druckschrift von wenigstens zehn Bogen einem Privatmann Stoff zur Anstellung der Klage wegen Verläumdung durch Mißbrauch der Presse gegeben hat.

Die Gründe dieser Unterscheidung leuchten in die Augen. Wer sich schreien will, um Individuen wehe zu thun, der wird sich nicht leicht dazu entschließen, die Ruhe der Verfassung eines Buches oder einer größeren Schrift zu unternehmen. Sind ihm die periodischen Blätter verschlossen, und kann er seine Galie nicht in Flugchriften niederlegen, ohne unausbleibliche Strafe erwarten zu müssen, so ist für die Ruhe und Ehre Anderer nicht viel von ihm zu fürchten. Wer sich aber auf einen höhern Standpunkt stellt und dem Dienst der Wissenschaften geweiht hat, von dem darf in der Regel nicht befürchtet werden, daß er auf die Beledigung der Ehre seiner Mitbürger ausgehe. Gegen seine schriftstellerische Thätigkeit bedarf die bürgerliche Gesellschaft jener Virgilität nicht, welche ihr gegen die Verfasser von flüchtigen Zeitungsartikeln und ephemeren Pamphleten von nöthen ist.

Dieser Ansicht steht das Verbot der Verfassung und Verbreitung von anonymen Druckschriften als unterstützende Analogie zur Seite. Denn auch die Anonymität ist nicht unter sagt aus dem Gesichtspunkte der Erforschung der Wahrheit der Thatfache, für welchen Zweck es vielmehr ganz gleichgültig ist, ob Verfasser, Verleger und Drucker sich nennen oder nicht, sondern aus dem Gesichtspunkte der unerlässlichen Beschützung der öffentlichen und Privatrechte gegen Verläumdung und Bosheit.

Nachdem wir so die Ansichten darüber festgestellt haben, was zu drucken erlaubt sein soll, und was nicht, bleibt mir noch übrig, einen prüfenden Blick auf vier besondere Punkte zu richten:

1) Die Frage, ob für Zeitungen und politische Zeitschriften eine eigene Gesetzgebung notwendig, oder genügt es auch für diese Gattung von Druckschriften an der allgemeinen Gesetzgebung über die Presse, ist schon oft aufgestellt und sehr verschieden beantwortet worden. Manche Stimmen fordern über diese poli-

tsche Tageschriftsteller ausnahmsweise die fortwährende Censur, weil — sagen sie — die Regierungen die öffentliche Meinung leiten müssen, nicht sich dem ungewissen Lauf dieses rastlos bewegten Stromes sorglos anvertrauen könnten. Die so reden, thun nur ihre gänzliche Unkunde des Gegenstandes kund. Nicht leiten sollen die Regierungen die öffentliche Meinung wollen, sondern sie sollen aufmerksam sein auf die Stimme ihrer geheimnißvollen Macht, sie sollen ihre Aussprüche vernehmen, und darnach ihre eigenen Maßregeln sorgfältig prüfen und abmessen. Ihre eigene Meinung kennt die Regierung. Es ist weder nöthig noch nützlich, daß sie Tag für Tag nichts als das tausendstimmige Echo ihrer eigenen Meinung vernehme. Wenn gewisse Ansichten der Regierung richtig, wenn manche ihrer Maßregeln verderblich sind — und wer möchte die Möglichkeit des Gegentheils behaupten? — so können solche akustische Kunststücke nur dazu dienen, die Irthümer zu befestigen und die Uebel, welche daraus entspringen, ins Unendliche zu vervielfältigen. Weder das gemeine Wesen hat Vortheil davon, noch die Regierungen selbst, wenn diese in den Zeitblättern nichts zu hören bekommen als den Wiederhall ihrer eigenen Ansichten. Die strenge Kritik soll sich darin vernehmen lassen, selbst scharfer, ja leider Tadel muß laut werden dürfen. Eine vernünftige Regierung — und jede andere ist dem öffentlichen Interesse ehrendes zuwider — wird dadurch nicht an ihrem Ansehen verlieren. Das gemeine Wesen aber muß nothwendig dabei gewinnen, wenn durch freimüthige Kritik ihrer Maßregeln der Regierung neue Gesichtspunkte eröffnet werden, die ihr früher entgangen sein können, und sie so in den Stand gesetzt wird, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten. Je höher die politische Entwicklung eines Volkes steigt, einen desto höhern Grad von Wichtigkeit erlangen die politischen Zeitchriften, desto allgemeiner und begieriger werden sie gelesen, und desto mehr verlangen sie Werke von größerem Umfange als der Theilnahme des Publikums. Wie gegründet auch immer die Besorgnisse sein mögen, welche manche Gelehrte aus dieser Richtung der Geister für das Fortschreiten der ersten gründlichen Wissenschaft schöpfen, die Richtung ist einmal vorhanden und läßt sich nicht abwenden, weil sie die nothwendige Wirkung der Entwicklung zum öffentlichen Leben ist. Manche wollen auch in großen selbstständigen Staaten den Zeitungen und Journalen die frische Lebensluft der Freiheit gönnen, in kleinen Staaten sie aber fortwährend in dem dumpfen Kerker der Censur gefangen halten, weil — sagen sie — die kleinen Staaten sich nicht dem Zorn der Mächtigen bloß stellen können, der durch die Redheit der freien Rede so leicht gereizt werde. Es sind dies meist wohlmeinende, aber schwache Gemüther, deren gedängste Phantasie den Horizont über uns stets mit diplomatischen Donnerwolken bedeckt sieht, die jeden Augenblick drohen, sich in Zornesgluthen auf unsre Häupter zu entladen. Ich habe schon früher bemerkt, daß eben, weil die Regierungen kleiner Staaten den Zorn der Mächtigen mehr zu scheuen haben als die großen, es ihnen doppelt angetragen sein muß, sich der lastigen Bürde der Verantwortlichkeit für jeden Buchstaben, der bei ihnen gedruckt wird, zu entladen.

Als ein Mittel, die Redheit der politischen Zeitchriftsteller zu zügeln, hat man in der neuesten Zeit die Cauttionen erfunden, und in der Freude über den schönen Fund die Summe dieser Cauttionen auch sogleich über alles Maß gesteigert. Wo man sich endlich nach langem Zögern dazu bequemen mußte, den politischen Schriftstellern das zweischneidige Schwert der Freiheit in die Hand zu geben, da fand man einige Verurtheilung über die Gefahren, womit der mögliche Mißbrauch droht, nur in der Hinterlegung von höchst bedeutenden Kapitalien, wozu man die Eigenthümer der Journale zwingt. Es ist schon anderwärts gesagt worden, daß dies den Geist von dem Gelde abhängig machen und die Wahrheit auf der Weise verhandeln heiße.

Wegen Staatsergehn von so seltner Art auch in einem Lande nöthig und

nüßlich sein, wo alle Elemente des öffentlichen Lebens in furchtbarer Gährung aufgeregt sind; in dem ruhigen, zu seiner politischen Entwidlung in gemessener Bewegung fortschreitenden Deutschland wären sie widersinnig.

Als Bürgschaft für die Einbringlichkeit der Strafen, wozu die Eigenthümer der Zeitschriften künftighin verurtheilt werden können, scheinen die Cautionen bel und überflüssig. Sollen sie aber als Mittel dienen, die Unterzeichnung von Zeitschriften zu erschweren, so scheinen sie durchaus verwerflich, als ein neues Experiment in der alten Kunst, nur zum Schein zu gewähren, und mit der einen Hand wieder zurück zu nehmen, was die andere gegeben hat. Unser Preßgesetz wird unbedenklich aussprechen dürfen, daß jeder Staatsgenosse bezeugt sei, ohne besondere Staatsbewilligung oder die Erfüllung anderer lästigen Bedingungen, die Herausgabe von Zeitungen oder andern periodischen Schriften zu unternehmen. Daß die Herausgeber solcher Blätter an die genaue Beobachtung der allgemeinen Vorschrift des Preßgesetzes gebunden seien, wird keiner besondern Erwähnung bedürfen.

2) Verantwortlich für den Inhalt einer Druckschrift ist der Natur der Sache nach zunächst der Verfasser, wenn er genannt ist. Hat er sich nicht genannt, was das Gesetz gestatten muß, so trifft die Reihe der Verantwortlichkeit den Verleger. Ist auch dieser auf der Schrift nicht genannt, was ebenfalls erlaubt sein muß, so trifft die Verantwortlichkeit immer in gleichem Maße den Drucker.

Tritt nach diesen Grundsätzen die Verantwortlichkeit des Verfassers in Wirkksamkeit, so müssen Verleger und Drucker frei ausgehen. Muß das Gesetz sich an den Verleger halten, weil der Verfasser unbekannt ist, so muß der in der Reihe der Verantwortlichkeit hinter dem Verleger stehende Drucker wieder frei ausgehen, so daß diesen die Schuld nur dann trifft, wenn Verleger und Verfasser nicht genannt sind.

Von diesen Sätzen mag der einzige Fall ausgenommen werden, wenn der Inhalt einer Schrift unzweideutig aufrührerisch ist. Hier mag alle drei, Verfasser, Verleger und Drucker, gleiche Strafe treffen.

Für den Inhalt einer Zeitschrift kann und soll der Herausgeber, der immer bekannt sein muß, allein verantwortlich sein. Den Verlegern, Druckern, Verfassern oder Einsendern einzelner Artikel braucht kein Theil an der Schuld zugemessen zu werden, den einzigen Fall ausgenommen, wenn der Inhalt eines Artikels unzweideutig aufrührerisch ist. Hier mag das Schwert des Gesetzes alle Häupter der Theilnahme treffen.

Wenn vor Gericht von der Verantwortlichkeit eines bekannten inländischen Verfassers oder Verlegers die Rede ist, so kann es natürlich keinen Unterschied bewirken, ob die Schrift im Lande oder außer dem Lande gedruckt ist.

Wenn falsche Namen auf dem Titel einer Druckschrift angegeben werden, so muß dies eben so angesehen werden, als ob die Schrift anonym wäre. Der überwiesene Verleger, Drucker und Veredelter solcher verfälschten Druckschriften müssen daher gleicher Strafe unterliegen, wie die Verleger, Drucker und Veredelter anonymer Druckschriften.

Die eigenthümlichen Verhältnisse des deutschen Buchhandels erfordern einige besondere Rücksichten von der Gesetzgebung über die Presse in Deutschland.

Der Strenge nach könnte man sagen, der Buchhändler sei verantwortlich für den Inhalt aller Schriften, die er verkauft. Diese Bestimmung des Gesetzes würde aber die ganze Natur des gegenwärtigen deutschen Buchhandels vernichten. Kein Buchhändler ist im Stande, sich mit dem Inhalte der zahllosen Schriften, die ihm zum Verkauf zugefandt werden, bekannt zu machen.

Er kann daher nicht dafür verantwortlich sein, oder muß den Verkauf ausgeben. Der Ausweg, den man schon versucht hat, daß der Buchhändler die ihm zum Verkauf zukommenden Schriften der ihm vorgesetzten Polizeibehörde vor-

legen und der Verkauf erst beginnen soll, wenn er von dieser Behörde die Genehmigung dazu erhalten hat, führt zu Nichts. Die Behörden haben noch weniger Zeit als die Buchhändler, die Fluth von neuen Druckschriften durchzulassen, die jeder Posttag herbeiführt. Mit Rücksicht auf die einmal bestehenden Verhältnisse des deutschen Buchhandels, die ohne höchst empfindlichen Nachtheil für den gegenwärtigen Stand und das Fortschreiten der Nationalbildung keine Veränderung erleiden können, wird jedes Gesetz über den Gebrauch der Presse in Deutschland die Bestimmung aufnehmen müssen, daß die Buchhändler nicht verantwortlich sein sollen für den Inhalt solcher Druckschriften, die sie auf dem Wege des ordentlichen Buchhandels beziehen, mit Ausnahme der anonymen Schriften (in dem früher entwickelten Sinn), deren Verbreitung ihnen ganz untersagt sein soll, widrigenfalls sie als Theilnehmer angesehen und bestraft werden sollen.

Hat die competente Behörde durch rechtliches Urtheil entschieden, daß eine Druckschrift nicht weiter verbreitet werden soll, so versteht es sich von selbst, daß kein inländischer Buchhändler sie ferner abgeben darf, ohne als Mithelpliger des Preisvergebens in Verantwortlichkeit und Strafe zu verfallen.

Daß für die Klage wegen Rechtsverletzung durch den Gebrauch der Presse eine Verjährungszeit bestehen müsse, wie für jede andere Klage, leuchtet von selbst ein. In der Natur der Sache scheint es zu liegen, daß der Termin der Verjährung nicht zu weit hinausgelegt sein dürfe. Der Zeitraum eines vollen Jahres, vom ersten Tage der Verbreitung der Schrift an gerechnet, scheint allen billigen Ansprüchen des öffentlichen und Privatrechts Genüge zu leisten.

3) Dem ersten sächlichen Blicke leuchtet es ein, daß es keiner Gesetzgebung möglich ist, das Maas der Strafe voraus genau zu bestimmen, welches jedes einzelne Vergehen durch den Mißbrauch der Presse treffen soll.

Für die Grade des Vergehens gibt es eine unendliche Scale des Mehr oder Minder.

Daher müssen auch die Straffüße einer Verletzung oder Minderung, je nach der Beschaffenheit des Falles, sähig sein. Das Gesetz kann nicht mehr thun als die Gattungen der Strafe, das Maximum und das Minimum für jede dieser Strafsgattungen festzusetzen. Das Uebrige muß es der Beurtheilung verständiger und billiger Richter überlassen. Im Allgemeinen wird man bios feststellen können:

Da der Reiz zum Mißbrauch der Presse stark ist, da die Uebel, welche dem gemeinen Wesen wie den einzelnen Staatsgenossen durch diesen Mißbrauch zugefügt werden können, höchst empfindlich sein können, so dürfen die Strafen, deren Androhung und Vollstreckung jenen Reiz niederschlagen soll, nicht all zu gelinde sein. Uebel und Buße müssen in einem angemessenen Verhältnisse stehen.

Wenn das Gesetz in den meisten Fällen sich nicht seiner Wirksamkeit selbst berauben will, so wird es nicht bei der bloßen Verhängung von Geldstrafen stehen bleiben dürfen, sondern es wird die absichtlichen Uebertreter nach der Verschlepptheit der Fälle zugleich mit längerem oder kürzerem Arrest bestrafen müssen.

Ist das durch das Werkzeug der Presse begangene Vergehen ein öffentliches, so müssen natürlich schwerere Strafen einwirken, als wenn das Vergehen bloß gegen die Ehre von Privatpersonen gerichtet war. Hat eine Schrift den Ansehen gepreßigt, hat sie zur Widergesichtigkeit gegen die verfassungsmäßige Gewalt oder zum Umsturz der Verfassung aufgerufen, so müssen die Strafen des Hochverraths oder der Empörung die Urheber und Verbreiter treffen. Hat sie die persönliche Majestät des Regenten angetastet, so trete die Strafe der beleidigten Majestät ein. Hat sie sich endlich an der Ehre eines auswärtigen Regenten, an der Heiligkeit der Religion oder der öffentlichen Moral vergangen, so treffe eine angemeßene peinliche Strafe den Urheber und die Verbreiter.

Von Schadenersatz wird bei Preßvergehen nur die Rede sein können, wenn für gegen einzelne Personen gerichtet waren. Als feste Grundsätze werden in dieser Hinsicht gelten können:

Es muß außer der Ehrenkränkung noch eine wirklich zugefügte Beschädigung nachgewiesen werden können. Dieser Fall kann namentlich auch vorhanden sein, wenn Jemand den Namen eines Andern fälschlich auf eine Druckschrift oder ein Bild als Verfasser, Verleger, Drucker, Zeichner oder Kupferstecher gesetzt hat.

Der nachgewiesene Schaden muß vom dem Angreifer dem Beschädigten vollständig vergütet werden.

Auf Schadenersatz zu klagen ist Niemand berechtigt als der Beschädigte selbst. Von Amtswegen ohne ausdrückliches Begehren des Beschädigten kann der Richter darauf nicht erkennen.

a) Die Frage, meine Herren! wor über Preßvergehen richtet, und in welcher Form gerichtet werden soll, ist eine der wichtigsten, vielleicht die wichtigste von allen, denn von ihrer befriedigenden oder unbefriedigenden Lösung hängt es größtentheils ab, ob wir ein gutes Preßgesetz erhalten oder nicht, ob die längst ersehnte Freiheit der Presse und ihre goldenen Früchte betragen wird, oder ob sie uns noch länger verfaßt bleiben sollen.

Sie haben gesehen, meine Herren! wie höchst schwierig es ist, durch gesetzgebende Verfügungen zu bestimmen, in wiefern eine Handlung überhaupt für ein Preßvergehen zu achten und daher strafbar, oder in wiefern sie für einen rechtmäßigen Gebrauch der Befugniß zur freien Gedankenäußerung zu halten und daher erlaubt sei.

Ihrem Schutzbild ist es nicht entgangen, daß das Mehr oder Mindere der Strafbarkeit durch kein Gesetz für alle einzelnen Fälle vorausbestimmt werden kann, sondern daß der Grund der Strafbarkeit des einzelnen Falls jedesmal nach den besondern Verhältnissen erwießen werden muß; daß fetsalich das Gesetz sich darauf beschränken muß, den höchsten und den niedrigsten Grad der jedesmal zulässigen Strafe festzusetzen, daß aber die Bestimmung des Maßes der Strafe im einzelnen Fall notwendig der Einsicht des Richters überlassen bleiben muß.

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich von selbst, daß bei der Verwaltung keines andern Zweiges der öffentlichen Straf Gewalt der Willkür des Richters mehr Spielraum gestattet ist als bei dem Urtheil über Preßvergehen. Wenn der Gebrauch dieser Willkür nicht in despotische Unterdrückung ausarten soll, so muß dieser Richter in einem ganz ausgezeichneten Grade verständig und einsichtsvoll sein. Er muß alle Beziehungen einer menschlichen Handlung aufzufassen verstehen, und mit sicheren Blicken in die geheimnißvollen Hatten des Herzens zu schauen wissen. Aber daran genügt es noch nicht. Er muß mit hohem Ernst und unerschütterlichem Sinn für die Heiligkeit des Rechts, des öffentlichen so wohl als des persönlichen, auch ein menschliches Herz verbinden. Er muß den launigen Regungen der Willkür nicht unangenehm sein und den Kampf mit wenn auch tadelndem, doch theilnehmendem Gefühl zu überdauern wissen.

Die Annäherung den seltenen Verein solcher Eigenschaften bei jedem Individuum voraussetzen, dem die Regierung die Ausübung richterlicher Funktionen anvertrauen will, wäre in der That zu stark. Soll gegen die empfehlenswerthe Willkür in der Handhabung des Preßgesetzes irgend eine Gewähr gesetzt sein, so leuchtet es ein, daß die Straf Gewalt niemals von einem einzelnen Richter ausgeübt werden darf, sondern nur einem Collegium von Richtern, einem förmlichen Gerichtshof, anvertraut werden darf.

Mit dieser Bestimmung ist aber noch nicht Alles gewonnen. Unter den Preßvergehen sind diejenigen, wenn auch nicht die häufigsten, doch die wichtig-

Arm, welche in die Sphäre des *essentiellen* Rechts verlegend eingreifen, und unter diesen sind wieder diejenigen für das *essentielle* Wohl die bedeutendsten, welche rein *politischer* Natur sind.

Bei allen solchen Vergehen steht aber die Regierung, deren Aufgabe die Erhaltung der Verfassung, der Schutz der bürgerlichen Ordnung und des damit auf das Engste verbundenen Ansehens der Obrigkeit ist, dem Angeeschuldigten als Partei gegenüber.

Von dem Leben in einem repräsentativen Staate sind politische Meinungen ungetrennt. Der Regierung stellen sich Unzufriedene gegenüber. Diese sind der Natur der Sache nach zu scharfem Tadel der Staatsregeln der Regierung geneigt, und werden nicht selten von dem Stachel der Leidenschaft zu noch bedeutenderen Aeusserungen getrieben. Die Mitglieder der Regierungen, auch der gerechtesten und bestgeeigneten, sind Menschen, und den Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur unterthan. Wenn sich die Gegner nicht verachten lassen, und das ist nicht bei allen thunlich, so gern es die Gewalt von sich zu nehmen pflegt, so setzt sich eine Empfindsamkeit an, die sich leicht, ihrer selbst unbewußt, hirtellen läßt, oft nur unbedeutsame Aeusserungen der Gegner für offensibare Angriffe auf das *essentielle* Wohl, auf die Verfassung und das Dasein des Staates selbst zu nehmen. In solcher Lage der Dinge muß es für die Bürger des Staates im höchsten Grade bedenklich sein, die Strafgewalt gegen den Mißbrauch der Presse in der Hand von Männern zu sehen, mit deren Stellung zu der Regierung die *essentielle* Meinung nie die Idee der vollkommenen Unabhängigkeit verbinden wird, nämlich in der Hand von Richtern, welche die Regierung anstreift und besoldet.

Der Gerichtshof, welcher berufen ist, über Preßvergehen zu entscheiden, daher erst in den Fall kommen kann, zwischen der Regierung und ihren Gegnern im Reife zu richten, muß aus vollkommen unabhängigen Männern zusammengesetzt sein; er muß aus dem Volke selbst hervorgehen, er muß ein Tribunal von Geschwornen sein.

Nur einem solchen Tribunal wird in einem repräsentativen Staate die Strafgewalt über Preßvergehen mit vollem Vertrauen auf seine Unparteilichkeit übertragen werden können.

Man wende nicht ein, die neueste Geschichte eines benachbarten Staates (Frankreich) zeige, daß auch Geschwornengerichte sehr parteilich sein können. Dort liegt das Uebel nicht in der Anstalt selbst, sondern in ihrer höchst verwerflichen Einrichtung.

Wenn in einem Staate der Krieg der Parteien auf Heftigkeit entbrennt ist, wenn die oberen Stellen der Verwaltung fast ausschließlich mit Männern einer Partei besetzt sind, und diesen Verwaltungsbehörden das Recht eingeräumt ist, die Geschwornen zu ernennen, so wird das Geschwornengericht kaum minder parteilich sein als diejenigen, deren Willkür es gebildet hat.

Es ist es aber nicht gut, und so soll es nicht sein. Solche monströse Mißgebungen von Geschwornengerichten wollen wir bei uns nicht hoffen. Wir wollen diese Geschwornengerichte aus der freien Wahl des Volkes hervorgehen lassen. Einzuwillen, bis das Gericht der Geschwornen für alle peinliche Sachen eingeführt ist, und die *essentielle* Freiheit auf diese Anstalt als einen ihrer Grundpfeiler sich stützen kann, mögen die Wahlmänner unserer Bezirke unser Geschworne für Preßvergehen sein. Aus der Zahl der Wahlmänner des Bezirks, dem der Angeeschuldigte angehört, werde das Gericht in die Zahl von zwölf Schöppen durch das Loos gebildet. Dem Kläger, sowie dem Beklagten stehe es frei, die aus der Urne emporkommenden Namen ohne weitere Anführung eines Grundes zu verwerfen, bis nur noch zwölf Namen in der Urne zurück sind. Den Vorsitz bei diesem Gericht und die Leitung der Verhandlungen

früher der Justizbeamte des Bezirke, in dem der Angeeschuldigte wohnt. Ihm müssen noch die zwei Beesitzer der nächsten Bezirksämter zur Seite stehen. Wenn die Geschworenen über die That ihr Schuldig ausgesprochen haben, so bestimmen die Richter das Maas der Strafe.

Es ist schon öfter behauptet worden, und ich trage kein Bedenken, aus vollem Herzen einzustimmen, daß Pressefreiheit ohne Geschworne weniger als eine halbe Freiheit und daß sie in vielen Fällen gefälscht sei als Censur.

Wenn über Pressevergehen Geschworne urtheilen, so ergiebt sich daraus als notwendige Folge:

Es kann nur das Verfahren einer Instanz stattfinden. Nur gegen den Ausspruch des Richters, der nach dem Erkenntniß des Schuldig das Maas der Strafe festsetzt, ist Appellation an die höhere Gerichtsbehörde gestattet.

Es kann kein inquisitorisches Verfahren stattfinden, sondern die notwendige Form der Verhandlung ist der Anklageproceß.

Es muß daher ein öffentlicher Ankläger bestellt werden.

Dieser muß in allen Fällen, wo das öffentliche Recht durch den Mißbrauch der Presse, oder ihr verwandter Werkzeuge, verletzt erscheint, als Kläger auftreten.

Wo hingegen die Verletzung Privatrechte betrifft, darf sie der öffentliche Ankläger nicht verfolgen. Nur der Beleidigte selbst kann besugt sein, in solchen Fällen als Kläger aufzutreten.

Das Urtheil der Geschworenen muß in allen Fällen ohne den mindesten Aufschub in Vollzug gesetzt werden. Ausgenommen ist nur der Fall, wenn gegen das Maas der verurtheilten Strafe Appellation eingebracht wird.

Daß das Gericht besugt ist, die fernere Vorbereitung einer Schrift, deren rechtsverletzende Tendenz es ausgesprochen hat, zu untersagen, selbst die Vernichtung der noch vorhandenen Vorräthe von Exemplaren anzuordnen, leidet eben so wenig Zweifel, als daß jedermann jeder Staatsgenosse ohne Ausnahme verpflichtet ist, dem Ausspruch unbedingte Folge zu leisten.

Nachdem ich so das gerichtliche Verfahren bei Pressevergehen in seinen Hauptmomenten skizziert habe, bleibe mir noch übrig, von der polizeilichen Beschlagnahme von Druckschriften, Kupferstichen und Bildern zu reden.

Die vorläufige Beschlagnahme vor der Eröffnung des Verfahrens kann nicht von dem Gericht selbst angeordnet werden, weil dieses erst für dieses Verfahren besonders gebildet werden soll. Sie kann nur von der Administrations- oder Polizeibehörde ausgehen.

Eine solche vorläufige Beschlagnahme kann nicht stattfinden in Fällen, wo bloße Privatrechte durch die Presse verletzt scheinen.

Denn ehe der Beleidigte als Kläger aufgetreten ist, kann keine Behörde besugt sein, von der Sache Kenntniß zu nehmen. Die Beschlagnahme kann aber verfügt werden von dem Gericht nach erhobener Klage und nach eröffnetem Verfahren. Sie kann aber vor dem gefällten Urtheil nur verfügt werden auf ausdrückliches Verlangen des Klägers, auf dessen Gefahr und gegen hinreichende Bürgschaft für den dem Angeeschuldigten dadurch verursachten Schaden.

Eine vorläufige Beschlagnahme vor erhobener Klage ist zulässig in Fällen, wo das öffentliche Recht Gegenstand der Verletzung ist. Sie kann aber nie eintreten, ehe die Druckschrift erschienen, d. h. verbreitet worden ist, weil sie sonst Censur wäre, Censur aber unter allen Umständen unzulässig ist.

Wenn die Polizeibehörde eine solche vorläufige Beschlagnahme wegen Verletzung des öffentlichen Rechts für nöthig hält, so sei sie verbunden, innerhalb vier und wannig Stunden dem für Pressevergehen bestimmten öffentlichen Ankläger von ihrem Beschluß Nachricht zu geben. Dieser muß sodann eine Klage innerhalb acht Tage bei der Justizbehörde einreichen, unter deren Leitung das Geschwornengericht in Wirkamkeit treten soll. Versäumt der öffentliche Anklä-

ger diesen Termin, so muß der Beschlag auf Verlangen der Theilhabenden aufgehoben, und von dem Staate aller dadurch verursachte Schaden samt Kosten ersetzt werden. Wird die Klage innerhalb acht Tage erhoben, so muß der Beschlag bis zur endlichen Entscheidung der Sache fortbauern.

Da die Verbreitung anonymen Schreiftens allgemein verboten ist, so ist die Polizeibehörde befugt, jede anonyme Druckschrift, von dessen Dasein sie Kunde erhält, in Beschlag zu nehmen. Sie muß den öffentlichen Ankläger davon innerhalb acht Tage in Kenntniß setzen, und dieser hat seine Klage innerhalb des Verjährungstermins von einem Jahre zu erheben. Nach dessen Verfluß ist die Klage verfallen und der Beschlag aufzuheben.

Zum Schluß erwarten Sie, meine Herren! von mir vielleicht noch den Entwurf eines vollständigen Preßgesetzes. Diese Arbeit glaube ich wie und Ihnen aber ersparen zu können. Mir schien es genügend und unserm Stande pünkt angemessen, alle Hauptpunkte, welche ein gutes Preßgesetz umfassen muß, einer sorgfältigsten Erörterung und Prüfung zu unterwerfen. Den Entwurf des Gesetzes selbst werden wir mit Vertrauen von der Weisheit der Regierung erwarten dürfen.

Im Namen Ihrer Commission stelle ich hiermit den Antrag, Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog zu bitten, Ihren getreuen Ständen baldmöglichst einen Gesetzentwurf über die Presse zur Debathe vorlegen zu lassen, wein die in dieser Rede entwickelten Ansichten berücksichtigt und besonders die Einschränkung der Anstalt des Geschwornengerichtes für die Beurtheilung im Preßvergehen ausgesprochen wird.

Nachschluß.

Man wird vielleicht noch dem Erfolg dieser Rede fragen. Sie machte einen großen Eindruck; aber eine fernere Verhandlung über Pressefreiheit unterblieb, weil die Kammer, wie schon bemerkt, am 28. Juli verlag wurde. Inzwischen erschienen die Kartebader Beschlüsse, am 18. October 1819, welche die Errichtung einer geschnittenen Pressefreiheit in Deutschland fast in das Gebiet der Unmöglichkeit verwiesen. Als die badischen Stände im Juni 1820 wieder einberufen wurden, waren die Preßverhältnisse schon so drückend, daß der Abgeordnete von Rottel in der ersten Kammer sich begnügen mußte, den Antrag auf „*Abänderung des Preßzwangs*“ zu stellen, welcher nämlich in Gemäßheit der badischen Verordnungen noch härter geworden war als die Kartebader Beschlüsse vorschrieben. Es erlangte derselbe noch hartem Kampfe die Zustimmung der Majorität in der ersten Kammer, bald darauf aber in der zweiten Kammer den einstimmigen Beifall. Aber immer dringender wurden die Fesseln der Presse. Endlich im Jahre 1831 wurde auf Antrag des unter dem Einfluß der damaligen europäischen Weltbewegung berufenen Landtags von der Regierung das sehnlichstgewünschte Gesetz über Pressefreiheit und Preßvergehen vorgelegt, beraten und angenommen; aber schon im Juni und Juli 1832 erschienen die bekannten Bundesbeschlüsse in Frankfurt, dadurch wurde die jugendliche Pressefreiheit in Baden wieder aufgehoben. Dabei blieb es in Baden, dabei in ganz Deutschland bis auf den heutigen Tag.

Ueber Gerichtsöffentlichkeit.

Rede des Abgeordneten Klingner in der sächsischen zweiten Kammer im Jahre 1813*).

Wenn schon, meine Herren, ich nicht im Stande sein werde, etwas Neues über den vorliegenden Gegenstand zu sagen, da schon arsten und vorarsten ausgezeichnete Redner darüber gesprochen haben, und auch im Deputationsprotokoll ein reichhaltiges Material zusammengetragen ist, welches dasjenige vollständig begründet, was die außerordentliche Deputation beantragt hat, so halte ich mich doch für verpflichtet, mit einigen Worten hervorgetreten, theils aus dem Grunde, weil Wahrheiten, wenn sie auch missfallen, nicht oft genug gesagt werden können, theils auch um dadurch an den Tag zu legen, daß ich nicht bei Feststellung meiner Meinung nicht von einer flüchtigen Richtung der Zeit habe hinerissen lassen. Meine Herren, der Zweck des Strafverfahrens kann kein anderer sein als Erforschung der weltlichen materiellen Wahrheit. Der Weg, der am schnellsten und am sichersten dazu führt, dieser Weg wird im Interesse des Rechts eingeschlagen werden müssen; denn es handelt sich beim Criminalverfahren um unveräußerliche Güter, um Ehre, Leben und Freiheit. Zwar behauptet die hohe Staatsregierung, daß im Inquisitionsproceß durch die Schriftlichkeit die Garantie vollständig gegeben sei, um sicher zur Erforschung der materiellen Wahrheit zu gelangen. Allein ich kann dieser Behauptung nicht beitreten, erkläre mich vielmehr für Mündlichkeit, Öffentlichkeit und Anklageproceß mit Staatsanwaltschaft in Verbindung mit Verurtheilung. Wenn sich Jemand in irgend einer Lage, in irgend einem Verhältnisse von Etwas sicher, genau und vollständig überzeugen will, so wohnt er dazu nicht die Verurtheilung eines Dritten, sondern er wird wünschen, selbst zu hören, selbst zu sehen, sich selbst zu überzeugen, und darauf sein Urtheil zu gründen. Ich frage Sie, meine Herren, wo ist ein Kaufmann, der, wenn ihm die Gelegenheit geboten ist, es verschmähet, die Waaren, die er zu kaufen sucht, vorher erst selbst zu sehen, sie selbst zu prüfen? Ich frage Sie, wo ist ein Landwirth, der ein Gut kaufen will, der sich nur auf eine bloße Beschreibung desselben aus dritter Hand verläßt? Er wird selbst hingehen, selbst hören, selbst in Augenschein nehmen, weil in Jedem die Ueberzeugung lebt, daß eigene Augen anders sehen als die eines Dritten? Wo ist ein Jurist, der bei einem Proceß von irgend einiger Wichtigkeit nicht wünschen sollte, mit seinem Klienten vorher selbst Rücksprache zu nehmen, um alles Thatsächliche genau zu ermitteln, was auf den Gang des Proceßes von Einfluß sein könnte? Wo ist ein Arzt, der einem ihm noch unbekannten Kranken schreibt: Ob ich nur schriftlichen Bericht, ich brauche dich weder zu sehen, noch zu hören, ich werde schon aus dem Berichte deine Krankheit erkennen, und die richtigen Mittel treffen? Ueberall, meine Herren, in allen Verhältnissen des Lebens, wo es gilt, einen Entschluß zu fassen, sich ein festes Urtheil zu bilden, wird man unwillkürlich den Wunsch haben, erst selbst zu sehen, selbst zu hören, sich selbst zu überzeugen. Nur dieser Inquisitionsproceß mit seiner Schriftlichkeit macht fast die einzige Ausnahme von diesem naturgemäßen Verlangen; nur ihm genügt es, daß dem erkennenden Richter Bericht von einer andern dritten Person, von dem Protokollanten, gegeben werde. Er verbietet

*) Mirthe: ausgezeichnete Reden des Volksvertreter in der sächsischen zweiten Kammer 1813 in Hinblick der hohen Fragen Gerichtsöffentlichkeit und Vertheilung. Herausgegeben von Hell. Leipzig 1813. — Nach der folgenden Rede über Proceßhaft von Oberst-Lieutnant W. daher aufgenommen.

dem erkennenden Richter, unmittelbar in Verlethe zu treten mit dem Angeeschuldigten und den Zeugen, sich selbst zu unterrichten, selbst zu sehen, selbst zu hören. Allein die Schrift ist nicht im Stande, ein treues, klares, deutliches, vollständiges Bild von dem zu geben, was bei dem Untergerichte von dem Angeeschuldigten und den Zeugen geschehen, gesagt und gesprochen worden ist. Es ist eine reine Unmöglichkeit, jedes Wort, jede Silbe in der Schrift aufzunehmen; es ist unausführbar, selbst wenn man annehmen wollte, es würde dem zu begreifen sein durch die Stenographie. Denn, meine Herren, wenn man damit auch Klarheit und Vollständigkeit schaffen wollte, so würde das Ergebniss das sein, daß die Akten in Kurzem zu Bergen anwachsen, womit man einen Hauf ausfüllen könnte. Es würde keinem Gerichtshofe möglich sein, solche Aktenhefte zu lesen, und es gehörte, wie ein Schriftsteller sagt, ein Geschwinderleser dazu. Was folgt daraus, daß nicht Alles und Jedes schriftlich niedergelegt werden kann? Es folgt daraus, daß der, welcher die Auslagen des Angeeschuldigten und der Zeugen aufnimmt, nur einen laßten Auszug davon geben kann. Dem Untersuchungsrichter ist es daher allein überlassen, das Wichtigste von dem Unwichtigen aufzuheben; in seiner Hand liegt es, was der erkennende Gerichtshof erfahren und nicht erfahren soll. Ist aber auch das, was er aufgeschreiben hat, das Richtige? Der Eine legt einen höheren Werth auf einzelne Umstände und schreibt 4, 5, 20 Bogen darüber; ein Anderer legt wieder diesen Werth auf andere Thatfachen, und Keiner von ihnen trifft vielleicht das allein Erhebliche. Es ist in der That auch nicht leicht, allemal das Richtige zu treffen, das aufzuheben oder aufzunehmen, was bei der Entscheidung von Einfluß sein kann oder nicht. Es ist nicht leicht, sage ich, zumal in den ersten Stadien der Untersuchung, weil man nicht jederzeit im Voraus wissen kann, was derinß von Wichtigkeit sein werde. Wenn man über alle Umstände des Verboehens sofort durch eine genaue Verzeichnung aufgelistet werden könnte, so würde man von einzelnen Angaben vielleicht ganz anders urtheilen, als am Schlusse der Untersuchung es möglich ist. Es ist aber auch nicht leicht, weil in sehr vielen Fällen tiefe Erkenntniß dazu gehört, zu wissen, ob gerade dieser oder jener Umstand von Einfluß auf die Entscheidung sei oder nicht. Allein man könnte sich damit vielleicht eher begnügen, daß nur ein Auszug dem erkennenden Richter gegeben werde, auf den er sein Urtheil baut, wenn nicht auf der andern Seite eine gleich große Gefahr daraus entsünde, daß dieser Auszug nicht allemal ganz getreu ist und nicht getreu sein kann. Es ist nicht möglich, alle und jede Worte einer kurzen oder längeren Erzählung im Gedächtniß zu behalten; dem Protokollanten und Untersuchungsrichter wird dies auch nicht möglich sein. Was einer in zehn Minuten spricht, wird in der Niederschrift vielleicht mehrer Bogen betragen. Wie ist es möglich, daß derjenige, der vor zehn Minuten eine Periode von Angeeschuldigten und Zeugen vernommen hat, behaupten könne: er habe Alles Wort für Wort in seinem Gedächtnisse aufgesaßt? Es kann im Protokoll nur der Sinn dessen wiedergegeben werden, was der Angeeschuldigte oder die Zeugen ausgesagt haben, mehr nicht. Man hat hierbei aber traurige Erfahrungen genug gemacht; im Auslande sowohl als im eigenen Vaterlande kommen Beispiele in Anzahl vor, aus denen es sich ergibt, daß der Sinn der Auslage der Angeeschuldigten und der Zeugen vom Protokollanten oft ganz mißverstanden, irrig aufgesaßt und mit diesen Irrthümern niedergeschrieben worden ist. Ich würde im Stande sein, mehrer Beispiele davon sofort aufzuführen. Ich werde mich aber in der Hauptsache dessen enthalten. Ich glaube, daß ein guter Protokollant, ein solcher, welcher viel Bildung besitzt, welcher sich viel mit Voketrisch beschäftigt hat, der sich dadurch eine blühende Sprache angeeignet, der sich in Schrift und Wort einer eleganten Diktion bedient, daß dieser nicht im Stande ist, seine Sprachwelt ganz aufzuheben und sich der des Zeugen oder Angeeschuldigten genau zu bedienen, es wird immer Etwas von sei-

ner Subjektivität in das Protokoll übergehen, und das ist gefährlich, weil ein solches Protokoll nicht verstanden wird. Daher erfahren wir häufig, wie im Protokolle Aussagen niedergelegt sind, daß man oft glauben muß, der Angeklagte, der Zeuge weiß sich außerordentlich gut auszubringen, es ist Alles so richtig, so geordnet vorgetragen, der Angeklagte muß ein Mann von Bildung sein, und am Schlusse ließ man, wie Leute in seiner Schrift demerkt, „übrigens“ scheine der Angeklagte oder der Zeuge etwas schwach an Verstande zu sein.“ Man fügt sich darauf, daß durch das Verlesen des Protokolls dem abgeholfen werde; der Angeklagte und der Zeuge habe das Recht, Einwendungen gegen das Protokoll zu machen, er werde aufstehen und sagen: das ist meine Meinung nicht. Allein treten Sie hinaus in die weiteren Klaffen des Volks, und Sie werden finden, daß es nicht im Stande ist, beim Verlesen des Protokolls den Sinn desselben vollständig zu erfassen, eben weil es in einer andern Ausdruckswelt als in der seinigen abgefaßt ist. Um Eines zu erwähnen, so ward vor ganz kurzer Zeit ein Mann in Polizeistrafkassen verurtheilt; er erklärte, daß er nicht wisse, wie er zu dieser Strafe komme. Ich sah das Protokoll ein und fand, daß die Strafe diesem Protokolle nach ganz in der Trennung war; denn im Protokolle war ausgesprochen, daß der Angeklagte bekannt habe, daß er eine ehrsüchtige Verfügung erhalten, er habe bekannt, daß er dessen umgekehrt das und das gethan, er habe bekannt, daß er gesündigt habe; gegenwärtig habe. Das Protokoll war vorgelesen, genehmigt, von ihm selbst vollzogen worden, und dennoch erklärte er, es sei nicht wahr, er habe nie eine ehrsüchtige Verfügung in dieser Angelegenheit erhalten. Beim Verlesen des Protokolls hat er dasselbe weder überhaupt, noch weniger aber verstanden, was es heißt: gesündigt gegen eine ehrsüchtige Verfügung handeln. Nicht allseitig ist es möglich, dergleichen Protokolle als richtig darzustellen; es ist unendlich schwierig, die Glaubwürdigkeit der Protokolle zu vernichten. Es wurde in dem vorliegenden Falle möglich gemacht; denn es konnte nicht nachgewiesen werden, daß eine ehrsüchtige Verfügung an diesen Mann erlassen worden. Man natürlich folgte daraus, daß er nicht gesündigt dagegen gehandelt haben konnte. Eine Menge von andern Fällen schweben vor meinem Gehörnisse; ich will aber darauf verzichten, ich habe nur darauf andeuten wollen, daß es nicht möglich sei, durch das Verlesen des Protokolls eine Garantie gegen Irrthümer und Mißverständnisse zu geben. Ja Sie werden, meine Herren, in der Criminaljustiz dasselbe finden. Lassen Sie heute eine große Verhandlung statthaben über verhängene Punkte, es ist der Richter, der Protokollant gegenwärtig, es sind eine Masse von Personen zugegen, vielleicht 10, 15, 20 Advokaten, das Protokoll wird aufgenommen, vorgelesen, genehmigt, unterzeichnet, und kaum sind einige Tage ins Land gegangen, so treten die Parteien auf und sagen: das Protokoll habe ich in einem andern Sinn, als er vom Gegentheile angenommen wurde, es sei nicht so zu verstehen, man habe bei dem Verlesen das anders verstanden, und so erhebt sich das darauf wieder ein Proceß über den Sinn des Protokolls. Also mit dem Verlesen des Protokolls ist nichts geendet. Um wie viel trauriger ist das in Criminalsachen; ein Wort zu viel oder zu wenig ist oft im Stande, über Ehre und Freiheit zu entscheiden! Der künftige Herr Commissar hat im letzten vergerichteten Jahre erklärt, das Protokoll sei das Original vom Verhöre, das vorgelesene, genehmigte und beglaubigte Protokoll gewahre die höchste Garantie. Allerdings ist es das Original, es ist das Original für den, der es niedergeschrieben hat, das Original für das Gericht, aber nicht das Original für den, der seine Aussagen darin niedergelegt hat. Warum nicht? Es enthält nur einen Auszug von seinen Aussagen, und es enthält diesen Auszug auch in einer andern Sprachweise, als die des Angeklagten oder Zeugen ist. Vergleichen Sie, meine Herren, mit jenen Mängeln das mündliche unmittelbare Verfahren. Da-

mündliche Verfahren gibt eine ganz andre Garantie. Ich verstehe hier unter diesem mündlichen unmittelbaren Verfahren dasjenige, wozuach der Richter Nichts für wahr annehmen darf, als was er selbst gehört von den Zeugen und dem Angeklagten, oder was er nicht mindestens aus der Voruntersuchung wiederholt bekräftigt gehört hat. Es ist damit gesetzlich Schriftlichkeit verbunden, in der Voruntersuchung werden auch die hauptsächlichsten Punkte protokolllirt, ebenso auch bei der Hauptverhandlung, und neben dieser Fixation durch die Schrift tritt noch der unmittelbare Verkehr mit dem Richter ein. Meine Herren, es ist möglich, bei dem mündlichen Verfahren durch eine zeitgemäße Frage des Richters das Dunkel, welches über irgend einer That schwebt, sofort aufzuheben. Ist das möglich bei unserm Inquisitionsverfahren? Wohl, aber nicht immer. Warum? Die Punkte und Momente, die in den Untersuchungsakten nicht vorhanden sind, diese sind auch nicht für den erkennenden Richter da; er kann nicht nachhelfen, wenn Umstände weggelassen werden sind. Er kann sich keine Aufklärung mehr über die Sache verschaffen, er kann auf einzelne einschränkende Gegenstände gar nicht kommen; denn die Akten enthalten oft keine Andeutung davon. Ich erkläre daher, es ist kein Heil in der Schriftlichkeit, und hauptsächlich hat mich dazu bestimmt, nicht seit gestern und heute, sondern schon seit Jahren, der Umstand, daß ich gesehen habe, es sei nicht möglich, daß von dem Untersuchungsrichter etwas Anderes gegeben werden könne als ein Auszug von dem, was der Angeklagte und die Zeugen gesagt haben, und eben: dem in einer Uebersetzung, die nicht das Original ist. Aber wo es sich um Gegenstände so wichtiger Art handelt, da muß die Angabe jedes Umstandes treu, wahr und vollständig sein. Meine Herren, es lassen sich noch eine Menge von andern ebenfalls sehr wichtigen Gründen für das mündliche Verfahren anführen. Ich berühre sie nicht; ich habe nur diejenigen heranziehen wollen, die mich besonders überzeugt haben. Ich verzichte darauf, noch mehr anzuführen; wozu auch es ist nöthig. Beweise für die Verlässlichkeit des unmittelbaren Verfahrens geben im wesentlichen. Erstens man einen Beweis dafür, daß Tag nur Tag, und Nacht nur Nacht sei. Gewiß nicht. — Ich erkläre mich auch für die Oeffentlichkeit. Ich bin der festen Ueberszeugung, meine Herren, daß die Oeffentlichkeit einen großen Gewinn für die Wahrheitlichkeit bietet. Es ist nicht zu läugnen, daß in einer großen Versammlung da, wo die Feiertlichkeit und Würde der Verhandlung so groß ist, diese Feiertlichkeit, diese Würde einen tiefen Eindruck auf die Menschen herbeiwirkt. Es ist leichter in der Umgebung von wenigen Personen der Wahrheit weniger zu huldigen als vor einer großen Versammlung. Die Erfahrungen anderer Länder beweisen das in Bezug auf das Criminalverfahren vollständig; sie beweisen es damit, daß, während bei uns selten Jemand sich veranlaßt findet, sich als Zeugen aufzuweisen, sie dort von den Tribunen herabkommen, sich zu Zeugen anbieten, um Aufklärung zu geben, und um dem, der vielleicht eine falsche Aussage gegeben hat, zu widersprechen. Diese Erfahrung macht man selbst in Ländern, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. Ich meine Italien. Ich darf nicht unterlassen, hier eine Mitteilung zu erwähnen, die mir von einem ausgezeichneten Criminalisten Deutschlands hierüber gemacht worden ist. Er sagt, er habe Italien bereist in der Absicht, um daselbst das Land mit seinen Sitzen und Institutionen, besonders das öffentliche, mündliche Verfahren dort kennen zu lernen. Um die Stimme des Volkes darüber zu erfahren, habe er sich entschlossen, in die niedrigsten Wirthshäuser zu gehen. Er sei herabzusteigen zum Vettorino und Voccino. Er habe sie gefragt: wie steht es mit eurem öffentlichen Verfahren? Seld ihr damit zufrieden? Die Antwort sei gewesen: Nein, das ist ein böses Verfahren. Warum? Früher, als das schriftliche Ver-

saften bestand, da ging man hin, gab seine Anklagen vor wenigen Personen an der Gerichtsstelle ab, sie wurden niedergeschrieben, und es ward nicht so genau genommen. Da war es möglich, seinen Freunden durchzujubeln. Allein jetzt, wo man vor der öffentlichen Versammlung erscheinen muß, jetzt, wo die Heftigkeit der Handlung auf jedes Gemüth einen tiefen Eindruck macht, wo bald der Präsident des Gerichtshofes mit Fragen in einen hineinsturm, bald der Vertheidiger, bald wieder die Beisitzer des Gerichtes, bald endlich der Staatsprosecutor mit Fragen aller Art überhäuft, da wird man gedrängt und getrieben, daß es nicht möglich ist, mit Unmuthetheit hervorzutreten; man kann nicht anders, man muß die Wahrheit sagen. Es ist die Oeffentlichkeit auch zu dieser Zeit ein Sporn für den Richter, möglichst gerecht zu sein. Es kann nicht fehlen, daß der Eindruck, der durch die Heftigkeit der Handlung auf die Zugen gemacht wird, auch bei dem Richter stattfinden werde. Er muß mit großer Aufmerksamkeit allen Ergebnissen der Verhandlung folgen. Er würde sich dem Specter, der Betrachtung des ganzen Publicums aussetzen, wenn er zur Parteilichkeit, zur Ungerechtigkeit sich verleiten lassen wollte. Der Richter selbst hat aber auch zugleich ein Recht darauf, daß Alles öffentlich bekannt werde, daß alle Verhandlungen öffentlich seien, damit das Volk wisse, daß Gerechtigkeit von ihm geübt werden, Dasselbe gilt bei ihm von der Unmittelbarkeit. Denn ist er jetzt davon überzeugt, daß die Schriftlichkeit mit manchen Mängeln behaftet ist, weiß er, daß er nur einen unvollständigen Aufzug erhält, in der That, so wird er zwar seine Pflicht erfüllen, indem er sein Urtheil auf die Akten gründet, aber er ist in seinem Gewissen allemal so frei, daß, meine Herren, lasse ich dahingestellt sein. Es ist keine Frage, daß die Oeffentlichkeit auch Rechtsanw. begründet und Rechtssinn weckt. Wir haben ein Criminalgesetzbuch von einigen hundert Artikeln; es ist eine Masse von einzelnen Bestimmungen darin, welche der Mithras des Publicums unbekannt sind. Man darf nicht sagen, das Gesetz, das Gewissen sagt es schon einem Jeden, was Recht oder Unrecht sei. Die Erfahrung zeigt das Gegentheil. Es gibt keine Subtilitäten des Criminalrechts, wo es schwer ist zu entscheiden, wie schon gestern vom Abgeordneten H. v. Waser angestrichen worden, ob eine Handlung strafbar oder nicht strafbar ist. Man denke nur an die Zeitstrafe, an die Zwangsbefreiung und den Schutz des Verbrechens. Es kommt vor, daß Jemand in Untersuchung gezogen wird, der glaubt, er sei in seinem vollen Rechte. Es wird durch Oeffentlichkeit der Verhandlung Aufklärung und Rechtskenntnis verbreitet werden, wenn auch erst nach und nach. Wir müssen doch sehr wünschen, daß alle die Befehlsbestimmungen, die einmal befohlen und gegeben sind, allgemein bekannt und von Befolg werden. Wir hätten dies jetzt durch die Nichtöffentlichkeit. Allein das größte Recht auf Oeffentlichkeit scheint mir der Angeklagte selbst zu haben. Es ist keine Kleinigkeit, in Untersuchung gezogen zu werden; denn der Folgen Namen von den größten Nachtheilen begleitet sein. Erhebt sich verbreitet sich das Gerücht davon von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, verbreitet sich über die ganze Umgebung hin, der gute Ruf ist untergraben und der Mann gebrandmarkt. Es sind viele Fälle dieser Art in unserem Vaterlande bekannt, und selbst wenn auch nachher die Freisprechung erfolgt, ward Mißtrauen und Verfolgung nicht erheben. Ich mache nur auf einen Fall dieser Art aufmerksam. Der nicht zu langer Zeit wurde Jemand der Brandstiftung bezichtigt, darauf aber gänzlich freigesprochen; dennoch war er, verfolgt von der Meinung und dem Mißtrauen des Publicums, veranlaßt, seine Heimath zu verlassen, und wird vielleicht jetzt die zweite Heimath wieder aufgeben müssen. Warum? weil das Publicum nicht die Gründe kennt, die seine Unschuld darstellen, und denen er freigesprochen ist. Der Mann kommt dadurch in dem höchsten Groll und Ungnust, und vor wenigen Tagen habe ich von einem ähnlichen Fall des Zustandes gehört. Es war eine Frau in Unter-

nung gezogen worden, auch in Bezug auf Brandstiftung. Nachdem die Untersuchungsakten geschlossen waren, hatte der Referent darüber Vortrag zu erstatten, und sprach seine Meinung dahin aus, die Angeklündigte sei frei zu sprechen, es habe kein Verdacht auf ihr. Allein, fügte er hinzu, die Untersuchungsakten haben zugleich die traurige Wahrheit ergeben, daß, wenn diese Person in ihrer Heimath wieder zurückkommt, sie ihres Lebens nicht mehr sicher sein werde, es habe einmal der Verdacht der Brandstiftung auf ihr; und er trug daher darauf an, daß sie zu ihrer eignen Sicherheit auf einige Jahre in das Arbeitshaus gebracht werde. Warum? Um bei der aufgeregten Stimmung des Publikums, welches die Gründe der Freisprechung nicht kennt, nicht todtgeschlagen zu werden. Etwas der Art kann bei uns nicht vorkommen; unsere Richter stehen auf einer zu hohen Stufe der Intelligenz und Humanität, als daß sie eine solche Entscheidung geben könnten. Allein es ist Beweis genug dafür, daß es nothwendig ist, die Leffentlichkeit einzuführen, damit das Publikum weiß, aus welchen Gründen Jemand verurtheilt oder freigesprochen wird. Bleiben diese Gründe unbekannt, so bleibt auch nach der Freisprechung immer noch ein Verdacht haften; der Verachtung und Verfolgung ist ihr Theil. Ich erkläre mich aber auch für den Anklageproceß und kann damit um so länger sein, weil von mehreren Rednern vor mir darüber schon mit großer Ausföhrlichkeit und Klarheit gesprochen worden ist. Ich besche mich nur darauf, daß es nothwendig ist, daß eine bestimmte Anklage formirt werde, damit nicht das beliebige Hineinzufragen in andere Gegenstände erfolgt. Hauptsächlich aber darum, weil ich mich auch von der großen Gefahr der Triplität des Richters überzeugt habe. Man hat gesagt, der Richter könne alle diese drei Functionen im Interesse des Rechts auf sich nehmen; allein es ist gegen die Natur des Menschen, er kann nur einer, nicht ein doppelter zugleich sein. Kann man nach Lii und nach Wess zu gleicher Zeit sehen; kann man vorwärts und rückwärts zu gleicher Zeit schreiten; kann man Wille mit den Rechten gegen Jemanden schüttern und dieselben wieder mit seinen Finken auffangen wollen? Das widerspricht der Natur. Es gibt nur eine Einheit des menschlichen Willens. Ich muß mich daher gegen den jetzigen Inquisitionsproceß und gegen die jetzige Triplität des Richters und für den Anklageproceß erklären. Meine Herren, es würde mir unthunlich sein, eine Menge anderer Gründe darzulegen, die für den Bezug der Leffentlichkeit, Mündigkeit, des Anklageproceßes mit Staatsanwaltschaft sprechen, denn das Material dazu ist unendlich reich; allein ich verzichte darauf, da von mehreren Abgeordneten vor mir der Gegenstand mit großer Vollständigkeit behandelt worden ist. Nur das füge ich noch hinzu: Die Regierung hat der Ständerversammlung auch grüßen wieder das Versprechen gegeben, sie werde, wenn sie zu einer anderen Uebertragung gelangt ist, wenn sie erkannt habe, daß das von der Deputation Branträge miltlich große Verzüge vor dem Inquisitionsproceß bestehe, gern bereit sein, den diesseitigen Wünschen entgegenzukommen. Es ist ein edles, zeitliches Wort. Die Regierung hat das ernste, heilige Streben nach Wahrheit und Recht; sie wird Wort halten, und ich bin der Ueberzeugung, sie wird voranlaufe sein, recht bald Wort zu halten, da ich hoffe, sie werde sich bald eines Andern überzeugen. Denn die Wahrheit, wenn auch noch so sehr von Hemmnissen umgeben, wird überall durchdringen und den Sieg davontragen.

Ueber Pressfreiheit.

Rede des Abgeordneten Oberländer in der sächsischen zweiten Kammer im Jahre 1843.

Meine Herren! Da ich gestern wegen bedeutenden Unwohlseins nach Beginn der Tagesordnung unsere Versammlung verlassen mußte, und daher die von den verschiedenen Rednern entwickelten Ansichten nicht kenne, auch mein körperlicher Zustand heute nur tolerir qualiter das Sprechen zuläßt, so werde ich Ihre gütige Nachsicht in mehr als Einer Beziehung in Anspruch nehmen müssen. Aber wenn diesmal auch schon viel und nichtig Mitleidender unserer Kammer sich erhoben hätten für das leibbare und unauferlegliche Recht der freien Gedankenmittheilung, so würde ich keinen Anstand nehmen, mit meinen letzten Kräften als fünf und siebzigster Sprecher aufzutreten für die Freiheit des menschlichen Geistes, für das wichtigste Hülfsmittel zu jeglichem Fortschreiten in allen Gebieten menschlicher Kenntniß und Wissenschaft, für dieses sicherste Schild gegen die Schläge des Unrechts, der Unterdrückung und der Willkür jeglicher Art, für die mächtigste Stütze und unentbehrliche Bewehrtheilung aller übrigen Freiheiten — für die Pressfreiheit, ohne welche alle Repräsentativverfassung für immer ein leeres Schall bleibt. Darum wird in diesen Reihen der würdevollen Vertreter des sächsischen Volkes, der treuen Wächter seiner Verfassung, über diese Frage nur Eine Stimme sein, wie es nur Eine Stimme ist unter allen Verfassungen und Wohlgefunten aller civilisirten Völker des Erdbodens. Ich trete damit nicht in Opposition gegen die Ansichten, die so eben ein verehrter Staatsminister entwickelt hat. Auch er gehört gewiß zu denjenigen, welche die Freiheit des menschlichen Geistes, also die Pressfreiheit, im Princip anerkennen, nur daß wir wegen der Mittel zur Abwendung des Mißbrauchs dieses Rechts nicht einerlei Meinung sein werden. In diesem wichtigen Moment, wo ein ganzes Volk, gestützt auf sein gutes, durch das Herzblut seiner Kinder, durch seine Liebe und Treue für Recht und Vaterland verdientes, durch heilige Uebungen veredeltetes Recht, seine Regierung um Erhöhung bittet, da fehlt nicht die innerste Bewegung der Seele, da steht vor ihr die ganze Wichtigkeit der Stellung eines Volkvertreter. Mit dieser Bewegung, von dem großartigen Verhältniß der Sache durchdrungen, mit Begierde, aber darum nicht ohne Prüfung und Ueberlegung, gebe ich meine Stimme ab. Daß ich sie noch in dieser Sache, auf dieser erhabenen Stelle, in dieser ehrwürdigen Halle, wo sich vor den Blicken von ganz Deutschland die Vertreter eines würdigen und intelligenten Volkes über eine Angelegenheit nicht nur ihres Landes, sondern der ganzen Menschheit mit dem Aufblick auf den, der Alles leitet, beraten, abgeben kann, das werde ich stets zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zählen. Mein Zweck kann nicht sein, Ihr gewichtiges Einvernehmen mit den Anträgen unserer Deputation erst hervorzuweisen, denn ich müßte bei Ihnen in den Verdacht großer Uebersicht kommen, wenn ich die Meinung vertritt, als könnte ich noch etwas Neues hinzufügen, sondern damit möglichst aus allen Theilen des geliebten Vaterlandes jenes Einvernehmen erschalle und ich halte, und unsre Regierung sich um so sicher davon überzeuge, daß auch das sächsische Volk seine Rechte nicht eher einstellen werde, bis erfüllt werden, was den Vätern Deutschlands, nachdem sie das Vaterland von der Schmach fremder Despotie befreit, und ihre Fürsten in ihren Rechten und Thronen besetzt, von letzteren der ganz Europa seitlich vertheilt, und in allen Verfassungsurkunden der einzelnen constitutionellen Staaten Deutschlands noch besonders zugesichert und bekräftigt worden ist, — verlangt ganz Deutschland die Pressfreiheit nach dem 10. Artikel der deut-

schen Bundesakte vom 8. Junius 1815, so beanspruchen wir Sachsen sie noch besonders nach §. 35 unserer Verfassungsurkunde'). — Nach einer bekannten Rechtsregel ist ein nach Zeit und Umfang unbestimmt gelassenes Versprechen so bald und so gut als möglich zu erfüllen. Nach einem fast zwölfsährigen Zeiteaume sind wir aber noch da, wo wir vor dem Versprechen waren. Und daß, was den Umfang dieses Versprechens anbelangt, der vorgetragte Gesammtwirth eher jeder anderen Sache als einem Pressfreiheitsgesetze ähnlich sehe, darüber braucht man nicht erst einen Commentar zu schreiben. Ist aber die Verfassung nicht das kostbarste Gesammtgut für Fürst und Volk, die Gewährleistung des gegenseitigen Rechts, woran Fürst und Volk gleichen Antheil nehmen? Es ist also auch die Heilighaltung und die Erfüllung der Verfassung die wichtigste Angelegenheit für Alle; Fürst und Volk, die Minister wie die Stände, haben hier alle gleiche Pflicht. Darum, meine Herren, wer für die Constitution, wer für eine einzelne Paragraphe der Constitution, wer für die Pressfreiheit spricht, der spricht nicht nur für das Volk, sondern auch für die Regierung. Es besteht aber die allein heiligen Bestimmungen entgegen nicht die Pressfreiheit, der Grundsatz, sondern die Censur, also das pure Gegentheil. Kaum kann es zwar fehlen, daß das, was hier gesagt werden muß, da und dort mißliebig aufgenommen werden wird; allein die freie Rede, die Rede der innern Ueberzeugung ist ein so vertrautes Gut, für dessen Mißgebrauch wir eben so verantwortlich sind wie für den bösen Gebrauch. — Der einzige Grund, der gegen die Pressfreiheit angeführt zu werden pflegt, besteht darin, daß sie oft mißbraucht werden könne und leider überall mißbraucht werde. Aber wir wollen dem Mißbrauch ebenfalls Schranken setzen, feste Schranken setzen. Diese Freiheit darf nicht die Rechte Anderer und das Sittengesetz verletzen, nicht die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährden. Die Ueberschreitung dieser Grenzen, der Mißbrauch dieses Rechtes muß der strengsten Bestrafung und Civilenscheidung unterworfen sein. Die durch die Presse begangenen Verbrechen müssen sogar härter geahndet werden als die gewöhnlichen, weil ihre Wirkung weitbin verbreitet ist. Denn eine Verleumdung, eine Verleumdung, ein Angriff, der mit der Schnelligkeit der Pressverbreitung geschieht, schlägt tausend Wunden als die mündliche Rede. — Dieser Gefahr vorzubeugen ist jetzt die Censur bestimmt. Allein abgesehen davon, daß dieses Institut dem Mißbrauch, wie wir Alle wissen, nicht hindert, so hat es auch große Nachteile und Nachtheile in seinem Gebiet und Wirksamkeit. An die Stelle der Censur sollen zur Abwendung des Mißbrauchs der Presse die strafenden Gerichte treten, und zwar wegen der eigenthümlichen Verhältnisse der Presse am zweckmäßigsten die Geschworenengerichte. Wir weisen also gänzlich zurück die Beschränkung, als verlangten wir eine unumschränkte Freiheit der Presse; auch wir fordern die Beschränkung derselben, aber nicht durch die Censur, dies ist der unauslöschliche Charakter selbst der sogenannten liberalen Censur, sondern durch das Gesetz, was oft noch härter sein mag als die Censur. Denn gerecht ist der Abtheil gegen den Mißbrauch der Presse und gegen die Pressfreiheit. Allerdings kann die Freiheit der Presse zu den tiefsten Abtheil erregenden Mißbräuchen führen. Wie in allen menschlichen Dingen, so ist auch hier der böse Wille zu fürchten. Was ist aber im menschlichen Leben Gutes und Edles nicht mißbraucht worden, was kann nicht gemißbraucht werden? Sollen wir die Religion abschaffen, die Kirchen schließen, weil auch sie unzählige Male mißbraucht worden sind? Sollen wir das monarchische Princip, das Königthum, für verwerflich erklären, weil es oft in Sultanismus ausartete und zur Unterdrückung der

1) Der Paragraph 35 der Verfassungsurkunde lautet: „Die Angelegenheiten der Presse und des Buchhandels werden durch ein Gesetz geregelt werden, welches die Freiheit derselben unter Berücksichtigung der Beschaffenheit der Verhältnisse und der Sicherung gegen Mißbrauch, als Grundsatz aufstellen wird.“

Menschenrechte mißbraucht wurde? Können wir die heilsamsten Einrichtungen und Anstalten des Staates entbehren, weil so oft Unheil aus ihnen hervorgerath, und sie für Einen oder den Andern mit Beschränkungen und Beeinträchtigungen verbunden sind? Ueber die Mißbräuche darf man die Wohlthaten nicht vergessen, und das Nothwendige muß man um so mehr beibehalten, wenn die Letzteren die Nachtheile der Ersteren aufwiegen? Daß aber alle Erscheinungen des Mißbrauchs der Presse, als Verläumdungen und empfindliche Verletzungen von Privatpersonen, Angriffe der Religion und Sittlichkeit, Verbreitung von Lügen, welche dem Staat im Ganzen oder der Staatsregierung nachtheilig sind, welche die Grundsätze der Ordnung untergraben, Liebe und Vertrauen der Unterthanen zu ihren Fürsten erschüttern, auch in solchen Ländern vorkommen, wo die literarischen Erzeugnisse der Censur unterliegen, das wird Niemand läugnen, das ist eine tägliche Erfahrung, eine Erfahrung aller Zeiten und Völker. Eine Maßregel aber, die neben dem Vorwurfe der größten Ungerechtigkeit auch noch der Unzweckmäßigkeit trifft, die wird Niemand für die Lange vertheiligen wollen; es können sie höchstens außerordentliche Umstände auf Zeit rechtfertigen. Ich habe die Censur ungerecht genannt, weil sie eine jede Rechtfertigung ausschließt, wenn der Censor streicht, was ich geschrieben habe. Ich kann mich ihm gegenüber nicht rechtfertigen, nicht beweisen, daß er mit Unrecht gestrichen hat, weil die Erlaubniß der Veröffentlichung der Sache vor dem Publikum, die einzige Möglichkeit zur Rechtfertigung, mir entzogen ist. Willkür ist und bleibt der ausschließliche Charakter der Censur, also eines Instituts, welches constitutionelle Staaten nicht kennen sollten; denn es ist dem subjectiven Ermessen des Censors überlassen, die Meinungen, welche er für schädlich, für irrig hält, nach seinem Belieben zu streichen. Ist es aber nicht Hohn gegen den menschlichen Geist, gegen die Gottheit selbst, einem Menschen das vernichtende Urtheil über die geistlichen Erzeugnisse vieler tausend anderer ihm nicht Nachstehender, ihn vielleicht hundertmal Ueberragender einzuräumen? In einem constitutionellen Staate soll kein Bürger in der Ausübung eines wesentlichen Rechtes der Willkür eines Anderen unterworfen sein, das ist ein Satz, welchen Niemand bestreitet. Wie will man nun diese Willkür bei dem unveräußerlichsten aller Rechte, bei dem Rechte, Andern seine Gedanken mitzutheilen, Botschaft zu geben und zu empfangen, rechtfertigen? Wie kann man einem einzelnen Menschen das Recht verziehen, nach Willkür die Gedanken seiner Mitbürger zu verfälschen, zu verfälschen; und wie will man einer gebildeten Nation zumuthen, nur das als Wahrheit gelten zu lassen, was der Censor für wahr hält? Wie darf man sich in heilighenconstitutionellen Staaten erlauben, die freie Entwidlung der Kräfte und Anlagen zu hindern, welche die Natur und der Schöpfer in uns gesetzt hat? Der Zwang der Censur ist eine wahre Versündigung gegen den Schöpfer. Hat man die Sklaverei des menschlichen Körpers, die Leibeigenschaft, für immer aufgehoben, sind wir der Sklaverei des Grundeigenthums, das heißt, den auf dem Grundeigenthum haftenden Lasten entgegengetreten, so werden wir auch wie aus Einem Munde die Sklaverei des menschlichen Geistes, das heißt die Unterdrückung der freien Presse, die Censur, verdammten. Denn jede Sklaverei ist eine Schmach; und da in dieser geerbten Versammlung wohl Niemand läugnen wird, daß der Geist höher steht als der Körper und das Grundeigenthum, so ist die Sklaverei des Geistes, die Unterdrückung der freien Presse, gewiß eine größere Schmach als jede der beiden andern. Dies erkennt auch unsere Versammlung ausdrücklich an, indem sie dieser Sklaverei ein Ende zu machen versprochen hat. Ja, wir fordern das Recht zurück, welches der Schöpfer und die Natur den Menschen gab, welches aber eine falsche und überverstandene Politik der Regierungen ihnen nahm und bis jetzt vorenthielt. Und welcher Nutzen wurde durch solche Maßregeln den Regierungen erzeugt? Wurden die Mißgriffe der Re-

störung von wenigen gestrichelt und angegriffen, weil dies im Widerspruch gegen die Rechte der Wahrheit und Liebe daraus erwachsen, daß man die Erfüllung seiner heiligen Versprechungen von Zeit zu Zeit hinausschiebt, daß man mit der Ueberschneidung der Freiheit der Presse gestattete, alle Uebrigem aber jenseits der Schranken verbotener. In Nichts trifft die Regierung mehr der Verdacht, in den Willen keine anderen Meinungen als die ihrigen zuzulassen, als in der Unterdrückung der Pressefreiheit. Wenn sich hier und da in Deutschland Stimmen der Unzufriedenheit gezeigt haben, so liegt der Grund vorzüglich darin, daß die Pressefreiheit nicht erfüllt worden ist; und auch für die andern Gründe der Unzufriedenheit würde es zur alldarigen Beschwichtigung beitragen, wenn man endlich die verheißene Pressefreiheit gäbe. Meine Herren, es gibt — also sagt ein großer und von Königen geachtet Schriftsteller — es gibt in dem Zeitalter, in welchem wir leben, nur eine einzige wahrhafte schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu verkennen, nur eine einzige wahrhafte verdienstliche Art, ihm zu dienen, — daß man sie ihm seinen Augenblick verleihe. Haben aber die deutschen Minister unsern Fürsten die Wahrheit gesagt, wenn sie ihnen vorgelesen haben, daß die deutsche Bundesakte in ihrer Reinheit und Pressefreiheitsverpflichtung keine Gewährleistung mehr gäbe für die Ruhe und Ordnung in unserm deutschen Vaterlande? Hat sich die deutsche Nation in der That seit dem Jahre 1815 als eine so schlechte und unwürdige gezeigt, hat sie ihre Pflichten gegen den Fürsten in der That so schlecht erfüllt, daß man sich für ermächtigt hält, die Erfüllung der Rechte zu suspendiren, welche ihm die Gerechtigkeit hat? Hat sie wirklich verdient, daß nun seit einem Vierteljahrhundert das Mactalgesetz gegen dieselbe in Anwendung gebracht wird? Dem Himmel sei Dank, Deutschland bewahrt noch den Nationalstolz seiner Väter, und seine Volkshämme werden sich stets als eine Nation bewahren, die, um mit den essentially ausgesprochenen Worten eines deutschen Ministers zu reden, — durch ihren edlen Charakter und tiefen Sinn, wie durch Achtung für gesetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihren Fürsten in den entscheidendsten Momenten der vollen Bewunderung Europa's würdig gelieben ist. Eine Nation, die ein solches Lob verdient, kann so schnell nicht wandern. Warum also hat man nicht längst auf gesetzlichem Wege, statt auf dem der Willkür und der verhassten Censur, die Mißbräuche der Presse zu bekämpfen gesucht; bieten Deutschlands Gerichte so wenig Garantie, daß Verunsug, Preßmißbrauch vor ihren Tribunalen ein Verbrechen haben würde? Sollte, also sagt der liberale Schreiber, etwas dem Staate oder einem einzelnen Bürger Schädliches gedruckt worden, so findet sich in jedem Lande schon eine Stelle, die dagegen Rath schaffen kann und muß. Sie heißt die heilige Justiz. Deutschlands Gerechtigkeit pflege weilt den Verdacht der Begünstigung der Preßverbrechen mit Entschiedenheit und der tiefsten Indignation zurück, und nimmt mit Recht das Verbrechen in Anspruch, daß wahre Geseßverletzungen durch die Presse bei den stets eine unparteiliche, unfehlige und ernste Rechtsprechung gefunden, und letztere unfehlbar den Zweck aller Staatsjustiz auch hier nicht verfehlt haben würde. Darum kann ich nicht mehr glauben, daß unsere deutsche Nation, und die sächsisch Insunderheit, nicht eben so gut sein sollte, wie irgend eine von denen, welche die Pressefreiheit sich erstreuen. Nun wohl, meine Herren, wenn man überall mit dem Munde der deutschen Nation das beste Zeugniß gibt, so gibt man es ihr auch durch die That, so behandle man sie auch darnach, und spreche durch Gleichung solchen einem würdigen und freien Volke gebührenden Rechte nicht das beleidigende Urtheil aus: die deutsche Nation ist weder würdig noch reif, so behandelt zu werden, wie die Engländer, Franzosen, Holländer, Belgier, Schweizer, Schweden, Dänen, Nordamerikaner, ja selbst wie das junge Volk der Griechen, welches erst vor wenig Jahren aus der fast vierhundertjährigen türkischen Sklaverei

viel besser werden ist, und deshalb doch wohl den Gebrauch der Freiheit noch
 nicht so gewohnt ist wie das deutsche. Oder wollen etwa die deutschen Regie-
 rungen das Letztere bestreiten? Sonach ist es eine Schmach, eine Perakwü-
 bigung der deutschen Nation, daß man ihr die Pressfreiheit entziehe, also daß sie
 sich vor den andern Völkern Europa's entscheiden muß, und auch in der That
 deshalb vielfach verhöhnt wird. Ist aber die Schmach der Völker die Ehre der
 Regierungen? — Wenn die deutsche Nation, wie Alle mit dem Munde an-
 erkennen, eine edle ist, und die eben durch die Eigenschaften des Geistes und
 Herzens verdient, besser behandelt zu werden, wenigstens eben so gut, wie an-
 dere; so ist es traurig, sehr traurig für uns, daß man eine solche Schmach auf
 uns ruhen läßt. Und dieses besonders auf unser Vaterland Sachsen angewen-
 det, so ist es noch demüthigender und niederschlagender, daß unsere Regierung
 nicht einmal die provisorischen, durch angebliche Schuld des deutschen Volkes
 hervorgerufenen, Ausnahmegesetze für hinreichend hält, daß sie bis jetzt nicht einmal
 das gewährt hat, noch gewähren will, was jene gestatten. Womit hat solches
 das sächsische Volk verdient? Wie haben nichts verbrochen, und das sächsische
 Volk, in dessen Namen wir hier stehen, hat auch nichts verbrochen. Meine Herren,
 sollten noch eine gewichtige Autorität dafür anführen, daß man sonst wirklich nicht
 so verächtlich von dem deutschen Volke, seinen Verdiensten und Ansprüchen dachte!
 Es sind die Worte des Präsidialgesandten der hohen Bundesversammlung selbst,
 in dem Protokolle vom 17. Mai 1817 ausgesprochen: „Die Bundesversamm-
 lung wird, eingedenk der hohen Bestimmung, zu der sie berufen worden, und
 der Vorschriften und Zwecke der Bundesakte, sich durch keine ungerechte Verurthei-
 lung eines einzelnen Bundesgliedes abhalten lassen, selbst bedrängter Unterthanen
 sich anzunehmen, um auch ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß
 Deutschland nur darum mit dem Bunde der Völker vom fremden Joche befreit,
 und Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückzugeben werden, damit überall
 ein rechtmäßiger Zustand an die Stelle der Willkür treten möge.“ Die deutschen
 Völker haben also nach Auflösung des deutschen Reiches nicht schlechter gestellt
 werden sollen; nach diesem Programm des Bundestags hat alle Willkür ein Ende
 nehmen sollen. Ist nun unser Rechtsanspruch auf Pressfreiheit so begrün-
 det, daß, wenn es noch ein höchstes deutsches Reichsgericht gäbe nach altem Aus-
 schutze, nicht besser, ein solches nach dem darüber vorhandenen Beif und Ein-
 stimmigkeit eine Verurtheilung der einzelnen deutschen Regierungen zu Ge-
 währung der versprochenen Pressfreiheit aussprechen würde, so lassen Sie uns,
 meine Herren, mit diesem Programm der deutschen Bundesversammlung in der
 Hand getroßt die Frage aufweisen, wer die Schuldner seien, die Völker oder die
 Regierungen? Jean Paul, der beste Verteidiger der Pressfreiheit, sagt: „Das
 arme Volk! Überall wird es in den Schloßhof geladen, wo die größten Lasten
 des Lebens und des Kleges wegzutragen sind; überall wird's aus demselben
 gelugt, wo die größten Güter aufzuheben sind.“ Daß aber die Gründung des
 deutschen Bundes wirklich und wahrhaftig, woran man jedoch sehr hier und da
 zu zweifeln anfängt, nicht nur die Befestigung der Fürstenthume und der Pri-
 vilegien der Bevorzugten, sondern auch die Sicherung der Rechte der deutschen Na-
 tion und der Unterthanen der Bundesstaaten zum Zwecke hatte, davon zeugt
 deutlich die Note, welche von den neun und zwanzig deutschen Fürsten am 16.
 November 1814 den Gesandten von Oesterreich und Preußen in Wien überge-
 ben wurde, und worin es unter Anderem heißt: „Namentlich sind wir damit ein-
 verstanden, daß aller und jeder Willkür, wie im Ganzen durch die Bundesver-
 fassung, so im Einzelnen in allen deutschen Staaten durch Einführung land-
 ständischer Verfassungen vorgebeugt werde.“ Gelegentlich und nebenbei gesagt,
 kann ich diese Note auch nicht anders verstehen, als daß es in der Absicht der con-
 stituierenden Fürsten gelegen habe, eine Repräsentation der deutschen Nation auch

bei der Bundesversammlung eintreten zu lassen, was auch nach Aufhebung der höchsten deutschen Reichsgerichte unerlässlich war. Meine Herren! ich brauche mich nicht vor dem Einwande zu verwahren, als ob ich von dem Verhältniss-gegenstand abweiche; denn ich habe schon vorher angedeutet, die Unterthanen der deutschen Bundesstaaten haben durch Auflösung des deutschen Reichs nicht schlechter gestellt werden sollen. Gewiss ist es aber, daß, wenn noch ein höchstes deutsches Reichsgericht bestände, auf Grund der Briefe und Siegel, welche wir über die Zusicherung der Pressefreiheit aufzuweisen haben, die Beurtheilung der einzelnen Regierungen auf Gewährung derselben erfolgen müßte. Unser größtes Unglück ist und bleibt es, daß die neue Staatenbildung, die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands, nicht unmittelbar nach Auflösung des deutschen Kaiserthums und der damit zusammenhängenden Institutionen geschehen ist, vielmehr der für Deutschland ewig schmachvolle Rheinbund dazwischen liegt; denn außerdem würde sich das Neue an das bestehende Alte anschließen haben. Das Neue hat aber nur einen Werth, wird nur dann gerecht, wenn es sich an das bessere Alte anschließt, im Sinne des besseren Alten geschieht. Ist man nicht in dieser Versammlung, nicht bei der Regierung darüber einverstanden, daß man bei allen Reformen auf historischem Boden stehen müsse? Damals hat man aber den historischen Boden verlassen, man hat Neues geschaffen, ohne sich der alten Rechte zu erinnern, und dadurch ist es geschehen, daß wir um unser besten Willen gekommen sind. Durch die Anechtung und die schmachvolle Unterjochung der deutschen Fürsten und der deutschen Nation durch Napoleon, den entschlossensten Feind und empfindlichsten Vertreter der Rechte der Fürsten und Völker, den es je gegeben hat, war es gekommen, daß die heilige Ehre vor dem in anerkannter Wirklichkeit bestandenen Rechten der Unterthanen verloren gegangen. Nach Bezwingung des Weltkranzens durch die Völker wurden die Throne wieder frei, nicht so die Völker; bei diesen blieb's beim Bonapartismus.

— Wenn ich schon zu Anfang meiner Rede bemerkte, daß die Pressefreiheit die beste Gemüthsheilerin einer jeden Repräsentativverfassung sei, so mögen wie dies namentlich auch für wie gegen uns gelten lassen. Weshalb ist die Pressefreiheit der ständischen Verhandlungen so unerlässlich? Wegen der Controle, welcher auch die Stände bedürfen. Diese geschieht aber nur durch die öffentliche Meinung. Diese aber kann nicht entstehen, kann sich nicht bilden, wo nicht Freiheit der Presse besteht. Man hat es — incredible diem — hier und da übel nehmen wollen, wenn das Handeln und Streben der Volksabgeordneten der öffentlichen Beurtheilung durch die Presse unterworfen wird. Meine Herren! das Volk wird sich wahrhaftig nicht von Menschen, die es selbst gewählt hat, mit willkürlichen Stillschweigen befehlen, Gesetze vorschreiben und das Geld aus dem Beutel bewilligen lassen. So lange man aus Deutschland kein Trappistenkloster macht, so lange verzichte man auf ein solches Stillschweigen. Gegen seine selbstgewählten Vertreter will das Volk reden dürfen. Es verlangt also Pressefreiheit auch gegen seine eigenen Vertreter und das von Rechtswegen. — Und eben so notwendig ist die Pressefreiheit für die Staatsregierungen. Durch den Presszwang und die Censur muß sie einem jeden wahrhaft ehrenden Lode, einem jeden vollen Ueberezeugung gewährenden Lode entsagen. Jean Paul sagt: „Ja sogar euer Lob gilt aus einem Staate Nichts, dem die Freiheit des Tadels gebührt.“ Eine censurierende Regierung hat kein Organ, mittelst dessen sie auf die öffentliche Meinung einwirken kann. Denn was sie in den Blättern ihres Landes nicht streichen läßt, wird von den Lesern als halbsamlich, was sie aber streichen läßt, als ihr unangenehm genommen. Die inländische Literatur, die Zeitschriften verkümmern geistig und elenemisch; das Publikum wendet sich an freie Blätter des Auslandes, und diese griffige Controbande ist gefährlicher als die materielle. Auch hier erlaube Sie mir, wieder eine gewichtige Autorität anzuführen, weil geachtete Staatsmänner:

ere und Publicistern mit ihrem Worten mehr Vertrauen einflößen. Es ist dies der edle Freiherr von Wangenheim in der Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim zum Abgeordneten betreffend.“ Da sagt er:

„Und wenn sich die wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche Nichts will, als daß die Regierungen ihre Wort einlösen, ihren Völkernschaften gesetzliche Freiheit lassen, die gesetzliche Gleichheit nicht verletzen, die Sicherheit der Rechte Aller, welche jede wirklich wohlmeinende und wohlgeordnete Regierung zu gewähren hat, auch wirklich gewähren, und daß sie die Sicherheit Deutschlands und dessen Wohl durch einen echten Staatenbund nicht dies, wie seit siebenzehn Jahren geschehen, versprechen, sondern wirklich und wahrhaft gründen sollen, — wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche keine Revolution, sondern nur Evolutionen will, und daher von dem Volke auf diesem Wege der Evolution, Treue gegen den Regenten, Gehorsam dem Gesetze, Ehrerbietung vor der ordnungsmäßigen Obrigkeit fordert, — wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland nicht noch lauter, bestimmter, entschiedener und allgemeiner ausdrückt, woran liegt es?“

„Daran liegt es, daß, weil der ehrliche Mann von den Rechten der Regenten nicht reden kann, ohne ihre Pflichten, und nicht von den Pflichten des Volkes, ohne auch seine Rechte zu erwähnen, weil er Schwarzes nicht weiß, Saures nicht süß, Schlechtes überhaupt nicht gut nennen kann, die öffentliche und geheime Censur diesen solchen Männern den Mund verschließt. Dann erhebt der Regent nicht einmal, wo seine Minister in seinem Namen sündigen. Denn wenn die Männer der rechten Mitte nicht laut werden dürfen, so reden die Männer der Extreme, welche, obgleich aus ganz entgegengesetzten Gründen, Nichts zu verlieren haben, allein; und während beide die öffentliche Meinung nicht auszusprechen vermögen, scheint diese sich, aus Haß gegen das eine Extrem, dem andern Extrem zuzuwenden, ohne sich ihm wirklich zugewandt zu haben. Wenn man leicht deswegen die bittere Galle noch nicht, wenn man sie dem süßlichen Säfte vergießt! Nun aber setzt man die ganze Wahrheit in die Ansprüche des einen Extrem und die ganze Lüge in die Ansprüche des andern Extrem, identificirt mit den Männern dieses Extrem die Männer der rechten Mitte, mit dem dem Extrem angehörenden Journalismus allen Journalismus, mit dem Ungeiste wider Volkshaufen den Geist der Säuberungsverfassungen, und zeigt dann dem Fürsten ein gesegnetes und getreues Volk als ein ungesegnetes und untreues, und verwandelt so, indem man Regenten und Volk gegen einander mißtraulich macht, die gesunde öffentliche Meinung in eine scheinbar krankhafte, und thut alles Mögliche, um diesen Schein in ein Sein zu verkehren.“

Meine Herren! die Regierung, welche den Presszwang übt, verliert immer mehr die Liebe und das Vertrauen des Volkes, wozu sie voll des reinsten Eifers für Volksbeglückung, weil sie das freie Urtheil scheut. Zwar kann unsere sächsische constitutionelle Regierung getrost sagen: „Wir brauchen das öffentliche Urtheil nicht zu scheuen, wir scheuen es in der That nicht.“ Ich unterschreibe das vollkommen; allein so vermeide man auch den Schein, so erkläre man etwas nicht für notwendig, für durch die Verhältnisse geboten, was es nicht ist. Das täglich wiederkehrende Gefühl des Verwundenseins schwächt jene Liebe und Anhänglichkeit an die Regierung immer mehr, und die Censur hat nebenher noch die Folge, daß sie gerade die Intelligentesten und geistig Mündigsten am meisten erbittert. Die Regierung setzt sich durch die Censur der Gesetze aus, nicht zu hören, was das Volk bedarf, sie erfährt nicht, was es drückt und bewegt, sie hört nicht die öffentliche Meinung. Und in welch zweideutiges Licht stellt sich eine Regierung durch Presszwang und Censur, indem sie nach Sinn und Wesen der Censur das gewissermaßen gut heiße und unterstellt, was geschrieben wird. Ein auffallendes Beispiel davon werden nächstens unsere Kam-

Verhandlungen durchloren. Um wie viel mehr ist dies in Zeiten allgemeinen Aufregung der Zeit, und das Deutschland, das ganz Europa in einer solchen Zeit lebt, wollen wir uns nicht verbergen. Ich unterschreibe hier wohl zwischen faktischem Verhalt und der Idee. Es ist hier nicht der Ort, alle Ursachen und Veranlassungen derselben zu erforschen. Aber Niemand wird wohl verkennen, daß viele Völker zu größerer politischer Mündigkeit erwachsen sind, und daß sie darum die Erfüllung der Verheißungen hoffen, welche in früherer Sturmzeit Zeit von den Theorien gegeben worden sind, daß diese Forderungen bald milder, bald härter gehört werden, und daß die Minister, welche nicht darauf achteten, schwere Verantwortlichkeit auf sich laden. Wahlich! es thut endlich noch, namentlich im deutschen Vaterlande, daß diese Aufregung schwinde, daß volles Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern zurückkehre. Einer der vorzüglichsten Kräfte dieser Aufregung ist aber noch meiner festen Ueberzeugung, ich wiederhole es nochmals, daß die Verheißung der Pressefreiheit nicht erfüllt wurde.

„Niemand als wir,“ sagt Freiherr von Wangenheim, „kann wärmer wünschen, daß ein auf gemeinsamen Interessen der deutschen Fürsten und Völker gegründeter Bund entstehen und bestehen möge, Niemand als wir kann zugleich entfernter von dem Wahne sein, daß das Rechte, Schöne und Gute durch Anwendung von gewaltthätigen Mitteln begründet, entwickelt und im Leben verwirklicht werden könne; Niemand kann heißer als wir für das Wohl von Deutschlands Fürsten und Völkern zu Gott dem Allmächtigen beten; allein, bis wir eines Besseren belehrt werden, glauben wir in unserer irdlich erscheinenden und in der besten Absicht fernsüchtig ausgesprochenen Ueberzeugung nicht zu itren, daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege das von allen guten und erhablichen Menschen, und darum gewiß auch von den deutschen Fürsten ersuchte Ziel nicht werde erreicht werden können.“ Darum

Algerien

Eri das Mistrauen und der Wahn!

Algerien, was Fürst und Volk entweite!

Und der Geist, der gottgeborne, scheide!

Freie Bahn!

Weg mit dem Gedankenscheid!

Freies Wort

Ja der allertruffte Hört!

Nur die Freiheit soll im Lande wohnen,

Throne selbst kann Freiheit nur erhalten

Hört und fect!

Wende ich mich nun von diesen allgemeinen Ansichten noch mit wenigen Worten zu den Schlußanträgen der Deputation, namentlich zu dem ersten, daß die hohe Staatsregierung ersucht werden solle, bei dem Bundesstage auf kühnherige Aufhebung der in Bezug auf die Presse erlassenen provisorischen bundesgesetzlichen Bestimmungen hinzuwirken, so höre ich Viele ungläubig sagen: Ja das wird Nichts heißen, das ist der sicherste Weg, um Nichts zu erlangen. Allein, meine Herren! es ist vorauszusetzen, daß alle deutsche Ständerversammlungen, so weit es noch nicht geschehen ist, die gleichen Anträge an die Staatsregierungen stellen werden; und die Regierungen der constitutionellen Staaten können und werden diese Anträge nicht zurückweisen, da in allen Verfassungsurkunden die Pressefreiheit versprochen worden ist. Sehe bei diesen dem organischen Statut des deutschen Bundes entgegenstehenden Bestimmungen die Stimmenmehrheit den Aufschlag, und sind die constitutionellen Fürsten Souveraine nicht aus in ihren Staaten, sondern auch beim Bunde -- man erinnere sich an die Hauptgarantie des Art. 16 muß und wird, wie nach meinem obigen Citate der Volksbildungscomité am 17. März 1817 erklärt hat, das Gesetz und der Grundgesetz

löse die Minder und die Ausnahmss folgen. Hoffen wir, meine theuern Collegen, daß die vereinigten Stimmen der Abgeordneten der deutschen Völker diesmal nicht spurlos verhallen werden vor der hohen Pforte des Bundespalastes zu Frankfurt, wie es geschehen ist mit dem beschiedenen und demüthigen Hüßeruf unserer Brüder in Hannover, die nur noch durch schmerzvollen Ausbruch ihres Angesichts und durch die zum Himmel erhobenen Hände und Mäcke stüßschwellend den Gram ihrer Herzen und die unterdrückte Rechtsforderung aussprechen.

— Was aber den zweiten aus drei Punkten bestehenden Antrag anlangt, so begnüge ich mich damit, Ihnen darüber Muthardt, welchen man für tüchtig und würdig hielt, ein neugegründetes Königreich zu verweisen, anzuführen, welcher darüber in seinem Lehrbuche über das Recht des deutschen Bundes also sagt:

„Die Pressfreiheit ist einer der vorzüglichsten Theile und das vorzüglichste Sicherungsmittel der bürgerlichen gesetzmäßigen Freiheit, welche den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten auch durch den Bund (Artikel 18) versprochen worden ist; und da in einem Bundesbeschlusse, welcher über die Pressfreiheit gesprochen würde, die freie Uebereinkunft aller Bundesglieder, nicht bloß Stimmensmehrheit erfordert würde, so war und ist es der Staatsgewalt in den einzelnen Staaten unbenommen, ihre Grundsätze auch früher, und wenn sie die gesetzliche Pressfreiheit den ihr angehörigen Bürgern nicht länger vorerhalten zu dürfen glaubt, durch ein Landesgesetz auszusprechen.“

„Bei der künftige eintretenden Mitwirkung der einzelnen Bundesglieder zu einem Bundesbeschlusse über die Pressfreiheit sind die Minister derselben, so wie in allen Handlungen, welche constitutionelle Rechte betreffen, nach der Verfassung der einzelnen Länder dafür verantwortlich, daß sie in Verfassungswidriges nicht eingehen.“

Sodann: „Es ist ferner staatsrechtlich unmöglich, daß ein Minister von seiner Regierung eine Vollmacht zu einer Uebereinkunft habe, welche auf die Aufhebung oder Abänderung der Staatsverfassung oder der Landesgesetz gerichtet wäre, vielmehr ist, — besonders bei der Verantwortlichkeit selbst in der unumschränkten Vollmacht die stüßschweigende Klausel enthalten: insofern die Bestimmungen des Vertrags mit der Verfassung und den Gesetzen des Landes vereinbar sind. Nur in demselben Sinne kann auch einem solchen Vertrags die Ratification der Regierung ertheilt werden.“

Es ist dies nicht nur die Theorie eines Schriftstellers und königlich bayerischen Staatraths, sondern sie ist auch bekräftigt durch das Beispiel des Königs Maximilian Joseph, welcher, als er die Bundesbeschlüsse vom Jahre 1819 in seinen Landen bekannt machte, seinen Behörden und Unterthanen vorschrieb: daß sie sich darnach geeignet achten sollten, mit Rücksicht auf die ihm zustehende Souveränität und die seinem getreuen Volk ertheilte Verfassung und die Gesetze des Landes. Und daß die Regierungen diese Bundesbeschlüsse wirklich nicht so ausgelegt haben, als ob gar keine Pressfreiheit zu gewahren sei, das hat außer Boden namentlich auch das Königreich Baiern später wiederholt bewiesen. Auch König Ludwig von Baiern hat im Jahr 1831 seinen Reichsständen eine vollständige Gesetzgebung über die freie Presse vorgelegt, also lange nach den preussischen Bundesbeschlüssen von 1819 und 1824. Hätten doch damals die Regierung und die Reichsstände Baierns über die Gesetzgebung sich vereinigt! Wahrscheinlich würde dann viel Gram, viel Kummer, viele Bitterkeit nicht nur in diesem Lande, sondern auch in andern deutschen Ländern nicht entstanden sein. — Aber, meine Herren! können wir auch nach alle dem die Pressfreiheit als ein uns zugesichertes Recht fordern, so wollen und werden wir sie gleichwohl aus den Händen eines liebenden Fürsten auch gern als ein Geschenk der Gnade betrachten, wenn wir dabei auf sein väterliches Herz und auf das Dankgefühl unsers Volkes Rücksicht nehmen. — „Die Geschichte.“ bemerkt ein edler Schriftsteller.

„wie einfluss denjenigen Staat und diejenige Regierung als die erste preisen, welche zuerst und am aufrichtigsten die Pressfreiheit gewährete.“ Lassen Sie uns, meine Herren! unsere unauflösliche Liebe und Treue für König und Vaterland dadurch am besten beweisen, daß wir den Grundstein zu diesem Ruhme der Regierung unseres Friedrich August legen helfen! Ja, meine Herren! möchten wir diese freudige ruhmvolle Aussicht unsern Gemüthten mit in die Heimath bringen können! — Sollten aber, was wir nicht fürchten, unser bittenden und ernstlichen Worte abermals den Sieg verschlen, dann bleibt uns Nichts als die immerwährende Protestation gegen die Verfassungsverkümmern, damit aber zugleich das Bewußtsein der Pflichterfüllung treuer Volksabgeordneten, und mein letztes Wort mit dem Dichter Uhländ:

„Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tritt in das Volk zurück;
Daß ihr vom Rechte Nichts vergebem,
Erl euer lohnendstolzes Glück!“

16.

Aus den „Debatten des rheinischen Landtags über die Emancipation der Juden. Berlin 1843.

Ein Abgeordneter der Ritterschaft.

Die Frage der Juden-Emancipation oder ihrer gänzlichen Gleichstellung mit den Christen ist in neuerer Zeit vielfach in Anregung gebracht und der Gegenstand weitläufiger Erörterungen geworden. Ich will versuchen, dieselbe auf einige Hauptmomente zurück zu führen und diese dann zum Gegenstande einer kurzen Erörterung zu machen.

Was ein durch Form und Geist engverbundenes, kein Opfer und Entbehrungen scheuendes und nur das Eine Ziel verfolgendes Ganzes den ungünstigen Conjunctionen zum Trotz zu erreichen im Stande ist, dafür liefert das Volk Israel einen merkwürdigen Beweis. Während dasselbe Jahrhunderte lang und in der tiefsten Erniedrigung eine kümmerliche Existenz leitete, deren Erhaltung es nur seiner Hsollung und Eigenthümlichkeit verdankte, erblicken wir dasselbe jetzt im Besitz der größten Macht, der Geldmacht, als den Inhaber vielleicht des vierten Theiles des beweglichen Kapitalvermögens unserer Staaten, als den Buchführer und Gläubiger der Fürsten, als den großen Säckelträger und Wechselzieher der Völker, als den Autokraten im Börsen-, Papier- und Aktienwesen in den Staaten, und als den Herrscher über Gut und Muth in ganzen Strichen des platten Landes. Wer hierin eine Ueberschätzung der Bedeutung der Juden und des Judenthums erblickt, dessen Verbindung ist nur zu beklagen, die allein die großen Vorzüge übersehen kann, mit denen das Volk der Juden ausgestattet ist, und welche ihm durch seine traditionellen Vorstellungen und Sitten dem verflachenden Indifferentismus und Kosmopolitismus gegenüber gesichert sind. Das Volk der Juden bildet den Centralstamm des menschlichen Geschlechts, und Alles, was dem Menschen an Gaben, wie an Fehlern und Mängeln, von der ersten Schöpfung und dem Falle her zukommt, ist darum in reicherem Maasse und in größerer Fülle bei ihm vereinigt als bei irgend einem andern.

Daher war es von jeher, auch vor der christlichen Zeit, Gegenstand des Hasses und der Verfolgung der übrigen Völker, darum war es auch das anderwärtigste Volk des Herrn, und darum bleibt es uns, selbst in dem Zustande der

Erleuchtung, wann und wo sie auf ihm lastet, ehewürdig und ein Gegenstand der innigsten Theilnahme. Handelte es sich blos um den Genuß der bürgerlichen Rechte, ich würde keinen Anstand nehmen, ihnen denselben, da, wo sie sind, im reichlichen Maße zu gewähren. Ich sage: da, wo sie sind, denn die Gewährung unbedingter Freizügigkeit müßte stets den größten Bedenken unterliegen, da die Juden überall als heterogenes Element auftreten, dessen Abweiche nach so vielen und langen Erfahrungen Niemandem verdacht werden kann. Eine ganz andere Frage aber ist die, ob der Staat durch Gewährung aller politischen Rechte sich seines bisherigen christlichen Charakters vollends und bis auf das Letzte entleeren soll. Er wird dadurch nothwendig auf die einzige Grundlage der materiellen Interessen und der rohen Gewalt zurückgeführt, eine Grundlage, die keinem Weiterdenkenden zusagen dürfte. Ich weiß sehr wohl, daß man jene christliche Grundlage durch das Wort Humanität ersetzen möchte, doch kann dieser Ausdruck immer nur die beiden Bestandtheile des Menschen, das geistige und das sinnliche Element, bezeichnen. Das erstere wird uns stets auf das Christenthum und das letztere auf die Herrschaft der materiellen Interessen oder der rohen Gewalt zurückführen. Ein merkwürdiges Beispiel hierfür liefert Frankreich, wo, um nur einer der handgreiflichen äußeren Erscheinungen zu gedenken, in allen Gerichtshöfen ohne Ausnahme nicht das Bildniß des todebeerkänzten Regenten, sondern das Bildniß des mit Dornen gekrönten gekreuzigten Erlösers hängt, und hienübereinstimmend beweiset, in dessen Namen hier in letzter Instanz Recht gesprochen wird. Kann aber der Jude in diesem Namen Recht sprechen, kann er als Verwaltungsbeamter christliche Zustände auffassen, schützen und fördern, kann er z. B. Schulrath, kann er Kultusminister werden? und er muß es können, wenn die Emancipation zur Wahrheit werden soll. Ich weiß sehr wohl, daß ein großer Theil der Juden dem Glauben und den Sitten ihrer Vorfahren entsagt und auf diesem Wege zur Emancipation zu gelangen hofft, aber ich weiß auch, daß dieses nur eben so viele Gegner des Christenthums mehr sind, die in das Lager des mächtigeren und gefährlicheren Feindes, des Indifferentismus, übergegangen sind, was die Erfahrungen der neuesten Zeit hinlänglich bewiesen haben, wenn es noch eines solchen Beweises bedürfen sollte. Einer der früheren Redner hat geäußert, daß er es nicht unternehmen wolle, die Sache vom religiösen Standpunkt aus zu betrachten, wie es der Herr Referent wegen seines geistlichen Charakters gethan habe; ich aber will es unternehmen, und zwar von demselben Standpunkt aus, den jener bezeichnet. Wenn aber der Herr Referent die Emancipation der Juden als eine nothwendige Folge der Grundsätze des Christenthums darstellen zu können glaubt, so stelle ich dem Referenten von meinem Standpunkte aus eine höhere Autorität entgegen. Es ist die Autorität der katholischen Kirche, die diese Folge nirgends und zu keiner Zeit ausgesprochen hat, während sie zu allen Zeiten die Sklaverei als mit den Grundsätzen des Christenthums unverträglich erklärt hat. So lange aber diese Autorität nicht gesprochen, so lange ich mich nicht von meiner uralten Auffassungsweise überzeugt, kann und darf ich, trotz dem Referenten, der Emancipation der Juden, als mit den christlichen socialen Zuständen unverträglich, stets und laut widersprechen.

III. Wissenschaftliche Reden.

1.

Ueber den Genuß des Lebens.

Aus den „Reden im Menschenthum“ vom Verfasser der
Menschenfreuden.

Arker Heilf. Berlin 1779.

Das Auditorium ist das ganze menschliche Geschlecht; wollte Gott, daß dabel
weder Schwarzen noch Weißen Thränen in's Auge kämen!

Das wir von dem Leben, welches wir unter der Sonne führen, einen wahren
und menschlichen Genuß schöpfen — dies ist, meine tausendmaltausend Men-
schenbrüder! wornach wir bei Tag und Nacht zu streben haben. Kurz ist ge-
nug, wie ihr wißt; und, wenn wir manchmal noch einen weiten Weg mitzumar-
schen denken, hält uns schon Jemand fest, in dessen Händen wir stützehen müs-
sen. Je weniger der Arme nun hat, desto sorgfältiger muß er's zu nützen suchen.
Auch will es unser Aller Vater, daß wir das Leben auf seiner Erde genießen sol-
ten. Ich sehe mich oft hierauf um; und je mehr und je weiter ich mich umsehe,
desto stärker überzeuge ich mich, daß dies wirklich sein Wille sei. Das, was uns
im Ernst selig macht, hat Er uns allen gegönnt. Daß wir Kinder es uns auch
so einander gönnten, gemeinschaftlich uns darüber freuten und frohlockten! Ach!
ich vermag's euch nicht zu sagen, wie warm mir dabel ums Herz wird, so oft ich
das denke. Mit ausgestreckten Armen sehe ich dann zwischen Himmel und Erde,
umfasse euch alle, meine Brüder, und segne euch. Geh' ich euch denn helter und
froh, tönen die Lieder der Freude aus euren Palästen und aus euren Hütten,
aus euren Laufen, Weiden, Kähnen und Höhlen: so blick' ich mit jubelndster
Liebe zu dem auf, welcher uns Allen so wohl will. Klein und groß, Weiße und
Neger, wandeln wir millionenweis vor ihm umher und sind in seinen Augen alle
theuer und werth. Dort oben hoch leuchtet für uns insgesammt seine Sonne; und
wenn sie um Mittag brennender scheint; so führt er hier ein Volk unter seine
Palmäbäume, und dort ein Volk unter seine Eichen, läßt den West lieblich
dazu wehen und spricht: meine Liebe ist, welche für euch keine Schatte nbeut. —

Daß wir das Leben besitzen, Menschenbrüder! ist etwas; daß wir's aber
genießen, ist mehr, ist alles. Genuß allein gewährt uns erst Gefühl vom wahren
Werth desselben, und läßt uns mit jedem Augenblick gleichsam aufs neue
aus den Händen der Gottheit nehmen. Es oft wir eine von den edelsten Bon-
nen des Lebens schmecken: so oft freuen wir uns im Grunde darüber, daß wir
geboren sind. Einen Tag voll wahrer, menschlicher Lebensgenüsse, und ein
Jahrhundert, wenn man entweder unempfindlich und ohne aufzuschauen mit
den Maulwürfen umherkriecht, oder grausam vom Antritt zu jeder Freude ab:

gedrängt wird — flühet beide neben einander; laßt mir die Wahl; ich greiffe nach dem Tage. So war denn doch ein Tag wenigstens dein, ganz dein, sprach' ich zu mir selbst beim Weggehen, und segnete zum Abschied alle Wesen von Gott an bis aufs geringste Geschöpf, welche vom Morgen bis zum Abend dazu beigetragen hatten, daß mir der ganze Tag so gedrängt voll von Seligkeit war. — Doch laßet euch nun näher bestimmen, Weltbürger! was ich unter Genuß des Lebens mir denke.

Jedes Menschenkind, vom dem an gerechnet, welches zur Krone geboren ward, bis zu dem, welches den größten Theil seines Lebens mit diesem Kopfe zubringen muß, findet, wie ihr alle wißt, auf der Erde Gutes und Böses für sich. Daß dies so sei, darf uns nicht wundern; denn die Erde ist nicht für einen allein, sondern sie ist für uns alle da. Auch gibt's noch viele Millionen anderer Geschöpfe, welche sammt und sonders an sie ihre Forderungen machen. Die Interessen der mannigfaltigen Creaturen durchkreuzen sich. Im Ganzen muß allen Genüge geschehen. Was das eine Wesen für sich als gut erkennt, findet das andere böse für sich; und wobei jehtn stehen, gewinnt das eine, weil es grade von entgegengesetzter Natur ist. Am Ende finden wir sogar, daß der Untergang des einen Geschöpfes den Wohlstand des andern befördern muß. Ihr mögt mir glauben, daß ich oft darüber reflectirt habe, warum dies so sei, und ich traue es auch vielen unter euch zu, daß ihr eben dies gethan und die Güte des Vaters der Welt gegen euch selbst zu vertheidigen gestrebt habe; aber nach jedermaliger Untersuchung werden wir alle gefunden haben, daß es nicht anders sein konnte. Dabei müßtet ihr euch denn sammt mir eben so beruhigen, wie er sich dabei beruhigt hat. Ueberhaupt darf's keinem Geschöpf einfallen, auf eine uneingeschränkte Vollkommenheit zu hoffen. Diese ist die glänzende Prärogative des Schöpfers. Neben den Schranken, welche uns gesetzt sind und gesetzt werden müssen, entspringen die Quellen des Bösen für uns. Da wir nun allenthalben diese Schranken antreffen: so müssen wir sie auch unsern Wünschen setzen; und der Punkt, wo wir sie hinstellen können, ist der, daß wir zufrieden sind, wenn unser Zustand von solcher Beschaffenheit ist, daß das Gute in selbigen das Böse überwiegt. Daß die ganze Einrichtung der Welt von dieser Art sei, daß in Ansehung des gesammten Zustandes jeder Creatur sich dies behaupten läßt, haben alle Wesen und Guten auf Erden zu beweisen sich bemüht; und meine Seele freut sich, so oft ich irgend einen von ihnen zu diesem Behuf auftreten sehe. Es kann auf der Erde kein thätigerer Gottes- und Menschenfreund sein, als so ein Mann. Dieses Uebergewicht des Guten in unserm Zustande ist die Basis von allem Genuß des Lebens. — Aber daran ist's nicht genug, daß es bloß da sei. Ich kenne viele unter den Menschen, für die das Schicksal die günstigste Einrichtung getroffen, und für die es hier und da sogar mehr gethan hat, als für hundert andere zusammen; aber sie sind nichts weniger, als wahre Genießer des Lebens. Sehet euch nur um; ihr werdet dergleichen Leute in eurer Rechten und Linken antreffen. Nein, man muß sich des Uebergewichts des Guten in seinem Zustande auch bewußt sein. Man muß das überwiegende Gute kennen; und wissen, was für Einflüsse es auf unsern Wohlstand hat, und wiefern es denselben befestigt, vermehrt und erhöht. Je deutlicher ein solches Bewußtsein wird, je vervollkommneter sich unser Zustand durch das überwiegende Gute unsern Augen darstellt, desto höher steigt in einer solchen Stunde für uns der wahre Genuß des Lebens. — Diese Beschäftigungen öffnen alsbald unser Herz der Freude. Der Anblick unsers glücklichen Zustandes erheitert uns. Ihn wünschten, ihn erstrehten wir; er ist nun da, wir billigen sofort die ganze Einrichtung der Welt und vergessen wohl gar alle überstandene Leiden darüber; oder, wenn ihr Andenken an uns fortdauert, so dient es nur dazu, das Gefühl unsers gegenwärtigen Wohls noch mehr zu verschönern. Wenn denn diese Freude aus unserm

Inneſten hervorbringt und durch alle Adern und Nerven ſich ergießt; wenn ſie unſer ganzes Weſen belebt und erfüllt, dann haben wir vollen Lebensgenuß. — Aber Brüder! es könnten Laſterhafte unter euch ſein, welche das, was ich bisher gerethe habe, mißbrauchten, und ihre zügelloſen Aufſchweifungen damit entſchuldigten. Nach Lebensgenuß, könnten ſie ſagen, ſtreben wir; es iſt Pflicht für uns, daß wir dies thun. Wie finden ihn bei jeder Beſriedigung unſerer Leidenschaften: man ſtöre uns nicht darin. Nur gar zu oft hörte ich ſchon dieſe Sprache, und ich will gern aus Liebe zu unſerm Geſchlechte die Hoffnung hegen, daß ſie alle Laſterhaften auf Erden führen und ſich damit täuſchen. Ach! wie deß' ich doch, wenn ich den unerſättlichen Vollkütling, den Leichtſinnigen, den Schwelger ſo reden höre! Ihr ſeid ja Menſchen, ruſt ich ihnen zu, euer Genuß des Lebens muß menſchlich ſein. Wenn er dies nun ſein ſoll: ſo darf das Gute, welches ihr in eurem Zuſtande anntreffen glaubt, kein bloß ſcheinbares Gutes ſein. Es muß der Würde eurer Natur angemessen ſein, muß euch wahrhaftig eurer Beſtimmung näher führen, und den Werth eures Geiſtes und Herzens erhöhen. Auch müſſen die Genüſſe eures Lebens, wenn ſie menſchlich ſein ſollen, nicht über lang oder kurz eure Tage mit Verwürfen und mit Gram aber euch ſelbſt anſtellen. Eine Stunde eurer Freuden muß euch nicht die Ruhe ganzer künftiger Jahre koſten: Am Ende eurer Bahn müſſet ihr noch auf alle eure Genüſſe mit der heiterſten Miene zurückſehen, jeden deſſelben ſegnen und als Vorbereitung auf jene höhern Freuden betrachten können, welche ihr in andern Scenen eures Daſeins hoſſet. Dies bitt' ich euch, Bürger der Erde, denkt hinzu, ſo oft von Genuß des Lebens in eurem eigenen Herzen die Rede iſt! Laſſen wir dieſe Geſichtspunkte: ſo werden wir nicht lernen; ſo mögen wir die ſchuldloſeſten, die heiterſten Genießer ſein; und, je mehr wir dies ſind, deſto mehr erfüllen wir uns ſie Beſtimmung. Ich darf glauben, daß ihr es gern ſehen werdet, wenn ich jetzt etwas ausführlicher ſolche Verſchaffenheiten, Situationen und Erſcheinungen des Lebens betrachte, in welchen Uebergewicht des wahren Guten für uns iſt, und worin uns das Gefühl dieſes Uebergewichtes die edelſten und menſchlichſten Genüſſe verſchafft. Dabei werde ich euch nur hie und da einen kleinen Ringerreiß geben dürfen, um euch in der Meinung zu befeſtigen, daß jeder von dieſen Genüſſen tauſend Grade der Verdichtung zuläſſe; daß viel auf dem Aufbau unſers Geiſtes und Herzens beruhe, um uns zu höhern Graden deſſelben empor zu ſchwingen; daß das Bewußtſein, von einem dieſer Grade zum andern aufzuſteigen, die menſchlichſte Beruhigung gewähre, und daß der Stand auf dem oberſten davon, wenn es uns jemals gelänge, ihn zu erreichen, uns zur höchſten Glückſeligkeit eines endlichen Weſens erheben müſſe. — Ich bin Enthuſiaſt für die Freiheit, meine Brüder, und muß es auch ſein, und zwar aus keiner andern Urſache, als weil ich Menſch bin. Sie ſteht unter den Gerechſamen unſerer Natur hoch oben an und gründet ſich ganz auf die Idee eines vernünftigen Weſens. Zwiſchen Himmel und Erde iſt kein ſchärftlicher Widerſpruch zu finden, als ein Sklavenmenſch. Denkt ihr mit den Gedanken: Ein Menſch Sklav des andern, ſo empört ſich in meinem Buſen ſchon alles menſchliche Gefühl dagegen, und denkt ich mir vollends dies: Tauſend Menſchen Sklaven eines einzigen, ſo überfällt mich ſo ein Schauern, als kämpften alle Elemente den letzten Kampf, und als wohnt' ich der einderkündenden Zerkörung der geſammten Natur bereit bei. Freiheit allein iſt ſchon vortreffliches Uebergewicht des Guten in unſerm Zuſtande für uns, und jedes Gefühl deſſelben iſt darum ſüß, weil es mit unſerer Würde übereinkommt und den urſprünglichſten unter allen Trieben unſers Herzens beſriedigt. Umſonſt ſtrebt man dieſen Trieb im Menſchen auszuwetzen; er iſt ihm Natur, und die mögen auch Ketten nicht vernichten. Sobald der Menſch nur zu ſchätzen anfängt, was er ſei, ſo wagt er alles, die Ketten zu zerbrechen. Findet er ſie zu ſtark, ſo ſchmiegt er ſich zwar unter ſie, aber er künſtelt

oder freuſt dabei. Und kommt der erſte Augenblick, in welchem er die Ketten zerbrechen zu können glaubt, ſo erhaſcht er ihn, ſchleudert die Ketten weit weg, ſetzt ſich in Freiheit, und opfert Leben und Alles für ſie auf. Was ich hier ſage, ſpricht die Geſchichte der Menſchheit in ſo unzähligen Thatbeweiſen ſo laut, daß auch der Apeann bekennen muß, daß es Wahrheit ſei. Weßter, denen das Eigenthum des Menſchen, welches ihm die Natur ſo wohlthätig verlieh, nicht geraubt wird; die ihn in edler menſchlicher Freiheit lebt, und alles das, worauf der Menſch einen beträchtlichen Werth legt, eure Tage, eure Weiber und Kinder, den Ertrag eurer Arbeiten und eures Schweiſes, eure Vernunft, euer Gewiſſen und euern Glauben in ungekränkter Ruhe für euch habt; die ihn in euern Beherrſchern die Menſchenfreunde, die Väter von euch und die Beſchützer eurer Freiheit verehrt, euch ſegne ich als die glücklichſten unter allen Nationen, und nie denk' ich an euch, ohne mir das reizende Bild von allgemeiner Glückſeligkeit vorzuhalten, welche unſer ganzes Geſchlecht auf der Erde genießen könnte, wenn nicht noch ſo vielfältig der Natur grauſam entgegengearbeitet würde! Da, wo der Menſch nicht Sklav von andern iſt, hört er ſchneller auf, Sklav von ſich ſelbſt zu ſein. Die Freiheit iſt ihm zu überwiegend ſchön, als, daß er ſie nicht in aller Hülfe zu genießen ſuchen ſollte, und dann nur, Menſchenbrüder, ſind wir ganz frei, wenn wir auch das Joch unſrer Leidenschaften abgeworfen haben. Ach! reizender und höchſter Lebensgenuß iſt, nach deutlichen Vorſtellungen zu handeln, den Mittelpunkt alles deſſen, was man wünſcht und thut, ſo wie Gott, in einer weiſen Güte feſtſtellen, allenthalben ſich der Liebe zur Ordnung bewußt ſein, an jedem Abend aufs vollbrachte Tagewerk, und am letzten Abend aufs ganze Lebenswerk zurückſehen und dabei mit williger Einſtimmung ſeines eignen Herzens ſagen können, daß es wahrhaftig Menſchenwerk ſei! Ich weiß nicht, wie mir wird, wenn ich Leute ſehe, welche die würdigen Begriffe von menſchlicher Freiheit zu hegen das Anſehen tragen, die den Tyrannen verdaſſen, den ſeligen Sklaven verachten, vom großmüthigen Tod für die unterdrückte Nation reden, und daneben bei der kleinſten Beleidigung, welche ſie etwa empfangen, in eine unaufhaltsame Wuth gerathen, oder in den Anfällen heftiger Sinnlichkeit trotz aller ihrer Grundſätze in die unkeuſchen Umarmungen jeder Wucherin ſinken. Wie kann doch eine und dieſelbe Seele über einen und denſelben Punkt ſo verſchiedener Meinung ſein, und auf der einen Seite ſich etwas nicht nehmen laſſen wollen und auf der andern es verſchwenderiſch wegwerfen?

Die Leidenschaft allein iſt ein zu ſicherer Führer, weil ſie bei jedem empfungenen Reiz erwacht. Durch Reflexion über unſern Zuſtand und über unſer wahres Wohl ſetzen wir uns reiſ in die Verfaſſung, richtig darüber urtheilen zu können, ob ihre Befriedigung uns in der That glücklich mache, oder nicht, und wenn wir denn dieſem Urtheile gemäß verfahren, und nach demſelben ſie entweder beſtärken, oder unterdrücken, oder mäßigen, ſo beſtärken wir unſere Ruhe und ſtärken uns in der Achtung gegen uns ſelbſt. Alsdann kann es nicht fehlen, daß das Uebergewicht in unſerm Zuſtande auf Seiten des Guten ſei. Es muß dabei vielmehr zu ſo einer Beträchtlichkeit anwachen, daß es auch die ſchwerſten äußerlichen Widerwärtigkeiten nicht aufzuwiegen vermögen. Ein Wink für uns, meine Brüder, einen großen Theil vom Genuß des Lebens von andern beinahe unabhängig zu machen!

Mit jeder Aufklärung der Vernunft, ihr Bürger der Erde, muß auch das Leben genießbarer werden. Ich weiß zwar, daß einige unter euch gegen dieſen Schlag Einwendungen machen, und es iſt gut, daß ſie dies thun; ſo zeigen ſie auf der Stelle damit, daß ſie den Aufklärungen der Vernunft auch etwas zu verdanken haben; weil man ohne ſie keine ſonderlichen Einwendungen zu machen gewohnt iſt. Einen von ſelbigen — er ſchloß nun ſchon, und hatte das Glück, daß ihm die ſchmerzliche Raube der Prieſter das Grad nicht erſchweren konnte, weil er in keinem von ihr

von Lempeln eingesenkt sein wollte — habe ich besonders über den Punkt immer gern reden gehört. Das gute Herz und die Liebe zu unserm Geschlechte sprechen aus jedem seiner Worte; und weil dies war, so hätte er noch hundertmal sonderbarer reden mögen, ich würde dem Manne nicht gram geworden sein. So viel ist gewiß, daß mit den Aufklärungen der Vernunft unsere Bedürfnisse vervielfältigt werden; daß wir durch sie gereizt, an dieser und jener Einrichtung der Dinge um und her mehr aufzusehen finden; und daß wir ohne sie mancher aus jener Mühe kostenden Untersuchung überhoben sein würden, auf die wir sonst nicht hätten gerathen können. Ich habe selbst über die Sache manchmal meine eignen Gedanken gehabt, wenn ich Tag und Nacht nach strengen Beweisen irgend einer mir wichtig scheinenden Wahrheit forschte, und andere um mich her erblickte, wie sie, darüber unbekümmert, bei Tage aßen und tranken, des Nachts in Ruhe schliefen, und dabei wohl dreieißt waren und wie Milch und Blut aussaßen. Aber essen, trinken und schlafen, und übrigens dabei dick und fett werden, schien mir doch nicht Genuß des Lebens genug. Ich mag nicht sagen, wer mir erst in der Schöpfung dabei einfiel, von denen ich wußte, daß sie eben dies so hätten. Ich habe sie oft herdenweise beisammen gesehen, wie sie nach ihrer Art herrlich gespeist, dazu froh gebrüllt und muthig hinten aushaßeln haben; aber, Gott weiß! so sehr ich mich an dem Anblick zu aller Zeit ergötze habe, weil ich die Zufriedenheit gern an allen Geschöpfen ausgedrückt sehen mag; so ist mir es doch nie eingefallen, nach ihrem Zustand mich zu sehnen. Eine einzige Stunde, in welcher ich mich meiner recht menschlich bewußt bin, in meine Verhältnisse mit der übrigen Welt deutlich einschau, Zusammenhang in meinen Bestimmungen erblicke, hier edle Kenntnisse sammle und dort gesammelte zu nützen und anderer Menschen Wohl anwende, ist doch wohl decimal so viel werth, als das längste Leben, wenn ich es als Thier hindringen sollte. Mag es doch sein, daß die Aufklärungen meiner Vernunft nach Beschaffenheit der gegenwärtigen Lage der Dinge manches Leiden auf mich abwerfen, welches ich ohne sie nicht hätte; das Gut, welches sie über meinen gesammten Zustand ausbreiten, ist offenbar überwiegend. Sie wecken und veredeln meine schönsten Gefühle, erhöhen mich zu höhern Akten der Glückseligkeit und verschaffen mir in der That einige Herrschaft über die ganze übrige Natur. Was hat nicht ein einziger Augenblick, in welchem ich mich von irgend einer Wahrheit lebendig überzeuge, oder worin ich ein alldurmes Vorurtheil verabschiede, oder indem ich die Ursachen und Wirkungen einer für mich wichtigen Erscheinung übersehe, für Seligkeit für mich! In meiner Kindheit, in welcher ich noch über nichts nachdachte, hatte ich auch manche Beunruhigung noch nicht, die ich jetzt habe; ich brauchte zu meiner Befriedigung weniger, als ich jetzt brauche, und wenn das Längen und Sprängen dabei in Betracht kommt, so muß ich gestehen, daß ich damals besser dingeachtet wirklich mehr tanzte und sprang, als jetzt. Aber deshalb soll es mir nie in den Sinn kommen, zu wünschen, daß ich in den Zustand meiner Kindheit zurücktreten könnte. Ich weiß zu gut, wie unaussprechlich viel ich bei der Entwicklung meiner Fähigkeiten gewonnen habe; und wenn ich bärren denke, was Welt die Welt als Kind war, und was sie mir jetzt ist; so gebe ich bei der Betrachtung der Freuden, welche ich auf der Erde wahrhaftig genossen habe, meine ganze Kindheit für eine einzige Woche im männlichen Alter hin. Unsere Vernunft brauche zu ihrer Entwicke lung mehr Zeit, als unsere Triebe; denn das Edlere bildet sich langsamer. Einzelne Lichtfunken sprühen nach und nach aus der jungen Menschenseele hervor, und auch sie sind schon eine reizende Entdeckung für den Beobachter des Menschen. Der arbeitenden Natur muß Hülfe geleistet werden. Die schwachen Funken müssen gestärkt, die einzelnen concentrirt werden. Mit jeder Vermehrung des Lichts in der Seele empfängt ihre Glückseligkeit Zunahme; denn wir werden doch immer mehr annehmen können, daß die Natur, welche

allenthalben so vielfach gehandelt hat, am Menschen gefehlt und die ersten Rücksichten mit eigener Hand in ihm geschlagen haben werde, wenn er in der christlichen Fierlichkeit glücklich gewesen wäre. Auf ihrem Wege weise fertigen, heiße seine Bestimmung erreichen. Seerget also, ihr Brüder! für die Aufklärungen eurer Vernunft, mit unermüdetem Eifer! Forset nach Wahrheit! Erweitert die Ephäre eurer Kenntnisse! Schauet in die Verbindungen der Dinge, in die mannigfaltigen Verhältnisse derselben gegen euch und gegen sich unter einander, und in den ganzen Umfang eurer Bestimmung ein! Je richtiger ihr über die Welt und über euch selbst denken lernt, desto mehr Zusammenhang werdet ihr im Ganzen antreffen, und je zusammenhängender ihr alles findet, desto überwiegender wird in euren Augen allenthalben das Gute sein.

Mehr wahren Genuß des Lebens würden auch viele unter euch haben, wenn sie in ihren Forderungen rechtmäßiger wären. Ich habe es euch schon gesagt, daß wir uns es nicht einfallen lassen dürfen, auf eine durchaus vollkommene Seligkeit Anspruch zu machen. Ein Gemüth, welches zu viel verlangt, übersteht auch das, was es wahrhaftig hat. In jedem Augenblick findet es sich geizig, und mit diesen Täuschungen muß seine Mißthätigkeit sich vermehren. Glaubt es mir, wenn ihr das, was ihr vom Schicksal fordert, allemal recht untersucht, ihr würdet euer Forderungen oft schnell zurücknehmen; aber es ist dafür gesorgt, daß wir nicht alles gleich empfangen, was wir fordern, und diese anscheinende Härte des Schicksals kommt uns bei unsern übertriebenen Anforderungen noch zu Hatten. Ich habe Gott manchmal dafür gedankt und danke ihm noch in diesem Augenblick dafür, daß ich statt einer goldenen Krone meinen simplen Kaffortrage. Ein König hat viel tausendmal mehr zu bedenken, als ich, und eben darum ist mir, als erblicke ich ihn in der Gefahr, viel tausendmal öfter zu schlen, als ich. So oft ich das bei mir recht überlege, so oft seh' ich meinen Hut zufrieden darauf an, und nehme ihn vor jedem Menschen ab; und hätte er einen noch weit größern Hitz auf, als ich. Käpigkeit in unsern Forderungen wird dann in uns mehr Platz greifen, wenn wir unser Herz willig dem Glauben an Gott öffnen. Ach! meine tausendmaltausende von Menschenkenntniss, von welcher Religion ihr auch sein mögt, laßt euch alle von Sonne, Mond und Sternen sagen, daß er sei! Glaubt ihr aber an ihn, so glaubet auch ganz an ihn, und er sei euch Gott in aller Hinsicht! Nichts ohne ihn — und was nun geschieht, gut. Gut fürs Ganze auf der Stelle, und gut für jeden einzelnen Thell über lang und kurz. Diese Grundsätze scheuen unmittelbar zur Aufrechterhaltung. Ich empfehle sie euch allen; ihr mögt Parabeln oder Einreden bemerken, mit Peizen euch umkleiden oder mit Palmblättern euch schützen, so empfehl' ich sie euch mit aller Wärme meines Herzens. Von ihnen geleitet, finden wir in allen Lagen und Zuständen unsers Lebens volles Uebergewicht des Guten. Sei mir gesegnet, Wasser! und lebest du mit wenigen Vertrauten am Fuße eines verlassenem Oelbergs, oder müßtest du gar einsam auf legend einer Insel im Meere umhergehen, der du die Zukunft dem Regierer des Ganzen überlässest, dein Schicksal gut findest, weil er es gut findet, jedes kleinen gegenwärtigen Glück dich dankbar steeußt, und alle Zweifel und Kämpfe deines Herzens ihm im Sonnen und Mondenschein epferst, da haßt mehr Lebensgenuß, als Menschen oft im besten Standen Pomp!

Der Mann, welcher Gefühl fürs Schöne hat, er finde es, wo er wolle, fühlt ebenfalls das Leben für sich mit herrlichen Genüssen an. Er wohnt, alles von seiner besten Seite zu betrachten, findet er allenthalben überwiegendes Gutes. Der Anblick des wahren Schönen erregt ihn, so wie ihn die Harmonie der Töne erfreut. In seiner Seele schwebt das Bild des Schönen, jeden Gegenstand ohne ihn, welcher einige Züge desselben hat, umarmt er freundschaftlich. Findet er das Schöne in menschlichen Handlungen, so sympathisirt er damit. Findet er

In den Künsten, so bewundert es. Noch reizender ist ihm die schöne Natur. Ihre Schönheit geht ins Unerschöpfbare Große, und dabei ist sie still, simpel und ungezwungen. Ach! diese, diese ist, Brüder, welche ihr alle nützen müßte. Sehet, ihr habt sie insofamt vor euch; es kommt nur darauf an, daß ihr innern Sinn genug für sie habe. Ist dieses, so bedürft ihr nur wenig vom Schicksal zu erhalten; das übrige ersetzt euch alles die schöne Natur. Meinestwegen mögen andere Tag für Tag in dem größten Weltgeräusch sich befinden, an ihren prächtig servirten Tafeln die kostbarsten Lederbissen in unverzeihlichem Uebermaße genießen, ihre Nachmittage verspielen, ihre Nächte verschwärmen und jeden Sonnenaufgang verschlafen; an mir finden sie den Mann nicht, welcher sie deshalb beneidet. Ich schlafe, wenn Schlafenszeit ist, bin mit einem simplen Gerichte zufrieden, klage dabei weder über Bapens noch über Indigstion, und wenn der Tag heller ist, so stehe ich muthig und unbeschwert in den Schooß der Natur, öffne alle meine Sinne ihren Reizen, lasse sie in mich einströmen, und vergesse, daß es reichere Leute gebe, als ich bin. Genuß der Natur, o ihr Kinder derselben, glaubet, ist edler Genuß des Lebens. Dies wußten von jeher die weisesten und thätigsten unter den Menschen, welche, wenn sie fürs Vaterland und für ihre Mitbürger gearbeitet hatten, das Gemüth der Menge vertieften und in die Arme der Natur flohen, um in selbigen von ihrem Arbeiten auszuruhen.

Nun möchte ich euch gern noch, ihr Brüder der Erde, auf eine von den schönsten Gattungen der Genüsse eures Lebens recht aufmerksam machen; und dies sind die Ergänzungen der geselligen, der sanften und wohlthätigen Triebe unsers Herzens. Jede derselben hat Seligkeit für euch, denn der Mensch ist nie ruhiger, als mit sich selbst zufriedener, als wenn er zum Wohl seiner Nebenmenschen etwas beizutragen hat. Die Aehnlichkeit, welche er hierdurch mit Gott empfängt, ist ihm zu auffallend sichtbar, als daß er sie verkennen sollte. Freundschaft, wie erhebt sie den Werth unsers Lebens! Seelen, welche ihre nicht fähig sind, verlieren viel. Aber wisset, sie ist nicht gedrückter Umgang mit Laufenden. Sie ist Vertraulichkeit gegen Auserlesene aus dem großen Haufen, welche in edler Art mit uns harmoniren, und die wir deshalb in unser Ich aufnehmen. Mit ihnen gehen wir in unwandelter Treue durchs Leben, nehmen an ihrem Schicksal Theil, lassen sie Theil an dem unsrigen nehmen, fördern jede Trennung von ihnen und machen sie uns durch immer erneuerte Redlichkeit verbindlich. Weltbürger! habe ein freundschaftliches Herz, schähet den Mann, welcher unter Beweisen seiner Tugend und Zuneigung für euch spricht: laß mich mit dir gehen! Der Gang geht oft durch Dunkelheiten und Labyrinth; wie werde ich die Stunde segnen, in welcher ihr den fandet, an dem ihr euch dann halten könnt! Liebe, hässliche Liebe durchdringt euch auch. Sie ist, die euch taufend neuer Genüsse des Lebens verschafft, und jeden, dem ihr schon hattet, verdoppelt. Theuer und werth sei euch der Gatte, welcher nur für euch lebt, und an jedem Morgen sich freuet, euch im Licht des Tages wieder zu erblicken! Hauchet einander unaussprechliche Sehnsucht nach euch ein! Erleichtert euch durch Geselligkeit, durch Sanftmuth und stille Theilnehmung des Lebens Laften! Verbunden durch einen gemeinschaftlichen Schöpfungszweck, Mann und Weib, wertheuert in redlicher Liebe für eure Kinder! Willkommen heißt jeden neuen Ankommling in die Welt, der es durch euch ward! Sehet eine zahlreiche Menge derselben für euren unschätzbaren Reichtum an, und bildet sie nach Maßgabe eurer Lage erst zu kleinen und dann zu großen Seelen! Unter euren Händen sehet sie wachsen und blühen und edle Früchte tragen! Seid nirgends lieber als in ihrer Mitte! Arbeitet, so lange ihr könnt, an ihrer Vergütung, und werdet durch ihren dankbaren Segen noch gesüßet, wenn das Schicksal euch von ihnen reißt! — Liebet, ihr Brüder der Erde, auch die Verwandten eures Stands! Sie, die um so viel näher an euch stehen, als die übrigen Menschen, stehen nicht von

ungefähr so nahe um euch. Erröthen sollt ihr sie zuvörderst kennen mit euren Dienstleistungen, und es ist grausam, von denen sich trennen zu wollen, mit welchen und die Natur verband. O breiten und heben Lebensgenuss hat der Mann, welcher von seiner ganzen Familie als Wohltäter, als Erzenskiste verehrt wird! Die Blicke aller Seinen sind auf ihn gerichtet, und muß er von ihnen gehen, so sehen sie ihm noch nach, so lange sie kennen.

Leidenden weheth euer Mitleid, wo ihr sie findet! Könnet ihr mehr für sie thun, als mit ihnen weinen, so säumt nicht. Handlungen der Menschentliebe, der Großmuth, der Erbarmung und des uneigennütigen Dienstleisters bezeichnen auf der Stelle mit dem göttlichen Bewußtsein, daß man ein edler Mann sei. Jeder Anblick des gewesenen Unglücklichen, welchen Ihr Ketter ganz oder halb würdet, hat fortgesetzten Lohn für Euch, und ihr könnt nicht daran denken, daß ihr andern Menschen Genüsse des Lebens gewährt habt, ohne euch selbst im Genuss des ewigen gekränkt zu fühlen. — Seht, meine tausendmaltausend Menschenbrüder, so mögen wir das kurze, flüchtige Leben benützen und den Werth desselben zur höchsten Umschätzbareit erheben. Wesse ist der, welcher während seiner ungewissen Tage Genuss an Genuss mit menschlicher Würde drängt! Und glücklich der, welcher nicht allenthalben, wo er ihn sucht, grausam von selbstigem zurückgedrängt wird!

Wie? warum verfinstern sich so viele von euren Gesichtern, indem ich dies sage? Soll die traurige Miene, welche ihr annehmt, der trübe, seufzende Blick, den ihr zum Himmel richtet, ein stiller Bekenntniß sein, daß euch die schönsten Genüsse des Lebens verfaßt werden? Ha! mein ganzes Herz hebt! Und wäre nur nicht so viel Laufende, an denen ich die traurige Miene erblickte! Ganze Nationen stehen oder knien und ringen die Hände gen Himmel. Ach! die Natur und ihre Schöpfer sind nicht, welche die Klagen dieser Elenden trösten! Menschen sind, über die sie seufzen! Wie? Menschen seufzen über Menschen? Brüder stören die Ruhe ihrer Brüder? Wie ist es möglich, daß ein Mensch den andern von Genüssen des Lebens abdrängen kann? Schaut er sie selbst nicht, oder glaubt er, daß jener sie nicht zu schätzen wisse? Thut er das erste, und findet das letzte dessen ungerachtet bei ihm Statt, wie will er sich rechtfertigen? Eben so ein Herz, das nach Glückseligkeit strebt, wie er hat, haben auch alle seine Brüder. Und eben, weil sie dies haben, besitzen sie auch mit ihm gleiches Recht auf die edelsten Genüsse des Lebens. Hastige Grausamkeit ist's, zu sagen, daß derjenige mit seinem Schicksal zufrieden sei, welcher nie ein besseres gehabt habe. Wohl ihnen, den Unglücklichen, wenn sie in diesem Fall sich befinden! So haben sie doch noch etwas, womit sie sich beruhigen können. Aber es ist nicht möglich, daß der Mensch, wenn er andere um sich her Genüsse vom Leben einatmen sieht, welche die Natur offenbar allen ihren Kindern gegönnet hat, nicht alsbald auch Wünsche seines Herzens nach selbigen empfinden sollte. Und kann er sie nun nicht befriedigen, wie mag ihn der Gedanke martern! Nehmet dies zu Herzen, ihr, die ihr andere vom Genuss des Lebens abhaltet, und vor ihren Augen doch fastblutig das ewige mit Inbrunst genießen könnt! Ihr wüthet in ihren Eingewunden, und raubet ihr ihnen in einem Augenblick das Leben selbst, so handelt ihr nicht so un menschlich, als jetzt, da ihr sie einen langsamen Tod sterben lasset. Jede eurer Freude werde euch durch den Gedanken, daß ihr Geschöpfe, die eben das sind, was ihr seid, neben euch niederschlägt, so lange verbittert und vergällt, bis ihr auf den menschlichen Verfaß geathet, sie edelmüthig aufzurichten, und ihn mit Schnelligkeit ausführt!

Die Schande der Menschheit, die Sklaverei! ach, konnte man doch ihren Namen nicht mehr! Mit Entsetzen folge ich den Schlachtopfern der eben in ihre armselige Knechtschaft, und sehe an ihnen die menschliche Natur zur untersten Tiefe herabgewürdigt. Ha! Christen! ihr seid mir theuer und werth! Eure

wohlthätige Religion ist, die mich an euch festsetzt und so fern ich so lange ich bin. Aber was soll ich zu eurer Entschuldigung sagen, wenn ihr noch Menschen aus einem Welttheil in den andern schleppen, sie nicht nur ihres Vaterlandes und des reichenden Anblicks ihrer Gründe, sondern auch ihrer Freiheit berauben, und sie hartberzig im dem Stand der Thiere werfen können? Fühlt ihr nichts von zurückkehrender Menschlichkeit, wenn sie euch, ihre mühsigen und spannsamen Herren, unter dem drückendsten Joch von Arbeit und Mühseligkeit darauf ansetzen, wie ihr so ungebunden um sie her wandelt, und dabei einen schmerzvollen Rückblick auf die Küsten zurückthun, die sie verlassen mußten und wo sie einst mit gleichem Recht eben so lebzig und los wandelten, wie ihr! Möget ihr auch wohl noch darauf stolz sein können, daß ihr Bürger des gestirtesten Welttheils seid? Möget ihr es den Nationen, welche euch verabscheuen lernen, wohl noch sagen dürfen, daß ihr Vertheiler der Lebenswürdigsten unter allen Religionen seid? Für Leute aus dem verderbtesten Erdreich müssen sie euch halten, die ein ungeheures Mißgeschick in ihre Wege verschlug! Für Bekenner einer Religion, in welcher man Vorkriegs für Gottesdienst hält, und Menschen diene wie Blut der Thiere verspielt!

Auch höret mich, ihr Christen, über einen Begriff, welcher man nicht oft und warm genug mit euch reden kann! Unter euch lebt ein Volk, zahlreich und mitwürdig aus mehr denn einer Ursache. Verstreut lebt es unter euch in allen euren Reichen und Provinzen. Es ist weit älter als ihr, und ihr habt seine sonderbare Geschichte in Händen. Es steigt über euch schon viele Jahrhunderte; denn ihr drückt oft mit unzubilligender Härte. Dies, daß sie vom Glauben ihrer Väter nicht wanken, ist, was sie euch verdächtig macht. Sie beladen, und hangen fort am uralten Glauben. Ihr sehet und bleibet ungerührt. So solltet ihr doch endlich aufhören, Menschen zu hassen, welche ihrer Religion so viel unter euch aufsporn, und von denen ein Geschlecht nach dem andern über's Opfer hinsieht! Lange genug habt ihr versucht, sie durch Druck und Kasten in euren Schoß einzuführen, — oder war dies etwa nie eure Absicht? wenigstens hätte' euch eure eignen Herz sagen sollen, daß dies nicht der rechte Weg dazu sei! — so solltet ihr doch nun einmal ernstlich darauf bedacht sein, ob's euch nicht durch Milde und Menschlichkeit gelänge. Ewig werdet ihr der ganzen Welt den Vorweis schuldig bleiben, daß ihr verurtheilt seid, ein Volk niederzudrücken, darum, weil es sich so sehr unter schweren Verhängnissen deugt. Klagt ihr über seine Sitten — ich will jetzt nicht einmal zu dem allgemeinen Rechtsmittel greifen und einwenden, daß man auch seine Gegenklage hören sollte — aber sagt mir doch, was thut ihr denn nun eigentlich zu seiner Verbesserung? Von euren Geselschaften schließt ihr diese Menschenmenge feindselig aus. Seid ihr besser, und wolltet ihr sie besser, so könnten sie ja von euch lernen, wenn ihr sie nicht von euch entferntet. In überaus einformige Lagen des Lebens schneidet ihr sie zurück, in welchen ihnen beinahe nichts freigelassen ist, als der Wucher; fast, damit ihr euren Gewinn wieder von ihnen desto ergiebiger haben könntet. Was eure Religion auch wohl das Geringste zu eurer Rechtfertigung darüber sagen? Lehrt sie euch, wie sie euch, Menschen zu hassen und zu drücken, welche das nicht glauben können, was ihr glaubt? Wollt ihr denn immer den menschenfreundlichen Gesichtspunkt verrücken, aus welchem euer Herr im Tode noch, den er doch aus ihrer Hände Händen nahm, sie betrachtete, wenn er sprach: Sie wissen nicht, was sie thun! Schaut über euch und sehet, daß die Sonne auch für sie scheint; wehet ihnen den frohen Muth in ihren Strahlen nicht! Was die Natur ihnen gönnt, dürft ihr am wenigstens ihnen verbleiben. Sie sind Menschen, wie ihr, auch menschliche Freiheit können sie fordern, wie ihr. Nur dadurch werdet ihr die Würde eurer Religion gegen sie behaupten, wenn ihr ihnen zeigt, daß sie auch die Kraft haben, verjüngten Pöbel gegen ein verunglücktes Volk in den Seelen ihrer Herrscher zu dämmen.

pfen. Jetzt habt ihr nichts vor ihnen voraus, als äußerliche Uebermacht. Dann aber werdet ihr auch in ihrem Innern Flüche unterdrücken, welche ihr ihnen gegen euch, gegen euren Glauben und gegen seinen Geist jetzt abzwingt.

Jede Bedrückung, jede unnatürliche Einschränkung, welche Weltbürger gegen Weltbürger ausüben, hemmet den wahren Lebensgenuß. Sklaverei ist nicht nur Grausamkeit, es ist auch grausam, wenn es Menschen gibt, die, wenn sie ihre Lage berechnen, kaum die Hälfte derselben für sich leben. Wegen sie den Werth des Lebens an solchen Tagen auch wohl schätzen, an welchen das Leben nicht ihnen zugehört? Mit entzückendem Vergnügen seh' ich ein Land darauf an, wo man für den arbeitsamsten Theil der Menschheit von dieser Erde eine wohlthätige Abänderung trifft. Den edlen Mann schmerzet, ganze Mengen um sich her fröhnen zu sehen. Verseht er sie in eine menschlichere Lage, so belohnt ihn schnell dafür der Anblick glücklich werdender Familien, welche durch den Gedanken, daß nun alle ihre Tage ihnen zugehören, zum Fleiß aufgemuntert, ihre Aecker zu Gärten und ihre Hütten zu Wohnsitzen der Freude umschaffen. Ein mäßiger Zehent, welchen er von ihren reichen Ernten empfängt, wird nicht wahren Gewinn für ihn abwerfen, als ihre mühseligsten Fröhnungen. — Steigen die Auflagen in einem Staat zu hoch, verlieren sie die menschliche Proportion mit dem Gewerbe der Bürger, so wird auch durch sie der Lebensgenuß gekürzt. Gebrückt unter ungleichen Lasten schleichend die Einwohner muthlos umher, mögen die überpaarten Abgaben kaum erschwingen, und sehens nicht mehr für Glück an, Weib und Kinder zu haben. Ach dreimal selbige Gesühle, in welchen der erste Grundlag der Regierung der ist, daß der Wohlstand des Unterthanen der schönste Reichthum des Fürsten sei! In ihnen hört man nicht von Pressungen. Jahr aus Jahr ein trägt der Unterthan seine gemilderten Abgaben willig ab und läßt seine ihm am Ende verwüsthenden Reste aufsummen. Handel und Gewerbe blühen darin, und ein erlaubter Luxus läßt den einkünftenden Reichthum durch aller Einwohner Hände gehen. Jeder von ihnen lebt gern, weil das Leben für ihn gewinnvoll und leicht ist! — Krieg, wenn er lange dauert, bringt ganze Millionen um die edelsten Genüsse des Lebens. Er zerreißt die sanftesten, menschlichsten Banden, entführt die Gatten, die Söhne, die Väter, stört die Ausbreitung der Wissenschaften, verwüthet die Schönheiten der Schöpfung, raubt die Ruhe und führt an deren Statt Furcht und Grausen herbei. Der Verlust, welchen die Menschheit dabei macht, ist gegen den Gewinn gerechnet, immer wie zehn gegen eins, und dies eins, welches sie dabei gewinnt, lenkt sie auf andere Art auch gewinnen, ohne zehn dabei zu verlieren. Den Krieg stehen daher alle eble Beherzeten, so lange sie können; und müssen sie ihn führen, so führen sie ihn mit Edelmuth und mit menschlichem Erbarmen und kürzen ihn ab. Dann nur, ihr Bürger der Erde, möget ihr auf vollkommenen Glückseligkeit, so wie Menschen sie haben können, hoffen, wenn der Geist des Kriegs euch alle verläßt, und ihr freundschaftlich dahin übereinkommt, jeder an den nothwendigen Leiden, welche ihm seine Natur auferlegt, genug zu haben.

Ärgerlich ist's, wenn ich noch ganze, zahllose Völker erblicke, welche beinahe ohne alle menschliche Begriffe sind, und die sich in Ansehung der Genüsse des Lebens wenig über die Thiere erheben. Zur Uebung ihrer Geisteskräfte nicht angeleitet, vom Umgang mit aufgeklärten Nationen ausgeschlossen, durch viele Generationen schon verwildert, geben sie am Ende das Dasein wieder ab, ohne den vollen Werth desselben kennen gelernt zu haben. Noch trauriger aber ist's, zu sehen, wenn unter klaren und glücklichen Himmelstücken, wo der Geist des Menschen zu mehrerer Bildung gelangen kann, der größere Haufe vorzüglich in Unwissenheit und Aberglauben niedergedrückt, mit Vorurtheilen eingewiegt, und vom erhellenden Licht zurückgehalten wird. Ach! wie bejammert euch der Welliche, ihr größten Theile der Nation, wenn er gewahr reich, daß dies nur

Schicksal sei! Mögens doch Priester und Staatsmänner sein, welche dabel sich wohl befinden, und ihrem niedrigen Privatinteresse eure schönsten Lebensgenüsse aufsparen — sie sind ein Auswurf unsers Geschlechts! Eine unumschränkte Gewalt in den Händen, entfernen sie jeden denkenden Kopf, geben allen Wissenschaften ein düstiges, abschreckendes Ansehen, verbieten alle Untersuchung der Wahrheit, stählen die Geseze, füllen die Augen des Volks mit Gaukeleien, werden dabel gefürchtet und angebetet, saugen das Mark aus den Gebeinen ihrer Brüder, und trösten sie, wenn sie armseelig und niedergeschlagen seuffen, mit den Hoffnungen eines künftigen reichen und frohern Lebens. Licht her! Licht her für die zahllosen Mengen! Warum sollen sie nicht auch die Wahrheit sehen; warum nicht auch über ihre Bestimmung richtigter denken und dadurch die edelsten Genüsse vom Leben einerniten? Sie, der größte Theil der Nation, verdienen die größte Achtung ihrer Fürsten! Man zeige ihnen nur die Wahrheit; sie sind Menschen und werden sie bald liebenswürdig finden. Man treffe Anstalten zur Volksbildung, damit jeder Stand den Genuß vom Leben schöpfe, welchen er in seiner Sphäre haben kann! Das wären Freunde des Vaterlands und Freunde der Fürsten, welche hiez zu beitragen! Sollten denn nicht weisere Unterthanen sorgsamere Unterthanen sein? Sollte der Fürst nicht seliger sein, wenn er auf sein ganzes Volk als auf eine Familie hinsche, welche aus lauter trosten und muthigen Kindern besteht? Unwissende, abergläubische, unzugiebene Menschen haben die stärkste Anlage zu Völschwichtern. Sie rächen sich dafür, daß man die Gefühle der Menschlichkeit in ihrem Busen unterdrückt, durch fühllose schwarze Thaten, welche sie bei jeder Gelegenheit ausüben. Wer ist Schuld, wenn sie hernach zu Schanden auf den Galereen arbeiten, in Blockhäusern sitzen, auf Scheiterhaufen und auf Rädern liegen, oder unerkannt und ungestraft die verheestesten Laster ausüben — antwortet, ihr Niederdrücker der Vernunft, wer ist Schuld daran? Verachten, verabscheuen muß euch jeder Edle, stehen muß er euch in der Nähe und in der Ferne, und ein lichter Land suchen, wo er Weisheit und Freude zugleich athmen darf! Ich muß noch, meine Tausendmaltaufende von Menschenkindern, über einen überaus ehrwürdigen Gegenstand zu euch reden, dessen falsche Behandlung und Anordnung euch so vielsältig im Genuß eures Lebens stört. Ich bin ein Mensch, wie ihr, und beurtheile daher euch nach mir. Mein Heiligstes, mein Bestes, das ich kenne, und welches mir alle Freuden meines Lebens noch erhöht, ist die Religion. Ich habe sie freiwillig und gern umarmt, und aus meinen Händen soll sie nun nicht kommen, so lange ich bin. Aber ich wag' es zu sagen, und belümmere mich nicht darum, wenn viele unter euch mich darüber verdammend ansehen wollten; genug, daß ich die Wahrheit sage, daß ich sie mit dem menschenfreundlichsten Herzen sage, und daß alle Edlen mich dabel lohnend anlächerin; — daß sie noch vielsältig einen ganz entgegengeestzten Zweck erreiche. Wahren, menschlichen Lebensgenuß soll sie uns lehren; harken soll sie uns darin, dies ist ihre ursprüngliche Bestimmung. Könnte sie auch wohl zu etwas anderem da sein, sie, die die mächtigsten von euch, so sehr sie auch sonst in ihren Meinungen von einander abgehen, für göttlichen Ursprungs erklären? Ach! wäre sie doch nun für euch alle diese segnende Weisheit! Aber was seh' ich? Ganze Haufen von euch finden in ihr noch ihren Beruf, die schönsten und edelsten Genüsse des Lebens aufzugeben, von der Gesellschaft sich zu trennen, ihr ihre Kräfte, welche sie in ihrem Schooße gesammelt haben, undankbar zu entziehen, ein unthätiges Leben in selbstgewählten Einsamkeiten zu führen, und sich da mit absichtlosen Uebungen der Andacht zu martiren, welche die Gottheit weder verlangen noch gut heißen kann. Ist es möglich, daß die Religion es sein kann, welche euch auf solche Abwege verleiht? Kehret zur Welt zurück, genießt sie als Weisheit, machet sie andern um euch her genaußoll als Menschenfreunde; dies soll die Religion auf euch wirken! — Ueber-

hanpt solltet ihr nicht glauben, Brüder, daß sie ein düsternes, schwermüthiges, edel auch nur sonderbares Wesen über uns ausbreiten müsse. Alles soll an uns sein, den guten natürlichen Gang behalten. Der Heiterkeit offen, sollen wir jede Freude, welche wir auf Erden für uns bereitet finden, aufnehmen, und sie als einen neuen Antrieb zu desto sorgfältigerer Erfüllung unserer Pflichten betrachten. Furcht sollen wir gar nicht kennen, denn der Tugendhafte hat in der ganzen Welt nichts, welches er fürchten dürfe. Aber freilich, wenn dies geltschen soll, muß die Religion uns richtige Begriffe von Gott und unsrer Bestimmung geben. Der Glaube an Gott muß nicht da sein, uns zu schrecken. Zug, annehm, beseligend muß er uns werden, damit unser eigen Herz unaufhörlich den Wunsch hege, daß Gott sein möge. O ihr Priester und Diener des Allerhöchsten unter allen Nationen, macht euch dies zur ersten Pflicht, die Gottheit so liebenswürdig, so wohlthatig zu schildern, als ihr nur Bilder dazu finden könnt! In einem sanften, reizenden Lichte laßt sie wohnen! Von ihr der Laßt uns unterbrochene Ströme des Segens auf alle ihre Geschöpfe fließen. In allen Werken ihrer Hände sucht das Schöne, das Vollkommene auf! In den furchtbaren Aufstiegen der Natur laßt sie als huldvollen Vater! Sehet, so nennt Gott die Religion der Christen, und darum lieb' ich sie vor allen. Ach, schaut der Mensch ihn in diesem Bilde, wie muß er sich in jedem Lebensgenuss dadurch gestärkt fühlen! Aber unverantwortlich ist's, wenn ihr durch suchterregende Vorstellungen die Menschen von Gott abschreckt! Unverantwortlich gegen ihn und sie, wenn ihr durch Ideen von despotischer Strenge, von niedrigem Eigennutz, von ungnersfüllenden Forderungen, von Grimm und Rache, und von Strafen ohne Absicht der Besserung des leidenden Subjects, die Gemüther der Kinder zweifelt, mißtraulich, heuchlerisch und jagend gegen ihren Vater macht! Kehret sie ihn lieben und ihm ähnlich werden, begangene Fehlthaten verbessern und dann bei Redlichkeit und Treue allwege auf ihn hessen: so geht ihr ihnen einen Stab in die Hand, an den sie sich halten, und der noch festhält, wenn sie längst gesunken sind. Unterrichtet sie denn auch menschlichvernünftig über ihre Bestimmung, und sprecht zuvörderst, auf diese Erde setzte euch Gott, und zwar, daß ihr hier schon solltet selig sein; doch will er euch einst noch seliger machen. -- Ich vermag nicht anzuhören ohne innern Gram, wenn man ewig und unaufhörlich auf diese Welt schmäht und das Leben in derselben so unwürdig abmalt, und die Gemüther der Menschen einzig und allein auf jene Zukunft hinlenkt, daß sie die Freuden der Gegenwart übersehe. Welche unedle Anwendung der Religion! Feindselliger kann man doch wohl gegen Menschen nicht handeln, als wenn man ihnen das Gute aus den Händen windet, was sie schon haben, und nur auf das sie verweist, welches erst kommen soll! Und wodurch will man dies Verfahren gegen die Vernunft rechtfertigen? Ist eine Zukunft noch höherer Genüsse, welcher Weg, um auf ihm als ein Seliger in sie einzugehen, kann wohl gewisser zu ihr führen, als der, wenn man von der Gegenwart, welche ihr vorangeht, alle menschlichen Genüsse zu schöpfen sucht? O ihr Bürger der Welt, der Glaube an ein künftiges Leben sei euch theuer und werth. Haltet ihn fest! Freuet euch sein! aber er verkehre in euren Augen eure Bestimmung nicht; sondern er verschönere sie noch! Die Erde ist herrlich, und eure Bestimmung auf ihr ist die, daß ihr vom Leben auf derselben unter solchen Erwartungen das künftigen den menschlichsten Genuss schöpft. Dies ist wahre, einzige Verbesserung aufs künftige, und habe ihr sie einst aus allen Kräften betrieben; so mögt ihr den Glauben mit von binnen nehmen, daß niemand gegründeter und in den Augen der Gottheit geltendere Ansprüche auf ihre anderweltigen erhabenern Segnungen in jeder vorwaltenden Scene eures Daseins machen könne, als -- ihr.

II.

Vom Dagewesensein und Wiederkommen ¹⁾.

Um Mitternacht, als der Vollmond über den Kirchhof schwebte, unter lauter Gräbern gehalten.

Alles schläft jetzt; dort in ihren Häusern die Lebendigen, und hier in ihren Gräbern die Todten. Ode, wortlose Stille ist weit um mich her. Vollmond, du und ich sind wach! Heiliger, feierlicher war mir dein sanftes Licht noch nie, als in dieser Mitternacht! Unter jenen bedeckten Gängen will ich nicht verwahlen, wo die Dämmerung herrscht; im Angesichte deiner Kasse, hier unterm offenen Himmel, wo Grab an Grab neben mir ist, will ich stehen, und auf jeden Gedanken horchen, welcher durch mich hinfährt. Scheint du dabel auf jeden hohen und niedergelunkenen Hügel, und auf mich! Führe die wandelnden Schatten von allen Leichenssteinen, und von jenen Linden, welche zerstreut umher stehen, von einer Seite zur andern, und wecke in mir, dem einzigen hier lebendigen Manne, alle die milden, menschlichen Gefühle, welche viele von den umliegenden Todten auch einst haben mochten, als sie noch in klaren Nächten, über sich und dich nachdenkend, zu dir aufblickten! —

So liegt ihr denn alle schon hier, kommt früher und später hieher, ihr meine ehemaligen Mitgenossen des Lebens! Seid da gewesen, sollt wieder kommen: Was ich bin, waret auch ihr. Wie euch geschah, wird auch mir geschehen. Gott! welche sonderbare Ereignisse hat der Mensch! Er ist da und wird gesehen; verirrt sich wieder, ist in Vergleich mit Sonne, Mond und Sterne nicht lange da gewesen, und soll einmal von neuem erscheinen. Ach! da gewesen sein ist hohen Dankes werth! Waret ihr Redliche, die ihr hier schlafet und ruhet, wie mühet ihr euch bei eurem Hintertritt noch darüber freuen, daß ihr jemals in die Reihe der Wesen eingetreten waret! Unter euch mische ich mich denn gern, wenn ich dies denke, und hebe meine Hände zum Vater des Lebens auf, und sehne mich innigst nach jeder Stunde, welche er noch mein lassen werden will. Und sind sie denn alle dahin, diese Stunden, und kommt die letzte herbei, welche ich mein nennen darf, so preise ich ihn einst noch für erhabtes Sein, und geb' es, Psalm und Lobgesang im Herzen, in seine Hände zurück. Ja, da gewesen sein ist hohen Dankes werth; aber wiederkommen noch höhern! Als ihr nun sanket und fielt, ihr friedlichen Schläfer rund um mich her, da dachtet ihr so einen Gedanken an Wiederkommen, und der Busen schwoll euch dabel noch einmal hoch auf. In großer Noth sucht man das Beste zu retten; da ihr nun hörte, daß alles, was ihr schätzet und liebet für euch gerettet sein sollte, sahst ihr den Verlusten zustudener zu. Ha! euer Trost soll der meinige sein! An den Gedanken des Dagewesenseins will ich fest den Glauben an Wiederkommen heften. Jetzt schon will ich dies mit vollem Heißensein thun, damit dieser Glaube in den Augenblicken, wo ich seiner am meisten bedürftig bin und mich nichts beruhigen kann, als er, recht lichterhell und glänzend vor mir schwebt. Da gewesen sein und wiederkommen, will ich immerdar denken, wenn ich in eine mir angenehme oder doch wichtige Lage eintrete. Da gewesen sein und wiederkommen, will ich auch Andern zureufen, so oft ich damit Gutes für sie stiften kann.

Daß ich hier über eure Gräber noch wegwandle, liebe Todten, das ist, daß ich noch lebe. Weß Ich ist noch beisammen. Weßt weht noch durch die Maschine, seht alle Räder derselben in Bewegung, und schafft durch gemeinschaftliche Mitwirkung derselben mein Sein. Wärme ist noch im Schmerzenslaufenden

¹⁾ Aus den „Reden im Menschenleben“ vom Verf. der Menschenfreuden, Heft I. Berlin 1778.

Blut, und die hiedurch reißbar erhaltenen Nerven gewöhnten Empfindungen. Diese setzen mich noch in Verbindung mit der gesammten Welt außer mir. Die äußerlichen Gegenstände wirken durch sie auf mich und ich unterscheide dadurch mein Dasein von dem ihrigen. Bilder von empfangenen sinnlichen Eindrücken bleiben in mir zurück und werden noch der Grund von Ideen. Diese kette ich zusammen und so erneuert sich noch in jedem Augenblick das Vernünftige meines menschlichen Daseins. Ich bin nicht gleich und plötzlich in dasselbe eingetreten. Nach und nach entwickelte es sich erst in mir. Wäre ich sogleich in den Besitz desselben eingegangen, wäre der erste Augenblick meiner Existenz mit vollem Bewußtsein meines Seins angefüllt gewesen, so würde ich die Seligkeit des Lebens im höchsten Umfang geschmeckt haben. Doch, so oft ich mich nun in mich selbst zurückziehe, und mit äußerster Gewalt mich von der ganzen Welt trenne, und dann mit einem Male wieder in sie eintrete und ihr alle meine Sinne öffne; so oft fühle ichs, welch eine Wonne das Leben sei. Mitten unter allen Wesen steh' ich denn da, lasse mich schauen und schaue sie, denke, daß sie sind und daß ich bin, und freue mich über sie und über mich. Jetzt, da ich auf euren Gräbern stehe, ihr Todten, und euren Zustand gegen den meinigen halte, jetzt durchströmt mich ein allmächtiges Gefühl vom Werth des Lebens. Und dies gekohnte Leben soll ich einst abgeben, wie ihr! Wenn ich recht daran gedenke bin, wenn mein Verlangen darnach erst recht inbrünstig und heilig ist; dann soll ich aus den Reizen der Wesen greifen, und mein Ich eben so zerstört, aufgelöst und in tausendmaltaufend Theile umhergestreut werden, wie das Euclyde! Uebergehen sollen denn diese zerstreuten Theile, diese unkenntlichen Ueberreste vom Rüderwerk der künstlichen Maschine in einsame Seashäuser und Seabblumen! Das soll nicht nur gewiß geschehen, sondern ich soll auch, so lange das Leben noch mein ist, dies schon fürchten, und in jeder feierlichen Stunde, in welcher ich über meine Bestimmung nachdenke, mich mit dem Gedanken daran quälen! — Ach! da gewesen sein und wiederkommen! Der war einer meiner unzuberechneten Wohlthaten, welcher mich diese Verbindung von Ideen zuerst lehrte! Ihm hab' ichs zu verdanken, daß ich einst aus den Reizen der Wesen ruhiger abtreiben werde; weil mich die Hoffnung begleitet, irgend einmal wieder in sie einzugehen. Das Leben gebe ich zwar ab, aber ich empfang' es wieder, und ihr alle, die ihr hier umherliegt, empfanget es auch wieder. Schätzten wir es vorher schon, ehe wir es jemals verloren hatten, wie noch weit werthet werden wir es, nach geschehenem Verlust wieder erlangt, halten! Der Augenblick wird Seligkeit, welche ich mir jetzt noch nicht ganz denken kann, für mich haben, in welchem ich das erste neue Gefühl vom Abermalsein schöpfe, mitten unter allen Wesen wieder stehe, die übrige Welt wieder von mir und mich von der übrigen Welt unterscheide und hoch erstreckt rechts und links um mich her schaue. Vollmond! hier in deinem phantasieerweckenden Licht geniesse ich einen sanftern Vorschmack dieser Seligkeit schon! Es ist mir nicht, als wäre ich vor einigen Minuten erst hieher gekommen, sondern als hätte ich Jahrhunderte in einer von diesen Gräbern bereits gelegen, und als stände ich mit neuem Dasein hier unter dir, lege beide Hände ans Herz und dächte: Es ist doch etwas unaussprechlich Süßes und Heißes zu sein und zu leben! Wohl mir! meiner ward nicht vergessen! Mit allen Wesen bin ich wieder da, und die gesammte Schöpfung bewillkommt mich aufs Neue. —

Aber Gräber ungeachtet, welche ich täglich zu sehen bekam, und selbst mitten unter diesen zahllosen Behältnissen der Todten, prelle ich die Reize der Welt, in der ich lebe. Du Mond hier über mir und ihr Sterne all am Himmel weilt und dreht waret Zeugen davon, wie oft ich in heltern Nächten mein Lager verließ und mit innerm Drang eure hohe Glorie und Herrlichkeit anstaunte. Lange noch nicht Jüngling, fühlte ich schon, wie mein Herz sich dabei heb, und die erste Wahrheit, von der ich mich fest überzeugete, war die, daß Niemand die Nothwend-

lichkeit der Schöpfung aussprechen könne. Beim Anbruch des Tages, im Morgenroth, beflügelte ich mich noch in diesem Glauben, und mit der Sonne zugleich Seligkeit für mich auf. Nie habe ich den kleinsten Spaziergang im Garten, Feldern und Wäldungen vollendet, ohne mein Schicksal dafür zu segnen, daß ich nicht als Embryo umkam, oder nur geboren ward, um auf Erden ein Grab zu finden; sondern daß ich Zeit genug hatte, mich auszubilden, um mit menschlichem Blick im großen Welthaufe umherzuschauen. Unerköplich waren mir immer die Freuden der Natur, rein und zaubernd, und sind es noch. O ihr Schläfer um mich her, waren sie es auch für euch? Weidete euer Auge sich gern am Himmel? Senkte es sich mit schönen Thränen eines entzückten Herzens nieder zu Saatsfeldern und Blumenauen herab? Ja, gewiß waren unter euch viele, welche die Wannen der Schöpfung sahen und fühlten! Ach! auf die Gräber derselben müssen die Strahlen der Sonne wärmender und der Mondschein lieblicher fallen! Eingende Lerchen müssen über selbigen länger schweben und das schönste Gethü des ganzen Kirchhofs müsse in jedem Frühling sie kleiden! Mich soll, so lange ich bin, nichts stören im Anschauen Himmels und der Erden! Stören sollen mich nicht darin die Begierden nach hohen Ehrenstellen, nach weltlästigen Weltgeschäften und nach unbegütendern Reichthümern! Stören nicht Unzufriedenheit, nicht gegenwärtiges Ungemach, nicht Furcht vor ungewisser, verborgener Zukunft! Vergehen auch Himmel und Erde einst für mich. — Ja! da gewesen sein und wiederkommen! Eines neuen Himmels, einer neuen Erde wart' ich! Nicht auf immer gehen für mich verloren die Reize der Schöpfung. Das Licht des Tages wird wieder für mich anbrechen; die Sonne werd' ich wieder schaun, und dich, Allprangender Vollmond! Unter Gräbern nicht mehr; ach! unter Gräbern dann nicht mehr! Schöner als mein Garten, wo doch so viel tausend Tulpen blühen, und so viel hundert Malven standen, wird sie sein, die große, weite Erde! Innigst geliebtes Land des Vaters, und anmuthvollster Aufenthalt für alle seine tausendmaltausend Kinder. An einem schönen Tag im Mai, so wie ich ihn jetzt bereits manchmal lehte, kommt' ich schon sehen, was die Erde werden könnte. So eines erhabnen Tages werde ich auch dann nicht vergessen, was die Erde werden könnte. So eines erhabnen Tages werde ich auch dann nicht vergessen, was die Erde werden könnte.

Waret ihr Todten auch Verehrer der Gottheit? Handet ihr den Gedanken schön und groß, daß sie sei und euch liebe? So segne ich mit ausgebreiteten Händen alle euer Grüste, und du: Stunden, in welchen ihr in sie eingingt! Ihr habt dann empfunden, welch eine Seligkeit es sei, an ihn zu glauben, und unter seinen Augen sich zu freuen und zu dulden. Ich, ich, der Lebendige unter euch allen, genieße die Glückseligkeit noch. Im Mondschein und Sternenschein lege ich auf jedes eurer Gräber mein seltsames Bekenntniß seines Daseins hin. Gesucht, anhaltend gesucht habe ich den Glauben an ihn, und gefunden. In Hainen und auf Erntefeldern glimmte er tief im Busen auf; unter Gräbern fühlte ich ihn angefaßt, und in geslanten Nächten ward er Flamme am Himmel. Dort, dort oben, im unermeßlichen Raume, beim ~~Abend~~ so ansehnlicher Welten, flücht er sich rothe, und noch in diesem Augenblick, da ich vom großen Leutenbehälter zu dir aufblicke, glänzender Vollmond, durchbebt mich ein frommer, erhebender Schauer von Gottes Sein und von Gottes Gegenwart. Da habe ich ihn denn unaufhörlich betrachtet in allen seinen Werken, und mich überzeugt, daß diese Werke und ich dazu da wären, daß ich sie darauf anschauen sollte. Wenn alles um mich her still war, kein Geräusch der Menschen rauschte, kein Vogel sang und auch nicht ein Lüftchen sich regte; dann ward, als redeten mich viele seiner Werke laut an, als forderten mich Wiesen und Felder, Höhen und Thäler zu seiner Bewunderung auf. Die ganze Natur sprach um mich her und alles, was sie sprach, war nur eine Stimme, hatte nur einen Sinn, daß Gott ein Gott der

Liebe sei. So, so denke ich ihn mir. Ich denke ihn, wie er alles nur dazu schuf, daß er nicht allein Seligkeit besitzen und genießen wollte, sondern daß auch Millionen Wesen um ihn her daran Theil nehmen. Wie er für jedes dieser Wesen so gesorgt hat, daß es das Maß von Glück und Freude empfangen, dessen es seiner Natur nach empfänglich ist. Wie der Mensch unter allen in seinen Augen der werthvollsten ist, und wie er für ihn erhabene Genuße des Lebens bestimmt hat, durch welche derselbe sich ihm mehr nähert, als alle. Wie er vom Menschen nichts fordert, als was er zu leisten vermag, und wie er jede dieser Fortsetzungen in sein Wohl verknüpft hat. Wie er den Fehlenden begnadigt, seine Hände immer noch ihm hinbreitet, um ihn darmherzig zu empfangen, und ihn dann wieder im Guten stärkt. Wie er kein Uebel als Zweck, sondern nur als Mittel zur Erlangung wahrer Glückseligkeit, für ihn zuläßt, und selbstergötzt allenthalben Traurigkeit für ihn in Freude verwandelt. Wie er ihn oft durch dunkle und verworrene Wege führt, und wider sein Erwarten wieder auf die Plaine bringt, wo ihn von allen Seiten Licht überrascht. Dies that er für euch indessen sammt, meine Brüder, die ihr hier schon schlummert und ruht! Gnädig und darmherzig war er für euch, wie für mich; darum seuet ihr euch sein mit mir. Und in diesem Götterglauben soll ich unterbrochen werden! Beraubt soll ich werden all des Gefühls von Lonne und Seligkeit, welche auf mich aus den Betrachtungen seiner Liebe strömt! O wie so gern wollte ich länger an ihn glauben! wie so gern länger seine Götterwerke betrachten und von einem derselben zum andern gehn! Von Zeit zu Zeit fände ich dann seine Welt noch schöner, und ihn, den Urheber derselben, noch größer! Warum soll denn auch Gott für mich verloren gehn? — Da gewesen sein und wiederkommen! Ja wiederkommen! und dann wieder an ihn glauben, als zuvor! O ihr Todten, ihr Todten! begleitet euch die Hoffnung hieher, wie schnelstuchvoll nach ihm mußte euer letzter Gedanke an ihn noch sein! Wenn wir dann einst unsrer Schlummerzeit aufgeschwummet haben, und ins Leben wieder hinüber erwachen, so schwebt er unter allen Wesen zuerst vor uns. Prüfzet, gestärkter Glaube an ihn hebt sich dann wieder aus unserm Innern hervor, und wir schauen ihn in noch vortheilhaftern Werken seiner Hände sein noch vortheilhafteres Bild. Vollendete Liebe ist es dann, welche wir sehen, und menschlicher Bekümmung glänzenderer Fortgang! Bleibet er euch und dann von Welt zu Welt, und spricht: Schauet an, ihr Lebden! alles und jedes, was ich schuf und erbieth! Findet das, was ihr nun sehet, noch schöner, noch meistertlicher, als das vorige! Werdet gewahr, daß meine Schöpfung unendlich sei, wie ich! Mit Entzückung, ihr Todten, denkt ich jetzt schon oft diesen Gedanken. Große, unaussprechliche Erwartungen füllen dann mein Herz, und ich suche dann den Glauben an ihn zu einer recht menschlichen Lebhaftigkeit in mir zu erheben, damit ich einst würdig sein möge, zu hohen Offenbarungen seiner Majestät hinzugelassen zu werden. Wie Mondschein und Sonnenglanz, so denkt ich, differirt mein Glaube jetzt und dann an ihn!

Wahrheit such ich allenthalben, Wahrheit allein lieb ich. Auch dies war ein frühes Geschäft meines Herzens, und seitdem ich es zu betreiben anfing, habe ich es nicht wieder weglegen können. Ich fühlte mich zu sehr als Mensch dabei, wenn ich von Wahn und Irrthum mich entfernte, als daß ich mich zu ihnen gutwillig hätte zurückgefallen lassen. Darum scheute ich keine mühsame Untersuchung, und die Schutthaufen schreckten mich nicht, unter welchen ich hier und da einen kostbaren Edelstein aufzufinden glaubte. Ruthvoll eif ich das Verurtheil an meinem Herzen nieder, und wenn es auch Jahrtausende lang unterm Menschenhaufen sich behauptet hatte und von Priestern ins Innere des Heiligtums der Religion aufgenommen worden war. Die Wahrheit allein kann Nutzen schaffen, sie allein tröstet und segnet. Ha! Vollmond! in deinem sanften, ernsthaften Betrachtungen befördernden Schimmer liegt der Wahrheitsfor-

führt gern seinen Untersuchungen ob! Wenn das Geschäft menschlicher Beschäftigung um ihn her verflummt und ihn nichts mehr zerstreut, dann sammelt er alle seine geistigen Kräfte und richtet sie auf seine Lieblingsgegenstände. Gewiß sitzt auch jetzt, von deinem Licht umgeben, hier und da ein Weser, entfernt vom Kreise der Seinen und seiner gewöhnlichen Geschäfte, und denkt Gedanken der Nachwelt würdig! O, daß ihn gesundenre Wahrheit erschreue und daß er sie allen seinen Brüdern mittheile! Wieviel richtet er seine Blicke fest und hart auf seine Bestimmung und ist in Gedanken bei diesen Brüdern, wo ich stehe. Ihn schüttert dann wohl das Bild derselben, und es jammert ihn, eins mitten im Wahrheitsfelsen stiu stehen zu müssen. Ich sehe auch hier, wehln du dich denkst, Edler, rufe ich ihm zu, und breite meine Arme noch ihm aus, um ihn sympathisirend auf dem Todtenacker noch zu empfangen; laß uns nicht trübselig sein! Weber dich noch mich müßte das Grab schreiden! Da gewesen sein und widerkommen! Sieh! wie geben unser liebster Geschäft nicht ganz auf; unterbrechen soll es nur werden. Ruften wir es doch oft schon unterbrechen, wenn unser äußerlicher Beruf uns davon wegzug, oder unsere Ermattungen in Schlämmen übergingen. Laß uns nicht Wunder danken, wenn nach einer langen Reihe von Jahren die Natur uns auch einmal eine rechte feierliche Ruhe bereitet und unsern angeflengten Geist einzieht! Nichts soll von unsern Kenntnissen für und verloren sein. Von dem Standpunkt, wo wir halt machten, sollen wir wieder ausgehen, und dann einen langen unübersehbaren Weg in den lichtvollen Gefilden der Wahrheit wahren. Daß nichts alsdann für uns sein, schon jetzt noch Einsicht und edler Wissenschaft gestrebt zu habeng. Segnen werden wir unsern Fluch und unsern Eifer; und jede Stunde, welche wir hier schon der Wahrheit widmeten, wird dort in unsern Augen eine solche sein, die wir recht für unser Bestimmung verdienet. An Forscher gewöhnt, werden wir schärfer und glücklicher finden. Die Wahrheit in all ihrer Würde, in lebendwürdigster Einsalt, ganz lauter und verklärt, wird sich uns darbieten. Die Epöden unserer Kenntnisse wird sich erheben und erweitern. Besser und mehr werden wir sehen, und bei jeder erreichten Aussicht werden sich neue Schauplätze für uns öffnen, in welche wir weit hindrücken können. Sieh diesen Sternhimmel über uns! Warrn meißlich ist er und du magst ihn mit einem Blick nicht umfassen. Anmerklich wird auch das Heil unserer Kenntnisse sein, welches dort vor uns liegt, und immer tiefer und tiefer werden wir eindringen in das Wesen der Dinge und in all ihre Verbindungen und Bestimmungen.

Die Begleiterin der Wahrheit ist gern die Trugart. Edle! die ihr hier ruhet, ihr sorgtet Geist und Herz zugleich zu bilden. Ihr entwarfet euch einen schönen Plan zum Leben, sammletet Grundsätze der Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit, durchdachtet sie, nahmet sie auf zu Thaten, und liebet ihnen treu. Auf Weidern härtet ihr euch wohl auch so in großen und menschlichen Vorkämen, wie ich. Ach! war es euch nicht ein reizendes Vergnügen, euch eurer inneren Güte immer mehr und mehr bewußt zu werden, und von Tag zu Tag sanftere Harmonie unter allen Neigungen eures Herzens zu empfinden! Wie selig ist doch der, welcher jede unlautere, menschenfeindliche Gesinnung haßt, und dessen Seele mitten im ruhmvollen Eieg über aufbrausende Leidenschaft ihren Gang ruhig und edelmüthig fortsetzt; der sein Leben zu einem immer schöneren und vollständigeren Ganzen bildet, und allenthaltend, wenn er unter seine Brüder tritt, mit den Zurufungen bewillkommt wird: Wohlthäter! Eigensüßter! Erleuerer! Das ist schon, zu Abtheilungen aufgefördert, geteilt werden, Abtheilungen ausbilden sehen, und sie doch nicht ausbilden! Schdn, zum Menschenhaß öffentlich eingeladen werden, die Verfolgungen schon ergehend erbliden, und auf der Stelle den Verfolgten in seinen Schatz nehmen! Da fühlte der Reiche, daß er gekannt habe, wie er thun mußte und bei keinem Gefühl mag er sich besser befinden, als bei

blestem. Auch so eine fleibliche Stille wie hier unterm Sternhimmel im Vollmondschein ruht dann auf ihm, und er blickt dabei helter zu Sonne, Mond und Sterne hinaus. Nie vergißt er es, daß er edel gehandelt hat, und das Andenken seiner schönsten Thaten begleitet ihn allenthalben. Er weiß den Tag nach Jahren noch recht genau, an welchem er eine bequeme Gelegenheit fand, sich an seinem Feinde zu rächen; wo er seine Rache unter Gerechtigkeit, Ordnungsliebe, Vaterlandsliebe und heilige Religion verbergen konnte, und wo ihm alle Welt zusah, daß er die Gelegenheit nutzen, seinen Widersacher demüthigen, schmerzhaft niederdrücken und dann mit Hohn treten sollte; aber daß er dies nicht that, daß er großmüthig die Rache aufgab und mit den Verletzungen derselben sein eigen Herz nicht tauschte, dies ergeht ihn noch, und wird ihn ergötzen, so lange er ist. Er erinnert sich gar lebhaft noch der Stunde, in der er unter Menschen sein mußte, welche den schändlichsten Ausschweifungen ergeben waren; in der die Reize der Wollust von allen Seiten auf ihn einströmten und ihn hinzuweisen drohten; jung und vollständig war er noch, leiskam und nach jeder Freude strebend, daß er mitten durch alle diese Gefahren seine Unschuld unberührt hindurchtrug und den jugendlichen Leichtsinns unter die Achtung zwang, welche jeder edle Weltbürger sich selbst schuldig ist, dies ist, was ihn noch erheitert und lebendigkeit erheitert wird. Seine öffentlichen sowohl, als seine verborgenen Handlungen darf er getrost der Welt zeigen, und könnte er sein Herz aufschließen, so würde er sichtlich und freudenvoll alle seine Brüder hineinschauen lassen. Vollmond, in deinem Angesicht — Gräber, bei deren Füßen ich mich in der Abend heilige Aeneas! Heiß eingeweiht ist sie in die Würde meiner Natur und in mein Wohl. Hätte ich nichts zu hoffen, als dies Leben, so wollte ich doch an ihrem Arm unabdinglich durch dasselbe hingehen; aber so ist sie Tugend für mehr denn eine Welt! Ach! da gewesen sein und wiederkommen! Wie wird durch den Gedanken der Ede im Gang zu ihr geführt! So solltet ihr denn nicht nur darum der Tugend getreu sein, um als Heilige in Gräber einzugehen, ihr irdischen Todten um mich her! Eine neue Welt voll Uebungen derselben und voll Lohns für sie solltet ihr wieder vor euch finden! Garbeitet solltet ihr haben an Verbesserung und Vereblung eures Herzens, um euch dadurch zu höherer moralischer Vollkommenheit in längerer Zukunft fähig zu machen! Ach! schmerzte es euch im ersten Leben, so eßt ihr euren eigenen Gedanken nach noch nicht genug thun konntet; wie wird es euch entzücken, im zweiten mehr thun zu können! Der Mann, welcher den engeren Kreis von Wirklichkeit, der ihn erst umschloß, so edlich und gern ausfüllte, muß einst mit menschlicher Wärme in den weitem eintreten, welchen ihm die segnende Gottheit anweisen will. Hier muß er denken, kannst du den Gang deiner Natur in einem noch lebendwachen Lichte zeigen; hier kannst du ihm noch ähnlich werden und n. a. er kommen — dem Vater der Weisen! Ist niedrigerer Tugend schon Eitelkeit, wie vielmehr wird es höhere sein! Und da begleiten euch denn, ihr Freunde der Tugend, alle gesegneten Folgen, welche dieselbe auf eure Natur hatte, noch in jene Welt hinüber. Da empfindet ihr ihren hohen Lohn erst ganz. Zwar blieb hier schon keine von euch unberührt — Liebe im Busen war Segen genug für sie! Doch solltet ihr auch dann nicht mehr leiden durch Verkanntwerden und durch Ungeachtet sein. In den Wohnungen der Unschuld und Ruhe drängen die Reider, mühen die Besessenen, nicht mehr. Welche Eitelkeit wird sein, dem zweiten Leben das noch erhalten, was man am ersten etwas zu fordern hat!

Bewußt ging es euch eben so, liebe Todten, als mir. In Stunden, welche ich recht dazu auslege, mich mit mir selbst zu beschäftigen, denke ich oft alle meine Schwäche durch. Ich fange von vorn an im Leben, so weit mein vernünftiges Bewußtsein zurückreicht, und schreite dann über jede Stelle darin, auf welcher mir etwas Wichtiges aufstieg, mit langsamer Beobachtung hin. Ein Ganzer ist es, was ich

sehe; dies sagt mir der erste Blick. Die mehrentheils meiner Begehrtheiten schlo-
nen sich alsbald aus einander entspannen zu haben, und ich bemerke, daß jwei-
len etwas, was seiner Geringfügigkeit wegen beinahe von mir übersehen war,
durch seine Wichtigkeit und Verletzungen, welche es machte und empfing, von
äußerster Wichtigkeit ward, und endlich meiner gelammten Lage eine andere Wen-
dung gab. Da ist King an King in der Kette meiner bereits gehaltenen Schicksale,
und weder hier oder da einer von selbigen herausgenommen worden; so wäre der
ganze noch übrige darauf folgende Theil der Kette anders geworden. Das seß
ich denn auch wohl bald, daß irgend Jemand bei der ganzen Sache die Direction
haben müsse, welcher sie vorher überleben, und der sich sehr gut auf sie verstehe.
Aber bei allem dem bleibt mir doch vieles von dem, was sich für mich ereignet
hat, sonderbar und manches unerklärlich. Besonders kann ich damit nicht fertig
werden, wenn mich, wie der Fall wirklich ist, zuweilen etwas sogar überaus
schnell überrascht hat. Ich glaube nun wohl, daß es allerdings mit dem übrigen
in Verbindung stehen müsse; aber wenn ich dem Faden der Verbindung nach-
gehen will, verliere ich ihn unvermerkt aus den Augen. Auch finde ich hier und
da etwas, welches mit dem übrigen nicht harmonisirt, und wovon ich gar nicht
einsehe, warum es geschehen mußte. Vielmehr werde ich bewußt, daß es geradezu
dem Entzwey des Ganzen entgegen war. Ich weiß auch noch, daß ich mich da-
mals, als es bevorstand, der Verlegung desselben widersetzte; aber es geschah al-
les meines Widerstandes ungerachtet, und noch bis jetzt empfinde ich die widrigen
Einflüsse davon auf mich. Es ist mir überdies noch, als fände ich in meinem
Leben hier und da Vorbereitungen, welche ohne Erfolg geblieben sind. Man-
mal kommt mich vor, wenn ich dies so betrachte, als wenn irgendwas gebauet
würde, und die Bauleute weiter nichts thäten, als daß sie die Materialien zusam-
menbrächten, oder hier und da den Grund zu legen angingen, das Gebäude selbst
aber den Anschein hätte, als wenns in vielen hundert Jahren nicht in die Höhe
geführt werden möchte. Dieses Bild schwebt hier unter Gedröben stärker und
sehrhafter vor mir noch, als sonst. Hier ist mir gar, als sehe ich auch den Grund,
welcher an einigen Orten gelegt war, wieder einsinken; als würden die zusammen-
gebrachten Materialien wieder zerstreut, als kämen von Zeit zu Zeit Handlan-
ger und Arbeiterleute von fremden Bauen, welche sie sammeln und sonderb wegbo-
ren, und als wäre zuletzt nicht die geringste Spur davon übrig, daß man am
ersten Ort jemals zu bauen den Gedanken gehabt hätte. Ah! ihr Todten, ich
darf glauben, daß ihr auch oft solche Stunden gehabt haben mögt. Euer Leben
war zum Theil wohl noch sonderbarer, noch verflochtener, als das meinige. Wenn
ich mir nur die unter euch denke, welche in der Blüthe ihrer Tage schon sanken
oder gar noch unangebildet dahin fielen, so sette ich meine Hände, und
kann nichts weiter thun, als zum Belmond mit innern Kämpfen verhasst auf-
schauern. Eben das, was ich bei Verhütung meiner Schicksale empfand, habe
auch ihr empfunden, und nach Maßgabe der größten Sonderbarkeit derselben
noch mehr. Ich sehe euch, ihr, die ihr nun lange schon hier unthätig und un-
beweglich seid, wie ihr während eures Wandels auf Erden oft in verborgener
Einsamkeit saßet und Aufschlüsse vieler Erscheinungen im Leben suchtet; wie ihr
mit Emsigkeit forschet, wie ihr in diese oder jene Lage gekommen seiet, und worin
ihr in sie hättet eingehen müssen; wie ihr die unsichtbare Hand, von der ihr auch
glaubet, daß sie euch führe, mit kindlicher Zustrebenheit an euer Drey zu drücken
strebet und doch dabei den menschlichen Wunsch eures Herzens nicht unterbrechen
konntet, daß ihr das Ziel etwas deutlicher sehen möchtet, an welches sie euch leitete.
Ich sehe es, wie manchem Mettlichen unter euch hierbei zuweilen eine Ahnung
entschlüpfte, ein schuldloser Seufzer aus der Brust hervorbrang, und wie er
dann, wenn er in die Gesellschaft seiner Freunde zurückkam, sich zur Miene
der Ruhe und Heiterkeit zwang. Da gewesen sein und wiederkommen! Ah! habe

Ihr diesen Gedanken mit eben der Wärme durchdacht, als ich; habt ihr also dann in selbigem eben die Ruhe gefunden, welche ich darin oft suchte und immerdar fand; so sitz in euer Herz auch so ein sanftes, reizendes Licht, als jetzt vom Himmel herunter noch auf eure Heufter sich senkt! So will ich denn nun, so lange ich noch bin, in diesen euren Aushäpfen wandeln, damit sie mich eben so ergehen, eben so zufriedengesetzt über Leben und Gott, in den Schoos der Mutter unser aller leiten, in welchen ihr vor Tahren und Tathundertern schon eingesammelt wurdet! Wenn mehr als ein Leben für mich ist, so darf es mich nicht bestören, daß im ersten davon mit vieler so sonderbar und wohl gar unerklärlich ist. Den Aufschluß davon wird das zweite nur geben können, und da ich noch nicht weiß, durch welche Reiben von Schicksalen mich in selbigem die Gerechtigkeit führen werde, so will ich im Dunkeln mit Verehrung gegen sie so lange wandeln, bis es ihr gefallt, Licht um mich her zu verbreiten. Je mehr Bekehrungen ohne gehörigen Erfolg ich jetzt für mich erwerbe, desto höher stellen meine Erwartungen über die mir bevorstehende Zukunft steigen. Wie reizend wirds dann für mich sein, die Gerechtigkeit über alles, was sie meinethwegen that und geschehen ließ, an meinem eignen Herzen auf's Vollkommenste rechefertigen zu können! Die sanfteste, beseligendste Harmonie wird ich dann unter allen meinen Schicksalen finden. Anscheinende Widersprüche werden unverstandene Winke zu damals noch verbergen gewesenens wünschenswürdigen Bestimmungen werden. Jede Verwickelung wird sich angenehm auflösen. Die ganze Ansichts in mein Dasein ruck: und verwandelt wird heller und sonnenvoller sein; und allenthalben wird ich auf meinen Wegen, welche ich schon gegangen bin und noch gehen soll, die weisseste Güte erblicken, welche mich baldwohl tröstet und nie verläßt. Da ist mir dann schon, wenn ich dies recht lebhaft denke, als sah ich die Weltbürger alle, ihre Hände aufs Herz, wo sie jedem gehöigen Zweifel zurückwünschten, auch an überflandenes Gland mit Freunden sich erinnerten, sich ganz dem Vater der Welt nun hingeben, und sprachen: Schön und herrlich hast du alles hinaufgeführt, Weisheit und Güte! Abereressen hast du alles, was wir wünschten und sehten! Darum folgen wir dir nun auch heilig durch jede Scene, in welche du uns noch leiten willst, und fragen nicht mehr schwermüthig: Warum waltest du uns hin?

Noch ein Gedanke fängt mich am hier unten noch zu demüthigen, o Tode! Eure Gräber würden mir nicht heilig sein, wenn ich nicht glauben dürfte, daß eure Fortkunft in dieselben Traurigkeit verursacht hätte. Der war gewiß kein guter Weltbürger, über dessen Tod viele frech sein mußten! Entweder war er ein Menschenfeind, lebte mitten in der Gesellschaft wie in einer Höhle, und knüpfte nicht gern Bande mit seinen Brüdern, oder er machte die Bande zu Fesseln, unter denen sie litten, und daß Gott sie zerreißen möchte, suchten mußten. Nein, gewesene Mitgenossen des Lebens, ich glaube es, daß der Hinstift vieler von euch über die Gesellschaft, aus welcher ihr gehen müßtet, Tiefsehn und Schwermuth verbreitete. Zöger und Begleiter weinten vielmehr, als man euch begrub. Mit gesunkenem Rath standen wohl Gatten, Kinder und Freunde in feurigen Reiben am Grababend um eure Gruft her, blickten bald auf den einsackenden Sarg, bald zum Vollmond, welcher auch so wie jetzt überm Kirchhof schwebte. Noch Tahren noch kamen an schönen Geminnsstagen wohl viele von euch ehemals unerschöpfte gewordene Familien hieher, und freuten sich noch, um einen Mann her sein zu können, welcher oft in ihrer Hütten einging. Ihnen Arbeit und Nahrung verschaffte. Auch wir sind einige eurer Gräber merkwürdiger, als die übrigen. Wartet auch ihr nicht gerade meine Weibsbüder, so sagt's mir der Nachruhm doch, daß ihr Weibsbüder vieler Menschen wartet. Dafür sitz ich die zum Theil schon gesunkenen und fast gewordenen Hügel derselben mit der Achtung an, welche ich der Tugend auch im Grabe noch widmen muß, und wünsche, daß,

wenn mich einst eben so ein schon hoher Hügel deckt, derselbe von Menschen auch noch so sorgfältig und gern bemerkt und von den übrigen unterschieden werden möge, als der ewige. Menschen will ich lieben; tugendhafte und heilige Rombe will ich mit ihnen knüpfen. Leben will ich, nicht bios für mich, sondern auch für die Geseuschaft, und die, welche zunächst um mich her sind, sollen wünschen lernen, ewig mit mir beisammen sein zu können. Ahener und werth sollen sie mit sein — sie, welche die Natur in meine Arme schütete, ohne mich und sie erst zu fragen: wollest ihr euch auch einander umfassen? Ahener und werth auch die, welche ich aus dem großen Menschenhaufen mir ausgriff und erkor, daß sie meine Begleiter sein, Sonnenschein und Regenwetter, so wie es in der Schöpfung vorgefiel, mit mir theilen und bis an ihren oder meinen Abend meiner redlichsten Fürsorge für ihre Wohlfahrt geniesen sollten! Versüßten will ich nothigen, ein lehrbegieriges Gemüth mir dankbar machen, und die verlassene Waise in das Haus eines Reichen führen, welchen das Schicksal ohne Nachkommen ließ. Dastu will ich weiter nicht betrahtet sein, als durch mein eignes Herz und durch das Auge derer, welche ich liebe. Mein Herz soll zu mir sagen: So handelt du als Mensch! So thust du recht! Ihr Auge soll mich gern sehen, wenn sie mit begnügen; soll sich auf mich zum liebsten unter allen Menschen heften. Durch das Auge derer, welche ich liebe, will ich in ihr Herz sehen, und werth ich denn darin Freundschaft und Freundschaft für mich erblicke, so sollen sie wieder in meinen Augen meine ganze ihnen ergebene Seele lesen, sollen sich an mich hinstreuen, nach mir schmachten und vom Tode mich nicht verlassen. Daß wir uns trennen müssen, müssen wir einander und nicht verhehlen; aber nie sollen sie davon reden, ohne daß ich ihnen aus der Tiefe meines Herzens zurufe: Da gewesen sein und werden kommen! Ach! unaussprechlichen Werth erhält dieser unschätzbare Gedanke bei dieser Anwendung! Er lindert nicht nur die Leiden, welche für empfindliche Herzen jede Trennung hat, sondern er giebt auch mannen Verbindungen auf Erden ein noch weit ehrenwürdiges, feierlicheres Ansehen. So liebe ich euch denn, meine Freunde, länger, als ich dachte! Als ich euch verlor, als ich euch suchte, nahm ich nur Rücksicht erst auf unsere jetzige Lebenszeit. Nun hab' ich gelernt, daß unsere Verbindungen am Grabe nicht ganz aufhören, daß das Band hier über reißt, uns dort wieder umschlingt und ihr längere Zeit hindurch besteht. Nun wird mir die Stunde recht wichtig, in der wir uns zum ersten Male die Hände drücken. Ach! hätten wir da den Druck gleich recht empfunden! Er war Druck für mehr denn eine Welt! Gott! wie ruhig und heiter steht sich's mit solchen Gedanken auf Gräbern! Vollmond! verdoppelte Deinen Schein bei diesen Betrachtungen, und all' ihr Sterne Gottes funkelt mir lieblich dabei zu! Wie alle Nächte, so hebt die letzte auch wieder auf, und das Erwachen von ihr unter freiem Himmel im vorjüngsten Tag wird mannvoll sein. Da seh' ich sie hien als wieder, welche ich schon sah und so gern sah! So wie ich, wenn ich jetzt in meinem jetzigen Leben in eine große Geseuschaft von Menschen trete, denjenigen von ihnen zuerst beschau mich nahe, welche ich schon kenne und an die vor allen hien, welche ich durch langen Umgang werthschätzen gelernt habe und liebe, so werd' ich im jetzigen Leben auch die unter Millionen zuerst umarmen, mit denen ich vorhin schon einen großen Theil meines vorigen Daseins heiter und froh zubefugte habe. Gedank' ich sie anerkennen, und seuchen, ob nicht irgendwo menschliche Antilge mir entgegensteht, auf denen ich ihre mit unvergänglich geliebtenen Tage erwecke. Ach! denn auch irgend einem großen Haufen menschlicher Seelen ein Mann hervor, so gestaltet wie Er, den meine Seele über alle Menschen liebt, und mit dem so viel väterlichem Bild, als er mit sonst immer entgegen tritt, sucht er auch mich, und begnügen meine Blicke den sehnigen: ach! were allen Freunden der neuen Welt soll bios eine der paradiesreusen für mich sein! Dastu will ich ihm da noch für die Ansprüche auf Sein und Wiedersein, nichts er mir gab!

danke noch mehr für jede edle Richtung, welche er meinem Herzen beibrachte! Lange und abermal lange will ich an seinem Busen schweben, ihn dort noch Vater nennen, und bei jeder Wonne, deren ich theilhaftig werde, einen Seitenblick auf ihn richten und denken: Würst Du nicht gewesen, nicht ganz so für mich gewesen, als Du es warst, so wären alle diese Wonnen für mich verloren! Dann spricht er wohl: Komm, laß uns die Weltliche suchen, welche Dich an den Tag gebot und so willfährig, so treu eine lange Strecke mit uns den ersten Weg gingen. Mit Sehnsucht wandern wir dann aus Gefilden in Gefilde, begagnen vielen Tausenden von vollendeten Erdendichtern und sehen sie nicht unter ihnen. Sie war doch fromm, sagt er dann, und hatte eine Seele, des Wiederfindens werth, und kann auch hier nicht fern von uns sein. Ha! dort sitzt sie wohl, sprech' ich, auf'm Blumenplatz unter'm Blüthendamm, hat die Hände hingestreckt und scheint die Miene einer schmachtenden Erwartung zu tragen. Schon rückt sie uns, eilt uns entgegen, sinkt in des Vaters Arme, in denen sie so oft lag, und ich umschleiche sie mit den meinigen, und — werde wieder umschlossen. Von wem? Die Gattin ist's, welche ich mir erkaufte, daß sie auf Erden mein wäre! An ihrer Seite hat sie einst unserer Kinder, welches sie zuerst fand. Nach sich hin zieht sie mich, und wir segnen uns wieder in der neuen Welt. Dann suchen wir auch die übrigen, welche wir Kinder nannten, und frohlockend eilt bald aus diesem, bald aus jenem Menschenhaufen einer davon an uns her. Freude über's Wiedersehen ist auf allen Seiten, und unaussprechlicher Dank strömt uns aus ihren Lippen noch zu. Ihnen nach kommen lange Reihen von Menschen, welche alle unserer Nachkommen in vielen Geschlechtern sind. Sie umzingen uns. Wir werden ein großer Haufen. Wir begagnen unsern Eltern wieder, welche ihrer Voreltern in vielen Gildern bei sich haben. Wir schließen uns an sie. Der Haufe wird immer größer, wird unüberschaubar; wir übergangen und da erst recht, daß das Menschengeschlecht nur eine Familie sei. Von Zeit zu Zeit erblidt ich wieder einige meiner Freunde. Sie umarmen mich alle mit den lebhaftesten Ausdrücken erneuerter Liebe, und denken mit mir verwehrt und erste kurze Leiden zurück. Von Stunden reden wir da noch unter Entzückung, in welchen wir einer an des andern Wohl arbeiteten, mit Ergießungen des Prezens in unsern Lobden saßen und über Himmel und Erde, über Bestimmung des Menschen und über Gott sprachen. Menschen, in deren Prezen ich den Saamen der Zukunft streute, und die ich mit den erheiterten Grundstücken der Religion vertraut machte, schenken mich in Genüssen ihrer Seligkeit überreich an, als wollten sie mir zurufen: wir sind den Grundstücken getreu geblieben; der Saame trägt Früchte. Gerührte Versöhnte machen mich beschneid in Augen ihrer Glückseligkeit; unterwürfige Unglückseliggewesene weihen ihre jetzigen Wonnen mit mir theilen. Ach! wäre von allen künftigen Freuden auch nur die Freude des Wiedersehens da, wie seligkeitstreu wäre das kommende Leben nicht schon! Dann treffe ich auch einen nach dem andern von jenen Weisen und Edlen an, welche auf Erden in stolzer Aufhebung der Welt und der Zeit von mir lebten, und von denen ich so viel Gutes und Großes hörte und sah. Im ersten Leben hatte ich schon oft gewünscht, so zu sehen, und der Wunsch hatte mich nicht können geachtet werden. Verwandelte Bestimmungen verheißern uns auf der Stelle, und unsere Reizung für einander ist so heftig, als hätten wir ein halbes Jahrhundert zuvor mit einander durchlebt. Von allen Nationen lern' ich die Klugheit, die Aufgeklärtheit kennen, und ihre erhabenen Seelen folgen sich im Hymn. Da sehen die menschlich gekannten Helden, die ruhigen und stillen Wohltäter ganzer Völker, die Erleuchter des Menschengeschlechtes, die Verbesserer und Milderer der Sitten ihrer Zeitgenossen, die guten Könige und Fürsten, Mann der Mann, werden dort noch bewundert, verehrt, geliebt und einen dort noch die Segen ihrer Unvergessenheit, Vaterlandsliebe, Hochachtung, Gedächtnis

und Vollständigkeit ein. Verbunden lebt das ganze Menschengeschlecht in heiliger Ruhe. Seltsam bei Seltsamen, in großen und kleinen Mengen, lieben sich die zahllosen Kinder der Weltmutter, nehmen von einander und geben einander wieder erhöhten Genuß ihrer Freuden und werden von ihm immer mehr begnadigt, beglückt. Ha! da gewesen sein und wiederkommen! Da gewesen sein ist hoher Dankes werth — Wiederkommen noch höher.

Doch diesen Gedanken doch auch die Zweifel, welche auf Erden Leben aufleben! Wissen sie auch gleich von der Wahrheit desselben nicht so durchdrungen wie ich, und suchen sich nur menschlichweise auch auf den Fall, daß er nicht sein könnte, gefaßt zu machen, so würde ihr Gemüth bei Gegenständen, welche jetzt alle ihren Reiz zu zeigen scheinen, oft mit männlichem Ernst erfüllt werden. Sie würden nicht Verbindungen eingehen, vor denen die Tugend weicht, und würden nicht Menschen zu Schloßbesperern ihrer Staatsfreiheit, Nachsuche nach Befolgung machen, welche sie in einer andern Welt wiedersuchen sollen, und deren Anblick ihnen da nichts anders als Vorwurf und Qual werden kann. Vor jeder unethischen That würden sie zurückstehen, weil nicht nur die Welt nach ihnen derselben nicht vergibt, sondern weil sie auch selbst ihr Jenseits nicht ersuchen, sich damit im Angesicht aller Rechtschaffenen umzubringen. Das lauge Wissen von Folgen derselben empfinden sollen, welche sich tief in ihre künftige Bestimmung verlieren. Der Glaube an ein bevorstehendes Wiedersein, welches mit dem gegenwärtigen Leben in so genauer Verbindung steht, müßte, wenn er vollständig mit Wärme des Hergens aufgenommen würde, jeden Weichhärzigen in der Freude über sein Dasein flücken; müßte ihn in die Disposition versetzen, in welcher er den willkürlichen Abtrag aller seiner Pflichten trifft, und diejenige menschliche Geschicklichkeit müßte jetzt schon die festigste sein, deren sämtliche Stieber immerdar nach dem Grundsatz hielten und handelten: Da gewesen sein und wiederkommen. In denselben müßte seinen Königsruher und Vaterlandverleidern geben. Verunglückte müßten darin nicht verlassen umhergehen, und eine allgemeine Thätigkeit der herrschende Geist derselben sein.

Damit ich nun für mein Theil diesen Gedanken mit recht gründlich machen möge, will ich ihn an gewisse mir schon wichtige Bilder knüpfen. In den Frühling will ich ihn zuerst binden. Da will ich, so lang ich lebe, in jedem Tag an jedem seiner schönen und heitern Tage in die offene Schöpfung eilen, und der allgemeinen Wiederauferstehung der Natur unter freudigen Hoffnungen zuschauen. Beim wieder grünenden Baum, am neu blühenden Tulpenbeet, in frisch aufstehender Jasminlande will ich Blicke in die Bestimmung des Menschen wagen, und mir selbst juxen: Du schwindest und kommst wieder zum Vorschein! Du hauchst und heßt das Pflanz wieder kumpen! Du bleibst erblühter und blüht wieder! Eine Stunde, unter solchen mir so nahe angehenden Betrachtungen hingehaucht, soll mehr Segen für mich stiften, als ganze Tage in den gedanklosen, menschenbestimmung verkehrten Geschäften der großen Welt. Nicht nur an den Frühling, sondern auch an jeden Morgen meines Lebens will ich meinen Lieblingsgedanken fesseln: Das Erwachen, das Wiedertreten in den Anblick und in den Genuß der Welt, die Zurückkehr zu den Gegenständen meiner Freundschaft und Liebe sollen mich lebhaft an den Zeitpunkt erinnern, in welchem ich als ich nach jenem langen Schlaf, nach jenem langen Verlaß der Welt und nach jener langen Abwesenheit von den Meinigen wieder thun werde. Mein Morgensegens, besonders wenn ich ihn in frischer Luft verthete, soll die Melodie, den Ton, den Gang und all die Empfindungen jenes Tages haben, welches ich einst im Morgenroth der erneuten Schöpfung anstimmen werde. Ja, an jedem Ort, da ich auf der Erde finde, will ich den Gedanken von Dagegenwesein und Wiederkommen führen. Auch so ein Gedanke für dich, will ich dir denken, und da gehst du ein und aus. Willst gessen und frohst dich; willst wieder gessen und frohst dich

wieder empor. Da du einmal fallen mußt, so danke der Erde, daß sie sich die öffnete und in ihrem Schoos dir eine Lagerstätte gahnt, auf welcher du sicher ruhest. —

Ach ja! ihr Töchter, daß ihr hier ruht, so sanft und sorglos ruht, dies ist's, was mir bei euren Weibern gefällt! Weltmend über euch und alle Dörner, und am Tage die Sonne mit schöpferischem Strahl! Wartet hier auf Wiedersein und laßt's euch einfließen von mir sagen, daß ich um Mitternacht gern unter euch war und an ein kommendes Leben glaubte! Ist auch irgendwo auf diesem besten, vielfassenden Raume am Abend meiner Tage eine Stätte für mich, oder wo find' ich sie sonst? Sie sei, wo sie sei und wo die Schönheit wohnt, daß sie sein soll; ich höre sie und sehne sie nicht. Legt mich nur hin, ihr, die ihr mich einlenkt, an einen Ort, wo der Vollmond über mir schwebt und wo mich am Morgen ein Strahl aufgehender Sonne treffen kann! Auf meinen Hügel tritt dann auch jemand, den ein heffender Geist und schauerger Himmel, und denke an ein großes, kommendes Leben! Der Hügel lehre ihn Weisheit und Tugend und heiliges Werk; seinen seiner geknüpften Bande mit Menschen. Er gehe zurück von demselben mit glücklichem Muth, so wie ich jetzt von euren Weibern, ihr schlummernden Brüder, gehen will! Laß, wenn wieder Vollmond und die Nacht heiter ist, komm' ich wieder zu euch und tritt an den frischesten Hügel hin, den ich finde, gehe ringsum am Gemäuer, welches euch einschließt, bete unter jenem Bäume, setze wieder zum Hügel und segne dem neuen Kallioning seine selbige Ruhe.

3.

Ueber die Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.

Hede in einer vermischten Gesellschaft am 2ten März 1793 gehalten von Gottlieb Wilhelm Christoph Starke¹⁾.

Giebt den dritten Theil von dem „Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erfahrungen.“

Erinnerung an die freundliche Aufnahme, welche meine Rede über die Erziehung zur Häuslichkeit fand, und die Euphorie, die in dem Gedanken liegt, daß eine Arbeit nicht ganz ohne Wirkung und Spur geblieben sei, treibt mich jetzt zur Wahl einer verwandten Betrachtung, durch welche die Nothwendigkeit der Erweckung des häuslichen Sinnes im hellen Lichte tritt, zur Wahl einer Betrachtung über die Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.

Der sein inneres thätiges Wesen von allen äußern Dingen unterrichtet, seine Erziehung über alles Sichthare durch Vernunft und Gemüthsheit empfindet, wer es einfließt, daß der Geist nach andern Dingen waltet, als nach weichen Sinnen und Sinnen sich wälzen, daß Tugenden auf andern Art entstehen, als sich Schicksal und Vollkommenheit in den Gesetzen bilden, daß den Geist die Welt, an welcher er sich lebt, nicht befriedigt, daß seine Befriedigung nur in ihm selbst und in seiner Entwicklung gehe: dem ist es angemessen, daß der Mensch nicht bloß hier ist, zwischen den Erklärungen sinnlicher Lust und sinnlicher Schmerzen zu taumeln, zu drängen und sich drängen zu lassen, groß zu werden, abwärts einzeln zu schreien und dann in Gnad und Kraut verwandelt, im Thier des Hei-

¹⁾ Starke noch am 2. December 1793 in Braunschweig geboren und war Oberlehrer in Wolfenbüttel.

das zu verstehen; denn ist die Erleuchtung des Menschengeistes unbestreitbar nie die Verhinderung der Thätigkeit zur Frucht, denn ist die Würde des Menschseins und ihrer Zwecke in jedem, der Mensch heisse, denn ist das Hebel der Vernunft, das diese Würde und dieser Zweck von jedem gehet werde in seiner, uneigennützigsten Bestimmung, denn ist unentzerrte Verehrung ein unaussprechliches Heiligtum? Und dieses Heiligtum wird besonders gepflegt im bürgerlichen Leben durch die Verschönerung, durch innige Liebe zu Andern und durch die Übung der Tugend, die es genährt.

Wenn es wahr ist, daß sich jeder geschwehrt darnach schäzt, was er Andern gilt, daß jeder auch darnach gut oder schlecht ist, wie er von Andern gut oder schlecht behandelt, verachtet oder zurückgesetzt wird; wenn die Menschen beobachtet richtig sehen, daß solche Menschen darum, weil ihnen fast Alles mit Zuneigung entgegenkommt, und hülflos, weil sie so häufig verstimmt und verachtet werden, ihre eigenthümlichen Tugenden und Fehler haben, so ist das bürgerliche Leben mit seinen Verhältnissen schon bedeuend höchst wichtig, weil es Erleuchtung erbringt.

In seinem Hause wird jeder nur nicht ganz Unbedeutende geliebt und werth gehalten. Aber bei einem Stiche in die größere bürgerliche Gesellschaft sich setzen muß: In der zusammengewürfelten Staatseinsicht sehen die Menschen nicht nur nach meiner Schwere und nach meiner Kraft, viel oder wenig zu haben und zu werden; da geht ich als Kind, an dessen Stelle, wenn es fehlt, ein anderes gesetzt wird; und der noch nicht eingesetzten Acker und Gewichte sehen immer gar viele bereit, mir sich so in der bürgerlichen Gesellschaft verliert, der findet sich in der bürgerlichen wider. Wenn die Menschheit bei diesen Menschen dränge wechselliebt, so flüchtet sie in das Dunkel des Hauses und wundert da mit sich selbst. Hier wird jeder mehr um seiner selbst willen und uneigennützig geliebt; hier ist jeder, auch der, welcher dem Nachbar wehnen und gegenüber sehr entzerrlich scheint, wichtig. Er ist nun einmal ein Glied einer Kette, die, wenn er zerbricht, wieder zusammengelagert werden müßte; es sind nun einmal Herzen an ihn geknüpft, die sich nicht ohne Schmerz von ihm losreißen können; man mag ihn nicht wissen, weil er da ist. Es gibt, kann er bei sich denken, Augen, die sich an meinem Tange nisten, Hände, die sich über meinem Grunde zu anderen eilen werden, ich habe Werth, ich bin geliebt.

Und dieser Gedanke erhebt, macht den Menschen in sich selbst wichtiger und schwerer, weiß das Bestehen, sich selbst nicht vernichtlich zu werden, und treibt mit dem Wunsche, auch Andern schätzbar zu bleiben, zur Übung der Tugend und zur Verhinderung der Verkommenheit. Esarten nicht viele herrliche Jünglinge, wenn sie aus den Toren der Euren geschieden sind, wird dadurch, daß sie nur der Welt geliebt seien, daß sie selten selbst an die Tugenden erinnern, welchen sie so unaussprechlich werth sind, durch die kalte Gleichgültigkeit, womit Alles sie empfangt, sich selbst gleichgültig werden! Euryon nicht Unzählige sind beduogen in den größtlichen Tugenden der Verworfenheit hinab, weil sie von Andern verachtet, sich selbst verachten lernten! Darum Preiß die, die, du halbe Wonne des bürgerlichen Lebens, in welcher sich die Würde der Selbstschätzung erweitert!

Aber sich selbst schäzt, verehrt sich dann auch zur Schätzung Andern und zu einer, wohlwollender Sinnbarkeit. Liebe gab ihm den Maßstab, nach welchem er sich selbst messen soll, und mit diesem Maß er dann Andern weichen. Wo Jemand sich selbst am Werthe freigt, so freigt ihm Alles am Werthe; wie er sich selbst als Mensch achtet, so achtet er jenseits die, welchen er das Gefühl seiner Würde dankt, und allmählich auch Andern als Menschen: zur allgemeinen Menschenliebe erzieht ihn nach und nach die Anhänglichkeit an die Feinden. Dies trennt ihn nur nicht Schicksalsgenossen in Gedanken nimmt von sich; was sie nicht, will ihn

selbst, ihre Freude erquicket ihn, ihr Schmerz ist der seinige; er betrachtet sie als einen Theil von sich selbst; wie man über ein leidendes Glied alle überlegen, so vergißt er sich selbst über ihre Pein; für sie dulden, heißt keine Last; Mühe hört auf, Mühe zu sein, und Aufopferung ist keine Aufopferung mehr. Wie wird der Eigennutz da erloscht, die Gesinnung geläutert; wie lächelt und erfreut die unbefangene, mit aller Gewalt des Instinktes wirkende und mit aller Keinheit der Vernunft waltende, um seinen Lohn duhlende, in sich selbst betöhlte Liebe; wie strahlt die menschliche Natur auf ihrer lichtesten Höhe! Wie manche That, die mehr Gehalt hatte als tausende, die die Geschichte verewigt, ward in einer ärmlichen Stube vollbracht! Wie mancher schlichte Jüngling in einer ländlichen Hütte hat für eine betagte Mutter rastloser gearbeitet, als Mancher, der durch seine Thätigkeit Ländereien gewann! wie manche Mutter ausdauernd und standhafter gehandelt, als mancher angestaunte Held! Reicht du, o Menschenfreund, im Innersten befümmert und gedemüthigt, mit Kerze im Herzen, mit Elst und Abscheu zurück von dem Anblick des Bravostellens, des Hühelns und Henschelns, des lagenmäßigen Schmiegens beim lagenmäßigen Häkeln nach fremdem Gatte, des Raubens und Mitterschüttens auf dem Racker der Welt: so tritt, um den unentbehrlichen Glauben an Menschenwürde zu stärken, zu dem Bette eines kranken Kindes, neben welchem eine Mutter wacht. Wie geht sie mit ganzer Seele in das leidende Geschöpf über, wie steht und kniet und geht und läuft und ängstigt sie sich im Schweisse des Angesichts für den Riehling; wie gibt sie für seinen Eigensinn Freundschaft, für seine hezzereißenden Klagen tröstende Worte, für seine Ruhe den süßen Schlaf der Nacht, — schon schwellen ihre Füße und sie wacht fort, — wie spendet sie für die Erleichterung des Kleinen ihre Gesundheit, für den Elst, den seine Krankheit erweckt, sich selbst überwindende Liebe und linderndes Streicheln mit der weichen Hand, wie hat sie immer Thränen für Thränen, wie sinnst sie darauf, das abgezehrte Kind so behutsam wie möglich zu fassen, wie leucht sie bei seinen unruhigen Gebeden mit dem Gedanken gen Himmel: wenn es nur nicht meinet, ich sei an seinen Schmerzen Schuld!

Derer belausche einen Vater in der Wirksamkeit für die Seinigen, wie er von Dämmerung zu Dämmerung für sie sorgt und sich anstrengt; wie er spricht, ich wünschte mit wol diese Bequemlichkeit, aber unsere Kleben müssen neu geliebet werden, ich habe bisher dieses unschuldige Vergnügen genossen, aber von nun an weg damit, unsere Kinder müssen diesen oder jenen Unterricht empfangen, ich will mich nun mit Kinderer Dedienung als sonst begnügen, denn der Sohn muß außer unserm Hause gebildet werden; wie er auf dem Sterbette denkt und sinnst und alle Kräfte zu nützlichen Verfügungen spannt; wie er auf dem großen Scheidewege wünscht und betet und kampf zwischen dem, was ihn vorwärts rüst und dem, was ihn hier zurückhält; — und das Alles für die, denen er immer nur gab und von welchen er auch künftig nichts für sich erhalten kann als Theilnahme auf seinem Alpenhügel. Hier ist unelgenmäßiger Sinn mit der festen Ueberzeugung, daß das so sein müsse, daß es Schuldigkeit sei. Hier reist die Neigung in Einklang mit der Pflicht. Hier schlingen Sinnlichkeit, Gewöhnung und Vernunft ihre Fäden zu dem Leitbunde, an welchem der Mensch geführt wird, so in einander, daß es nimmer reißt, daß der Jöbling der Erde, ohne zu wanken, daran einhergeht. Hier wehet reine Lust von dem Gipfel, zu welchem sich der Mensch erstreben soll, hier glänzt schon das Ziel, zu dessen Erreichung wir in der sinnlichen Welt erzogen werden, hier tagt der reße Schimmer des leuchtenden Ideals der Menschheit, der Vollkommenheit und Glückseligkeit in entzückender Harmonie.

Diese Verlesung der Menschheit wird dann dadurch unterstützt und vollendet, daß die Arbeiten und Verhältnisse, die traurigen und die frohen Ereignisse des Hauses Uebung aller Kräfte zum Werten, Uebung und Reinigung des Bet-

mühsam zu empfinden und zu genießen, gemüßern. Viele häusliche Geschäfte sind an sich unbedeutend und geringfügig, das ist wahr. Aber es kommt hier vorwiegend auf sie selbst an, als auf die Art, wie der Mensch dadurch gebildet wird. Man kann sich an Rechenrechnungen eben soviel im Zählen üben, als an Goldschlägen, und an der Stellung und Aufbewahrung von Kleinigkeiten eben soviel, als an der Verwastung von Perlen und Edelsteinen unterscheiden und rüthellen lernen. Wichtige Angelegenheiten können sehr geistlos und kleine Geschäfte mit einer sehr ehrenwürdigen Hülle von Ueberlegung betrieben werden. Es hat Männer in einflussreichen Aemtern gegeben, die für sich allein nicht Kraft genug gehabt hätten, eine Besindehude in Ruhe zu erhalten, nicht Stöße des Ad'ers und Vergleichens genug, das Geräch einer Küche zu ordnen, und nicht Gewandtheit genug, eine Maus aus einer Sprinkelammer zu schaffen, indem manche Frau mit so viel Scharfsicht und Ueberblick, mit so vielem Haushaltungsgeheim, mit einem so überall gegenwärtigen und wirkenden und vorausschauenden und zu Gute bringenden Verstande zwischen Schüsseln, Löffeln und Kesseln, zwischen Nädern und Spindeln ihr Wesen trieb, daß es zu wünschen gewesen wäre, der Geist, der da in der kleinen Wirtschaft waltete, möchte manchen Leib besetzt haben, der ein großes Reich ausfüllte.

Zeitungschreiber und andere Schriftsteller können sich hundertmal gar nicht zufrieden geben über den Reichthum von Beurtheilung, über die überschwengliche Erfindungskraft, über die Weisheit und Seelenstärke, wodurch diese oder jene essentielle Begebenheit zu Stande kam, bei welcher es entweder sehr gemein oder sehr unendlich berging, indem es im tiefsten Dunkel bleibe, wie hin und wieder eine Blitze, die um sich nur Mangel und Verwirrung sah, mit welt höherer Beurtheilung, mit einer unvergleichbar größeren Hülle von Erfindungskraft, mit welt höherer Weisheit und echter Seelenstärke sann und forschte und sang und kämpfte, um sich und ein Häuflein Kinder auf der Straße der Eitelkeit durch die Welt zu bringen.

Es ist auch gut, daß es so ist. Das Edelste muß hier im Verborgenen bleiben; aber einfl, wenn die Schatten der trübsamen Dämmerung weggeschwunden sind, wenn es ganz Tag geworden ist, wie es anders sein. Da wird denn nicht darnach entschieden werden, ob der Mann einen Kommandostab oder einen Spaten führte, ob das Weib seine Brust mit einer Schelle von Diamanten oder mit einem Weidenstrauche schmückte. Da wird mehr darauf ankommen, wie, als wo sie standen, wie, als wo sie arbeiteten, und da wird Ann Ranher, der sich hienieden als unbemerkter Wiebel oder Hebel verflocht in dem Getriebe einer engen Wirtschaft berthe, zu hoher Ehre und Würde gelangen, indem mancher gewaltige Schwungrad einer großen Staatsmaschine als minder tauglich in einer höhern Welt zurückgesetzt wird.

Häusliche Thätigkeit kann also zur Erreichung der menschlichen Bestimmung reizen, und nicht minder thun die häusliche Schicksale durch die Art, wie sie wirken, wie gestirten und genossen, geduldet und überwunden, und wie dadurch das Empfindungsvermögen grübe und veredelt wird. Mag man jene Schicksale immerhin in wenig Worte zusammenfassen können, sie bieten dennoch die ganz Kraft dessen auf, der sie gerade erfährt. Es kann Geschehnisse geben, herjangreisender als die, in welchen der Seemann schwankt, in der Schöngheit einer Hütte, seltsame Abenteuer zwischen den Wänden eines kleinen Zimmers, und unbeschreibliche Stürme in den engen Schranken einer menschlichen Brust. Aus dem unübersehblichen Gebiete, das sich hier eröffnet, erwähne ich nur eine einzige Scene. Ein Gatte liegt krank, und die Nacht ist gekommen, welche nach dem Ausspruche des Arztes über sein Leben entscheiden soll. Die Gattin harret, die Kinder harren am Krankenlager, wie Waisenkinder, die ein räthselhafter Anspruch in Freiheit oder auf das Hochgericht bringen wird.

Welche Spannung aller Sinne, welches Hinblicken auf jede Bewegung des Gelehten, welches Spähen, ob sich seine Decke noch vor seinem Arme regt? welches ängstliche Horchen auf jeden Zug desselben, welches leise, bange Zittern nach dem Klopfen des Pulses, welche Hinstellung, um jeden Wusch des Leidenden zu erspähen, welche Sorglosigkeit, ihn nicht durch zu hellen Schein des Lichts, ihn nicht durch Geräusch zu stören, welche Wirksamkeit der Einbildungskraft in der Entfaltung der möglichsten Szenen des Todes oder der Genesung? welche Wehmuth und Furcht und Trauer beim düstern Glimmen der mattbeuckenden Lampe, bei jedem Stodenschlage, bei jedem Rufe des nächtlichen Wächters, welche das Mark durchfröstelnde Schauer beim Verüberschweifen einer wimmernden Eule, welche Besorgniß, daß dies dem Schlummernden weiden und beunruhigen möge, welche Einkerkungen der Dichtungskraft, wie die gegebene Arznei oder ein Ständchen Schlaf heilsam wirken, den Stoff der Krankheit zerstreuen, Kräfte und Gesundheit bringen? Wäre, welche Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, welches Ergreifen und Denken der Zukunft, welches Zählen aller Minuten und welche Verlängerung jeder Minute durch so mannichfaltige, einander jagende und verschlingende Gefühle, welche Nacht! Die Erfahrungen mehrerer Jahre sind in diese Nacht zusammengepreßt; der Wechsel eines langen Zeitraums wird in ihr durchgelämpft, woglich steht sie in der menschlichen Seele da, ernst und unwegsam wie die verhängnisvollen Begebenheiten.

Und nun die beiden einfachen Tage, von welchen diese Nacht einen entwickelt muß. Der Gatte stirbt. Welche Sprache hat Worte für die Stürme, die niederstürzend und erschütternd gegen die Verwaisen toben? Da ist ihnen bald, als wären sie aus der Welt in einen bodenlosen Raum geflogen, bald als läge eine Welt auf ihnen, da malen sie sich mit solternder Erhabenheit Bilder auf Bildern aus den Gefilden der Vergangenheit, wie der Geschiedene sonst hier saß, da stand und wandelte, dort froh war und scherte; um alle diese Bilder in dem starren Gefühle der kalten Eere umher und in dem Grauen beim düstern Hinschweben des Sörges wie in ein schwarzes Grab zu versenken; da taumeln sie an der Grenze, wo der hellste Schmerz mit der stumpfsten Abspannung zusammenfließt. — Oder der Gatte genest. Wer vermag es, über ein Gemälde dieses Glückes das begeisterte morgenrothe Licht zu gießen, das die Wirklichkeit erhellt? Wer kann in der Rede darstellen jenes leichte jugendliche Aufstehen nach der langen Verleimmung, jenes Schweben zwischen Possnung und Jubel, jenes neuer, frische Umsassen alles Vorhandenen, jene Wonne, welche das unbedeutendste Gut zu einem so theuren Schatz, die dürftigste Eule zu einer Blüthe, auf welcher sich eine liebliche Erscheinung nach der andern entwickelt, den düsteren Garten zu einem Paradiese, den trübsten Herbsttag zu einem reichen, blumenvollen Lenze wandert?

O ihr mannichfaltigen Gefühle des häuslichen Lebens, wie seid ihr so hehr und so ehrenwürdig! wie fläczt und härtet ihr, wenn ihr heimlich seht, zum Rath, zur Festigkeit, zur Geduld und Erhabenheit der Seele, und wie gewohnt und erzieht ihr für die reinsten, edelsten und süßesten Genüsse, ihr stillen häuslichen Freuden! Wem bräuchte ich, wenn ich Kraft und Zeit dazu hätte, die stillen häuslichen Freuden zu schildern? wer wäre so bedauernswürdig, keinen Sinn für sie zu haben? Erseht sie nicht der Jüngling in seinen unschuldigen Träumen? erschauet sie nicht der Held, wenn er seinen Vorbeet mit einem Vergißmeinnicht von geliebter Hand, erkrusht sie nicht der Knecht, wenn er seine Krone und seine Sorgen mit dem Stabe und mit den Freuden des Hirtens zu vertauschen wünscht? Beueht sie nicht fast jeder die Ereignisse der wirklichen Welt und im Gebiete der Dichtung nach ihren Verhältnissen zum häuslichen Leben? Ahndet man nicht im Hernet den Heimkusch des Heides erst da schön, als sich beim Abschiede von seiner Gemahlin der saete Sollen an ihrem Rücken

vor diesem Helmbusch fürchtet? Dem brauchte ich durch die Schilderung der stillen häuslichen Freuden zu zeigen, wie sie am meisten zum Genuß geläuteter, über Selbstsucht und Eigennuß erhöhter, mittheilender und durch Mittheilung immer wachsender Seligkeiten einleiten und erziehen?

Ach wenn schon hienieden mancher gereifte und glückliche Mann angeden sollte, wo und auf welche Art er ward, was er geworden ist, wie rasch und wie kalt würde er vor manchem Warte, vor manchem Prunktsimmer, vor manchem Hörsaal vorbeigehen, und wie trunken und innig würde er bei seiner väterlichen Hütte und im Anschauen ihres Strohdachs weilen! Hier würden Thränen der Wehmuth aus seinen Augen strömen, hier würde er seine Hände setzen, hier würde er sagen, ward meine Kraft geweckt und gerichtet; wohin ich blickt, blickt mir eine Erinnerung an ein Spiel und ein Vergnügen, und an Bezeichnung und Bildung durch beide entgegen. In diesem Gemache tänzelte ich mit Blumen und Vögeln; da lagen meine Väter und die übrigen Reichthümer meiner Kindheit; da saß ich und hörte meine Mutter erzählen und meinen Vater unterrichten und ermahnen. Auf diesem Plage trieb ich meinen Kräusler; dort im Garten war das kleine Beet, wo ich meine bunten Primeln und meine einfachen braunen Nelken wartete. Dort unter dem Birnbaume habe ich Weichenskräuter gebunden und Johanniskränze geflochten und mit dem gelbkochten Knaben des Nachbarn gespielt, den ich so lieb hatte, — ich nannte ihn immer meinen Bruder und konnte es, wenn man mich eines Andern befehlen wollte, nicht begreifen, warum der nicht mein Bruder wäre, den ich so liebte. Auf jenem Rasen habe ich meine Händchen gerungen, als er gestorben war, und konnte es gar nicht vergessen, wie er im weißen Gewande im Sarge lag, und wie die Büchsenkrone mit Glittern um das Kreuz auf seinem Grabe flatterte. Mit war die dahin in meiner Beschränktheit so wohl gewesen; Blumenbeden hatten mir die Zukunft verhüllt; aber seit dem Tage saß ich oft auf dem Rasen und weinte und träumte und sann in die Zukunft hinaus. Da begann mein Bild weiten zu drängen und meine Kraft sich ungeduldiger zu regen. Was ich hier sah, lehrte mich denken und forschen und fühlen, mich anschließen, und mit Wärme, was ich vermochte, zu versuchen. Allenthalben heißt du mich meine Schule und mein Paradies, liebes, ewig theures Hütchen! O Gott, wo ich stehe, ist heiliges Land. —

Warum ich mich in dieser Darstellung verlor, meine Verehrten! Weil, ach! weil das Geschilderte unser Aller Loos ist. Liebende lieben sich hienieden nicht für ein paar Tage des Kausches, Liebende wandeln hienieden nicht Arm in Arm, um einander zuletzt zu verankern als Staub zu Staube. Es kommt die Zeit, in welcher wir Alle sein werden, wie jener Gereifte, in welcher uns Allen die Erde sein wird wie ein väterliches, nicht mehr von uns bemohntes, aber immer noch liebes und unvergessliches Hütchen. Wenn wir dann den bunten Wechsel des irdischen Lebens überschauen; wenn wir an den Spielen und an den Uebungen unsrer irdischen Kindheit trunken hangen; so werden wir vorzüglich die milden lachenden Scenen des häuslichen Lebens, die Gesühle, die Wirkungen, die Seligkeiten der Häuslichkeit vor unserm hellsten Geiste vorübergehen. Oder vielmehr sie werden nicht vorübergehen, sie dauern schlaue und himmlischer fort. Der reine, unegennäßige Sinn, der durch sie erzogen ward, waltet nun ungehindert nach den Absichten Gottes in einem weiteren Gebiete der Schöpfung, und die lauternden Flammen wechselseitiger Liebe, die hier in einander loderten, wie die Flammen von Kesseln auf dem häuslichen Herde, werden über die Gräber und über ihre flüchtige Asche hinübergehoben, um sich zugleich auf dem hohen Altar in dem erhabenen Tempel der gereiften, herverordneten Menschheit.

4.

Ueber die eigentliche Würde des Gelehrten.

Von dem Oberconsistorialrath Zeller, vorgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, am 17. Nov. 1800¹⁾.

Der Streit der Fakultäten, welchen neuerlich ein tiefer Denker vor seinem Richterstuhl gezogen hat; die jetzt lauter als jemals zur Sprache gekommene Unterscheidung unter Gelehrten: und Bürgerschulen; endlich die Gefahr, welche die Zeitphilosophie aller wahren Gelehrsamkeit zu drohen scheint; dies, Eins wie das Andere, veranlaßt mich, der königlichen Akademie meine Gedanken über den eigentlichen Begriff eines Gelehrten mitzutheilen. Es wird darauf hervorgehen, wie man ihn von so vielen andern Ehrenmännern, selbst von den Philosophen verschieden denken kann und billig denken sollte; sowie beide, der aufgeklärte und der gebildete Mann, mit ihm gar nicht zu verwechseln sind. Auch glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß man noch immer in der Bestimmung dessen, was dem Gelehrten in der bürgerlichen Gesellschaft einen besondern Rang gibt, zu schwankend ist, und daß ihm Eigenthümliche nicht scharf genug ins Auge gefaßt hat. Selbst ältere und neuere Sprachen bezeichnen die Sache mit Wörtern, welche nur vorzugsweise dem Gelehrten zugerechnet werden, wie *doctus*, *doctus*, *eruditus*, *a learned man*, *a man of erudition*, *savant*; die also der Ableitung nach nur den zu denken geben, der etwas gelehrt worden ist und gelehrt hat, ohne zu bestimmen, was er gelebt werden ist, und wie er es gelernt hat. Und wie viel ist dessen nicht, ohne daß daraus ein wirklicher Gelehrter wird, wie man ihn denken sollte. Das Gleiche ist es mit dem französischen *savant*; denn wie auch so Vieles kann der Mensch nicht wissen, durch Umgang, Beobachtung und Erfahrung, und wird gleichwohl gar nicht zu dem eigentlichen Gelehrten mitgerechnet werden können. Angesehen mit dem lateinischen *litteratus*, der Italiener *litterato*, welches die Engländer in ihrem *man of letters*, und die Franzosen in dem, was sie *homme de lettres* nennen, nachgeahmt haben. Nur daß der *litteratus* der Römer im reinen Latein ihnen so viel als das Lateinische *grammaticus* galt, und also im engeren Verstande von ihnen gebraucht wurde. Noch ist endlich das prädeutlichste der Engländer, ihr *Scholar*, gerade umgekehrt unser *Schüler*, und was man in den mittleren Jahrhunderten *Scholasticus* nannte, oder auch *Scholaster*, und wie Deutschen *Schulmeister*, *Rectoren* auf niederen Schulen, wegen der unteren Schullehrer ihre *Gesellen* hießen, oder auch *Pedanten*, doch in alten Ehren, wahrscheinlich von der Lateiner *Pedaneus*, weil nur der *Rector* vom Katheder seinen Unterricht gab, die Unterlehrer aber stehend oder umhergehend ihn ertheilten.

Nehmen wir nun die Sprache, wie der Gebrauch sie einmal festgesetzt hat, so fragt sich einmal: wer ist ein Gelehrter? was muß er wissen, um es zu sein? und was also sollte man eigentlich Gelehrsamkeit nennen? Eine zweite Frage ist: wie und auf welchen Wegen gelangt er zu seinem Wissen, um ein wahrer Gelehrter zu sein. Die dritte: welchen Gebrauch muß er von seiner Gelehrsamkeit machen, um weder ein *Pedant* nach dem neuern Sprachgebrauch, noch ein bloßer *Studengelehrter* zu sein?

Was das Erste anlangt, forde ich von ihm theils *Sprach*, theils *Geschichtskennntnisse*. Jene, in so weit sie von Schriftstellern selbst nach und nach ist gebildet worden, und die Menge wissenschaftlicher Kenntnisse durch sie ist verbreitet worden. Also zuerst die griechische, dann die lateinische, und

1) Wilhelm Abraham Zeller, geboren zu Leipzig 1738, nach als Consistorialrath und Prediger im December 1804 zu Berlin.

Welche, so wie die Muttersprache für jeden, der nur einigen Anspruch auf Gelehrsamkeit machen will; dann für den Theologen besonders die hebräische und griechische, und diese mit jener gleichsam gefärbte des R. L., auch die neuern Sprachen, wie die italienische, englische, französische. Denn was die Muttersprache anlangt, so wolte es ja wohl sehr pedantisch im üblen Verstande, sobald sie zu wissenschaftlichen Gegenständen gebildet ist, oder doch dazu immer mehr gebildet werden kann, sie nicht zu gelehrten Sprachen zählen zu wollen, welche man, und selbst als Gelehrter richtig sprechen und schreiben muß, und bei andern das Seinige dazu beizutragen, oder wer sollte dies sonst thun? Daher nannte Cicero *vacem eruditam*, eine nicht nur durch griechische, sondern auch lateinische Literatur und Künste gefüllte Sprache, und so auch Horaz den *doctum utriusque linguae* einen Gelehrten. So gehört nun gleichfalls die Kenntniß der gedachten neuern Sprachen, auch selbst der spanischen und portugiesischen, in unserm Zeitalter mit hieher, da immer mehr die kultivirtesten europäischen Nationen es zur Gewohnheit gemacht haben, in ihrer Muttersprache wissenschaftliche Gegenstände zu bearbeiten. Freilich hat eben das den Umfang der Gelehrsamkeit ausnehmend erweitert; wozu noch die durch den Druck erleichterte Schriftstellerei, das vielfältige Verkehre der Völker unter einander, und die damit verbreitete Sprachkunde gekommen ist. Ursprünglich, da erst das Bedürfniß entstand, den Gelehrten von andern eben nicht Unwissenden in bürgerlichen Geschäften oder auch in Wissenschaften zu unterscheiden, und man sich genöthigt sah, in der ohnedem noch ungebildeten Sprache ihn mit einem besondern Worte von Staats- und Geschäftsmännern aus allerlei Ständen zu unterscheiden, war es schon derjenige, der gut lesen und schreiben konnte, und man kann sich leicht vorstellen, welches Aussehen um sich her der junge Römer unter seines gleichen müsse gemacht haben, der zuerst an seinen in Athen abwesenden Vater auch nur die kurze Epistel schrieb: *Εγγραπτον, ναυτις μου! τορτο σοι γεγραμμενός* oder etwas ähnliches. Und allgemein bekannt ist, daß im achten Jahrhundert in Deutschland schon der ein Gelehrter hieß, der sich schriftlich in der lateinischen Sprache ausdrücken oder gar sie sprechen konnte; und doch, welche Latinität war es oft, wenn man auch nur des *du Cange Glossarium modii aevi* etwas durchblättert hat!

Dasselbe ist es mit den Geschichtskennntnissen der ältesten Zeiten wie der spätern Jahrhunderte, die neuern ausgenommen, welche mehr gangbare Worte für jeden Verständigen ist, und auch leicht durch die Zeitungen zu gewinnen. Aber jene, die allgemein, wie die besondrene Völker- und Staaten-geschichte, wie viel umfaßt sie nicht wieder? wie viel auch nur die einzige, *l'histoire générale*? Und wie es bei jener nicht bloß darauf ankommt, eine Reihe von Begebenheiten im Gedächtniß zu haben, und daraus andern sie aufzählen zu können; so ist es auch bei dieser nicht genug, die Menge Namen und Ereignisse im Kopfe zu haben. Wie der Kenner jener die Begebenheiten systematisch zu ordnen verstehen muß; zeigen muß, durch welche Umstände sie herbeigeführt worden; welchen größern oder geringern Einfluß die dabei handelnden Personen gehabt; was alles daraus erfolgt sei, so muß der Kenner der zweiten selbst jenem mit Anzeige der Quellen zu Hülf kommen, und überhaupt wissen, wor in jeder Wissenschaft gleichsam die Bahn gebrochen, wie sie erweitert hat, und was noch derselbe zu thun übrig ist.

Nur so weit ist mir also ein Gelehrter derjenige, der die zu wissenschaftlichem Gebrauch gebildeten Sprachen versteht, und diese Sprachkunde nun wie der zum Studium theils der Geschichtskunde, theils der besondern Wissenschaften, welcher er sich gewidmet hat, anzuwenden weiß. Beide Arten der Gelehrsamkeit können also auch wohl in der Betrachtung außer einander gedachte, nur in der Ausübung oder Anwendung nicht von einander getrennt werden. Denn sobald

des Geschlechts, ist auch alle Gelehrsamkeit nur Sache eines guten Gedächtnisses, und der nicht weiter besitzt, ein bloßer Gedächtnißgelehrter; wegen der wahren Gelehrtheit mehr als das sein soll — nach dem bekannten *diocimus vitae*, worauf ich wieder zurückkommen werde.

Denn zunächst wollte ich nur die Art bemerken, wie er zu seinen Kenntnissen kommt, und gleichsam den Weg bezeichnen, auf welchem er sie erlangt. Um ihm des Namens eines Gelehrten würdig zu finden, fordere ich von ihm, daß er aus den Quellen geschöpft habe, als Sprachkennner die Schreiftsteller nicht bloß in einer Uebersetzung gelesen hat, ihre Sprache selbst nicht aus einem solchen Wörterbuche, sei es noch so vollständig und zweckmäßig, verstehen gelernt hat; eben so wenig die Geschichte nicht bloß aus einem Compendio. Da mag wohl der Compendien-Schreiber selbst ein Gelehrter sein. Der sich dies an ihm hält, ist auf's höchste ein Geschichtskennner, so weit nämlich jener ihn geleitet hat. Der Uebersetzer, wenn er wirklich die Gedanken seines Autors richtig dargestellt hat, ein Gelehrter, nur nicht der bloß durch das Sprachbuche dieselben den Autor hört; der Lexicograph, der etwas mehr leistet, als daß er alle einzelnen Bedeutungen eines Wortes nach der Reihe dem Leser zählt, sondern sie nach ihrer Stufenmäßigen Abkunft von einer Uebedeutung ordnet, dieser, sage ich, ein Gelehrter, nicht derjenige, der Worte und Phrasen gleichsam aus einem Wörterbuche nur aufhängt. Denn was diesen Wörterbuchstaber anlangt, so lernt er doch nie aus einem Wörterbuche die verschiedenen Schattierungen, welche ein Wort im Zusammenhange oft durch die bloße Stellung bei jedem guten Schreiftsteller erhält, und die eben so viel zum rechten Verständniß desselben beitragen, wie etwa Declamation und Action bei einem guten Sprecher. Dabei habe ich immer Anfangern, welche eine Sprache für sich erlernen wollen, sie sei alt oder neu, den Rath gegeben, sobald sie die Anfangsgründe derselben durch fremden Unterricht gefaßt haben, nur gleich zur Lesung eines leichten Autors hinzugehen, einzelne Perioden sich so gut als möglich verständlich zu machen, dann erst ein Wörterbuch oder eine Uebersetzung nachzuschlagen, die sie nach und nach auch diese Gelehrtenmänner entbehren und alles durch eigenes Nachdenken sich erklären können. Denn ausserdem, daß auch schon dadurch die reine Drockkraft geschärft, und das Gelesene dem Gedächtniß tiefer eingepreßt wird, gewinnt man dabei auch das, was Cicero sehr schön *studium vitium* nennt. Und selbst dies ist schon nichts geringes für Sachkenntnisse. Alle jene Vergenannte mögen also Polymathen oder Vielwisser sein; eigentliche Gelehrte werden sie dadurch noch nicht. Und wenn sie ihrer Waare, ausgeschmückt mit aller Eleganz in Stellung, Gedrucken und Ausbeud, in Gesellschaft gleich Nothwendigkeiten, an Herren und Damen bringen, und ihnen annehmlich machen können; nun so wollen wir ihnen den Ruhm nicht streitig machen, daß sie *homines doctores* sind, nur *zuvor* sind sie nicht; welches sie freilich auch wohl selbst nicht sein wollen. — Hiermit wünsche ich nun aber auch dem Ertz jedes Path gelehrten gebeugt. Denn der wahre Gelehrte wird am ersten, eben weil er es ist, Geschichtskennner selbst in Sprachen, für sich und andere geschehen: *Quantum est, quod neminus!* Und so ist hier der Ort, zu dem erwähnten dritten charakteristischen Zug des wahren Gelehrten hinzuzugehen. Er ist dieser, daß er auch wirklich einen nützlichen Gebrauch von seinen erworbenen Kenntnissen in Sprachen wie in der Geschichte zu machen wisse. Sie allein müssen ihm nicht der letzte und höchste Zweck sein, sondern nur Mittel, andere wissenschaftliche und fürs Leben und Handeln nützliche Einsichten zu gewinnen, sie so viel als ihm möglich ist, mit verbunden zu helfen, oder wenigstens dazu andern Dienste zu leisten. Hat er nicht immer diesen höhern Zweck vor Augen; so ist er ein bloßer Namensgelehrter, ein *Stube-gelehrter*, der in gesellschaftlichem Umgange von nichts, was die Menschheit nah und fern angeht, zu sprechen weiß, zu welcher geselligen Unterhaltung

Ihm doch auch das erlernte Sprüchreihen — nihil homini a se alienum potius — kleben sollte; und blieb oft in seinem eignen Hause und unter seiner Familie fremd. So ist mir in frühern Jahren von dem berühmten Dubbuis in Jena zur Genüge erzählt worden, daß er eines Tages dem Diener, der ihm gemeldet, „es komme in seinem Hause,“ kurz gesagt: „es solle es nur seiner Frau werden.“ Ist er nun aber auch keines von diesen beiden, so ist und bleibt er der *Pédant*, in dem verächtlichen Sinne, in welchem ich ihn schon vorher genannt habe, und der auf dem Werte in deutscher Sprache ist sehr geliebt. Wenn der bloße Stubengelehrte in Gesellschaft stumm darsitz, so traut dieser, sie sei noch so vermischt, alle seine Gelehrsamkeit aus, und wenn jener durch sein Bekommen verächtlich wird, so macht dieser sich lächerlich. Beide aber entweichen dadurch den Namen des Gelehrten. Es besitze also jemand noch so viele Sprachkenntnisse, kennt er nicht den Geist derselben, kann er sie nicht unter einander vergleichen, die Vorzüge sowohl als die Mängel der einen vor der andern, daß er also auch seine Muttersprache nicht über alle andern erhebt, vielmehr sie durch andere und als ein Deutscher die seinige durch die griechische, als die dieser ähnlichsie, zu erweitern und zu verbessern sucht; ist sein Gedächtniß so voll gepflropft von Wörtern und Redarten, daß für Sachkenntnisse gleichsam kein Platz übrig bleibt; so ist alles sein Sprachstudium ihm und andern kein nütze, er ist und bleibt ein *Pédant*. Eben so verhält sichs mit dem Geschichtsgelehrten. Er besitzt z. B. eine ansehnliche Bibliothek. Ist seine Bücherkenntnis bloß eingeschränkt auf Titel, Ausgaben und Verleger derselben, wie auf die Jahresszahl, ohne daß er sie wirklich braucht, oder ist es ihm nur um die Seltenheit derselben zu thun, ohne daß er um den innern Werth sich bekümmert; nun so ist er der größte *Pédant*. Wirklich habe ich auch ein solches Phänomen erlebt in der Bekanntschaft mit dem Sohne eines ehemals sehr berühmten Gelehrten. Dieser besaß die ansehnlichste Bibliothek, in der aber alles, weil er immer an der Sicht betheiligt war, für ihn und für andere ein verschlossenes Buch in Asien, wie in der Niederlage seines Gedächtnisses war. Denn er vernehtete sie auch noch immer, machte besonders Jagd auf seine Bücher, und um sie immer feiner zu machen, auf mehrere Exemplare, die er verbrannte, rechnete aber auch schon das zur Seltenheit, wenn Verfasser, oder Verleger, oder Drucker sich nach der Ausgabe derselben entweder entleide, oder sonst ein trauriges Schicksal gehabt hatten.

So muß nun aber auch dem Gelehrten, zu einer vorzüglichen Anwendung seiner durch Sprachen und Geschichte gesammelten Kenntnisse, es nicht an dem Talente fehlen, das Ganze der Wissenschaft, die er noch besonders für sich gewählt hat, leicht zu überschauen, sie in Ordnung und Zusammenhang zu bringen, und er also die Kunst deutlich zu denken, erkennt, oder welches noch besser ist, er muß schon die Anlagen dazu in sich haben. Vermag er das nicht, so ist auch er, wenigstens in so weit, ein bloßer Gedächtnisgelehrter. Denn je mehr er aus ältern und neuern Schriften alter und neuerer Autoren den Umfang einer Wissenschaft hat kennen lernen, um so geschickter mußte er sein, sie in ein ordentliches System zu bringen.

Dies erinnert mich nun noch, einige Folgen aus dem angegebenen Begriff eines Gelehrten herzuleiten; welche ich aber vor einer solchen Wissenschaft auch nur andeuten nöthig habe. Es folgt daraus zuerst, daß wir gelehrtes Wissen und gemeines Wissen, so der Gelehrte und der Aufgeklärte noch sehr von einander unterschieden sind. Der wahre Gelehrte wird auch immer aufgeklärt sein, in so weit er nicht bloß ein Gedächtnisgelehrter ist. Dagegen der Aufgeklärte ohne eigentliche Gelehrsamkeit es sein kann. Bei diesem nämlich ist Bildung des Verstandes und Schärfung der Urtheilskraft durch Umgang, Erfahrung und eignes Nachdenken; wenn der wirkliche Gelehrte seine Einsichten aus den Quellen hat, aus der Denk-, Sprach- und Hand-

lungsmasse der Menschen aller Zeiten und Völker, und angemessen wie besondern Weltbegebenheiten. Man braucht nicht lange in der Welt gelebt zu haben, und nur mit geschärfitem Blick die Menschen in mancherlei Lagen beobachtet zu haben, oder mit den Natur- und Völkerveränderungen auch nur seines Zeitalters bekannt geworden zu sein, um die Weisheitsregeln, über nichts zu erschannen, daraus für eignen und fremden Gebrauch abzuleiten. Man bedarf dazu nicht erst des Heraclitus als *alimari* gelesen zu haben. Man weiß es ohne alle eigene Erfahrung und Beobachtung als Geschichtskenner, dem noch überdies nicht unbekannt ist, daß es ein Grundsatz der *Stolker* war, der mit ihrer dem Willen zur Pflicht gemachten Leidenschaftlichkeit zusammenhing. Ich habe geliebt die Geschichtskenner; denn so wie er dem Range nach noch unter dem Geschichtsforscher, und dieser wieder unter dem Geschichtschreiber, wie einem Bildhauer, stehe, so läßt er den bloßen Geschichtssammler, *Collectaneens*schreiber, wie unter den Alten *Helius*, *Valerius Maximus*, ältere und neuerer Anekdotensäger und Schriftsteller in Asa, weit hinter sich zurück. Sie alle haben keinen eignen Gedanken, und sind gleichsam nur die Commisars der Gedanken Anderer. Gleichwohl will ich auch ihnen und ihren Schriften nicht allen Werth für andre absprechen, in so weit doch auch durch sie viele Ideen in Umlauf gebracht und erhalten werden, selbst zum Gebrauch der Nachwelt, wenn sie gleich schon deshalb bei ihren Zeitgenossen nur oberflächliches und flüchtiges Wissen verbreiten. Ihnen nun ähnlichen alle sogenannten Büchermacher, die aus neun andern das zehnte schreiben; alle bloße Variantensammler, wenn sie nämlich nur das sind, ohne eigne Beurtheilung des verschiedenen Werths derselben; alle Herausgeber alter Schriftsteller *cum notis variorum*, auch ohne eigne Wahl und Würdigung; alle, welche die Geschichte des Tages beschreiben in Zeitungen, Wochen- und Monatschriften. Denn auch das Urtheil, welches diese über Personen und Begebenheiten fällen (und oft wäre es wohl ihnen und den Lesern zuträglich, wenn sie ganz sich desselben enthalten), es sei noch so gründlich, und die ganze Bearbeitung ihrer Nachrichten noch so musterhaft, macht sie noch nicht zu Gelehrten. Aufserläute, denkende Schriftsteller mögen sie sein, welches ich ihnen gar nicht streitig machen will. — Also mit altem Fug und Recht können nur Geschichtsforscher und Geschichtschreiber sich zu den Gelehrten rechnen, und einen hohen Rang unter denselben einnehmen. Denn sie beide kennen die Quellen, aus denen man schöpfen muß, sie müssen vieles in mancherlei Sprachen gelesen haben; und nun auch der zweite besonders, welche Menge von Begebenheiten muß er nicht in Erinnerung bringen, an einander reihen, und die Reinheit, Richtigkeit, Echtheit der Sprache, in welcher er schreibt, meisterhaft verstehen!

Dieselbe Bewandniß hat es mit den Sprachgelehrten. Sind sie das wirklich, so kann man auch sie eintheilen in Sprachkenner und Sprachforscher. Jene sind es, die außer ihrer angeborenen mehrere ausländische Sprachen verstehen mit allen ihren Eigenheiten, Schritten für sich lesen können, und daraus einen Vorrath von Kenntnissen sammeln; diese, die dem künstlichen Bau derselben nachspüren, die Abstammung mehrerer von einander, und ihre Verwandtschaft unter einander zu beurtheilen wissen, ihre Muttersprache durch andere zu verstehen verstehen, und dadurch die Vorzüge der einen vor der andern unparteiisch abzumäßen im Stande sind. So muß z. B. ein deutscher Sprachforscher andere befragen können, woher die Endelbe gar in Kräutergam kommt, die sonst unserer Sprache ganz fremd ist. Wenn er nun einmal weiß, daß sie in einzelnen Wortendungen, Partikeln und Wörtern eine große Aehnlichkeit mit der griechischen, etwa in gleicher Abkunft von der celtischen hat, so wird es ihm weiter nicht zweifelhaft sein, daß jene *Seibe*, von *yoipier*, den bedeutet, der die Beute betrauert. So wird ihn das Wort *Stolz* in der gothischen Sprache so

vor als unser Elz, die Bedeutung desselben in unserm Hagekoll, von einem unverheirathet gebliebenen alten Junggesellen lehren; wenn er aus der Geschichte weiß, daß in dem mittleren Zeitalter der Deutschen nur der älteste Sohn ein kleines Gehege zur Viehhaltung und ein Gartchen oder ein Stück Land zur Bewirthschaftung einräumen mußte. Da denn nun dies arme Leut nicht ein Weib heirathen konnten, so hieß man sie Hagestolze. Auch dies wird sich ein Beweis, wie der Sprach- und der Geschichtsgelehrte einander immer die Hände reichen müssen. Aber es ergibt sich auch daraus von selbst, daß von Haus zu Haus wandernde Sprachmeister, die bloß ihre Sprache ohne alle Sachkenntniß verstehen, alle diese Wörterbücher, der oder Järdmacher, die nur ein Wort fürs andre geben, ohne die ganze Geschichtsfolge der Bedeutungen mit Stücken der Autoren zu belegen, bei weitem noch nicht Sprachgelehrsamkeit sich zuschreiben dürfen. Sie gleichen den kleinen Krämmern, bei welchen man eilenvielf die Waare bekommt, wenn der eigentliche Sprachgelehrte dem Großhändler ähnlich ist, und wie ich dies schon vorher berührt habe, in den Geist der Sprachen einbringen ist, so wie er andern davon Rechenschaft geben kann. Ihm kann das Gedächtniß manches Wort aus der Sprache, die er nicht versteht, oft augenblicklich versagen, wenn er von andern darum befragt wird; wenn denn aber er selbst es zum Gebrauch nöthig hat, so ist es ihm Schreiben oder im Sprechen, so wird es in dem Zusammenhange, in welchen er es braucht, sich ihm gleichsam stellen mit dem Nebebegriff, der ihm in der und der Reihe von Reden bräutet. Solche ehrenwerthe Sprachgelehrte waren der Griechen und Römer grammatici, wie zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die sogenannten restitutores litterarum in Italien, Manuel Chrysoloras, Theodor Gaza, Konstantinus Lascaris, die zugleich die Platonische und Aristotelische Philosophie erklärten.

Zweitens folgt aus der Begriffserklärung des Wortes Gelehrter, von welcher ich ausgegangen bin, in wie fern jeder, der in einer Wissenschaft sich auszeichnet, Gelehrsamkeit braucht — der Philosoph, der Physiker, Mathematiker, Geometer, Astronom, der Theolog, der Rechtsgelehrte, der Arzneigelehrte, der Dichter und Redner — sie alle, sage ich, zugleich Gelehrte sein müssen. Dies nämlich, sobald sie andre gründlich darin unterrichten wollten. Da können sie schon nicht die Geschichte ihrer Wissenschaft entbehren, wie z. B. der Theolog die Kirchengeschichte, besonders auch der Staaten, so wie sie in jene eingreift, und der Jurist die historiam juris, die Institutionen und Pandekten, eben so der Philosoph und alle übrige gleichwohl, aber zu wissen, was in ihrer Wissenschaft noch zu thun übrig ist; und da er diese Geschichte aus den Quellen kennen lernen muß, so kann er auch die alten Sprachen nicht entbehren, und es wäre schon, z. B. in dem Rechtsgelehrten, Mangel an Gelehrsamkeit, wenn er nicht des Theophrasti Antecessoris griechische Uebersetzung der Institutionen gelesen hätte, oder sie gar ihm unbekannt geblieben wäre. Nur der bloß speculative Philosoph und der Dichter müssen sich in die Arme nehmen, was sie nicht zu gerührt werden. Jener dürfte wohl nicht die Höhe der Speculationen erreichen, zu welcher sich hinauf zu schwingen er strebt; dies wohl nicht, wie die Montagne und la Roche le Beyer schon bemerkt haben, das alte Griechisch lesen das eigene Denken hemmt; denn es gilt auch hier, daß man nach einem alten Spruch nicht multa, wohl aber multum lesen muß, sondern wohl sich leicht das Verstandes für ein schon bestehendes System bei ihm einschließen können. So kann man aber auch der Dichter leicht an Originalität verlieren, was ihm an Gelehrsamkeit zunächst. Daher glaube ich nicht, daß die ersten Epiker, die der Pörringier und Wallner, Camoens und Dante, viel mehr als den Blick gelesen hatten, auf Höchste auch etwa den Homer für einen Vorläufer

da sie ihre unsterblichen Werke schreiben. Der Dichter braucht nämlich vor allen andern Genie, diese Schöpferkraft in dem Menschen, ein großes Ganze gleichsam aus kleinen Fäden zusammen zu spinnen, und großen Gegenständen eine kräftige Sprache anzupassen. Dann ist er selbst der Mann:

Ingenium cui sit, cui mens divinius atque os
Magna sonaturum —

Dagegen der Gelehrte eigentlich nur Talente nöthig hat, Beurtheilungskraft dessen, was in seinem Fache des Wissens werth ist oder es weniger ist, wozu es nütze ist, wie die Kunst es gehörig zu verarbeiten. Er erfindet eigentlich nichts, weiß aber das auszufinden, was des Wissens werth ist, und es gelegentlich an Mann zu bringen.

Es ist nun noch weiter, nach einer dritten Folgerung, der Gelehrte, wie ich dies schon berührt habe, von dem Aufgeklärten und Gebildeten, ja selbst dem Schriftsteller, unterschieden. Wenn der bloß gebildete Mann dem Aufgeklärten darin nachsteht, daß er die schönen und angenehmen Künste, wie den guten Ton in Gesellschaften, und was man die feinere Lebensart nennt, sich mehr zu eigen gemacht hat; so besitzt der Aufgeklärte mehr wissenschaftliche Kenntnisse, die er in Geschäften zu einer nützlichen Unterhaltung mit andern und zu seiner eignen Geistesbildung anwendet. Was nun aber so beider Sache ist, sind mehr Resultate dessen, was eigentliche Gelehrte, als Prämissen, durch das Ergehen der Schriftsteller, wenn sie nicht selbst es sind, gleichsam zur allgemeinen Kenntniß gebracht haben. Diese Schriftsteller können nun wohl ungenügend gelehrt sein; es ist zureichend, wenn sie nicht unwissend sind, und weise genug, sich darauf zu verstehen, was für ihr Publikum gehört, und diesem frommt. Der Gelehrte ist also wohl auch Schriftsteller, nur nicht umgekehrt jeder Schriftsteller, wenn er gleich viele richtige und schätzenswerthe Einsichten besitzt, und gar nicht ein Altargeschreiber ist, ein Gelehrter. Ja! er wird diesen oft in einer gefälligeren Art des Vortrags übertreffen. Und dann gilt recht eigentlich auch von ihm, was *Maistre* nach von dem Aufgeklärten im Gegensatz des bloßen Bedachtiggelehrten sagt: „il vaut mieux être sage que savant.“

Unter die Aufgeklärten in allerlei Einsichten und Kenntnissen würde ich nun alle Staats- und Geschäftsmänner der höhern und niedern Klassen rechnen. Gelehrtes Wissen kann freilich auch bei ihnen stattfinden; das versteht sich; es muß nur nicht zur Leidenschaft bei ihnen werden, wenn es ihnen und andern nicht mehr schaden, als nützen soll; es muß sie nicht an ihrem Geschäftsfleiß hindern, welches leicht geschehen könnte, wenn sie besonders mit den Zeiten in der Literatur fortgehen wollen. Es ist also auch ganz richtig, wenn hauptsächlich, „der Gelehrten brauche man nur Wenige,“ wenn besonders es nur im Verhältnis gegen die für den Staat und das gemeine Wesen nöthigen arbeitenden Klassen verstanden werden soll. Sind nämlich nur Bedachtiggelehrte gemeint, so ist es wahrhaftig in einem Lande, oder einer Provinz hinlänglich, wenn man wohl oder del aus jedem Fache gleichsam vorrätzig hat, an welche man Rückfrage thun kann, wer von der oder jener Materie geschrieben hat, oder was er davon geschrieben hat. Meint man aber wahre Gelehrte, welche auch Sachkenntnisse besitzen; so ist doch untrüglich der Aufgeklärten und Gebildeten in dem größten Publikum eine weit größere Anzahl nöthig, so wie man mehr Bürgerschulen als gelehrte Schulen nöthig hat. Und so sind auch alle sogenannten Gelehrte, die keinen eignen weitem Gebrauch von ihren Kenntnissen zu machen wissen, als daß sie einem Geschäftsmanne ausbilden können, wenn er wissen will, was ein und das andere Wort in einer fremden Sprache bedeute, oder wie von einer Materie geschrieben hat, das, was man *Habgelehrte* nennt. Sind nun gleich auch sie nicht so ganz zu verachten, so fehlt ihnen doch immer noch viel von dem, was der wahre Gelehrte lehren soll.

Dies erinnert mich, als die vierte Folgerung, an den nicht zu verkennenden Werth eines Selbstgelehrten. Man spricht nämlich nicht selten mit einer gewissen Spöttlichkeit und Geringschätzung, aber wie man es sonst nennen will, von ihm; und beinahe möchte ich die Universität gelehreten in den Verdacht ziehen, daß sie aus leicht begreiflichen Ursachen ihnen keinen kleinen Ehrendiensten haben anhängen wollen. Denn sollten nicht gewissermaßen alle wirkliche Gelehrte das sein? müssen sie es nicht sein, wenn sie des Namens würdig sein wollen? Dächte man auch dabei sich den, der ohne Vorbereitung auf Universitäten sich selbst unterrichtet hat, so würde ein solcher Gelehrter, wenn er sich denken ließe, doch immer eine nur sehr seltene Erscheinung, und eben deswegen nicht zu verachten sein. Das meint man nun gleichwohl nicht; sondern denkt sich etwa dabei den, der auf Universitäten und Gymnasien, als den Vorbereitungsanstalten dazu, nicht den gehörigen Fleiß angewandt, und erst nachher sich selbst in die Wissenschaften hineinstudirt hat. So wäre es aber doch sehr zu billigen, daß er noch zur Befinnung gekommen, durch eignen Fleiß das Versäumte nachgeholt hat, und seiner Sache nur um so gewisser sein wird. Und auch er, habe er noch so nachlässig die akademischen Vorlesungen besucht, hat doch manden Funken des Lichts der Gelehrsamkeit aufgefangen, möge er nun späterhin durch Andre oder durch seinen eignen Eifer sein aufgeblasen worden. Es kommt dazu, daß die meisten auf Universitäten nur die sogenannten Brodcollegia hören, und also auch nur Brodgelehrte werden, die dann unter die Klasse derer gehören, welche ich aus diesem Gelehrtenregister schon ausgestrichen habe. — Aber ich frage nochmals: soll nicht ein jeder wahrer Gelehrter ein Selbstgelehrter sein? Muß er es nicht sein, wenn er des Namens werth sein will? Dies, denke ich, so gewiß, als es wahr ist oder dafür geachtet werden sollte, daß alle höhere und niedrigere Lehranstalten dazu errichtet sind, der Jugend merktlich zu machen, was und wie sie für sich zu studiren habe, daß man also ihr den Umfang einer Wissenschaft zeige, ihre die Anfangsgründe derselben bekannt mache, die Hauptschriftsteller in jeder Wissenschaft, der sie sich besonders widmen will, und alle andre Hülfsmittel, welche das eigene Studium derselben ihr erleichtern können. Von da an ist es nun jedes eigne Sache, in das innere Heiligtum dieser Wissenschaft einzugehen; die Schriftsteller, die als Meister in derselben bekannt sind, zu lesen; sie in der Ordnung zu lesen, in welcher sie auf einander gefolgt sind, daß der Eine die Bahn geöffnet hat, ein Andre darauf fortgegangen ist, oder einen Seitenweg gegangen ist, und zu einer andern damit verwandten Wissenschaft Anleitung gegeben hat. Man vergeist es dem Pöbel, wenn er einen von der Universität zurückkehrenden Jüngling einen Studirten nennt, da er einmal aus der Universität Student genannt wird. Und dieser selbst möge immer sich dadurch gehet finden, und des Bestrebens nicht müde werden, es wirklich zu sein, und des Studirens nie müde zu werden.

Es folgt f u n f t e n s aus dem Begriffe der Gelehrsamkeit, wie ich ihn angenommen habe, daß nicht nur der Unterschied unter gelehrten und Ungelehrten sehr gegründet sei, sondern man auch in jedem Lande nur wenige der erstgenannten nöthig hat. Nur das Unterscheidende beider, so wie ihre Grundscheidung, ist nicht so leicht zu bestimmen. Ueberzeugt hatte ich mich aber, daß am wenigsten das Latein lernen in die der zweiten Art gehöre. Denn wozu? Da allgemein nützliche Kenntnisse immer mehr in jedem Lande durch die Nationalsprache verbreitet werden, und selbst in allen Collegis und allen gerichtlichen Verhandlungen die Landessprache gebraucht wird, wie auch in Zeitungen es geschieht! Vielmehr müßte also in Vürgerschulen jedes Landes die Muttersprache die Hauptsache sein, daß diese der Jugend in ihrer Reinheit und Richtigkeit gelehrt werde; sie im Lesen, Schreiben und Declamiren dieser recht geübt werde. Wenn dazu, außer dem Unterricht in der Religion und Pfllichtenlehre,

noch so viel Naturkenntniß und Dilectik káme, als ihr nöthig wäre, um theils vor allem Aberglauben, theils vor leichtsinniger Zerstörung der Gesundheit sie zu verwahren, so würde, meines Erachtens, das mit der nützlich noch dazugegebenen frühen Anleitung zum Erwerbsfleiß, für sie genug sein.

Was nun den schon gedachten, von einem tiefen Denker beurtheiltem Rangstreit der Fakultäten anlangt, so folgerte ich sehrstens aus dem Begriff eines Gelehrten, daß mit dieser Rangordnung gar nicht die eigentliche Würde der Gelehrten und anderer Wissenschaften habe sollen in schieden werden. Bei Gründung der Universitäten und ihrer vierfachen Einteilung in Fakultäten ließ man die vorausgehen, die zum Wohl jedes Staates, um deswillen eben hohe Schulen errichtet wurden, unentbehrlich sind, weil man das große Bedürfniß fühlte, früh Geschäftsmänner zu bilden, die es besorgen. Nun nahm man an, daß Unterricht der künftigen Religionslehrer, ordentliche Rechtspflege, Sorge für Leben und Gesundheit der Mitglieder der öffentlichen Gesellschaft, die Grundpfeiler des Staats wären, ordnete also darnach in drei ersten Fakultäten und ihren Rang unter einander an; verwies in die vierte alles, was den vorausgehenden und ihren Schülern, außer ihrem eignen Lebensfach, zu wissen nöthig, oder doch nützlich und anständig ist; und umfaßte alles, was man dahin rechnete, in der Benennung der philosophischen Fakultät zusammen: daß es hieß — *philosophia reliquis disciplinis ancillatur*. Das sollte nun der Philosoph, besonders der bloß speculative, nicht so übel deuten, da er theils in guter Gesellschaft des Professors des Naturrechts, der Beredsamkeit, des Mathematikers, des Physikers sich befindet, theils um nichts besser dann sein würde, wenn er in der ersten Fakultät vorausginge. Denn er blühte doch immer die Ragde, die in dunkeln Regionen des menschlichen Wissens ihren Schülern vorleuchtet.

Ich endige mit der Bemerkung, daß einer besondern Gattung Gelehrter in den Büchern des neuen Testaments gedacht wird, nämlich der Schriftgelehrten, die man aber gar nicht mit Theologen verwechseln muß, welches eher in frühern Zeiten die Propheten waren. Jene nämlich waren die eigentlichen Rechtsgelehrten der Juden, theils Rechtslehrer (*γρομμιατρις*, *νομοδιδασκαλος*), die das mosaische Gesetz ihren Schülern erklärten oder Outachten erteilten, wie Gamaliel, unter welchem Paulus, nach untrer Art zu reden, studirt hatte, theils Rechtserfahrene (*νομικοι*), welche in dem hohen Rathe zu Jerusalem saßen, Urtheile sprachen u. s. w. In den frühsten Zeiten, unter den Königen, in welchen selbst das Schreiben eine Art der Gelehrsamkeit war, legte man diesen Namen den Secretaires der Königen und im Staate bei, und auch diese wurden unter die Gelehrten gerechnet.

K.

Hauptverschiedenheit zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft.

Vierte Rede an die deutsche Nation durch Johann Gottlieb Fichte¹⁾ 1807.

Daß in diesen Reden vorgeschlagene Bildungsmittel eines neuen Menschengeschlechts müsse zu allererst von Deutschen an Deutschen angewendet wer-

1) Fichte, geboren zu Rammenau bei Pilschkefförda in der Oberlausitz d. 19. Mai 1762, starb als Professor der Philosophie zu Berlin d. 29. Januar 1814.

den, und es komme dasselbe ganz eigentlich und zunächst unsere Nation zu, ist gesagt worden. Auch dieser Satz bedarf eines Beweises, und wir werden auch hier, so wie bisher, anheben von dem höchsten und allgemeinsten, ja, grund, was der Deutsche an und für sich, unabhängig von dem Schicksale, das ihm dermalen betreffen hat, in seinem Umrundzuge sei, und von jeher gewesen sei, selbst dem er ist, und darlegend, daß schon in diesem Grundzuge die Fähigkeit und Empfänglichkeit einer solchen Bildung ausschließlich vor allen andern europäischen Nationen liege.

Der Deutsche ist zuvörderst ein Stamm der Germanen überhaupt, über welche letztere hier hinreicht die Bestimmung anzugeben, daß sie da waren, die im alten Europa errichtete gesellschaftliche Ordnung mit der im alten Asien aufbewahrten wahren Religion zu vereinigen, und so an und aus sich selbst eine neue Welt, im Gegensatz des untergegangenen Alterthums, zu entwickeln. Ferner reicht es hin, den Deutschen insbesondere nur im Gegensatz mit den andern neben ihm entstandenen germanischen Völkern zu bezeichnen; indem andere neuereuropäische Nationen, als z. B. die von slavischer Abstammung, sich vor dem übrigen Europa noch nicht so klar entwickelt zu haben scheinen, daß eine bestimmte Zeichnung von ihnen möglich sei, andrer aber von der gleichen germanischen Abstammung, von denen der zugleich anzuführende Hauptunterscheidungsgrund nicht gilt, wie die Skandinavier, hier unbedeutend für Deutsche genommen werden, und unter allen den allgemeinen Folgen unserer Betrachtung mit begriffen sind.

Vor allem voraus aber ist der jetzt insbesondere anzustellen den Betrachtung folgende Bemerkung voran zu senden. Ich werde als Grund des erfolgten Unterschiedes in dem ursprünglich Einen Grundstamme eine Begebenheit angeben, die dies als Begebenheit klar und un widersprechlich vor Aller Augen liegt; ich werde sodann einzelne Erscheinungen dieses erfolgten Unterschiedes aufstellen, welche als diese Begebenheiten wohl eben so einleuchtend darthun gemacht werden können. Was aber die Verknüpfung der letztern, als Folgen, mit dem ersten, als ihrem Grunde, und die Ableitung der Folge aus dem Grunde betrifft, kann ich im Allgemeinen nicht auf dieselbe Klarheit und überzeugende Kraft für Alle rechnen. Zwar spreche ich auch in dieser Rücksicht nicht eben ganz neu und bisher unerhörte Sätze aus, sondern es gibt unter uns viele Einzelne, die für eine solche Ansicht der Sache entweder sehr gut vorbereitet, oder auch wohl mit derselben schon vertraut sind. Unter der Mehrheit aber sind über den anzuzeigenden Gegenstand Begriffe im Umlaufe, die von den unsrigen sehr abweichen, und welche zu verächtlichen und alle von solchen, die keinen gebührenden Sinn für ein Ganzes haben, aus einzelnen Fällen beizubringenden Einwürfe zu widerlegen, die Grenze unserer Zeit und unsers Plans bei weitem überschreiten würde. Den Lesern muß ich mich begnügen das in dieser Rücksicht zu Sagen, daß in meinem gesammelten Denken nicht so einzeln und abgerissen, und nicht ohne Begehung bis in die Tiefe des Wissens das stehen dürfte, wie es hier sich gibt, nur als Gegenstand ihres weitem Nachdenkens hinzulegen. Ganz übergehen dürfte ich es, noch abgerundet die für das Ganze nicht zu erlassende Gedächtnisheit, auch schon nicht in Rücksicht der wichtigen Folgen daraus, die sich im spätern Verlaufe unserer Reden ergeben werden, und die ganz eigentlich zu unserm nächsten Vorhaben gehören.

Der zu allererst und unmittelbar der Betrachtung sich darbietende Unterschied zwischen den Schicksalen der Deutschen und der übrigen aus derselben Wurzel erzeugten Stämme ist der, daß die ersten in den ursprünglichen Wohnsitzen des Stammvolks blieben, die letzten in andere Sphäre ausgewanderten, die ersten die ursprüngliche Sprache des Stammvolks behielten und fortbildeten, die letztern eine fremde Sprache annahmen und dieselbe allmählig nach ihrer Weise umge-

statteten. Aus dieser frühesten Verschiedenheit müssen erst die später erfolgten, z. B. daß im ursprünglichen Vaterlande, angemessen germanischer Lebensweise, ein Staatenbund unter einem beschränkten Oberhaupte blieb, in den fremden Ländern mehr auf bisherige römische Weise die Verfassung in Monarchien überging, und dergleichen erklärt werden, keinesweges aber in umgekehrter Ordnung.

Von den angegebenen Veränderungen ist nun die erste, die Veränderung der Helmschutze, ganz unbedeutend. Der Mensch wird leicht unter jedem Himmelsstriche einheimisch, und die Volkseigenthümlichkeit, weit entfernt, durch den Wohnort sehr verändert zu werden, beherrscht vielmehr diesen und verändert ihn nach sich. Auch ist die Verschiedenheit der Natureinflüsse in dem von Germanen bewohnten Himmelsstriche nicht sehr groß. Eben so wenig wollte man auf den Umstand ein Gewicht legen, daß in den eroberten Ländern die germanische Abstammung mit den frühern Bewohnern vermischet worden; denn Sieger, Herrscher und Wilder des aus der Vermischung entstehenden neuen Volks waren doch nur die Germanen. Ueberdies erfolgte dieselbe Mischung, die im Auslande mit Galliern, Römern u. s. w. geschah, im Mutterlande mit Slaven wohl nicht in geringerer Ausdehnung, so daß es keinem der aus Germanen entstandenen Völker heut zu Tage leicht fallen dürfte, eine größere Reinheit seiner Abstammung vor von den übrigen dazuthun.

Bedeutender aber, und, wie ich dafür halte, einen vollkommenen Gegensatz zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft begründend, ist die zweite Veränderung, die der Sprache; und kommt es dabei, welches ich gleich zu Anfang bestimmt aussprechen will, weder auf die besondere Beschaffenheit derjenigen Sprache an, welche von diesem Stamme beibehalten, noch auf die der andern, welche von jenem andern Stamme angenommen wird, sondern allein darauf, daß dort Eigenes behalten, hier Fremdes angenommen wird; noch kommt es an auf die vorige Abstammung derer, die eine ursprüngliche Sprache fortsprechen, sondern nur darauf, daß diese Sprache ohne Unterbrechung fortgesprochen werde, indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen.

Um die Folgen eines solchen Unterschiedes in der Völkerverzweigung und die bestimmte Art des Gegensatzes in den Nationalzügen, die aus dieser Verschiedenheit nothwendig erfolgt, klar zu machen, so weit es hier möglich und nöthig ist, muß ich Sie zu einer Betrachtung über das Wesen der Sprache überhaupt einladen.

Die Sprache überhaupt, und besonders die Bezeichnung der Gegenstände in derselben durch das Lautwerden der Sprachwerkzeuge hängt keinesweges von willkürlichen Beschlüssen und Verabredungen ab, sondern es gibt zuvörderst ein Grundgesetz, nach welchem jedweder Begriff in den menschlichen Sprachwerkzeugen zu diesem und keinem andern Laute wird. So wie die Gegenstände sich in den Sinnwerkzeugen des Einzelnen mit dieser bestimmten Figur, Farbe u. s. w. abbilden, so bilden sie sich in den Werkzeugen des gesellschaftlichen Menschen, in der Sprache, mit diesem bestimmten Laute ab. Nicht eigentlich redet der Mensch, sondern in ihm redet die menschliche Natur und verkündigt sich Andern seines Gleichen. Und so müßte man sagen: die Sprache ist eine einsige und durchaus nothwendige.

Nun mag zwar, welches das Zweite ist, die Sprache in dieser ihrer Einheit für den Menschen schlechthin, als solchen, niemals und nirgends hervor-gebrochen sein, sondern allenthalben weiter gränzt und arbeitet durch die Bedingungen, welche der Himmelsstrich und häufigerer oder seltener Gebrauch auf die Sprachwerkzeuge und die Aufeinanderfolge der beobachteten und bezeichneten Gegenstände, auf die Aufeinanderfolge der Bezeichnung hatten. Jedoch findet auch hierin nicht Willkür oder Ungesetz, sondern strenges Gesetz statt, und es ist nothwendig, daß in einem durch die erwähnten Bedingungen alle bestimmten Sprachwerkzeuge nicht die Eine und reine Menschensprache, sondern daß eine

Sammlung der deutschen Wörter.

Abweichung davon, und zwar, daß gerade diese bestimmte Abweichung davon hervortrete.

Nenne man die unter denselben äußern Einflüssen auf das Sprachwerkzeug stehenden, zusammen lebenden und in fortgesetzter Mittheilung ihrer Sprache fortbildenden Menschen ein Volk, so muß man sagen: Die Sprache dieses Volkes ist nothwendig, so wie sie ist, und nicht eigentlich: dieses Volk spricht seine Erkenntniß aus, sondern seine Erkenntniß selbst spricht sich aus aus demselben.

Bei allen im Fortgange der Sprache durch dieselben oben erwähnten Umstände erfolgten Veränderungen bleibt ununterbrochen diese Gesetzmäßigkeit, und zwar für Alle, die in ununterbrochener Mittheilung bleiben und wo das von jedem Einzelnen ausgesprochene Wort an das Gehör Aller gelangt, dieselbe Eine Gesetzmäßigkeit. Nach Jahrtausenden und nach allen den Veränderungen, welche in ihnen die äußere Erscheinung der Sprache dieses Volkes erfahren hat, bleibt es immer dieselbe Eine, ursprünglich also ausbrechen müßende lebendige Sprachkraft der Natur, die ununterbrochen durch alle Bedingungen herabgefloßen ist, und in jeder so werden mußte, wie sie ward, am Ende dieselben so sein mußte, wie sie jetzt ist und in einiger Zeit also sein wird, wie sie sodann müssen wird. Die rein menschliche Sprache zusammengenommen zuschwebt mit dem Organe des Volkes, als sein erster Laut tönte, was hieraus sich ergibt; ferner zusammengenommen mit allen Entwicklungen, die dieser erste Laut unter den gegebenen Umständen gewinnen mußte, gibt als letzte Folge die gegenwärtige Sprache des Volkes. Darum bleibt auch die Sprache immer dieselbe Sprache. Lasset immer nach einigen Jahrhunderten die Nachkommen die damalige Sprache ihrer Vorfahren nicht verstehen, weil für sie die Uebergänge verloren gegangen sind, dennoch gibt es vom Anfang an einen stetigen Uebergang, ohne Sprung, immer unmerklich in der Gegenwart und nur durch Hinzufügung neuer Uebergänge demerklich gemacht und als Sprung erscheinend. Niemals ist ein Zeitpunkt eingetreten, da die Zeitgenossen aufgehört hätten sich zu verstehen, indem ihr einziger Vermittler und Dolmetscher die aus ihnen allen sprechende gemeinsame Naturkraft immerfort war und blieb. So verhält es sich mit der Sprache als Bezeichnung der Gegenstände unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung, und dieses ist alle menschliche Sprache anfangs. Erhebt von dieser das Volk sich zu Erfassung des Uebersinnlichen, so vermag dieses Uebersinnliche zur beliebigen Wiederholung und zur Vermeidung der Verwirrung mit dem Sinnlichen für den ersten Einzelnen und zur Mittheilung und zweckmäßigen Leitung für andere, zunächst nicht anders festzuhalten zu werden, denn also, daß ein Selbst als Werkzeug einer übersinnlichen Welt bezeichnet und von demselben Selbst, als Werkzeug d. d. sinnlichen Welt, genau unterschieden werde — eine Seele, Gemüth und dergleichen, einem körperlichen Leibe entgegengesetzt werde. Ferner könnten die verschiedenen Gegenstände dieser übersinnlichen Welt, da sie insgesamt nur in jenem übersinnlichen Werkzeuge erscheinen und für dasselbe da sind, in der Sprache nur dadurch bezeichnet werden, daß gesagt werde, ihr besonderes Verhältniß zu ihrem Werkzeuge sei also, wie das Verhältniß der und der bestimmten sinnlichen Gegenstände zum sinnlichen Werkzeuge, und daß in diesem Verhältniß ein besonderes übersinnliches einem bestimmten sinnlichen gleichgesetzt und durch diese Gleichsetzung sein Dasein im übersinnlichen Werkzeuge durch die Sprache angedeutet werde. Weiter vermag in diesem Umkreise die Sprache nichts; sie gibt ein sinnliches Bild des Uebersinnlichen bloß mit der Bemerkung, daß es ein solches Bild sei; wer zur Sache selbst kommen will, muß nach der durch das Bild ihm angegebenen Regel sein eigenes geistiges Werkzeug in Bewegung setzen. — Im Allgemeinen erhebt, daß diese sinnliche Bezeichnung des Uebersinnlichen jedesmal nach der Stufe der Entwicklung des sinnlichen Erkenntnisvermögens unter dem gegebenen Volke sich richten müsse; daß daher der Anfang und Fortgang dieser sinnbildlichen Bezeichnung

in verschiedenen Sprachen sehr verschieden ausfallen werde, nach der Verschiedenheit des Verhältnisses, das zwischen der sinnlichen und geistigen Ausbildung des Weltes, das eine Sprache redet, statt gefunden und fortwährend statt findet.

Wie beides zusammenhänge diese in sich klare Bemerkung durch ein Beispiel. Etwas, das zu Folge der in der vorigen Rede erläuterten Erfassung des Grundbegriffs des nicht erst durch das dunkle Gefühl, sondern sogleich durch klaren Erkenntnis entsteht, dergleichen jedesmal ein übersinnlicher Gegenstand ist, heißt mit einem griechischen, auch in der deutschen Sprache häufig gebrauchten Worte, eine Idee, und dieses Wort gibt genau dasselbe Sinnbild, was in der deutschen das Wort Gesicht, wie dieses in folgenden Wendungen der lutherischen Bibelübersetzung: Ihe werdet Gesichte sehen, Ihe werdet Träume haben, vorkommt. Idee oder Gesicht in sinnlicher Bedeutung wäre etwas, das nur durch das Auge des Leibes, keinesweges aber durch einen andern Sinn, etwa der Betastung, des Gehörs u. s. w., erfasst werden könnte, so wie etwa ein Regenbogen, oder die Gestalten, welche im Traume vor uns vorüber gehen. Dasselbe in übersinnlicher Bedeutung heißt insofern, zu Folge des Umkreises, in dem das Wort gelten soll, etwas, das gar nicht durch den Leib, sondern nur durch den Geist erfasst wird; sohin, das auch nicht durch das dunkle Gefühl des Geistes, wie manches Andere, sondern allein durch das Auge desselben, die klare Erkenntnis erfasst werden kann. Wollte man nun etwa ferner annehmen, daß den Griechen bei dieser sinnbildlichen Bezeichnung allerdings der Regenbogen und die Erscheinungen der Art zum Grunde gelegen, so müßte man gestehen, daß ihre sinnliche Erkenntnis eben verderblich zur Bemerkung des Unterschiedes zwischen den Dingen, daß einige nur allen oder mehreren Sinnen, einige sich bloß dem Auge offenbaren, erhoben sein müßte, und daß außerdem sie den erweiterten Begriff, wenn er ihnen klar geworden wäre, nicht also, sondern anders hätten bezeichnen müssen. Es würde sodann auch die Verzug in geistiger Arbeit erhalten, etwa vor einem andern Volke, das den Unterschied zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem nicht durch ein aus dem besonnenen Zustande hergenommenes Sinnbild habe bezeichnen können, sondern zum Traume seine Zuflucht genommen, um ein Bild für eine andere Welt zu finden; zugleich würde einleuchten, daß dieser Unterschied nicht etwa durch die größere oder geringere Stärke des Sinnes fürs Uebersinnliche in den beiden Völkern, sondern daß er lediglich durch die Verschiedenheit ihrer sinnlichen Arbeit, damals, als sie Uebersinnliches bezeichnen wollten, begründet sei.

So richtet alle Bezeichnung des Uebersinnlichen sich nach dem Umfange und der Klarheit der sinnlichen Erkenntnis desjenigen, der da bezeichnet. Das Sinnbild ist ihm klar und drückt ihm das Verhältnis des Begreiften zum geistigen Werkzeuge vollkommen verständlich aus, denn dieses Verhältnis wird ihm erstarkt durch ein anderes unmittelbar lebendiges Verhältnis zu seinem sinnlichen Werkzeuge. Diese also entstandene neue Bezeichnung, mit aller der neuen Klarheit, die durch diesen erweiterten Gebrauch des Zeichens die sinnliche Erkenntnis höher bestimmt, wird nun niedergelegt in der Sprache, und die mögliche künftige übersinnliche Erkenntnis wird nun nach ihrem Verhältnisse zu der ersten in der gesammten Sprache niedergelegten übersinnlichen und sinnlichen Erkenntnis bezeichnet; und so geht es ununterbrochen fort; und so wird denn die unmittelbare Klarheit und Verständlichkeit der Sinnbilder niemals abgebrochen, sondern sie bleibt ein stetiger Fluß. — Ferner, da die Sprache nicht durch Willkür vermittelt, sondern als unmittelbare Naturkraft aus dem verständigen Leben hervorgeht, so hat eine ohne Abbruch nach diesem Gesetze fortentwickelte Sprache auch die Kraft, unmittelbar einzugreifen in das Leben und dasselbe anzuheben. Wie die unmittelbar gegenwärtigen Dinge den Menschen bewegen, so müssen auch die Worte einer solchen Sprache den bewegen, der sie versteht, denn auch sie sind Dinge, keinesweges willkürliches Nachwerk. So zunächst im Sinnlichen. Nicht

andere jedoch auch im Uebersinnlichen. Denn obwohl in Beziehung auf das letztere der stetige Fortgang der Naturbeobachtung durch freie Besinnung und Nachdenken unterbrochen wird, und hier gleichsam der unbillliche Gott eintritt, so versetzt dennoch die Bezeichnung durch die Sprache das Unbillliche auf der Stelle in den stetigen Zusammenhang des Sittlichen zurück; und so bleibt auch in dieser Rücksicht der stetige Fortgang der zuerst als Naturkraft ausgebrochenen Sprache ununterbrochen, und es tritt in den Fluß der Bezeichnung keine Willkür ein. Es kann darum auch dem übersinnlichen Theile einer also stetig fortentwickelten Sprache seine Leben anregende Kraft auf den, der nur sein geistiges Werkzeug in Bewegung setzt, nicht entgehen. Die Worte einer solchen Sprache in allen ihren Theilen sind Leben und schaffen Leben. — Machen wir auch in Rücksicht der Entwicklung der Sprache für das Uebersinnliche die Voraussetzung, daß das Volk dieser Sprache in ununterbrochener Mittheilung geblieben, und daß, was Einer gedacht und ausgesprochen, bald an Alle gekommen, so gilt, was bisher im Allgemeinen gesagt worden, für Alle, die diese Sprache reden. Allen, die nur denken wollen, ist das in der Sprache niedergelegte Sinnbild klar; Allen, die da wirklich denken, ist es lebendig und anregend ihr Leben.

So verhält es sich, sage ich, mit einer Sprache, die von dem ersten Laute an, der in demselben Volke ausbrach, ununterbrochen aus dem wirklichen gemeinsamen Leben dieses Volkes sich entwickelt hat, und in die niemals ein Verstandtheil gekommen, der nicht eine wirklich erlebte Anschauung dieses Volkes und eine mit allen übrigen Anschauungen desselben Volkes im allseitig eingreifenden Zusammenhang stehende Anschauung ausdrückte. Lasset dem Stammvolke dieser Sprache noch so viel Einzelne anderen Stammes und anderer Sprache einverleibt werden, wenn es diesen nur nicht verflattet wird, den Umkreis ihrer Anschauungen zu dem Standpunkte, von welchem von nun an die Sprache sich fortentwickelte, zu erheben, so bleiben diese stumm in der Gemeine und ohne Einfluß auf die Sprache, so lange, bis sie selbst in den Umkreis der Anschauungen des Stammvolkes hineingekommen sind, und so bilden sie nicht die Sprache, sondern die Sprache bildet sie.

Ganz das Gegentheil aber von allem bisher Gesagten erfolgt alsdann, wenn ein Volk, mit Aufgebung seiner eigenen Sprache, eine fremde, für übersinnliche Bezeichnung schon sehr gebildete, annimmt; und zwar nicht also, daß es sich der Einwirkung dieser fremden Sprache ganz frei hingebe und sich derselbe sprachlos zu bleiben, so lange, bis es in den Kreis der Anschauungen dieser fremden Sprache hineingekommen, sondern also, daß es seinen eigenen Anschauungskreis der Sprache aufbringe, und diese, von dem Standpunkte aus, wo sie dieselbe fanden, von nun an in diesem Anschauungskreise sich fortbewegen müsse. In Absicht der sinnlichen Theile der Sprache war ist diese Begebenheit ohne Folgen. In jedem Volke müssen ja ebendies die Kinder diesen Theil der Sprache, gleich als ob die Zeichen willkürlich wären, lernen, und so die ganze frühere Sprachentwicklung der Nation hierin nachholen; jedes Zeichen aber in diesem sinnlichen Umkreise kann durch die unmittelbare Ansicht, oder Berührung des Zeichnethers vollkommen klar gemacht werden. Höchstens würde daraus folgen, daß das erste Geschlecht eines solchen seine Sprache ändernden Volkes als Männer wieder in die Kinderjahre zurückzulehren genöthigt gewesen; mit den dem nachgehorenen aber und an den künftigen Geschlechtern war alles wieder in der alten Ordnung. Dagegen ist diese Veränderung von den bedeutendsten Folgen in Rücksicht des übersinnlichen Theils der Sprache. Dieser hat zwar für die ersten Eigenthümer der Sprache sich gemacht auf die bisher beschriebene Weise; für die spätern Eroberer derselben aber enthält das Sinnbild eine Veraleichung mit einer sinnlichen Anschauung, die sie entweder schon längst, ohne die beiliegende geistige Ausbildung, überirungen haben, oder die sie dormalen noch nicht gehabt haben, auch wohl

niemals haben können. Das Höchste, was sie hierbei thun können, ist, daß sie das Sinnbild und die geistige Bedeutung desselben sich erklären lassen, wodurch sie die Sache und todte Geschichte einer fremden Bildung, keineswegs aber eigene Bildung erhalten und Bilder bekommen, die für sie weder unmittelbar klar, noch auch lebenerregend sind, sondern völlig also willkürlich erscheinen müssen, wie der sinnliche Theil der Sprache. Für sie ist nun, durch diesen Eintritt der tothen Geschichte, als Erklärerin, die Sprache in Abicht des ganzen Umkreises ihrer Sinnbildlichkeit todt abgeschlossen und ihr stetiger Fortfluß abgebrochen; und obwohl über diesen Umkreis hinaus sie nach ihrer Weise, und in wiefern dies von einem solchen Ausgangspunkte aus möglich ist, diese Sprache wieder lebendig fortbilden mögen, so bleibt doch jener Verstandtheil die Schelldewand, an welcher der ursprüngliche Ausgang der Sprache, als eine Naturkraft, aus dem Leben und die Rückkehr der wirklichen Sprache in das Leben ohne Ausnahme sich bricht. Obwohl eine solche Sprache auf der Oberfläche durch den Wind des Lebens bewegt wird, und so den Schein eines Lebens von sich geben mag, so hat sie doch tiefer einen tothen Verstandtheil und ist durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises und die Abbrechung des alten abgeschnitten von der lebendigen Wurzel.

Wir besetzen das so eben Gesagte durch ein Beispiel; indem wir zum Nuzus dieses Beispiels noch beiläufig die Bemerkung machen, daß eine solche im Grunde todt und unverständliche Sprache sich auch sehr leicht verdröhen und in allen Beschönigungen des menschlichen Verderbens mißbrauchen läßt, was in einer niemals ersforderten nicht also möglich ist. Ich bediene mich als solchen Beispiels der drei berühmtesten Worte: Humanität, Popularität, Liberalität. Diese Worte vor dem Deutschen, der keine andere Sprache gelernt hat, ausgesprochen, sind ihm ein völlig leerer Schall, der an nichts ihm schon Bekanntes durch Verwandtschaft des Lautes erinnert, und so aus dem Kreise seiner Anschauung und aller möglichen Anschauung ihn vollkommen herantreibt. Reizt nun doch etwa das unbekannte Wort durch seinen fremden, vornehmen und wohlklingenden Klang seine Aufmerksamkeit, und denkt er, was so hoch töne, müsse auch etwas Hohes bedeuten, so muß er sich diese Bedeutung ganz von vorn herein und als etwas ihm ganz Neues erklären lassen, und kann diese Erklärung eben nur blind glauben, und wird so stillschweigend gewöhnt, etwas für wirklich daselbst und würdig anzuerkennen, das er, sich selbst überlassend, vielleicht niemals des Erwähnens werth gefunden hätte.

Man glaube nicht, daß es sich mit den neulateinischen Völkern, welche jene Worte vermeintlich als Worte ihrer Muttersprache aussprechen, viel anders verhalte. Ohne getehrte Begründung des Alterthums und seiner wirklichen Sprache verschaffen sie die Wurzeln dieser Wörter eben so wenig, als der Deutsche. Hätte man nun etwa dem Deutschen statt des Wortes Humanität das Wort Menschlichkeit, wie jenes wörtlich übersetzt werden muß, ausgesprochen, so hätte er uns ohne weitere historische Erklärung verstanden; aber er hätte gesagt: da ist man nicht eben viel, wenn man ein Mensch ist und kein wildes Thier. Also aber, wie wohl nie ein Römer gesagt hätte, würde der Deutsche sagen: deswegen, weil die Menschheit überhaupt in seiner Sprache nur ein sinnlicher Begriff geblieben, niemals aber wie bei den Römern zum Sinnbilde eines übersinnlichen geworden, indem unsere Vorfahren vielleicht lange vorher die einzelnen menschlichen Tugenden bemerkt und sinnbildlich in der Sprache bezeichnet, ehe sie darauf gelangten, dieselben in einem Einheitsbegriffe, und zwar als Gegenstand mit der thierischen Natur, zusammenzufassen, welches denn auch unsern Vorfahren, den Römern, gegenüber zu gar keinem Tadel gereicht. Wer nun den Deutschen dennoch dieses fremde und römische Sinnbild künstlich in die Sprache spielen wollte, der würde ihre sittliche Denkart offenbar herunterstimmen, indem er ihnen als etwas Vorzügliches und Lebenswürdiges hinzähe, was in der fremden Sprache auch

wohl ein solches sein mag, was er aber nach der unausstichtbaren Natur seiner Rational-Einbildungskraft nur faßt, als das bekannte, das gar nicht zu erlassen ist. Es ließe sich vielleicht durch eine nähere Untersuchung darthun, daß dergleichen Herabstimmungen der frühern sinnlichen Denkart durch unpassende und fremde Einbilder den germanischen Stämmen, die die römische Sprache annahmen, schon zu Anfange dregnet; doch wird hier auf diesen Umstand nicht gerade das größte Gewicht gelegt.

Würde ich ferner dem Deutschen statt der Wörter Popularität und Liberalität die Ausdrücke Haschen nach Günst beim großen Haufen und Entfernung vom Clavensinn, wie jene wörtlich übersetzt werden müssen, sagen, so bekäme derselbe zuweilen nicht einmal ein klares und lebhaftes sinnliches Bild, dergleichen der frühere Römer allerdings bekam. Dieser sah alle Tage die schmeigsame Höflichkeit des ehrgeizigen Kandidaten gegen alle Welt, so wie die Ausdrücke des Clavensinns vor Augen, und jene Worte bildeten sie ihm lebendig vor. Durch die Veränderung der Regierungsform und die Einführung des Christenthums waren schon dem spätern Römer diese Schauspiele entzissen, wie denn überhaupt diesem, besonders durch das fremdartige Christenthum, das er weder abzuwehren, noch sich einzuverleiben vermochte, die eigene Sprache guten Theils abzusperren anfangen im eigenen Munde. Wie hätte diese schon in der eignen Primath halbtote Sprache lebendig überliefert werden können an ein fremdes Volk? Wie sollte sie es jetzt können an uns Deutsche? Was ferner das in jenen beiden Ausdrücken liegende Sinnbild eines geistigen betriffet, so liegt in der Popularität schon ursprünglich eine Schlechtigkeit, die durch das Verderben der Ration und ihrer Verfassung in ihrem Munde zur Tugend verkehrt wurde. Der Deutsche geht in diese Verkehrung, so wie sie ihm nur in seiner eignen Sprache dargeboten wird, nimmer ein. Zur Ueberlegung der Liberalität aber dadurch, daß ein Mensch keine Clavenseite, oder wenn es in die neue Sittte eingeführt wird, keine Palämdenkart habe, antwortet er abermals, daß auch dies sehr wenig gesagt heiße. Nun hat man aber noch ferner in diese, schon in ihrer reinen Gestalt bei den Römern auf einer tiefen Stufe der sinnlichen Bildung entstandenen, oder geradezu eine Schlechtigkeit bezeichnenden Einbilder in der Fortentwicklung der neulateinischen Sprachen den Begriff von Mangel an Ernst über die gesellschaftlichen Verhältnisse, den des sich Wegwerfens, den der gemüthlosen Eckerheit, hineingespielt, und dieselben auch in die deutsche Sprache gebracht, und durch das Ansehen des Alterthums und des Auslandes, ganz in der Stille und ohne daß Jemand so recht deutlich merkte, wovon die Rede sei, die letztgenannten Dinge auch unter uns in Ansehen zu bringen. Dies ist von jeher der Jwed und der Erfolg aller Sinnlichkeit, die jode ursprüngliche Sprache bei sich führt, den Hörer in Dunkel und Unverständlichkeit einzuhüllen; darauf an den dadurch erzeugten blinden Glauben desselben sich mit der nun unnöthig gewordenen Erklärung zu wenden, in dieser endlich Tugend und Laster also durch einander zu rühren, daß es kein leichtes Geschält ist, dieselben wieder zu sondern. Hätte man das, was jene drei ausländischen Worte eigentlich wollen müssen, wenn sie überhaupt etwas wollen, dem Deutschen in seinen Worten und in seinem sinnbildlichen Acceffe also ausgesprochen: Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit, Eedelmuth, so hätte er uns verstanden; die genannten Schlechtigkeiten aber hätten sich niemals in jene Bezeichnungen einschleichen lassen. Im Umfange deutscher Rede entsteht eine solche Einhüllung in Unverständlichkeit und Dunkel, entweder aus Ungeschicktheit, oder aus böser Tücke; sie ist zu vermeiden, und die Ueberlegung in rechtes, wahres Deutsch liegt als stets fertiges Hülfsmittel bereit. In den neulateinischen Sprachen aber ist diese Unverständlichkeit natürlich und ursprünglich, und sie ist durch gar kein Mittel zu vermeiden, indem sie überhaupt nicht im Besitze einer lebendigen Sprache,

woran sie die todte prüfen könnten, sich befinden und, die Sache genau genommen, eine Muttersprache gar nicht haben. Das an diesem einzelnen Beispiele dargelegte, was gar leicht durch den ganzen Umkreis der Sprache sich würde hin- durchführen lassen, und allenthalben also sich wiederfinden würde, soll ihnen das bis hieher Gesagte so klar machen, als es hier werden kann. Es ist vom über- sinnlichen Theile der Sprache die Rede, vom sinnlichen zunächst und unmittelbar gar nicht. Dieser übersinnliche Theil ist in einer immerfort lebendig gebliebenen Sprache sinnbildlich, zusammenfassend bei jedem Schritte das Ganze des sinn- lichen und geistigen in der Sprache niedergelegten Lebens der Nation in vollstän- diger Einheit, um einen, ebenfalls nicht willkürlichen, sondern aus dem ganzen bisherigen Leben der Nation nothwendig hervorgehenden Begriff zu bezeichnen, aus welchem, und seiner Bezeichnung, ein scharfes Auge die ganze Bildungsge- schichte der Nation rückwärts schreitend wieder müßte herstellen können. In einer todten Sprache aber, in der dieser Theil, als sie noch lebte, dasselbige war, wird er durch die Verödung zu einer zerstückten Sammlung willkürlicher und durch- aus nicht weiter zu erklärender Zeichen ebenso willkürlicher Begriffe, wo mit bei- den sich nichts weiter anfangen läßt, als daß man sie eben leere.

Somit ist unser nächste Aufgabe den unterscheidenden Grundzug des Deut- schen vor den andern Völkern germanischer Abkunft zu finden, gelöst. Die Ver- schiebenheit ist sogleich bei der ersten Aennnung des gemeinschaftlichen Stammes entstanden und besteht darin, daß der Deutsche eine bis zu ihrem ersten Ausstee- men aus der Naturkraft lebendige Sprache redet, die übrigen germanischen Stämme eine nur auf der Oberfläche sich ergebende, in der Wurzel aber todte Sprache. Al- lein in diesem Umstand, in die Lebendigkeit und in den Tod sehen wir den Un- terschied; keinesweges aber lassen wir uns ein auf den übrigen innern Werth der deutschen Sprache. Zwischen Leben und Tod findet gar keine Vergleichung statt, und das erste hat vor dem letzten unendlichen Werth; darum sind alle unmittel- bare Vergleichenngen der deutschen und der neulateinischen Sprachen durchaus nichtig und sind gewöhnlich von Dingen zu reden, die der Rede nicht werth sind. Sollte vom innern Werthe der deutschen Sprache die Rede entstehen, so müßte, wenigstens eine von gleichem Range, eine ebenfalls ursprüngliche, als etwa die griechische, den Kampfplatz betreten; unser gegenwärtiger Zweck aber liegt tief unter einer solchen Vergleichung.

Welchen unermesslichen Einfluß auf die ganze menschliche Entwicklung eines Volkes die Beschaffenheit seiner Sprache haben möge, der Sprache, welche den Einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüts & bei Denken und Worten begleitet, und beschränkt oder befähigt, welche die gesamte Menschennenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinsamen Verstande ver- knüpft, welche der wahre gegenseitige Durchströmungspunkt der Einmermelt und der der Weisheit ist, und die Enden dieser beiden also in einander verschmilzt, daß gar nicht zu sagen ist, zu welcher von beiden sie selber gehöre; wie verschieden die Folge dieses Einflusses ausfallen möge, da, wo das Verhältniß ist, wie Leben und Tod, läßt sich im Allgemeinen errathen. Zunächst bietet sich dar, daß der Deutsche ein Mittel hat, seine lebendige Sprache durch Vergleichung mit der aragaltessenen römischen Sprache, die von der seinigen im Fortgange der Sinnbildlichkeit gar sehr abweicht, noch tiefer zu ergründen, wie hinwiederum jene auf demselben Wege klarer zu verstehen, welches dem Neulateiner, der im Grunde in dem Umkreise derselben einen Sprache gefangen bleibt, nicht also möglich ist; daß der Deutsche, indem er die römische Stammsprache lernt, die abgestammten gewissermaßen zu- gleich mit erhält, und falls er etwa die erste gründlicher lernen sollte, denn der Ausländer, welches er aus dem angeführten Grunde gar wohl vermag, er un- gleich auch dieses Ausländers eigene Sprache weit gründlicher verstehen und weit eigenthümlicher beigen lernt, denn jener selbst, der sie redet; daß daher der Deutsche,

wenn er sich nur aller seiner Vorthelle bedient, den Ausländer immerfort überleben und ihn vollkommen, sogar besser, denn er sich selbst versteht und ihn nach seiner ganzen Ausdehnung übersetzen kann; dagegen der Ausländer, ohne eine höchst mühsame Erlernung der deutschen Sprache, den wahren Deutschen niemals verstehen kann und das laute Deutsche ohne Zweifel unübersezt lassen wird. Was in diesen Sprachen man nur vom Ausländer selbst lernen kann, sind meistens aus Langeweile und Geille entstandene neue Reden des Sprechenden, und man ist sehr beschelden, wenn man auf diese Belehrungen eingeht. Meistens würde man statt dessen ihnen zeigen können, wie sie der Stammsprache und ihrem Verwandlungsgeetze gemäß sprechen sollten, und daß die neue Rede nichts taue und gegen die althergebrachte gute Sitte verstoße. — Jener Reichthum an Folgen überhaupt, so wie die besondere zuletzt erwähnte Folge ergeben sich, wie gesagt, von selbst.

Unsere Absicht aber ist es, diese Folgen insgesammt im Ganzen, nach ihrem Einheitsbände und aus der Lüse zu erfassen und dadurch eine gründliche Schilderung des Deutschen im Gegensatz mit den übrigen germanischen Stämmen zu geben. Ich gebe diese Folgen vorläufig in der Kürze also an: 1) Beim Volke der lebendigen Sprache greift die Geistesbildung ein ins Leben; beim Gegenheile geht geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich fort. 2) Aus demselben Grunde ist es einem Volke der ersten Art mit aller Geistesbildung rechter eigentlicher Ernst, und es will, daß dieselbe ins Leben eingreife; dagegen einem von der letztern Art diese vielmehr ein geistliches Spiel ist, mit dem sie nichts weiter wollen. Die letztern haben Geist; die erstern haben zum Geiste auch noch Gemüth. 3) Was aus dem Zweiten folgt; die erstern haben redlichen Fleiß und Ernst in allen Dingen, und sind mühsam, dagegen die letztern sich im Geleite ihrer glücklichen Natur gehen lassen. 4) Was aus allen zusammen folgt: In einer Nation von der ersten Art ist das große Volk bildsam, und die Bildner einer solchen erproben ihre Entdeckungen an dem Volke und wollen auf dieses einwirken; dagegen in einer Nation von der zweiten Art die gebildeten Stände vom Volke sich scheiden, und des letztern nicht weiter, denn als eines blinden Werkzeuges ihrer Pläne achten. Die weitere Erörterung dieser angegebenen Merkmale behalte ich der folgenden Stunde vor.

G.

Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen. 1796.

Von Johann Gottfried von Herder ¹⁾.

Die Rede und Sprache den Menschen vom Thier unterscheidet; so gibt es eine Kunst der Sprache und Rede, die unter den Menschen selbst vielleicht einen so großen Unterschied macht, als die Rede zwischen Thieren und Menschen. In der wenigen Zeit, die mir hier vergönnt ist, werde ich zeigen, daß diese Kunst der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen auszubilden ein Hauptgeschäft der Schulen sein müsse.

Wenn wir in die Welt treten, können wir zwar schreien und weinen, aber nicht sprechen und reden; wir äußern nur thierische Laute. Manche Völker und

1) Herder, geboren zu Weizungen in Thüringen d. 25. August 1744. Starb als Sterbkränze und Oberkonsistorialrath d. 18. December 1803 zu Weimar.

Menschen verfolgen diese thierischen Laute durchs ganze Leben. — Man stelle sich in eine Entfernung, in der man zwar den Schall der Stimme und die Accente nicht vernimmt: so hört man bei einigen Menschen den Irtzbadn, die Gans, die Ente, bei manchen Rednern den Psau, die Hebedemmel und bei affectirten Schönlingen den natürlichen Canarienvogel; nur nicht eben eine menschliche Stimme. Unser Thüringen hat viel Gutes, aber keinen annehmlichen Laut der Sprache, welches man dann am meisten inne wird, wenn man, wie oft der Fall ist, zwar Töne, in einander gezogene Töne hört, aber den Sinn der Rede nicht versteht. — Jünglinge, die diesen unangenehmen Dialekt bloßer Thierlaute an sich haben, sie mögen aus Städten oder vom Lande her sein, müssen sich alle Mühe geben, im Gymnasium eine menschliche, natürliche, charakter- und fertige Sprache zu bekommen und von ihrer bairischen oder schreulichen Gassenmundart sich zu entziehen. Sie müssen das Vellen und Vellern, das Gakken und Krächzen, das Verschlucken und in einander Schleppen der Worte und Selben abhandeln, und statt der Thier- die Menschensprache reden. Glücklich ist das Kind, der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständliche, menschliche, seltliche Töne ins Ohr kamen und seine Zunge, den Ton seiner Sprache, unvermerkt blieben! Glücklich ist das Kind, dem seine Mütterin, seine Mutter, seine ältern Geschwister, seine Aelteren und Freunde, endlich seine schreibende Lehrer auch in Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie zu sprachen; der Jüngling, der Mann wird sie nicht verleugnen, so lange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir frühe hörten, was unser Mund, unsere Zunge sich in der Kindheit und Jugend formten; meistens sprechen wir so zeitlebens. Die *sanctitas oris ac sermōnis*, die *sanctitas, quae ex ore est* ist ein schöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unsers Lebens; Jünglinge, von denen man sagen kann, was Cicero von den Gracchen und ihrer Mutter Cornelia sagte: *filios non tam in gremio educatos, quam in sermone matris*, haben an diesem mütterlichen Geschenk einer annehmlichen, deutlichen, sanft überredenden Sprache eine schöne Anlage zu Vernunft und Cultur *acervi*.

Wenn dieses Glück nicht ward, der muß in frühen Jahren, bei noch biegsamen Organen, seine Sprache bessern; er lerne sprechen wie die Menschen, deren Sprache ihm am reinsten, deutlichsten, charaktervollsten, lieblichsten tönt; sein eigner Verstand, sein Ohr sei hierin Richter. Diese Menschen hören er oft und mit Liebe, ihre Stimme umschalle ihn auch in der Einsamkeit, wie dort den Aasmemnon, da er vom Traum erwachte, Nestors Stimme umschalle.

Egypto d' E' invar, Inq' de pur opygyr' opy.

Er ahne ihnen aber nicht wie jener amerikanische Vogel, der die Stimme anderer Vögel nachahmt, unverständlich und lächerlich nach. Junge Leute, die sich zu einer schönen Rede bilden wollen, fassen ungemein bald ins Affectirte, und ich kenne mehrere, die jetzt noch das Gymnasium besuchen, ander, die es vor dem befincht haben, die sich einen erzwungen seinen Ton der Stimme, den die Italiener *voce finta* nennen, eigen gemacht haben, ob er ihnen gleich nicht eigen und keinem Menschen natürlich ist. Die Rede ist Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild aller unsrer Gedanken und Empfindungen; sie muß alle Charakter haben und nicht den Tönen gleich sein, die man hinter dem Pöbel hervorgeht. Wie unser Körper nicht bloß Nerven und seine Ädern, oder geistliche Mut- und Eistgefäße, sondern auch Muskeln, Sehnen, Haut und Knochen hat, und solche in gehöriger Stütze haben muß, wenn er gesund sein soll, so ist nicht die weiche, seltliche, entnervte, buhlerische Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Wir wollen an ihm keine *duce loquentem* Laizen hören, *duces ridentes*, sondern einen jungen Mann, der gesunden Verstand, bestimmte Begriffe, Treue und Wahrheit, der richtige Rechtsschaffenheit, so wie in Gesicht, Handlung und Gebaren, so auch in seinen Worten, im Ton seiner Stimme ausdrückt. Es gebe einen

Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen bringt, einen Ton der Uebertreibung und gesunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger eintritt; dahingegen der falsche Ton, wenn man Gesinnung und Affecte ausdrücken will, die man weder hat noch kennt, dem Gemüth anderer Menschen viel widerlicher und unaussprechlicher ist, als ein falscher Ton im Gesange, wenn er auch noch so arg heulte. Wahrheit, Wahrheit bilde unsern Ausdruck auch im Ton der Stimme; ex abundantia cordis; wessen das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über. Wie die Pustel eine Fontäne hat, aus der sich die Stimme auf- und absteigend üben muß: so hat die Rede ein weites Reich von Gegenständen, Gesinnungen, Leidenschaften, Empfindungen, Zuständen der Seele u. s. f., deren Ausdruck sie zu schassen und auf die mächtigste, angenehmste Weise darzustellen hat. Daß sie dieses zu thun vermöge, dazu gehört Uebung: denn auch in der Kunst, seine Sprache zu brauchen, hätte der Meister so wenig vom Himmel, als in der Denkkunst. In dieser müssen die Finger, in jener die Organe geübt werden, wirksam den Seelenkräften, auf die sich die Rede bezieht, deren Wirkung sie äußert. — Lesen heißt diese Uebung; aber ein Lesen mit Verstand und Herz, ein Lesen im Vortrage jeder Art und neben ihm eigne Composition und ein lauter, lebendiger Vortrag derselben. Dies ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen gebildet und geübt wird; hier haben sich in Griechenland und Rom die größten, die geistreichsten und wichtigsten Männer, hoch hinauf bis in ihr Alter nicht gekannt. Sie haben sie angelesen, diese Schule menschlicher Sprache und Redekunst, Anweisungen und Regeln in ihr gefunden; sie haben sich weitergehend um die Vervollkommenung der Sprache, der Stimme, der Rede bestrüht. Auf diese Weise wurden sie cultivirte Nationen und schrieben ihre Cultur der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Wer dies nicht gethan hätte, hieß ein Barbar, und wir werden uns nicht fremden lassen, daß man uns, sobald wir nicht unsere Sprache und Rede ihnen gleich ausbilden, dafür, was selbst dem Ton und Buchstaben nach das Wort Barbar sagt, halte.

Das Lesen, ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrags, Erzählung, Fabeln, Geschichte, Geisprache, Selbstgespräche, Lehre und Lehrgedichte, Epochen, Eden, Ermen, Lust- und Trauerspiele in Gegenwart anderer oder mit andern ohne Zwang in der natürlichsten Art gibt der Rede sowohl als der Seele selbst eine große Vielseitigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Märchen an, durch alle Gattungen des Vortrags sollte das Beste, das wir in unserer Sprache sowohl in ebenen Producten als Uebersetzungen haben, in jeder wohl eingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden. Kein klassischer Dichter oder Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, das Auge, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen, Römer, Italiener, Franzosen und Briten ihrem edelsten Theil nach zu gebildeten Nationen geworden. Alcibiades gab jenem Schulmeister zu Athen eine Maulschelle, der den ersten klassischen Dichter seiner Zeit, den Homer, nicht in der Schule hatte, und wie fleißig die Griechen ihre besten Schriftsteller, wie fleißig die edelsten Römer die besten griechischen Schriftsteller lasen, wie oft sie solche abschrieben, auswendig lernten, nachahmten und sich zu eigen machten, klinge für unsere neue barbarische Zeit beinahe wie ein altes Märchen. In Italien weiß der gebildete Theil der Nation ihre klassischen Dichter fast auswendig; in englischen neuen Schriften werden sie zu Zeit und Unzeit angeführt, und mit kritischem Stolz angelesen; wie sehr die französische Nation auf ihre Sprache und Schreibart, auf die Muster derselben in jeder Art stolz ist, weiß jedermann, und nur dadurch, durch die Heiligkeit und Wichtigkeit ihrer Schreibart, durch ihre immer der Lage der Sache angemessene Gegenwart des Geistes, durch ihren immer lebendigen Witz und Verstand sind sie bei Freunden und Feinden, was

sie sind, geworden. Sie ehreten die Mäusen, sie schätzten im Umgange sowohl als in Ehren vergnügliche Talente; darum standen ihnen auch die Mäusen bei, und haben gewiß in der unglaublichen Uebermacht, die jetzt ganz Deutschland in Ehren setzt, mitgeholfen. — Wir Deutsche hingegen sind hietim sehr nachgeblieben; unser Schut- und Kanzlist und unser Kanzleisist, der Regensburger zumal, sind aus wahren deutschen Eichen und Buchen, oft nicht einmal geschnittene heimliche Stämme, mit denen wir wohl keine Nation an uns locken, aber auch keinen Feind todtschlagen werden. Unser edle deutsche Sprache ist noch bei weitem nicht geworden, was sie sein könnte; unser besten Schriftsteller sind in Hausen, oft auch in Schulen unbekannt, und an Höfen verachtet, da sie doch von Jugend an auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebende Sprache regeln, ihren Umgang verfeinern und erheben sollten. Kein edles Bild, keine große Stimmung, Aufmunterung und Warnung, wenn es musterhaft gedacht und gesagt ist, sollte dies in unseren deutschen Büchern und Bibeln stehen, oder maßlos und weis in unseren Buchladen liegen, sondern in den Schulen sollte, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu gesiebt, jedes Edelste und Beste laut gelesen, auswendig gelernt, von Jünglingen sich zur Regel gemacht, und in Herz und Seele befestigt werden. Wer unter euch, ihr Jünglinge, kennt Us und Haker, Alceß und Moploch, Erising und Winkelmann, wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Briten ihren Milton und Shakspeare, die Franzosen so viele ihrer Schriftsteller kennen und ehren? — Dies laute Lesen, auswendige Vortragen, bildet nicht nur die Schreibart, sondern es prägt Formen der Gedanken ein, und weckt eigene Gedanken; es gibt dem Gemüthe Freude, der Phantasie Nahrung, dem Verstand einen Verschmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter. Mit welchem Entzücken erinnere ich mich meiner Jugend, da ich zuerst diese und die alten Schriftsteller und die ersten Schriftsteller fremder Nationen las! Kaum reicht in meinem spätern Leben etwas an diese Freude, an dies süße Erstaunen. In der Jugend ist die Seele der Biene gleich, die in dem ersten schönen Frühlingstag an jedem Kelch der jungen Blumen hangt, und ihren ambrosischen Honig saugt; im Herbst des Lebens geht man über gemachte Wiesen, oder gar über gebrauchte und Stoppelfelder.

Zum guten Lesen und Auswendiglernen gehört nothwendig eigne Compositionen, so eingeschränkt diese auch sein möge. Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig sprechen, wenn man genau lesen und hören will. Also keine Aufsätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern, theils stellenweise, theils nach dem ganzen Plan des Buchs und seiner Anordnung, dies sind die Zellen, die sich der Fleiß der Biene baut, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet. Nulla dies sine linea, kein Tag muß verübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibt; er hole nur nach, was er vergessen mochte, oder löse sich seine Zweifel auf, oder berichtige dieselben, oder excerptire oder componire, in welcher Uebung es auch sei. Der Griffel, das ist bei uns die Schreibfeder, schärfst den Verstand, sie berichtigt die Sprache, sie entwickelt Ideen, sie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weise thätig. Nulla dies sine linea.

Am innigsten aber wird Sprache und Rede durch Umgang gebildet, und selbst wir Deutsche nutzen den Umgang zur Bildung unserer Rede und Sprache fast gar nicht; darum heißen wir bei andern Nationen so oft stumme, oder ungeschickte Sprechende, grobe Barbaren. — Sprache ist durch Umgang, nicht in der Einsamkeit entstanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewogen und polirt. Auch im Umgange sollte man sich nie einen Barbarenismus erlauben; alle gebildete Stände in andern Nationen sprechen im Umgange ihrer Sprache correct, nur der einzige Deutsche nicht, der spricht und erzählt etwa wie die Hebamme im Shakspeare. Junge Leute sollten sich unter einander aufgeben zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies ist keine Pedan-

terle, sondern legt uns fürs ganze Leben in den sichern Besitz eines regelmäßigen guten Ausdrucks. — Noch mehr sollte man sich befeßigen, jedes Mal aufs Neue und Ausdrückliche zu reden. Wenn man gefragt wird, aufs Bestimmteste und Gesättigste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, aufs Anmuthigste zu erzählen, oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, sie aufs Verschmeichliche und Würdigste zu thun; selbst unangenehme Dinge, Verweise und dergleichen ohne Zorn und Grobheit auf die ausdrückliche, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen: das ist der wahre Atticismus, Politesse, Urbanität, oder wie man sonst den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen mag. Durch ihn haben sich alle gesittete, bürgerliche Nationen unterschieden. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter redet, wie ein Bauer, halb, schief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen soll — erzählt man wie ein Trunkener, das Vorderste zu hinterst, das Hinterste voran, in eckeligen Einschlebseln und Parenthesen, so daß man nie zum Zweck kommt, und nirgend den Ausgang findet; überläßt man sich im Scherz groben Zeten, beleidigenden Ausdrücken, und dem unsinnigen Abergewiss von Wortspiel und Lächerlichkeit, über die Niemand lacht; so läuft man Gefahr, ewig ein deutscher Bauer zu bleiben, welchen Noth man auch trage. — Eure Rede sei allereit leblich und mit Salz gewürzt, sagt Paulus; und Chrestus sagt: Habet Salz bei euch; wenn das Salz, wie eure Späße abgeschmact und dumm wird, so schüttet sie auf die Gasse u. s. w. Es gibt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft, als ein Mensch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern, als eine vorlaufende, stolpernde, flatternde, grobe oder unzeitig spitzig und feingeschliffene, dumme Zunge.

Um zu dieser Mäßigkeit im Reden des Umgangs und zu einem guten Stolz der Gesellschaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorsicht nöthig: 1) Man solle Niemandem in die Rede; ein Mensch, der dem andern in die Rede fällt, ist ein Wahnsinniger, wie die Indianer sagen, oder wie andere sagen, ein seines Verstandes nicht Wächtiger, dem Niemand viel zutrauet. Im Buch Hieb war Elihu so voll von Weisheit, daß ihm der Rauch derselben wollte, er wartete aber doch, bis die Alten ausgesprochen hatten, bis ans Ende. 2) Man hüte sich vor gewöhnlichen Citirheiten und Lieblingsausdrücken, dadurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gemeinlich zur Unzeit wiederholt. Laß Niemand kann ihnen ganz entgehen, Insonderheit haben sie Leute, die viel reden müssen und ohne Vorbereitung reden; doch aber hüte man sich vor ihnen und schreibe sie so viel wie möglich ein. Man bestelle sich Wächter, die uns solche sagen müssen, oder sei sich selbst Wächter. Jedem von uns ist bekannt, an welche Athernheit man sich gewöhnen kann, wenn man nicht auf sie merkt. 3) Man hüte sich vor allem Despotismus im Umgang und seinen Gesprächen. Despoten im Umgang sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere lebliche, Unterrichtung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts, und tragen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu lassen. Jeder junge Mensch prüfe sich des Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, einen Diskurs verdrückt, eine Antwort gegeben, oder sonst ein Betragen gezeigt hat, mit dem andere, mit dem Er nicht zufrieden sein könnte. Zur Unfreundlichkeit ist uns die Rede nicht gegeben. Bei allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unsere Rede ganz sei und ein Ganzes bestimmt sage. Der Deutsche halbt außerordentlich gern, und hält sich niederträchtigerweise an die Halbwahrheit. Entweder antworten wie wie der Unterofficier mit dem Knittel: „Gum! ham!“ ohne zu fragen, ob der andere darauf flug werde, oder wie sprechen wie Diensthofen, Lakien — complimentenreich, herumgehend um die Wahrheit. Dafür halten uns denn auch die fremden Nationen. Sie

sagen, man kenne einen Deutschen an seinen Complimenten, an seiner Anekdote oder Antwort, am Ton seiner Unterredung. — Entweder sei er ein Grecian, oder ein schlechter Dichter, oft beides zugleich. Das, was man sagen will, rein, ganz bestimmt und doch artig, höflich zu sagen, und ein Ende in seiner Rede finden zu können; das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umganges. Er ist wie ein schöner Edelstein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst geschliffen, voll Sinnes, voll Anmuth, voll inneres Werthes, heim und kostbar.

Damit auch meine Rede ein Ende gewinne, treten hervor, ihr Jünglinge, mit freier Stirne und mit erfreuend lieblicher Rede. Niemand sage, was er weiß, halt; Niemand sage es furchtsam und knechtlich. Eure Lehrer werden euch ganz und mit väterlicher Gewissenhaftigkeit die Fragen vorlegen; mit willkäm Er sind wir hier, eure genussbuhenden, euch Ruhm erwerbenden Antworten zu hören. — Niemand stehe, Niemand sage. Wir sind hier auf den Auen der Muse, der Oeberrinnen süßer Rede. Die Stimmen der Jünglinge zu hören, ist angenehm; die Engel selbst erfreuen sich, sagt Eredenberg, wenn Kinder anmuthig reden, wenn sie mit helter Stimme lesen, mühelos und verstandreich antworten, wenn sie mit einer kindlichen Gewissheit, was zu wissen und gelernt haben, sagen. Fern sei hier ein Feind, ein Aufrechter dieser heiligen, geselligen Versammlung! An einander setzen wollen wie uns, und in Ruhe und Zeit nehmen, einen Garten der Wissenschaften zu durchwandeln, in dem auch wir einst als Jünglinge Rosen fanden. Jeder stehe wie Moses da, wie Homer ihn beschreibt, mit ruhigem Auge und gekentem Scepter, als ob er was zu sprechen wisse; aber, wenn er was zu reden anfängt, dann mischen die Worte, wie leichte Schmetterlinge, einander folgen, er befriedigt mit jedem Worte, und man vergesse alles andere über seiner angenehmen, wohlklingenden Rede.

7.

Ueber die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit.

Eine akademische Rede von Friedrich Jacobs,

gehalten in der königl. Akademie der Wissenschaften zu München, am 28. März 1794 (*).

Als einstmal, wie die Alten erzählen, Pythagoras mit Leon, dem Fürsten der Philaster, eine lange und geistreiche Unterredung gepflogen hatte, fragte ihn dieser, die Fülle seiner Kenntnisse und Einsichten bewundernd, welche Kunst er vornehmlich triebe? Woraus der samische Weise antwortete, er treibe keine Kunst, sondern sei ein Weisheitsfreund. Als nun jener, über des Namens Neuheit verwundert, weiter fragte, was er damit meine? habe er geantwortet: das Leben der Menschen scheine ihm dem Markte vergleichbar, der mit dem feierlichsten Feste Griechenlands verbunden sei. Denn wie dort einige durch Ackerkraft und Uebung nach dem Ruhme eines Kranzes trachteten; andere durch Aussicht auf Gewinn beim Kauf und Verkauf dahin getocht würden; einige aber, welche die Geissen wären, weder Beifall noch Vortheil suchten, sondern nur die Bemühungen anderer aufmerksam beschauten; so wären die Menschen überhaupt in das Leben wie auf einen Markt versetzt, wo einige nach Ruhm, andere nach Reichthum strebten; einige wenige aber, alle andere Vesperungen für nichts achtend, sich allein um die Betrachtung der Natur und ihres in-

*) Friedrich Christian Wilhelm Jacobs, geboren zu Göttingen d. 6. Oct. 1764, lebt noch in seiner Vaterstadt als Oberbibliothekar.

nern Wesens bestimmeten. Diese wären es, welche er Weltbetrachter, Philosophen nennt. Und wie es dort das Ethische sei, ohne Rücksicht auf eigenen Gewinn, zu schauen, so sei auch in dem Leben die Betrachtung und Erkenntniß der Dinge allen andern Bemühungen vorzuziehen.

In diesem Urtheile eines der größten und weisesten Männer des Alterthums über die Rangordnung der menschlichen Bestrebungen, welche in Griechenland's schönsten Zeiten vollkommen anerkannt und keinem Zweifel unterworfen war, zeigt sich ein scheinender Gegensatz zwischen hellenischer Denkart und den Gesinnungen minder gebildeter Völker. Die letztern lehnen diese Rangordnung um. Nur die erwerbende Industrie, die, ihren Blick auf die Erde gerichtet, irdischen Stoff für irdische Zwecke verarbeitet, wollen sie als verdienstlich anerkennen; das freie Spiel, das seinen Lohn an dem höhergeordneten Ziele des Ruhmes sucht, werden sie vielleicht als einen Gegenstand der Unterhaltung zwar nicht schätzen, aber doch tadeln; den müßig scheinenden Beschauer hingegen, der nur, was geschieht, und wie es geschieht, zu beobachten kam, werden sie als ein parasitisches Glied des Staats kaum ertragen. Ganz gewiß werden sie ein solches Beschauen höchstens vornehm, aber nicht edel finden; und da dieses Belohnen auch der ersten Klasse verweigert wird, der zweiten aber auf keine Weise gespenden werden kann, so wird sich bei ihnen für das Edle überhaupt keine Stelle finden.

Nun aber kann kein Zweifel sein, daß ein Volk ganz vorzüglich auf den Ruhm der Bildung Anspruch machen dürfe, wenn es jedes freie und unermüdete Streben nach dem Vortrefflichen, weil es vortrefflich, nach dem Schönen, weil es schön ist, nicht nur achtet, sondern es vorzugsweise, im Gegensatz eigennütziger Betriedsamkeit, für menschlich und edel hält.

Bei keinem Volke der alten und neuen Welt ist diese Gesinnung herrschender gewesen, bei keinem tritt sie in alten Einrichtungen, Festen, Spielen und Thaten so lebendig hervor, als bei dem hellenischen. Denn nicht dies prunkende Meinungs war sie, sondern ein tief gewurzelter Glaube, welcher die ganze hellenische Bildung durchdringt, und ihr ein das charakteristische Gepräge eines hohen Adels aufdrückt. Denn was verdient diesen Namen mehr, als der Zustand eines Gemüths, das von Liebe zu dem Schönen und dem Guten durchdrungen, jeden andern Gegenstand menschlicher Neigungen, nur als notwendiges Bedürfniß bestehen laßt; hoch aber nichts achtet, als was groß ist, und für groß nichts hält, als was über das Idyllische erhebt? Ein Zustand des Gemüths, in welchem die Selbstsucht in der Begeisterung untergeht, und die Idee über jeden Anhang der Wirklichkeit obwaltet? Und kann man an dem Dasein dieses Geistes unter den Hellenen zweifeln, bei denen nicht nur die Bestrebungen des Großen und Schönen, herrlicher Selbstopfer und rühmlicher Entfaltungen in kühnen Thaten geübt wurden, sondern ganze Staaten, wie der spartanische, auf den Glauben an die Macht der Idee gebaut, und die Freiheit durch das ehernen Joch drückender Befehle noch weithin erkauft hatten?

Dreiß und ohne Bedenken darf man sich auf die Stimme der Geschichte berufen und auf das Gefühl eines jeden, der die Thaten und Worte der Hellenen nicht im Einzelnen, sondern im Ganzen und nach ihrem Geiste aufgesaßt hat, daß aus ihnen ein Anhauch schöner Eitlichkeit wehe, wie bei keinem andern Volke, und daß der magische Glanz, der es seit so vielen Jahrhunderten umleuchtet, und sich durch den Fortgang der Zeiten nicht vermindert, sondern vermehrt, nichts andres sei, als der Abglanz einer veredelten und gereinigten Natur. Was man von den Königen der Indier behauptete, daß sie um vieles größer und vortrefflicher wären, als ihre Unterthanen, das kann auch von den Hellenen in Rücksicht auf andere Völker gesagt werden. Und wie, nach dem Glauben des Alterthums, die Götter aus der Masse der Menschen nur wenige aus-

wollten und ihres Unterrichtes würdigen, und nur das Leben besser schmücken, die sie wahrhaft glücklich und göttlich machen wollten, so schienen sie auch aus der Masse der Völker die Griechen erwählt zu haben, um sie als ihre Begegnung zu der Menschheit Mutter zu machen. Denn auch noch jetzt, nach so vielen Umwandlungen der Zeiten und Völker, kann das griechische Alterthum als ein Proteus der Sittlichkeit betrachtet werden. Was mochte das jetzige Zeitalter tiefer, wenn die Juden, die uns an das Alterthum knüpfen, betrachten, und das Andenken an dasselbe in die Hölzen der Vergessenheit versenkt wäre? Wo mochten wir uns hinsetzen, um das Bild einer erhabenen Sittlichkeit in menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen groß und rein zu finden, wenn dieser Tempel für uns ausgestorben, wenn diese Heroen der Menschheit für uns verschwunden wären, die nicht mühsam Ergüsse des Geistes, sondern einer schönen, kräftigen, gleichförmig entwickelten Natur waren? Wenn diese wunderbare Welt für uns einfiel, in der auch das Geringe dennoch vollkommen natürlich und glaubhaft erscheint, weil alles darin so hoch steht, und auch das Wunderbare mit der Nützlichkeit zusammenfließt? Wo nicht dies der Eingabe, wie in dem dursichtigen Leben der modernen Zeit, sondern ganze Völker zugleich, das Gemüth durch harmonisirende Töne und freie und edle Thaten erquickt? Wo die Sittlichkeit als Natur, und die Natur als sittlich erscheint, während in der Verworrenheit des gegenwärtigen Lebens fast immer nur einzelne Eigenschaften des Menschen zur Bewunderung auffordern, und selten der Mensch; nur Tugenden uns erfreuen, aber selten die Tugend.

Wenn nun hier gesagt wird, was denn die neuen Völker, bei so vielfältigen Vortheilen, die ihnen der Fortgang der Zeit und der Vervollkommenheit, und die zugleich reichlichere Gelegenheit zum Lernen alles dessen, was gut und recht, schön und groß, edel und vortheilhaft ist, endlich auch die Verichtigung so vieler auf die Sittlichkeit einwirkenden Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, welche wir dem Christenthum verdanken, unüberwundlich verschafft, dennoch, was die Ausübung betrifft, in einen, so großen Nachtheil gegen das Alterthum hat, so mag die Beantwortung dieser verwickelten Frage auf eine andere Zeit ausgesetzt werden; hier aber vielmehr erwogen werden, aus welchen Quellen eine Ueberlegenheit der Griechen, so wie in andern Dingen, so auch in der Sittlichkeit geflossen sei. Denn unzulugbar ist es ja doch, daß der Unterricht zur Tugend, in sofern er in Worten besteht, bei den Griechen höchst mangelhaft war, und daß die mythische Religion dieses Volkes, weit entfernt, den Begriff der Sittlichkeit zu unterflügen, ihn vielmehr trübte und verwirrte. Diesen Knoten zu durchschneiden fällt nicht schwer, wenn man auf die Natur, gleichsam als auf eine launische Glücksgöttin, und auf den leuchtenden, heitern Himmel von Griechenland hinweist. Zwar muß allerdings, wo die Sittlichkeit zu einem Gemeingute ganze Völker aufblühen soll, die Natur ihr Haben nicht mit flüchtiger Lustgeiz begnügen lassen; in dem Saamenkorn selbst muß gesunde Hülfe und Kraft liegen, wenn die Pflanze sich voll und kräftig entwickeln soll; aber diese Gaben der Natur sind weder sittlich, noch das Gegentheil; daß sie das Eine oder das Andere werden, ist der Freiheit Werk. Verrathlich hatte die Natur allerdings den Griechen begabt. In seinem ganzen Wesen herrschte eine Einstimmigkeit und Mäßigkeit, die fast allen Glauben überflüssig; eine Empfänglichkeit, welcher schöne Ansätze am Leben und heiterer Frohsinn entströmte; ein unbesangener Kinderfroh von Vertrauen und Glauben. Diese Eigenheiten lagen so tief in der Natur des Völkens, daß keine Zeit und kein Wandel äußerer Umstände sie je ganz vernichten konnte! ja man darf behaupten, daß sie auch jetzt noch in den Thälern des alten Griechenlands nicht gänzlich erloschen sind. Ihren schönsten und größten Thaten, so wie ihren schönsten Betrachtungen ist dieses kühnste Insekt aufgetragen, und mit Unrecht jenen die Geschichtschreiber aber eine

Feuerbarkeit, aus welcher eben sowohl verderbliche als nützliche Pflanzen aufkeimen, und über den Kinderinn, der mit selbstlicher Unbesonnenheit in die Fesseln sich stürzt, bald ergriffen, schnell vertrieben, leicht sündigt, noch leichter be-
 reuert, mit selbsthabender Besorgtheit jähret und mit gleicher Heftigkeit über das Spiel mit Enst, und das erste Geschaft oft wieder treibt. Vergessend jähret sie ihm. Aus derselben Wurzel erwächst mit dem Uebel das Gut. Derselbe Feuerschein des Bedenk, welcher den Schoof der Erde mit nährenden und be-
 feuchtenden Gewächsen bebedt, erregt auch das schädliche Unkraut in üppiger Fülle. Je gewaltiger aber die Kräfte der Natur bei diesem Volke waren, desto wichtiger wird die Frage, wie denn die Verderblichkeit der vulkanischen Gewalt gehemmt und wie die Pflanzen der bithyrischen Wollen nützlich gemacht werden.
 Was hat der wilden Kraft die erhabene Mäßigkeit, der vollen Lebenslust die kalte Beschränkung des Todes, dem blinden Naturtriebe die fromme, heilige Eche so feigreich gegenüber gestellt? Woraus ist die Selbstbeherrschung hervorgegangen, die hier eben im Gegensatz mit überwiegender Kraft so heftig strebt? Diese Ehrfurcht gegen Gesetze, welche keine Strafe sanktionirt? Diese Selbstbeherrschung im Genuß bei so reichem Güte und so mächtigen Antrieben? Diese Erhebung zum Ideallischen bei so vielen Reizen der Wirklichkeit? Und wenn dies ohne Linderung nicht auch der blinden Natur beigelegt werden darf, was hat gerade bei diesem Volke die sittliche Freiheit so heftig beflügelt, und ihre Ver-
 leugung der paradiesischen Ansprüche des Gefühls, einen so wunderbaren und gloriösen Weg gewonnen?

Wenn die Sittlichkeit der gesunde Zustand des innern Menschen ist, Ge-
 sundheit aber in einer harmonischen Zusammenstimmung aller Kräfte besteht, so daß also auch das Unsehl in dem Menschen, seine Triebe und Neigungen, dem freien Princip in ihm, nicht etwa störend gehorcht, sondern, von ihm durch-
 drungen, selbst den Charakter freier Gesetzmäßigkeit annimmt, so ist offenbar, daß dieser harmonische Einklang nicht erzwungen, sondern gewonnen werden mußte. Sittlichkeit ist innere Schönheit; Schönheit aber ist, wie die Kunst, frei. Das Gesetz bildet den Knecht, der sittliche Mensch aber, das vollkommenste Kunstwerk einer innern schaffenden Natur setzt Freiheit voraus. Allerdings zwar schwebt über dem chaotischen Stoffe der mannichfaltigen Kräfte, Triebe und Neigungen, die das Gemüth des Menschen erfüllen, der gebieterische Willkür, einer Nemesis gleich, oder wie Gottes Meißel, um den wilden Ausbruch der lebendigen Natur zu bändigen, und, im Streit, der Wavolat des Gesetzes einen unbedingten Gehorsam zu schaffen. Allerdings soll diese Macht den Ausbruch der un-
 freien Natur hemmen, ehe sie in die verlassenen Schranken zurückstürzen; aber wenn er es auch ist, der das aufgehobene Gleichgewicht zurückführt, so ist er doch darum nicht der Schöpfer desselben. So wie, der Meinung des Alter-
 thums gemäß, die Bewirkung der zisternden Elemente, und ihre wilde An-
 treibung, nicht durch ein gebieterisches Wort der Macht, sondern durch die Kraft der Liebe oder des Erbes gelöst und geordnet ward; so sind es auch in dem menschl-
 ichen Gemüthe die sanften Riegel der Schönheit, der Charakteren und der Wis-
 sen, welche die streitenden Kräfte lenken und vereinigen; es ist der Anhauch der Liebe, der den verschlossenen und festen Keim des innern Menschen zur Blüthe entfaltend und das Wunder eines Zusammenklangs wirkt, bei welchem alles Zu-
 fällige sich mit dem Princip der Nothwendigkeit durchdringt, das Nothwendige aber sich zur Gestalt der Freiheit vergeeiert. Hieraus erhellt aber, daß, wenn der Mensch zur Sittlichkeit gebildet werden soll, man vor allen Dingen suchen müsse, einen solchen Mittel zu gewinnen, der in seinem Innern die strenge Gottheit des gebieterischen Gesetzes mit der Schwachheit der sinnlichen Natur ausöhne; diese erhebe, reinige, veredele; jene durch Liebe mildere und besänftige. Jener Mittel aber ist kein anderes, als die Idee der Schönheit und Erhabenheit, als

wollen sich die höhere und göttliche Natur dem Gemüthe offenbaren. Nur nun diese Sinne unsern inneren Himmels sammeln sich die Elemente unserer geistigen Welt zum gleichmäßigen und freien Tausch; von ihrer Wärme und ihrem Licht durchdrungen, regt und verflart sich jeder Geist, und tritt, wenn es der That gilt, wie der Sohn des Lebens, mit einem himmlischen Glanze hervor. Verwunderung und nachstrebenden Genußstausch erscheinend, hervor.

Während also muß die geistigste und geistigste Erscheinung sein, bezeugend für die Thier der Schönen und Großen. Damit die wilde Kraft der Natur, damit der unabhändige Trieb, der zugehörte Wille, die selbstständige Eigenmacht sich bezeichnen, und sei in die Erhebung der ganzen inneren Lebenswelt des Geistes sich fuge, muß ihm die Idee entgegen treten, mächtiger als alles Irdische; denn sie ist das göttliche Aktuelle, aber dem Gemüthe und der Natur verwandt, hatmal sie mit dem Reiter einer sinnlichen Welt umschweben erscheint. Hier soll keine der unabhändigen Kräfte der Natur verloren gehen, aber sie sollen zu kräftiger Wirkung zusammengeführt werden; sie sollen gereinigt werden, damit alle geistig-menschliche mit dem göttlichen Theile unsern Wesens, und der inneren Natur sich zu einer Welt stelle, in welcher die mannigfaltigen Elemente, von dem Finke und Licht des Geistes durchdrungen, in ihm, als den gemeinsamen Mittelpunkt, frei sich zeigen, und ein Ganzes der Trümpfe, des Lichts und der gesunden Harmonie bilden.

Diese Wirkung nun wird schlechterdings verfehlt, diese innere, sittliche Natur wird nie hervorgebracht durch Narziss und Eber, wenn auch die verstandliche und gründliche, sondern durch solche Welt, welche zu Nerven in seiner ganzen Natur ergriffen, anregen, in sich selbst zuerschauen, und von sich selbst trennen, die ihn aber sich erheben, und in seine eigenen Tiefen treiben, den engen Ausblick der Selbstsicht zerbrechen, und ihm die Freiheit in der verklärten Menschheit setzen. Endlich erheben heißt eine freie, gleichförmige und harmonische Entwicklung aller Kräfte des Gemüths befördern; nämlich ist, was diese Harmonie stört. Eine jede Erscheinung ist daher tabernakelhaft, in welche sich der lebende Mensch immer und immer einbringt und immer schenken will, wo er verschaffen sollte. Der Geister soll die Natur bezaubern, nicht bestimmen. Keine Erscheinung ist liberal, die nicht den Geist frei zu machen sucht; liberal aber und sundlich ist sie, wenn sie ihn tödtet, statt ihn zu bezaubern. Die Natur, welche keine Würde der andern gleich mache, vermehrt ihr Streben nach Mannigfaltigkeit, je höher sie aufsteigt; die höchste Mannigfaltigkeit aber erreicht sie in der sittlichen Welt. Was es sollte nicht eine Sünde gegen die Natur sein, diesem Streben entgegen zu arbeiten? es auf eine ständige Einseitigkeit anzulegen? den freudigen Strauch und die empfindende Erde unter einem Waage zu halten? Von dieser Sünde hat sich wohl kein Volk, das überhaupt an Erziehung glaubte, retten erhalten, als die Griechen. Reichlich mit allen Kräften zum Guten und Bösen bezaubert, dachten sie früh darauf, die Eigenschaft der Natur zu zügel, und das Princip der Mäßigkeit des Nichtwissens, ward bald von ihnen als der Mittelpunkt der Sittlichkeit anerkannt. In diesem zu gelangen, war das Verstreuen ihrer Erziehung; wobei sie aber nie vergaßen, daß man die überflüssige Hülle, ohne sie aufzusuchen, beschneiden und das Uebermaß der Kraft, ohne sie zu lähmen, dämpfen könne. Aber es soll hier nicht allein von der Erziehung gesprochen werden, welche die Allen der Jugend geben, sondern wir sie überhaupt in der eben so wenig als kräftigen Sittlichkeit gebildet werden, die wie an ihnen bewundern. Denn die Jugendbildung entspringt selbst aus der Quelle jener Sittlichkeit, und war eben sowohl eine Bildung, als ein Erhaltungsmittel derselben. Damit sich aber doch der Stoff in eine leichtere Ordnung fuge, soll zuerst von dem Eigenthümlichkeiten der hellen

sehen Jugendverziehung gesprochen werden, und dann von den Nothen, auf denen die Gewachsenen ihrer sittliche Bildung schöpfen.

Beschrieben ist diese Erziehung von vielen, auf die zu verweisen genug ist; hier wollen wir versuchen, ihrem Geiste nach den ange deuteten Grundtügen aufzuspüren. Es wird aber nicht unnütz sein, zu bemerken, daß, ob hier gleich von heilenischer Bildung im Allgemeinen gesprochen worden soll, wir doch dabei vornehmlich unsere Blicke gen Attika richten, nicht allein weil wir dieses Land am deutlichsten kennen, sondern auch, weil das, was wir suchen, hier in seiner Vollendung erscheint. Auf zwei Dinge war, bei mancher Verschiedenheit im Gelingen, die Erziehung der Hellenen im Ganzen gerichtet, auf Gymnastik und Musik. Aber, was zur Bildung des Körpers gehörte, war unter diesen erstern begriffen; unter der zweiten, was dem Geiste zu bilden diene. Eine einseitige Erziehung wurde als unedel verworfen, und selbst die spartanische Zucht, so sehr sich zur Einseitigkeit neigte, verabsäumte doch die musikalische Bildung nicht. So ward der Knabe von Kindheit an, und sobald er der mütterlichen Sorge entwachsen war, an Leib und Geist bearbeitet, und nach einem Ziele gelenkt. Wie dieses geschehen, und wie auch die Gymnastik eine sittliche Richtung bekommen, verdient ein kurzes Verweilen.

Vor allen Dingen muß man sich hüten, Gymnastik zu verwechseln mit Athletik. Nur jene wurde für ein Bildungsmittel eines freien Jünglings gehalten; die Athletik hingegen für ein Geschäft, das, einem Handwerke gleich, oft den Körper verblöde und das Gemüth wild mache. Während diese ein körperliches Geschäft bis zur höchsten Vollkommenheit, oft bis zum Wunderbaren, zu bringen suchte, wollte die Gymnastik jeden Theil des Leibes und das Ganze gleichförmig ausbilden, seine Gesundheit befördern, ihn für jeden Gebrauche gewandt und tüchtig, zugleich aber auch durch einen freien, schönen und edlen Anstand zu einem würdigen Stande eines freien und edlen Geistes machen. Es ist eine ganz irrige und falschbeschränkte Vorstellung, wenn man den Gebrauch dieser Übungen auf den Krieg bezieht, dessen Nützlichkeiten zu ertragen sie freilich auch gerühmt, aber nicht mehr als zu loben, sich in die Tüfte des Friedens zu schicken. Denn das, was sie unabhängig von jedem Gebrauche beabsichtigte, war, dem Geiste durch das Bewußtsein seiner freien und unbeschränkten Macht über den Leib und der vollkommensten Eintracht des gebildeten und gehorchenden Theils, eine gefreie und ihm angemessene Ruhe zu verschaffen, und in der äußern Erscheinung die innere Harmonie darzustellen. Der Mangel derselben ward als das untrügliche Kennzeichen eines Barbaren und Unfreien angesehen; entweder durch die Erscheinung einer ungemäßigten und rohen Körperkraft, oder durch schwächliche Untüchtigkeit des Leibes, und dessen ängstlichen und unbeherrschten Ungerhesam. Indem nun ferner die aufblühende Jugend unter den Augen ihrer Pädagogen und der vom Staate selbst bestritten und beobachteten Uebungsmeister ein mühsames, aber dabei erfreuliches Spiel nach der strengsten Methode und den bestimmtesten Regeln trieb, ward sie nicht nur gewöhnt, sich mit Lust dem Gesetze zu fügen, sondern lernte, was noch herrlicher war, sich gewöhnen, bei äußerer Aufforderung zur Schamlosigkeit, die heilige Schen, die Vorliebe aller Sittlichkeit, schmerzlos, rein und unverletzt im Innern zu bewahren. Mit Unrecht hat also die ängstliche Aristik der spätern Welt die Nothwendigkeit der Hellenen in ihrem Gymnastien gezeugt, und da eine Quelle des schlimmsten Sittenverderbnisses gefunden, wo ursprünglich nur Unschuld und Einnahmen. Nicht alles ist unfeilich zu nennen, was gegen unsere Sinnlichkeit anstößt, die oft nur eine Hülle tiefer Verbothenheit ist. Denn der Unschuld gerade entgegengesetzt ist jene falsche Scham, aus welcher die geheimen Lüsterheit quillt, tiefer verdothen und verschlossener Brand, der so viele Jugendblüthen zerstört, und oft ein ganzes Menschenleben zu greifen und edlen Anstrengungen unthätig

gemacht hat. Wer aber war glücklicher als die hellenische Jugend in der lebendigen, gemüthlichen Vertheilung? Wie wurde die Unschuld heiliger bewahrt und die heilige Scham weiter gepflegt? Ohne Angst trichen sie ihr reiches, heiliges Gemüth, von der eigenmächtigen Macht keiner vertheilt, als von ihrem Gewissen, und in fröhlichen Anstrengungen begreifen, und von dem eignen Zischen nach Daring und Aufzeichnung begreifen, waren sie in ihrer Natur hinlanglich gespannt gegen den Götterdienst der Poesie. So wurde die Gemüthlichkeit nicht wie die Kunst. Wie hat der irdische Stoff von der in ihm lebenden Idee durchdrungen, dem irdischen Ange, indem es ihm selbst, zu vertheilenden schwebt, und nur die Idee in ihrer reinen Götterlichkeit dem Gemüthe bleibt; so hat auch hier die Poesie an der Körper flüchtigen Reiz in der begreiften Vertheilung irdischer Zwecke zu haben. Jede heilige Wirkung der Gemüthlichkeit wurde durch das ganze Leben der Griechen fort, und weit entfernt, Schulen der Zuchtlosigkeit zu sein, schickten sie vielmehr Ange und Sinn, und gewählten die Schenken nicht bloß zu unterrichten, sondern zu ehren. Unter welchem Vorse, und nur einer anzufohren, hat die Kunst an männlichen und weiblichen Körpern die Natur mit größerer Kräftigkeit behandelt, und sich weiter von der niedrigen Vertheilung entfernt, welche die Kunst, wenn sie sich der Schicklichkeit zu enthalten mag, so häufig anzuwartet? In diesen Schulen ergründeten sich kein von einander, um Vertheilung die freie und gute Freundschaft ihrer Jugendzeit, die das Leben der Personwelt gleichsam festlegte, und eben so eine Quelle der Wirkung der Jugend ward. Diese Art der Freundschaft, in welcher sich die gesamte Freundschaft zu dem reinen und christlichen Enthusiasmus löstete, wurde von der Verfassung der hellenischen Welt so gutwärtig gefördert, daß sie, auch ohne alle Langsamkeit der Zeit, dennoch als nothwendig wurde vorausgesetzt worden. Allerdings war das durch sie das weibliche Gemüth etwas mehr in das Dunkel der Gemüthlichkeit gedrückt, aber wie konnte das anders sein in der Demokratie, die keine Freundschaft ertrug, sondern nur durch Namen, um seinen Pöbel zu führen, und zu führen kann? Wenn aber auch, wie in Sparta, die Weiber sich zu einem großen Pöbel gebildet wurden, wodurch ihnen aber auch ringeländete Pöbel eine nicht geübte Herrschaft überreicht ward, so blieb dennoch dem Namen, in dem Innern des irdischen Lebens, eine Zucht nach seiner Liebe in dem Ringen mit einem schönen Freunde, den er mit dem Namen seiner Freundschaft durch glühte, und in dessen aufblühender, durch sein Pöbel nach der Kraft zu eine Fortsetzung und Verlängerung seiner eignen Pöbel lebte. Das Pöbel lebte, und heilige Liebe in einzelnen Menschen verweilte, ob eben so bekannt, als die Liebe nicht nachdrückte. Wenn ihre Pöbel die Pöbel groß, heilig und rein, eine Quelle der schärfsten Ideen und der glücklichen Pöbel; bei dem aller Pöbellichkeit; eine Mutter männlicher Pöbel und männlich zum geistlichen Pöbel; die das Gemüth mit großen Gedanken befruchtete. Es ist ferner nicht unnützlich zu bemerken, daß die Gemüthlichkeit, als eine Schule irdischer Vertheilung, den Ehegeiz zu reinigen diente. Den Gemüthlichen eben so sehr zu lieben als zu misshagen, ob eine der schwersten Aufgaben der neuen Vertheilung, und es war dieses Problem in der alten Welt von noch größerer Wichtigkeit, so da freien Staaten alles daran lag, daß nicht der schärfste und widerwärtige, sondern der ehe und heilige Ehegeiz unter den Pöbeln Wurzeln faßte. Nun ist aber jeder Ehegeiz vertheillich, der um etwas anderes, als um den Pöbel und Ruhm der Vertheillichkeit strebt, oder diesen Ruhm durch Laubung zu erlangen sucht. Diese beiden Klippen berben diejenigen Art der Vertheillichkeit, die nur auf das Wissen gerichtet wird, als wobei fernerwärtig immer erkannt werden kann, ob der Kampf nach einem hohen oder niedrigen Ziele ringt, und wo es glücklichen mag, daß auch das niedrige, durch allerlei Tug und Vöbel, in einer unverständlichen Pöbel erscheine. Wenn daher unsere gelehrten Schulen oft einen Pöbel

der Freiheit und Frömmel entwickeln, welcher wohl ein ganzes Leben hindurch den Sinn umfließt, so scheint doch ein sehr unvernünftiges Uebel unserer Bildung zu sein, welches da am höchsten steigt, wo der Vergang des Menschseins in noch unerschöpflichen Bewähren der uralte Versuch gethan wird. Die Gymnasien der Alten hingegen waren eine Schule des effusiven und entschlossenen Hinstrebens, und so wie dieser auf etwas gerichtet war, daß es sich gut schien, sein Ausübung der körperlichen Kraft, ohne alle Rücksicht auf seinen Gebrauch oder künftigen Lohn, so war dabei auch seine Ausbildung möglich, sondern der Kampf war ethisch und der Sieg verdienst. Ist nur daraus klar, um mehr als andere zu wissen, und dieses, um künftig einmal früher oder trübseliger als andere für seine Ruhe bekehrt zu werden, scheitert in dem Gange seiner Bildung zurück, weil aber seine Kräfte auf die vorgeschriebene Weise fließen und seinen Leib gewandt und geschmeidig macht, indem er sich gegen andere versucht, der that hier eben, was er in der Pallas thun soll, und jeder Sieg über einen Nebenbuhler ist ein Fortschritt in der Art der Bildung, die hier allein gesucht wird und allein gewonnen werden kann.

Die Verwandschaft des Gegenstandes stimmt hier an die heiligen Kämpfe, diese ähnt heiligen Institute, die, bei übrigen Beschäftigungen, doch eben so wie die gymnastischen Übungen, und wegen der großen und herrlichen Theilnahme, die sie erregten, in einem noch höheren Grade, den Sinn für unergänzliche, ruhmvolle Anstrengungen und Opfer näherten. Die hohen Absichten werten waren jene Spiele heilig und verdienten es zu sein. In ihnen glückte man der Götter mächtigste Gegenwart zu fühlen, die, um ihre eigene Feier unter den Menschen zu verheerlichen, die Kämpfer des Ruhms mit der unerschöpflichen Vergewisserung erfüllen, die sie durch unglückliche Mühen und still unglückliche Anstrengungen in die Schranken setzen, wo an dem Ziele ein so weit vornehmender Kampf der Feinde oder vielmehr nur das Endziel einer Vorlesung war. In dermann weiß, wie hoch ein solcher Sieg, der doch so nicht weiter führte, in den Augen des ganzen Volkes stand, und welchen Glanz er nicht und über die Person des Siegers, sondern über alles verbreitete, was ihm anging. In eine Rücksicht auf den Gebrauch im Kriege ist auch hier nicht zu denken. Denn die Anwesenheit der Art erst auf den Krieg angenommen, welche doch unbekannt oder ganz nichtig war, wie sollte diese Rücksicht einen solchen Entschlußstand einfließen haben, daß man wählte, die höchste Stufe irdischen Glücks sei von dem Sieger erlitten, und er habe zu zeigen, daß er nicht schwindend der Befähigung vergesse, und die Stufen der Nemesis kriege! Aus einer reinen Lust alle sich diese Vergewisserung. Das frivole, streit, unergänzliche und gottverachtliche Spiel war ihnen ein Symbol des Lebens großer Menschen, welche die lange und mühsame Bahn der uralten Pflichten durchschliffen, und an dem hochgeordneten, sternen erhellten Ziel sich des ewigen Lohnes der gerechten Unsterblichkeit zu freuen.

Um nun auch von der musikalischen Erziehung zu reden, die, wie schon gesagt, nicht unpassend, nach der Bildung des Volkes erforderlich schien, so will ich zuerst der Kunst selbst erwähnen. Daß diese Kunst nicht bloß ein Gegenstand, sondern ein Mittel der Erziehung sei, und die sittliche Bildung komme oder werde, wird in diesem Kapitel wenig erörtern; ja, bei aller Verheerlichkeit des Geschmacks an drittem, scheint sie doch den menschlichen würdig genug ein Gegenstand der ethischen Aufmerktheit anzuheben und der Sorge zu sein. Denn der weisse Geist ist die Kunst, so wie auch andere Künste, die Kunst aber verplankt, eine unerschöpfliche Beschäftigung seiner Kräfte, die theils wegen ihrer theueren Aufzuchtung gefällig und Verwunderung erregt, theils auch des Gemüths, wie ein gewaltthätiges Spiel, nur mannigfaltiger und steter, erregt und befreit. Daß diese Erziehung eine sittliche Wirkung haben, und daß diese eben so bestimmt und verwerthet sein könnte, wird nicht in Betracht gezogen. Nun ist aber doch diese

[illegible]

Erste sei entweder selbst Harmonie, oder enthalte Harmonie in sich. Und Plato behauptet in mehreren Stellen seiner Werke, daß, indem Akademos und Harmonie auf in die Seele dringen und sie auf das Gemüthliche ergreifen, sie Eintracht und widerwärtigen Instand befehlen. Diesen Ideen ist es ganz gemäß, wenn das Betheben der Sinne von der Mittheilung tiefer Gemüthsruhe und von der Befreiung der Musik das Einklang ganzer Völker abgibtet wird, wie nicht von einigen gethan werden, die über allen Verdacht der Eandemmel oder Panzerfische stehen hat. Durch diese Ansicht der Musik wird bestimmt, wie und auf welcher Weise sie bei der Erziehung angewendet sei. Das Besondere, das überaus Künstliche hervorzuheben, wurde als unzulässig verworfen. Nur so weit mußte sie gebildet werden, daß man im Gesange und Nchdruck das Schöne erkennen könne. Daher sei auch der Unterricht auf solchen Instrumeten zu setzen, die eine allseitigliche Nahrung fordern; weshalb die böstliche Hine hinein Vorkal verbiene, welche noch überdies nicht zur Bildung der Seele beitrage, und fast eine ständige Leilung zu erlangen, vielmehr eine Externen der Ruhe und Besonnenheit sei. Auch dürfen bei dem jugendlichen Unterrichte nicht alle Nchmen ohne Unterschied befraget werden, sondern nur die, welche die Feindschaften einleiten; weshalb man denn auch der höchsten Kunst unter allen den Vortrag uthelte, weil sie die Ruhe im vollkommensten Zustande und am meisten den Charakter des Nchtes und der Mannichkeit in sich nage.

Wenn diese und ähnliche Voraussetzungen, die von den Alten mit der größten Grundsätzlichkeit, als über einen der wichtigsten Gegenstände angeführt zu werden pflegen, in einem Zeitalter entweder ganz fremd oder grolsächlich sind, so beweist dieses nicht etwa ihre Unnützlichkeit, sondern vielmehr, daß wir in dem Geiste der Griechen und Römischen und in fremder Achtung besitzen will hinter den Alten zurückbleiben. Voll der Wahrheit, durch Nchren und Verfügen die Freude des Lebens und der Nchtheit vollständig zu sichern, überlassen wir alles Uebrige der Kunst der Zukunft, der denn auch nicht unerschaffen hat, die Bildung der modernen Welt zu einem Charakter der Nchtheit und der höchsten Eintracht zu machen. Durch den ständigen und fast allgemeinen Gebrauch der sinnlichen Musik ist der ständige Nahrung in einem Zeitalter fast gänzlich vernichtet worden. Denn da sie die Kenntnis der weifen, auch der unsterblich gebliebenen Jahrhunderte größtentheils übersteigt, so betrogen sich einige mit unzulässiger Bewunderung der sich immer mehr absondernden Freiheit, andere mit einem dumpfen Verden über unbestimmten Schönen und sinnlichen Leistungen. Je mehr man die Kunst diese Nahrung verleiht, desto größer wird das Uebel und desto höher die Verwerfung, und welcher auch keine andere Rettung zu erwarten steht, als daß der Nchstand den höchsten Nchstand erlange und sich durch seinen Reichtum selbst verleihe.

Es ist nun zunächst von der Nchtheit zu reden, welche unter den musikalischen Bildungsmitteln, neben der eigentlichen Musik, den ersten Rang behauptet. So wie diese Kunst in dem Jugendalter der aufsteigenden Nchtheit am meisten gewirkt hat, die zur Nchtheit der Nchtheit hervorzuheben, so ist sie auch in späteren Zeiten der Kunst und Nchtheit bei der Nchtheit der Nchtheit eingeschränkt erhalten worden. Eine von Verwerfung einer Nchtheit zu sichern, daß man behaupten, daß die größten Nchtheiten der Nchtheit eine ständige Nchtheit waren, die in sich, wie ein Nchtheit der Nchtheit, in Nchtheit und Nchtheit, und indem sie, selbst Nchtheit von Nchtheit Nchtheit, die Nchtheit Nchtheit auf dem Nchtheit der Nchtheit Nchtheit, eine Nchtheit von Nchtheiten mit Nchtheitigen Nchtheit und Nchtheit Nchtheit. Wie die Nchtheit des Nchtheit am höchsten Nchtheit der Nchtheit der Nchtheit Nchtheit in Nchtheit Nchtheit, so hat das Nchtheit der Nchtheit Nchtheit Nchtheit Nchtheit und die Nchtheit Nchtheit nach Nchtheit über die Nchtheit Nchtheit Nchtheit.

Volkes entlehnten. Aus seinem grauen Alterthume strahlten ihm, durch einen Zeitraum vieler dunkler Jahrhunderte, und eben darum nur desto herrlicher, von dem Nimbus der Heldensage umhüllt, die Thaten edler Vorfahren und ein großes, den Mäuren verwandtes Geschlecht. Viele leuchtende, mit hohen Gestalten erfüllte Welt war die ihrige; es waren die Häupter ihrer Stämme, die Stifter ihrer Staaten, die Könige ihrer Städte, die sich in diesem Ganzen bewegten und mit vernünftlicher Stimme jedes hellenische Herz zur Nachfolge aufriefen. Mit diesen Stimmen wurde die Seele des Knaben befreundet, sobald er in sich selbst zu erwachen begann; und wie Homers Gedichte die Ducten aller griechischen Kunst wurden, so waren sie auch eine Schule der Sittlichkeit, in welcher die Jünglinge wie die Geister lernten. Ein solches Buch hat kein anderes Volk beßsen, in welchem die Vollendung der Form mit dem Reichthum und der Herrlichkeit vaterländischen Stoffs so weitest, daß es schwer ist, zu sagen, ob die Alten mehr aus ihm gelernt, oder sich mehr durch ihn gebildet haben. Aus dieser Schule der Heldensage, die auch den gar nicht unbedeutenden Vorzug einer alten, aber nicht veralteten, und gleichsam geheiligten Sprache besaß, beachte der Jüngling eine Weitemwelt in das Leben, und wie Athene dem herrlichen Todten unsichtbar aus der Erde steht und im Gewühle der Schlacht mit leichter Hand feindliche Geschosse ihm abwehrt, so gingen ihm jene hohen und ewiglebenden Gestalten zur Seite, und ihn in des Lebens verworrenem und feindlichem Gestränge auf ihren Weisen zu retten und einer höhern Welt zu sichern. So waren alle die Helden, deren mildere Verlebe das herrliche Leben verkümmert hatte, auch der spätern Zeit nicht entwichen; ihre Gestalten umwandelten sie noch, und ihre Stimmen klangen durch das Organ der Dichter, die nicht dem Volke allein, sondern auch den Weisesten und Besten für heilige Dolmetscher der Unsterblichkeit galten.

Von dieser Seite betrachtet, wird der Gebrauch des Alterthums die ältesten Dichter und den Homer insbesondere als ein Mittel der sittlichen Bildung zu nützen auf das Vollkommenste gerechtfertigt. Zwar kann nicht verborgen werden, daß seine Gedichte, so wie die heiligen Schriften der Hebräer, vieles enthalten, was eine Prüfung nach strengen Grundsätzen nicht verzeiht; und die Alten selbst sind hierdurch bisweilen irre geworden, wenn sie die begeisterte und ächt sittliche Wirkung der homerischen Poesie als eines Ganzen vergessend, ihre Weisheit zu scharf auf das Einzelne richteten. Aber man ist doch wohl jenseit ganz einverstanden, daß ein Gedicht am besten durch das Leben, was nicht bestimmt ist zu leben, und daß das Weiseste nicht immer das sei, was von Weltlichkeit überfließt. Die wahre Weisheit eines Gedichtes liegt in seinem Innersten, wie der Keimling in dem tiefsten Schooße der jarten Pflanze den Augen verbüllt; und seine Sittlichkeit ist der Abglanz der verklärten, in seinem Ganzen verkündeten Menschheit. Aus dieser Quelle, und aus ihr allein entspringt das sittliche Wohlgefallen an dem Schönen eines jeden Kunstwerkes; und das Entzücken, mit welchem sein Anschauen das Gemüth durchdringt, was ist das andere, als die Freude über die göttliche Harmonie, Reinheit, Unschuld, Weisheit und Unelgennützigkeit, in der sich die menschliche Natur zu erheben vermag. Dieser himmlische Reiz einer jarten Sittlichkeit, mit großer Kraft, ergreifender Wahrheit und tiefem Sinne gepaart, ist über die homerische und über die ganze hellenische Poesie ausgegossen. Dagegen ursprünglich ein Kind schöner und glücklicher Natur, erfüllt sie doch schon in diesem Ursprunge mit tiefer Bewunderung über die Weisheit, welche hier die überfließende Quelle des Stoffs beschränkt, und das schöne Gleichgewicht und die bewußteste Weisheit in dem Gemüthe der begeisterten Sänger bewahrt. Das Gemüth aber, das sich in den Werken dieser Kunst spiegelte, warf seine Strahlen auch wiederum in die Zukunft und Leser, und die göttliche Ruhe und das hohe Leben, in welchem jene ihre Gebäude empfangen hatten, im-

gen in die Beschauenden über und erzeugten sich fort. So ist der sittliche Geist der alten Naturpoesie auch auf die folgenden Geschlechter übergegangen; und auch in den Zeiten gesunkenen Kraft erhielt sich der ganze Sinn für das Etlliche in dem Urtheile und meiß auch in den Werken der Nation. Der berühmte seine Geschmack der Griechen war nichts anderes als ein harter sittlicher Sinn. Daher fand sich in Athen, als dem Mittelpunkte des Geschmacks, die höchste Blüthe desselben mit der Würde der Sitten zusammen, als auch die Poesie den Gipfel der Vollendung erstiegen hatte. Dieser Geschmack war also nicht angeleert, so wenig wie die Kunst studirt; und nichts weniger als das Resultat theorettischer Einsichten, um die man sich noch wenig bekümmerte. Nur ein Mal ist in der Geschichte der Völker diese Einheit, nur ein Mal ist die Harmonie zwischen dem Leben, der Kunst und den Sitten erschienen, nicht aber als ein Zufall, sondern als das notwendige Resultat der freien Entwicklung eines glücklich begabten, geistreichen und kräftigen Menschenstammes. Daher spiegelt sich für Augen, welche sehen können, in dem Leben der Griechen ihre Kunst und in ihrer Kunst das Leben. Das eine entblüht dem andern, und schafft und bildet sich in gegenseitiger Wirksamkeit. Zwar können die Sitten einer Zeit ihren Einfluß auf die Kunst, als ein Ganzes betrachtet, nie ganz verlieren; aber oft kann der Künstler den Sitten voran eilen, indem er sich löst von den Wurzeln des wirklichen Lebens, und in einer andern Welt, einem andern Zeitalter einheimisch macht. Wer sieht aber nicht ein, daß hierdurch die Wahrheit ihrer Werke höchlich gefährdet, und hinwiederum durch den Mangel an Wahrheit ihr sittlicher Einfluß vermindert werde? denn daß die alte Poesie die moderne an innerer Wahrheit bei weitem übertriffe, ist auch dem blödesten Auge sichtbar. Und warum anders, als weil sie Menschen und Sitten nehmen durfte, wie sie waren ohne Travestierung in ein fremdes Kostüm. Und warum wirkte sie mächtiger? Aus dem nämlichen Grunde. In ihr fand der Grieche immer seine Welt, eine Welt, die ihn eben darum auf das Mannigfaltigste anregte, und in dem poetischen Lichte, das sie umglänzte, jenseß doch nie die wahre Gestalt und der feste Umriß jener ächt hellenischen Natur. Wie viel sind aber der Werke des schaffenden Geistes auf dem Gebiete der neuern Kunst, von denen ein Gleiches zu rühmen wäre? Sind nicht die meisten der Widerschein einer fremden Welt? Ist auch nur der Meister des Widerscheins, ja noch weniger? Und wie oft dringt in diese fremde, mühsam konstruirte Welt die hilfliche Ungeßalt der wirklichen übermächtig ein, wie etwa die repräsentirende Steifheit in die Römer- und Griechenwelt der französischen Tragödie! Und wie die moderne bildende Kunst, um höheren Forderungen Genüge zu leisten, in der Darstellung des Wirklichen die Wahrheit verläßt, und bei dem Alterthume oder in der Fremde eine schöne Fäße erbeteln muß, oft mit Gesche, die ganze Individualität ihres Objectes zu verdrängen; so auch die Poesie, die eben darum einen so unsichern und beschränkten Stand hat, weil sie den wirklichen Boden zu betreten scheut, und auf dem eträumten nur eine schwankende Grundtase findet. Die Stimme vaterländischer Poesie, die, als eine milde und göttliche Leberein, den Sinn der hellenischen Jugend für das Schönste und Höchste der Menschheit öffnete, verstummt auch dem erwachsenen Geschlechte nicht. Und nicht in den tothen Buchstaben der Schrift eingekerkert erschien sie ihm, als ein gelegentlicher Zeitvertreib für leere Stunden, sondern in den heiligsten Momenten des Lebens trat sie im festlichen Schmucke, meiß von Tanz und Tonkunst geleitet, begeistert und begreifend, zu ihm hin. Wie sie, die Tochter der Mufen, aus der Gesellschaft der Götter unter die Sterblichen getreten war, so erschien sie auch immer fest am liebsten in der Gemeinschaft der Götter, bei ihren heiligen Festen und Spielen, und führte, indem sie den Nebel der Higenwart theilte, die Blicke der Menschen zu einer höheren Welt hinauf. Die Erde der Athener zu dem Schauspielte ist oft als ausschweifend

und verderblich getadelt werden. Was sich aus ästhetischen Gründen für diesen Tadel sagen läßt, mag auf sich beruhen; aber die Fiktion zu einem so hohen und erhabenen Spiel, als die Tragödie war, möchte eher ein Lob als ein Tadel sein. Hier aber nie ist die Bühne eine Schule gewesen; denn in seiner vollendeten Gestalt war das Trauerspiel ein Symbol menschlicher Eitelkeit. In ihm vereinigte sich die reichste Fülle des Stoffes mit der weissesten Verklärung, und die freiste Natur war dem strengsten Geiste auf das Innigste verknüpft. In dem Kithy Nelpemene mischt sie, was den Geist stärken und nähren, erheben und mögen kann, und indem sie ihm die Menschheit in ihrer höchsten Erhebung und in ihrer größten Abhängigkeit zeigt, zerstört sie die Willkür der Selbstsucht und reinigt das Gemüth, indem sie es bis in seine tiefsten Fibern erschüttert. Immer zielt die alte Tragödie auf das Höchste hin, ohne schielende Zweideutigkeit, und ohne einen Vertrag zu schließen mit der Verworfenheit der Welt. Hier wurde in dem mannigfaltigsten Beispiele der Götter, Sitten vor dem Uebermuth und überheblichen Selbstvertrauen gelehrt, und der Stolz und die Noth der Mächtigen, und der Könige war nicht etwa, wie manche in ihrer Gemüthlichkeit wähnten, als ein Vergnügen für den demokratischen Pöbel gemeint, sondern als ein Ausruf an die Starken und Stolzern zu weiser Nachsicht, und als eine Aufforderung, durch Erkennung der ewigen Schranken menschlicher Willkür die unendliche Kraft sittlicher Arbeit zu ebern.

Die höchste Vollendung hat das griechische Trauerspiel in den Werken des Sophokles erhalten. So wie in den Tragödien des Aeschylus durch ein un- verhältnißmäßiges Streben nach dem Gigantischen, so wird beim Euripides das Gleichgewicht durch sein Streben nach mancherlei Effect gelöst. Bei ihm vermischen wir zuerst das schöne Selbstvertrauen jener alten Dichter, die in die Verschauung ihrer poetischen Welt versunken, den Ansprüchen des eignen Ich keine Stimme versetzten; und die Einmischung eigener Gefühle und Ansichten führt bei ihm je zuweilen die kleine Größe und den ursprünglichen Adel der tragischen Bühne. Es ist schon bei jeder Gelegenheit, oft auch vor ungebrauchten Zeit, schon ausreicht und überall von mächtiger Weisheit überfließt, so steht doch keine Poesie an ächter poetischer Weisheit und an sittlicher Vollkommenheit der sophokleischen nach. Die Heppigkeit des unmaßgeblichen Stoffs, die Festigkeit, mit welcher sich die Leidenschaften ergießen, der Mangel an Maßigung in Vergnügen schmelzender Gefühle, dieses und anderes ist nicht nur in ästhetischer Rücksicht tadelnswerth, sondern auch in sittlicher. Die Poesie wird unrichtig, sobald sie gemein wird. Es ist merkwürdig, daß die Komödie es war, welche dieses Gebrechen der euripideischen Manier aufdeckte, und ihren verderblichen Einfluß auf die Sitten riß; und daß unter allen leuchtenden Dichtern gerade der kleine Aeschylus am unerbittlichsten Strafe, dessen eigene Unstetigkeit durch das allgemeine Urtheil in den überlieferten Auf gebracht werden ist.

Indem nun hier von dem Einflusse der Poesie auf die Bildung der hellenischen Sitten gehandelt wird, darf die Komödie um desto weniger übergegangen werden, da sie leicht als ein Beispiel der größten Unstetlichkeit, nicht dies des Volkes, sondern der griechischen Poesie überhaupt unsern Behauptungen entgegen gestellt werden könnte. Da aber das ganze wunderbare Wesen dieser Gattung hier zu vergleichen der Raum nicht gestattet, so müssen wir uns begnügen, die Unstetlichkeit dieser Dichtungsart, deren einziger vollständiger Repräsentant für uns Aeschylus ist, durch einige Bemerkungen zu verdeutlichen. Hier ist vor allen Dingen zu erwägen, daß die alte Komödie, in barchidischer Traurigkeit empfangen, bestimmt war, in dem Wahnsinn des Danones den Wuthwollen zu erschrecken, dessen Verstand tief in dem Innersten einer kräftigen Menschheit gegründet ist. Die Feste des Waches, wie so manche, aus demselben Verstande entsprungene Feste des kräftigen Mittheilens, die in dem Fahren der Ande ohne Besatz gepflegt wurden, verflatteten dem Menschen hienieden eine kurze Hall

von dem drückenden Joch, womit der Verstand ihn in dem alltäglichen Leben belastet, und die ursprüngliche Freiheit beach in der Gestalt einer muthwilligen, aber harmlosen Kreuze durch die willkürlichen Schranken, welche dieser besonnenen Lehrameister zur Erhaltung der Zucht und Ordnung überall errichtet hat. Indem sich nun die alte Komödie dieses Joches nach Ungeradenheit bemächtigt, reinigt sie ihn durch Poesie, indem sie den Schein an die Stelle der gemeinen Willkürlichkeit setzt, und das Gefolge mit dem Befehle vernichtet. Dabei aber kann sie der Wirklichkeit nicht entbehren. Sie bedarf eines festen Bodens zum Auftreten, und von der derben Sinnlichkeit, ohne welche jener Muthwille sich gar nicht regen konnte, steigt sie zu ihrer poetischen Höhe auf. Die Sinnlichkeit selbst aber und der rohe Trieb wird gereinigt, nicht durch Lehren, die an tauben Ohren vorübergleiten, sondern durch die Auflösung seiner Erscheinungen in ein geistiges Spiel des Witzes, das, weit entfernt ihn zu nähren, ihn abtuhlt. Daher ist die von Witz trunkene Muse des Aristophanes mitten in den Umgebungen der Unkeuschheit wächst, und mitten in dem scheinbaren Kaufe des Muthwillens zeigt sie auf ernstem Gesichte den tiefen Sinn ihres Spiels. Auch in dem hochantiken Gemüthe, das die Einbildungskraft des Dichters schafft, bewahrt er ein besonnenes Gemüth, in welchem ein tiefer Unwille über die Nichtwürdigkeit lobt, die sein Muthwille dem Gelächter und Sehne des Publikum Preis gibt. Dieser Unwille allein hätte nur poetische Satiren erzeugt; der Witz allein hätte nur auf der Oberfläche gespielt; aber indem hier beides der flammenden Begeisterung zur Nahrung dient, bringt es in die geheimsten Tiefen des Lebens ein. Wie in den bildenden Künsten die Wahrheit, so ist auch sinnliche Verheit nicht unnützlich, wenn sie Grundlage und Stoff poetischer Begeisterung wird; denn nur das ist es, was den thierischen Trieb allein so beschäftigt, daß es den Geist zugleich gefangen nimmt; nicht aber, was den Geist befreit und aus den Banden des sinnlichen Triebes löst. Die nackte Entschleierung des Geschlechtstriebes in den Komödien des Aristophanes ist freilich für moderne Augen, die nicht leicht den Stoff über der Form vergessen, zu roh; aber ihm war sie als Ingredienz einer komischen Welt unentbehrlich. Und nie hat er es auf Erregung der Lusternheit angelegt. Nun sind aber nicht die Dinge an sich schändlich, sondern der Gebrauch, den man von ihnen macht, und die verhehlerten Gemälde vieler neueren Dichter, die, wenn sie Tugend und Sünde freundschaftlich gepaart und den dünnen Schleier des Anstandes über die thierische Keheit gedreht haben, für nichtig gelten wollen, sind nicht nur viel tadelswerther als Aristophanes geistreiche Rhopacographien, sondern recht eigentümlich sitrenlos. Auch bei heiligen Feiern wurde die unverhüllte Natur von ehernen Männen umhergetragen, und dieses schien Niemandem unsittlich; denn die Würde des Heiliges heligte den Gegenstand, der durch das Nebium der Religion von dem innern Auge unschädlich angeschaut ward. So verwandelt und vergeistigt sich auch der Stoff der aristophanischen Komödie durch die Lühnheit der Dichtung; und wie die Mänade in den unberechneten Bewegungen ihres Enthusiasmus nicht Vergeuden entzündet, sondern Erstaunen erweckt und sympathetische Begeisterung erregt, so auch die mänadische Muse dieses wunderbaren Dichters, dessen Gemüth einer der keuschesten Weisen des Alterthums, der auch nicht sein Freund war, als ein ewiges und unvergängliches Heiligtum der Chastitäten preist.

Wir sind durch die Poesie, als eines der Bildungsmittel der Jugend, allmählig aus der Schule in die Welt der Erwachsenen geführt worden, und es kommt uns zu, noch dasjenige aufzusuchen, was hier, außer dem Ertränkten, gefunden wurde, und den Keim der Sittlichkeit, welchen die erste Erziehung getroffen hatte, zu bewahren und weiter zu entwickeln.

Hier laden uns nun zuerst die Schulen der Philosophen in die Gärten des Akademus, oder an des Ilissus Ufer, und in die Hallen der Gymnasien ein,

wo Jünglinge und Männer an dem Munde der Weisen hingen, und armelichschäftlich mit ihrem oft jüngern Lehrern die Räthsel der Welt und ihres eignen Herzens zu lösen bemüht waren. Was nun hier durch das Wort der Liebe und bestimmt ausgesprochene Gesetze der Jugend habe geleistet werden können, ist zu erwähnen und anzupreisen nicht nöthig; die neuere Welt besitzt die Gaben in gleichem Grade und reichlicher; aber warum sie nicht gleiches wisse, oder warum die Schulen der Wissenschaft und Weisheit des Alterthums ihre Jünger nicht bloß Gelehrten, sondern besser entzogen, diese Range kann nicht unterhöhet bleiben. Hier darf nun jenseit nicht vergessen werden, daß manche Schulen der Philosophie eigentliche Bildungsschulen und Erziehungsinstitute für Erwachsene waren, wie die des Pythagoras, welcher nicht bloß lehrte, sondern erzog. Vieles gilt aber, nur in einem geringern Grade, auch von den andern. Die Schüler waren nicht bloß Zuhörer, sondern Gehörsschüler ihres Lehrers; sie lebten mit ihm, und wurden durch ihn in die wahren Verhältnisse des Lebens eingeführt. Auch hier wirkte das Beispiel mehr als das Wort. Letzten war einem Philosophen das Dunkel eines Vorfalls so worth, daß er nicht auch mit seinen Mitbürgern häufig verkehrte, und da beides, die Thun und ihre Lehre, wesentlich war, so war auch damit eine größere Nothwendigkeit der Uebereinstimmung zwischen beiden gegeben, durch welche ihr Leben reichlich und ihre Lehre belebt wurde. So beehrte der lebendige Verkehr zwischen dem Jüngern und dem Meister in den verschiedenartigen Verhältnissen das Gemüth auf die mannigfaltigste Weise, und die alle empfangenen Lehren arbeiteten dem Jüngling und den Mann, als wohlwollende Dämonen, durch das Labormittel seiner bürgerlichen Verhältnisse. Da geschah es denn, daß viele Männer, die ihrem tiefen Glauben an das Göttliche durch begeisterte Worte und ein helles Handeln offenbarten, ganze Geschlechter der mitlebenden Menschen, wie an aus adamantenen Ketten erporgenen, das Andenken und die Unterwelt des dämonischen Lehrers durch ein würdiges Leben ehren.

So ward, wenn schon nicht bei dem ganzen Volke, doch bei den Edelsten und Bessern, den Anlagen abgeholfen, die in der Religion des Alterthums lagen. Daß die heidenthümliche Religion in ihren einzelnen Elementen keine Mutter der Züchtigkeit darbot, fällt in die Augen; doch hatten alle sittlichen Gebrechen der Schüler an ihrer Verleugung. Nachdem die unbegänzte göttliche Natur einmüßig in den Schranken einer menschlichen Gestalt gefesselt war, schon der Göttlichkeit nur noch dadurch gerettet werden zu können, daß man sie den Zwangsgesetzen der Menschheit nicht unterwarf. Ihre überwältigende Kraft mochte frei stehen, was sie wollte und konnte, und nur diese Kraft ist es, die in den wunderbaren Fabeln von ihren Kämpfen und Liebshäften hervorzuheben soll. Dem träglichen und noch rehen Geschlechte, in dessen Einbildungskraft sich jene Fabeln gescheiterten, konnte es nicht in den Sinn kommen, die Last des Züchtigens dessen freien Naturen aufzubinden, oder ihre Handlungen nach dem Maßstabe menschlicher Tugenden zu messen; so wie auch sie ihrerseits weit entfernt waren, gleiche Ansprüche mit den Göttern zu machen und eine Züchtigkeit zu fordern, die sie jenen als ein Recht ihrer höhern und glückseligern Natur anstehen. Daher beschränkt sich die alte Religion auf die Anerkennung der hohen Macht der Götter, deren Willen die menschliche Schwachheit unterwerfen war; und da dieses Verhältniß durch jede Art des Uebereinstimmens verletzt zu werden schien, am vollkommensten und reinsten aber in der freien Selbstankunft der eignen Kraft hervortrat, so entspann hieraus die Idee von einem richterlichen Austritt der Götter, die den Uebereinstimmenden in jeder Gestalt bestrafen und sich der bestrafenden Abweisung freuten. Wenn also auch die Idee der Götter nicht zu Rufen der Züchtigkeit taugte, so war sie doch tadellich, der Unzüchtigkeit Schwanken zu setzen. Außerdem

aber wirkte die Religion, wenn wir ihre Ausübung betrachten, wie die Dichtung, auf das ganze Gemüth belebend und erhebend durch innere poetische Fülle und äußere Schönheit. Ihr eigentlicher Mittelpunkt war Freude und Heiterkeit, und ihre wirkende Kraft war volle Unabhängigkeit, da sie auf dem naturindulgenten Leben erwachsen und überall mit dem eigensinnlichsten Leben seiner Bewohner durchflochten war. In allen ihren Tönen war sie hellenisch und leicht national, und nur durch den Nimbus des Aetheriums, aus dem sie hervorgetreten war, vom der Wirklichkeit getrennt. Diese Götter, deren Abbildungen Tempel und Altäre schmückten, hatten in einer spätern Zeit unter ihren Ahnen gewandelt; unter ihnen hatten sie geliebt und sich menschlich erfreut; ihre Natur hatte sich mit den irdischen Geschlechtern gemischt, und noch spät erfreuten sie sich der Enkel, die solcher Gemeinschaft erwachsen waren. Ihre Tempel erhoben sich an den Stellen, welche ihre Wunder geheilligt hatten, und ihre Feste feierten und erhielten die Erinnerung an die Thaten ihrer Gegenwart und Wirklichkeit unter dem begünstigten Volk. Ganz Hellas glich einem irdischen Olymp, und auf jedem Schritte begegnete der Einbildungskraft und den Augen des Wanderers die Gestalten der Götter in mannigfaltiger Schönheit und Alter, uralte Heiligthümer, schimmernde Säulen, heilige Quellen, dunkle Grotten und wolkenumhüllte Abgründe, wo sie ihre Tänze und Spiele feierten, ruften ihn überall und ohne Unterlaß in ihre Gemeinschaft, und erfüllten ihn mit dem Gedanken, daß sich die Menschen in diesen, den Göttern eigenenäumen Schöstern angebaut hätten, um sich ihrer beglückenden Nähe freuen zu können.

So wirkte durch den heitern Verkehr mit selbstgelassenen Göttern die Einbildungskraft ohne Unterlaß poetisch bewegt und die Idee des Göttlichen gendhet. Die Zischlicht niederwühlagen, durch heilige Thoren vor der überall nahen Nacht die rothe Natur zu bändigen und durch erquickende Heiterkeit einem frommen Gemüthe zu lehren und es über die Schranken der Gegenwart zu erheben, war auch diese mangelhafte Religion vollkommen gelichtet. Und auch dadurch ward ihre Wirksamkeit vermehrt, daß ihre Erscheinungen nicht auf Eine Zeit beschränkt waren und der Mund der Auserwählten immerfort in den Ertöschigen sprach. Ihre Stimmen erfüllten die Welt und wendeten sich an jedes stille Gemüth, das sie aufnehmen fähig war. In Träumen, Vorbedeutungen und Ahnungen wurden sie vernommen, und aus dem heiligen Dunkel der Enkel schallten sie vernehmlich dem Volke, lebend, ermahnend, scherzend. Denn ungewiss ist es und ein Ausspruch der Unwissenheit, bei diesen Instituten nur ein frommen Betrug zu denken, welcher erst dann einwirk, als der uralte Glaube erloschen war und ihn zu betören auch der Betrug nicht mehr half. Viele derselben, vielleicht die meisten, waren auf eine natürliche Beschaffenheit der Gegend gegründet und eine Wohlthat für die Nation, welche durch sie an die Ausübung der heiligsten Pflichten mit desto größerem Nachdruck erinnert wurde, je unmittelbarer diese für gottlich gehaltenen Erinnerungen in das Leben eintrissen.

Eine andere Art sittlicher Offenbarungen, die auf eine andere Weise die Gemüther der Hellenen sittlich anzuregen und zu bewegen diente, hat die bildende Kunst an. Aus der Religion war sie hervorgegangen, und die Menschheit, Sittlichkeit und Würde, die in ihrem Wesen strahlte, trugte für den fremden Ansehen und führte die Volkshüter zu diesen Quellen zurück. Wenn man meint, die große Arbeitsgenheit der Hellenen in den bildenden Künsten von ihrer reinen Sinnlichkeit ableiten und vernehmlich die Durchführung des menschlichen Körper aus den häufigen Gelegenheiten, das Kaste zu sehen, erklären zu können, so sollte man doch nie vergessen, daß seine Sinnlichkeit für sich nur Verlaß, das Studium des Nackten aber nur sinnliche Wahrheit begreifen könne. Aber nie, oder doch nur in einzelnen abschweifenden Erscheinungen ist die Kunst der Hellenen wußtlosig, immer ist sie unendlich mehr gewesen als sinnlich wahr. Ursprünglich

bestimmte, den Himmel auf die Erde einzuführen und den Menschen das eschente, gefahrlöse Aufstehen der Unsterblichen zu verschaffen, war sie von ihrem ersten Ursprunge an rein und heilig, und auch in ihrer ersten Unvollkommenheit durch hohe Würde und stillen Ernst wahrhafte göttlich. Aus dem Tief war die Gestaltung des todtten Stoffes sich so dem Lebendigen ab, aber das Letzte wurde von dem Gemüthe des Schöpfenden belebt und das Irdische durch die Kraft einer göttlichen Beglückung geheiligt. Während und während haben die Künstler die Gestalten der Götter; die Klammen ihrer Andacht eindruckten in die Masse und warfen über die unverbaltene Nacktheit den weissen Schleier der Unschuld und Keuschheit. Wie ihr Ursprung, so war auch die Wirkung dieser Bilder. Wie vor der Gegenwart der Götter stieß unsere Dämonen weichen, so weichen auch vor ihren Bildern unheimliche Gedanken, und die Dämonen der sinnlichen Anbesehung nahen dem Gemüthe des Schöpfenden nicht. Es war die Wirkung jener heben, stützenden Grazie, die aus dem Gemüthe des Künstlers in sein Werk überging. Vergebens suchte ihr diese Grazie in der Fälschung und Aufzerrung der Glieder; vergebens wohnt ihr sie aus der Vergeltung des Schönen und Schönen mühsam herauszusammeln; nur in dem Vergleiche eines kräftigen und harmonischen Gemüthes wird sie, wie die Wesen der Schöpfung, aus der Welt der reinen Kunst empfangen, und tritt aus ihm in die Welt, geheimnißvoll geboren, wie alles Obelische und auf gleiche Weise geheimnißvoll und darinnlich wirkend.

Dieselbe stützende Grazie aber ist im gleichem Maße über die heilighen Werke der lebenden Künste verbreitet, und durchdringt, bald mit mehr Ernst, bald mit mehr Anmuth vermischt, die klassischen Schriften ihre Geschichtsbeschreiber, Philosophen und Redner. Sie war die Seelenbildung jeder öffentlichen Erziehung, und als durch die Gewalt äusserer Einflüsse die Sitten der Nation ausgenutzt waren, blieb doch der Anstand, das Symbol der Entschiedenheit, und hielt der erste Sinn für das Schöne, Gute und Große, durch so viele klassische Muster gewahrt und groß, erhielt sich bis in die spätesten Zeiten.

Nachdem wir die geistigen Quellen angezeigt haben, aus denen die stützende Wirkung der Künste geflossen zu sein scheint, was auch noch von den andern Mitteln zu reden, die in ihrer Lage und Verfassung auf die Erhaltung der stützenden Wirkung wirken. Diese setzen aber nur mit wenigen Worten berührt werden. Inerst wollten wir an die Einfachheit des Lebens, der Bedürfnisse und Geschäfte des Alterthums erinnern, wodurch nicht nur ein seltener Sinn erhalten, sondern auch vieles Böse und viele Verwerthlichkeit vermieden wurde. Auch der unbedeutende Bürger durfte doch nicht sein ganzes Leben und alle seine Kraft der mühsamen Erhaltung des Daseins aufopfern, und gleichsam nur leben, um nicht zu sterben; und die Verwaltung eigener und fremder Geschäfte entziff keinem den Genuß der Ruhe so ganz, daß er darüber sein höheres Leben verlieren hätte. Es war gewiss kein unbedeutender Grund der höheren Fortschrittlichkeit der griechischen Nation, daß der Staat auch seinen Verwaltungen eine freiere Bewegung verschaffte, und daß die Rotation der Ehrenämter in das Leben der Bürger einen regelmäßigen Wechsel von Thätigkeit und Ruhe brachte. Ferner war der höhere Theil der Geschäfte, die das gemeine Leben forderte, nicht nur eine Schule und Prüfung der Klugheit, sondern noch weit mehr der Gerechtigkeit, der Unerschrockenheit und des Wohlwollens. Die meisten waren so an das Geringe geknüpft, daß auch das Geringfügige durch die belebende Idee des Ganzen vortheilhaft ward; und was der christlichen Welt die Religion lehrte, auch niedrigen und gemeinen Diensten den Stempel der Arbeit und Verdienstlichkeit aufzudrücken, das lehrte den Alten die Idee der Vaterlandsliebe, deren Forderung das vorzüglichste Bestreben der alten Gesetzgeber war. Diese Idee war ursprünglich ebenfalls aus der Religion abgeleitet, wie denn überhaupt die Verfassung und Gesetzgebung der alten Staaten durchaus nach religiöser Vollendung strebte. In den Gainen von

Delphi, aus dem Munde des Pythias, empfing Solon die Idee der (partonischen) Verfassung; und die größten und weisesten Gesetzgeber der Alterthum lebten in der Gemeinschaft mit den Unsterblichen. Man denke hier nicht an unwürdigen Betrug. Jene Männer, die von der hohen Würde ihres Berufs begeistert, nicht in den Werklstätten des kalten Verstandes, sondern in der Tiefe ihres reichen Gemüthes die Mittel fanden, ihrem Verufe Genüge zu thun, fühlten allerdings die Gottheit und hörten ihre Stimme in den Eingebungen ihres eignen Geistes. Was Wunder, wenn die gemüthvolle Gesetzgebung auch fremde Gemüther ergriff! wenn sie auch auf die spätern Zeiten mit der Kraft einer Offenbarung wirkte! wenn jede Veränderung mit heiliger Scheu unternommen! wenn die Umsturz als ein Verbrechen gegen Götter und Menschen verabscheut wurde! Dieses ist mehr, als alle menschliche Sanctionen werden können. Die Gesetze der neuen Welt können sich mit dem Schrecken der Gewalt umgeben; sie können durch die Nützlichkeit ihrer Wirkungen gefallen; aber indem sie fast immer nur die Klugheit in Anspruch nehmen, beschränken sie das Gemüth und verlegen oft den garten Keim der Eitelkeit. Dagegen führte die Gesetzgebung der Alten in das Land der Ideen. Den Gesetzen zu gehorchen, war nicht blos nothwendig und tugend, sondern auch fromm, und was in unserer Zeit oft erlitten und oft erbitet, ward in der alten Welt eine heilsame Flamme, welche die Eitelkeit reinigte. So erbildeten die Spartaner die gewaltige Lust der Tapfer, welche der Staat ihnen abforderte, und, von der Idee des Gesetzes begeistert, brachten sie ihm selbst ihr Leben mit einer rührenden Freudigkeit dar. Diese Flamme des Patriotismus aber kannte um desto gewaltiger, je mehr sie durch die enge Beschränkung der Staaten zusammengehalten wurde; und daß sie nicht erlosche, dafür ward durch eine Menge öffentlicher Einrichtungen, Freizeiten und Feste von der Geburt bis zum Tode gesorgt. So waren die alten Staaten recht eigentlich auf die Tugend gebaut, und der nützlichste Sinn ihrer Gesetzgeber gab den Gemüthern der Bürger eine entschiedene Richtung zu guten Sitten. Ueberzeugt von der Untauglichkeit vieler Gesetze, und daß man nicht die Thun mit Befehlskraft, sondern die Seele mit dem Bilde der Gerechtigkeit erfüllen müßte, suchten sie die Bürger zu dem Gefühl ihrer Würde zu erheben und hierdurch, nicht durch Strafen, großen Fehler und Nichtwürdigkeit zu schämen. Die Bejaherten wachten über die Jüngern, und selbst mit der Macht einer verdienten Würde umgeben, leuchteten sie der Jugend auf der Bahn des Ruhmes und der Tugend vor; die Scheu, welche sie einflößten, wogelte den jugendlichen Uebermuth; ihre Ermahnungen belehrten den Lehrenden, und ihr Tadel feuerte den Muthigen an, unermüdet nach dem Ziele zu ringen, wo sie selbst ihr Vorbild gezeichnet hatten. Die republikanische Freiheit, welche ohne strenge Sitten nicht erhalten werden kann, wurde durch eine solche Aufsicht, die nur nützlich war, nicht gefährdet; ja, diese ging aus dem Geiste der alten Verfassung nothwendig hervor. In modernen Staaten wachten daher besonders Oberrichter nicht blos über die Beobachtung der Gesetze, sondern auch über die Sitten; und es ist bekannt, daß es in Athen zu den Pflichten des Areopages gehörte, die Lebensart der Bürger zu beobachten, und diejenigen, welche unziemlich lebten, vor ihr Tribunal zu führen. Ein solches Gericht wurde ohne alle Kraft, ja es würde eine neue Quelle des Stimmverderbnisses geworden sein, wäre es mit einer andern Sanction beauftragt gewesen, als der Sanction der öffentlichen Meinung, die auf eine Tugend gegründet war. Diese war aber bei dem erwähnten Gerichte so entschieden, daß es ein allgemeiner Glaube war, kein Unwürdiger könne demselben beizuwohnen, und wenn ein solcher der strengen Prüfung, die seiner Aufnahme vorausging, entkamlte wäre, so würde er durch die Gemeinschaft mit so trefflichen und geistreichen Männern in Auegen gebohrt und ihnen ähnlich werden. So wurde auch in dem bürgerlichen Leben das Gute mehr durch Beispiel als durch Gesetz, mehr durch

liches Einwirken, als durch Gesetz und Strafe hervorgebracht. So lange dieser Geist in Griechenland herrschte, und er ist nicht eher ganz erloschen, als bis die Einmischung der feindseligen Gewalt die innere Ordnung zerstörte, war die Jugend sitzsam und nüchtern, und auch der bester Theil der Erwachsenen, bis aller Brennbarkeit des südlichen Charakters, mäßig, edel und wohlwollend.

Wenn nun schon dem Leben der Vornehmern vieles entzogen ist, was die Hellenen zu bilden diente, so daß kaum zu erwarten steht, daß je ein ganzer Volk sich zu gleichem Range erheben werde, so darf doch darum kein Einzelner verzagen, als ob er nicht für seine Person die Höhe erklimmen könnte, die er an den Helden griechischer Jugend bewundert. Das Beispiel der alten Welt, so wie jedes von Größe und Heldentugend, wo es sich auch finden mag, soll nicht niedererschlagend wirken, sondern erweckend, damit wir in unsern eignen Tugenden schauen, und die in uns schlummernden Kräfte aufrufen, und an uns darstellen mögen, was uns in Andern entzückt. Das Große und Edle ist nicht an Ein Land, noch an Ein Zeitalter geknüpft; es ist kein Boden, der es nicht trüge und überall wartet das schwellende Saamenkorn nur auf den günstigen Strahl, der seine Keime hervorruft. Was in dem Alterthume viel gelieb, kann auch noch jetzt, wenn schon bei geringerer Begünstigung, dennoch in einzelnen Erlehnungen wüthlich werden, und wer in seiner Tiefe den lebendigen Funken patriotischen Feuers spürt, der summt, wenn er ihn nicht aus allen Kräften zur Flamme anfaßt. Er summt an sich und an dem mitlebenden Geschlecht. Auch noch jetzt wirkt, wie vermuthet, des Beispiels begeisterte Kraft; und wie der Blitzstrahl überall den verwandten Stoff aufsucht und ergreift, so geht auch die Flamme des Muths und Helden von einem verwandten Herzen zu dem andern, und schlägt sich verbreitend, durch die Herdringung herrlicher empor.

So hat uns die Anwendung dieser Betrachtungen mitten in die neue Welt und in dieses Land geführt, dessen ritterliche Muthargenschaft durch die Gnade des weissen und gütigen Königs dem Niedrigen zu Theil geworden ist. Indem dieser hier zum ersten Mal in der Gesellschaft der berühmtesten und vornehmsten Männer und vor dem hohen und aufgeklärten Publikum dieser Königsstadt zu reden die Ehre hat, kann er es seinem Herzen nicht verlagern, das Glück zu preisen, dessen er genießt, Jenseit des trüben und trübseligen Sterbens zu sein, das dieses Land um den edlern Theil seiner Bevölkerung erfüllt, andern Völkern Germaniens Muster und Beispiel zu sein. Hier, wo alles Gute, Große und Edle mit solchem Eifer aufgesucht und mit so vieler Gewissenhaftigkeit verfolgt wird, wo die Mäurer schauer, erhabener und liebenswürdiger Tugend auf dem Throne sitzen, wo die Vögel den Thron umzingeln, wo Gerechtigkeit sich mit Muth, Macht, mit Liebe und Güte umschlingt, wo die aufblickenden Augen des glücklichen Volks über sich einen Sternenhimmel leuchtender Beispiele sehen; wo jede Kunst ihren Tempel, jede Wissenschaft ihre Altäre hat; hier darf das Aussterben alter, angesehener Tugenden nicht gefürchtet, hier darf das Aufblühen neuer und herrlicher Gaben mit Gewißheit erwartet werden.

Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker.

Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 30. Jänner 1806, durch Johannes von Müller, Königl. Preuss. Geh. Rathsgrath ¹⁾.

Der Stempel der Würde unsers Geschlechts, guter Menschen höchstes Gut, und der selten ganz, seltener auf lange erworbene Preis ihres edelsten Erbes, die Freiheit, in allen Verfassungsformen möglich, unmöglich allenthalben, wo können der Leidenschaft schrankenlos herrschen, wird hier in dem engeren Sinne genommen, der die selbstständige Unabhängigkeit eines gemeinen Wesens von fremder Gewalt bezeichnet. Sie war wohl einst im Anfang der Völker. Aber Zeit und Zweck erlaubten nicht hinaufzusteigen, wo aus der Vorwelt friedlichen Hütten über die Freiheit der Völker, über den gewaltigen Jüger, die erste Klage kamm noch vernehmlich zu vernahmen ist! Wie können wir den Lauf so vieler Zeiten herab das immer neue Spiel verfolgen, das Leidenschaft, Verstand und Kraft mit schwacher Unschuld oder träger Vernachlässigung von jeher getrieben haben? Ohne zu erzählen, wie es kam, daß die natürliche Ordnung, welche aus Geschlechtern Stämme, aus diesen Völker werden läßt, durch Herrschsuchte unterbrechen, mehr und mehr dem Kunstwerk großer Staaten wich, beschränken wir uns auf die Zeit, wo die ganze gebildete Welt, so weit sie damals bekannt war, mit Einschuß einiger barbarischer Völker, nach zweihundertjähriger Ermüdung über unhaltbare Freiheit endlich der Willkür eines eignen Herrschers zu übergeben sich genöthigt sah.

Als Augustus Cäsar die Welt übernahm, war jene Blüthe des griechischen Jugendalters, dessen Früchte in Vortrag und Kunst wie in unsern spätern Reise als ununterstellte Muster mit Recht verehren, längst abgestreift, vergessen die antike Dehnt des wunderbaren Morgenlandes, edlichen und erstorben die Heldenkraft der ersten freien Völker, Nichts desto weniger, welche Welt! Von der scythischen Mauer bis an und über den Euphrat, von dem Sand hinter Cyrene bis an die Sümpfe Westphalens — der Sitz in der Mitte der cultivirtesten Völker, unter dem gemäßigtesten Himmelsstrich, überall die lachendste Fruchtbarkeit, das Meer von England bis an die Küste von Kothis, die schönen Länder alle, und nicht, wie wenn sie jetzt von den Türken erobert wurden, sondern im vollkommensten Bau, von den prächtigsten Städten geziert, überall Verfeinerung, Luxus, der allen Verbedelichsein der frühern, großen Zeit, und dabel Geist, Geseßsamkeit, alle Stufen der Bildung in frohester Entwicklung. Diese Welt gehörte Augustus, und gern.

Nichts wurde nicht vermieden, als der Anschein von Herrschaft. Sie wurde geliebt, ja nicht genannt. Man durfte nicht wissen, daß Rom einen Herrn habe. Und wie viel ersand er, um den Unterworfenen alle müßigen Stunden mit Genüssen zu füllen und alle großen Talente mit Literatur und Vermählungen zu beschäftigen; wie wußte er die Werkzeuge der Macht, seine Legionen, zugleich zu ehren und fern und in Ordnung zu halten; Wohlstand aber und Frieden so zu begründen, daß man, anderer Zeiten zu gedenken, weder Mufe noch Lust habe; insoß begünstigte er, daß Livius die Geschichte derselben freimüthig schrieb auf daß Niemand glaube, er scheue sie, und sie habe sich geändert. So das Kaiserthum den Nationen einzuzaubern, war seine sunstjährige Arbeit.

¹⁾ Johannes von Müller, geboren den 3. Jänner 1752 zu Schönenstein, starb den 27. Mai 1809 zu Göttingen.

Wie aber, daß in vorlizen Zeiten, wo, ich will nicht sagen, Verres raubte, wo zu der Ungerechtigkeit in Capern Cato sich mißbrauchen ließ, und mit Vucher Brutus die Provinzen auszog, und wie, daß nachmals, bei der Zellheit, Härte und Verackwürdigung der nachfolgenden Cäsarn, beim Wanken des Throns, bei greissenbartem Geheimniß der Schwäche, nie ein Versuch der Weltbesetzung unternommen ward? Ein Herr, bei welchem nicht dreimal so groß wie das provische, vermochte, unter den widrigsten Umständen die Römerwelt in Ocherlan zu halten. Sollte wirklich die Stille der willkürlichen Beherrschung den Unruhen der Freiheit vorzuziehen sein?

Aber die größten Menschen aller Art hatten ihre hervorleuchtenden Eigenschaften in dem Kampfe zwischen vielen Parteien und Staaten entwickelt; Volksmenge, Reichthum, Litteratur, Künste waren nie glänzender, als während des Wettstreits der Nationen; man würde der Geschichte nicht glauben, was manche Länder waren, wenn nicht die Steine redeten, die Größe, die Pracht der Ueberbleibsel. Als alles Vorzüglichste zusammengebrängt wurde in Eine Stadt, in die verdorbenste, als alle Nationen vor Einer sich beugen mußten, die selbst unterjocht war, hatte schon die nächste, etwas vollständige Geographie, Strabo, die Gründung unzähliger berühmter Städte, das Hinsinken anderer, angemerkt. Hundert Jahre verflossen, und in Trajans goldener Zeit waren in dem ganzen Ptelegeantenthum weniger Menschen, als vorher in der einzigen Stadt Athen; zweihundert Jahre noch, da versanken die unter August aufgeduldeten Städte, lange vor den barbarischen Eroberungen, und das Reich nahm ab und wurde schwach, so daß endlich Gallien, das dem großen Väter einen je-mächtigen Krieg und das Blut einer halben Million gekostet, unter Anführung eines kaum zwanzigjährigen Jünglings von etwa 25,000 Franken erobert und behauptet wurde. Ist das das Glück, der Aler, die Eicherheit, wofür der freie Stand selbstständiger Nationen bereitwillig hingegeben zu werden verdiente?

Hingegeben freilich war er und blieb es, aber nicht aus Hoffnung, weniger aus Gefühl dessen Seins. Es fielen die Völker und kamen nicht wieder empor, weil ihr Geist erloschen war.

Kein gemeines Wesen vermag zu bestehen ohne Tugend. Und was für eine Tugend? Ich meine das lebendige, thätige Gefühl, das jeder nicht für sich, sondern für ein gemeinsames Vaterland, und nicht für den verfliegenden Augenblick dieses Lebens, sondern für das Wohl, auch der Zukunft, lebt. Daraus sticht Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Selbstverleugnung, Todesverachtung, jede gute Eigenschaft und das wahre Glück des Lebens, Freundschaft und Liebe, Bewußtsein, Unbefangenheit. Aber als durch die asiatischen Kriege die Kenntnis vieler unbekannten Genüsse den Griechen Anlaß neuer Bedürfnisse wurde, wich die Vaterlandsliebe der marathenischen Helden, wichen die spartanischen Sitten der Habsucht. Von dem an trennte sich der Privatvortheil von dem öffentlichen Wohl; anstatt dem Vaterlande zu dienen, wurde sein Interesse den unersättlichen Begierden dienlich gemacht, und seine Macht aus Eigennus das Werkzeug fremder Eroberungen. Aus dieser Verberbnis kam, daß, da jeder alles an sich ziehen wollte, Herrschaft und Freiheit, für Alle unterging; es blieb der Blindheit ihrer Begierden zu lange verbergen, daß, was Jeder und was jede Stadt einbüßte, für Alle verloren war. Daraus war die macedenische Herrschaft besonders verderblich, weil auf die bösen Künste der Vellverführung nichtwürdigere Hoscavalen folgten, und nach Alexanders Tod und bald erfolgter Austreibung seiner schwachen Familie, die schnell eroberte Welt seinen Generalen preisgegeben blieb, deren die meisten ohne Bildung oder ohne Moralität, einem steten, raubsüchtigen Witzar dienen mußten. In allen diesen Königen und Völkern fand Rom keine moralische Haltung; der morche Bau durfte angestrichen werden und er fiel; Pompejus war den alten Helden nicht zu vergleichen, aber Asien hat er so bald genom-

Monogloger, der deutsche Roman.

men, als gesehen. Hin war, erlöschen für immer, dieselbe männliche alte Tugend, ohne deren Feuer und Licht die politische Welt so wenig blühen kann als die physische ohne die Sonne. Sie war eine edle, liberale Umsfassung; nun hatten die Gemüther, wie einschrumpfend, von dem Vaterland, von dem unsterblichen Lorbeer, von dem Gedanken einer ewigen Gerechtigkeit, ihren Sinn auf augenblicklichen Genuss zurückgezogen.

Doch Reichthum, Waffen, Wiß hatten sie noch; die Nordafrikaner, die Barbaren Westeuropens, viele alte Tugend und kraftvolle Mannschafft; so daß Zusammenhang und Vereinigung heißen konnte. Allein zu spät sagte der große Altheibaid einen solchen Gedanken. Daher von Vieten, ohne Nutzen für die Welt, unvergleichlich gestritten wurde, und alle noch einander vereinzelt stießen.

Alle Selbstständigkeit, alle Größe der Menschen beruht auf der Kraft; auf der Gebrauch der Kraft auf dem Willen. Wer genau weiß, was er will, und immer und nachdrücklich es will, dem werden die Mittel nicht fehlen. Aber nicht mit voller Kraft, noch beharrlich wollten jene Völker die Behauptung ihrer Selbstständigkeit: nicht als hätten Proconsuln, nicht als hätte der Schlaf unter demselben Despotismus, ärger als der im Grabe (denn er war doch unruhig) ihnen besser gefallen, als ihr vormaliger Zustand: aber sie waren durch Täuschung leichter einzuschleichen, weil sie die Erfahrung noch nicht vor sich hatten, durch welche ihr erdennliches Ende und ihr unwürdiger Untergang nach so vielen Jahrhunderten spätere Völker drohend warnt. Also, abgespannt und verweichlicht, ergaben sie sich.

Zwei Institute, wodurch eine öffentliche Meinung und Stimme begründet wird, Religionsverträge und unser Literaturwesen, fehlten der alten Welt. In Gebrauch war der Gottesdienst, ohne Lehrvorträge, die selbst den gemäßigten Theil der Menschen immer doch etwas aus dem Rohen herausarbeiten.

Bei des Christenthums dazumal anbrechendem Lichte erschien die Welt nach und nach in besserer Ansicht; nicht als hätte das Licht sich gelindert, aber nach der Gestalt des Körpers, auf den es fiel: die damalige Welt, wie eine in unheilbarer Verbothenheit ihrem Untergang entgegenstehende Unordnung; nachmals, unter den Barbaren, wie eine strenger Zucht bedürftige Bildungsanstalt; endlich, in der neuern Zeit, wie eine Haushaltung von Menschen, die, dem Zuchtmeister entwachsen, je nachdem sie das Erlernte benutzen oder vergessen, der Freiheit froh sind, oder in Dienstbarkeit stürzen. Dazumal war Hoffnungslosigkeit Quelle einer vollkommenen Gleichgültigkeit; diese ist der Tod der Seele.

Geliebte hatten jene Alten, wie wir, aber ohne jene Mittel, welche die Berührungspunkte der Schriftsteller zu dem Publikum bei uns in das Unendliche vermehren haben. Es fehlt diese Öffentlichkeit, diese tägliche Mittheilung, durch die Eine erleuchtende Ansicht, ein entflammendes Wort, wenn auch eines gedruckten Mannes von Genie, jetzt blitzschnell durch Europa läuft, und, wenn die Stunde gekommen ist, wie mit einem elektrischen Schlag einstmals Unzahlige zu rühren vermag.

Der Werth des Daseins und richtigen Tons der öffentlichen Meinung ist wohl nirgend einflussreicher als in demjenigen Lande, wo der größte König alter Zeiten, dessen Gedächtniß wir feiern, das zuverlässige Selbstgefühl und von der Tugend seiner Nachfolger die schön bekante Hoffnung hatte, daß er das Emporkommen einer freien öffentlichen Meinung nicht nur nicht behindert, sondern auf alle Art begünstigt hat, wodurch die Freiheit bei uns reicher als irgend, und Sicherheit und Kraft des Staats von dem zufälligen Spiel der Umstände in der Nahe unabhängiger geworden, als der feste Wille eines glücklichen Volks jederzeit ein unberechnetes Gewicht in die politische Waagschale legen kann.

In der That, die öffentliche Meinung ist die Westergentlin, das Gefäß auch derjenigen, die sonst keine erkennen. Als aber mit dem ältern Plinius die welt-

umfassende Gelehrtheit und römischer Seelen herrkömmlicher Ernst und mit Cornelius Tacitus der letzte Hauch freier Wahrheit und Gerechtigkeit verfloßen, wurde von den meisten Gelehrten die Pflicht ihres Berufs aus den Augen gesetzt. Furchtsame und feile Seelen wollten wie der verdienten Vergessenheit nicht entziehen; überhaupt aber wich der männliche Sinn und eigenthümliche Verstand dialektischen Spitzfindigkeiten und den Träumereien der Theurgie. Nicht mehr belebte sie jene aus eigenem Gefühl ergossene, unwiderstehlich mit fortreißender Flamme; es glänzte in übertriebenen Lobreden erkünstelter Weis, und von den Kenntnissen der Vorwelt, ein geistloser Apparat; nachgeahmt, excerptirt wurde (nicht ohne Glück von einigen) das Alterthum, Eigenthümlichkeit hatte nur der famosartige Spötter, welcher mit seinen Zeitgenossen, ihrem Weisen und Obktern seinen Ruhmwillen trieb.

So fehlte dem entnervten Körper die herstellende Nahrung. Der Mensch in seiner Trägheit beklagt das unabwendbare Schicksal; der große Mann weiß ihm in die Räder zu greifen. Ein Zeitalter, allzuschwach für Glauben an die Götter und sich selbst, kramt Roms Ueberlegenheit an; aber der Mensch ist, was er will, wozu er sich macht.

Glücklich jede spätere Zeit, welche von der vergangenen unterrichtet wird! Darum hat Friedrich bis in seine höchsten Jahre die Lesung der Alten empfohlen; die ächte Gedächtnisseiter eines großen Mannes ist die Erinnerung dessen, was er gelebt.

II.

Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

(Eine akademische Antrittsrede Schiller's *).

Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine h. h. h. an ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortheilhaften jungen Männer, die eine edle Wissbegierde um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches reifsame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, mache mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Götterreich zu geben als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Weltens empfängt und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entzünden, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine

*) Mit dieser Rede eröffnete der Verfasser seine öffentlichen Vorlesungen in Jena. Sie erschienen zuerst im kritischen Merkur 1789 im November.

Wahrheit, seine Verschlimmerung und seine Vererbung, begleitet sie ihn; von Allem, was er sich nah und fern, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist Reiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedene Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwas mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Es ist es aber unternommen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleißes genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wie es nicht überflüssig sein, mich über diesen Zweck Ihrer Studien selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berücksichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsere künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anderes ist der Studierplan, den sich der Probdiegelehrte, anders derjenige, dem der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Probdistudien nennt, von allen übrigen, die den Geist wie alle Geist vergnügen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er zuerst lehren widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Lasten nicht zu fürchten. Hat er seinen Lauf durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Rührerin — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengeschauften Gedächtnissfragmente zur Schau zu tragen, und ja zu verhindern, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Probdwissenschaft benehmt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie verdrängt die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieben, als der Haufe der Probdiegelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dunkelheit sichtbar; sie sehten mit Erbitterung, mit Helintücke, mit Verwerfung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein sehten. Darum kein unverföhnlicherer Feind, kein neidischerer Anlingselb, kein bereitwilligerer Aegermacher, als der Probdiegelehrte. Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn betheuern, desto größere Vergeltung heischt er von Ihnen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur Einen Maßstab, die Mühe. Darum höret man Niemand über Unbank mehr klagen als den Probdiegelehrten; nicht bei seinen Gedankenspielen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Vererbung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Probdiegelehrte? Er hat unseufz gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat unseufz nach Wahrheit gestrebt, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Geld, in Zeitungsgeld, in Härkengunst verwandelt.

Bedragenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeugen, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem Schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseite mit sich herum trägt! — Noch bedragenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überdrehn ließ, für seinen künstlichen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Rath wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihm ansehn: Wünsche werden in ihm aufzuwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Reuchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht seinen Zweck seines Willens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Müßelige, das Oeringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen legen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur über seinen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt sterben sollte, ein neuer Schöpfer berufen zu sein, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verheßern. Der Arzt entweicht sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Heiltschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung vor den heiligen, sobald sein Glaube an die Unschlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so searfüßig, als der Predigelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, beßert sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. We der Predigelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Reuchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Bewusstseins gerichtet; seine edle Ungebuld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaften steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick übersehet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Vorbelehren widersprechen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht fällen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder lehen den letzten noch schlendern Stein an sein Zeeugebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenweise, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit im mer mehr gelehrt, als sein System, und gern wies er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schöneren vertauschen. Ja, wenn kein Streich von Außen sein Zeeugebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wachsamem Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer höherer Gedankenformen schreitet der philosophische Geist in höherer Vollständigkeit fort, wenn der Predigelehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einzelne seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Verdienster fremden Verdiensts als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfindereich genug, um jede Thätigkeit zu nützen, ist er auch billig genug, den Ueberer auch der Kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Predigelehrten. Jener will Alles, was

um ihm geschleht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — politischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verdummet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er nothwendig Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die haushälterische Schenke, die ihn nur schwach gegen die stürzende Vernunft vertheidigt. In allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von Außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Geiste selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeistelter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit sein, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verzünget. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch steht und wirkt, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Object seines Wirkens von seinen übelgen Bründern entfernt, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er bezaubert ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entschieden sei, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Raster nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwischen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen oder erlassen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Bestreben, sich dem Ersten nützlich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst abzuwenden von ihrem höchsten Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsere europäische Seefahrt in fernem Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beispiel ihn in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weiße Hand scheint uns diese rohen Völkerskämme bis auf den Zeitpunkt aufzuspart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen, und den verlorenen Anfang unser Geschlecht aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch hing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen und die Reiseforschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum vom thierischen Lären zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe, dort noch keine Kennt-

nitz des Eigenthums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung fest halten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Willen das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Glück des überwindenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Andere, die, mit mehreren Gemüchlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten von Anechtenschaft und Despotismus ein schauerhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrika's seine Untertanen für einen Schindl Treppentritt verhandeln: hier wurden sie auf seinem Grad abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wies sich die fromme Einsicht vor einem lächerlichen Feitsch, und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern malt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglaube niederbeugen, so eud ist er hier durch das andere Extrem gefesselter Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, vom jedem Geräusch aufgeschreckt, redt der Wilde sein schreies Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm Alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein weltlicher Heer weicht ihm rauchem, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschast, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeugt er sich unsern Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröchtlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entsetzen erweckt und selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind wir jetzt! — Lassen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter still stehen, wein wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir berechnen.

Der menschliche Fiech hat sie angebaut, und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürrn Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Mensch durch einander gemengt, und die weitlichen Gewächse des Orients zu seinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa aufersleben lassen. Ein heit'rerer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zertrü und den Sonnenstrahl aufsthat, und in den Werten des Rheins spiegeln sich Asiens Keden. An seinen Ufern erheben sich vollreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchschneiden. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes selbstlichem Besitz sicher unter einer Miltion, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge gestücht, und die Freiheit des Raubhiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieterische Bedürfnis nicht mehr an die Pflugschar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Heer zu vertheilgen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht, sich selbst seine Pflicht anzulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Aitells, welche

Siehe in allen Keldern des Wissens, seitdem der Mensch in der traurigen Selbstvertheidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, seitdem es in seine Willkür gestellt worden, sich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen soll; seitdem er das kostbare Verrecht errungen hat, über seine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf seines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, seitdem die vervollständigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpfen jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galilei und Trasmus beschreiben.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, weil er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmählig in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von den Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen jähzelt, halten jetzt die Gesetze des Anstandes und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vorigen eingebrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verzeihen sollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der Ästern und mittleren Jahrhunderte gegeben! Wie unschädlich, ja wie nützlich hat er es gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutschland das System seiner politischen und sittlichen Freiheit auf. Das Schattendbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, leidet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatssystem durch Einheit zusammen; jenes drückte die thätigen Kräfte der Menschheit in einer slavischen Einörmigkeit darnieder. Selbst unsere Religion — so sehr entsetzt durch die unreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der bessern Philosophie verkennen? Unsere Leiden und Tode machten sich um das Dogma und um die Moral des Christenthums eben so verdient, als — der Pinsel eines Raphael und Correggio um die heilige Geschichte.

Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verflochten! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichsten Verträge verbunden! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander ansehn, aber wesentlich nicht mehr zerstreuen.

Welche entgegengesetzte Gemüthe! Wer sollte in dem versteinerten Europa des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fertiggeschlittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Veltin vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Auserkorn zu diesem Neuperson, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker,

zum gebildeten Weimann hinausschleudert — die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

So unermesslich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aussuchen! Ziel an der Themse, und für diese Freiheit sein eigener Schuldner; hier unbewegbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel kräftiges und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Porenäen durch seine Ruhe kräftiges und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; düstern und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Mißvergnügen, Kunstfleiß und politische Bande; dort die Anwohner eines Stroms durch eine andere Liturgie unermesslich geschieden! Was subte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Throne, und ließ in Frankreich alle, bis auf einen verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst daß wir uns in diesem Augenblicke hier zusammen fanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Maaß von Gewissensfreiheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeschichte würde wenigstens nöthig sein, dieses elartige Moment zu erklären; daß wir uns als Christen zusammen fanden, mußte diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte sie den römischen Staat genau so finden, als sie ihn fand, um sich mit königlichem siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäsaren endlich selbst zu bestiegen. Unsere rauen Verfahren in den thüringischen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Aetius verführt und bezwungen werden, sein Ansehen zu mißbrauchen, und seine stille Gewissensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einen Gregor und Innocenz alle ihre Kräfte auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß, und des geistlichen Despotismus schreckliches Skandal einen unerschrockenen Angustinermonch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europas zu entreißen. — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammelt sollten. Wenn dies geschehen sollte, so müßten die Waffen unserer Kürsten Karl V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Gustav Adolph mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Endlich mußten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Kiese ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hanfa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelstande, dem Schöpfer unserer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranziehen sollte. Deutschlands Kaiser mußten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich selbst bekämpfen

Ueberflusses in Afiens Oedern entladen, und der trohige Lehenobel in einem merkwürdigen Kaufrecht, Kämmerzügen und heiligen Fährten seinen Empörungsgreiß auebüteten — wenn das verworrene Chaos sich sonbern und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewichte ruben sollten, wovon unsere jegige Ruße der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausbringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so mußte der lang erstlickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthendsten Befolgern aus's Neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unsere Verfahren, von den klüglen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richtersthühen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Mißgagang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werthbätigkeit schuf, von fern einen Ersatz zubereiten, und der profane Kriß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Rußern mußte der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufschließen, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Mäusen und Geylen schließen, wann sie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menschendilberin sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstands emporgebrungen wären, welche sie weltlich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geschichte verbergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten zusammen treffen, diesen neuen, noch jarten Keimen von Wissenschaft und Kunst Wachethum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrißlen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundlage zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichen Verrihtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden, die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Kultur, wie die entlegenslen Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würge an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unsers Verberbens — sehen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die viele Ursache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollständig übersehbar kann sie nur der unenblichen Verstand; dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen fest gehalten worden. Dabin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen verbergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, so seltsam sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, so geschah diese Mittheilung Anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch

eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Media glanz, die verändert werden und verändern, so mußte sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte; daher sind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählige viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Bei Weitem der größere Theil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die größere Anzahl durch die Leidenschaft, durch den Unverstand, und oft selbst durch das Genie ihrer Beschreiber verunstaltet und unkenntlich gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst, und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthseln, welchen Glauben können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschriebenen Abzügen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. Was und wie viel von diesem historischen Stoff gehört nun der Universalgeschichte?

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unvordenklichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegengesetzt ist. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschwung über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfang, nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Festsitzen dieser bezeichneten Facten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Weltalter herunter zu steigen. Dies ist die Weltgeschichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Streden in der Ueberslieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen an einander entwickeln, so unterbrechen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander geknüpft sein. Es ist daher zwischen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeschichte ein merkwürdiges Mißverhältniß sichtbar. Irgend möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, daß der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustand des tausenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen

steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfals unvermeidlich, daß Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter aufs Genaueste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten i s o l l e t erscheinen. Ein Factum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Factum für die Weltgeschichte wird: aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, liegt (aus Mangel der Dürftigkeit) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So würde denn unsere Weltgeschichte nie etwas andres, als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettert, erhebt er das Aggregat zum System zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von Außen, in den neuesten Zeitaltern wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schliessen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt — der ihn unwillkürlich reizt, Alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkennt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolg er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ungefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annehmen, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verdäugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit, zu geben, was unter dem geliebten Lichte des Verstandes angefangen hatte, ehe so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Prinzip in die Weltgeschichte. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erscheinung, welche dieser große Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend bestimmende Facta bestätigt, und durch eben so viele andere widerlegt; aber so lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Ausschluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentschieden, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größte Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeschichte nach letzterem Plane in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vortheilhafte Anwendung die-

ses großen Raafes könnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und doch so sehr vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschließt. Schon der stille Hinblick auf dieses, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forschers einen belebenden Sporn und eine süße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinste Bemühung sein, wenn er sich auf dem Wege sieht oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen, und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.

Und auf solche Art behandelt, m. H. V., wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Nicht wird sie in Ihrem Verstande und eine wohlthätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzündet. Sie wird Ihren Geist von der gemelnen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entzöhen, und, indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker aus einander breitet, wird sie die vortheilhaften Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbreitert sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Dasein in einem unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hindüber.

Der Mensch verwandelt sich und stirbt von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgeseht auf dem Schauplatz eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Heerden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltverlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick erueckt schon von fern, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „daß der selbstflüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befehdet.“

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Verurtheil der Zeit sie dahinstreifen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was aufsteht, hat für sie gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Lohrentanz frisch, und gerührt den Obelisk, den die Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit anordnet, was in jedem Zeitraume für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Maafstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie heilt und von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsere eigenen Bestrebungen aufmerksam macht, läßt sie uns die gepriesenen goldenen Selten Alexander's und Augustus nicht zurückwünschen.

Unser menschliches Jahrhundert herbei zu führen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden

Sie können, einen Reiz auf die Güter zu legen, denen Großmuth und unangefochener Besitz so gern unsere Dankbarkeit zaudern: kostbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten fließt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heiliger Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das Kommen der Geschlechter die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entzünden, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Eitlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkommen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichsten Reize, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser stehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie Alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter ert, wenn auch der Name ihres Urheberers hinter ihr zurückbleiben sollte.

10.

Ueber den ästhetischen Standpunkt der Römer im Vergleich mit den Griechen.

Von Georg Gustav Samuel Röpke 1806¹⁾.

Hochverehrter Versammlung!

Die rühmliche Vorliebe für die griechische Literatur, welche die Sprachgelehrten der letzten Jahrzehende auszeichnet, hat nicht selten zu einer Ungerechtigkeit gegen die römische verleitet. Alles, was die Römer an schriftstellerischen Werken hinterlassen, ist erborgt, hieß es; ihrer Redner und Dichter verstanden nur nachzuküßeln, oder gar nur ungetreulich und rauh zu übersetzen, was die griechischen Meister ihnen überliefert. Keine eigene Ansicht weder in der Kunst noch in der Wissenschaft, sei einem Volke zu verdanken, welches gegen die Griechen als Halbbarbar in den Schatten trete; selbst dem ganzen bürgerlichen und politischen Leben der Römer sei der Stempel der uralten Rohheit aufgedrückt, welche gleich einem bösen Schicksal, das Schöne, edle sich entwickelt, in den Staub getreten. Weber seine gefällige Kultur, noch die Ausbildung eines wahrhaft freien und reinen Gemüths in Einzelnen und Völkern entschuldigen für den bürgerlichen, überzogen, übermüthigen Nationalcharakter, welcher jeden Römer betäubigen müsse. Und was endlich ihre wissenschaftliche Kultur betreffe, so könne man in jeder Disciplin vielleicht bei jedem einzelnen Gedicht und jedem Werk desselben nachweisen, an welchem der Griechen der Raub geschah, oder welcher der Griechen in dem einzelnen als Muster vorzuziehen.

Es ist kein Wunder, wenn die neueren Kunstrichter eine so scharfe Kritik sich erlaubten, da die eigenen Gelehrten des römischen Volkes eine ähnliche Sprache führten. Sparsam und kleinlaut in dem Lobe ihrer Landkrieger, bezogen sich diese

1) Dr. Georg Gustav Samuel Röpke aus Medow bei Hamm, geboren den 4. Oct. 1773, gehörte den 29. Jun. 1837 als Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, zeichnete sich besonders als realistischer Schulmann aus, zugleich er auch als Schriftsteller, namentlich durch metrische Uebersetzung einiger Komödien des Terenz und des Plautus, sich verdient gemacht hat.

bei der Entwicklung ihrer Kunstregeln nur auf griechische Muster. Obgleich dies scheint, weil sie die griechische Literatur als ein abgeschlossenes Ganzes betrachteten, welches eben deswegen reiner und partelloser Bspiele und Regeln abgeben könnte, oder weil sie in der griechischen Nation das höchste Mögliche der feineren Kultur erreicht glaubten, genug, sie, welche sich selbst einmal nach jenen gebildet hatten, nahmen nur von jenen den Maßstab des Schönen und des Vollendeten.

Und gleichwohl können wir es nicht verschweigen, daß die Nationallehre der Römer und gekränkt scheint, wenn sie zu bloßen Schülern und Nachsprechern der Griechen entwürdiget werden. Nicht bloß in politischer, sondern auch in ästhetisch-moralischer Hinsicht zeigen sie in dem goldenen Zeitalter ihrer wissenschaftlichen Kultur eigene glänzende Seiten, und es sei uns heute erlaubt, auf einige derselben aufmerksam zu machen. Wir glauben die Wahl des Gegenstandes für den heutigen Tag um so eher rechtfertigen zu können, da der ehrenwürdige Geist, dessen gefeierter Name unter den Wohltätern dieses Gymnasiums als einer der edelsten und vornehmsten strahlt, vor allen andern Gegenständen des öffentlichen Unterrichts die römische Literatur zur Pflicht gemacht hat. Wir würden daher an dem, was als eifrigster Wunsch seine letzten Tage beschäftigte, einen sträflichen Verrath zu begehen glauben, wenn wir nicht, was in unsern Kräften steht, dazu aufwendeten, um den unserer Bildung anvertrauten Jünglingen das Studium der römischen Sprache werth zu machen, und Nothwendigkeit, welche sich dagegen auflehnen möchten, zu beseitigen.

Die Geschichte hat uns in den Römern ein Volk aufgestellt, welches von Seiten seiner politischen und bürgerlichen Höhe nie seines Gleiches gehabt hat, nie haben wird. Es ist nicht die Kunst zu morben, welche Römer zuerst in ein großes, furchtbares System gebracht, nicht die Menge der Eroberungen, nicht der unterjochte Erdkreis, welcher sie und so hoch stellt; denn hierin haben lächerliche Normadischer Horden Aehnliches geleistet, und wir hätten von dieser Seite ein Recht, unserer Bewunderung für sie zu entsagen, wenn es den Völkern und Timuren auch nur meteorisch gelang, ihre blutbesprikten Fahnen durch eroberte Länder zu tragen. Es ist die Lösung eines Problems, welche zuerst den römischen Bürgern gelungen ist. Tausende von Völkern sind untergegangen im Strome der Zeit, und werden untergehen, ohne daß auch nur in den Ideenkreis ihrer Weisen und Vorleser je ein Gedanke trat, wie ihn die römische Vorwelt als Begebenheit dargestellt hat. Die große Aufgabe ist gemeint, eine unbedeutende Pflanzstadt, nur von arbeitsamen Klüchtlern angebaut, durch Kriege und Unterhandlungen zur Herrscherin der Welt zu machen, diesen Plan von Geschlecht zu Geschlecht mit immer neuer, immer verstärkter Kraft zu verfolgen, aus den errungenen Siegen der Väter, aus den noch schrecklicheren errungenen, mit Wunden und Tod bezahlten Belehrungen neue und glückliche Resultate zu ziehen, kurz, Jahrhundert hindurch das Eine Gesetz zu verfolgen, daß der Sohn da fortsetze, wo der Vater, von seinem Verhängnisse ereilt, unvollendet lassen mußte.

Wahrlich, ein Erfolg der Art kann nicht durch bloße Thaten der Gewalt erzeugt werden. Hinzutreten muß selbst bei dem Gemeinften des Volkes eine Planmäßigkeit und Staatseinheit, wie wir sie jetzt vielleicht in den Kabinetten der Fürsten bewundern würden, eine fast geniale Vollendung in der Kunst zu unterwerfen und zu beherrschen, eine Kraft des Charakters, welcher sich in der Nothwendigkeit, wie in der Freiheit, leicht und fest bewegt, endlich eine Vereinigung des Geistes mit dem Stoffe, wie sie sonst vielleicht nur höhere Naturen und die erlauchtesten Häupter der Völker zu durchdringen pflegt.

Es bedarf keines Beweises, daß durch die Großthaten der Römer und deren politischen Einfluß sich ein Nationalcharakter erzeugen mußte, in einer Schöpfung und Bestimmtheit, wie die Welt ihn nie wiedersehen wird. Wenn ihre feste Anhänglichkeit am Gesez und ihre Achtung für die Vorfahren, wenn ihr Muth und

ihre Tapferkeit sie den Spartanern verähnlichen, so nähern sie sich durch ihre Staatsstellung und durch die vielfach verschlungenen Verhältnisse des bürgerlichen, durch die feineren und geistigern Bedürfnisse des häuslichen Lebens den Athenern, und es scheint, als wenn in ihnen nordische Kraft und Simplicität mit morgenländischer Kultur sich habe vermählen wollen. Welche Widersprüchlichkeiten indessen wie auch sonst noch in ihnen wahrnehmen möchten, so dürfen wir doch mit Wahrheit sagen, daß das Unterscheidende in ihnen, der vorherrschende Sinn für Größe und Würde, für aufopfernde Tugend und verdienstlichen Ruhm, jenes hochherzige Vorstreben, welches fünf Jahrhunderte hindurch bei ihnen ausdauernte, daß dieser Geist, sage ich, gerade das ist, was ihnen einen eigenenthümlichen Charakter ausprägt.

Einem Wunder müßte es gleichen, wenn ein Volk von dieser Eigenthümlichkeit der Sinnesart nicht einen eigenen ästhetischen Standpunkt haben sollte, und wenn auch die Gegner der römischen Originalbildung den Gedanken geltend zu machen suchten, daß es mit den eben aufgestellten Nationaltugenden sich ganz wohl vertrage, daß diesem Volke der Sinn für das Schöne, als keines Element der ästhetischen Kultur, abgehe, so werden sie doch zugeben müssen; daß auch der Sinn für das Erhabene in ihnen seine Heimath findet, und daß das Wahre und Gute in seiner Urquelle mit dem Schönen zusammenfließt. Scheint es doch, als wäre selbst der ästhetische Sinn nichts anderes, als die Neigung des Gemüths, das Schöne mit dem Wahren zu vereinigen, und sowohl im Leben als in der Dichtung dieses mit jenem zu umkleiden. Diesen Sinn können wir uns aber von der Literatur eines Volkes ganz unabhängig vorstellen; es wäre denkbar, und vielleicht hat das Beispiel der Römer es bewiesen, daß er sich in den schriftstellerischen Werken einer Nation nicht mit der ungeschminkten Originalität ausspreche, welche ihn im Leben und in der Wirklichkeit auszeichnete. Denn es ist ein ewiger und unvermeidlicher Fluch für die Jüngern und Epästelenden, daß sie als Nachahmer dessen erscheinen, was sie vielleicht eben so gut erfunden hätten, wenn ihnen das Verhängniß vergoant hätte, früher zu leben. Dieser Fluch scheint besonders die Römer getroffen zu haben. Die Griechen hatten nun einmal die Höhen und Tiefen des großen Gebietes des menschlichen Geistes zuerst beleuchtet, und wenn daher in der moralischen und intellektuellen Welt für die Römer nicht mit demselben Glücke als in der moralischen legend ein neues Feld zu entdecken war, so konnte für sie kein anderer Lorbeer zu erringen sein, als der, die älteren Entdeckungen zu beugen, oder die oft verlorene Spur der früheren von neuem aufzusuchen und zu erweitern. Und diesen Ruhm haben sie unstreitig. Werken wir nur auf einige Zweige der feineren Kultur unsern Blick, um das Gesagte in ein besseres Licht zu fassen! —

Betrachten wir die Römer zunächst in Hinsicht auf Poesie, so müssen wir freilich eingestehen, daß sie höchst wahrscheinlich in den meisten Zweigen derselben gegen die Griechen zurückblieben. Denn machten wir auch als ihre Schutzredner darauf aufmerksam, daß das Klima und die Natur ihres Landes so gut als bei den Griechen eine natürliche Organisation dafür begünstigte, und daß vielleicht grade das Verdienstlichste, welches ihre Originalität am sichersten bewerkundet hätte, für uns unterging, so würden wir doch dem Einwurfe wenig oder nichts zu entgegnen haben, daß selbst die politischen Verhältnisse und Neigungen der Nation und der unstreitig mehr auf das Wahre als auf das Schöne gerichtete Sinn derselben der Poesie unter ihnen widerstrebt habe. Die rauhe Wahrheit des Lebens ergreift die Römer zu ernst und bitter; in einem Zeitraum von fünf Jahrhunderten gibt es für ihren Staat kaum einen kurzen Moment geläuterter Ruhe. Es droht entweder der eben erst besiegte Feind einen neuen verwerfungsreichen Kampf, oder das Unglück des Unterganges ruft die benachbarten Völker zum Streite auf, um ein ähnliches Schicksal von sich abzuwehren.

So spinnet sich Krieg aus Krieg, und jeder neue ist verhängnisvoller und blutiger, als die ihm voranglängen. Selbst die Muse fehlt, den süßen Träumen eines freihern, dessen Zeitalter sich hinzugeben, um vor der qualvoll bedrückten Gegenwart in das heitere Land der Phantasie zu flüchten. Auch ist das römische Volk vielleicht das einzige, vor welchem selbst nicht einmal der Schatten eines schöneren irdischen Lebens vorüberging. Krieg und Noth ist hier die Lösung von Allem her. Nie sahen die römischen Ahnherren, wie der Pelasger stromes Urauschlecht, die Welt in der Feilsche und in den Auberfarben ihrer ersten Jugend. Denn nicht das erstere nur, auch das zweite Göttergeschlecht war bereits untergegangen, als die Hügelstadt sich erhob. Kein Wunder also, wenn schon den Patrinern die Poesie des Gemüths fehlte, und wenn, was späterhin jener Aehnliches sich zu entwickeln schien, nur angebildet war, mußten doch diese Gebilde ewig des lebendigen Häuches der eigenen Schöpfung ermangeln. Eben daher, weil schon das römische Volk undichterisch ist, hat auch ihre Sprache, in welcher sonst alles erreicht ist, was der Fleis erschafft und die Kraft erwingt, des ionischen Wohlklangs sich nimmer bemächtigt. Nur an den deutschen Troh wollten ihre kürzeren Formen und ihre flacker, kräftiger Laut mahnen, des Ioniers schmelzende Melodien haben sie ewig verschmäht. Selbst die größte Bildungsfähigkeit der griechischen Sprache haben sie sich nie angeeignet, und eben deswegen den Reichthum an Ausdrücken für das Gebiet der hinausstrebenden Phantasie sowohl, als der in sich selbst zurückgewendeten Speculation entbehren müssen. Eben deswegen blieben ihnen die Griechen im Epos, in der ionischen und dramatischen Dichtung ewig unerreicht, wiewohl sie es in der Elegie, in welcher sie den Griechen nicht nachstehen, bewiesen haben, daß sie für die reicherer Empfindungen Sprache und Ausdruck hatten.

Wie aber ist es geschehen, daß sie fast von allen Gattungen der Dichtung am meisten im Trauerspiel gegen die Griechen im Schatten stehen? Von einem Volke, wie das römische, bei welchem der Sinn für das Große und Erhabene zum Nationalcharakter gehört, dessen Einbildungskraft durch acht tragische Elemente der Gegenwart so leicht entzündet werden konnte, dürfte man nie Recht unsterbliche Meisterwerke erwarten. Aber hier ist es, wo und der hoffnungsvollste Fruchtzwig ihrer Bildung von der stürmischen Wahrheit des Lebens geknickt erscheinen muß; hier ist es, wo eben deswegen die Dichtung zu versagen scheint, weil die rauhe Wirklichkeit, die höchsten Elemente des Tragischen erschöpfend, die überwundene Phantasie zum Schweigen bringt. Dazu kommt ohne Zweifel auch dies, daß die Römer einer methischen Helmschirm ermangeln, daß ihren Vätern, welche sich nicht mehr an die Götter reihen, eine dunkelheroische Ueizt versagt ist. Von ihren Ahnherren ist kein goldenes Ueizt erbeet, kein Theben erstürmt, kein Troja vertilgt. Und wenn auch in dem Königsstamme ihres Scrvlus Tullius die Remesis nicht minder schauderhaft waltet als in dem Hertscherstamme von Theben; wenn auch der stolze Tarquin mit seinem Geschechte, wenn auch Lucretia, die dem Tode sich weihet, und der rächende Brutus, welcher im Wechselmoche fällt, der tragischen Bühne würdige Gebilde zu sein scheinen, so fehlte es entweder ihren Dichtern an Empfänglichkeit und tiefem Gemüth, den tragischen Stoff zu erfassen, oder sie glaubten den Zwischenraum jener Vergangenheit zu nahe, als daß sie hoffen durften, daß ihnen die Behandlung desselben vor einem spröden, der Täuschung einer entzündenden Kunst widerstehenden Volke gelingen werde.

Wenn wir indessen den römischen Dichtern im Vergleich mit den Griechen auch Vieles und Bedeutendes absprechen müssen, so können wir es doch nicht verschweigen, daß ihnen eine Gattung der Dichtung eigenthümlich angehört, welche, wie der Name derselben, an nichts Griechisches mahnen darf. Die Satire ist es, welche ursprünglich dem römischen Boden entkeimt ist. Würdet sie auch erst

später auf, als schon die bürgerliche Freiheit der Nation gebrochen war, und als zugleich mit der Despotie die begleitenden Laster sich der größern Masse bemächtigt hatten, so erinnert sie doch an den alten und großen Sinn der Nation, welche sich nur in dem Regie des Ethischen wohlfühlt, und das Phantastische verschmähend, nur von dem Leben selbst und dessen Erscheinungen angezogen wird. Einwirken will sie unmittelbar und bessern die Entarteten; darum athmet sie Schmucklos in erster Bluth der Gedanken nur die raube Größe sittlicher Ueberelegenheit, und erscheint sie als ernste Richterin nicht selten dunkel und unverständlich, so ist es, weil sie der müßigen Vergnügungen der Kunst, selbst des Reizes der Bilder spottet, und jedes Nebenwerk sinken läßt, um nur den einen Hauptgedanken, welchen sie verfolgt, fest im Auge zu behalten. Mag sie nun entweder mit Horaz die lächerlichen Seiten des Lasters verspotten und einen Aristippischen Lebenssinn predigen, oder mit Juvenal die einzelnen Erscheinungen der Entartung mit strenger Klage schildern, oder mit Persius aus der weltlichen Welt, welche sie zu verabscheuen liebt, zum Ideal der Menschenwürde hinaufstimmen, überall legt sie Zeugniß davon ab, daß das Volk, dem sie angehört, mehr durch das Ethische, als durch das Phantastische angesprochen wird, und daß die Dichter desselben, was der Fülle abgeht, der Tiefe zuzulegen streben. Eben deswegen repräsentiren sie im Lehren würdig das Volk, von welchem sie stammen, und Puzos und Virgil, denen wir als didaktischen Dichtern einen hohen, bedeutenden Rang anweisen dürfen, sind wichtig genug, um auch von dieser Seite den römischen Charakter zu bezeugen.

Werfen wir aber auf die Gesamtmasse dichterischer Bestrebungen bei den Griechen und Römern einen allgemeinen Blick zurück, so dürfen wir, wenn auch durch diese einzelnen Erscheinungen gewonnen, dennoch keinen Augenblick anstreben, den Griechen die Palme zu reichen. Kühnlicher inbessern, als in der Poesie möchte vielleicht eine Vergleichung der Römer mit den Griechen in der Dichtungsmaske ausfallen. Die Athenen und Römer haben in beiden Gattungen der öffentlichen Becksamkeit, in der poetischen sowohl, als in der geschichtlichen, gegläut. Einige Seiten gibt es vielleicht in beiden, welche die Römer über die Griechen heben. — Die politische Becksamkeit, welche die Förderung des eigenen Staatswesens bevocht, mußte bei den Römern, bei welchen sich seit der Vertreibung ihrer Könige der entscheidungsvolle Kampf für Freiheit und Dasein mit jedem Tage erneuerte, ein größeres Feld haben, als bei den Athenern, bei denen entweder des Kampfes weniger war, oder wo der Drang nach bedrohender Gefahren keine wortreiche Erwägung nothwendig machte, oder zuließ. Die Staatsverhältnisse der Römer dagegen waren Jahrhunderte hindurch mißlicher und verwickelter, und ihre Lage zu Bundesgenossen und Unterthanen, zu auswärtigen Königen und Bürgerstaaten, bei deren jedem einzelnen eigene Maximen und Rücksichten zu beobachten waren, machte eine reichere Ueberlegung jedes politischen Schrittes zur Pflicht.

Welche noch erhöhte Becksamkeit mußte sich diese Becksamkeit zusichern, als die Römer wie Beherrscher der gebildeteren Erdhälften dastanden, als die Meinung erst eines einzelnen Senats fremden Königen und Völkern Befehle vorschickte; als mächtige Herrscher, denen bloßer Muth in ihrem Reichen dem sterbenden Unterthan Leben oder Tod gab, in dem römischen Senat gleichwohl ihren Oberherren erkannten; als Statthalter und Könige, denen man zu herrschen vergönnte oder befohl, von Rom aus ihre Befehle und Vollmachten erwarteten; als alle Ereignisse jener tributbaren Fürsten unter einander in Rom entschieden, in Rom ihre Rechte und Verpflichtungen gegen einander abgewogen wurden! Römische Redner waren es, welche vor Senat und Volk für die sterbenden Klienten das Wort nahmen; staatskluge und herrscherverständige Männer waren es, welche den Inhalt ihrer Reden richtend erwogen. Hier galt es nicht, wie in Athen so oft

und selbst noch in den erleuchteten Zeiten des peloponnesischen Kriegeres geschah, die unbedingte Menge durch falsche Vergleichungen zu täuschen und einen leicht empfänglichen Volkswillen durch das Schauspiel einer theatralischen Uebertreibung zu lenken. Die größte Weisheit des Senats konnte nur durch die Entwicklung tief gedachter Argumente gewonnen werden; und noch heute beweisen uns, was römische Staatsmänner in dieser Gattung zu leisten vermochten, die herrlichen Muster, welche die Vergleichung mit den griechischen nicht scheuen dürfen.

Ofters der höhere Geist und Ton, welchen die römischen Staatsredner vor den griechischen atmen, bewährt sich auch in ihren gerichtlichen Reden. Immerhin mag man die Gerichtsredner der Athener dadurch vor den römischen zu heben suchen, daß die athenische Gerichtsverfassung, mehr Schöngesamungen als die römische gestattet, eben betrugten ihre Repräsentanten vielfältiger ausbildete. Dagegen ist in Rom (es gibt kaum ein zweites Volk der Erde, welches sich hierin den Römern an die Seite stellen dürfte) Richter sein, eine unbedingte Ehrenangelegenheit. Die würdigsten Männer des Staates sitzen zu Gericht und verwalteten das Geschick, dessen Richter und Aufseher sie sind, nicht unwichtige Angelegenheiten, wie in Athen, welche am Abend des Gerichts durch die hungarigen Genossen sich drängen, um ihren Tagelohn in Empfang zu nehmen. Es ist einleuchtend, daß das verdorbene Geschickswesen, welches in Rom herrschte, auch der ganzen griechischen Vorkommnisse einen höheren Adel aufsehen mußte, und es spricht sich in den vorhandenen Reden zu deutlich aus, als daß wir hier erst den Beweis davon zu führen hätten.

Aber auch die Geschichtsschreiber der Römer dürfen wir hier um so weniger übersehen, hochgeschätzte Versammlung, da die historischen Werke der Alten wegen der strengen, fast dramatischen Behandlung des Stoffes, wegen der eingetragenen Reden der handelnden Personen, wegen des sichtbaren Strebens, das Wahre mit dem Schönen zu verbinden, zugleich als ästhetische Kunstwerke angesehen werden können. Vergleichen wir im Allgemeinen die historischen Werke der Griechen und Römer auf der einen und der neuen Völker auf der andern Seite, so finden wir manches, was jene über die letzteren hebt. Wenn wir es auch nicht leugnen können, daß es jetzt weit schwieriger und verdienstlicher ist, als unter den Griechen und Römern ein Geschichtswerk von Werth zu bilden, da der Neuere, um nur Eins zu erwähnen, des universalthistorischen Ueberblicks alles Merkwürdigen, was vom Beginn her geschah, und wie es geschah, und der Kenntniß der fortlaufenden Entwicklung des Menschengeschlechtes nicht entbehren kann, wenn wir dies auch zugestehen, so vereinigen sich doch eine Menge von Dingen, welche die Geschichtsschreiber der Alten, und besonders Thucydides und die großen Muster der Römer in den blendenden Vorzügen der Dichtung zeigen und das Volk und Zeitalter zugleich mit erheben, als dessen Ergänzung zu heranzuziehen. Zwar mußte es den Alten leichter werden, als den Neuern, für die Abfassung eines historischen Stoffes sich zu begeistern. Lebendige Volksversammlungen und Senatsbeschlüsse vertraten die Stelle der geheimen Einwirkung der Kabinette, welche uns Neuere erst nicht einmal durch ihre Folgen bekannt werden. Ehrenfahnen und Triumphbogen, welche an glänzende Thaten erinnern, sprechen Sinn und Geist lebendiger an als die vermoderten Urkunden, aus welchen der Neuere schöpfen soll. Forderungen, welche sich zu Ehren großer Thaten und Pläne alljährlich erneuerten, stoben vornehmlicher und kräftiger als die düstern Cirenien des Mittelalters, welche, nicht selten ein schmätzendes Denkmal ihrer jenseitigen Zeiten, in beschränkten Büchersammlungen ihr kümmerliches Dasein fusteten.

Aber wenn auch dies Alles den alten Geschichtsschreibern als ein Vorrecht ihrer Staatsverfassungen angerechnet werden muß, so darf man es doch freudig bekennen, daß sie sich dieser Vorzüge auf eine geistliche Weise bemächtigt und würdig gemacht haben. Ueberall leuchtet aus den Besseren unter ihnen hervor,

daß sie sich selbst und ihre Begonnen aus einem höhern Gesichtspunkte ansehen. Als Verstärker und Ausleger des ewigen Schicksals stehen sie da, und nicht die dürftige Gegenwart ist es, um deren Verfall sie kühnen. So wie sie die mangelhaften Erfahrungen der Völker und ihrer Pfleger und Führer mit der gewissen Weisheit vergangener Zeiten bereichern, und was die enge Gegenwart nicht bot, in dem vorgehaltenen Bilde früherer Jahrhunderte zeigen, so schwebt ihnen selbst vor die Nachwelt vor, für welche sie schreiben, und von welcher sie den wohlverdienten Lohn eines ewigen Nachhins erheischen. Mit dem allumfassenden Blick gleichsam eines höhern Wesens walten sie über die Charaktere, welche sie zeichnen, und mit überlegener Geisteskraft, welcher die Handrinden und reben: den Personen, wie ein Stoß dem Künstler, zu Gebote stehen, heißen sie dieselben aus dem Dunkel hervorgehen, in welches Verhältnisse oder eigner Wille sie gebracht zu haben schienen.

Iener höhern Standpunkt, auf welchen sie sich selbst stellen, gibt auch ihrer Sprache die Würde, welche sie allein schon der Unsterblichkeit werth macht. Nur männlichen, gebietenden Ernst, welchen kein falscher Schimmer des Audeuchs und des Witzes entseht, athmet ihr Vortrag, und unter ihrer Würde haben sie es, das Lebenswerthe nur mit leichtsinnigem Spott, oder mit verdecktem Angriff, hinter welchem sich die Freiheit verbirgt, zu bestrafen. Mäheheit und selbstwüthige Unparteilichkeit sind die hohen Gesetze, welche sie leiten; Menschenfurcht und Gewinnsucht, diese unthätigen Dämonen der Neuern, dürfen in ihrer Nähe nicht treten. Selbst über den verächtlichsten Fehler gutgearteter Naturen, über die begehrte Verehrer für ihre Feinde und Liebhaber, wachen und herrschen sie, sparsam und berechnend in ihrem Lobe, damit sie das moralische Ideal ihrer Leser nicht herabstimmen. — Um das hier Gesagte zu bekräftigen, begnügen wir uns, zwei unsterbliche Namen auszusprechen, Livius und Tacitus, welche beides, warum sollten wir es nicht laut sagen, und eben so hoch zu stehen scheinen, als alle griechische Geschichtsschreiber, und deren erstem das Lob der ausgebildeten historischen Kunst und Beredsamkeit gebührt, so wie der andere durch den Tiefinn seines Geistes seine Gedanken zu heiligen Göttersprüchen erhoben hat.

Das Eigenthümliche, welches im Allgemeinen die ästhetische Natur der Römer von der des Griechen unterscheidet, scheint besonders dies zu sein, daß der ästhetische Sinn der Griechen unbedingt und überall das Schöne ahnet und findet, der des Römers hingegen das Wahre und Gute als Grundlage erheischt, und dieses mit dem Schönen umkleidet. — Von allen philosophischen Schulen der Griechen hat besonders die Schule Epikurs und der Stoiker unter den Römern Befall gefunden. Die erstere gefiel, nicht sowohl, weil sie der Gemüthsruhe und den Sinnen schmeichelte, sondern weil sie den Aberglauben bekämpfte und mit Abkühlung des Gemüths von den Neiven des Uebersinnlichen der eignen Kraft des Charakters und des Willens vertrauen lehrte; die andere, weil sie durch die Erhabenheit ihrer Moral die starken Herzen gefangen nahm. Wenn auch die römischen Weisen nicht als Erfinder neuer Lehrgedäude gänzen, so haben sie sich dagegen einen andern und höhern Ruhm erworben. Sie sind es, welche das in Werk und That verwandelten, was bei den griechischen Jugendlehrern oft nur tönendes Wort war. Wegen ihres vorherrschenden Strebens zum Handeln, nicht zum Disputiren, mußten die römischen Krasmenschen Stoiker werden, wie sie selbst Griechenland nie sah; sie waren es schon, oder wurden es nach der Richtung ihres Geistes auch ohne den Zufall, daß sie grade durch Mitglieder dieser Schule zuerst mit der Philosophie vertraut wurden. Daher sehen wir die würdigsten Repräsentanten des römischen Nationalcharakters — wer konnte nicht ihre Namen! — mit heißer Vorliebe für die strengen Lebensregeln des Zeno durchzungen. Denn mit dem Vergeßen hatten sie, nicht mit dem gründenden Verstande, aufgefaßt, was die Größe und Standhaftigkeit ihres Geistes, jenen Sinn für höhere Menschen-

würde harmenisch anstreb. Gerechtigkeit und unermüdete Thätigkeit für das Genu, so lange die freie Verfassung noch ein thätiges Einwirken gestattet; dennmüthige Resignation, als nach dem Untergange der Freiheit despotische Kaiser die Völkern entseuten; unerschütterlicher Muth im Ansführ des Vorkommens und der Noth, und wenn selbst unter der Hand des Henkers die Glieder schon gebrochen sind, ein ungebrochener, fester Geist, welcher des Schmerses und des Todes spottet, weil er der innern Freiheit vertrauen gelernt hat, dies sind die Tugenden, welche durch die störrische Anfsaat nur auf römlichem Boden gedeihen können.

Wenn es ungünsten sein sollte, die Richtung des römischen Geistes und seiner Kultur wenigstens nach ihren Hauptmomenten zu zeichnen, und wenn es demnach begründet ist, daß der Römer als empfindendes und denkendes Wesen sich nur im praktischen, nicht im idealen Leben gefaßt. So bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß diesen Charakteren, auf dem Standpunkt ihrer ästhetischen Ausbildung, jede Geltung des Romantismus fremd blieb, und daß sie selbst des Sinnes für das Romantische ermangeln, aber doch nur eine schwache Annäherung desselben in sich wahrnehmen. Denn wenn auch der Römer einer geistigeren Weisheitsliebe und einer Beziehung auf das Ueberweltliche im Allgemeinen fähiger ist, als der Grieche, so kann doch das harmonische Verhältniß der Erhabenheit und des Angenehmen bei ihm nicht Statt finden, welches offenbar das Wesen des Romantischen ist. In römischen Naturen herrscht vor der Sinn für das Große und Erhabene, und erkalte den Reiz der idealischen Wärme, welchen das Romantische erhebt. Es kann noch weniger bei ihnen die religiöse Begeisterung hinzutreten, um den magischen Band des Romantischen abzuschließen und zu verfesten. Seine Güter sind dem gebildeten Römer nichts als der Traum, durch welchen die Sinne geübelt und zu den politischen Nachfragen ihrer Tugenden geleitet wird. In der That bedarf aber auch der römische Geist, um moralisch und ästhetisch vollkommen zu sein, mehr des Westwindes, noch des Sinnes für das Romantische. Welche vertritt oder verdrängt ihm die eberne Kraft des Willens, in welcher er fest und in sich gegründet dasthet, der heisse Durst nach Thaten, deren begreifende Hoffnung ihn entflammte, und endlich die Liebe zum Nachruhm, welcher als Unsterblichkeit sich selbst dem blödesten Glauben aufnähmt.

II.

Vorlesung

über König Friedrich II. und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie.

gehalten von Adam Müller in Berlin am 11. Januar 1816¹⁾.

Kann man in diesen letzten Tagen, wo alles Interesse, welches in früheren Zeiten dem Gemeinwesen geschenkt wurde, sich so leicht verflüchtigt und auf die Unbedenkenheiten des Privatlebens gewandt wird, noch mit unbesangener Begeisterung von vaterländischen Sachen reden? Kann man in dieser Stadt, wo unter der Pflege dulsamer Fürsten seit einem halben Jahrhundert jede Gestalt des Glaubens und jede besondere Meinung eine Zusage gefunden, eine öffent-

1) Adam Müller, geb. d. 20. Junius 1779 zu Weiden, vorzüglich durch seine Vorlesungen über Gegenstände der Staatskunst bekannt, späterhin in öffentlichen Diensten zu Wien und als k. k. Generalconsul in Sachsen zu Leipzig.

liche Meinung, einen bestimmten vaterländischen Glauben, an den sich appetitiren ließe, voraussetzen! — Ich glaube es. Wie viel verpöchtelt werden, wo man viele besondere, von dem Antheil an das Allgemeine abführende Selbstzwecke befreit hat und ausschalten in seinen Erwartungen getäuscht werden, wo man mit großen scheinbaren Erfolgen und oft unter dem Beifall von Europa die Künste, Vergnügungen des Privatlebens, und alle Verschönerungen, ich möchte sagen, die Hebung der Kunst in allen jenen schönen Epiken, — allein gewollt werden durch den reinen, ernsthaften und tugendhaften Willen des Königs, — da muß eine öffentliche Meinung sich allmählig wieder bilden, und eine Ueberzeugung, daß die besondern Interessen dem allgemeinen, die blutige Tugend der öffentlichen wieder subordinirt werden müssen, und daß der hohe Altruismusstand unserer aufgethürten Zeitgenossen nicht sei, im Vergleich mit einer tüchtigen, ich möchte sagen, klugartigen Einsicht in die nächsten vaterländischen Angelegenheiten. — Viele Staaten um und her werden erst jetzt in den Stürmen der Zeit angeweht von dem peitschenden, zuckenden Hauche der Privatskulte: durch den Winter, wo jeder sich an der besondern Flamme seines Herdes wärmt und mit dem eignen Lichte sein egoistisches Gewerbe beleuchtet, müssen sie erst hindurch, während wir ihn fast überflanden, und schon hier und dort eine Abkühlung und Weichheit ins Auge faßt, an das allgemeine Lichte eines vaterländischen Gefühls.

Eine öffentliche Meinung ist im Anzuge, sage ich: nicht von dem vaterländischen Schwarmen und Betrübten der öffentlichen Dinge, von dem dochmüthigen Verweilen bei den Privatfachen und Persönlichkeiten der Herrschenden, von dem Staatsreformationsgewerbe, wozu heut zu Tage jeder sich tüchtig glaube, von dem Staatserrichtungsgewerbe, den hinter dem Angiack her jeder erfunden haben will, auch nicht von dem allgemeinen Verlangen nach einem sogenannten großen Mann, der im Volks aufstehe und an einem schönen Morgen plötzlich alles gethan hätte, wozu die kleinen Männer ihrer Hände und vornehmlich ihrem Kopf nicht begehren wollen — ist hier die Rede. Vergleichnen Kattenschiffe Gehanden und Pörsen über sehr ernste, stetige und ewige Dinge haben wir längst gehabt und finden sich überall. Die öffentliche Meinung, von der ich rede, beruht auf Tugenden und nicht bloß auf Reasonement: es muß für alle eine bewaffnete Ueberzeugung, eine Ehrensache werden oder sein, ein bestimmtes Vaterland zu haben; die Behauptung, daß man vaterlandlos sei und bloß einer allgemeinen kosmopolitischen Denker- und Theilnehmerpunkt angehört, muß dreibügeln, wie die Behauptung, daß man geschichtslos oder eitel sei. Was ist die Basis unserer Ehrensache? Der Gedanke einer ewigen Vervollständigung, sein Leben an etwas Höheres zu setzen. — In etwas Höheres! Ist dies Etwas ein Unbestimmtes und Unbestimmtes? — Nein, das unendlich Höhere ist die Nationalität, ihre Vervollständigung der höchsten Vollsein der Ehen, den wir kennen, also der Glaube an das Vaterland eine Ehrensache. Wenn diese höchste Ueberzeugung alle Gemüther zu durchdringen anfängt, dann ist die öffentliche Meinung im Anzuge, von der ich rede; dann wird das unschwindliche Werkzeug des bürgerlichen Lebens zu einer Art von Waffe für das herrschende Hund, dann ist in allen Verfassungen des Volks ein denkender und besuchender Geist zuorgen, in allen Werksstätten des Geistes und der Hände jene unaussprechliche Kraft, die geist und sichert.

Den Sinn für solche öffentliche Meinung, für solchen thätigen Nationalgeist muß ich bei dieser hochwichtigen Versammlung voraussetzen, über die vielmehr um Verzeihung bitten, daß ich Sie, zu meiner persönlichen Rechtfertigung, vor allem Verdachte eines falschen Enthusiasmus erst mit einer Beschreibung jener ruhigsten Vaterlandsliebe aufhalten habe, die jeder Mann von Ehre schon besser empfunden haben muß.

Nicht sehr dem wahren Nationalgeist le sehr im Wege, als der unbedacht-
same Glaube, daß die Begabung und die Bestimmung und die Rettung der
Staaten nur von 1. u. 2. großen Männern komme, welchen mit einer stillen
Wunderkraft die Völker zu ergreifen und zu leiten von unsichtbarer Hand ver-
trieben sei: mit man in schwierigen Zeiten ein solcher Mann nicht erscheinen, wie
er denn meistens ungerufen und unerwartet kommt, so hält man die Fackel des
Vaterlandes für hoffnungslos, während mehr Ein großer Mann, erlöst durch
Eingebung, Erleuchtung und ruhiger Mäßen umflossen verbleibt, und grade
weil er den republikanischen Nationalgeist besitzt, von unantastbaren Nationen
minder beachtet wird.

Wären die großen europäischen Staaten von Anfang an von einer un-
unterbrochenen Reihe 1. u. 2. großer Männer beherrscht worden, so würden wir heut
noch nicht so hinten nicht empfinden, was ein Staat ist, was eine Nation und
was Freiheit. Aber während im Laufe der Jahrhunderte nach einem einzigen Na-
tionalgeist herrscht von allen Heeren und Jochen, große, lebendige, schick-
fertige, kriegerische an allen Ehrenen auf- und absteigen, haben wir auf allen
diesen unvollständigen Gestalten aus ein Ideal gebildet, mit haben, ich möchte sagen,
einen unerschöpflichen König erman gelernt, nennen Sie ihn Heil, Souverain,
Nationalgeist, wie Sie wollen: es ist der eigentliche König der Könige in jedem
besonderen Staate! — Dieser unsichtbare König ist der Fürst unserer Freiheit,
von ihm kommt die Krone, das Leben seiner Republikanten, und hätten wir
über uns nicht als die schimmernde Persönlichkeit und Verursacher 1. u. 2. großer
Männer gesehen, so hätten wir vor den lebenden menschlichen Eigenthüm-
ten nie das königliche Wesen kennen gelernt, wie wären, wie es der gemeine,
eigentliche und deshalb abgöttische Republikanismus unserer Zeiten will, von dem
Talentenwille unserer Vorfahren, aber nicht von einem Könige beherrscht worden.
Ich herse mich auf Shakespeare, der dieselbe alles besser gewußt hat als ich, und
der gegen die Abgötterei des Königs in dem Könige ein göttliches Exemplar
geschrieben, seinen Richard den zweiten, wo er nicht in dem Verstande, sondern
in dem Wahnsinn, nicht bloß eines Schwachen, sondern eines schmerzlichen Jähren
das Wesen der königlichen Würde verliert, glänzender als es je irgend einem
herrschenden Talente gelang.

In unserer Zeit mehr als in irgend einer andern verbindeht der Wunder-
glaube an 1. u. 2. große Männer das Aufstehen wahren Nationalgeistes und als
der Nationalkraft: das Höchste, was wir in unsern Schulen mit den Schranken
erkennend gelernt haben, ist die Verfassung eines talentvollen Privatmannes,
der wo möglich alle menschliche Eigenschaften und Rechtsgesetze in sich vereinigt,
eines 1. u. 2. Kopfes, einer Intelligenz, wie die philosophische Menschheit sich aus-
drückt; einem solchen wünschen wir uns in Zeiten der Noth wohl unterwerfen, uns
erleuchten, seine Tugenden zu tragen, wenn wir uns über seine Verlässlichkeit zu
vereinen, wenn wir zu gehorchen müssen. Die ersten Tage der französischen Re-
volution sind das Beispiel: allmählich ein neues Talent emporgehoben, und
dann ein ungeheures Gedächtnis für die zurückgekommenen großen Männer im
Voraus eingeweiht. — Es verwandelt sich die ruhige Ordnung der Staaten in
ein förmliches Stürzen und sich überbieten der Talente, worunter allen Glücke
an gemeinschaftliche Güter, an Ehre und Nationalität vertheilt zu Grunde geht.

Kern sei es von mir, an dem Ruhme des wahren Genies etwas abzuziehen:
fortgrünen sollen die Kränze, welche der irdischen Kraft, die Geistes und Her-
lichkeit auf Erden angedichtet, gebühren: aber die Krone der Herrschaft soll nie wie
ein Lohn gewißbraucht werden für das weltliche Verdienst. — Selbst die Krone
soll nicht betrachtet werden wie ein erworbenes Privatgut, sie soll
nicht verwechselt werden mit dem Lorbeer seiner überschwenglichen Thaten. —

Einen der größten Männer aller Zeiten hat unser Vaterland getragen, und

Es ist schwerer für und, die reine Nationalität zu erkennen. Den Jüngling auf-
gewacht, wie wir ihn, den Staat wie sein Werk, und jetzt würde national-
istische Gesichts wie ein Opfer angetreten, welcher seinem großen Schatzen gebracht
wird, welche sich die dauernde und ewige Name des persönlichen Charakters sehr
leicht vor unsern Augen. Der größte Held aber kann sich der Lärchen und Kom-
men nicht entschlagen, welche die Zeit gibt: das große Menschentum dem Wohl-
sel der Weltbewohnerschaft nicht entgegen — sie können nicht, weil sie es haben die
Hegemonie nicht nicht bestanden ist. Jeder große Werk steht ein großer Schick-
sal nach sich; die Natur reagiert über kurz oder lang gewaltig zurück gegen die
Hand des Genies, welche die eine Lösung Gewalt ansetzen: warum? — Ersta,
damit nicht widersteht, aber den Jüngling der Erde mit dem Waage wieder
gemessen werde, womit sie gemessen haben: oben, damit die Wirkung der mensch-
lichen Kraft und die Auswirkung des Schicksals nicht zu einander ansetzen
und ein selbst Schicksal nicht widersteht? — Genie nicht. Vorwärts,
damit einst die Freiheit dabei beauftragte, nämlich die Idee einer über seine
Felsen und seine Katalysatoren erhabenen Verantwortung, und Schicksal, die über dem
Schicksal erhaben, nicht selbst, die wie die bezauberten dem Schicksal unter-
werfen sind. — Die Verpöschung bei dem Unglück, welches uns letzten be-
treffen, ist größer und allgemeiner gewesen, als es einem Volk, welches seiner
Nationalität sich bewusst ist, ansetzt; wobei die nationale Festlegung steht!
Wird der Held Verpöschung und sein glückliches Werk und in mehr vor Augen han-
den und auf das eigentliche Reichthum verfallen, weil das Schicksal unser
menschlichen Werk, der an Friedrich Namen schenkt man, schicksal war, als
das Gesicht seiner Nationalität. Wie ist es verfallen sich hier begreifen,
mit Kraft und Liebe, das der Nationalität eines Volkes, wie Freiheit und auf-
geht es auch Freiheit nicht, immer noch mehr ist, als der größte seiner Helden,
und Verpöschung mehr als Freiheit, der Vorkommenheit und Vorkommenheit, in
diesem hohen Sinne größer und menschlicher, als ihn die feinsten Hegemonie zu
sich vermögen. So lange im Ansehen über einen unangenehmen Helden nicht
Schmerzen zwischen der Literatur und der Nachkommen nach Freiheit, schick-
et mir, als wenn der Tod noch unbegonnen, noch unbekannt ist, nach seine
Natur habe: ein selbst, glücklicher Todestod, umgewandelt von schicksalhaftem Bei-
fall aber Tadel der Augenblicke, von aller Ehrenzeit aber Freiheit der Frei-
heit, gibt allein den Tadel die Ruhe, die ihnen gebietet. — So lassen Sie
und jetzt nach Jahren der Prüfung, wo es gelingen kann. Freiheit bekennen,
den an seine wahre Stelle in der nationalischen Geschichte bringen, ihm und
Verfallen geben, was seinen gebietet.

Es herrscht, auch noch in unserer Zeit, in den Gebieten der Kunst i. V., der
größtenteils Mann, die höchsten Werke, welche die einzigen Nationen und Vorkommen-
schaft erzeugen kann, hier im Grunde schon vorhanden, größer, als den an-
deren glücklichen Nationen und dem Kaphar gelingen, welche seine folgende Zeit
erschienen, und die höchsten Werke auf diesen Gebieten ihren schon längst ver-
zogenen. Das ist die Mann die höhere lebenden Künstler zu ganz be-
sonnener Nachkommen und Ehrenzeit vernehmen, das ihnen nicht nicht bleibt,
als ein selbst umgewandelt von Freiheit, die sie aus fremden Händen erhalten,
bekannt selbst Verfallen. Wenn nun jemand zur Befreiung der Künstler zu pri-
gen unternehmen, die Nationalität sei doch größer als Kaphar, wenn er nur auf
Gottessdienst der Kunst, anstatt des bisherigen Götterdienstes verfallen könnte —
würde er da dem Ruhme des Kaphar zu nahe treten, oder nicht vielmehr diesem
großen Künstler einen Dienst erweisen, indem er ihn in das wahre Licht und in
die würdige Umgebung stellt, indem er der Welt das wahre Recht in die Hand
gibt, seine Größe zu messen, und indem er die bisherigen Klaven in freie Be-

umwundet veranlaßt? — Werden Sie gütigst nicht Achtung auf meine Bemerkungen an: gilt es hier ein weltliches Eingehen der kaiserlichen Institutionen, so sehe Friedrich höher als alle einzelnen Fürsten und Kaysen höher als alle Mäler; gilt es aber die Zukunft und eine freie politische Ausbildung der ersten Wurzeln der Dinge, so sehe die Kraft über Kaysen und das Gemeinwohl über Friedrich. — Was neben dem Abschieden, neben dem Jenseits ist die Sorge für die in Schatten stehenden. — Lassen Sie uns geradezu die Natur selbst zu Grunde legen: die Natur von Friedrich Thron und die Natur aller unser menschlichen Hoffnungen.

Alle europäischen Reiche sind nach die Grund einer neuen Politik, durch eine gemeinsame Lage, die eine gewisse politische Einheit der Nation und zugleich die Vereinigung der Kraft beisteht, und insbesondere durch die wichtige politische große Schicksalsveränderungen zu einem Schicksal einer Nationenveränderung gelangt. In allen diesen drei Richtungen ist die preussische Monarchie vielleicht minder begünstigt als irgend ein anderer europäischer Staat: der Osten war minder begünstigt, die Lage der Provinzen gefährdet und überdies noch wurde Preußen im Laufe des letzten Jahrhunderts vielmehr mit Feinden geschnitten als irgend ein anderer europäischer Staat.

Was auch nun, sollte man denken, eine Nation vereinigen, wenn die gemeinsamen Interessen nicht sind, wenn die Interessen sich nicht vereinigen und vereinigen will, und jede Forderung von außenhergeht durch einen selbstständigen Willen, und wenn ein langer Kampf, wie der, welcher auf den letzten Jahren Krieg folgt, nun auch endlich ein gewisses Aufheben des Krieges begünstigt, denn nur gewöhnlich ist das Unglück hinter die Fülle und die im Krieg auf der Nation geübten unheimlichen Kraft steht sich in einem langen Frieden mehr und mehr: die unheimliche Gewalt der Wunden ist nicht so und hat immer, jeder versteht es selbst ein lebendiges Interesse, und die Nationalpolitik steht in der Gegenwart. — So wenig Macht haben wir von der Natur empfangen! so viele Gründe waren da, den Nationen an der Nationalpolitik sehen zu lassen, in einer rationellen Privatpolitik, Privatleben und im öffentlichen Leben Einbeziehung für das Gelingen der Nationalpolitik zu haben, und vielmehr hat europäische Völker, ist das Vaterland im Auge zu haben! so leicht mußte das und der Jenseits um sich greifen, daß die Nation selbst nicht als ein Gemeinwohl selbst neben einzelnen unheimlichen Interessen und gewöhnlichen Privatinteressen, der Staat nicht anders, als eine politische Maschine für seine eigene Sicherheit ist, die anderen eine noch die Bestimmung him, die größtmögliche Anzahl solcher Interessen zu machen! — Denken Sie sich an die Epochen der letzten Politik und einen Versuch in der Nationalpolitik, geschweige mit allen Jenseits der Privatleben, das erste Jenseits und das zweite Jenseits — was ist natürlich, als daß das kaiserliche Willen über den Willen verlegen wird, und die Nationalität über den Willen der Privatpolitik.

Nichtschonemal behaupten wir: die preussische Monarchie, wie anders auch die Natur scheinen möge, ist von der Natur von allen andern europäischen Staaten und zwar dazu bestimmt, jene Nationalität, welche die Natur ihr vorlegen will, durch mehr Kraft und mit Bewußtsein zu erkennen. Wenn Sie von der augenblicklichen Spannung der Gemüther ab: alle einzelnen Bürger eines Staates können unter einander streiten sein, und dennoch kann das Ganze einer Vereinigung sehr nahe sein, eben weil in politischer Rücksicht das Ganze mehr ist als die Summe der einzelnen Theile, der Staat mehr als die Summe der einzelnen Privatmänner, und die öffentliche Meinung mehr als die Summe der einzelnen Privatmeinungen. Die preussische Monarchie, sage ich, ist dazu bestimmt, eine allgegenwärtige Nationalität zu sein.

wirkten, war die Natur jener inneren Freiheit, deren Wesen ich Ihnen zu beschreiben versucht habe, in Europa an den meisten Stellen fast vergessen: die Bedeutung der europäischen Nationen ward nur noch nach den äußeren Wirkungen beurtheilt, die sie auf einander ausübten im Stande waren, also nach der Größe der militärischen und finanziellen Hülfsmittel, die sie erschwingen mochten. Nur die äußeren, ehewärtigen Umrisse jener großen Nationalitäten, denen wir im Mittelalter begrißen, standen noch und wurden vertheidigt; der innere Nationalgeist, der jene Keuschheiten gebildet hatte, war verschwunden, verdrängt von jenem Wesen, welches ich Ihnen schon oben als den Feind aller Freiheit und Nationalität charakterisirt habe, von dem Privatleben, der Privatkultur, der Privatreligion und allen den sogenannten Künsten des Lebens, über deren Vertrieß und Genuß wir um allen Frieden gekommen sind. Reiche Indien waren entdeckt worden; das griechische und römische Alterthum hatten ein Jähhoen von Jbern, von fremden Formen der Freiheit und der Religion über die Staaten ausgeschüttet, wofür die alten heiligen Bande der göttlichen Verfassungen zu eng waren. Das Privatleben lernte Kette und Genüsse kennen, denen das öffentliche Leben nicht gewachsen war; die alten Verfassungen sanken allmählig herab zu bloßen Gefäßen für den neuen Reichtum; Sicherheit aller Privatherrscherung und überhaupt des Privatlebens wurde ganz beiseite von allen Lebenszwecken für den einzigen Zweck des Staates erklärt. Diese Sicherheit war nur zu erreichen vermittelst einengenden Zwanges, die freie Herrschaft der Bürger kam ihr nicht mehr zu Hülfe, stehende Armeen und stehende Potizei in der damaligen Form mußten die alte vaterländische Liebe- und Vertheidigung, die verloren ging, mechanisch ersetzen, und so hieß der Staat ganz umgewandelt und wesentlich ein Zwangsstaat. (Bemerken Sie beiläufig die Unvermeidlichkeit, daß nach der ungeheuren Schute, die wir erlebte, nach der schrecklichen Strafe, die wir für die über das indische und antike Epickwerk verlorne Nationalität erlitten haben, der Staat, diese höchste Sphäre der Liebe und der Freiheit, noch heute in fast allen Theorien nicht anders bekennt wird: Zwangsstaat um der Privatsicherheit willen.) Die innere Freiheit ging also verloren, nur die äußere dauerte fort, ein Schein, den die Zukunft bald zu Schanden machen mußte. Die Behauptung der äußeren Freiheit bestand in einem maschinenartigen Drängen jener Staatenhaufen gegen einander, und dieses ist das Wesen des lebten Siechengewichtes der äußeren Kräfte, welches höchstes Ziel aller auswärtigen Politik jener Zeiten wurde.

Sie sehen ganz deutlich, daß sich ein neuer gefeierter und reichere Zustand des politischen Lebens zuzubereiten anfang. Ein großer Intervallraum tritt ein: das Gerüst der alten Staaten war nur stehen geblieben wie ein Net von Schweben um die Schulen der neuen Welt. Der Sturm, den die großen Weisendungen des 15. und 16. Jahrhunderts herbeigeführt hatten; wie voraussetzend er und seine Folgen auch einwirkten auf das Nationalleben und vornehmlich auf die innere Freiheit der Völker gewirkt hatten, konnte nicht wieder verloren gehen; eben so wenig konnte aber auch die Universalität der Genüsse, der Begierden und der Ansichten, welche die Entdeckung der Indier und des Alterthums allen Individuen eingebläht hatte, lange abgesondert für sich bestehen, ohne Nationalleben und vaterländische Freiheit. — Das unendlichbereicherte Privatleben mußte durch eine lange Reihe von Revolutionen hindurch: die allmählig gewordenen Gegenwart mußte durch Leiden gebüßet, das alte reiche Privatleben mußte ein Spiel des Zufalls und des Fortschritts werden, damit zuletzt in allen Völkern eine Sehnsucht nach der einzigen uralten Eigenschaft für den neuen Reichtum, nämlich nach innerer Freiheit und Nationalität, erwachen konnte; damit der alte Geist den neuen Körper beselen und Staaten entstehen könnten, die sich in dem irdischen Universum aller Welttheile so verhalten, wie sich die

Staat des Mittelalters in Europa verhielten. Glauben Sie nicht, daß ich von bereits vorhandenen Dingen rede! aber ich rede von Stimmungen und Verfassungen der Völker, die unvermeidlich kommen werden. Dem preussischen Staat wurde, Dank sei es dem großen Tatenreiche Friedrichs, der Liberalität unserer Könige, und der Freiheit, die sie vergaßen, Dank sei es auch der Unliebenswürdigkeit und Zerrissenheit unseres vaterländischen Bodens und den verführerischen Weltumständen — dem preussischen Staat wurde das eigene Schicksal, den großen Jerthum, als könne ein von Aemern unpanzertes Privatleben je ein Staat heißen, als sei das große Interregnum der Völker ein bleibender Zustand, — fast zu erschöpfen, und früher zu erschöpfen als die übrigen Nationen. Sie müssen alle, wie sie auch die äufere Unabhängigkeit behaupten mögen, durch innere Revolutionen hindurch; durch einen gewissen Kanferot des Privatlebens, die einzige gründliche Schule der Freiheit; jene verzehrende Aufklärung, die wir erlebt, wird die alterthümliche Gesinnung und die ehrwürdigen Institutionen nicht verschonen, damit sich die widerstehenden Lebenskräfte alter und neuer Zeit gründlich amalgamiren können, und kein Lebensrest übrig bleibe, der nicht mit dem alten Geiste der Freiheit versöhnt und von ihm durchdrungen sei. Darum nun mußte ich im Anfange dieser Stunde gegen den Widerglauben an die großen Männer protestiren. Revolutionen und Interregna rufen allezeit dergleichen hervor; eine intermittirliche Form, einen einseitigen Stempel, der zu einem Entregot der Nationalität auf kurze Zeit dienen möge, können sie den Völkern geben, einseitige Verfassungen und Gesetze können sie erfinden, aber die ewige Form, die lebendige Verfassung und das dauerhafte Gesetz kommt nur von der unalten, unerfundenen, göttlichen Idee der Freiheit, die jedes, selbst das armste Herz erschwingen kann.

Von den beiden Gestalten, unter denen das Vaterland erscheint, und von denen keine allein bestehen kann, hat in Preußen die äußere Freiheit und Bedeutung Friedrich der Große mit tiefer Einsicht und gewaltiger Kraft herbeigeführt. Die große Schicksale, welche die preussische Monarchie neuerlich erlebt hat, haben vor Gott keinen andern Zweck als die andere Gestalt, die noch wesentlichere, innere Freiheit und Nationalität, die Bürgerschaft alles Nationalen, und alles wahrhaft organisierten und an das Eigige angeschlossenen Privatlebens, hervorzuführen. Ein gerechter, treuer, und an seine große Bestimmung ganz hingebender Fürst, der erhabenste und nächste Gegenstand unserer Liebe, wird Friedrichs Werk ergänzen; aber die Nation, ermüdet von den Lockungen eines falschen Zeitgeistes, zurückgenommen von aller verführerischen Universalität der Neigungen, wird mitwirken müssen.

Das große Problem, welches hier dem Fürsten und dem Volk gemeinschaftlich vorliegt und das nur gelöst werden kann, in wiefern alle aufrichtigen Mütter durchaus verschmäht werden, soll in diesen Vorstellungen ernsthaft erwogen werden; dazu bedarf es der lebendigen Gegenwart Friedrichs, des Heldenführers unseres alten Ruhms. Seine Schöpfung muß in lebendiger Klarheit, mit allen Beziehungen auf ihre Umgebung und auf die Jahrhundert; die Gegenwart eben so deutlich vorgestellt werden. Civil-, Militärverfassung, gesellschaftliches und Privatleben, Reichthum und Haushaltung, Wissenschaft und Künste, wie sie unter Friedrich und durch Friedrich waren, müssen dargestellt, es muß gezeigt werden, wie alle diese Kleinodien des Lebens erscheinen, wenn sie von dem Geiste preussischer Nationalität durchdrungen sind.

Ueber die divina Commedia des Dante Alighieri.

V o n

gesprochen den 19. Dec. 1821 von Prof. Dr. H. W. B. (Schmitt).

Hochgeehrte Versammlung!

Es ist jedem Wohlbedenkenden und Aeltern ein Bedürfnis, durch das äußere Spiel der Erscheinungen des Lebens hindurch in die Tiefe des menschlichen Geistes zu schauen, und dort die Grundtriebe und tiefen Regungen des Herzens zu betrachten, aus welchen Gedanken, Gesinnungen, Tugenden und Thaten sich erzeugen. Wenn ist aber ein solches Ergründen so wichtig und unentbehrlich als dem, der berufen ist, die Zittlichkeit eines heranwachsenden Geschlechtes zu fördern? Dem Lehre, der nicht allein die Bahn zur Kunst und Wissenschaft dem Jüngling ausschließen soll, sondern der auch den höchsten Lohn darin findet, daß er auf die Veredelung der Gesinnung und die Bildung des Charakters vortheilhaft einwirkt? Von wie verschiedenen Richtungen wie alle auch ausgehen, in welchem Fach des Wissens wie auch die gesammelten Erfahrungen mittheilen, dies bleibt doch das gemeinschaftliche Ziel unserer Bestrebungen. So bietet der Lehrende dem Lernenden die Hand und hofft, daß aus diesem Verein das edelste hervorgehen werde, in so weit als dergleichen zu leisten überhaupt dem Verein Einzelner möglich ist.

Unter allen Männern, die uns als Vorbilder dienen können in der Kunst, die Tiefe des Herzens zu ergründen und nach ihrem wahren Werth zu würdigen, in der Liebe zum Guten, und im Eifer gegen das Böse, scheint mir einen vorzüglichen Platz einzunehmen Dante Alighieri. So wie sein ganzes irdisches Leben dem Kampfe gegen das Schlechte um ihn herum gewidmet war, so steht auch sein dichterisches Kunstwerk nur dadurch auf jenem hohen Gipfel der Vollendung, daß es gleich sehr Erzeugniß der Weisheit wie der Liebe zum Guten ist. So mögen denn einige Bemerkungen über die Bedeutung des unergänzlich tiefen Gedichtes hier nicht an unechter Stelle erscheinen. Denn wir sehen in demselben die unermessliche Welt des Gemüths, nach deren Erkenntnis auch wir streben, unter allegorischer Hülle dargestellt. —

Dante beginnt seine *Commedia*, von der Nachwelt durch das Beiwerk *divina* über das Vergänglichste erhoben, mit der Schilderung seines eigenen Zustandes. Ungewiss in sich selbst, in Ainskreis verlor, so sagt er von sich, wendet er, zu trübsamer Alter gelangt, sich zum Nachdenken über das Leben. In der Ferne leuchtet der glänzende Gipfel der Wahrheit, doch von irdischen Tugenden geblendet, strebt er vergeblich, jenem Lichte sich zu nähern. Als er im Begriff ist, der Gewalt des Meinens zu unterliegen, findet er im gefährlichsten Augenblick einen Haltungspunkt an der Vernunft. Diese wird dargestellt unter dem Bilde des Virgil, der als Dichter äußerlich in Verbindung mit Dante steht, noch mehr aber Innerlich zum Symbol der allgemeinen Vernunft, wie sie sich des einzelnen Menschen bemächtigt, dadurch geeignet ist, das Virgil im ganzen Mittelalter als eine weltliche Person gedacht wurde, als ausgerüstet mit magischen Kräften und verbunden mit höheren Geistern. Aber da er Heide und Schwarzkünstler war, blieb er ausgeschloffen von der höchsten Seligkeit der Christen. So wurde er Leiter durch die verschlungenen Pfade der Hölle, und Gefährte und Rath beim Hinanklimmen des Felsens des Regesfeuers. Aber die Vernunft hatte nicht uns angefordert zur Erleuchtung unser Dichters sich erboten; vielmehr hatte die

1) Er war als Professor der neuen Sprachen und Literatur an der Universität zu Berlin, und hat sich durch viele Schriften in diesem Fach bekannt gemacht.

Erforschung des Verhältnisses der Gottheit zu den Menschen (die Theologie) den Vernunft es überlassen, jene negativen Zustände ihm aufzudecken. Die Theologie ist symbolisirt durch Beatrice, die verstorbene Jugendgeliebte des Dichters, und sie sendet den Virgil ab. Aber auch sie ist nicht letzte Ursache. Die erleuchtende Gnade und Barmherzigkeit Gottes selber hat vermittelt der greisfahnen Religiösen und der natürlichen Vernunft Bedürfnis und Kraft, nach dem Höchsten zu streben, dem Dante eingegeben. So stehen die vier Personen, eine immer der andern weit untergeordnet, als vier Zeichen: 1) Lucia, die erleuchtende Gnade Gottes; 2) Beatrice, die Erkenntniß der Offenbarungen des Christenthums; 3) Virgil, die menschliche Vernunft; 4) Dante, der sündige Mensch, den der erste Strahl der göttlichen Gnade zum Bewußtsein weckt.

Jetzt beginnt die Vernunft ihren Unterricht. Sie lehrt den Dichter das Wesen vom Schein sondern. Ueber jede Täuschung hinweggehoben, erkennt er den wahren Zustand des menschlichen Gemüthes. Die Schilderung der mannigfachen Gesinnungen und der Verschaffenheiten, wozu die Menschen durch die Gemüthsbewegungen gebracht werden, knüpft er an die christlichen Dogmen von der Hölle, dem Fegfeuer und dem Paradiese. Dadurch ist er gezwungen zu sondern und in einzelnen Individuen zu fixiren, was in der Wirklichkeit sich hienieden nicht so gesondert findet. Kein Mensch ist immer frei von bösen Neigungen; keiner immer ganz von ihnen befreit. In der Wirklichkeit ist immer nur ein Vorherrschendes des Gutes oder des Auerth. Wie der Maler die fliehende Begebenheit festsetzt, und das Verabreilende als ein Beharrendes hinstellt, so ergreift dieser Eckenmaier den Augenblick, in welchem der Mensch in einen Zustand ganz aufgegangen ist, und macht diesen zu einem bleibenden des Menschen; in der Hölle und im Paradies das Ewige durch Unendlichkeit der Zeit symbolisirend; im Fegfeuer das Ewige durch das endliche Anlangen im Paradiese als Träger des Verabergehenden aufstellend, alles dreies den Dogmen gemäß. Ueberall ist der Glaube an die Unverblüthigkeit der Eerie Hauptstütze, ohne welche nur sinnloses Spiel mit Haseln und Trugbildern übrig bliebe. Die dogmatische Grundtaste selber ist schon von vielen vor Dante werthlich erweitert, wie in der Hölle Lucio des Dichters in die Unterwelt, in der Wissen des Königs Atherich, im Fegfeuer des Patriarchen, in den Verwundungen der Messias in das Paradies u. s. w. Ihnen aber ist kein, was unser Dichter nur als Hülle gebraucht. Die Vernunft zeigt ihm zuerst den Zustand der ganz dem Wesen ergebenden Seelen, d. i. Virgil führt ihn in den richterförmigen Abgrund der Hölle, innerhalb dessen von oben bis zur untersten Spitze hinab ringförmige Kreise liegen. An dieser Spitze bildet den Mittelpunkt und Träger des Ganzen der vom Himmel gestirzte Lucifer, das böse Princip. Die einzelnen Kreise sind der Aufenthalt der Lasterhaften. Je mehr das Laster des Menschen Natur entwürdigt, um so näher wohnt er jenem Princip. Ganz vorn in den Vorhallen, dicht hinter der Höllenthore, sind die leeren und nichtigen Menschen, sowie die, denen das Stück der Offenbarung nicht geworden. Dann folgen, schon im Reichthum der Offenbarung, ohne dochhafte Absicht. Dahin gehören, die sich der Fleischlust ergeben. Hellenstürme peitschen sie rastlos. — In Reih sind die Schlemmer verfunken, trübe Dünste der Erde regnen auf sie herab. Sie zerfleischt Cerberus. Sein hündisches Geheul wird nur gestillt, wenn ihm Erde den Rachen stopft. Nur der Tod sättigt endlich den Hunger des Jenseits. Im wunderlichen Kampfe plagen sich Geizige und Verschwendet. Sie verheben sich strotz im Wirbel, wälzen mit der Brust schwere Kässer in eng zugemessenem Raum unter Geschrei und Jam. — Die Boenigen zerfleischen sich mit Zähnen und Nägeln in einem siedenden Pestspubl. Er schlägt zusammen über den Häuptern der vor Wuth Besinnungslosen; nur das Aufprobeln des trüben Schlammes verräth ihr Dasein.

Eine tiefere Verdammniß ist das Loos derer, die aus Rachheit mit Verachtung gegen Gott den Schöpfer oder dessen Geschöpfe sehen. Verblendete Verbreiter von Irthümern und Gewaltthaten sind dem bösen Princip nicht so nah als die in jahn Unterabtheilungen zerfallende Masse der Verräther. Hier sind Heuchler und Schmeichler, Flucher und Kuppler und ähnliches Gesindel, deren mannigfache Secretanzen, deren Wimmern, Heulen, Jetergeschrei das strenge Auge des Beschauers oft bis zu Thränen erweicht.

Ganz tief in der Engz nahe dem Bösen sind die, welche zum Verrath den Verrath fügen, von dem Gefühle der Liebe nicht mehr erlöst, zerreißen sie die heiligsten Bande, und werden zu Meuchelmördern oder Verräthern an Bruder, Freund, Vaterland. Auf einem Fieße bis an den Kopf eingegraben hatten sie und klappern vor Kälte. Selbst ihre hervorquellenden Thränen werden in ihren Augen zu einer Eiskeine, welche die folgenden Tropfen gewaltsam zurückdrängt. Ist, sagt der Dichter, sinkt die Seele in diese Stille, ehe noch der Tod des Leibes erfolgt. Diese Worte zeigen, daß die Strafe des Lasterers ihm zugleich der lasterhafte Zustand selber sei.

Nach den niedererschlagenden Anschauungen des tiefen Verderbens der Menschennatur erhebt der Dichter sich mit Mühe zu einem Standpunkte, wo von fern ein Trost sich zeigt, in dem Gedanken an die unendliche Liebe Gottes, die auch den zum Bösen Geneigten zu sich ruft. Wie das Darzulebende, so wird auch die Darstellung milder. Dem finstern, nur von Schwefelkaminen hin und wieder erleuchteten Höllenschein entfliegen, befinden sich Dante und Virgil am Fuß des Berges, der zur Reinigung der Seelen bestimmt ist. Der gestirnte Himmel wölbt sich wieder über sie, der erste Schein der Morgenröthe kündigt den bevorstehenden Tag an. Wir athmen wieder frei im Gebiete des Lichtes. Die steile Höhe, die jetzt zu erklimmen ist, ist gleichfalls in Unterabtheilungen oder immer enger werdende Arcaden getheilt. Wie jene des Höllenregis sich immer tiefer und enger hinablenken bis zur Centralspitze, dem Princip des Bösen, so steigen diese nach und nach empor bis zu dem Garten Eden, dem irdischen Paradies, das heißt, einem Zustand der wiedererlangten Unschuld und Reinheit. Auch in diesen immer enger werdenden Kreisen, die man die Schule des Lebens nennen könnte, treffen wir noch das Schlechte in den Gemüthern, aber nicht mehr als ein ganzliches Verberben derselben, als Sünde. Hier hat die Seele ein Verweilen über eigenen Entstellung, den Wunsch der Mensur, und daher die Neigung, die Sünde von sich zu thun; nur ist diese Neigung noch im Kampf mit der überwiegenden Kraft dieses oder jenes sündhaften Leidens, welcher erst allmählig weggewaschen werden kann. Darum wohnen hier Wehmuth, Reue und Sehnsucht, und darum muß Dante, der von der Gnade zur Erlösung bedurfte Mensch, sich mit der glatten Eins, dem Einbilde der Aufrichtigkeit, umgatten, ehe er den Berg erstiegen darf, weil ohne Anerkennung eigener Fehler keine Besserung möglich ist. Ganz unten am Berge sind die, welche zwar ihre Sünden erkannt haben, aber erst in der Todesstunde. Sie haben vorgeblich gelebt. Dies ausdrücken läßt der Dichter sie eine eben so lange Zeit, als sie verleben haben, in diesen unteren Räumen harten. Dann erst dürfen sie hoffen, weiter zu steigen. Nicht ganz böse Menschen, die aber zu trüg im Guten sind, haben oft Neigung, das Thun Anderer zu bekräftigen, die höher sterben. So wundern sich auch diese Schattengehaltnen, daß Dante es wage, schon jetzt den Felsen des Heils zu erklimmen. Bei ihrem Schreien schaut er nach ihnen um, und jagt. Aber die Vernunft, Virgil, schilt sein Jaudern. Nur der könne das Ziel erreichen, spricht er, der unbedünktet um nichts als Geschwäh Anderer sich auf seiner Bahn nicht irre machen lasse. Wie Gnade und Gerechtigkeit Gottes verbunden sind bei dem Loos dieser spät bereuenden Sünder, erläutert der Dichter in einer Erzählung von dem Streit des guten und bösen Engels um die Seele ei-

mit solchen. Wegen einer Abnahme der Lust, die er Sterbend vergessen, nimmt der Reiz des Himmels sie in Besitz; der böse Geist aber im Jern demüthigt sich des Leidens, und gibt ihn der Wuth der Elemente Preis. Neue führt die Seele allmählig zu ihrer Heimath zurück; aber die Neue kann das ewige Naturgesetz nicht aufheben, und die sinnlichen und äußerlichen Folgen dieser Handlungen nicht vernichten.

Aus den unteren Räumen, welche nur die Vorhöfe des zur eigentlichen Reinigung bestimmten Aufenthalts sind, wird der Dichter plötzlich im hellen Schloß durch göttliche Erleuchtung zu dem Eingang der höhern Regionen erhoben. Im Vorraum sieht er einen Adler mit goldenen Fittigen auf sich verabsenken, und sich empor in ein Flammenmeer tragen. Adler und Lande sind erst Sinnbilder unmittelbarer göttlicher Gnadenergießungen. Beim Erwachen findet sich Dante vor dem Thore des Heiligthums der Lust. Drei Stufen führen hinauf. Von weißem Spitzkornmarmor die erste; die zweite von einem trüben Gestein; von glühend rothem Porphyre die dritte. Drei Dinge bedarf zuerst die Seele, der sich aufrichtig zur Lust wendet: lauterer Erkenntniß ohne Schmeichelei, Betrübniß über die Sünde, glühenden Eifer, sie von sich zu thun. Ein Engel gewährt dem Süchtigen Einlaß, nachdem er ihm ein siebenfaches P auf die Seiten geschrieben und ihn vor dem Rückwärtsschauen gewarnt hat. Haben wir jene drei Stufen hinter uns, so erkennen wir unsere Sünden im Einzelnen, die nach Dante's Dogmatik in sieben Hauptsünden (Peccata) zerfallen, und welche auf dieser mühseligen Bahn abgelegt werden sollten. Das Rückwärtssehen wird verboten, weil es unnütz Zeit wegnimmt, und leicht zum Rückfall verleitet.

Innerehalb der Pforte findet man auf dem ersten Abstieg den Kreis der Hochmüthigen, die sich rund um den Berg windet. Beispiel von Demuth sind nie von Bildhauern in die Felswand gehauen. Eben so sind in den übrigen sechs Kreisen auch Gebilde, welche die jedem Kaster entgegengelegte Tugend veranschaulichen; denn der Anblick derselben ist geräthet, und unser Fehler nöthig zu machen. Die Seelen der Hochmüthigen selbst wandeln im Kreis, ungeheure Lasten auf dem Rücken schleppt, die einigen das Haupt bis zu Boden drücken. Die Last ist ihre eigene Verlastet, sie werden jene erst los, wenn diese völlig befreit ist. Am Boden zu ihren Füßen folgen andere Bildnisse die Vergänglichkeit aller dessen, worauf der Mensch sich etwas einzubilden pflegt. Dante wandelt und trägt eine Zeit lang mit ihnen, doch mit kräftigerem Willen; weshalb er auch, als Virgil ihm winkt, die Last abwirft, aufrecht tritt und schnell weiter eilt. Von dem Hochmuth gereinigt, verläßt er diesen Kreis. Ein P von den sieben ist ihm von der Stirn gelöscht, und so verschwindet bei jedem Aussteigen ein neuer Kreis von neuem ein P, und immer leichter wird, je höher er kommt, das Aufsteigen auf den steilen Pfaden. Er ist jetzt im schwarzgelben Ringe des Neids, Stimmungen erschallen in der Luft, welche an die Aufseerungen Wohlwollender erinnern, und andere, welche von der Häßlichkeit der Mißgunst zeugen. Noch tragen die Neidischen ein häßliches Gewand; denn noch nagt an ihnen der gehäßige Litz. Aber die Augen sind ihnen durch einen eisernen Draht gebunden, und sie stützen sich einer den andern wie blinde Bettler. Das Auge der Schicksalstigen hat gierig nach den Gütern Anderer geblickt, es kann jetzt nicht einmal das allgemeine Gut, das Licht der Sonne, schauen. Sie lehnen sich an einander, weil nur durch gegenseitige Unterstüttung auch die besondern Güter erreicht und erhalten werden. Erst wenn sie das gietene, wenn sie das häßliche Fend abwerfen, sind sie würdig, an jenem Gute Theil zu nehmen, das mit der Anzahl der Theilnehmer wächst. Es ist dies die Liebe, die, von dem Schöpfer ausgehend, aus dem Erschaffenen wiederstrahlt. Diese Liebe, die dem Neidischen fehlt, ist

Dante's Sonnenlicht; das Licht vervielfältigt sich in Spiegeln, die Liebe gewinnt an Kraft durch Gegenseite.

Durch den von dicken Rauchwolken verfinsterten dritten Kreis, den Kreis des Zornes, gelangt der Dichter zum vierten, dem Aufenthalt der, die aus Schläfferei erwachen, das Rechte zu thun. Wenn der Zorn als Paster in der Hölle die Zornigen in einem Pöbelnug die über die Köpfe versenkt, wo sie im Hinstern wie die Wellen gegen einander tosen, so ist er hier als Sünde ein belohnender Qualm, der die Seele mit Nebel zu umgeben und zu erlösen droht; aber in ihrem Widerstand gegen diesen Nebel gewinnen sie endlich Kraft, ihn zu Boden zu drücken und das Licht zu sehen.

Der vierte Kreis ist gerade in der Mitte zwischen den drei unteren und drei oberen. Wie in der Hölle die Paster nach einer Stufenfolge geordnet waren, so sind auch bei der Reinigung in den drei unteren vom Reinen fernsten Kreisen die, welche Selbstsucht zu feindseligen Handlungen gegen Andere verleiteten, in den drei oberen die, welche in einem natürlichen Triebe aufschwärmten. Die Unblässigen sündigen aus einem Mangel, aus Mangel an Liebe; sie verhassten im vierten Kreise Willen und Kraft. Im fünften sind Geizige und Verschwendunger gepaart. Denn diese Sünden können nicht zusammen in der Seele eines Einzelnen wohnen. Durch die Kraft des freien Willens, der den vorübergehenden Trieb plötzlich gewaltig jähzt, schwingt die Seele eines Verschwendunger sich von dem heissen Wüthenden empor. Der Berg erhebt vor Freude, die Zehn seine Bewohner singen Luth das Lob Gottes. Dieser Entzündete ist der Dichter Statius, ein Bewunderer und Nachahmer des Virgil, und nach der Tradition ein heimlicher Christ. Wie Virgil die Bräuterei, ist Statius der von der Vernunft erhellte Verstand, der, gereinigt von der falschen Anverwandlung dessen, was ihm eigen ist, nurmehr gewaltig wirkt, bis in das Paradies den Dante zu bezaubern, selbst da, wo die Vernunft vorüberleiden muß. Im letzten Kreise finden sich die Schlemmer. Wie Ixionus schweben sie wachend nach schlafenden Rächern über ihren Häuptern, und einem heilen Blick in ihren Seelen. Nach Reinigung ist der Leid, aber sie wissen ihn zu besiegen. Der letzte Kreis endlich war die Unthätigen, welche in Aenschenmühen, ihrer eignen üppigen Lust, sich verloren.

Wenig von ihm zwischen Hölle und Paradies steht Dante jetzt auf der Spitze des Felsen, dem Garten Eden. Die Vernunft hat ihm das Paradies der unsprenglichen Gerechtigkeit und Güteinsicht wieder gewonnen lassen, in welchem er sich bei seiner Erleuchtung befand, und das er durch die Forderungen der Schlange, der Sünde, verlor. Weiter kann sie ihn jedoch nicht führen. Gehörtes Anspielungen ist den Fäden der Erleuchtung vorbehalten. Darum legt Virgil jetzt sein Amt nieder, entläßt den Jüngling, und führt ihn der Natur als Zeichen der Freilassung auf.

Der Garten Eden, in welchem der von allen irdischen Schattungen befreite sich befindet, ist die ideale Erde selbst, wie sie gedacht wird, und sein mußte vor dem Fall der Sünde und rein vom Willen. Darum überwiegt mit dem Verleiten aus dem Rausche Liebe der Gedanke an das Weib, da dies nur eines Mannes und Keimwunder ist. So erblickt er die triumphirende Kirche und den triumphierenden Staat, beide in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit. Dante, als Christ, hatte ein feiner Ansehen angemessenes Ideal. Als Feind des Papstthums und der Hierarchie sieht er die Kirche mit allen ihren Verleugungen und Institutionen entblößt von jeder weltlichen Macht, und nur angeschlossen mit weltlichen Mächten des heiligen Geistes. Als Feind der Republik, den so sehr der aristokratischen wie der demokratischen, ist ihm der triumphierende Staat das ideale römische Kaiserthum, wie es als großer, kühnherziger Raum durch die sich an ihn lehrende Kirche die höchste Kraft erhält. In diesem irdischen Paradies erscheint dem Dichter auch Beateles von Angesicht zu Angesicht. Sie, die Christ-

tische Anschauung des Verhältnisses der Seligen zum Urquell der Seligkeit, vermehrt erst seine geistige und sittliche Kraft, d. i. sie läßt ihn aus dem Fluß Euclee trinken, und tröstet ihn schon eingeer zum Aufenthalt der seligen Geister, zum himmlischen Paradies. Hier werden die innersten Mythen des christlichen Glaubens und der christlichen Weltordnung klar, schaffsinnig und tiefinnig entwickelt und combinirt. Hier ist keine Allegorie mehr, und der Werthmuth ist Eins mit dem Symbolischen. Daher ist hier nichts aufzubringen. Das ganze Paradies ist ein fortwährender Demuth auf die überschwereliche Gnade, mit der Gott die Seligen besetzt. Wenige Worte über den Raum, in welchen der Dichter die Lichtmassen der Seligen vertheilt, werden hinreichen. Nach dem ganzharen Euxem jener Zeit war die Erde der kleine Mittelpunkt des gewaltigen Weltbaus, um sie herum die immer größer werdenden Sphären der Planeten, dann die Sphäre der Fixsterne, dann der Krystallhimmel, oder das Firmament Mobile, zuletzt das unbewegliche Empyreum, welches alles Andere umschließt. Die Planeten sind der Aufenthaltsort, die in der Erde und im Glauben leben. Mehr oder minder sind diese dem Urquell des Lichts nahe, je nachdem ihrer Kräfte, die Richtung ihres Geistes, ihrer Erkenntniß verschieden ist. Alle haben Antheil an der allgemeinen Seligkeit, und zwar einen gleichen für das Gefühl der Einzelnen, aber doch ist dieser Antheil stärker oder schwächer nach dem größeren oder geringeren Maß des Geistes, das ihnen geworden. Im weißen Lichte des Nordes, den der Dichter bei seinem Aufstieg zuerst erreicht, wohnen die sanften, ruhigen Seelen, deren Sinn sich zur Keuschheit und Enthaltensamkeit neigt. Im Nord sind die, welche fruchtbar sind an guten Werken und thatenreich; in der Venus sind die wohlwollenden, mit reiner Liebe zu den Geschöpfen erfüllten; die Sonne ist der Wohnort jener vorzüglich erleuchteten Seelen, die den Juthum vertreten und Wahrheiten kräftig verbreiten haben. Sie bilden einen Strahlenkranz, der in harmonischer Bewegung das Lob des Höchsten singt. Im Mars sind die glühenden Streiter für den Glauben. Ihre Geister schimmern am Kreuz Christi, jenem großen Symbol des Kampfes wider das Böse. Im Jupiter habet er die Gerechten; im Saturn solche, die sich der Besinnung gewidmet. Eine dritte Reiter führt von hier aus hinaus durch die folgenden Himmel bis in das Empyreum. Die Geister der Besinnenden schweben sich in unglücklicher Menge gleich funkelnden Sternen die Sphären auf und ab. Im Wu erhebt Dante sich mit ihnen bis in den Himmel der Fixsterne. Wie wichtig erscheint ihm hier die Erde und unser ganzes Planetensystem! Auch noch die neunten und zehnten Sphäre erreicht er durch die Kraft seiner Führerin. Alles in diesem Reich wagt in einem Fortwärt; stets wächst die Hülle und Größe des Glanzes, bis der gebildete Blick sich im Beere des Lichts verliert.

Ein Werk, ganzlich wie dieses Gedicht im Entwurf und in der Ausführung, dabei im Ganzen und Einzelnen vollendet und wie in Einem Auf, ein solches Werk zu schaffen, ist nur nach langen Zwischensäumen Ein Mal einem besonders begabten Geist möglich, aber darin können wir nur es uns zum Verdienst nehmen, daß, wie wichtig oder arbeitsmäßig auch die Aufgaben unseres Berufs sind, wir diese ganz so vollkommen lösen, als es das uns gewordenen Maß von Fähigkeiten und Einsichten gestattet.

II.

Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft.

Eine Rede von Cajetan von Weiller, vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu München am 12. October 1820¹⁾.

Ich sprach vor einem Jahre bei andern feierlichen Anlässen ein Wort über die große religiöse Angelegenheit unserer Zeit. Die freundliche Anerkennung, welche meinen damaligen Andeutungen in den verschiedensten Kreisen wurde — von den an Bildung und Rang höchsten bis zu den im tiefsten Rückfalle eingehenden, — war ein Beweis meiner kühnen Voraussicht. Ich wusste zum Voraus, daß ich dasjenige berührt hatte, was alle Mienen unserer Lage anstrebten.

Meine damaligen Entwürfe saßen ihrem Gegenstande vorzüglich von der Seite, von welcher derselbe dem Erben angehört. Er ist aber von einer andern auch ein Eigenthum der Wissenschaft. Auf welcher Höhe hat diese nicht gegrumdeten Anspruch?

Die Erde, von der ich heute spreche, läßt zur Betrachtung der genannten Angelegenheit in letzterer Beziehung ein. Und Laßt dem Geiste der Zeit und des Vaterlandes, daß nun auch in diesen der Wissenschaft geweihten Hallen von göttlichen Dingen gesprochen werden kann. Wir erinnern uns noch der Zeit, in welcher Christenthum und Wissenschaft in gegenseitigem Widerstreben einander gegenüberstanden, einer Zeit, in welcher das Christenthum für die Wissenschaft nur Verhinderung zu haben schien, und die Wissenschaft für das Christenthum nur Hohn hatte. Nun ist es anders. Die Zeit hat das Heilige, wie sich dasselbe am vollkommensten im Christenthum offenbart, dem Gemüthe näher gebracht, und der deutsche Geist hat das dem Gemüthe Nahe auch der Erkenntniß zu gewinnen angefangen. Das Christenthum, nicht mehr in fremm für die Zerschung, sieht sich auch nicht mehr vor der Wissenschaft. Die Wissenschaft nicht mehr zu verneinen für die Irrenmühsal, schämt sich nicht mehr des Christenthums.

Gerade die wissenschaftliche Beziehung des Christenthums ist aber gegenwärtig auch von ausgezeichneter Wichtigkeit. Der Zustand unserer Zeit gehört unter die eigenthümlichsten. Mann hatten sich am Anfang alle geistigen Hauptanlagen zugleich so aufzuthun, wie jetzt? Einmal herrschte die Phantasie vor, unverschieden alle andern Kräfte, ein andermal das Gefühl, wieder ein andermal der Verstand oder die Thätigkeit. Gegenwärtig bewegen sich alle diese Kräfte in einem, wenn gleich noch nicht harmonischen, doch schon aufsteigenden Leben. Das Christenthum erhält dadurch nothwendig ebenfalls eine besondere Stellung zur Gegenwart. Nun denn in seiner Gegenwart erkennen wir es bestimmt und richtig ist, alle Höhen unserer Bildung zu befragen, weil die Zeit budeligen. Diese Natur besitzen muß alle nachgewiesen werden. Die großen menschlichen Bedeutungen, in deren lebendiger Abnung der Geist nun erwacht ist, müssen bestimmt ausgesprochen, die gütlichen, heiligen Regungen, welchen das Gemüth nun offen steht, müssen lebendig bezeichnet, die höchsten überirdischen Kräfte, zu welchen sich die Wille nun zu erheben strebt, müssen deutlich genannt werden. Die Zeit will sich jetzt mehr als jemals mit allen höhern Anlagen zugleich fühlend, denkend und handelnd in dem Heiligthume bewegen. Das kann sie nur, wenn sie von der Wissenschaft unterstützt wird. Das

¹⁾ Cajetan von Weiller, geb. den 7. August 1762 in München, verlebte am 23. Januar 1820, als alt. Director und Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften. Seine letzte Rede ist in 1. Heft; Der Geist der hohen Aufklärung als Grund. Tage für jeden Lesenden.

Christenthum kann sich unserer Zeit bloß unter der Bedingung bemächtigen, daß sich die Wissenschaft — des Christenthums bemächtigt. Zwar fand sich dieses auch bisher schon oft in der Gewalt von jener, und blieb dem Leben, wofür es eigentlich vom Himmel kam, doch fremd. Aber die Wissenschaft selbst war es ebenfalls. Jetzt hat sich dieses Verhältnis geändert. Die Kluft zwischen Leben und Wissenschaft beginnt sich zu schließen. Diese faßt nur dem Kopfe entzissen, und sich bloß unter Begegnung bewegend, nähert sich, gestützt auf Ideen, jetzt auch unseren Herzen. Was daher als Lebensprincip in unsere Zeitgenossen gehörig eingehen soll, muß in dieser verwinkelten geistigen Lebensform eindringen. Man will jetzt auf allen höheren Gebieten, vorzüglich auf dem höchsten, zugleich klar fühlen und lebendig denken, um ebenso bestimmt als kräftig handeln zu können.

Indem ich hier den rationalen Ahnungen und Bestrebungen unserer Zeit wissenschaftliche Richtung und Deutung zu geben suche, spreche ich wieder nicht bloß aus mir, sondern aus tausend und abermal tausend gleich gestimmten Gemüthern. Ich sage nichts, was nicht allen unbefangenen christlichen Zeitgenossen auch ohne mich vorschwebte. Aber in einer bewegten Zeit kommt Alles darauf an, daß ihr klar werde, wovon sie dunkel getrieben wird. Von der Erkenntniß der bewegenden Kräfte hängt in solchem Maße die Richtung und das Heil der Bewegung ab, denn sind diese Kräfte guter Art, so ziehen sie unweiderstehlich an sich, sind sie das Gegentheil, so stoßen sie ebenso unvermeidlich ab. In jedem Falle ist mit der Einsicht in das Wahre der Sieg des Guten eingeleitet. Dem erkannten Guten zu widerstreben, ist höchstens dem einzelnen Menschen, nicht dem ganzen Geschlechte, nicht einem arbeitsamen Theile desselben möglich.

Auch berührt ich hier wieder nur das Allgemeine, das über den Unterscheid in ewiger Unveränderlichkeit waltet. Ich deute wieder nur den Geist der Vereinigung an, der jetzt auf dem Gebiete der Religion eben so eigenmächtig als mächtig durch die Welt geht. Ich nenne nur diejenige Einheit, in der sich die Verschiedenheiten mittelbar ausheben, da ihre gegenseitigen Naturen einander unmittelbar widersprechen. Ich habe also immer nur die unsichtbare Kirche im Auge, die, einst doch über alle sichtbaren schwebend sich nun vielfältig schon segnend, auf diese herabsenkt und an Einsicht, Kraft und Zahl ihrer Mitglieder so sehr anwächst, daß ihr eine eigene Art von Sichtbarkeit zum Bedürfnis geworden, und auch wohl nicht lange mehr vorzuenthalten ist. Es wird daher hier abermals keine Rede von einer der einzelnen Meinungen sein, durch welche sich die Parteien trennen, sondern nur von jenen gemeinsamen Wahrheiten, in welchen alle einig sind. Es ist schlechthin nicht auf irgend eine specielle Polemik abgesehen, sondern lediglich auf Reinigung und Belebung jener höheren Ansichten, welche über alle Polemik erhaben sind, weil sie es über jede Einseitigkeit und Beschränkung sind.

Ich lege die kleine Gabe mit erhöhtem Gefühle auf den Altar, auf welchem das Vaterland heute eines seiner geliebtesten Feste feiert. Es ist dieselbe heilige Liebe, welche den Trieb der gegenwärtigen Zeiter und den Gegenstand der Untersuchung bildet, durch die wir an dieser Feier theilnehmen. Das Gemüth fühlt sich also ergötzt, es mag sich der Erörterung, oder dem Anlasse zuwenden, bei welchem sich die Erörterung ausspricht.

Zu dem jüdischen Lehrer Schammai kam einst ein Heide und sagte: „Lehre mich das Gesetz — in der Zeit, daß ich auf einem Fuß stehe!“ Schammai nahm einen Stock und sagte ihm fort. Der Heide ging zu Hillel, und

dieser willkühre ihm, indem er sagte: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch andern nicht. Das ist das ganze Geheiß.“

Den Heiden teleb eine richtige Ahnung, und Hütel verstand dieselbe. Alles Geheiß ist einfach, das Geheiß ist das einfache.

Darum ist das Christenthum, diese höchste aller geistlichen Anstalten, bei aller Unendlichkeit seines Wesens am kürzesten zu fassen. Sein ganzer unermesslicher Inhalt liegt in dem Worte: „Liebe.“ Das Christenthum ist Liebe, heilige, immer und überall rege Liebe, kräftige, kein Opfer schreckende, durch keine Anstrengung, durch keinen Widerstand, selbst durch keinen Haß in ermüdende Liebe, Liebe als Nachsicht, als Verzeihlichkeit, als Wohlthätigkeit, als Treue, als Gerechtigkeit, Liebe im Geiste des Lebens, und in dessen Heiterkeit, Liebe in allen Formen und Lagen, unendliche Liebe. Liebe ist die Quelle alles christlichen Glaubens, das Ziel aller christlichen Hoffnung, die Basis alles christlichen Seins und Thuns, ist das eigentliche Geheimniß des Christenthums. Soll ich die einzelnen Stellen anführen, die darüber in den heiligen Urkunden verkommen? Sie finden sich von der ersten Stelle bis zu der letzten. Soll ich auf die Erläuterungen und Beschäftigungen hinweisen, welche der Wandel des Heilandes enthält? Sein Leben ist ein ewiger unendlicher Fluß von Liebe.

Wenn auch andere Religionsanstalten Liebe in ihren Kreis aufnehmen, so ist es nicht solche reine, unüberwindliche, grenzenlose, solche himmlische Liebe, und dieses darum nicht, weil sie eben nur eine aufgenommene, weil sie also diese Aufgabe ist. Im Christenthum ist sie das Wesen selbst. Hier wird von ihr erst alles andere aufgenommen und veredelt. Hier ist ihr ungleich Zweck und Mittel, Gipfel und Wurzel, Leben und Joem, Alles im Allem. Wenn andere Religionsgenossen mitunter auch lieben sollen, so soll der Christ immer und überall lieben, indem er handelt, lieben, damit er wisse, lieben, um zu hoffen. Die ganze Weltgeschichte weiß uns in dieser Hinsicht keine Parallele. Das Christenthum ist nicht bloß nebenher Liebe. Es ist lediglich nicht, als Liebe, nichts, als entwickelte, sich selbst ganz klare, in sich selbst gründlich erkannte Liebe. Wo Liebe waltet, dort ist der Geist Gottes, dort ist Christenthum. Wo Liebe nicht ist, dort herrscht armer, sinnlicher Geist, dort ist Christenthum nicht. Willst du wissen, ob dein Nachbar ein Christ sei, frage nicht seinen Mund, welche Formeln derselbe spreche, frage nicht sein Gehörniß, welches Bekenntniß es auswendig gelernt habe, nicht seine Phantasie, in welche Bilder sie seine Trümmen kleidet, nicht einmal seinen Verstand, wenigstens vor allen nicht, und nicht allein, was er denke und glaube! Frage sein Herz, ob es Liebe, unermüdetlich Liebe! Aus dem Herzen weiß der Christ hervor, nur aus dem Herzen und einzig nur daraus kann ein rechter, ein lebendiger Christ endlich auch in den Verstand, und in die Phantasie und zücht in den ganzen Menschen hineinwachsen. Du magst irgendwo noch so viele fremde Worte finden, und noch so ausföhrliche Bekenntnisse und noch so festen, ruhigen Glauben, wenn du nicht auch Liebe findest, Liebe als die Gemüths- und als das Ziel, und als die eigentliche Kraft und Bedeutung aller dieser Worte, Bekenntnisse und Ueberzeugungen, dort hast du Christenthum nicht gefunden. „Und wenn ich Glauben hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, und hatte die Liebe nicht, so wäre ich weiter nichts als eine klingende Schelle.“ Kann man es stärker aussprechen, daß die Liebe das Wesen in der Wesenheit des Christen ausmache, daß sie also die erste und letzte Forderung und der Geist aller übrigen Forderungen an den Christen sei. Immer und überall soll die Forderung: „Was glaubst du?“ erst nach jener: „Was heißt du?“ kommen. Neben und mit manchem Irrthum kann das Christenthum bestehen, mit Eifer und aber, und mit Härte und mit Haß ist daselbst schlechterdings un-

vererbbar. Wie das wahre Christenthum immer nur aus einem reinen, heiligen Herzen kommt, so kann ein gemeines, selbstsüchtiges Herz nur Aberglauben erzeugen, nur Aerei, nur Wahnglauben, nur Apostasie, nur Hellenismus.

Die Bedeutung der Liebe ist unendlich. Wir besitzen in ihr keinen leeren Abgrund, in welchem sich leidlich unser Gefühl schwärmend versenken können. Es thut sich und in ihr die Kiste eines Hinwegs auf, worin sich unser ganzer Geist mit seinem entwickeltesten Leben zu bewegen im Stande ist, mit seinen schönsten Ahnungen, Bildern, Begriffen und Gesinnungen.

In der Liebe kommt unser innerstes seelisches Wesen zum Selbstbewußtsein, die Kraft der freien und eignen Kühle hervorgehenden Bewegung und des Selbsteins durch Befestigung Anderer. Unsere höchste, unsere gottähnliche Natur kündigt sich uns an. Wie aber alles, was sich uns schon in den Sinneskreisen ankündigt, größer ist, denn seine Ankündigung, so auch hier, und hier noch mehr. Das Warten der Liebe muß sich unermesslich weit selbst über unser äußerliches Gefühl hinaus erstrecken. Nicht irgend ein Menschenberg, nicht alle Menschenberge zusammen können die unermessliche erfassen. Es muß eine in jeglicher, auch äußerster Hinsicht unendliche Liebe geben, ein Herz, dessen Pulse durch das Universum schlagen, eine Lebensquelle, aus welcher der Segen durch alle Welten strömt. Die Gewissheit der Liebe im eigenen Innern entwickelt sich zur Inneranschauung des Göttlichen in uns blüht in dem Glauben an einen Gott über uns auf. Wer liebt, in diesem heiligen Sinne liebt, der wird Gott inne. Denn wer so liebt, der kann nicht genug lieben; aber er fühlt, daß einer ist, der dies kann. Wie ihm sein Auge sagt, daß es unermesslich mehr Licht gibt, als dasselbe zu fassen vermag, so bürgt ihm sein Herz dafür, daß es unendliche Liebe gebe, wenn schon Alles, was er lebend zu umfassen vermag, immer noch Gedänge hat. Er glaubt an unendliche Liebe über sich, denn er fühlt unermessliche in sich selbst. Dieses Innerwerden Gottes durch göttliches Lieben ist christlicher Glaube. „Die reinen Herzen sind, werden Gott schauen.“ — „Haltet meine Gebete, dann werde ich linc werden, ed meine Lehrer von Gott sei.“ Die Liebe im Sinne des Christenthums ist also nicht bloßes, wenn auch lebendiges, doch trübes Gefühl. Sie ist zugleich Kunde des Lebens, eben so klar als innige Kunde des höchsten Lebens, der Quelle alles Lebendigen. Diese Liebe erwidert also nicht bloß, sie erleuchtet auch. Sie ist das eigentliche Tagesgestirn, von welchem sich Klarheit und Leben über unser ganzes Dasein ergießt.

Wenn derjenige, welcher im christlichen Sinne liebt, Gott inne wird, so liegt auch derselbe desto mehr, welcher in dieser Weise Gott inne geworden ist. Wie der Funke, der aus dem Gemüthe in den Geist durchdringt, in diesem zum Lichtstrahl wird, so verwandelt sich dieser Lichtstrahl, indem er aus dem Geiste auf das Gemüth zurückwirft, hier wieder in einen Funken, in einen um so kräftiger und ausgebreiteter glühenden. Die Liebe erstarkt an ihrem eigenen Glanzen. Die aus diesem sich entwickelnde Klarheit gibt ihr selbst mehr Zuversicht, mehr Muth, mehr Umfang und durch höhere Sicherung ihrer Reinheit auch neue Innigkeit. Solche und so viele Liebe kann sich aber innerhalb der Grenzen dieser Gefühle nicht halten. Sie muß in die Kreise der Gesinnungen und Thaten überströmen. Die Liebe ist ein Trieb, die heilige Liebe ein unendlicher Trieb, der nur in lebendiger Bewegung etwas von dem findet, wonach es ihn treibt. Lieben im ganzen, eigentlichen Sinne des Wortes ist handeln, ist leben.

Die Liebe ist der Ldm des Lebens. Wie dieses ohne jenen nicht sein kann, eben so wenig vermag auch jener ohne dieses zu sein. Liebe und Leben, beide in ihren höchsten, also eigentlichsten Bedeutungen, sind innerlich Eins und können

höchstens in äußerer Hinsicht getrennt werden. Das Leben von dieser Seite kann, da es als Darstellung des Innern in die Gewalt auch fremder Mächte gegeben ist, manchmal hinter dem Triebe zurückbleiben, allein das Erreichten gehet eben nicht mehr zu seinem Wesen. Sein Eigenthümliches, das Streben, bleibt in solcher Weise nie zurück. In magna voluisse est. Und gerade weil die Liebe in solcher Hinsicht mehr, als das Leben nur auszufüllen fähig und begerig ist, füllt es dasselbe nothwendig immer wirklich aus. Ein stets zum Uebersteigern reicher Fluß geht nothwendig immer voll.

Die Liebe im Sinne des Christenthums ist daher kein willkürliches Gekündel mit schmelzenden Gefühlen und Wünschen. Sie ist ein lebendiges Bewegen in heiligen Gesinnungen, ein Sinnen und Trachten nach Realisirung des Angestrebten, ein Aufstreben zu wirklichen Thaten. Sie ist so sehr, als daß sie ihren Himmel in sich verschließen könnte. Sie muß sich in Leistungen über alles ihr Erreichbare ergießen. Die christliche Liebe ist unvermeidlich ein christliches Leben, ein Leben ohne Falsch und ohne Heuchel, ein Leben ohne Selbstsucht und Ungerechtigkeit, ein Leben ohne Lüste und ohne Gemeinheit; ein Leben in Wahrheit, und Wohlwollen und Mildthätigkeit, und Nachsicht und Verzeihlichkeit, und Besinnung und Aufopferung, ein Leben in Gewissenhaftigkeit und Ehemuth aller Art.

Die Liebe im Sinne des Christenthums ist ferner keine vorübergehende Erscheinung, welche sich in einigen schnellen Augenblicken, in irgend bestimmten Zeiträumen erschöpft. Sie ist der Geist und die Kraft des Lebens, die sich nur in einem ganzen Leben, nur in einem unbeschränkten Leben ganz fühlen und haben läßt. Dauer ist heiliger, selbst der in Leidenschaft und Verzagtheit aufgearbeiteten, so wesentlich, daß sogar diese in den Stunden ihrer ersten Innigkeit, wo sie noch etwas von ihrer höheren Natur an sich trägt, nicht unterlassen kann, von Einzelnen zu sprechen, und dadurch wenigstens der Satire Stoff zu bieten. Sie könnte nicht einmal als bloßer Schein bestehen, wenn sie gar jeden, auch nur augenblicklichen Wanken an solche Dauer aufgeben müßte. Es ist der Liebe in ihr inwendigstes Leben hineingegeben, sich als bleibend zu erfassen. Verben und Thunhören sind schlechterdings unvereinbar. In dem Augenblick, als die Liebe an ihre Vergänglichkeit glaubt, ist sie keine Liebe mehr. Die Unendlichkeit des Christenthums ist daher ungetrenntlich von der Unverfälschtheit an unendliches Verleben. Die Grenzenlosigkeit ihrer Triebe und Kräfte ist ihre Vorbedingung für eine grenzenlose Fortdauer. Was soll sie mit ihren unermesslichen Bedürfnissen und Anlagen in einem gemessenen Falsen? Wie sollen die Seligkeiten, für die sie gekaut ist, an sie hinan? Wo soll sie mit dem Reichthum von Befolgungen Anker, der sie in ihrem Innern drückt und drängt, aus sich hinaus? Wo ist der Vergleichenstand der eben verführten, unbesonnenen Liebe dies ein kurzer Wahn, aber er ist es nur darum, weil auch jede Liebe selbst nur Wahn und nicht eigentliche Liebe ist. Die Liebe des Christenthums hinausgen ist gerade die lebendigste Wahrheit, die tiefste, umfassendste Besinnung. Was mit ihr wesentlich unsummenhängt, kann nicht weniger wahr und gewiß sein, als sie selbst. Die christliche Liebe ist ihrer Natur zufolge nothwendig auch christliche Besinnung. Besinnung der Unsterblichkeit, einer heiligen seligen Unsterblichkeit. Wie sollte sie sich des Hoffens erwehren können, da sie nur Leben ist, höchstes innigstes Leben? Wie auf etwas anderes als auf Liebe hoffen, da sie in sich nichts als Liebe findet, um sich darum nichts als Liebe übt, über sich nichts als Liebe ahnet, Liebe liebt?

Christenthum, von seinem Gangreiten erfasst, ist alle Glaubens an einen lebendigen Gott der Liebe, ist Hoffnung auf ein grenzenloses Leben in Liebe, ist Wandel vor diesem lebendigen Gott der Liebe, und in diesem ewigen Leben in Liebe, ist daher in jeder Andacht Leben in der eigentlichen Bedeutung. Leben in den höchsten Ueberzeugungen, in den bestallen Gesinnungen, in den höchsten

Gefühlen. Christenthum ist höchste Besinnung des Menschen, Besinnung auf den in ihm wohnenden Gott, klare, kräftige Besinnung im Thun wie im Wissen, ist vollständige Entwicklung der höhern Menschennatur, des ihr eingebornen Göttlichen, ihre Anlagen zur Heiligkeit und Seligkeit. Wenn man das Christenthum nennt, hat man alles Große und Herrliche genannt, das Größte und Herrlichste, was die Menschheit werden kann, die Summe ihrer höchsten Ueberragungen, die Kraft ihrer reinsten Tugenden, das Vervollkommende in ihren Seligkeiten.

Das Christenthum ist dieser Natur zufolge nicht bloß — auch eine der Angelegenheiten unseres Lebens, etwa die wichtigste. Es ist der Geist, der in allen Angelegenheiten walten, der alle ergreifen, durchdringen, beherrschen soll. Es ist der Odem des Lebens, der alle Bewegungen desselben erst möglich macht, also allen voraus gehen und alle begleiten muß. Darum steht es eben einzig in der Weltgeschichte da. Alle übrigen Anstalten ergreifen vorzüglich nur eine der menschlichen Anlagen, und gestalten selbst dieser einige Pausen. Das Christenthum nimmt den ganzen Menschen, den inwendigsten, den eigentlichen in Anspruch und läßt ihn auch nicht einen Augenblick los. Alle andern Religionen unterhandeln mit dem sinnlichen Menschen. Er muß ihnen gewisse Bezirke abtreten. Die übrigen bleiben zu seiner betriebligen Verfügung. Das Christenthum gibt sich mit dem gemeinen Menschen nur in sofern ab, als sie ihn unter die Aufsicht und den Scepter des neuen königlichen Heils, den es erst selbst hervorruft. Nichtsdeßwegen mögen daher bloß zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten Religionen haben dürfen und können. Der Christ hat lediglich in dem Geist und Charakter seines ganzen Wesens und Seins Religion. Von andern Religionen mag man hinreichend besitzen, wenn man einige Hände und ein Maul voll aufsaßt. Die christliche hat nur in der ganzen unermesslichen Menschennatur und in einem gränzenlosen Dasein Platz genug.

Dieser unser ganzes Leben durchgreifende und gestaltende Geist des Christenthums ist dessen tiefstes Wesen, das durchaus nicht mangeln darf, wenn nicht das eigentliche Christenthum auch bei allen christlichen Formen mangeln soll. Dieser Geist ist die unverlässliche Verbindung, unter welcher allein die dem Christenthum eigene Heiligung und Vervollkommen über den Menschen ausströmt. Dieser Geist ist das unbedingt Nothwendige, das, wenn es auch ohne Verhinderung steht, Heiligkeit und Unfehlbarkeit zur unvermeidlichen Folge hat, was die Scholastiker schon andeuten in ihrer Unterordnung einer *necessitas modum* und *proportio*. Es ist aber damit jetzt so wenig als zu den Zeiten der Scholastik, schon das ganze entwickelte Christenthum, es ist das das Allerwesentlichste desselben gemeint, das sich in allen Entwicklungen immer nur anders gestaltet, sie alle alle leitet und behält, und ihnen allen erst Bedeutung, Kraft und Werth ertheilt. Es ist das gemeint, was unter allen Formen immerwährend im Auge behalten, auf welches in allen Fällen ununterbrochen hingearbeitet werden muß, weil dadurch allein ein lebendiges, d. i. das wahre Christenthum erworben und erhalten werden kann. Legt nicht die ganze Geschichte unserer Religion anhaltend das Zeugniß ab, daß alles Unheil, welche ihre Eigenschaften überschwemmte, aus der Vernachlässigung dieses Geistes entsprang?

In der gegenwärtigen Zeit, wo sich unser religiöses Leben wieder neu gestalten will, ist die Rücksicht auf dieses tiefste, unverlässlichste Wesen des Christenthums abermals von großer Wichtigkeit. Dies ist der Grund, warum man auch in der vorliegenden Schrift dieses Wesentlichste und nur dieses hervorzuheben sucht. Man will dadurch das Uebrige immer nicht für unbedeutend und leicht entbehrlich, sondern jenes Wesentlichste nur für das erklären, ohne welches alles Uebrige seines eigentlichen Sinnes und Werthes ermangelt. Dieser Geist

was nicht, wie von selbst erhebt, und hier noch ausdrücklich und wiederholt erklärt, wie, schlechterdings keine feindliche Stellung und Richtung gegen irgend einige der bestehenden religiösen Einrichtungen, Gebräuche, Gewohnheiten und Lehren, es müßten sich nur wesentlich schlimme, d. i. durchaus keiner Veredlung fähige, darunter finden. Dieser Geist geht schlechthin nicht auf den Tod aus, nur auf Lebendigkeit, nicht auf Verödung, nur auf Veredlung. Es ist eben der Geist, der in Christus auftrat, sprechend: „Ich bin nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern zu vollenden.“

Diese wiederholte Anmerkung steht lediglich darum hier, damit der bezeichnete Geist ja nicht mißverstanden werde. Man könnte ihn, besonders durch die Mißdeutungen seiner Gegner irre gemacht, leicht für entgegengesetzt dem im Kreise gewisser Verrichtungen und Lehmeinungen schon Bestehenden, also für unvereinbar mit manchen vererbten Gebräuchen und Ansichten halten. Allein in solcher Weise sankt er selbst nur in die Reihe bloßer Verrichtungen oder Meinungen herab, und er soll doch über ihnen schweben, um sie alle zu beleuchten und zu leiten. Er ist mit allen an sich nicht heillosen Gebräuchen, mit allen nicht unbeschränkt irrigen Ansichten vereinbar, in ihnen Wohnung nehmend, eben im Geist als Nachsahen. Er fordert nicht, daß man irgend eine der berühmten Einrichtungen oder Behauptungen aufhebe, sondern nur, daß man sie auf ihn richte, ihm unterwerbe. Es kann denselben Vorschriften wie bisher gebuhlet werden, wenn nur ihm auch und vorzüglich, und jenen bloß in seiner Richtung gebuhlet wird. Es kann an dieselben Artikel geglaubt werden, wie bisher, wenn nur an ihn auch, und vorzüglich nicht an jene auf seine Kosten geglaubt wird. Seine Natur ist überhaupt nur bauend, nicht zerstörend, dogmatisch, nicht polemisch. Wer ihn für unvereinlich mit irgend einer nicht absolut bösen Form hält, der hält ihn selbst für eine böse Form. Wer in ihm die einzige in dem Sinne richtige Meinung sieht, daß neben und unter ihm weiter keine spekulative Platz greifen dürfe, der hat ihn selbst wieder in einer bloß spekulativen Meinung herab. Das ist aber eben sein Ganges, daß er mehr ist, als eine bloße Seite, Verrichtung oder Lebensart.

Diese ausgezeichnete Stellung des Christenthums auf dem Gebiete des Geistes stützt ihm auch den ersten Rang im Reiche der Wissenschaft. Des Christenthums Beruf und Kraft geht zwar dem Vorgezogenen voraus: vor Allen und vorzugsweise auf Selbstauna, und was in ihr Eins ist, auf Selbstauna. Allein die Heiligkeit von ihrer andern Seite betrachtet, ist eben zugleich Wahrheit, höchste, vollendete Wahrheit. Ein Leben in reinen Gedanken und Gesinnungen ist nothwendig auch ein Leben in richtigen Ansichten. Inwieweit das Christenthum das Gemuth und den Willen erregt und in die Richtung zum Göttlichen stellt, erregt es zugleich den Verstand und stellt ihn in die Richtung zum Wahren, ihn über die gewöhnlichen Beschränkheiten und Gemeinheiten des Sinnlichen erhebend. Es entwirrt und stärkt den Willen, wie und weil es den Verstand veredelt und stärkt. Der Geist, der es nicht nur dem Verstand nach, der es im Geiste ist, unterscheidet sich nicht weniger durch die Wahrheit seiner Lebensansichten, als durch die Heiligkeit seiner Lebensart. Es ist sich eben nicht immer in Worten ausdrücken vermag, in Darstellungen vermag es zu zeigen. Wie sollte er aber auch klar durch die Welt hindurch nicht im Grunde sein, da die Heiligkeit und seine Bestimmung so klar in sein Auge leuchtet? Wenn die Sonne am Himmel steht, so tauschen keine nächtlichen Schatten mehr, und man geht unverleitet durch Irthümer auf den bestimmt erkannten Zweck los. Ist die richtige Ansicht der Macht, welche in der Welt waldet, und das Ziel, auf welches sich die Welt hin bewegt, nicht nothwendig auch eine richtige Ansicht dieser Welt selbst?

Die Seite des Christenthums wird am gewöhnlichsten verkannt, ob sie ihm schon im Ganzen eben so wesentlich angehört. Die Meisten glauben, dem Christenthum gerade in Hinsicht unserer intellectuellen Entwicklungen Gleichgültigkeit, wo nicht gar Mißtrauen und Abneigung inschreiben zu müssen. Das ausgeartete, das unchristlich geworbene, dieses strebt allerdings gegen die Bildung des Verstandes an, wie gegen jede eigentliche Bildung, denn es sieht in dem Aufgehen der Sonne den notwendigen Untergang seiner Finsterniß. Nicht so das Achte, von dem hier allein die Rede sein darf. Dieses hat von unsern Einsichten nicht nur nichts zu fürchten, vielmehr nur zu gewinnen. Je weiter sich unsere Kenntnisse ausbreiten, je tiefer unser Verstand sich entfaltet, desto weniger thut sich auch der unerwünschte Inhalt des Christenthums kund, in desto größerer Klarheit steht dasselbe vor uns da. Dieses Achte kann in seinem entwickelten Zustande gar nicht ohne ebenfalls entwickelten Verstand sein. Es ist eben nur die vollständige, die gründlichste Besinnung selbst, — Besinnung auf die höchste Macht über die Welt, also auch auf die höchste Bestimmung und Bedeutung der Welt, Besinnung durch eben so klare als lebendige Anschauung des Uebernatürlichen im eigentlichen Nutzen, wozu der Verstand nicht weniger, denn das Gemüth und der Wille mitzuwirken haben.

Solches Wissen vom Höchsten und Allgemeinen, eingeleitet, getragen und belebt in solcher Weise vom Herzen, ist aber kein bloßes Wissen, ist Weisheit. Das Christenthum ist in seinem innersten Wesen nothwendig Weisheit, gründlichste, lebendige Weisheit. Wo finden sich die Elemente der Weisheit noch in solcher Vollständigkeit und Kraft? Wo solche Klarheit, Bestimmtheit und Wahrheit in den Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen? Wo solche Reinheit, Entschiedenheit und Nützlichkeit in den Ansichten der Welt und ihrem Angelegenheiten? Wo — besonders solche richtige Schätzung der verschiedenen Güter des Lebens? Wo — solche Kraft in der Verhöhnung seiner Feinde nach solchen Gütern? Wo — solcher Adel der Gefühle und Gesinnungen, also solcher Trieb und Muth für alles die? Wo — endlich solche Leichtigkeit, solche Natürlichkeit in all diesen schönen Bewegungen unsern innern Wesens? Schünar sich nicht ein eigenthümlicher Zug von höherer Wesenheit und Nähe durch das Leben des reinen Christen hin? Trifft dieser nicht wie ein Wesen aus einer höhern Welt in unsrer sinnlichen auf — mit scharfem Blick, mit frohem, muthigem Herzen, eben so klar als leicht? Aus wie vielen oft ganz unscheinbaren Kreisen kommt uns seit Einführung des Christenthums solche ausgezeichnete Lebensweisheit entgegen? Wadeti, die Geschichte des Christenthums, des eigentlichen in den Kreisen seiner Bekenner lebendigen, nicht bloß des in den Inhaltverhältnissen seiner Lehebücher genannten, ist eine Geschichte höherer Philosophie, die uns zwar nicht, wie die gewöhnliche philosophische Geschichte, verschiedene philosophische Ansichten und Systeme, aber desto mehrere heile, ruhige Denker und edle, kräftige Menschen, — desto mehrere Weiseth verleiht.

Das Christenthum begreift, von jeder Seite betrachtet, unser ganzes Sein. Wir thun ihm auch von Seiten seiner Verlebung auf unser Erkennen kein Genüge, wenn wir ihm auch nicht ungetheilt huldigen. Auch von dieser Seite nimmt es uns ganz in Anspruch, unser ganzes Erkennen, wenigstens dem Geiste nach, und unser Streben und Thun dazu. Der wahre Christ trachtet nicht nur nach immer weiterer Ausbildung seiner moralisch religiösen Einsichten, er steht auch in der Entwicklung, Berichtigung und Verlebung seiner übrigen Sinne still. Wie sollte er in irgend einem edlern Kreise still stehen, da ihm überhaupt ein unendlicher Trieb treibt? Er strebt daher eben so ohne Ausnahme, wie ohne Unterlaß, alle seine Ueberzeugungen immer mehr auszubilden und immer tiefer ins Leben einzuführen. Er will eben so unausgesetzt und ganz Christ sein, von der Seite des Kopfes, wie des Herzens. Das Christenthum ist in jeder Hinsicht kein bloßes an Ort und Zeit gebundenes Geschäft des Lebens, sondern unser

Leben selbst. In welchem Maße man daher im Christenthum fortschreitet, in demselben Maße schreitet man auch in der Klarheit und Richtigkeit der Ansicht des Lebens vor und in der Kraft über die dunkeln und wilden Gewalten desselben.

Keiner andern Anstalt gelang es mit der Weisheit so, wie dem Christenthum, und dieses deswegen, weil keine die Sache ganz und streng lasse. Alle Halbheit und Mattigkeit muß müssigen. Das Christenthum ergreift, wie wir sehen, den Geist der Menschen auch in dieser Hinsicht von allen seinen Hauptseiten; denn es ergreift ihn in seiner Wurzel, in welcher sich eben alle seine Kräfte concentriren. Während Andere durch die Einsicht zum Leben, durch den Begriff zur Anschauung und That kommen zu können glauben und glauben, führt das Christenthum durch das Leben zur Einsicht, durch die That zur Anschauung und zum Begriff. Andere suchten und suchen ihre Weisheit auf Philosophie zu gründen. Das Christenthum baut die Weisheit vor allem unmittelbar in den Grund unseres Wesens hinein, und wenn dann in besondern Fällen auch Philosophie werden soll, so kann sich dieselbe nun aus lebendigem Boden selbst lebendig erheben. Nur in dieser Weise gestalten sich beide vollständig und fest, die Weisheit als Grundlage, die Philosophie über der Weisheit.

Dadurch wird klar, wie das Christenthum in unmittelbare Beziehung zur Wissenschaft überhaupt trete, in eine ausgezeichnete Beziehung. Dessenungeachtet, welche sich der Weisheit bemächtigt, diese bekommt den Charakter des ganzen Wissens in ihrer Gewalt. Weisheit ist eben die höhere, festere Bestimmung, ohne welche kein Wissen ein lebendiges und gründliches, also eigentliches Wissen, sondern ein bloßes zerstückeltes und zufälliges Meinen ist. Wohl ist daher das Christenthum zunächst nur dazu in die Welt gesandt, um gute, heilige Menschen zu bilden, nicht um Gelehrte. Allein gerade im Leben, besonders im höhern, also eigentlichen, wem es eben das Christenthum zu thun hat, weicht aus das Nützliche zum Behuf der Wissenschaft. Erhebt sich nicht aus diesem Grunde gerade dasjenige, was der Wissenschaft vorzüglich nothwendig ist, der Schaffende und gestaltende Geist? Was ist ihr mit dem Chaos der Stoffe allein gedient? Was — auch mit einem bloß äußern Lichtung gebenden Prinzip? mit dem lediglich nennenden Verstande? Wir kennen ja die Jotennacht der Empirie und die Jotennacht der Scholastik und Jotennacht. Nur der Geist, der über den Stoffen steht, und selbst dem Verstande zu seiner bloß äußern Beweglichkeit auch inneren Leben ertheilt, nur dieser lebendige und belebende Sinn des Höhern macht erst eigentliche Wissenschaft möglich; denn auch die Wissenschaft kann der Begeisterung nicht entbehren, weil sie eben erst dann Wissenschaft wird, wenn sie sich des hinter den Stoffen und ihren Qualitäten waltenden Geistes bemächtigt. Aber gerade das Christenthum bringt diesen Geist reinen und lebendiger unter die Menschen, als irgend eine andere Macht. Gerade das Christenthum regt den Sinn für das Ideale in einer Tiefe an, wie wir es sonst nirgends treffen. Indem dasselbe Weisheit gründet, verschafft es der Philosophie einen festen, lebendigen Boden. Indem es aber auf solche Art die Philosophie befestigt und belebt, wirkt es zugleich auf das ganze Gebiet der Wissenschaften, welche ihre wesentliche Stellung und Kraft immer nur von jener beziehen. Deswegen nehmen sich die Wissenschaften der christlichen Zeit, wo sie wirklich in eigener Weise und nicht als bloße Wiedererweckung des Alten erblühen, durch einen eignen Charakter höhere Bestimmung aus. Vorzüglich tritt die Philosophie als die dem Christenthum zunächst stehende Wissenschaft in besonders klarer und kräftiger Versonnenheit auf. Diese ist am meisten und offenbaren christlich und dadurch mehr als jemals Philosophie geworden, und es hat allerdings seinen guten Grund, eine christliche Philosophie von einer heidnischen zu unterscheiden und nur jene als die eigentliche gelten zu lassen. Es waltet wirklich in beiden ein verschiedener

Geist. Die christliche ist lebendige Heiligkeit, und die athristische, materialistische, fatalistische kann unmöglich mehr als kalte, tode und tödende Existenz sein. Nur das Christenthum erhebt die Weltweisheit zur Gottesweisheit, und nur auf diese Art wird jene weltliche Welt-Weisheit.

Das eigenthümliche Wunder des Christenthums besteht, wie sich nun von allen Seiten zeigt, in seiner geheimnißvollen Macht, die Gesinnung zu erwecken und dem Göttlichen zuzuwenden. Von da aus strömt sein Segen über alle Gebiete unsern Wissens, auch über das — des Wissens. Die Gesinnung allein vermag die flüchtige Ahnung, welche im Gefühle aufsteigt, festzuhalten, daß sich über das Bild und der Begriff demüthige und sie anhaltend und ausführend dem Bewußtsein vorhalte. Während die Einen das Göttliche mit dem gemeinen Sinn, die Andern mit dem bloßen Verstande zu erreichen vergeblich sich abmühen, indem jene immer nur ein Traumbild, diese einen Schattenriß erhalten, weiß es das Christenthum lebendig in lebendiger Gesinnung nach. Und wenn es da gleich nur als Funke erscheint, so lüftet es sich als solcher doch schon in seinem eigentlichen Wesen an, und die Entwicklung der Vorstellung des Funken zur Vorstellung des Feuermeers kann dann an der Hand der Phantasie und des Verstandes leicht fortgeführt werden.

Aber nicht nur seinen ersten, lebendigen Ursprung hat das Wissen, sondern des Höchsten, dies in der Gesinnung. Auch der einzige unerschöpfliche Schutz wird ihm nur von dieser Seite zu Theil. Man sucht diesen zwar gewöhnlich in dem Begriffe auf. Allein so ausschließend, als man meistens meint, ist er von diesem nicht zu erhalten. Bedarf der Begriff nicht selbst noch einer weiteren Hülfe, eines festen Bodens, auf dem er sich aufstellen und von wo aus er seine Kräfte wirken lassen kann? Bedarf er nicht der Anschauung und diese des Lebens, welches in dem hier gegebenen Falle nur in der Gesinnung statt hat? Ohne diesen Halt verliert er selbst in den Abgrund seiner eignen, alsdann ganz leeren Natur, und verliert sich in eine bedenkliche Schwärze. Aber auch gegen Schwärzerei ist nur in solcher lebendigen Gesinnung hinreichender Schutz zu finden, welcher nicht, wie man gewöhnlich glaubt, im bloßen Begriffe. Dieser wird in solcher Verlassenheit endlich immer von dem Strome der Bildung überworfen, oder von der in der Verwirrung stets mächtigen Leidenschaft besessen, und schweicht, oder macht selbst mit. Nur der in entschieden guter Gesinnung wurzelnde Begriff steht gleich fest gegen die Angriffe der Trümmerei, wie der Steinerei. Auch dafür legt die ganze Geschichte Zeugniß ab. Wer sich in die Bezirke bloßer Verlesung oder bloßer Spekulation zurückzog und abschloß, verlor sich zuletzt in die Labyrinthe des Traumes, oder in die Steppen der Sophistik. Nur der, welcher sich in der offenen großen Richtung des Lebens erhielt, blieb auch in der Einsamkeit des Wahren, des ganzen heilenden Wahren.

Das Christenthum ist schon nicht nur die Feuerhülle, die unser Leben durch die Wärme des Daseins führt, es ist auch der Stern, welcher der Wissenschaft, besonders der höchsten, den Hin zu leuchtet, wo sie den Heiland findet. So ist das Christenthum in jeglicher Art des Großen und Heben das Erste und Höchste, auf dem Gebiete des Seins und Thuns die Kraft, auf dem des Erkennens das Licht, im Reiche des Lebens mehr als bloßes Leben das belebende Prinzip, im Reiche der Kunst und Wissenschaft der schaffende Geist. Man die stromende Einsicht alles Wissens aus unsern heiligen Urkunden ableiten wollte, so fehlt sie bloß darin, daß sie das auch auf die rohen Stoffe besage, was nur von dem bildenden Genius gilt. Dieser geht allerdings lediglich von diesem Heilthum aus.

Still und groß, wie das Universum, größer noch und erhabener, als dasselbe, steht das Christenthum, eine weltliche heiligere Schöpfung, ein weltliches Universum.

vor uns. Wo wir blicken, überall unermessliches Leben, Leben im höchsten Sinne! Da tausend und abermal tausend unser ganzes Dasein belebende und erleuchtende Gedanken, wie eben so viel glänzende Sonnen! dort gewaltig ergreifende, aber nicht eben so auch ergreifbare Andeutungen, gleich Kometen in unjuxberechnenden Bahnen; über diesen bloße dämmende Annungen, als Nebelsterne in unendlichen Räumen! Ueberall Licht und Herrlichkeit, weiter als der kühnste Gedanke zu reichen im Stande ist, reicher an Befestigungen, als das unermessliche Gefühl zu fassen vermag! Und durch diese ganze unendliche Welt ein ebenfalls grenzenlos hingiehender Mangquittel, der Sonnenring der Liebe, als die Geburtsstätte des Lichts, als das Band des Lebens für das ganze heilige Universum.

In dieser Majestät ergreift das Christenthum unübersehblich. Wer kann sich bei solcher Anschauung vor der heiligen Gewalt reiten, die wie ein unermesslicher Licht- und Feuerstrom in sein Innerstes fällt? Wenn ist es möglich, nicht in die Knie zu sinken, nicht anzubeten den Erwigen, der in solcher Nähe und Klarheit vor ihm steht?

Und in dieser Majestät, in dieser unermesslichen Höhe zu erfassen die göttliche Welt der Gaben, welche der Menschheit anvertraut, dazu war kein Zeitalter empfänglicher, als das gegenwärtige. Keines war so tief in seinem Innern aufgeregt, keines zu einem innigerem Selbstgefühl erwacht, und insbesondere keines zugleich in solcher Stärke und Gewandtheit der übrigen Seelenkräfte hinaufgeführt. Keines war also mehr im Stande, die Deutung des Christenthums aus den heiligsten Tiefen des eignen Busens herverzuholen. Und nur von daher kann die richtige Deutung geholt, nur aus dem reinen Gemüthe der Menschheit kann jene köstliche Mittheilung des göttlichen Gemüths einzig recht verstanden werden. So war es Anfangs; so blieb es im Verlauf der Zeit; so ist es noch. Nur den begeisterten Jüngern, welche Christi Worte in ihrem eignen Innern vernahmen, thaten sich dieselben als himmlische Nothkraft des Heils kund, den übrigen, welche bloß den von Außen kommenden Schall hörten und mit ihm eine bloß äußere Bedeutung inne zu werden meinten, diesen waren sie Thorheit und Aergerniß. Diese Geschichte des aufstehenden Christenthums wiederholte sich in allen nachfolgenden Jahrhunderten, ist noch die Geschichte unserer Zeit, und wird sie — jeder kommenden sein. Immer wird sich das Christenthum für den, der nur von Außen in dasselbe eindringen will, in ein Labyrinth unterirdischer Gänge verwandeln, welche dem Blick nichts als verwinkelte Schlangengänge und unheilvolle Charaktere und dem Lebenstische Todtengehirne und Verwesungsschauer bieten. Nur demjenigen, welchem der Sinn des Christenthums im eignen Gemüthe erblühet, wird sich dasselbe in eigenthümlicher Glorie als ein Himmel von heiligen Wahrheiten, von göttlichen Kräften aufthun. Ja! nur demjenigen, dem sich der Geist aus dem Menschen entfaltet, ist alles am Christenthum klar und hoher Bedeutung voll, heller aufstrahlend selbst der unendliche Sinn des Geheimnisses! Den das Christenthum erst vom Vieh zum Menschen umwandeln soll, dem bleibt es überall finstlich und todt. Ihm stellt sich statt des Geheimnisses nur eine Ungewissheit dar. Nur in demjenigen, der des Himmels Grundlagen im eignen Busen erblickt, gestaltet sich Ruhe, Liebe, Seligkeit. Der, welcher den Himmel bloß außer sich zu finden wähnt, bleibt leer, kalt, freudenlos. Nur demjenigen, dem der glänzende Punkt von Eden ein eigenes Leben weckt, bewegt sich leicht, freudig, kräftig. Wie unbüßlich, verdächtig, matt schleppt sich der Andere fort, der lediglich fremder Lebenskraft harrend, der eignen vergißt! Darum war das Christenthum von jeher für alle höher Befennte, aber auch nur für diese, das Wahre und Gewisse, für alle Edleren, und wieder nur für diese, das Heilige, das Unsterbliche und Ewigdauende; sein Unsterbliches unsterblicher als alles Sichtbare.

sein Entbehren beglückender, als anderwärts das Genießen, sein ganzes Uebernatürliches erst das rechte eigentliche Natürliche. Im Christenthum that sich von jeder allen Besseren erst die wahre Heimath der Geister auf.

Man lasse die Zeit das Christenthum rein in dieser Eigenthümlichkeit sehen! Man lasse sie sehen, diese eigentliche Wahrheit! Diese eigenthümliche Kraft! Diesen eigenthümlichen Himmel desselben! Wer kann die weitenlose Sonne nicht sehen? Wer an dem reichen Born des Lebens sich nicht stärken? Wer den offenen Himmel nicht lieben? Man lehre also Christum! nicht Gagnan! nicht Suarez! nicht Cartstadt! nicht Harma! Ihn selge man! nur Ihn! ohne Unterlaß Ihn! Vor Ihm beugt sich jeder Geist, von Ihm wird jedes Gemüth ergriffen! Ihm huldige jeder Wille. Und lebendig die reine Kenntniß der eben so milden als gewaltigen Majestät seines göttlichen Wesens bewirkt dieses Wunder. Darum, wer Christenthum will, der wolle Christum, und sonst nichts als Ihn! Was will man auch mehr! Christus aber ist nur von Innen zu haben. Er, das ist seine Klarheit und Zuversicht im Göttlichen, kann nur in unserm Geiste erstehen, sein Friede und seine Liebe nur in unserm Gemüthe, sein Muth und seine Kraft nur in unserm Willen. Dadurch unterscheidet sich eben wesentlich am wesentlichsten und auffallendsten das Reich Gottes vom Reich der Sinne, daß bloß dieses sich von Außen zusammenthut.

Es war eine Zeit — ich muß abermal an sie erinnern, — in welcher sich der tödtliche Zerker zwischen dem Christenthum und der Wissenschaft wie in einen Zauberkreis gebannt sah. Vergeblich suchte er sich nach der einen oder der andern Seite durchzuringen. Eine geheime Kraft hielt ihn überall unwiderstehlich zurück. Von jeder der beiden Mächte zugleich angezogen und abgestoßen, kämpfte er ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs mit einem unsichtbaren Feinde, gegen welchen ihn endlich keine andere Waffe mehr übrig blieb, als der Ruf der Verwerfung in den bekannten Worten des Dichters: „Herr! Nimm mir den Glauben oder den Verstand!“ — Die Zeit ist nun klarer und besser geworden. Es hat sich eine neue Morgenröthe entzündet. Nicht nur hat die Wissenschaft aufgehört, sich des Heilandes von Nazareth zu schämen. Sie kennt nun selbst für ihre Zwecke keinen größern, als den einst, wir wissen warum, vornehm sogenannten Zimmermannsohn. Und nicht nur hat das Christenthum seine Scheu vor der Wissenschaft abgelegt, es weiß nun auch noch, daß es aus den Tiefen derselben nichts als Licht für seine eignen Tiefen gewinnen, an den Kräften der Forschung nur seine eignen Kräfte entwickeln könne. Nun reichen sich also beide in Liebe und Vertrauen die Hände, und der zuvor verübte Schrei der Frostlosigkeit verwandelt sich in den heltern Ruf der Freude: „Herr! Dank dir für den Glauben und Dank für den Verstand!“ Und so geht das große prophetische Wort in Erfüllung, daß er bei uns sein will bis an der Welt Ende, bei uns sein allenthalben, in unsern Tempeln nicht nur, auch in unsern Werkstätten, in den Sälen unser Kunst, in unsern Schulen, in unsern der höchsten Forschung gewidmeten Akademien, in den Senaten unser Gesetzgebung, auf den Thronen unser Könige, — bei uns sein in allen Lagen und Verhältnissen unser vielseitigen Daseins, wenn wir dem Geiste, den er gesandt, mit reinem Herzen folgen und uns von demselben in alle Wahrheit leiten lassen, strebend zu Folge der Mahnung des gelehrtesten seiner Jünger nach immerwährender Vervollkommenung im Wissen wie im Thun.

So suchen denn Wissenschaft und Christenthum in diesen Tagen des Lichts und des wiedererwachenden frommen Glaubens Eins zu werden zu ihrem beiderseitigen Gedeihen, und dadurch zu desto ausgedehnteren und festern Segnungen der Menschheit, und sie werden es immer und überall mehr werden, wo Licht und Tugend von dem Throne ausgehen, wie in dem glücklichen Lande, dessen Bürger wir sind, wie unter dem innig geliebten, heute, wie immer, geselzten Könige,

in dessen heber Seele Achtung für immer helleres Licht und Achtung für den einfachen Vaterglauben den großen, Ihn und uns beglückenden, Bund auf ewig geschlossen haben.

14.

Nothwendigkeit und Richtung des evangelischen Eifers.

Eine Rede am Gedächtnistage der vor dreihundert Jahren in Straßund eingeübten Kirchenverbesserung am 5. Mai 1823, gehalten im Gymnasium von Ernst Nitzze.

Hochgeehrte Versammlung!

Freudiger Dankgefühl gegen den, von welchem alles menschliche Glück ausgeht, hat uns in diesen festlichen Tagen zunächst dorthin gerufen, wo die fromme Welle der Aenker des Christenthums das volle Herz ausströmen läßt im Feiergesange wie im stillen Gebet; dorthin, wo der Mund derer, die berufen sind, den unssterblichen Geist der Menschen durch Lehre und Mahnung von der Betrachtung des Irdischen hinführen zum Ausblick gen Himmel, unsern allgemeinen Dankgeföhle seine Sprache geliehen hat; damit die dunkle Empfindung zum klaren Bewußtsein sich steigere, zum Bewußtsein der Segnungen, die vor dreihundert Jahren unter der Waltung des Allerhöchsten auf die Bewohner dieser Stadt sich ergossen, zum Bewußtsein der Wohlthaten, die seit jener Zeit, hervorgergangen aus dem Beginn der geistlichen Freiheit über die Reiben unser Vater in unausgesetzter Folge bis auf uns herab sich verbreitet haben, zum Bewußtsein endlich der Hoffnungen, zu denen jenes erste Aenkenntniß des reinen Christenthums und die Bewahrung dieses unschätzbaren Kleinods beim Hinblick auf die Zukunft uns berechtigt. — So darf ich denn voraussetzen, daß die vorherergangene Feier jener segensreichen Begebenheit in uns Allen nicht bloß das Andenken an sie lebhafter als im gewöhnlichen Verlaufe unsers Berufslebens hervorgerufen, sondern auch eine gleichmäßige Stimmung des Geistes zum gerüherten Dank erweckt hat gegen den Lenker menschlicher Schicksale, durch dessen Fügung unsrer Stadt früher noch als vielen angrenzenden Landschaften unsers Vaterlandes das Licht des Evangeliums von der Hölle des Aebels befreit in ursprünglicher Klarheit wiederum erglänzte. Ich darf voraussetzen, daß diese Stimmung aus deutlicher Einsicht, aus lebendiger Aenkenntniß der unsrer Väter und uns zugetheilten Wohlthat hervorgergangen ist und Haltung gewonnen hat.

Wenn aber Spätergeboenen ein großes Ereigniß der Vorzeit, das die Zeitgenossen mit staunender Verwunderung, mit freudiger Begeisterung erfüllte, von Zeit zu Zeit zu verargenwärtigen, wenn sie das Andenken wohlthätiger Begebenheiten, deren Folgen ihnen im hohen Grade heilbringend sich erweisen, durch würdige Feiern zu erneuern suchen, so liegt nächst dem lebhaften Geföhle des Danke, aus welchem solche Feiern hervorzuheben pflegen, kaum ein Gedanke so nahe, als der an die Mittel, durch welche das Werk entstand und dauerhaft wurde; denn schwerlich gibt es irgend etwas für die Menschheit überhaupt oder für einen arthellen Theil der Erdenbewohner Heilames, das, wenn es in die Welt eintrat, nicht einem Kampfe mit Hindernissen mannigfaltiger Art begegnet sein sollte; schwerlich gibt es irgend eine wohlthätige Gestaltung rein menschlicher, oder auch nur geistlichlicher Verhältnisse, deren Begründung und deren Bewahrung ohne eine beständige Vertheidigung gegen feindselige Bestrebungen nicht ausweisen würde. Verkennen wir nun auf der einen Seite nicht, daß jedes Amt uns um

deso werthet erscheint, je gewaltiger der Kampf war, der zu seiner Errettung führte; verkennen wir nicht, daß ein schönes Besizthum gerade dann im Werthe für uns liegt, wenn wir seinen Verlust befürchten, ja daß nicht selten die Wertschätzung den wahren Werth nicht erreicht, so lange wir in sorgloser Sicherheit desseiden uns erfreuen mögen; so kann uns auf der andern Seite auch nicht entgehen, daß bei allem Verlierbaren die Frage nach den Mitteln der Erhaltung zu den wichtigsten gehöret, und daß die Auffuchung und Verbreitung dieser Mittel unsre Anhänglichkeit und unsre Theilnahme an dem einmal erworbenen Gute in einer gewissen jugendlichen Regsamkeit erhalt, die wir zu den würdigsten Aeußerungen des Menschengeistes rechnen. Leicht genug ist die Anwendung hiervon auf das Jubelfest der Kirchenverbesserung, deren Einführung in die Mauern dieser alten Stadt uns gestern und heute zu feierlichen Versammlungen vereinigt hat. Oder war etwa die Reinigung der Lehre Jesu Christi von dem Aulse der Möncherei und des Priestertums, die Herstellung der evangelischen Lehre in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Einsalt ein unbedeutendes Ereigniß in der Weltgeschichte? Ist etwa die Sonne, welche nach Jahrhunderten der Finsterniß endlich unsre müthigen Väter wieder bestrahlte, nicht mehr glänzend, nicht mehr erwiderns für uns? Ist etwa das Werk der frommen, von obenher begeisterten Männer jener Zeit, deren Namen uns zu freudiger Verehrung hinstreifen, ein mühsames Werk sorgloser Stunden? Ist etwa die Erhaltung ihres Namens bis in unsre Tage betrad ohne Anstrengung und ohne Gefahr gewesen? Ist endlich der Besitz unsrer evangelischen Freiheit auch unsern Vätern schon so gesichert, daß die Wächter dem Schlafummer sich überlassen dürfen?

Lassen Sie mich, m. H., nur bei den letzten Fragen verweilen, so bedarf es doch nicht mehr als eines flüchtigen Rückblicks auf die Geschichte der evangelischen Kirche, um aus dem schweren Kampfe der vergangenen Zeit, welcher in den vielfachsten Formen sich von Zeit zu Zeit erneuerte, einen Schluss auf die Zukunft zu machen, der uns, wenn auch nicht mit bangen Vorausanssen erfüllen, doch zur ersten Betrachtung unsrer Stellung und der Mittel auffordern muß, durch deren Anwendung wir den unermüdlichen Feinden des Lichts auch die schwächste Doffnung zum endlichen Gelingen ihrer trüben Pläne vereiteln, und dadurch sie selbst dem Pfade der Wahrheit näher führen. Gegen die evangelische Kirche verbündete sich schon seit jenem Tage, an welchem ihr der bezeichnende Name der protestantischen entstand, die List mit der Gewalt, und was deren furchtbare Bund nur immer Hülfslos vermachte, das hat er ausgeübt. Mehr als ein Jahrhundert hindurch weitheten mit kurzen Unterbrechungen das Eisen und die Flamme bald in diesem, bald in jenem Reiche Europa's, jetzt in der Hand des Kriegers, jetzt des Pöblers, gegen die edelsten Bestrebungen friedlicher Menschen, die Wahrheit zu suchen; und wie keine unrelne Leidenschaft ohne eine zügellose Euphorie erscheint, so zeigen auch hier die Tafen der Geschichte das grauenerregende Bild einer wilden Heeremacht fast aller frevelhaften Vergehens unter der Fahne des Zeichens, das den Feinden verdündigen sollte. Zuletzt noch bluteten dreißig Jahre hindurch die Ehne unsrer Vaterlandes an Wunden, welche Brüder sich schlugen, und von den künftigen Heiligen des deutschen Volkes, bis an die Uegen unsrer Meeres, bis an die Zinnen unsrer Mauern reichte der Hufschlag des Hosses unter der Last des blutbedeckten Reiters, dennerte des Geschüzes ebener Mund, um das Wort der Wahrheit zu überreden, das ein gottbegeisterter Mann, hervorretend aus der finstern Zelle an das Sonnenlicht, herrschenden Völkern warufen hatte.

Aber das Reich Gottes stammt nicht von dieser Welt und seine Befestigung ist den Gewaltigen der Erde mit nichts vertheilen. Darum ging auch nur glühender aus harter Prüfung, gediegener und fester aus feindlicher Bedrängnis die evangelische Kirche siegreich hervor und bat bis auf diesen Tag des höhern

Schmerz sich erfreut, der gleich bei ihrem Entstehen sie väterlich behütete. Wer möchte die schirmende Hand erkennen, die selbst dem blöderen Auge sich nicht entzieht; denn freilich trifft unser Blick selbst in jenen Tagen der frischen Begeisterung für das Reich der Wahrheit auch dort Awestrucht und feindliche Spaltung um werthlose Formen, wo das gemeinsame Ringen nach Wahrheit von innen, wo die Verdrängung von außen Eintracht und Frieden gebot. Müßen wir gleich, um nicht ungerecht zu sein, den Parteien, in welche schon anfangs die evangelische Kirche sich schied, Wahrheitliebe und redliche Absicht in gleichem Maße zuerkennen, so muß es uns doch mit Wehmuth erfüllen, wenn wir in einer umseitigen Verblendung die Wurzel des bitteren Hasses erkennen, wenn wir in einer umthier derer verblödete, denen dieselbe Fackel des reinen Lichtes ins Auge strahlte. Doch die höhere Waltung entschied für den Sieg der kleinen Schaar, obgleich sich diese selber schwächte. Der Friede kam, und ruhig mochten wenigstens in unserm Vaterlande die Bekenner der Wahrheit ihres errungenen Gutes sich erfreuen.

Verfolgen wir indeß die Geschichte unserer Kirche weiter, so entdecken wir unersfrenliche Bilder anderer Art. Hatte man in den früheren Tagen der Reformation gegen menschliches Ansehen in Glaubenssachen sich kräftig verwahrt, hatte man jenes Heer fremdartiger Sagen, das den Papismus aegründet und wieder von ihm ausgegangen war, glücklich abgetrieben, so war man bald in Gefahr, in denselben Irrthum zu verfallen, den man eben erst bestritten hatte, indem man, ganz entgegen dem wahren Geiste des Protestantismus, wiederum von der Quelle unseres Glaubens abzuweichen und zu bloß menschlichen Autoritäten sich hinzuneigen schien, und es konnte nicht fehlen, daß verkehrte Leidenschaftlichkeit da eintreten mußte, wo man dem reinen Geiste der früheren Reformatoren sich zu entfremden anfing. Daß der Geist des Protestantismus in redlichem Fortschreiten nach Wahrheit sich äußern müsse, daß er nur dadurch sein eigenes Leben frisch erhalten könne, ward nur von der Minderzahl erkannt. Groß dagegen war die Menge derer, welche das Werk der Reformation für abgeschlossen haltend, mit ängstlicher Vorsicht den Buchstaben, nicht sowohl der Urkunden des Christenthums, als der ersten Bekenntnisschriften unserer Kirche, bewahren, und eben den letztern für ihre Zeit zunächst berechneten Werken mit abgöttischer Verehrung anhangen zu müssen glaubten, während ihnen über diesem Erstarren der lebendige Geist entwich, der einst in Luther und seinen Freunden gewirkt hatte. Nicht minder anfichtlich ward ferner die Zahl derer, welche durch die äußere Sicherheit, deren die gereinigte Kirche genoß, in ihrem Eifer für sie erkalten, und ein Gut schon mit Gleichgültigkeit zu betrachten anfangen, das die Väter mit ihrem Blute den Enkeln erkauft hatten. Während nun jene mit finstern Instinnte feindlich jeden verkörperten, der nur etwas minder befangen als sie selbst, mit ihrer todten Erstarrung sich nicht zu befreundet vermochte, während es das Ansehen gewann, als sollte das längst verworfene Dogma von einer alleinseligmachenden Kirche selbst bei den Gegnern desselben zu Ehren kommen; nahm auf der andern Seite Gleichgültigkeit gegen alles Kirchenthum sichtbar zu, und wie beide Abirungen blödeiten gleichzeitig nachgewiesen werden können, so erblicken wir zu andern Zeiten bald jene, bald diese in hohem Grade vorherrschend. Unbuthsamkeit gegen die geringfügigsten Abweichungen von dem, was man symbolisch nannte, herrschte dort, während hier fade Lauigkeit für den alten evangelischen Eifer eingetreten war, der das Werk der Reformation begonnen und durchgeführt hatte; oder richtiger, es hatte dieser Eifer theils eine falsche Richtung auf das Unwesentliche genommen, theils seine ursprüngliche Spannkraft eingebüßt; und doch besaß der ächte Protestantismus nur da in seiner befestigenden Kraft, wo ihn evangelischer Eifer in voller Regsamkeit seinem wahren Ziele zutreibt; doch eben über die Nothwendigkeit dieses Eifers, des Hebels der Kirchenverbesserung, und über die

Richtung desselben bedarf es einer nähern Vertheidigung, die in dem Vortrage versucht werden soll, für welchen ich mir an diesem festlichen Tage vor einem würdigen Anzuge verehrter Zuhörer eine erfreuliche Gelegenheit eröffnen sehe.

Wer unter uns, m. H., kennt nicht das warme Gefühl jener belebenden Freude, die als Frucht eines ernstlichen Nachdenkens dann erscheint, wenn uns die Ueberzeugung von irgend einer Wahrheit zu Theil wird, nach der wir lange strebten? wenn sollte jene Begeisterung fernab geblieben sein für die erkannte Wahrheit, selbst dann, wenn diese mit unsern wichtigsten Interessen nicht einmal in naher Beziehung steht? Ist doch das Vorgefühl jener Freude und dieser Begeisterung der unsichtbare Sporn, wodurch der edlere Mensch ohne alle Nebensicht zur Erforschung der Wahrheit unablässig hingetrieben, wodurch die Anstrengung des Nachdenkens in einen Genuß umgeschaffen wird, der desto reiner sein muß, je weiter von dem Gebiete niederer Selbstsucht die erkannte Wahrheit entfernt ist. Trifft es sich aber dann, daß wie an Gegner unserer Ueberzeugung gerathen, wie steigert sich nicht sofort der Eifer für sie und die Vertheidigung, das zu vertheidigen, was wir mühevoll errungen zu haben glauben; wie pflegt dann jede Quelle, aus der wir Erkenntniß schöpfen, von Neuem durchsucht, nach ihrem Gehalte geprüft und zur Befestigung der eignen, wie zur Gewinnung der fremden Ueberzeugung mit geschärfster Sorgfalt benutzt zu werden? Wenigstens wird man schwerlich lehren, wenn man bei dem Mangel dieses Eifers mißtrauisch gegen die Ueberzeugung selbst wird; denn wenn der, welcher ein irdisches Gut durch retheliche Thätigkeit sich erwarb, eine gewisse Anhänglichkeit daran nicht zu verleugnen pflegt, welche Niemand tadeln mag, so lange sie nicht ausartet, um wie viel gewisser darf man für die edleren Besitzthümer des Geistes lebendigen Eifer bei dem voraussetzen, der eines Hutes Herr zu werden gestrebt hat, das kein Neß des Eigennutzes bedeckt. Wenn ferner der Gewinn eines irdischen Gutes an sich nicht geeignet ist, Ansprüche an die Achtung unserer selbst und aller edleren Naturen zu begründen, so ist diese dagegen eine unaussprechliche Folge derjenigen Erwerbungen, die wir in dem ewigen Reiche der Wahrheit und zugunwenden gemußt haben, und welcher Mensch dürfte gegen Selbstflachtung und gegen den innern Beifall der Trefstlichen seines Geschlechts gleichgültig sein? Seht daher der Eifer für die Erforschung der Wahrheit überhaupt aus der Natur des Menschen von selbst hervor und läßt diese in ihrer Würde erscheinen, so wird man zugeben müssen, daß er dem Grade nach gesteigert dort hervortreten werde, wo außer dem eigenthümlichen Interesse ihrer Aufsuchung noch in der Befestigung der Wahrheit, d. h. in ihrer Beziehung zu den äußern oder innern Verhältnissen des Menschen ein Grund liegt, der gerade für besonders wichtig mache; wenn also die unser Nachdenken beschäftigende Wahrheit nicht bloß in entfernter, sondern in unmittelbarer Beziehung zu den Fragen steht, welche dem Menschen über sein eigenes Dasein, über den Gang seiner Schicksale, über seine Zukunft jenseits der irdischen Laufbahn unabweislich sich aufdrängen. Ja, wenn Fragen dieser Art wirklich unabweislich sind, so stellt sich ihre Beantwortung, oder doch das Sterben darnach als notwendig da, sofern wir anders nothwendig nennen müssen, was aus den Bedingungen unseres Lebens sich ergibt. Achten wir nun auf die Erscheinungen der uns umgebenden Welt, so finden wir freilich das Interesse an irdischem Besitzthum weit genug verbreitet; aber wir finden doch selten Jemand, der es in seiner Ausartung schamlos zur Schau tragen möchte, und wie Alle erkennen es nur dann als etwas Tadelloses, wenn es sein Maas nicht überschreitet und keinem Höhern in den Weg tritt; wir bemerken ferner das Interesse für geistige Erwerbungen, wie achten und ehren dasselbe, wo wir es gewahren, ja, wir glauben mit Recht den Menschengestalt in seiner Veredlung zu erblicken, wenn wir jenen glühenden Eifer für die Wissenschaft in den Herzen anerkennen, deren Namen die Geschichte der Wissenschaften und aufbewahrt; aber wie wen-

den uns, wo nicht mit innerem Grauen, doch wehmüthig von dem hinweg, dem das religiöse Interesse gänzlich fehlt — zum Zeugniß, daß dieser Mangel auf eine widernatürliche Verzerrung des innern Menschen, auf eine Mißgestaltung der Seele schließen lasse, die uns unwillkürlich abstöße. Selbst der Fanatismus, die Ausartung des religiösen Eifers, so wenig wir geneigt sind, ihm das Wort zu reden, widerstrebt sicher der menschlichen Natur im geringeren Grade, als jene Erstarrung des innern Menschen, die aus ihm nur das Thier, das sucht, darfst, weiß das verständige, hervorblenden läßt. Mögen wir demnach den Menschen uns nicht denken ohne thätigen Eifer für das, was ihm als höchste Wahrheit einleuchten soll, so werden wir gestehen, daß durch den Eintritt äußerer Umstände jene Theilnahme erhöhet werden und ein noch feischeres Leben erhalten wird, sobald sich die Nothwendigkeit zur Vertheidigung unsrer innern Ueberzeugung gegen Gewalt oder List einstellt. Ohne dies in seiner Allgemeinheit weiter zu verfolgen, lassen Sie uns auf den gegenwärtigen Zustand unsrer Kirche einen Blick werfen, zu welcher wir uns bekennen, lassen Sie uns fragen, ob denn jetzt noch die Gewalt uns feindlich gegenüberstehe, ob denn jetzt noch die List uns zu umgarnen und uns zu entzweien suche, was uns die Quelle des innern Leidens ist. Freilich treiben keine Reizigen mehr die Bekenner des Evangeliums in die Messe, freilich überzieht kein Heereshäupter mehr die Altäre protestantischer Bewohner, um der dreifachen Krone die Anie beugen zu lassen; freilich sucht eben jetzt nicht mehr der geweihte Hentler die Gluth an, daß sie blutfarben auflebe, um den letzten Klageten unsrer Glaubensbrüder vor den Thron des Erlebens zu tragen, und wo noch eine Gewaltthat verübt wird, da ist sie lüthelich geworden: aber was denn hält das Schwert in der Scheide, wenn nicht das Gefühl der Ohnmacht, und, wie wir mit Freude hinzusetzen mögen, der bessere Geist, welcher aus dem Protestantismus hervorgegangen, auch die Gegner desselben wider ihren Willen mächtig ergreifen hat. Allein jene Ohnmacht würde beendigt sein, wenn uns selber die Macht entzöge, d. i. die innere Kraft, die auch das Leben an die Wahrheit zu senken sich nicht bedenklich; und der bessere Geist in unsrer Kirche, wie möchte er sich halten, wenn seine Quelle versiegen sollte, wenn wir selbst gleichgültig für die erlungene Freiheit zu werden, ihren belebenden Odem zu mißkennen vermöchten? Denn weich ein Geist es sei, den Rom's Alerikli den Völkern einimpfen möchte, das legt die Geschichte hell genug an den Tag. Indessen mögen wir immerhin des äußern Friedens mit Freude genießen, wenn wir nur nicht vergessen, daß den Krieg rufen soll, wer den Frieden begehrt, und daß die Kustammer unsrer Krieges unsrer eignen Herr ist, dessen Eifer für evangelische Freiheit nicht erkalten dürfte, auch wenn die Furcht vor äußerer Gefahr als völlig leer sich nachweisen ließe; denn eine andere Macht steht gegen uns, die List, die schlangengewandte, die tausendfältige. Sie hat noch nie geirrt, und eben in unsrer Lage will es scheinen, es sei ihr ein weiteres Feld geöffnet, als lange zuvor. Wieder erkannte ich jene Gesellschaft, die seit ihrem ersten Auftreten vor allen ähnlichen sich hervorthat durch die Schicksalskünde jeglichen Truges, deren heuchlerische Larve allem Hehn speicht, was der Mensch, geschweige der Christ, für ein Gebot der Einnichtheit erkennt, kein Gesetz achtend, als das der Schlaubheit, unbedenklich in der Wahl der Mittel, wenn sie den Zweck nur zu fördern scheinen, kein Ziel sich lebend, als den irdischen Thron über den Scheitern verdunsteter Völker, und das alles zum Spott des Allmächtigen unter der gleichneislichen Hülle eines Namens, der alles umfaßt, was die Welt Ehrwürdiges kennt. Nicht unbekannt ist uns die alte Thätigkeit dieser Schöne der Dunkel, und wir bemerken nur allzu deutlich, daß die alten Künste ihnen nicht ungeläufig geworden sind. Selbst auf Deutschlands Boden beginnt der Same dieses Giftstrauchs zu keimen, während er in andern Ländern schon Wurzel und Zweige getrieben, ja schon Früchte seiner Art hervorzuhebrachte hat. Darum mögen die Pfleger der evangelischen Lehre wohl Acht haben, daß

nicht einfl auf ihnen der Vorwurf sorgloser Sicherheit lasse, darum möge der Geist des Protestantismus uns nie entweichen, ein Geist des Widerspruchs und des Eifers gegen jeden unnelnen Zusatz zu dem, was wir einfach, aber treffend Gottes Wort nennen.

Ich muß mich beschränken, die äußern Nachstellungen, denen unsre Kirche durch die listigen Umarmungen der Anhänger des Papstthums bloßgestellt ist, nur an dem so eben aufgeführten Beispiele geriegt zu haben, ohne die leiseren Versuche zu berühren, die unter andern Formen, doch zu demselben Zwecke, zahlreich angestellt werden, wenn ich Zeit gewinnen will, die Nothwendigkeit des evangelischen Eifers auch durch das Dasein solcher Gegner der protestantischen Freiheit nachzuweisen, die wir im Schooß unsrer Kirche selbst hegen. Ich schweige von jenen Verdieneten, welche aus unsrer Mitte von der Freiheit zur Anekschaft, von der Sonne zum Jervvölch sich gewendet, bisweilen gar mit einer Heuchelei, die nur von Jesuiten hemäntelt werden mag, vor den Augen der Welt als Mitglieder, ja selbst als Lehrer dieser Kirche sich stellten, den Schall aber im Herzen trugen, so lange bis ein unwillkommener Lichtstrahl ihr zerrissenes Innere der Welt zur Schau legte; denn von ihnen ist nichts zu besorgen, wie haben sie nur zu bebaun, und sofern sie Heuchler sind, trifft die Verachtung jedes Rechtlichen sie schwer genug. Auch von denen will ich schweigen, welche im Grunde keiner Kirche angehören, indem sie alles Kirchenthum wie ein Gewand ansehen, das man nach dem eigenen Leide schnitten und nach der Mode ändern läßt, Leute von unübersehblicher Gewandtheit, wenn es gilt, heute nach den Wüsten, morgen gedankenleer den Himmel zu spielen, heute Prediger der Loterang, morgen auf der Kegerjagd zu sein; denn ihre Zahl ist Gott Lob nicht allzu groß und ihr Jertum minder gefährlich, weil ihnen die rechte Willenskraft abgeht. — Aber es gibt Andere, welche bewußtes schlimmere Feinde im Innern unsrer Kirche sind, jene nämlich, auf welche ich schon früher hindeutete, die den Geist des Protestantismus verkennen, während sie seinem Buchstaben huldigen. Sie wännen, in der peinlichen Bewahrung des Buchstabens stecke das Wesen unsrer Kirche, als wenn in bloßen Worten eine Zauberkraft liegen könnte. Von dem erblichen Feinde wenden sie sich mit innerem Schauder, und möchten gern die Vernunft einfangen, um sie an ehorne Ketten zu legen, wenn das so leicht wäre; denn freilich ist es bequemer, auf der beelten Heerstraße mit aller Welt zu wandeln, als durch die Dornen des Nichts sich hindurch zu winden und über Klippen und Abgründe hinweg den Schritt glücklich zu wagen, angespernt durch die Hoffnung eines belohnenden Ueberblicks vom höheren Gipfel, wohin der vielbetretene Pfad nicht führt. Der Geist des Protestantismus ist ein Geist des Strebens im Reiche der Wahrheit, und nur wer ihm huldigt, mag sich mit seinem Namen schmücken; wer ihn verkennt, ist sein Gegner; und die Gegner dieser Art finden wir gerade in unsern Tagen zahlreicher als sonst; darum ist gegen sie der ächt evangelische Eifer aufzubieten, um sie zum Bewußtsein dessen zu bringen, was sie beginnen — denn die Weissen wissen nicht, was sie thun.

Noch gibt es Andere, denen der Himmel nicht blau genug ist, ich meine jene Weisheit, denen die Wahrheiten unsers Bekenntnisses zu einfach vorkommen, weshalb sie dieselben mit allerlei Klittergold aufspizen möchten, ohne zu bedenken, daß die Lehren des Christenthums gerade darum so berecht zum Herzen des Menschen sprechen, weil sie so einfach sind. Wozu also der unverständliche Schimmer? Außerdem weit doch die Darstellungen anderer Art, daß Form und Wesen mit einander nicht im Widerspruch stehen, sondern sich angemessen sind, und wenn man mir einwenden wollte, der Mensch sei kein reines Vernunftwesen, sondern lebe an der Erdensohle mit seiner Sinnlichkeit, so kann dieser Einwurf nur aus einer Verwechslung des Christenthums mit dem Kultus hervorzerhen. Wer die äußere Andacht dem Einflusse der Kunst entziehen wollte, würde gewiß etwas Weckliches

beginnen, denn die Außenwelt wirkt und soll wirken auf den innern Menschen, und es wird nur darauf ankommen, daß man Maas zu halten wisse, nicht aber das Mittel höher achte als den Zweck. Dagegen soll man uns die Lehre des Christenthums unangestastet lassen, uns verschonen mit jener tödlichen Mißverständlichkeit, wodurch nur ein dunkles, unbestimmtes Gefühl erregt wird, über welches man sich Rechenschaft zu geben vergebens versucht und was im besten Falle spurlos verschwindet, wenn es nicht gar zu verwirrender Schwärmerci führt. Ich sehe nicht an, die für beilagenwerth zu halten, welche im Ernste glauben können, unserer Kirche mangle es an Mitteln, die Phantasie zu nähren; sie scheinen gewiß katholischem Aberglauben näher, als sie sich selbst bekennen mögen und haben sich wahrscheinlich noch nie die Mühe gegeben, die einfache Herrlichkeit der protestantischen Kirche sich klar zu machen. Darum muß ich auch sie zu den Gegnern unserer Kirche zählen, und nicht zu den unfählichen in unserer Zeit; denn wie jedes Zeitalter seine Geisteskrankheit zu haben pflegt, so scheint das unsere am Fange zur Schwärmerci zu leiden, deren Spuren unsere Literatur unverkennbar an sich trägt. Auch diesen Gegnern soll der achtevangeliſche Eifer kühn und würdig entgegenreten, soll ihm zurufen: daß Christi Lehre nur eine Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit anerkenne, soll ihnen sagen, unsere Seele suche Nahrung im Christenthum, nicht Betäubung durch ein Pappenspiel.

Wenn aber der evangeliſche Eifer in dem Protestanten sich wirksam erweisen soll, ist seine Bahn auch so sicher bezeichnet, daß er die wahre Richtung nicht verlieren kann? Man müßte sehr ungerecht sein, wenn man nicht gefehen wollte, die Mehrzahl derer, welche im Schooß der evangeliſchen Kirche leben, dennoch zu ihren Gegnern gerechnet werden mußten, hegten nicht den guten Glauben, die rechte Straße zu verfolgen. Darum lassen Sie uns nunmehr die Keistlerne aufsuchen, deren Anblick uns nie einschwinden darf, wenn es uns darum zu thun ist, daß unser Eifer nicht abirre vom rechten Wege.

Der Aemern bekennen wir hier den unendlichen Werth der schriftlichen Urkunden des Christenthums, weil wir aus ihnen immer wieder die ächte Lehre Jesu zu schöpfen im Stande sind, sobald Irrthum oder Absicht die Wahrheit uns zu entwinden versuchen; denn wie wir billig den Geschichtschreiber tadeln, der die Mühe des Forschens an den ersten Quellen scheut, und nur das uns vorträgt, was abgeleitete Röhre ihm darboten, gesetzt auch, sein Vertrauen in ihre Lauterkeit sei nicht grundlos: so werden wir um viel weniger Anstand nehmen, die bewährte Rückkehr zu jenen ehrenwürdigen Schriften dringend zu empfehlen, da die Fragen, welche das Christenthum beantworten soll, unstreitig die wichtigsten sind, die nur aufgeworfen werden mögen. Diese Rückkehr zu den heiligen Schriften war es ja eben, welche die Reformation begründete; der Boden, welcher hier gewonnen ward, war ja der Fels, auf den unsere Kirche so gebaut ward, daß sie allen Stürmen zu trotzen vermochte und mit Gottes Hülfe ferner trohen soll. Wollte ich nun noch die innere Trefflichkeit des Inhalts jener Schriften darstellen, so müßte ich mich dem gerechten Vorwurfe eines überflüssigen Versuchs aussetzen; denn diese Trefflichkeit hat noch Niemand in Zweifel zu ziehen gewagt, der mit ihnen näher vertraut war, weder in Beziehung auf die dort deutlich ausgesprochenen Lehren, noch in Hinsicht auf das unerreichte Muster eines Erdenlebens, wovon und jene Bücher Meldung geben. Was also beginnen die, welche den Zugang zu diesen ewig reinen Quellen des Trostes und des Friedens umhüllen und ihren Anblick nur durch ein gefärbtes Glas verstaten wollen? Verſuchen wir auch einflutellen auf unsere Kenntniß der Geschichte, lassen wir auch einflutellen die Frage unbeantwortet, ob die im Christenthume utragend bearbeitete Hierarchie des Papstes hätte entstehen können, ob der schändliche Verfall des christlichen Reichthums, den endlich Luther mit den andern Helden der Reformation

matten offen darlegte, wohl möglich gewesen, wenn die heiligen Schriften in den Händen der Laien sich befunden hätten; so ist doch schon allgemein wahr, daß das Verbot, der Quelle selbst zu nahen, ein schlimmes Verurtheil gegen die Ansicht des Verbots erwecken muß. Daher darf es Niemand wundern, wenn ich dieser Bruch der Reformation, der Bekanntheit der Schriften mit Christi Lehre und Leben aus unmittelbarer Einsicht in die Berichte seiner Jünger, einen Werth belege, den ich würdig zu bezeichnen mich zu schwach fühle. Wer uns die Bibel nehmen will, ladet den Verdacht auf sich, ein Verneiner der Finsterniß zu sein; ihm steht sich der Protestant mit ganzer Kraft entgegen, wohl einsehend, hier befinde sich sein Eifer auf rechter Bahn.

Indessen wollen wir hören, wie man denn jene Entziehung der Bibel, die der Papst ohne Pehl ausspricht, zu beschönigen versucht. Die Verkündung des Christenthums bedürfen einer Auslegung, sagt man, um nicht mißverstanden zu werden; bran man sieht ja, wie häufig schon bei andern Schriften abweichende oder gar entgegengesetzte Meinungen über den Sinn ihres Uebersetzers entstehen, wie oft man Geistesheil findet, nachzuweisen, daß menschlicher Irrthum in der Auslegung sehr gegriffen, absichtlicher Verberbungen nicht einmal zu gedenken. Ist aber der Irrthum überall ein Uebel, wie sollte er nicht der größte da sein, wo es auf die Erkenntniß dessen ankommt, was den Menschen zu seinem ewigen Heile führen soll. Wüßte nur juchst in die Geschichte der christlichen Kirche und frage nach, ob nicht jeder Irrlehrer die Gebilde seines Wahnes durch die heilige Schrift zu schützen versucht, auf ihr Ansehen geteugt und durch den Schein von Wahrheit, der eben dadurch über seine Ketzerei sich ergossen, nicht bloß sich selber getäuscht, sondern manche unbewachte Seele auch dazu verführt habe. Wo findet ihr einen Aey, der den ganzen Vorrath wohlthätiger Heilmittel vor seinen Augen hinwarf, damit dieser im Fiebertraume sich selbst berathe durch eigene Wahl, wo die Mutter, welche das Messer in der Hand des Kindes ließe? Und doch, wer von euch ehmst sich der vollen Gesundheit des Geistes, wer unter euch sucht sie nicht vielmehr erst zu gewinnen durch die Religion; wer von euch ist so vermessend, volle Mündigkeit sich anzutraum, die leitende Hand der Religion hochmüthig zu verschmähen? Darum tritt die Kirche ein, euch darrreichend, was ihr bedürft, immer besorgt um das rechte Mittel, immer wachsam, euch vor Beschädigung zu bewahren. So etwa lautet der Hauptgrund, auf den der Papst sein Verbot gründet. — Ich will nicht geitend machen, daß sein Reich mit sich selber unelns ist, indem eine große Zahl katholischer Lehrer die deutliche Einsicht in die Unhaltbarkeit dieses Grundes thätig beweiset; denn man weiß ja, wie jenseit der Alpen darüber geurtheilt wird und aus dem Standpunkte des Protestantismus geurtheilt werden muß. Ich will nicht darlegen, wie schlaue der Trug mit der Wahrheit gemischt ist in jener Beweisführung. Lassen Sie mich nur das hervorheben, was wir darin als wahr anzunehmen keinen Anstand nehmen.

Alerdings sind die heiligen Schriften allen andern Büchern darin gleich, daß sie verstanden sein wollen, um auf den Leser wirken zu können. Niemand wird ihre Worte für Verschönerungsformen halten, deren bloßer Klang schon Wunder wirkt. Es ist ferner gewiß, daß ihr Inhalt einen geschichtlichen Hebel hat, der ohne Kenntniß der Weltverhältnisse jener Zeit, ohne Kenntniß des äußern und innern Zustandes nicht bloß des jüdischen Volkes, sondern auch vieler andern Nationen, theils ganz dunkel bleiben muß, theils nicht diejenige Klarheit erhalten kann, welche zum Verständniß erfordert und durch jene Kenntniß erst vermittelt wird. Eben so eintuschend ist, daß die Glaubenslehren des Christenthums nicht in der schulgerechten Form sich in diesen Schriften verbinden, in welche sie von den Gottesgelehrten aller christlichen Religionspartei von Zeit zu Zeit gebrachte sind, sondern daß dieselben hin und wieder zerstreut und in einer Form vorkommen, welche zunächst auf den ganzen Volkscharakter, besonders den jüdischen, auf

die bis dahin herrschenden Religionsansichten, auf die Bildungslufe, selbst auf Sitten und Gebräuche jener Zeit berechnet sein mußte; weshalb man eben je und je das Bedürfnis gefühlt und bestritten hat, diese Glaubenslehren zu sammeln und in eine solche Form zu bringen, die den gegenwärtigen Lebenshältnissen zu entsprechen schien; wobei man allerdings sich bemühte, das für alle Zeiten und alle Völker der Erde unabänderlich gültige Wesen gewissermaßen fest zu halten. Diese Unterscheidung der Form von dem Wesen und freilich: durch die Darlegung des letztern werden wir nun unter der Auslegung verstehen müssen, welche wir unbedenklich nebst jener historischen Erläuterung für ein Hauptgeschäft des Lehrers des Christenthums erklären, ohne jedoch einen Ort einzunehmen, warum diese ausschließlich berechtigt sein sollten, ihre Auslegung, die doch immer nur als Meinung auf jene Schriften selbst sich gründen kann¹⁾, für allein gültig auszusprechen. Endlich finden wir in den Urkunden unserer Religion die ewig geltenden Gesetze der Sittlichkeit einestheils mit einfachbündigen Worten so deutlich ausgesprochen, daß ihr unmittelbares Verständnis Niemandem Schwierigkeit machen kann, der überhaupt nur fähig ist, in den Sinn eines kunstlosen wesentlichen Ausdrucks einzugehen, andertheils finden wir jene Gesetze der Sittlichkeit unserem Auge durch lebendige Ausübung in dem vorzüglichsten Beispiele des göttlichen Stillsitzens unserer Religion so nahe gebracht, daß es bei jedem einzelnen Akte seines Lebens höchstens der Hinweisung auf das immer mit gleicher Vollenendung in's Leben gerufene göttliche Gebot bedarf, um die innere Uebereinstimmung zu erkennen. Wollen wir auch hier von einer Auslegung reden, so kann sie nichts anderes sein wollen als entweder die Zurückführung des Allgemeinen auf das Besondere, die Anwendung allgemeiner Sittengesetze auf die einzelnen Verhältnisse, in welche das Erdenleben die Menschen bringt, oder die Herleitung dieser Gesetze aus bestimmten Fällen und die Ermittelung zu ihrer Befolgung aus dem lebendig dargestellten Beispiele, und wenn das Geschicht solcher Auslegung in die Hände berufener Lehrer des Christenthums gesetzt ist, so werden doch eben diese die Selbstthätigkeit, das eigene Nachdenken beten, auf welche sie wirken wollen, für unerlässlich, und ihre Auslegung nur für eine Anregung hierzu erklären müssen; da ja die Sittlichkeit aus dem Innern des Menschen hervorgeht, nicht aber ihm von außenher eingeprägt wird. Gerade dieser Theil also der heiligen Schrift, die Sittenlehre Jesu, und das Leben desselben, wird vorzugswelse, doch keineswegs ausschließlich, zur eigenen Ansicht Jedermann dringend empfohlen werden, weil sein Verständnis auch bei dem Mangel höherer Bildung des Geistes gar leicht möglich ist.

Es ist daher an sich kein Irrthum, daß die heilige Schrift der Auslegung bedürfe, wenn man sich nur über den Sinn dieses Ausdrucks verständig. Fragen wir aber, wodurch im vollen Sinne des Wortes diese Auslegung möglich sei, so kennt ja jedermann die vermittelnde Kraft in uns, durch welche das Auffassen der Ideen überhaupt, sowie die Herstellung derselben aus Grundbegriffen bedingt ist: sie heißt Vernunft.

Es läßt sich ferner keineswegs läugnen, daß die Aussprüche der heiligen Schrift oft abstrichtlich, öfter noch aus menschlichem Irrthum gemischt, verworrenen Meinungen zur Stütze haben dienen sollen. Hier nun lassen wir die böse Absicht ganz unberücksichtigt, obwohl sie sich gerade bei denen vielleicht am leichtesten bemerken lassen möchte, welchen die katholische Kirche den Auserwählten eingeschrieben hat; das Dasein des Irrthums aber, was predigt es anders als die goldenen Worte des Apostels: Trüset alles und das Beste behaltet!

Wir sehen ein ansehnliches Heer von Lehmeinungen durch Menschen erdacht und mit aller der Vagabundierung verflochten, die aus subjektiver Uebereizung:

1) cf. Luther's Werke II, Vol. 232 ed. 1m.

gung hervorragt. Wer denn jetzt uns die richtige, da jede mit dem Ansprüche auf den Ursprung aus der heiligen Schrift sich vor uns stellt? so höre ich fragen; und doch hat jeder in sich die Kraft, den Prüffstein zu brauchen, auf dessen Ausspruch alle sich berufen, wenn er sie nur erkennen und anwenden will: sie heiße Vernunft. —

Orgenwärtig liegt es außer meinem Plane, die zahlreichen Schmähungen, welche bisweilen dieser Wille, nicht selten Rechtsinn und am häufigsten Rechtsinn über die Vernunft ausgefloßen haben, hier aufzuführen und abzuwehren; sondern es genüge die Andeutung, daß aus dem eben Dargestellten sich schon ergebe, ohne Gebrauch der Vernunft sei selbst die heilige Schrift ein unbefehrtes Werkzeug in der Hand des Unkundigen, ein Behältniß ohne Schlüssel. Und wer aus dem freien Gebrauche der Vernunft Gefahr besorgt, weil mancher bei aller Gewissenhaftigkeit dennoch irre geleitet ward, dem antworten wir, daß ja nicht die Vernunft *Ein* Menschen in *Ein*er Zeit für Alle und für *Alle* Zeit gesetzgebend auftreten soll, sondern daß das Gebot der Prüfung für jeden in jeder Zeit verbindend ist, so daß eben dadurch die Veranlassung des Irrthums auch das Mittel zur Verichtigung enthält. Wie Protestanten achten daher billig den freien Gebrauch unsrer Vernunft, d. i. die christliche Denkfreiheit für eins der höchsten Güter, dessen Wiedererlangung der Reformation verdankt wird; und wir halten uns darum gesicherter in unserm Lehrsysteme gegen Irrthum als Andere, weil wir die fortgesetzte Prüfung auf den Grund der heiligen Schrift nicht bloß zulassen, sondern fordern. Ob wir überall und immer die Wahrheit erkannt haben, das nicht zu wissen, bekennen wir im Gefühl menschlicher Schwäche, aber wir ringen nach ihr, und was wir als das Resultat gewissenhafter Forschung gefunden haben, das wollen wir deshalb noch nicht als unumstößliche Wahrheit hochmüthig hinstellen, sondern wir bescheiden uns auch hier, daß das Reich der absoluten Wahrheit kein Reich dieser Welt sei. Die Lehrenmeinungen indessen, in welchen unter uns Verschledenheit obwaltet und Irrthum möglich ist, sind nur solche, deren unvollkommenere Auffassung das wahre Heil unsrer Seele nicht nothwendig gefährdet; wogegen alle die Lehren des Eristenthums, über welche Gewissheit Noth thut, wenn wir inneren Frieden haben wollen, mit einer Klarheit in den Büchern der heiligen Schrift ausgesprochen sind, die nichts zu wünschen übrig läßt, so daß es nur des unbefangenen Blickes der Vernunft bedarf, sie aufzufinden oder von ihrer Richtigkeit sich zu überzeugen. Wir erkennen deshalb den evangelischen Eifer auf dem rechten Wege, wenn er das Recht der freien Prüfung durch die göttliche Gabe der Vernunft mit Festigkeit behauptet gegen jeden Angriff, komme er von außen oder von innen.

Ist es mir nun gelungen, die Nothwendigkeit des evangelischen Eifers zu erweisen und die wichtigsten Zielpunkte seiner Richtung demerslich zu machen, so darf ich am Schluß der Frage nicht ganz ausweichen, auf welche Weise jener Eifer in's Leben treten müsse, wenn er den Namen des evangelischen nicht zur Ungebühr sich annehmen will; denn leider wissen wir ja, daß jede Verfolgung um des Glaubens willen, selbst die blutigste, durch Heiligenkaiser hervorgerufen oder mindestens bemittelt worden ist. Wenn nun wir evangelische Christen jede Gewaltthat, sie gehe aus, von wem sie wolle, sobald sie verübt wird, um eine kirchliche Meinung aufzubringen, für widersinnig an sich und für strafwürdig nach christlicher Lehre erklären, so wird man mir den Beweis der Richtigkeit unsers Urtheils wol gern erlassen. Nicht die Waffen der Gewalt sind es, welche dem Worte des ewigen Lebens Eingang verschaffen sollen, auch ist es nicht die trügerische List, der wir die Verkündigung evangelischer Wahrheit übertragen; denn wir verwerfen schlichthin jedes Mittel, das nicht in sich selbst seine stilkliche Rechtfertigung trägt. Aber Rechenschaft geben wir in offener Rede von dem Grunde unsres Glaubens, wo sie gefordert wird, freimüthig, dündig und mit

Inbetracht. Der Auftrag Christi an die ersten Bekenner seiner Lehre, hinzugehen und die Völker zu lehren, achten wir auch an uns gerichtet, und so beschließen wir uns auf deutliche und vollständige Belehrung in dem Geiste der Liebe, der im Evangelium wehet, im Geiste der Duldsamkeit und Schonung menschlicher Schwachheit, welcher selbst das Vorurtheil zu achten weiß, immer in dem vollen Bewusstsein, daß die Einheit der protestantischen Kirche nicht leidet, die Gewissen mit Dingen zu beschweren, die von Menschen eingelegt sind¹⁾. Und wenn gleich am Tage liegt, daß die katholische Kirche anders verfährt, so wird der Protestant zwar die Verhinderung mit ruhiger Würde abweisen, wo sie schadenlos ihm entgegentritt, weil die Mitglieder der Kirche es sind, durch deren Mund sie sich vertheidigen muß; nie aber wird er vergessen, daß er aufhören würde, ein wahrer Bekenner des Evangeliums zu sein, wenn er Gleiches mit Gleichem vorzuziehend, zu unsittlichen Mitteln der Abwehr oder des Angriffs sich wenden wollte. Die freie Rede aus milder Mannesbrust sei unser Waffe gegen die Fälschung unserer Lehre, und zum Wahrzeichen ihrer Echtheit diene unser Leben selbst durch den Geist, der in ihm sich ausdrückt. Ihm aber, dem Ewigen, dessen Wahrung wir kindlich anbeten, ihm nahen wir heute an dem Marksteine eines neuen Jahrhunderts, das unser aller irdisches Gebein mit dem Grabeshaude bedeckt wird; von ihm erstehen wir auch heute den höheren Segen, der uns bisher stützte; von ihm erstehen wir Muth und Kraft zu dem Ringen nach Wahrheit wie zu ihrem Bekenntniß, von ihm den Geist der Milde gegen die Bröder, auch die Verhörter, von ihm Stärke, durch ein christliches Leben die Herrlichkeit des Evangeliums auch in uns zu erschauern.

15.

Nede, zur Jahrhundertfeier der Augsburgerischen Confession;

gehalten am 26. Juni 1850 im K. Friedrichsgymnasium zu Breslau, von K. L. Kannegger.

Hochverehrliche, Heiliche Versammlung!

Als ich vor wenigen Wochen den ehrenvollen und erfreulichen Auftrag erhielt, zum An denken an die Uebergabe der Augsburgerischen Confession vor dreihundert Jahren eine Feier für den heutigen Tag im dem königlichen Friedrichsgymnasium zu veranstalten, und selbst durch eine öffentliche Rede dazu beizutragen, erwog ich zuerst, ob in dem Gegenstande dieser Feier eine besondere Wichtigkeit auf Schule, Unterricht und Erziehung liege, — wie etwa bei der Reformation, die in der That nicht bloß die Kirche, sondern auch die Schule betraf; aber das dadurch entstehende Bedenken ward bald durch die Betrachtung gehoben, daß das heutige Fest, abgesehen von der kirchlichen und religiösen, auch eine sittliche und daher allgemein menschliche, und zumal eine Wichtigkeit für Lehrer und Erzieher, für Lernende und Zuhörer enthalte. Denn wenn die letzteren die Ergebnisse ihrer Bemühungen und Forschungen vorzutragen und gemeinsam zu machen, die letzteren diese zwar zuverläßig hinzunehmen, aber mit Selbstthätigkeit zu verarbeiten, und, soweit es ihre geistliche und sittliche Kraft vermag, zu prüfen haben, in Welchen aber ein Streben nach Wahrheit der Erkenntniß Statt finden muß, damit ein wissenschaftliches, ein geistiges, ein höheres Leben

1) cf. Kraft. Confession Bd. I. 15. 26

sich bilde und gestalte; so muß ja die Erinnerung an das von den deutschen Reformatoren abgelegte schriftliche Bekenntniß, an die Gewissenhaftigkeit, mit welcher jene bei der Abfassung jenes Inbegriffes ihrer Abweichungen von den bisherigen gütigen und allgemein angenommenen Lehren, und bei der öffentlichen Darlegung ihres Glaubens zu Werke gingen, an die Sanftmuth und Milde, mit welcher sie dem Kaiser um öffentliches Gehör anlehnten und seine Forderungen erteilten, aber auch an die Entschlossenheit und Kraft, vermöge der sie, unbewegt von seinen Forderungen und Drohungen nichts von dem religiös Ueberlegten feige zurückzunehmen, sondern muthig dabei beharrten, diese Erinnerung und Beherzigung muß und mit fruchtbarer Einsaun über die Würde und Verantwortlichkeit des menschlichen Geistes und Gemüthes, mit hoher Begeisterung für die Erforschung der Wahrheit und für die Vertheiligung der gewonnenen Ueberzeugung und mit dem festen Vorlage der Nachahmung eines so preiswürdigen Heldenspiels erfüllen. Aber nicht dies im Allgemeinen wollten und sollen wir den hehmenmüthigen Kämpfern folgen; warum nicht auch in jenem Besondern und Wichtigsten, was es für den Menschen geben kann, in der Erforschung der zeitlichen Wahrheit, in der Prüfung unserer bisherigen christlichen Ueberzeugung, ja warum nicht auch in der Darlegung desselben, so fern es Noth thäte? Zu einer solchen öffentlichen Darstellung gibt der fromme Herrscher, der auf Preussens Throne sitzt, wenigstens den Reiz durch die Anordnung dieses Festes Veranlassung.

Wie aber, wenn gleich den protestantischen Fürsten und Ertzen im sechzehnten Jahrhundert, welche ihre Pfarrer ihren Glaubensbekenntniß und Lehre übergeben, auch in unserer Zeit eine gleiche Aufforderung an Prediger und Gelernte von ihren Oben ergangen wäre, die Aufforderung, gleichfalls ein gemeinames Bekenntniß aufzusetzen und der Welt vorzulegen? Freilich wäre das nicht das Werk weniger Wochen, eine Aufgabe wie es gewesen, selbst für mehrere Jahre, ein Schweres, aber auch ein wichtiges, und im Falle des Gelingens ein segensreiches Unternehmen! Schwerer, wegen der Verschiedenheit, ja, wie können wir es uns verhehlen, wegen des Zwiespatts der Meinungen. Jank und Streit, Krieg und Mordvergehen waren mit der Reformation unermittellich verbunden, Kämpfe, inländische Kämpfe nicht bloß zwischen Protestanten und ihren Gegnern, auch zwischen Protestanten unter einander. Voll von öffentlichen Hinrichtungen und von menschenlichen Ermordungen sind die Blätter der Religionsgeschichte der Jahrhunderte, und zumal der beiden nächsten nach der Reformation. Die neueste Zeit ist menschlicher geworden, die Religionskriege haben aufgehört, dem Völkertheile versällt Niemand mehr wegen seines Glaubens, aber das Gekink dauert fort, selbst vom ärgsten Aufstößen zwischen Lehrern auf Hochschulen ist uns erst jüngst Kunde geworden, und der im höchsten schließende Dämon der Schandmetze verblendet auch jetzt noch Manche, und entflammt sie zu der Missethat, Hand an sich selbst zu legen oder sich dem Tode darzubieten.

Zwar auch eine erfreuliche Seite läßt sich, nicht diesem Mordvergehen, diesen Verletzungen und Angebereien, wohl aber dem Zwiespalt der Meinungen abgeminnen. Scheint er doch wenigstens bei seiner gegenwärtigen Erneuerung nach einer Zeit der Lethargie in der Religion, der Gleichgültigkeit gegen das Heilige, von regerer Theilnahme, von wiedererwachendem religiösem Geiste Zeugniß zu geben. Und so wollen wir ihn nicht sofort verdammen, sofern er nur, dieser Zwiespalt, nicht in Zwietracht ausartet, und die eigene Ansicht auf beschreibende, des Kampfes und seines Gegners würdige Weise dargelegt wird, sofern nur nicht falscher Eifer und Leidenschaft, Ehrbegier, Herrschsucht und Haß dabei die Heber führen oder gar zu unedlen, tabemwürdigen, krasen Handlungen hincneigen. Verschiedenheit der Meinungen möge denn immerhin sein! Und ein Aufseuf, wie ich ihn meinte, zur Abfassung eines abemaligen Bekenntnisses, und zwar

nicht eine lutherischen, kalvinistischen oder eines Bekenntnisses irgend einer einzelnen und besondern protestantischen Sekte, sondern einer evangelischen, würde diese Verschiedenheit erst recht ans Licht dringen. Aber wenn es den ersten Reformatoren gelang, sich über ihren Glauben und ihre Thätigkeit zu vereinigen, wer möchte behaupten, daß eine solche Uebereinkunft trotz der größten Schwierigkeit in unsern Tagen unmöglich sei? Wäre eine Neigung der Gemüther würde ein solcher Versuch veranlassen? Die Gottesgelehrten, die Gelehrten insgemein, Hege und Niebuhr, Kisten und Böcker, würden bei diesem Unternehmen nach Vermögen thätig sein, mit gespannter Erwartung würde die ganze evangelische Christenheit dem Ausgange entgegensehen, und selbst Katholiken, ja alles, was nur Sinn für Religion hat, würde auf ein so großes und wichtiges Schauspiel mit Theilnahme hinstarren. Eine allgemeine Bewegung würde in ganz Europa entstehen, wie einst zur Zeit der Völkerveränderung oder der Kreuzzüge, aber nicht sinnlichphantastischer, sondern geistlichlicher Natur, ein Ringen würde es sein nicht nach einem irdischen, sondern nach einem überirdischen Gute, ein Kampf würde entbrennen, nicht um das Grab Christi zu erobern, nicht um ein weltliches Königreich aufzurichten, sondern um das Reich Gottes zu gründen, oder vielmehr nur fester zu gründen und auszubereiten, ein Krieg würde geführt werden, nicht gegen einen fremden, sondern gegen einen im Geist und Herzen der Kämpfer selbst wohnenden inneren Feind, gegen Thorheit und Uebermuth, Blindheit und Aergel, um die Trugbilder zu zerstören, um das wahre Palladium zu sichern, um die Helden und Heldenkinder unter den Christen von den wahren Verheerern des Eifers unserer Religion zu sichten, um das Phanatorium in seiner ursprünglichen Einfachheit, Klarheit und Reinheit den treuen Blicken und verheerenden Gemüthern zu zeigen.

Wer aber sind die Kämpfer in diesem theils offenen, theils heimlichen Kriege? Evangelische Christen allgemein, doch mit verschiedenen Namen sich nennend, Lutheraner, Calvinisten, Mennoniten, Sectianer, Anglikaner, und wie viele tiefen sich ihnen noch beifügen? Aber wenn wir bedenken, daß der Eifer unterschieden bei Einigen war Glaubensstreben, bei Andern, insbesondere bei den Lutherischen und Reformirten, fast nur noch äußere Einrichtungen und Gewohnheiten betrifft, so möchte es wichtiger sein, nicht nach den kirchlichen Namen, sondern nach einem geistigen und wesentlichen Unterschiede zu fragen. Nicht leicht war wohl diese Sondernung werden; die meisten von ihnen wüßten, wenn wir ihnen die Wahl vorlegten, selbst nicht wissen, zu welcher Partei sie gehören sollten, nämlich alle die Gleichgültigen, die sich, nachdem sie in ihren frühern Jahren in den Christenbund durch den Unterricht und die segnende Hand des Geistlichen aufgenommen wurden, nicht eben weiter um die Religion bekümmerten, vielmehr noch die Kirche besuchten und das Abendmahl mit gemüth, vielleicht auch mit dem Bewußtsein, rechtlich, gemeinnützig, tugendhaft zu sein, den Besuch des Gotteshauses auch wol gar als einen äußern Dienst betrachten und nichtachten, am wenigsten aber sich ernst und innig, sei es in stiller Betrachtung, sei es im Gedanken Austausch mit andern von ihrer eignen religiösen Ueberzeugung veranlassen, am wenigsten die Quelle ihres Glaubens, die heilige Schrift, zur Hand nehmen und darin seuchen. Und solcher Halbchristen, wenn dieser Name nicht vielleicht schon zu ehrenvoll für sie ist, gibt es gewiß sehr viele, nicht minder in den höheren Ständen als in den niedrigen, unter den Geschäftsmännern wie unter den Gelehrten; und selbst die Straßburger Gottes, Kriege und verheerende Naturbegebenheiten, haben ihre Zahl wol nicht bedeutend verringert, und wenn auch das äußere, gewiß das innere Christenthum vermehrt.

Unter diesen irreligiösen Christen gibt es indessen eine und auch wol nicht spär-

liche Anzahl von solchen, welche selbst auf den Namen der Christen Verzicht thun sollten, insofern sie zwar vielleicht weniger gleichgültig, aber mit einem durch Theoret, Bequemlichkeit oder Hochmuth irreflectirten Verstande die christliche Religion für etwas Nützliches, aber für etwas Ueberflüssiges hielten, meinent, daß die zur Föhrung eines sittlichen Lebens und zur Veruhigung in Leben abzuwendenden Vorschriften Christi schon den Weisen des Alterthums bekannt gewesen, und das Nachdenken und die Uebersetzung jedem selbst dahin läge. So sind diejenigen, welche der sogenannten natürlichen Religion anhängen, und die geoffenbarte von sich weisen, freilich von einer um so grösseren Täuschung besessen, weil sie, ohne es zu wissen, ihre eigene Moral dem in der Jugend empfangenen christlichen Unterricht, und ihrem Umgang, ihrer Verbindung mit Christen verdanken, die sittlichen Grundsätze aber stützt der ebelfen Glauben, eines Sokrates und Plato, an Reinheit, Klarheit und Sicherheit der christlichen Moral bei weitem nachsehen.

Diesen, welche die Religion, wenigstens die christliche, verschmähn, und deswegen ihrer kaum erwähnen, es müste denn sein, um sie von sich zu weisen, stehen die gegenüber, welche die Religion zur Sache des Herzens gemacht haben, welche wem für sie fühlen und von ihr sprechen, und wer wollte nicht diese auf's Höchste achten und lieben, so lange sie sich nicht der Uebertreibung schuldig machen und in Fehler verfallen, die theils für andere etwas Widerwärtiges haben, theils aber auch sehr nachtheilig besonders auf sie selbst wirken. Wenn der Jenseitslebe es ihnen mit Recht vermerkt, die Empfindungen der Liebe und Freundschaft, die er für einen andern hegt, vor allen Leuten anzukündigen und gleichsam zur Schau zu tragen, so ist es um so mißlicher, wenn jene Gefühlsintensität religiöse Antriebe und zumal bildliche, sinnliche, dichterische, z. B. von dem Verhältnisse der Seele zu Christus, in die alltäglichen Geschäfte des Lebens mischen und jede Ausserung dieser Art mit den Geberden der tiefsten Demuth begleiten. Das Heilige soll man nur zu gelegener Zeit und vor empfindlichen Herzen heilig und besinnen aus der Tiefe der Brust über die Lippen gehen lassen, und die stumme Geberde, die nur Angewohnung, nicht Ausdruck der inneren Bewegung ist, hat etwas Heuchlerisches und Affectisches. Aber auch wo das Gefühl wahr ist, mache man um so mehr darüber, daß es nicht bloss eine Art von Nausch werde, und den Geist, statt ihn zu erheben, zur Sinnlichkeit hinabziehe, daß die Einbildungskraft nicht den Verstand verdunkle, und den zu erst wahren und achtungswürdigen Pietisten zum widersinnigen Schwärmer oder gar zum unbeduldsamen, wilden und werthlosen Fanatiker mache.

Wenn diese Frommen oder Frommer die Erkenntniß, die Einsicht, das Licht, die Gewissenswelt verschmähn, so setzen andere dem Hochen in der Schrift wenigstens sehr bestimmte und enge Grenzen. Sie machen einen Unterschied zwischen dem, was darin zu verstehen, und dem, was nicht zu verstehen sei; sie vertragen, daß man das Nichtbegreifliche auch nicht zu begreifen suchen solle, eine sehr zu beherzigende Forderung, wenn die Unbegreiflichkeit nur völlig ausgemacht wäre; sie sprechen von einer übernatürlichen Offenbarung Gottes an die Menschen, bei welchem Ausdrucke vor allen Dingen die Bedeutung bestimmt klar bestimmt werden müßte, sie weisen hin auf die Wunder, welche bei der Geburt und bei dem Tode Christi sich ereignet haben, und von Christus und den Aposteln gethan sind, ohne zu bedenken, daß der Begriff des Wunders sehr unbestimmt ist, und daß, da nichts ohne hinreichende Ursache geschehen kann, jedes Wunder einer Erklärung fähig sein muß, so bald dies aber geschieht, ein Wunder zu sein aufhört; sie machen es Allen Christen zur Pflicht, den Wundern der Bibel anzunehmen, aber vielmehr den Sinn, welchen sie dem Buchstaben beilegen, ohne doch zu wissen, ob der von ihnen aufgefunden, oder der Mitter gültig, ja selbst der von den Reformatoren besetzte Sinn der einzig rechte und

unantastbare ist. Nach ihrer Meinung soll der Christ, der doch als Mensch vermöge seiner Geisteskräfte sich bildet und vervollkommenet, und in seiner irdigen Erkenntniß, i. H. der Natur, unabweisbarlich fortgeschritten, nur in seiner zeitlichen Erkenntniß auf einem bestimmten Punkt stehen bleiben, ja vielmehr gar nicht eigentlich erkennen, sondern nur annehmen. Dies ist die Lehre derer, welche sich sonst mit papistischem Stolz Orthodoxen oder Rechtgläubigen, jenseit Supernaturalisten oder Hebräenwissenschaftsgläubigen, ihrer Gegner Heterodoxen, Abergläubigen, jenseit insgemein Nationalisten, Vernunftgläubigen, nennen, und wenn gleich auf die Namen wenig ankommt, mit dieser letzten Bezeichnung wohlthätig etwas sehr Obervolltes ausdrücken. Denn was gibt es Aufwundeneres und Höheres für den Menschen als die Vernunft? Vornehmen, aufnehmen in sein Inneres muß doch der Mensch auch, wozu ihm Kunde werden soll, auf diesem Wege muß also auch die Religion zu ihm gelangen; aber nicht hier mahnen wir ihn, er hat sich ihm Darbietende, sondern auch zu Besitzungen und Requiraten, niederen und höheren, erheben, und je deutlicher diese sind, desto mehr verdient seine Kenntniß den Namen der Erkenntniß. Daß aber ein Theil und ein sehr bedeutender Theil der Religion eingelehen und zur vernünftigen Erkenntniß erheben werden könne, das werden auch jene Supernaturalisten zugestehen müssen, und es kommt also wohl nur darauf an, die Geinge zu bestimmen, und wenn die Nationalisten diese Geinge immer mehr zu erweisen, ja der Vernunft endlich das ganze Gebiet der Religion zugewiesen suchen, so thun sie damit doch nur etwas in der geistigen Natur des Menschen Begründetes.

Es hätten wir denn nun die Ueberliche vollendet und Namensheiden oder Naturalisten, Gefühlstheisten, auch Mystiker genannt, Vernunftfideisten und Vernunftstilleben gefunden, und es wird sich wohl jeder Christ entschließen müssen, einer von diesen vier Abtheilungen, oder sofern doch keiner ganz zu der ersten wird gehören wollen, und die zweite sich meistens mit der dritten oder vierten vereinigen läßt, sich einer der beiden letzteren anzuschließen. Diese beiden sind es auch, welche recht eigentlich in ihrem Kampf mit einander stehen und nur selten und auf kurze Zeit die Waffen ruhen lassen, und deren Feindschaft nicht erst in neuerer Zeit ihren Anfang genommen hat, sondern so alt fast wie die christliche Religion selbst ist und einen bedeutenden Theil der christlichen Kirchengeschichte ausmacht. Die Grundzüge dieses Kampfes werden nun wohl im Ganzen dieselben sein und bleiben, und wenn nicht eben viele prophetische Kraft dazu gehet, um der vernünftigen Ansicht in der Religion, eben weil sie die vernünftige ist, den endlichen Sieg zuzusprechen, so möchte es auch nicht schwer sein, die Gründe dieser Vermuthung anzugeben. Sie liegen aber vorzüglich in dem, was geschrieben steht, wenn man sich nur recht bewußt wird, was man will oder nur wollen kann und darf. Den rechten Glauben will man erfassen, um die wahre, ungetrübte Lehre Christi handelt es sich. Wo ist aber diese zu finden? Wo anders als in dem neuen Testament, zunächst in den Evangelien, und zwar in dem rechten Verständnis derselben? Denn da sie in einer fremden Sprache geschrieben, und zwar übersezt, aber selbst von dem vielmehr verstandenen unter den Uebersetzern hin und wieder falsch verstanden sind, so wird das Lesen in dem Grundtext, die Erläuterung der schwierigen Stellen und eine möglichst deutliche und widerspruchsfreie vorbeugende Uebersetzung das erste und wichtigste, lange noch nicht zu verachtende, und wegen der vielfachen oder scheinbaren Widersprüche, die sich in dem neuen Testament finden, um so schwieriger Geschäft sein, und es wird sich theils auf die Darstellung der Lehre, theils auf die Vermittlung der Widersprüche beziehen.

Ich halte das erstere unbedingt für das Wichtigere, und möchte gern, dies geschähe von allen Christen, so würde des Streites und Haders bald weniger werden. In der That ist die ganze Christenheit über den Hauptinhalt der christ-

lichen Sittenlehre wohl als verschiedener Meinung gemesen. Wollte man dem nicht alle diejenigen Lehren, welche nicht in den Evangelien befindlich sind, welche wir also nicht als eigentliche Lehren Christi ansehen dürfen, zumal alle die, welche aus späterer Zeit herrühren, für unmerklich halten, wollten wir ja geben, daß diese, da sie menschlichen Ursprungs sind, auch irrig sein können und der Beurtheilung unterliegen müssen, daß sie, so fern sie den klaren und gewissen Lehren Christi widersprechen, geradehin verwerflich und nicht heillich sind, so würden gewiß schon eine Menge von Streitpunkten wegfallen. Denn wenn ich als Laie nicht irre, so gehören die Erbsünde, die Unfähigkeit des Menschen, sich aus eigener Kraft und Freiheit zu bessern, die Gnadenwahl, die sechsvecetende Genugthuung Christi, die übernatürliche Kraft der Taufe und des Abendmahls zu solchen späteren aus einem beliebigen Verbindnisse biblischer Ausprüche entstandenen dogmatischen Begriffen, und erst die menschliche Errettung, nicht die wahre Jesumigkeit hat auf diese Punkte einen höheren Werth gesetzt, als auf die unantastbaren Lehren von Gott, von dem göttigen Willen und der göttlichen Vergebung Gottes, von seiner Liebe als Vater aller Menschen, vermöge deren er den Heiland in die Welt sendete, von der Pflicht der Menschen, ihm ähnlich zu werden und sich unter einander zu lieben, friedfertig und mild zu sein.

Wie viel aber auf die Auflegung der heiligen Schrift ankommt, die doch nur durch Vernunft und Verstand, verbunden mit Gleichsamkeit, besonders mit Kenntniß der Sprache und des Ausdrucks der heiligen Schrift, der Sitten und Gebräuche jener Zeit ersetzt werden kann, und wie viel dadurch für die reinere Darstellung des Christenthums gewonnen wird, daran geben die neueren Forschungen die überzeugendsten Beweise, selbst mit Rücksicht auf den höchsten Theil der neuen Testaments und insbesondere der wunderbaren Ereignisse, welche den Heiland selbst betreffen. Hier die Wahrheit im allem Einzelnen zu finden, wird vielleicht nimmer gelingen, da der Zeugnisse und Berichte zu wenige sind, und da fast nur Vermuthungen aufgestellt werden können. Hinzu kommt aber auch das Heil der Seele ab von der Verantwortung z. B. der Frage, ob Christus auf die von Matthäus erzählte, oder auf gewöhnliche Weise in die Welt getreten sei? Glauben kann man nur das, wovon man durch Gründe überzeugt ist. Was für Gründe haben die Supernaturalisten für die übernatürliche, eigentlich doch nur ungemessene Art und Weise? Die Worte des Evangelisten! Und als ein Mensch, der nicht unfehlbar ist, werden die Vernünftigen sagen. Aber auch die göttliche Inspiration zugesagt, so hat dieselbe und andere sogenannte Wunder keine so große Wichtigkeit für den Vollwahrer Christi. Man sollte ja die Glaubenswürdigkeit der Einzelnen überlassen, gerade wie es auch jetzt mit ungewöhnlichen Naturerscheinungen, z. B. mit dem thierischen Magnetismus, oder mit den wunderbaren, nur selten aber, wie es scheint, unbeschreiblichen Kräften der Seele, z. B. der Ahnung und des zweiten Gesichts, der Hall &c. Wären diese religiösen Wunder doch von dem angenommen werden, denn die christliche Religion dadurch zu gewinnen scheint; der Wunderthum wird ihrer Erklärung erbedürftig abnehmen, denn für ihn sind sie als Erscheinungen, lehren nur die Wichtigkeit der Erzählung vollkommen aufzuklären wäre, höchst merkwürdig, in Rücksicht der Religion gleichgültig. Eine Frage aber möchte man den Theologen vorlegen: wo, wann die christliche Religion ohne Wunder wäre, würdet ihr sie deswegen weniger schätzen? Freilich ohne Wunder kann keine Religion sein, und ist die christliche Religion am wenigsten. Nicht aber meine ich jene der Erzeugung und Geburt, der Auferstehung, der Himmelfahrt, der Verwandlung von Wasser in Wein — &c. doch die ganze Natur, die gewöhnliche Erscheinung des Menschen, ja das geringste Geistesleben ein eben so großes Wunder, nur ein gewöhnliches — sondern das physische und moralische, ein Wunder sonder Gleichen, der Mensch Christus, ein Muster der reinsten Sittlichkeit, ein Vorbild geistiger Augen, innerer und

bedenkenlos in seinem Leben und Sterben. Ein größeres Wunder hat die Erde nicht gesehen und wird es nimmer wiedersehen; hier, darf man sagen, steht der Verstand still, hier tritt die stumme Verwunderung, die höchste Ehrfurcht ein, er war ein göttlicher Mensch, die Leber des Weltalls ist nicht edler als sein Wankel, hier tritt auch das Gefühl in seine Rechte, und wer mag es nicht gut heißen, wenn der Mensch in den Augenblicken der tiefsten Nüchternung niederfällt vor Gott, und sich der Andeutung, der Demuth, dem bitteren Verzichtseigen eigener Unwürdigkeit in Vergleich mit diesem seinem Meister und Weltall ganz hingibt und sich darin verliert? O der Anblick eines solchen Fremden hat ja auch für den Älteren etwas Hinzureißendes und Erhebendes, und werde dem, der an dem wahrhaften, aufrichtigen, auch äußerlich stark hervortretenden Gefühl Anstoß nehmen könnte! Und sollte etwa jemand meinen, daß der Vernünftige solcher Empfindungen baar wäre! Der Vernünftige gerade ist der Begeisterte, und seine Begeisterung ist eine helle, heitere, wohlthätige; der Vernünftige ist selbst der wahrhafte Offenbarungsgläubige, denn er glaubt an die geistige Offenbarung Gottes, an die Vergeistlichung und Geisteswerdung des Menschen und der ganzen Schöpfung, an die ständige Erlösung aus den Banden der Sinnlichkeit durch die göttliche Lehre Christi.

In solchem Geist und in solcher Begeisterung konnten denn auch die Reformatoren ihr hohes Werk nur beginnen und vollenden, können noch jetzt die Missionare sich den Gefahren und Schrecknissen in Wüsten und unter wilden Thieren und Völkern aussetzen, konnten und können nur wahrhaft edle und christliche Thaten vollbracht werden. Nur bei einer solchen Verfassung der Gemüther konnte auch der Friede zwischen den streitenden Parteien zu Stande kommen. Christus heute und morgen, Christus immerdar ist die Lösung, der wir alle folgen. Und die Friedensbedingungen sind erstens eine vorurtheilsfreie, gelehrt, fromme Christenklärung, um uns über das Unwesentliche zu verständigen, über die bisher etwa noch nicht klaren einzelnen evangelischen und insbesondere über die nicht evangelischen, zumal späteren Forderungen und insbesonder über die diejenigen Punkte, welche auch durch Christenklärung noch nicht so gleich, oder überhaupt nicht aufzuheben sein möchten; Duldung und Liebe. Wenn demnach jede kirchliche Sekte ihre eigenthümlichen, nicht evangelischen Satzungen aufgäbe, so würde nur Eine evangelische Kirche, und wenn man in der kirchlichen Einrichtung des Gottesdienstes und der einzelnen Geschäfte nach einer möglichst einfachen und würdigen Form strebte, so würde sich mit geistlicher Einheit auch äußere Uebereinstimmung verbinden, und der Kampf dennoch ihre Noth auch auf diesem Felde unbenommen bleiben. Ja, wenn auch die griechischen und katholischen Christen den aufgestellten Grundsatz anerkennen wollten, daß nur aus dem Evangelium der wahre Kern des Christenthums zu schöpfen sei, und wenn die Evangelischen die Uebersetzung des unaufgeschriebenen Wortes Gottes, aus dem mündlichen Bortrage Jesu und der Apostel, welche die Katholiken als zweite Quelle des Glaubens annehmen, nicht geradehin verwerfen, so sogar sie hochhalten wollten, so weit sie dem Evangelium nicht widerspricht, (und es, wie scheint doch diese Bedingung so natürlich und billig), wenn wir dann im Fortschritt der Zeit Alle den Ausspruch der Bibel: Prüfet Alles und das Beste haltet! für die weitere Fortschreibung in der heiligen Schrift befolgen wollten, so würde unser Glaube nicht dies ein warmes Gefühl sein, nicht dies ein wenn auch noch so festes, doch dunkles Vertrauen bleiben, etwas wie das des Kindes zu der Liebe und Fürsorge seines irdischen Vaters, oder der plötzlichen Zuneigung zweier Menschen gegen einander, sondern eine begründete Ueberzeugung, so würde endlich nach dem Ausspruche der Schrift Ein Hier und Eine Freude werden. Bis dahin ist es freilich noch weit, sehr weit! Aber dennoch soll jede Zeit, jedes Geschlecht, jeder Einzelne nach seinem Theile zur Vermittelung beitragen. —

Ich habe einen Ausruf der evangelischen Fürsten zu einem gemeinsamen Bekenntniß gewünscht, und mir davon viel versprochen. Doch es bedarf dessen wol nicht. Hiesse nur jeder in der Echeit, so weit es ihm möglich ist, und zumal die Schriftgelehrten, werde nur jeder in sich fest und mache sich täglich bereit, das er, noch ehe es Abend wird, nicht zu einem Augsburger Bekenntniß, sondern zu einem Bekenntniß vor Gottes Thron geladen werden könne, sei jedes Land, sei durch Gründe ihm ausdrängende Wahrheit, vor allem aber sei der Hoff- freundlich und mild, wie er, nach dem er sich nennt, wie Christen. Lasset und denn die einfachsten und höchsten Lehren unserer Religion nie vergessen, und durch unser Leben, durch unsern Wandel und unser Christenthum bezeugen. Mit solchen Vorsätzen und Gesinnungen wollen wir das Jahreshundertfest der Augsburger Bekenntnisschrift, das Fest der Erinnerung an die Kühn und demüthige, an die fromme und christliche Gesinnung, welche die Reformatoren be- seelte, und gewiß auf eine würdige Weise begehen!

II.

Ueber wissenschaftliche Freiheit

an sich und in Beziehung auf die deutschen Universitäten.

V o n

bel dem Anlasse des Festscheitens der Universität Jena am 5. August 1809,
gehalten von

Dr. Adw. Joh. Otto Baumgarten-Erasmus *),
Professor der Aesthetik.

Als die erhabenen Beschäzter eine alte, ehrenwürdige Stätte erneuerten, indem sie den Wechsel der Verwaltung bei unserer Anstalt mit einem öffentlichen Worte bezeichnet und begonnen wollten: da war es nicht ihre Absicht, den Redner zu er- klären und von sich, oder nur aus dem unmittelbaren Kreise seines Forschens und Wirkens sich ausdrücken zu lassen. Ja, selbst dieser Ort und diese Versammlung erheben andere Ansprüche an den Redner und an sein Wort. Das Amt, welches er antritt, gehört dem Ganzen an, und er soll hier, wo er es öffentlich beginnt, und vor dieser Versammlung sich selbst in dieser sei- ner Bestimmung noch bewusster und klarer werden; er soll in seinem Worte die Meinung von sich rechtfertigen, daß er, wie im Willen und Streben, so auch in seinem Denken und in seiner Betrachtsweise, nicht erst jetzt das Ganze zu erschöpfen und zu umfassen beginne; es soll endlich an diesen Tagen auch von Zeit zu Zeit das, was uns Alle berührt, ja, worin Alle leben, zur Sprache gebracht werden.

Die Wissenschaft aber ist es, und die Liebe zu ihr, welche uns gemein- sam befeuert soll. Verehrte Versammlung: sie hat diese Hallen erbaut und ge- weicht, und diese Anstalt begründet, für welche wir Alle, ehrenwürdige Väter und Amtsgenossen, zu leben und zu wirken berufen sind. Und hat man die Wiss- enschaft von jeher und mannigfach in Anstalten und Vereinen geübt und ge- pflegt, von Einer Seite besonders gehört sie diesen Anstalten an: und dieses

*) Geboren 1766 zu Weisburg, Verfasser vieler Schillen, z. B. einer Einleitung in das Studium der Logik, eines Lehrbuchs der Logik, eines Handbuchs der Metaphysik.

ist die Freiheit. Ich erbitte mir daher Ihre Aufmerksamkeit für das, was ich hier in den allgemeynen Urtheilen, über die wissenschaftliche Freiheit an sich und in Beziehung auf die Bedeutung der Universitäten, welche sie aufzuführen bestimmt waren, darlegen werde.

Wo das menschliche Leben aus der sinnlichen Nothheit, aus den Fesseln der Gewohnheit, aus irdischen Jochem und Lehen und dem Geisteszwange, oder aus den Schrecknissen und von der Dumpschuld eines unentwickelten oder aufgebauenen Glaubens, sich zur geistigen Regsamkeit emporarbeitet hat; wo es also eine Wissenschaft gibt, ein Streben, sich im Denken aufzulösen und in der Erkenntnis zu erweitern und zu vollenden; da hat man sie, die man selbst in der freien Entwicklung des Geistes zu erkennen hatte, fortwährend mit der Arbeit zusammengebracht. Die Wissenschaft der Griechen bezeichnete die Eigenthümlichkeit der Wissenschaft selbst in der Sprache des Volkes so, daß man sie des Freigebornen würdig nannte, und man meinte damit den Geist, die Lebendigkeit und die Erhabenheit derselben, wie sie dem Elavonismus immer fremd wäre. Auch in dem äußeren Leben suchte sich die Wissenschaft von Zeit zu Zeit offenere, freiere Stätten; sie bekämpfte im Sokrates die Verurtheile der Gesellschaft und die Annahmen der Schulen, sie strebte in dem philosophischen Leben der folgenden Zeiten in freie Vereine hinein, außer aller Verbindungsbindung; sie trat in solchen, neben den Schulen, mitten in dem bürgerlichen Leben des abendländischen Mittelalters auf. Die Arbeit der Wissenschaft suchte sich endlich in jenen Anstalten zu bestimmen und festzustellen in den Universitäten; anfangs nach einem dunklen, oder mehr aufstrebigen Begriffe, allmählig zu dem beheren und dem vollen Begriffe hingewandt, während sie doch auch oft wieder theils in Widersprüchen, theils in Rückschritten von dem, was sie schon erreicht hatte, versiel, und nur in unserer Zeit wenigstens auf eine bestimmte Gestalt in ihre Bedeutung rechnen kann.

Es liegen drei Begriffe in dem Gedanken der wissenschaftlichen Freiheit, welche sich da, wo sie bestehen soll, und in diesen Anstalten bestimmen, bestimmen finden sollen; und sie stellt sich zuerst als eine Freiheit des Lebens für die Wissenschaft dar.

Das äußere Leben hat neben seinen unabweisbaren Bedürfnissen auch eine Menge von Anforderungen in Beziehung auf die Einleben mit der Wissenschaft, welchen durch Arbeit und äußerliches Werk genügt werden muß, und, um es zusammenzuhalten und zu ordnen, um es ersprießlich zu machen, bedarf es in der bürgerlichen Gesellschaft, welche eben diese Zwecke hat, einer stürmigen Form und Verwahrung, und oft eines bestimmten Zwangs. Aber das geistige Leben ist so hart, es ist so leicht zu stören und zu hemmen, und so schwer wieder herzustellen, daß man es ihm, und besonders in seiner reichsten Entwicklung, in der Wissenschaft, immer gern zugestanden, sich von jenen Verhältnissen entfernt zu halten. Gewiß hat dies seine Widersprüche gehabt, und die Trägheit, die Selbstsucht, der böse Wille hat oft die Kunst benutzt, welche der Wissenschaft anvertraut war; sie haben sie oft verbannt, um sich aus dem bürgerlichen Leben herauszuziehen, oder sich ihm entgegenzusetzen. Auch jene lebenslose, erhabene Besonnenheit, welche sich aus der Gesellschaft hinweg, in Einsiden verbannte, um, unberührt von dem Leben, nur für den Gedanken, die Beschaung da zu sein, indem sie mit der gemeinen Sorge Leben, Gemeinlichkeit und Menschenpflicht selbst aufgab, sie, welche im Geiste von unzähligen Trübsämen auch in die Kirche eingebracht war; auch sie ging aus dem Widersatze jener irdischen Abtönung hervor, mit welcher die Meinungen der Menschen immer dem Geiste, dem Gedanken, der Wissenschaft gegenüber hat. Und oft suchte doch diese selbst gerade am wenigsten das, was man ihr gern einräumte: sich selbst genuss, begnügen und eifrig zu handeln und zu wirken, sich und das Leben oft mißkennend, ließ sie sich oft in den Men-

schonverleht und seine Sorge verketten, und an ihrer Kraft und ihrem Erfolge verringern.

Doch war es immer billig und recht, jene Ansprüche der Wissenschaft auf die Freiheit des Lebens zu beachten und zu bewahren. Möge sie sich ihren Verrichtungen und Resultaten entfernter von dem öffentlichen Leben halten, so gehören sie doch immer der Menschheit an: möge sie im näheren Zusammenhang mit ihnen stehen, so bereichert sie Geist und Kraft für dasselbe, so gewährt sie Würdigkeit für alle Verhältnisse, so hat man sie als die Seele des öffentlichen Lebens zu ehren; und, wo es keine Achtung mehr vor dem Gelehrten und den Regungen des Geistes gibt, da möge man es sich nicht verbergen, daß in dem verlichten Innern immer auch die Lebenskräfte für das Aeußere getroffen und aufgelöst werden. Aber jene Freiheit ist der Wissenschaft angemessen, und wenn man sie ihr zugesteht, so achtet man die Würde des Geistes selbst, und sie bedarf eines gebohrnen, freundlichen Daseins. Die Lasten also, welche dem äußeren Leben auferlegt werden in der bürgerlichen Gesellschaft; Verbindnisse, welche in das Gemeine herabziehen oder sich mit diesem berühren können, drückende und hemmende Verpflichtungen, in denen sich Sinn und Seele herabstimmen, und jene strenge Form im Leben, sie sind der Wissenschaft nicht angemessen. Wie viel weniger darf die niedere Lebenssorge, wenn sie auch durch das starke Gemüth bestranden werden kann, Sinn und Thätigkeit beschränken und trüben, wenn nicht das geistige Leben zuletzt verkümmern soll!

Und dieses erkannten alle diejenigen wohl, welche von alten Zeiten her für die Wissenschaft als ihre Begünstiger eifrig waren: als diese Anstalten für sie gegründet wurden, war es der erste Gegenstand, den man beachtete, und es ist, wenn immer auch nur das äußerliche, doch ein wesentliches Moment der wissenschaftlichen Freiheit. Als die Ptolemäer jenen Gedanken ihres Heilens zu verewigen gedachten, die Verbindung des Morgenlandes und des griechischen Lebens, zu welcher das Schwert den Weg gebahnt hatte, zu einer geistigen Verschmelzung zu machen: gaben sie den Wissenschaften, denen sie eine Stätte bei sich eröffneten, reiche Freiheit im äußeren Leben. Sie ließen ihre Bekennern und Lehrer selbstständig und in gesicherten, reichen Verhältnissen sein; sie ehrten sie und ihre Werke, und hätten sie dabei auch nicht zugleich ihren Ruhm bedacht, so haben sie doch unsterblichen Ruhm darin gefunden. Zwar hat die Ungunst jener Zeiten, ihr gesunkener, ermatteter Geist, sie das nicht erreichen lassen, was sie verlangten und hofften; die Alexandrinische Wissenschaft blieb ohne den tieferschlüssenden Sinn und ohne dasjenige Leben, welches ihr wieder hergestellt werden sollte. Aber das Stillleben der Könige und der Männer, und mancher Verdienst für jene Zeit und die Nachwelt ist geblieben; und während die Priester in dunkeln Zügen aus ihrer uralten Weisheit diese Könige vergötterten, sprachen Werke und Erfolge der Wissenschaften mit ewiger Klarheit für ihre wahre, menschliche Verdienste. Als ihnen vornehmlich nachsehend, die glanzvollen arabischen Herrscher, welche Ruhm und Glaubensfeier selbst in das Abendland einführten, sich für die Wissenschaft besorgten, gaben sie den Vorkennern und den Anstalten, welche sie gründeten, vor allem Freiheit, Wohlstand und Ehre. Die christlichen Fürsten strebten ihnen nach, und selbst in der freien und tugendlosen byzantinischen Herrschaft traten Einsprüche auf, welche es erschröckte, in der Begünstigung der Wissenschaften hinter den Glaubensfeinden zurückzubringen: aber hier, zum Glück für die Wissenschaft, blieb sie sich dann Jahrhunderte hindurch selbst überlassen, um später in dem Abendlande, aus dem Frieden der Klöster, wie ein Geist aus den Gräbern des Alterthums, wieder sichtbar zu werden. Aber als im ersten Jahrhundert sich jene freien Schulen der Wissenschaft bildeten, indem sich am das Talent und den Ruhm Einzelner freudige Scharen von Jünglingen versammelten, ergriffen bald viele Herrscher

im Abendlande diesen Anlaß, die Wissenschaft würdig und angemessen zu stellen; und, um sie nicht nur sorglos und geachtet, sondern auch eigentlich *seel* in allen Beziehungen sein zu lassen, nahm sich die Kirche jener Anstalten an. Sie, welche damals noch die geweihte Stätte für das geistige Leben sein wollte, und in ihren Freistätten schon langobte, wenn auch nur im beschränkten Sinne, die Wissenschaften beheimt und gepflegt hatte, erklärte die Universitäten für ihre Zuhör; sie gab ihnen und ihren Genossen die Rechte und die Befreiungen ihrer Diener; und haben auch andere Ansichten eingebracht, hat auch die Kirche dann ihr Geschenk, selbst gegen den Empfinden wie gegen die bürgerliche Ordnung gemißbraucht, dennoch war die Idee wahr und groß gedacht, welche sie aussprach. Als die Kirche die Herrschaft immer mehr verlor, und als diese endlich in einer neuen Ordnung der Dinge unterging, wollte die weltliche Macht dennoch nicht das Geschenk der Freiheit schmälern, wie sie auch sonst die Anstalten, mehr und weniger, mit der bürgerlichen Ordnung vereinigte. Es ist kleine beschränkte Ansicht unsern Standes und Wirkungskreises, D. L., wenn wir behaupten, daß ein edler Sinn, das Leben und seine Verhältnisse aufzufassen, das höhere Streben, das bürgerliche Leben von einem menschlichen Standpunkte aus und für solche Zwecke anzuordnen, und selbst das Bewußtsein, daß man das Rechte und Gute wolle, hat daher sich immer in dieser Begünstigung ausgesprochen habe, in welcher man die Wissenschaften selbst zu ehren glaubte. Ist das oder gestattete man selbst mehr, als es nothwendig war; aber in der Freiheit, dem Wohlstande, der Ehre, welche man den Anstalten und ihren Genossen einräumte, wollte man auf jede Weise, und selbst den Ehre in weiden, das geistige Leben zu entwickeln und unterwerfen zu wollen, und vertraute übrigens dem Geiste, welcher in ihnen herrschte, daß er sich in allen Verhältnissen immer mögen und ordnen würde.

Indessen liegt die wissenschaftliche Freiheit bei weitem nicht in diesen Verhältnissen allein; sie sind nur das Aeußere von jener. Die Wissenschaft selbst soll *seel* sein, so wie sie sich aus dem inneren Leben nur durch die Freiheit entwickelt. Und diese Freiheit ist etwas, was sie sich selbst geben soll; und wofür sie nur das ansprechen darf, daß man sie nicht hemmen und beschränken möge.

Das Denken und die Erkenntnis sollen schon in ihrem Gegenstände unbeschränkt sein. Der Mensch hat keine Bestimmung eben sowohl im Gebahren wie in dem weltlichen Leben; und selbst Kraft um Wollen und Handeln würde dürftig und beschränkt werden, wenn es für sein Denken irgendwo Schranken gäbe, oder wenn sich ihm nur die Furcht vor solcher Verwahrung aufdrängen müßte. Das Reich der Natur, die Geschichte der Menschenwelt, ihre Verschiedenheit in Anlage und Entwicklung, wie sie sich in der Sprache, in den Denkmalen ihrer Wissenschaft, ihres Glaubens, ihrer Kunst darlegt; der Zusammenhang endlich von Natur und Menschenwelt mit dem Geistesreiche und mit der stillen Welt des Geheimnisses; es muß Alles dem menschlichen Geiste aufschließen sein und bleiben; denn er hat das Vermögen, er hat die Bestimmung dafür in sich, und sie kündigen sich in ihm fortwährend in dem Unbefriedigten und dem immer Neuen seines geistigen Strebens an. Zwar gibt es Unbekanntes und Unerkennbares für die Wissenschaft: die Gründe der Dinge, die Quellen des Lebens, das Ewige, die Gottheit; es gibt ein geheimes Wesen im Innern des Menschen, seinen Glauben an das Unendliche; und man darf ihm nicht im Allgemeinen gewisse Grenzen bestimmen wollen für diesen Glauben, und wie viel einem Jedem auf dem Gebiete der Religion im Lichte des Ewigen erscheinen solle. Jedoch man unterschreitet das Denken, so soll man dabei immer das Heiligthum des Gemüthes achten und das Göttliche ehren. Dennoch breitet sich die Anforderung der Wissenschaft überall hin aus; denn sie will Alles nur mit Ueberzeugung erwecken und geprüft annehmen, und in ihrer

Einsicht soll es wenigstens mit Klarheit und Sicherheit dastehen, wo die Grenzen zwischen dem Erkennbaren und dem Geheimnisse, dem Weltlichen und dem Ewigen sei; es soll die Verbindung wenigstens erkannt werden, welche zwischen diesen Reichen Statt hat, und je beschneiderer außer ihren Grenzen, desto entschiedener will sie auf ihrem Gebiete sein.

Die Wissenschaft soll frei sein, auch in ihrer Entwicklung und in dem Interesse, von welchem sie belebt und angeregt wird. Man soll das Wesen und Leben derselben nicht aufhalten und nicht zu dämpfen suchen; und wenn es nicht schon ihrer Würde unwider wäre, wenn es sich auch nicht selbst widerspräche, es im Allgemeinen frei werden, wieder zu beschränken, und Alles nicht so einer willkürlichen Bestimmung anheimfallen möchte; so wäre es sogar gefährlich, weil das geistige Leben in seiner Beschränkung immer in die Irthümer des besangenen oder verkünstelten Denkens, oder in die Thorheiten der Schwärmerei verfällt. Man soll ihr aber auch ihr Streben, ihre Zwecke überlassen, und ihre Anlegenheiten rein erhalten: sie nicht Formen unterordnen, welche sie sich nicht selbst gegeben hat, und welche ihr fremd bleiben müssen, oder sie zu einem zufälligen äußerlichen Gebrauche zwingen, und am allerwenigsten die Idee der Wissenschaft in diesen Sklavendienste hingeben. Aber sie soll es auch nicht selbst thun; und gewöhnlich ist sie freilich nur dann herabgewürdigt worden, wenn sie schon selbst ihre Würde verloren hatte. Vornehmlich soll sie sich dann vor dem Geiste der Schulen hüten, in welchen sich immer menschliches Ansehen, stehende Formen, Verschrobeneheit der Richtung, Unbidsamkeit und Erbitterung, dargelegt hat.

Und solche Freiheit suchten die würdigen Freunde der Wissenschaft immer für dieselbe; aber sie wurde ihnen nicht immer gewährt. Das Alterthum mit seinem Glanze und seinen Idealen zeigt sie uns nur selten. Da, wo nicht das aufgeartete Priesterthum geherrscht hat und man die wissenschaftliche Freiheit selbst hatte, begründete das Alterthum erst nur die Wissenschaft als *Liebe* des Lebens; oder es wollte nicht die Befreiung des Menschengesistes, es scheute das Licht der Erkenntniß, wenn es in die willkürlichen Formen, in die Nacht seiner Irthümer fallen sollte; es wehrte der Klarheit des Gedankens, wenn er das bürgerliche Leben zu läutern und zu erheben suchte; und, seit es eine Wissenschaft gibt, sind Märtyrer derselben, und so der verkörten Sitte, wie dem falschen Glauben, gefallen. Nur der höhere Geist, der der Religion, ist der Gedankenfreiheit günstig und hat sie hervocgerufen, weil er das Geistige umfasst, weil er an gleiche Menschenwürde glaubt, weil er so erhaben als menschlich ist. Darum auch erkannten jene hochherzigen arabischen Herrscher, obgleich in den Fesseln des Islams, diese Freiheit an; und, wenn sie dem Vorurtheile ihres Volkes nicht gebieten konnten, so wussten sie die Wissenschaft mit ihm auszugleichen, indem sie in ihren heiligen Schriften die Spuren tiefen und reichen Sinnes aus dem Alterthum benutzten, oder Forschungen und Gedanken in die anerkannten Formen kleideten. Aber die herrschende Kirche des abendländischen Mittelalters war der Freiheit nicht zugethan, wie sie von den Vorfürern der Wissenschaft gefordert wurde, weil sie verderben, weil sie nicht im Lichte, weil sie nicht mehr das Evangelium war. Sie ließ ja den Anstalten nur das Äußerliche dieser Freiheit, indem sie dieselben getrennt von der Schule erhielt; aber sie scheute die Weisheit, ob sie gleich ihren Haß gegen sie nur in der Verurtheilung einzelner Schulen und Männer ausdrückte; sie legte diese Anstalten endlich in die Hände der Mönche, welche nicht mehr der Einflamkeit und der stillen Ruhe, sondern einem werththätigen Dienste der Aelche lebten; sie wehrte dem, was tiefer in das Gemüth zu bringen oder die Seele zu erregen schien, verwarf die geistigen Lehren, welche sich in der Form platonischer Gedanken ausdrückten, und ließ der Wissenschaft nur eine, äußerlich vereinigende, aber innerlich beschränkende Lebe-

form in dialektischen Formeln. Und sie schritt nun weiter gegen die Geistesfreiheit vor, als es je gelichen war, weil sie tiefergründende Mittel hatte; sie wollte nicht nur die Rede, den Verstand, sie wollte Gedanken, Glauben und Gewissen bestrahlen, und so war jene bürgerliche Freiheit, welche sie der Wissenschaft erhielt, demnach ein unwiderliches Geschenk für den Geistesdruck, welchen sie übte. Es war die Macht gekommen, und die Wissenschaft selbst, welche sich so frei und ungeangefochten hatte, bezog sich immer williger und immer unwürdiger in den Dienst, so dieser Kirche als der Schulen. Dennoch bestand diese Förderung der Freiheit, für die Wissenschaft wie für die Kirche selbst, in dem Egoismus Einzelner; absichtlich dunkle Dogmen und Fragen der Schule verbargen sie, und bereiteten die Herrschaft des freien Geistes vor, und als die Wiederherstellung der Kirche die Idee der Freiheit auf dem ganzen höheren Gebiete des Lebens verkündigt hatte, wurde sie auch so gleich für die Wissenschaft, und selbst da, wo man sich den Neuerungen widersetzte, in Anspruch genommen. Aber nur spätlich kam es dazu, sie wirklich auszuführen; und die Wissenschaft selbst erst sehr bald unter der bürgerlichen Parteilung, unter dem kirchlichen und unter dem Meinungsstreite. Die Männer, welche das Unternehmen begannen hatten, kannten noch nicht die Würdigung und den Mißbrauch abzuwenden, ohne der Sache selbst zu nahe zu treten, und indem sie die kirchliche Herrschaft vernichteten, stellten sie eine der Formeln auf, unter welcher sich Geist und Sinn fast noch schwerer regte und weniger entfalten konnte, weil sie das Denken selbst bestimmen wollte. Doch mit der ausgesprochenen Idee ist auch immer die Möglichkeit und die Aufforderung gegeben, sie in ihrem ganzen Umfange auszuführen, und die unselige, oft armelige Form abzuwerfen, in welcher sie sich ursprünglich ausdrückte. Und so hat auch diese unsere Anstalt, wiewohl sie ursprünglich unter jener Herrschaft des Buchstabens und für dieselbe gestiftet war, sich dann allmählig immer mehr zum freien Leben der Wissenschaft erhoben, und ist, bequämlig von erkrankten Küssen, von langen Zeiten der selbst eine gelehrte Stätte und Zuversicht für dasselbe und für jede würdige Entwicklung von ihm geworden.

Die wissenschaftliche Freiheit sagt aber noch einen Wunsch in sich, und man kann sie nicht für vollständig darstellt halten, wo nicht auch dieser sich entfaltet hat oder möglich geworden ist. Sie verlangt nicht nur nach einer freieren Stellung im bürgerlichen Leben, sie will nicht nur in sich selbst frei sein: sie hat auch die Aufgabe, eine geistige Befreiung des Lebens durch die Wissenschaft zu sein; und diese Anstalten, denen wir angehören, W. W., sind ganz besonders dazu bestimmt, sie für die Einzelnen und für die Menschheit immer mehr und immer reifer zu gewinnen. Es ist klar und es war an sich nie einer Würdigung unterworfen, weon sich diese Befreiung im Leben des Menschen darlag.

Die Wissenschaft gibt ihm den Geist, in welchem er sich nicht nur über alles Niedere und Gewöhnliche erhebt, sondern auch die Herrschaft der Außenwelt und der Gegenwart im reinvernünftigen Dasein überwindet; sie belebt ihm, tiefer in der Seele, die Lebendigkeit des Sinnes, welche keine Kräfte und Verstandungen immer regt, immer bestimmt und entschieden erhält; sie hält ihm die Aufgaben und die Anstrengungen des Lebens gegenwärtig, und gibt ihm die Begreifung für sie, welche ihn nie in die Gewalt der Geistesherrschaft fallen läßt; aber sie legt auch hinein die Achtung vor dem Gesetze, vor der Vernunft, in ihn; denn die Freiheit steht am bestimmtesten der Willkür, und in unserem elenden inneren Leben entgegen. In die Wissenschaft führt zu der Weisheit, und darum vermochte das Alterthum immer nur mit Mühe, und gleichsam erzwungen, zur Unterscheidung dieser Begriffe zu gelangen. Und in diesem Sinne sagt dieses befreite Leben auch die Anforderungen, welche für die äußerliche That und Wirklichkeit an dasselbe geschehen.

Dem, welchen der Geist, und in ihm die Wissenschaft, befeuert hat, wird es in seinem Seelenadel unmöglich sein, ein Werkzeug für das Unedle zu sein, in welcher Gestalt es ihm auch erscheine, und wie es ihm auch, aus seinem Innern oder von außen, zu betheeren suchen möge. Er wird sich seinen ganzen Wirkungskreis geistig und sittlich rein erhalten; und hier zuerst möge sich im öffentlichen Leben der achte Jünger der Weisheit bewähren. Aber vor ihm liegt das Leben ausgebreitet; er hat in sich den Traum, über sich den Beruf, darauf einzuwirken, und ein Jeder an seinem Theile, das Gute auch außer sich zu schaffen, dessen er sich in sich selbst bewußt ist, und auch hier soll sich die Freiheit seines Geistes dartegen.

Die Freiheit aus Geist und Wissenschaft hat auch hier immer nur das Geistige vor Augen, und um es geistig auszuführen. Den Sinn des Lebens, welcher sie selbst bethebt, arbeitet und sorgt sie immerfort, und so mild als kräftig, zu vertindigen, und Menschen dafür zu gewinnen, zu bilden, zu erheben; aber sie thut es gern und von Herzen, eben weil sie Freiheit ist: sie thut es endlich immer nur im stillen, sittlichen Wirksamkeit. Und selbst berufen für das öffentliche Leben, und in jedem Verhältnisse desselben, findet diese Freiheit aus Geist immer nur Anlaß und Stoff für dieselbe Wirksamkeit. Sie dringt in alle jenen Sinn aus ihrer Seele mit, und ihre Idee des Lebens, um in allen nur Menschenwürdiges zu wollen und zu schaffen, und sie will auch ihren besondern Wirkungskreis nur zum Geistigen auf geistige Weise bilden und verklären. Jene Achtung vor dem Gesetze, welche in der Weisheit liegt, geht auch auf das äußere Leben und die Wirksamkeit in ihm über. Hier ist das Gesetz, der Ausdruck der allgemeinen Vernunft und des allgemeinen Willens; das Gegenheil, Trennung des Einzelnen von dem Ganzen, und allgemeine Verwässerung, vor welchem sie sich entsetzt, in welcher sie selbst zu Grunde gehen würde. Erbt das Anerkante, Bestehende, achtet sie, von welcher Art es immer sei, um sich mit ihrem Handeln daran anzuschließen, und um es, wenn es ihr zusteht, oder möglich ist, nur schonend, allmählig und still, zu verbessern.

Die Freiheit, die aus dem Geiste kommt, hat, in und außer ihren eigentlichen Verhältnissen, niemals umstürzend, verlegend gehandelt; denn sie steht, so der Willkür, als der rohen Kraft, entgegen, und sie will ja eben keine Herrschaft unter Verwässerung und Trümmern. In sich ruhig und klar, will sie außer sich für ihre Wirksamkeit und für das Gedeihen der Menschenwelt nur vernunftgemäße Dasein; sie will es nur durch Geist und Vernunft vorbereiten und schaffen, und sie vertraut eben der Vernunft und ihrer Macht, sie hofft auf die Menschheit, sie vertraut dem göttlichen Willen, daß es auf diesem Wege sich entwickeln, daß es ausblühen und sich vollenden werde; und mit der Vernunft das Glück der Welt; denn alles Unglück der Menschen liegt in ihrem verweckeln und verkehrten Sinne, und nur für die Weisheit gibt es eine Hoffnung.

Diese unsere Ansichten also, welche die wissenschaftliche Freiheit geschaffen hat, richteten sich von jeher auch auf diese Erfolge für das geklammte Leben. Sie wollten nicht nur die Einzelnen bilden, oder nur für die Stände und den Beruf des bürgerlichen Lebens Kennenß und Fertigkeit verleißen: sie waren bestimmt und bemüht, auch eine Vorbereitung für das Leben im Großen, eine Schule edler Lebensansicht und Behandlung, die Grundlage der Volkserziehung, zu sein. Es lag in Zeiten und Verhältnissen, daß diese Bestimmung oft nur beschränkt aufgefahrt wurde: und wie die Kirche sie vormalß gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Erhebung zu mißbrauchen gesucht hat, so gab es immerfort Mißdeutungen dieser Begriffe, und die bürgerliche Gesellschaft hat bisweilen die wissenschaftliche Freiheit und ihre Ziele gefürchtet. Aber aus ihnen selbst und nach ihrem eigentlichen Wesen konnte nur der Geist der Menschheit her-

vorgehen, und jener Friede, welcher nicht der erzwungene, nicht der der Noth ist, sondern der der bestimmten, geordneten Kraft und des heitren und stillen Willens im sittlichen Leben, voll von Freude und Segen. Und nicht mit Unrecht sind diese Anstalten, in denen die wissenschaftliche Freiheit wohnt, unserm Volke so lieb und die Ehre des deutschen Landes. Denn sie sind sein Eigenthum, und haben in ihm vor Allen noch die Andeutungen des ursprünglichen Sinnes behalten; und es ist dieses Volk's Bestimmung gerade, geistig und sittlich bedeutend zu sein, und selbst geistig in der That: endlich wird es nur auf diesem Wege und in der Würde und dem Ernste der Besinnung sich sein Glück und den Ruhm seiner Väter erhalten.

Dieses ist also unser Beruf, auf diesem geheiligten Boden stehen wir hier; und es wird mir schwer, verehrte Versammlung, von dieser Betrachtung hinweg, Ihre Aufmerksamkeit noch für einige Worte auf mich zu richten.

Ich trete heute ein Amt an dieser Universität, und zum ersten Male, an, welches ich nie gesucht haben würde, und das vielleicht selbst meiner Kraft nicht angemessen erscheinen mag. Die Pflicht, welche ich mit meinem Lehramt übernommen habe, Gesetz und Ordnung, haben mir geboten, es zu übernehmen. Dennoch, und bei dieser nie verhehlten Scheu vor dem öffentlichen Leben, schäufte, und selbst vor jedem Hervortreten aus dem stillen Kreise, in welchem ich vielleicht Etwas leisten mag, oder bereinst würde leisten können; dennoch übernehme ich es mit Hoffnung und (ich kann es sagen) in diesem Augenblicke mit Freudigkeit. Vielleicht ist ein redlicher Wille, eine beschließene Thätigkeit, ein aufgleicher Sinn, schon Etwas für dieses Amt; und es hat dem guten Willen auch in ungesuchten Verhältnissen noch nie an Günst und Gelingen gefehlt. Aber ich stehe so wenig verlassen da, daß ich mich vielleicht selbst anklagen müßte, wenn ich in diesem Amte zweifelte oder irre ginge. Ich rechne auf Ihre Leitung, mein verehrter Vorgänger im Amte *); und Sie werden sie dem Manne nicht verweigern, den Sie selbst vor vierzehn Jahren als ungekannten Jüngling in diesen Kreis ehrenwürdiger Männer einführten, und für welchen Sie damals die Gewichte auf sich nahmen, daß er unserer Anstalt Dienste leisten könne und werde. Ich hoffe auf Ihre Mithilfe und freundliche Schirmung, ehrwürdige Väter, verehrte Amtsanwesenden, in allen näheren und entfernteren Verhältnissen: und ich bin überzeugt, daß Ihre Unterstützung, erbeten und freiwillig, mir immer nur förderlich sein werde. Soll ich es erst sagen, daß ich auch auf Sie rechne, geliebte Jünglinge? In dieses Amt eine Last, so würde sie mir unenträglich sein, so würde sie mich zu Boden drücken; wäre ich bestimmt, in ihm anders zu Ihnen zu leben, als ich bisher gelebt habe und Sie es mit großer Liebe und vielem Vertrauen gelebt haben, als väterlicher Freund und Vermittler. Lassen Sie es endlich uns Allen in der Seele bleiben, was wir dieser neu erblühenden Anstalt, von Tausenden geliebt und geliebt, und in der unserm Volke und Lande, was wir den großmüthigen Erhalten derselben, was wir dem theuren Fürstenthum schuldig sind, welches sie durch stürmische Zeiten hindurch gerettet und ein ganzes neues Menschenleben lang getragen und gemahet hat. Und, wenn diese Wünsche, diese Erwartungen mich nicht getäuscht haben werden, so werde ich mit unendlicher Freude immer dieses Anstalt's arbeits, eine Pflicht ungebrochener Art zu erfüllen; und das Bild dieser Stunde, in welcher ich die Hoffnung aussprach, wird sich zu denen gesellen, welche uns als freundliche Geistes, ermunternd und tröstend, an der Seite stehen und uns bis an die Grenze des Lebens begleiten.

II.

Das sittliche Verhältniß des Menschen zu den Thieren.

Rede, gehalten vor der Hauptversammlung der Mitglieder des Vereins gegen Thierquälerei zu Dresden am 23. Mai 1843 von Dr. Christoph Friedrich von Ammon, Vicepräsidenten, geheimen Kirchenrath und Oberhofprediger in Dresden.

Als wir vor einigen Jahren nur in geringer Anzahl in einen Schutzverein der Thiere zusammentraten, übersehen wir noch die Hindernisse nicht, welche seiner Wirksamkeit im Wege standen. Die Sache war neu, und alles Neue hat einen Reiz und Gegenreiz, eine Lichtseite und Schattenseite; man betrachtete die Thiere noch immer als einen bloßen Gegenstand der Naturkunde, welcher nicht in das Gebiet der Pflicht herüberreichte; man sprach von weicher Sentimentalität, die sich wichtig machen und einen kleinen Ruhm erringen wollte; selbst der Spott richtete die erste Mahnung an uns, lieber die Zahl der Menschenquälereien zu vermindern, als uns unterrufen und unbeglaubigt zu Schutzherren der Thiere aufzuwerfen. Alle diese Einreden blieben indessen ohne nennlichen Erfolg; der Verein erflarkte und verfolgte cubia sine cura; es war der gerechte Unwille über so viele Mißhandlungen der Thiere, die unser Gefühl empöreten; es war die Theilnahme an den Leiden der seufzenden Creatur, die uns näher an einander schloß; es war zuletzt der gemeinschaftliche Vorsatz, die geplagten Thiere, so weit wie es vermögen, gegen die Mißhandlungen des Menschen zu schützen und dafür eine angemessene Behandlung derselben in das Leben zu rufen, was unsere Stellung beschloß und ihr einen gewissen Wirkungskreis verschaffte. Ihn zu ordnen, zu erweitern, die nöthigen Mittel zur Erreichung jener Endzweck herbeizuschaffen und durch das Gedeihen der Thiere unserm Geschlechte selbst zu nützen, sind wir heute abermals versammelt. Das zu wollen, was wir aussprechen, ist eine löbliche und leichte, es mit Klarheit, Bestimmtheit und Festigkeit zu wollen, eine rühmliche und schwere Aufgabe, namentlich in der Mitte dieses ehrwürdigen Kreises, der mir das Recht an ihn zu richten gestattet hat.

Lange genug, sagt ein naturhistorischer Petobissler des zweiten Jahrhunderts (Aelian), habe ich Tugend und Pietät bei den Menschen gesucht, bis es mir gelungen ist, sie ohne Freiheit und Kultur bei den Thieren zu finden ¹⁾. Er beruft sich nun in seiner lehrreichen Schrift von der Natur der Thiere auf das Beispiel der Tauben, Störche, Elephanten, Hunde, Delphine, und führt dann den Beweis von der moralischen Seite, wie ihn Oken so genial von der physischen entwickelt hat, daß die Beobachtung des Thierreichs den Menschen zur Kenntniß seiner selbst führe ²⁾.

Dafür spricht denn schon in unsern heiligen Büchern die Vision eines jüdischen Propheten, vor dessen begeisterten Blicken ein Mensch, Löwe, Stier und Adler als verwandte Gestalten auf feurigen Rädern vorüberzogen; auch der berühmte Vater des thierischen Laoköen (Tischbein) pflegte alle menschliche Phosognomien nach ihren Grundzügen auf gewisse Thiergattungen zurückzuführen, und unser eigener Scharfsinn gefällt sich häufig in der Beobachtung, daß einzelne Menschen und umwelts ganze Familien mit besondern Thiergestalten eine auffallende Aehnlichkeit haben. Ist nun diese Bemerkung gegründet, so folgt

1) *Actioes de natura animalium*. Ed. Gronovii. Amdt. 1750. p. 275.

2) *Allgemeines Naturgeschichte* Nr. 3. S. 3.

aus ihr, daß der Mensch als sichtbare Erscheinung den Thieren näher steht als den Pflanzen und der unorganisierten materiellen Natur; so wie er wieder als vernünftiges Wesen der Geisteswelt und ihren vielfach gedachten Abstraktionen angehört. Will daher unser Verein als Anwalt und Beschützer der Thiere gegen unbefugte Drangsale auftreten, so liegt ihm, um zu wissen, was er will und beugt, ein doppeltes Geschäft ob. Er muß nämlich genau in dieser Beziehung zuerst das stetliche Verhältniß erecten, in welchem der Mensch zu dem Thiere in der Schöpfung steht, damit er nicht unbefugt in die Ordnung der Dinge eingreife und entweder zu viel oder zu wenig leiste; dann aber muß er aus diesen Ansichten die Rechte und Pflichten ableiten, welche er mit Rücksicht auf diese Geschöpfe in das Leben zu rufen und zu verwirklichen gedenkt. Dieser doppelte Gegenstand soll uns nun kürzlich beschäftigen; jener gehet der Verachtung dieser dem Leben und seiner freien Thätigkeit an; beide bilden ein Ganzes, wie Licht und Wärme, wie der Gedanke und die zu beschließende That. Möge nun auch bei der Darstellung die Klarheit und Rastlosigkeit zur Seite gehen, die das Siegel der erkannten Wahrheit sind.

Unleugbar waltet zwischen Thieren und Menschen ein nahe und in vielfacher Ähnlichkeit sich berührendes Verhältniß ob. Mag es immer zweifelhaft erscheinen, ob das Leben, diese dem Menschen so theure Gewohnheit zu sein, erst mit der Pflanze beginnt, oder ob es als rasge Vertheilung auch in das Reich der Metalle und Gesteine hinüberreicht, so bleibt doch so viel gewiß, daß die Thiere wie wir leben, aus einem jenen Reize sich zu entwickeln, eine Beweglichkeit und Organisation besitzen, die auf einem vielfach abgestuften physischen Grunde beruht, daß sie wie wir sich nähren, wachsen, gedeihen und, wenn sie den Mittelpunkt ihres Daseins erreicht haben, wieder rückwärts schreiten, bis die Natur das Festschweben auflöst, was sie wunderbar Weise gebildet und zusammengehalten hatte. Dabei haben sie dieselben Sinne, denselben Trieb der Selbsthaltung, dieselben technischen Instinze und Anlagen, die bei dem Menschen in das Gebiet seiner natürlichen Freiheit und eben daher auch die unsrigen oft an Schärfe, Hartigkeit und Zweckmäßigkeit überreffen. Eben so denken, träumen, sprechen die Thiere auf ihrer Weise; sie dichten zu gewissen Zeiten, wie das ihre Gesänge und Klagen beweisen; sie sind in ihrer Art verständig, schlau, verschlagen und mit einem bewundernswürdigen Vermögen ausgeüßet, die nahe Zukunft zu ahnen; als gesellige Thiere endlich beweisen sie Wachsamkeit, Verstand, Ordnung und Geheiß, und erlangen das durch Gewohnheit und natürliche Angewohnheit, was bei uns Erfahrung, Uebung und die Achtung für das Gesetz leisten. Auch die Hebezeit und Wiedergabe fähigkeit der Thiere ist bekannt, vom Insekten an bis zum Murmeltier, von diesem an bis zum Hauschier, und wieder von diesem an bis zum Löwen und Elephanten; aber diese thierische Natur ist nicht freie Reflexion, sondern nur eine Abdrückung und Nachahmung, welche einzeln und allein durch das Gedächtniß vermittelt wird; eine Herde Affen lagert sich wohl um ein Baum, welches Menschen verlassen haben, aber keiner unter ihnen denkt daran, es durch nachgelagtes Holz zu unterhalten, oder einen neuen Zündfunken aus dem Steine hervorzurufen. Nicht einmal die Tugenden des Kluges, der Frömmigkeit, der Mäßigkeit, der Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit können dem Thiere abgesprochen werden; aber sie erlangen alle sittlichen Verthe, weil sie nicht durch freie Erinnerung, sondern immer nur von dem sinnlichen Bedürfnisse, oder von der sinnlichen Anschauung dessen hervorgerufen werden, der sie apfeln oder ihnen Gutes erwägt hat. Was aber daraus folgt, ist von selbst klar: die Thiere sind gewissermaßen bewegliche, lebende, unserer irdischen Gestaltung nahe verwandte, sie sind sogar nach einem rechtlichen Maßstabe denkend, brachende, für Fuß und

Schmerz empfängliche Wesen wie wir: obgleich unter sich selbst durch weite Zwischenräume getrennt, füllen sie doch eine Lücke in der Schöpfung aus, welche ohne sie weder unsern Bedürfnissen genügen, noch die nähere Kenntniß unserer Selbst und unserer geistigen Bildung befördern würde. Wenn daher schon ein heidnischer Weltweise den Aemmen einen Bruder des Reichen und den Knecht den niedrigen Freund seines Herrn nennt, so muß sich uns als Christen noch überdies die Ueberzeugung aufdrängen, daß die Thiere als lebliche Erscheinungen unsrer Weltgeschöpfe sind, die von einem Hauche der Allmacht besetzt und uns als diensthare Gefährten unserer kurzen Laufbahn zur Seite gestellt werden.

Diese organische Verwandtschaft stellt sich indessen bald von Seiten des Menschen als ein die Thiere geistig überragendes und sie von der höheren Ordnung der sittlichen Freiheit ausschließendes Verhältniß dar. Das wird zwar allen denen ein hartes Wort zu sein scheinen, die das Hochwild des Feldes, den Vogel in der Luft, den sich in fernem Himmelshöhen aufschwingenden Adler freier nennen, als den von so manchen Fesseln des Zwanges und Bedürfnisses zur Erde herabgedrückten Menschen: und wer sich vollends einbildet, die wahre natürliche Freiheit bestche in dem Vermögen zu thun, was man wolle, der wird, der kann nicht anders urtheilen, als es von der ungebildeten, ihrer eigene Persönlichkeit verkennenden Menge geschieht. Dennoch leidet es keinen Zweifel, daß die äußere Bewegung im Raume, die man als ein wesentliches Merkmal des organischen Lebens betrachtet, sich eben so bestimmt von der innern Freiheit des Willens unterscheidet, als das körperliche Leben von dem geistigen, die Wuth des Thieres von dem Unwillen des Menschen, oder als die niedrige Liebe des Wüstlings von der Liebe eines reinen Herzens zu Gott. Die Thiere leben daher nicht in der Freiheit, sondern nur in einem Traume der Freiheit, genau so wie sie nicht selbstständige und wachende, sondern nur geistig schlafende und ihrem Schummer zur Zeit noch nicht entronnene, animalische Seelen sind. Noch mehr werden wir durch diese Behauptung der Andern anstoßen, welche die Affen zur Ebenbürtigkeit mit unserm Geschlechte zu erheben, die Spuren derselben bei einem afrikanischen Volke nachzuweisen und die aufrechte Stellung des Menschen, so wie die gegenwärtigen Vorzüge seines Geistes nur als zufällige und glückliche Ergebnisse seiner gesellschaftlichen Bildung zu betrachten versucht haben ¹⁾. Aber abgesehen von offenbaren Mythen und Traditionen des Heitschims weiß kein Klassiker der Vorzeit etwas von dieser Verwandtschaft: so weit die Geschichte reicht, werden die Menschen des entferntesten Alterthums immer als vernünftige und sittlichfreie Wesen beschrieben; da, wo die natürliche Anlage zur Vernunft und Willensfreiheit fehlt, ist es schlechterdings unmöglich, sie durch Uebung und Nachahmung hervorzurufen, und wenn das geschehen könnte, so würde der unsägliche Fleiß, den die Menschen seit Jahrtausenden auf die Abzuchtung der Thiere verwendeten, längstens zu andern Resultaten als zu bloßen Kunststücken geführt haben. Eine feste und zusammenhängende Reihenfolge körperlicher und geistiger Kräfte findet sich daher zwischen Menschen und Thieren nicht; es ist zwischen beiden vielmehr eine Kluft befestigt, welche sie nicht überschreiten können; obgleich beide körperlich und psychisch befreundet, unterscheiden sie sich doch durch den Geist oder die Vernunft, durch das tiefere Selbstbewußtsein und den Uegedanken, welcher die Unendlichkeit erfährt, durch eine Freiheit des Willens, welche jedem äußern Zwange der Natur zu widerstehen vermag, und durch

1) Buffon (*histoire des animaux*, Paris 1815, t. XIII, p. 21.) erinnert hier an den *homo nocturnus* oder *lar fland* mit den Worten: *Essentiel, qu'il faisoit la mesure entre l'homme et le singe*. Man vergleiche *histoire naturelle du genre humain* par Vieuz. Bruxelles 1834 t. I, p. 189.

die Ichheit, die als der unveränderliche Centralpunkt unsern Daseins sich unaufhörlich aus seiner Individualität zur reinen Persönlichkeit herausbildet. So hoch der Gedanke des Menschen über dem thierischen und seine Sprache über dem sehr beschränkten Umfang thierischer Laute steht, eben so unterscheidet sich die menschliche Persönlichkeit von der thierischen Individualität, die nur ein eigenthümliches Concremum ihres organischen Daseins ist. Darum ist dem Menschen eine aufrechte Gestalt verliehen, sich von der Erde zum Himmel zu erheben; darum fühlt er überall seine Abhängigkeit von der Natur und ist doch wieder frei genug, sich eine kleine Welt in den Tiefen seines Gemüthes zu erbauen¹⁾; darum geht sein anschauliches Bewußtsein der Außenwelt in dem geistigen Bewußtsein seiner Selbst, und dieses wieder in dem höheren Bewußtsein Gottes auf, dessen heiliges Bild er in seinem Innern trägt; darum bildet sich allmählig in seiner Gesamtpersönlichkeit eine Welt des Lichtes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, Liebe und Seligkeit, welche das höchste Vorbild seines Denkens und Glaubens, seines Strebens und Handelns, seiner gewissen Hoffnung und Zuversicht wird. Suchen Sie von dem Allen etwas Gleiches oder auch nur Ähnliches bei den Thieren, und Sie werden sich umsonst bemühen; der Mensch allein ist von Gott mit Ehrer und Schmach gekrönt und zum Herrn gemacht über seiner Hände Werk²⁾.

Diesen Ansichten gemäß kann nun vor dem Richterstuhle der Vernunft das wahre Verhältniß der Menschen zu den Thieren kein gegenseitig gleiches, sondern nur von Seiten unseres Geschlechts ein sittliches und rechtliches sein. Kein gegenseitig gleiches Verhältniß von Seiten der Thiere zu dem Menschen überhaupt; denn das würde bei ihrer vereinten physischen Kraft für uns eben so fürchterlich und zerstörend sein, wie der schlaue Angriff räuberischer Wölfe auf eine Herde von Schafen, die ihrer Wuth nicht zu entgehen vermag. Aber ginklicher Weise ist die Denkkraft der Thiere auf den niedrigsten Grad herabgesunken, die anschauliche Vorstellung und Erinnerung, beschränkt, so daß sie keinen Plan zu entwerfen, keinen Angriff zu regeln, und, wenn sie von ihrem Socialleben verlassen sind, nicht einmal ein eigentliches Bündniß eingehen im Stande sind. Noch viel weniger sind die Thiere eines Rechtsanspruches an den Menschen fähig, weil ihnen der freie Wille und die Persönlichkeit abgeht, welche die einzige Quelle vernünftiger Verfassungen gegen Wesen von gleichen Eigenschaften ist. Man glaubt vielleicht einen selbstsüchtigen und trügerischen Eynis zu fällen, wenn man das unermessliche Thierreich für rechtlos in Beziehung auf die Menschen erklärt, weil ihm dann auch der Schutz des Staates durch heilsame Gesetze gänzlich entzogen zu sein scheint. Die Selbstkürzung in dieser Forderung leuchtet aber bald von selbst ein; der Staat nimmt sich der Thiere keinesweges darum an, weil er von ihnen zum Schutze ihres unterdrückten Rechtes aufgehoben werden würde. Denn da sie sich unter einander selbst ohne Schonung verfeinden, so haben sie den Beweis durch die That, daß sie einen Rechtszustand unter sich und Andern gar nicht kennen und gänzlich nicht wünschen, desselben theilhaftig zu werden. Lirrt daher der Staat dennoch für die Thiere als Gesetzgeber auf, so thut er das in seinem eigenen Interesse, und hieraus erklärt es sich auch, daß die Rechtsaufsehung über die Behandlung der Thiere unter Christen und Nichtchristen noch so abweichend, unbestimmt, willkürlich und schwerlich in der Vollziehung ist, daß sie nur in einzelnen Fällen mit Erfolg angerufen und verwirklicht werden kann. Geht man nämlich tiefer in die Natur und den Ursprung jener Gesetze

1) Poet. Sat. 3. 11. im bedeutenden Originale.

2) Psalm 8. u.

ein, so wird man fast immer finden, daß sie weder aus dem Rechtsprincip der Freiheit und Persönlichkeit, noch aus alten geschichtlichen Quellen, sondern aus bloßer Gewohnheit und Tradition, aus Rücksichten der Nationalökonomie, Politik und Humanität, vorzugsweise aber aus einem gemischten Gefühle des Rechtes, des Anstandes und der Pflicht geschöpft sind, aus Quellen also, die zwar zusammen einen Fluß bilden, aber einen trüben, ungleichen, hier verlandeten, dort den Klippen gehemmten, auf welchem sich die Barken des geselligen Lebens nur schwerfällig und langsam bewegen. Wir haben bereits bemerkt, daß diese Unvollkommenheit der Gesetzgebung auf dem animalischen Gebiete in der Natur der Sache liegt, und sehen nur hinzu, daß weitere und umfassendere Ansprüche an sie, wenn sie in das Leben treten sollten, dieselben Hindernisse und Schwierigkeiten finden würden, welche jedem neuen Gesetze in den Weg treten, in dem sich Recht, Pflicht und Gefühl in ungemessenen Räumen berühren. Der kostigste Schutz der Thiere liegt daher immer in der vernünftigen Natur des Menschen selbst, die ihm für seine Rechte und Pflichten gegen sie ein bleibendes Gesetz vorhält. Denn wie überall sich die Vernunft erhebt über die Unvernunft, so soll der Mensch auch über die unvernünftigen Thiere herrschen, die ihm zum Dienste und zur Nahrung in das Dasein gerufen wurden, so wie das Gras auf dem Felde wieder ihnen zur Weide und zum Unterhalte ¹⁾ angewiesen ist. Der Mensch kennt daher im Rechte des Christenthums nicht mehr den alten Unterschied zwischen heiligen und unheiligen, reinen und unreinen Thieren, weil die sittliche Unlauterkeit nur aus dem Herzen kommt und Alles gut ist, was mit Dank gegen den Schöpfer empfangen wird ²⁾. Und da uns bei einer tieferen Kenntniß der Natur der Unterschied zwischen Blut, Leben und Seele deutlicher geworden ist, als den Patriarchen und selbst den jüdischen Zeitgenossen der Apostel ³⁾; so geben wir auch unserm Rechte gegen die Thiere nicht die Ausdehnung nicht, ihnen das Blut erst in langer Todesqual aus dem Leibe zu ziehen, damit nicht mit ihrem Blute auch ihr Leben und ihre Seele in unsern Körper übergehe. Der Gebrauch dieses Rechtes aber, dessen Umfang durch äußere Gesetze schwer zu bestimmen ist, wird dafür durch die eigene Stimme des Gewissens und der Pflicht beschränkt, die sich auf alle freie Handlungen des Menschen bezieht, und also auch die Behandlung der Thiere unter ihre sittliche Leitung stellt. Auch sie sind Geschöpfe Gottes, der sie bei der ersten Entwicklung unserer Naturordnung wissend die Pflanze und den Menschen in die Reihe setzt, und ihnen dadurch die Stellung anweist, die sie in der Schöpfung einnehmen sollen; auch sie gehören zu dem großen Haushalte der Natur und tragen ungemein viel zur Erleichterung unsern Veruses, zu unserm Vergnügen, zu unserer Bildung, Erhaltung und Wohlfahrt bei; auch in ihrer Abnutzung, Bildung, Erhaltung und abgemessenen Wertsamkeit offenbart sich eine Macht und Weisheit, die jeden aufmerksamen Beobachter in Verwunderung setzt, und wenn ihre Zukunft in einen Schleier gehüllt ist, der selbst den weisesten König des jüdischen Volkes beunruhigte ⁴⁾, so ist das für uns eine neue Himmelsung auf die Heiligkeit der Pflicht und Tugend, welche uns die Unendlichkeit unserer künftigen Daseins verbirgt. Daher der Eselriedel der alten Welt, in welcher Thiere so oft die Vermittler sittlicher und religiöser Ideen für unser sinnliches Geschlecht waren ⁵⁾; daher die erhabenden Schilderungen heiliger Dichter von einzelnen Thieren, als lauten Zeugen der göttlichen Größe ⁶⁾; daher das mosaische Verbot

1) 1 Mos. 1, 28. — 2 Petr. 2, 12. — Psalm 104, 11.

2) Matth. 13, 16 fg. — Nechtgesch. 10, 15. — 1 Tim. 1, 2.

3) 1 Mos. 9, 4. — 5 Mos. 12, 23. — Nechtgesch. 13, 29. Auch in den Koran ist dieser Heiligkeitseigenschaft übergegangen. Cor. 11, 3, 168.

4) Jer. Salom. 3, 19 fg. 5) 1 Mos. 29, 9—11.

6) Job 39, 1 fg. — Ps. 104, 11 fg. 30, 30. — Jer. 13, 20.

der zu großen Anstrengung der Thiere und die Ermahnung, die Brut der Vögel zu schonen¹⁾, daher endlich der alte Spruch des Weisen: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes“²⁾, und die Weihe desselben durch die noch umfassendere Lehre der Apostel: „Ist lebend ein Leb, lebend eine Tugend, der sterbet nach; denn wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde“³⁾. Wegen alle diese Pflichten in Beziehung auf die Thiere, die uns Vernunft und Schmerz so eindringend an das Herz legen, gibt es kein Recht, sie zu misshandeln, zu peinigen und zu quälen, und wer sich das dennoch erlaubt, dem darf man freilich und unumwunden erklären, daß ihm bei einer beschaanten Weltansicht der Vorwurf des gebildeten Menschen und Christen noch nicht klar geworden ist.

Fragen wir nun dieses dreifache Verhältniß unseres Geschlechtes zu den Thieren auf den ehrwürdigen Verein über, der sich um Schutz derselben in unserer Mitte gebildet hat, so bleibt uns für seine Dauer, für sein Wachsthum und seine segensvolle Wirksamkeit nur ein dreifacher Wunsch übrig. Er bedarf zuerst erleuchteter Freunde der Thierwelt, welche dieses unermessliche Reich in seiner neksermigen und dennoch progressiven Ausbreitung, so weit das menschlichen Augen verzeihen ist, überschauen, und da das nur von dem Naturforscher und Naturweisen erwartet werden kann, sich wenigstens in ihren freien Stunden mit einzelnen Abschnitten, oder auch mit Individuen des Thierreichs beschäftigen, wie das in trübseligen Monographien des Löwen, des Kosses, der Biene, und namentlich der Weibentaupen geschehen ist. Die moralisch-ethische Zweiteiler, welche die eigentliche Seele unseres Vereins ist, hat keine festere Unterlage als die physische in der Erforschung des Vines und der Liebe der Thiere. Als unsere Väter die Weisheit und Größe Gottes noch aus den Elementen und Himmeln, als sie dieselbe noch anschaulicher aus dem Reiche der Insekten, der Fische, Vögel, Land- und Seethiere bewiesen und vor Augen stellen, hatte auch ihr religiöser Glaube eine tiefere Wurzel als jetzt, wo man nur die Ideologie, Dialektik und Autorität des Buchstaben kennt, welche dem Anfänger das bei weitem nicht gewähren, was ihm die gesunde Naturanschauung täglich und stündlich an das Herz legt. Ich muß diese Bemerkung namentlich denen empfehlen, die so oft von dem rechten Sinne und Geiste unserer heiligen Bücher sprechen, und doch nicht einmal die Namen der vielen Pflanzen und Thiere kennen, die für die tiefere Erfassung jener heiligen Schriften so wichtig und bedeutungsvoll sind. Wie weit über unsere Zeit, wie weit sie namentlich in der vergleichenden Anatomie der Menschen und Thiere, ja selbst in der Psychologie der letzteren fortgeschritten ist, wissen wir Alle, und lassen daher gewiß auch kein Eragniß jener Kerknungen für unsere eigene Bildung verfehlen. Ich verbanke wir das lebhafteste Interesse, welches achtungswürdige Männer aus allen Ständen, welches namentlich berühmte Naturforscher, die Säulen unseres Vereins, seiner Begründung gewidmet haben; ich verbanke wir ferner die kräftige Theilnahme, der er sich von der großen Mehrzahl würdiger Geistlichen und wohlwollender Schullehrer des Landes zu versichern hatte, ihre die Anerkennung und den Schutz, den ihm unser hochverehrter König, die hohen Ministerien des Innern und des Cultus gewährten; ihre die freundliche Aufmerksamkeit verwandter Vereine, ja selbst fremder Regierungen, die von unserem Beginnen Kenntnis nahmen. Diese genauere, eifrige, fortwährende Kenntnis des Thierreichs wollen wir denn auch in unserer Mitte als das Lebens- und weckungsmittel, als das eigentliche Aikend unserer Gesellschaft bewahren; sie in sachlichen, weckungsmitteln und weckungsmitteln, wo es sein kann, sogar unentgeltlich dargebotenen Schriften zu verbreiten, und in einzelnen Fällen unentgeltlich durch annehme Preiseaufgaben hervorgerufen, soll auch künftig unser Bestreben sein.

Namentlich aber soll der Entschluß, und an Kirche und Schule, diese gemeinschaftliche sittliche Pflegeschule des Volkes, immer inniger anzuschließen, bei uns fest und unerschütterlich stehen; denn ohne ihren Beistand würden auch die glücklichsten Leistungen manchen Wagnissen und Wechselfällen unterworfen sein.

Dennoch sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß von unserm Vereine auch das Beispiel eines musterhaften Verhaltens gegen die Thiere abgehen muß, wenn das Volk seiner Mißhandlungen derselben entsa-gen soll. Ich will nichts von der übertriebenen Sentimentalität deroes sagen, die es für Sünde halten, nur zufällig eine Fliege, oder einen Wurm zu tödten, das sind Regungen eines ängstlichen und kranken Bewußtseins, weil das niedrigste und niedrige organische Leben der sich nur regenden Thierwelt noch von geringer Bedeutung ist, und seinen Preis erst in der Annäherung der Pflanze des Thieres an die menschliche erhält. Auch den Gegensatz von dem tödtlichen Hinschlachten ganzer Herden und dem Einflusse des überwiegenden Fleischgenusses auf die Gesundheit und Sittlichkeit unseres Geschlechtes will ich nicht berühren; die alten und neuen Pythagoräer, namentlich der unselbstliche Verfasser der Metamorphosen¹⁾, haben uns hier nach dem Beispiele der Ägypter und der mosaischen Gesetzgebung sehr ernste Warnungen hinterlassen, und es ist wohl möglich, daß die mit der Wasserflasche angefangene Reform unserer Diät eist durch eine bedeutende Ermäßigung des Fleischtrages (Acrophagie) ihre Vollendung erhält. Dafür gibt es einen Luxus in dem Einfangen und Halten vieler Thiere zum Prunk und Vergnügen, welcher viele Nachteile hat; es gibt eine Vertraulichkeit mit gewissen Thieren, wie Hunde, Pferde und gezähmte Vögel, welche oft nachtheilig auf den sittlichen Charakter einwirkt; es gibt endlich eine falsche Zärtlichkeit gegen besondere Lieblingsthiere, welche die Menschen verweichlicht, verweichlicht, ja zur Härte und Ungerechtigkeit gegen ihr eigenes Geschlecht verleitet. Und nun denke man erst an das unbefugte Wegfangen der Singvögel, an die Excesse in der Pflege, und wieder der Ausrottung ganzer Thierarten, die Unregelmäßigkeit ihrer Zucht und Abwartung, an ihre muthwillige Verstümmelung und feivole Vernachlässigung, an ihre Freyen, Preitischen, Ueberbürden, an die ganz unnützen Gewaltthätigkeiten und Peinigungen vor und in dem schmerzlichen Lode, den wir ihnen unter grausamen Qualen und Zuckungen bereiten. Das Alles nicht allein zu meiden, sondern es auch in der häuslichen Umgebung nicht zu dulden, ist Pflicht für jedes würdige Mitglied unseres Vereins; es ist schon eine Tugend von bedeutendem Umfange, gerecht und wohlwollend gegen die Thiere, beides ohne Mangel und ohne Uebertreibung zu sein; aber je pflichttreuer wir hier Anderen mit gutem Beispiele vorangehen, desto schneller wird auch die Besserung des Volkes auf diesem Gebiete seiner Pflichten wachsen; und das ist gerade der zweite Wunsch, dessen Erfüllung uns heute nahe liegt.

Es bleibt mir für den dritten und letzten, der allerdings problematischer und kritischer Natur ist, nur noch ein kurzes Wort übrig, welches ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Sie sehen, daß hier von der Discipulin, oder doch von den erkenntlichen und correctiven Mitteln die Rede ist, die unser Verein für seine Zwecke in Anspruch nehmen darf. So viel ist klar, daß uns ein persönliches Strafrecht gegen die Thierquäler nicht zur Seite steht, weil dieses ein ausschließendes Attribut der Obrigkeit und Familienhäupter in ihrem Kreise ist; der Staat hat sich hier, wie wir bereits eben bemerkten, in seiner politischen und criminellen Gesetzgebung auch in einer neuen Verathung dieses Gegenstandes sehr kurz gefaßt; wir haben überdies weder die Lust, noch das Befugniß, als Beamte und Diener des Gesetzes aufzutreten und uns dadurch

¹⁾ Ovid. metamorph. I 15, 103 sqq.

in persönliche Mißverhältnisse zu verwickeln. Es ist merkwürdig, daß einzelne, sonst gebildete Völker in der milden und zarten Behandlung der Thiere dem Türken, Araber und Russen nicht gleichkommen, ja vielleicht nicht einmal die Vergleichung mit andern Bewohnern unsers Welttheils, den Briten und Spaniern, aushalten, eine Erscheinung, die sich nur aus dem Festhalten einzelner Nationen an alten Gebräuchen und Gewohnheiten, an altem Rechte und Unrechte erklären läßt.

Man darf indessen auch von der andern Seite nicht übersehen, daß unser Verein kein bloß meditativer und theoretischer, sondern auch ein praktischer und das Volkstheben unmittelbar berührender sein will. Eine solche Gesellschaft kann ohne Disciplin nicht bestehen; sie muß bei offener Verlesung oder gar Verhöhnung ihrer Gesetze zuerst ermahnen, dann aber auch drohend und bessernd einschreiten; wer nicht hören will, der mag empfinden und bußen, um es auf dem Wege schmerzlicher Erfahrung zu lernen, daß man die Gesetze der Natur und Humanität nicht ungestraft übertreten darf. Gewiß wird hier unsere Gerechtigkeitliebe immer von Klugheit und Vorsicht geleitet werden; die Belohnungen, welche wir von Zeit zu Zeit armen und ausgezeichneten Thierfreunden gewähren, werden den Unwillen der Barbarei über wohlverdiente Strafen reichlich aufwägen; die höchste Gewalt unseres Vereins wird immer die siegende Gewalt der Wahrheit und des guten Beispiels sein, weil nur der freie Gehorsam Gott und Menschen wohlgefällt.

IV. Gedächtnissreden.

I.

Rede auf Isaak Iselin,

gehalten am 14. Junius 1783 in der helvetischen Gesellschaft zu Ditten von J. G. Schloffer¹⁾.

Verehrteste Freunde,
Liebe Brüder und Eidgenossen!

Als wir im vorigen Jahre uns hier versammelten, war uns schon wenig Hoffnung übrig, unsern gemeinschaftlichen Freund, unsern eidgenössischen Bruder, einen der ersten Zister dieser ehrwürdigen, ehrwürdigen Schweizergesellschaft, unsern Iselin, jemals wieder unter uns zu sehen. Schon damals war er dem Tode so nahe, daß menschliche Wissenschaft und Kunst kein Mittel mehr ahnen konnte, ihn zu retten. Wir besprachen uns öfter über diesen uns so nahen Verlust; und da wir unsern Freund endlich von uns, da wir ihn vor uns weggehen lassen mußten, so beschloßen einige von uns, mit eurer Einstimmung, die ihr uns gewährt habt, ihm wenigstens in dieser unserer nächsten Versammlung eine kleine Trauerfeier zu halten; nicht wie der gemeine Mensch sie hält mit Trauerfarben und Trauertüchern, sondern durch die Erinnerung an seinen Werth, seine Liebe, sein edles Schweizerherz, seinen Patriotengeist; und mir wurde erlaubt, ihm dieses Andenken zu leisten, mir als einem Freunde, den weder Nationalität verführte, noch Parteilichkeit für gewisse Grundsätze unsers Freundes blenden konnte, seine Aene mit einem verdächtigen Lobe zu enthüllen. Und so weit werde ich auch gewiß die Pflicht erfüllen, die ich übernommen habe!

D fürchte nicht, ehrwürdiger Schatten meines Freundes, wenn du sehest, wie ich hoffe, über dieser Versammlung deiner Brüder schwebst, fürchte nicht, daß ich den Werth deines Lebens in hoch berechnen werde! Du kennst sehr wohl, und auch ich ohne hier schon, wie wenig es ist, des Menschen Thun und Denken! — Und ihr, meine Brüder, fürchtet nicht, daß ich, mit einem Prunk geschminkter Wohltathenheit, mehr wie ein Opfer bringe als ihm! Wenn ich auch alle Gewalt der Redekunst in meiner Zunge hätte, so würde ich doch sie weder brauchen noch anwenden. — Der Mann, von dem ich reden soll, war so fern von allem Schmutz und Glanz, ging so beschreiben seinen weisen Weg, daß nur bescheidene Einfachheit würdig von ihm reden kann; und ihr, meine Freunde und Brüder, ihr vermisset ihn schon von selbst zu sehr, als daß ich erst

1) Isaak Iselin ward am 17. März 1728 zu Fribourg geboren und starb als Rathsherr seiner Vaterstadt den 14. Junius 1783. Johann Georg Schloffer ward 1739 zu Brunnst am Main geboren und starb als Doctor seiner Vaterstadt den 17. Oct. 1799.

mit Worten die Sehnsucht nach ihm und die Verehrung seines Namens in euch erwecken sollte.

Lastet also ganz kunstlos berechnen, was die Menschheit und das Vaterland, euer Schweizer Vaterland und unser gemeinsames Vaterland, und was wir, seine Freunde, an ihm verloren haben. Lastet uns versuchen auf seiner Spur fortzugehen, ihm, wo wir können, nachzuarbeiten, und, wo wir nicht können, wenigstens sein Beispiel, wenigstens das Gemälde seiner schönen Seele unsern Enkeln vormalen! Vielleicht bereitt einmal einer von ihnen seine unvollendete Bahn, o und dann möge er weiter darauf gehen, als unser Freund gehen konnte, länger der Lehrer seiner Zeitgenossen, der Patriot seines Landes, der Freund seiner Freunde sein!

Der Name Fellen ist schon lange in dem glücklichen Helvetien bekannt. Viele Männer von ungemeinem Verdienst zeichneten ihn aus, und nicht Helvetien allein, sondern ganz Deutschland verehrt ihre unvergänglichen Verdienste. Unter allen aber wird keiner unvergesslicher sein als der Name unseres Freundes. Mit einem heitern Sinn und einer festen, einer liebevollen Seele widmete er sich von Jugend auf den Wissenschaften; und unter ihnen suchte er vor allen die, welche den meisten Einfluß auf die Glückseligkeit der Menschen haben sollten, und vielleicht das meiste beitragen, sie unglücklich zu machen: die Staatskunst und die Rechtswissenschaft. Früh zeigte ihm sein forschender Verstand, daß beide auf die Moral gegründet sind. Er dehnte sich also auch auf diese und bildete sich darnach ein System, das dem besten der Menschen ewig heilig sein muß, dem sein Geist und sein Herz treu blieb bis an den letzten Hauch seines Lebens, und das seine Handlungen noch mehr empfehlen als seine zahlreichen Schriften. Sein Verdienst machte ihn früh seinem blühenden Vaterlande bekannt, und seine glücklichen Mitbürger sahen ihn bald an einer Stelle stehen, wo sich jeder Werth seines Herrns entwickeln und jeder patriotische menschenfreundliche Aeth der Seele sein ganzes Spiel haben konnte! Früh gab er's ihnen, und unermüdet zeichnete er jeden Tag seines ruhmvollen Lebens mit eben Thaten aus! Doch ich bin hier nicht aufgetreten, dieses sein ethisches Leben zu beschreiben. Man muß lang und viel mit einem großen Mann umgegangen sein, um es zu wagen, sein Geschichtschreiber zu werden, man muß gesehen haben das Ausblühen seines Geistes, man muß beobachtet haben die Treibhauer seiner Jugend und den Gang seines männlichen Verstandes, man muß sein Posenfreund gewesen sein, vor dem er die geheimsten Gedanken seiner Seele geoffnet hat, man muß ihn bei der Anstrengung seiner Kräfte und bei dem Genuß seiner häuslichen Freuden beobachtet haben, kurz, man muß seinen Verstand und sein Herz in allen ihren Schwächen und Stärken kennen gelernt haben. So kann' ich nie unsern verlorenen Freund! Unsere Wege waren zu weit entfernt von einander; auch wohnten wir lange an den beiden äußersten Enden von Deutschland. Ich kannte ihn nur als den Welken, den Lehrer seines Zeitalters, und auch nur unter der Gestalt kann ich euch jetzt, meine Brüder, einige Aufstellungen seines Geistes darstellen. Zwar lange war sein Name, auch sogar von der Erde, mit neu. Spät machten einige seiner Schriften mit ihm befreundet. Die ruhige Weisheit, die Güte, die reine Menschenliebe, die ich überall darin fand, machten mit ihm ehrwürdig, und er war mein einziger Rathgeber, als ich das erste Mal vor dem Publikum auftrat. Mein Verus rückte mich ihm endlich näher, aber vor etlichen Jahren erst, eben damals, da ich zuerst unter euch auftrat, meine Brüder und Freunde, da sah ich ihn zum ersten Mal! Ich hatte lange vorher nicht eifriger gewünscht, als ihm zu nahen; denn als ich mit seinen Grundsätzen zuerst bekannt wurde, lebte ich noch in den glücklichen Tagen der moralischen und politischen Schwärmerien, wo jedes Gemälde der stillen Keinheit und Ordnung so willkommen ist. Ich wurde damals sein Schüler! Nicht lange

darnach aber trat ein mächtigerer Lehrer, die Erfahrung des thätigen Lebens, auf, und zwang mich, eine Schule zu verlassen, wo meine Einbildung so gern wandelte, und in einer andern zu lernen, was das ist, der Menschen Thun, und wie unendlich weit es verschieden ist von der Menschen Denken!

Wenn zwei Männer von noch so ähnlichen Grundsätzen die Welt auf verschiedenen Seiten ansehen, und zumal, wenn der eine nur denkt nach seinen, der andere nach seinen handeln muß, so können ihre Resultate nicht anders als verschieden sein. So ging's auch uns! Ihr seid alle Zeugen gewesen, meine Brüder, von unsern, ich kann's nicht Streitigkeiten nennen, von der Verschiedenheit unserer Meinungen. Wir waren einig in dem, was er lehrte; wie könnte ich's wagen, unter euch aufzutreten, meine Brüder, — wagen, unter euch nur meine Seiten zu zeigen, wenn der kleinste Gedanke ihm hier entgegen gewesen wäre; nein, ich betete sie an mit ihm, die heilige himmlische Weisheit, auf welcher sein ganzes Lehgebäude ruhte! Wir stimmten innig zusammen in dem, was zu wünschen, selbst in dem, was man zur Besserung des Ganzen thun sollte; nur in dem, was man jetzt dazu thun solle und thun könnte, wichen wir ab von einander. Noch rechnete unser Jhesu zu viel auf die Kräfte des Menschen und seinen guten Willen; ich vielleicht zu wenig! Ihm schien es, daß ein entscheidender, evidenter Beweis, daß gut sei, was gut ist, nothwendig alle Kräfte spannen müßte, auch nach ihm allein zu trachten, auf es allein zu arbeiten. Ich glaubte, daß das wahre Gute für den jetzigen Menschen zu schwer sei zu fassen; ich glaubte, daß seine Leidenschaften, seine übeln Gewohnheiten, seine Trägheit zu groß wären, um auszubilden auf den ganzen Umkreis seiner Bestimmung, um zu entzagen den kleinern Zwecken des gemeinen Menschenlebens für den großen, ewig dauernden Verus unsers unselbstlichen Geistes!

Jhesu glaubte nach dem Worte des Dichters, daß die Tugend sich nur zeigen dürfe in all ihrer wahren Gestalt und Lieblichkeit, um jedes Herz und jeden Geist an sich zu reißen; ich glaubte, — und verzichte mir, meine Zeitgenossen, wenn ich zu hart von euch denke! — ich glaube noch, daß des Menschen Geschick im 18. Jahrhundert noch viel zu kindisch, viel zu verdorben ist, um den Anblick himmlischer Schönheit zu tragen oder zu schätzen! — Gewiß war Jhesu glücklicher bei seiner Philosophie, als ich bei der meinen. Ich verliere mich oft unter den häßlichen, unter den unausgemachten, den weichen, den schlaffen, den unbedeutenden Gestalten, die meine Beobachtungen nie überall darstellten, und wage nicht einmal zu hoffen, daß sie sich jemals umbilden werden; Jhesu sah lauter Engelsgestalten, lauter Ideale von Vollkommenheiten um sich, und legte sich in die süße Hoffnung, daß, wenn nur diese in ihr richtiges Licht gestellt würden, auch die häßlichen, unausgemachten, weichen, schlaffen, unbedeutenden Gestalten sich selbst umformen und ihren großen Urbildern ähnlich werden würden! Er selbst war zu innig gerührt worden von diesen Idealen; er fühlte zu stark ihre Schönheit, sein Herz hing ihnen zu innig an, um nur zu ahnen, daß man sie sehen und sich von ihnen entfernen und nicht kennen könnte, ihnen ganz ähnlich zu werden!

Es ist eine Vollust, meine Freunde, eine Vollust, die selbst Engel vor Beten's Altären genießen, in den glücklichen Augenblicken einer edlen Schwärmerin, sich eine Welt in's Auge zu zaubern, wo alles nach den Grundsätzen unsrer ersten Bestimmung dahinkluft, sich in der Burg der Weisen, in dem Vaterland der Guten eine Hütte zu bauen, mit seiner ganzen Nation umgeben, dahin gehen, unter den glänzenden Strahlen der eilen Eher unverfälscht vorbestimmen an dem Gesang der Sternen, reines Geistes sein in der untrüben Hülle der Materie, frei sein in den Banden der bürgerlichen Gesellschaft, ausschauen über

Himmel und Himmel aus dem engen Lustkreis und leben in der stehenden Ewigkeit vor dem immer ablaufenden Stundenglas!

Kasset uns ihre nachhängen, dieser irdlichen Schwärmerei: Ich will euch jetzt nicht betrüben mit meinen Nachrichten aus der Welt. Wir wollten sie vergessen und uns lieber vormalen diese himmlischen Dichtverbilder, wie unser Freund sie gemalt hat. Wie werden ihm dadurch das schönste Denkmal setzen, wir werden daraus seine schöne Seele kennen lernen, werden ihn noch mehr lieben jenseits des Grabes, uns noch mehr freuen, daß unser Zeitalter in seines gefallen ist, daß wir ihm so nahe lebten, daß wir seine Freunde waren. Und wenn wir dann auch seinen Verlust empfindlicher fühlen, wenn unsre Thränen schneller fließen auf sein Grab, so werden es doch süße Thränen sein, wie die volle Seele sie weint, wenn sie mit Inbrunst denkt an den, welchen sie liebt!

Ja es ist wahr, was unser Freund so oft gesagt hat, was der Schlüssel seiner ganzen Philosophie gewesen ist, die ich euch jetzt darlegen will: Der Mensch, weder der einzelne Mensch, noch die bürgerliche Gesellschaft kann ihr Glück irgendwo finden als auf dem klaren offenen Wege der Natur! Ein größerer Meister ist über uns! der machte seinen unendlichen Plan, wies jedem seine Stelle darin an, und gab dieser Stelle für ihre Bewohner so viel Seligkeit, als sie lassen konnte! auch dem Menschen wurde seine angewiesen!

Gott schuf ihn, nicht das Werkzeug zu willkürlichen Zwecken außer ihm; er schuf ihn, wie jedes Geschöpf, das fühlen kann, zum Genuß seines eigenen Daseins! Die Sinne, die er ihm gab, der Geist, den er ihm schenkte, geben ihm unendlichen Stoff zum Genuß; und das unerklärbare Wesen, das in uns empfindet, schwelgt in der unaussprechlichen Seligkeit dieses Genusses! Für was auch der Unendliche diese Sonne aufgehängt hat, für was er die taubend und tausendfachen Farben über Himmel und Erde, über die Berge im Osten und Westen, über die Bäume, die Wiesen, die Blumen verbreitet hat, für was er dem Bach sein Murmeln, dem Hain seinen Gesang, dem Weid sein Säuseln gegeben hat; für was er aufgegossen hat den balsamischen Duft über Blumen, Kräuter und Stauden, für was er gewürzt hat die Früchte der Erde; immer nimmt der Mensch seinen Theil aus dem unendlichen Reichthum, so seinen Theil, daß die Abtheilung zu verzeihen ist, wohnt er sich oft für den einzigen Herrn von allem, den einzigen Pöbel der Schöpfung, den einzigen Zweck der ganzen Natur gehalten hat.

Und noch schien all der Reichthum der verschwenderischen Natur zu arm für ein Wesen, das nur da ist zu genießen. Der Kreis der sinnlichen Empfindungen schien noch zu eng, ihn ganz zu füllen, ganz zu beschäftigen, ganz in jeder Stunde, in jedem Augenblick seines Daseins ihn zu beseligen. Da dehnte die ewige Gabe seine Empfindungen aus auf alle die Seligkeiten der Geisteswelt. Sie gab ihm neben dem sinnlichen auch ein geistiges Organ, zu fassen die Verbindung der Dinge, zu ahnen ihre Gründe, ihre Zwecke, ihre Wirkungen, zu hören die Stimme der Geisteswelt, zu schauen über die Zeit und auszuspielen die Ewigkeit; und, wenn auch Sinn und Geist zu arm wären, sich zu dichten eine Welt für sich, zu schaffen eine andere Sonne, einen andern Himmel, eine andere Erde, und unabhängig von der ganzen Natur da hervorzurufen jedes Gefühl, jeden Genuß, jede Seligkeit, zu welcher sein Herz ihn rufte, in jedem Augenblick seines Lebens!

Ueber alles aber, über das alles, goß er aus die Quelle des reinsten Genusses, die Liebe, die unerschöpfliche, ewige, reiche, alles fassende, alles verbindende Liebe, das große Geheimniß der Geisteswelt, das dort alles bindet, das Freiheit und Zwang so wunderbar vereint, so wunderbar alles umschlingt, so wunderbar alles hält an seinen Ursprung. Liebe, die Quelle alles Guten, Liebe, der

Zweck alles Guten, durch die alles wurde, durch die alles ist, alles gehalten, alles getragen, alles ernährt, alles erwidert, alles bis zur Ewigkeit ohne Ende erhalten wird!

Diese Fähigkeit zu lieben, die den Geistern eben so wesentlich ist, wie die Schwerkraft dem Körper, vollendete das Werk und vermehrte den Reichtum menschlicher Genüsse in's Unendliche.

So stand das Bild des Menschen und seiner Bestimmung vor dem Auge unseres Freundes! Wahrlich ein edeles Bild, das nur von einer edlen Erle bezeichnet werden kann. — Er dachte sich den Menschen mit seinem offenen Sinn unter alle die Herrlichkeiten der Schöpfung, wo jeder Winkel so reich ist an Freude für ihn. Mit dem hellen Verstand, der überall um sich schaut, mit Adlersblicken alles ausspäht, bringt in alle Wahrheit und lebt in ihrem überwiegenden Genuß! Und über das ganze Gemälde dachte er sich noch ausgedehnt den Drang zu lieben, das immer thätige Bestreben nach neuer Verbindung, neuer Existenz außer ihm. Voll von diesem Bild konnte er alle die Denker aller und neuer Zeiten nicht ertragen, die, gedrückt von allen den Verunstaltungen der Menschennatur, uns mit dem Vieh in gleiche Klasse setzen, oder gar unter das Vieh, gar zur Maschine machten. Es sind wenige von seinen Schrifteten, wo er nicht mit ihnen, und insbesondere mit einem der größten unserer Zeitgenossen, mit Rousseau, dem Mann von starkem Geist und schwachem Herzen, über den Werth der Menschheit, und nicht selten mit Vortheil streitet!

Rousseau's peinliche Weisheit stierte vor allen den Klippen, an welchen der Mensch mit dem Uebermuth, womit er sich auf schwachen Beistern dem Ocean des Wissens überlassen hatte, schon gescheitert war. Geleitet durch tausend Erfahrungen, daß der Mensch nur auf wachsenden Klüften sich hinauf schwingen kann, die jeder Strahl von Wahrheit schmelzet, bis er dann von seinem Himmelfall dieser sinket, als er bei seinem Ordnungsgelassenen hatte, schränkte Rousseau unsere Bestimmung fast bis zum thierischen Leben ein. Er wies den Menschen zurück in seine Höhlen, zu seinen Wäldern, seinen Bergen; erlaubte ihm kaum aufzublicken auf die Höhe, deren Früchte er genoß; kaum zu suchen die Quelle des Baches, davon er trank! Jeden weiteren Schritt hob er auf für bessere Weiten, wo der Keim von Vernunft in uns sich sicherer entwidelt, die Dämmerung unseres Denkens sich zur Morgenröthe erhellte, unser trübes Auge sich öffnen und hell werden sollte jeder Sinn unserer Seele.

Nicht so unser glücklicherer Freund! Er ahnete zu mächtig, zu gewiss den edlen Zustand des Geisteslebens! Vielleicht berechnete er zu wenig die Gewalt der Fesseln, die auf dem Menschengeist liegen; vielleicht sah er nur eine Seite des Gemäldes, nur die schöne zu gern, und verdeckte sich zu wirklich die hässlichen. Aber so sah er ihn, wo nicht ganz schön, doch fähig, auch hier ganz schön zu werden. Und er verwies ihn deswegen nicht zu den Höhlen des Einsiedlers, nicht zu den Ufern des Ganges, nicht zu den fabelhaften Serecamden; mitten auf der Rennbahn nach Reichtum, nach Ehre, Wohlust, worauf wir laufen, wollte er uns halten, und nur durch eine kleine Umlenkung uns führen zum Ziel der wahren, auch Menschenehre, der wahren, auch Menschenwohlust, das wahre, auch Lebenreichthum.

Er führte seinen Menschen in das häusliche Leben, dachte sich ihn als Ehremann, als Kind, als Vater; und für einen so organisierten Menschen schlen jede Pflicht dieses seligen Standes, die alle so ganz aus seinen Idealen fließen, die so reichlich belohnen, leichter als das Athmen seines Lebens! Er setzte ihn in die bürgerliche Gesellschaft, dachte sich ihn als König, als Aeltesten, als Staatsbedienten, als Unterthan, wie konnte ein Mensch nicht nach seinem Ideale ein guter König, ein guter Aeltester, ein guter Staatsbedienter, ein treuer, guter, gehorsamer, vaterländischer Unterthan sein? Er folgte ihm in dem Tempel des

Augegenmüthigen vor die Altäre des Vaters aller Wesen: wie konnte ein Mensch nach seinem Ideale da sitzen und nicht glühen vor Andacht und Liebe, und nicht erheben sein Herz zur Anbetung in Geist und Wahrheit; kann er einen Schritt thun nach seiner Pflicht, dem nicht der segenvolle Genuß jeder Seligkeit folge, wegy er geschaffen ist, einen Schritt, der nicht jedes seiner Traume reinige, kräftige, schärfte zu neuem Genuß!

Nelkin kannte zwar wohl alle die Unordnungen, Verwirrungen, Mischwürdigkeiten, Pflichten, die durch den Unverstand, die Leidenschaften, die kalte Selbstheit unter uns eingeführt worden; aber er glaubte noch an Weisheit, zu belehren den Unverstand, an Tugend, zu bändigen die Leidenschaft, an Liebe, zu erwärmen und auszudehnen das selbstige Herz! Er glaubte noch, daß man nur zu öffnen brauche die Aussichten in den unendlichen Umkreis der Menschenseligkeit, nur zeigen dürfe seine wahre Bestimmung, nur lehen an die Stelle der willkürlichen Befehle, die die kleinsichtigen und kleinherzigen Philosophen und Theologen sich denken und uns lehren die heiligen, ewigen, lichtvollen Befehle, die, wie Sophokles sagt, nicht die sterbliche Natur, sondern der Vater der Zeit und Ewigkeit gesetzt hat! Sobald die in dem Licht, in dem Glanze stehen, worin sie stehen vor den Augen Gottes und vor seinen verklärten Geistern, so todt vergehend die Wollust auf übermäßige Freuden, vergehend die Stimme des profanen Pöbels auf Ehr, die das eigene Herz nicht anerkennt; vergehend die Trägheit in den dummen Schlummer, auf den ein so schreckliches Erwachen folgt! Treck ihnen, trotz dem hiesigen Erdenstoff, der uns immer hinunter weigt zum Erdenleben, trotz jeder Mißleitung unserer Jugend, jeder Verführung unserer Jünglingsjahre, jeder Verirrung unserer Mannesliebe, jeder Kleinmuth unserer geauen Alters müssen, dacht er, dann Weisheit, Gerechtigkeit, echte Religion, Ehre, gläub, Liebe, Geduld, Gehorsam, Patriotismus, der ganze Zug menschlicher Tugenden wieder einziehen in die Welt, woraus sie gelassen waren, seitdem dem Menschen seine Bestimmung, sein Werth, sein Adel verborzen, und das herrliche Gemälde durch die griffenhaften Züge blödsinniger Philosophen und andenkensloser oder heuchlerischer Theologen verstellt wurde!

Solche Hoffnungen, ihr edlen Eidgenossen, können nur lebhaft erwachen in einem Staate der Freiheit! Da, wo Menschenrechte noch leben, da, wo nur ein gleiches Gesetz alle bindet, wo nicht der Mensch nach fremden Menschen denken, fühlen, handeln, urtheilen, leiden muß; wo nicht früh dem Kinde das Bild der Menschengötter vor Augen steht; wo dem künftigen Vorges, dem künftigen Denker, nicht schon in sein welches Kinderherz die Unterwerfung unter willkürliche Gewalt und willkürliche Rangordnung gleichgeschaffener Wesen eingebracht wird! Wo er noch sehen kann, daß nur Mannesgehalt und Manneskraft den Mann machen, wo er noch mit Zutrauen gewiß sein kann, daß eigener Werth ihm eigene Wege bahnt: nur da kann man noch den großen Gebanken fassen, den Menschen wieder zu seiner Bestimmung zu führen! Die Bande der Natur halten uns nur in dem Kreis ihrer eigenen Bestimmung; aber die Bande der willkürlichen Menschengewalt ziehen uns hinunter, fesseln unsre Schritte an ihren Thron, schnüren zusammen das Herz, und legen ein Gefäß selbst auf die Zunge, die nur einen freien Wunsch zu äußern scheint!

Geboten in einem freien Staat, wo nur die Gesetze herrschen, und wo das Menschenwort gilt als Bürgerdewort, kannte Nelkin nicht die Bande der übrigen Welt! Er wußte nicht, wie unnatürliche Gewalt in der Hand eines Menschen den unmächtigen Gewaltigen verblendet und verblüht; wie er zurecht sich verauscht in dem Laumelbecher, dann mittheilt seinen Gehäßen, dann mit ihnen dahin reißt die Schwächeren, und endlich, gefaßt von dem Strom, die wenigen Freien auf Erden auch laufen den gemeinen Weg, auf dem sie erst bis zum Vert verkommen, was Freiheit ist!

Unbekannt also mit der Feigherzigkeit, mit der Dynamacht unsers Zeitalters, trat er mit seinen großen Idealen hervor, und rief seine Schüler auf die Bahn, die zu ihnen führt. Immer voll von seinem Ideal lehrte er bald den einen Menschen verläugnen alle andern Zwecke und nur ringen nach dem; bald trat er in die bürgerliche Gesellschaft und stellte uns in seinen menschenfreundlichen Träumen ein Bild der weisen Regierung dar, die er bloß auf Stittlichkeit, bloß auf beständige Anstrengung zur Erwerbung der größten Vollkommenheit in jedem Menschen, und seines höchsten Wohlstandes setzte; bald verglich er in seinem Vortrag die alten griechischen Freistaaten mit dem Neuen, und zeigte auch da, daß Stittlichkeit das beste Band, die dauerhafteste Stütze des Staates sei; bald lehrte er in seinem Palämon und seinen Unterredungen des Aristo, den rechten Gebrauch der Reichthümer; bald entwickelte er die Begriffe der Geseßgebung; bald spähete er der Geschichte der Menschheit nach, und überall führten seine weisen Lehren immer zu seinem edlen Ideal, immer nur zu dem großen Zweck des Menschen: weise zu werden, um glücklich zu sein!

Mit Ehrfurcht stand seine Welt vor den großen Bildern, aber sie fürchtete nicht bei dem ersten Schelt, und noch blieb unbetreten die schöne Laufbahn des Weisen!

Sein Zeitalter wurde durch zwei große, wenigstens merkwürdige Erscheinungen in der moralischen und politischen Philosophie bezeichnet. In diesen wurde er mit eins der lebhaftesten Werkzeuge. Fast zu gleicher Zeit predigte in Deutschland Basedow eine neue Erziehung; und in Frankreich Quosnoy und seine Freunde eine neue Staatsverwaltung. Beide suchten, wie Iselin, die Ursachen unsers Verfalls nur in unserer Schwäche zu denken, nicht in unserer Schwäche zu handeln! Wie alle sahen auch ihre leuchtenden Lehrgebäude glänzen, so lange sie in der Hand der Denker lagen, aber beide sich verdunkeln, so bald sie in die Hände derer fielen, die da wirken sollten.

Basedow, ein Mann voll Kenntnisse, übersah früh auf seinem eigenen Wege zu denken, wie dumpf und blöde alles um ihn herum ging, er sah, wie viele herrliche Fähigkeiten in dem Menschen verloren wurden, wie wenige freien Blick genug übrig hätten, die Dinge um sich herum mit eigenen Augen anzusehen, wie viel Gelerntes für Selbstgedachtes hingegessen würde, wie wenig die tausend Grundzüge, Lehrgebäude, Philosophieren, Theologieren, die wie täglich auf den Marktplätzen der Gelehrsamkeit laufen, die Probe hielten, und wie stolz dennoch unsere Mandarinen in ihren blauen Gewänden sich brüsten mit erbetelter Weisheit und leeren Meinungen! Wer ist's, der den freien Menscheng Geist so dumpf und blöde an gelehrte Weisheit fesseln konnte! Wer ist's, der ihm Wind für Nahrung geben und ihn, wenn er schwindet, in der ewigen Hungersnoth überleben konnte, er sehe an der Tafel der Götter?

Basedow fand es in der dumpfsinnigen Erziehung, die unsere Kinder nur mit Worten füllt, früh sie lehr, sich mit Worten begnügen, und sie dann in die Welt schickt, wieder mit Worten Haus zu halten! Darum bleiben sie so leer unsere Herzen, darum so schlaff unsere Nerven, darum ist so trüg unser Geist, der nie findet, immer nur sammeln, tragen lernt; darum ist so kalt unser Herz, dem nie sein Spiel gelassen, immer zerstückt werden seine regsten Triebfedern!

Wenn wir Gott anbeten, so sind es gelehrte Gebete, womit unser Mund ihn beschuld; wenn wir unsern Eltern nahen, so ist's nur viertes Gebot, das wir ihnen darbringen, wie leben mit unsern Freunden, unsern Lieben nur nach den Regeln der Societät, wie erziehen unsere Kinder nur nach der Politik des Familienlebens, regieren Länder nach Sedendorfs Vorschrist, sprechen Recht nach Böhmers Formeln, und helfen, wenn's Gott gefällt, unsern Kranken nach Boerhave oder Stahl.

Kaffee und aufwachen, rief Basedow, und neue Menschen schaffen nach dem

Wilde, das Menschen ähnlich ist! Lasset und seinen Körper nicht mehr brechen auf den langweiligen Bänken der staubigen Schule, seinen Geist nicht mehr füttern mit dem mühseligen Lernen der tauben Wörterkennner; durch frühe verständige Uebungen seines Leibes wollen wir ihn hüten gegen den Strahl der Mittagssonne und gegen den Frost des heftigen Nordwinds; gleich dem Spartaner wollen wir ihn hungrig treiben durch den verwachsenen Döckel auf die Spur des Wildes, tauchen in die kalte Fluth und sehen auf die steile Klippe; da soll er sinben nach Arbeit mit Schweiß und Mühe sein erworbenes Mahl, Lang, Freude und Spiel. Gesättigt von ihnen wollen wir ihn führen in die Leibesübungen der Weisheit, da wollen wir wecken seinen Geist zu eigenem Aufstehen, da wollen wir scharfen sein Auge zu eigenem Blick; da soll er lernen Wissenschaft und sammeln Kenntnisse, nicht durch das peinliche Gedächtniß; er soll lernen durch Spiel, durch Erfahrung, durch Forschen, durch sokratischen Unterricht, gewürzt mit sokratischem Witz und sokratischer Tugend, bis er ein Mann wird wie Sokrates und Epikur.

Naschdow's Reden und sein Plan waren zu schön, um nicht jedes Auge aufmerksam zu machen, das Gefühl des Bedürfnisses war zu groß, um nicht auch manchen Unsinn, manche Flachheit zu übersehen. Ein edler Fürst der Deutschen, der zu allem, was groß und gut ist, so gern seine Hände bletet und seine Gewalt, öffnete dem neuen Menschenbildner sein Land und seine Stadt. Fürsten und Edle und Bürger eiferten, ihn mit ihren Kräften zu unterstützen, und die lichtvollsten Köpfe Deutschlands traten an seine Seite. Istlin unter den ersten! Naschdow's Plan war zu geschickt, die Ideale zu bilden, die seine schwermüthigen Träume ihm überall vor's Auge zauberten. Istlin's Schriften sind voll von dem lauten Beifall, der, er dem neuen Erziehungsplan gab; voll von Ermunterungen für alle, die nah oder fern dem großen Zweck entgegenarbeiten konnten! Nur mein und einiger Weniger Unglauben an die Menschen unserer Zeit machten uns besorgt, und leider trafen unsere Besorgnisse zu bald zu richtig ein. Die neuen Schulen wurden geöffnet, es kamen von allen Enden Deutschlands Unterstützung, kamen Jünglinge, die sich darboten den weisen Lehrern: alles war bereit zur spartanischen Erziehung und zum sokratischen Unterricht, nur der Spartaner fehlte und der Sokrat! Jedermann brannte von gutem Willen; aber da war keiner, der die steile Bahn vorgehen, Frost und Hitze vorausschauen, vorwachen, vorhüten, verbidden, vor Mann sein konnte; keiner der Wissenschaft und edle Weisheit, und edle Laune und freie Liebe und offene Seele genug gehabt hätte, den großen Plan zu erfüllen, der so herrlich vor Augen lag! — Vielleicht, wenn du hättest mitwirken können, edler, verklärter Freund, vielleicht wenn du mehr hättest thun können, als schreiben und reden, vielleicht läge dann doch wenigstens der Eiskern des großen Gedankens, das unter den Händen der Arbeiter so oft zusammenstürzte!

Wie es den neuen Erziehungsanstalten der Deutschen erging, so ging es auch der neuen Staatshaushaltungslehre unserer Nachbarn, der Franzosen. So weit Frankreichs und Deutschlands Staatsverfassungen in ihren jetzigen Verhältnissen von einander abwichen, so gleich waren sie in ihrem Ueppigen. Die Spuren dieser Gleichheit äußern sich noch am meisten in ihrer Staatshaushaltung. Beide Völker standen mit verschiedenen Grenzen ihres Umfangs zu Karthago des Großen Italien und vor und einige Zeit nach ihm unter einem Herrn, aber die Nation selbst gehörte in den verschiedenen Provinzen auch verschiedenen Fürsten, die nur durch das Lebenssystem und die Hofrechte dem Könige anhängen. Die Einkünfte des Staats flossen fast alle bloß aus dem wahren Eigenthum des Staats oder der Krone, und der Adel und der freie Bürger leistete nichts als Kriegsdienste. Diese Verfassung mußte notwendig eine Quelle von ewigen Unordnungen und Streitigkeiten sein, auch ist die Geschichte dieser Zeiten voll davon. Diese Streitigkeiten und so viele Einbrüche fremder Nationen wurden

nach und nach dem Volke, das fast beständig unter den Waffen sein mußte, beschwerlich; es hing an die Kriegsdienste ungern zu leisten, und entschloß sich lieber stehende Milizen zu unterhalten. Die Könige und die Großen fanden dadurch ihre Macht unabhängiger gemacht, aber auch ihren Aufwand täglich kostbarer. Sie hingen an das Eigenthum ihrer Krone und ihrer Staaten zu veräußern, ersetzten damit ihre Bedürfnisse auf einige Zeit und verwickelten sich bald in größere Verlegenheit. Inzwischen hatten die Unterthanen bei dem ruhigeren Leben auch eine sanftere Lebensart angenommen; sie hatten Künste und Gewerbe, und mit ihnen unzählige Bedürfnisse eingeführt, die sie auf ihren staatlichen Kriegszügen und durch die Vermischung mit so vielen fremden Nationen gelernt hatten. Diese neue Lebensart erforderte neue Gesetze, aber die Gesetzgeber kannten sie nicht genug diese neue Verfassung, und da zugleich der Mangel der Staats Einkünfte auf neue Quellen für die Staatsbedürfnisse zu denken zwang, so tief der ganze Geist der damaligen Regierungsgesetze da hinaus; zu machen, daß nur das eine Land des Gesetzgebers reich und blühend sei, und Mittel zu finden, daß alle der Reichthum bloß in des Fürsten Kasse fließe, alle die Blüthe nur Früchte trage für ihn! Aus dem Grundsatz flossen auf der einen Seite alle die ausschließenden Gesetze, alle die Bande, die das Gewerbe in den einen Staat fesseln sollten; und auf der andern alle die hundert und hundert Abgaben, welche der Leibelgenschaft anhängen, nun auch von den Bürgern und Ziehlern, und kurz von allen Unterthanen, unter tausend neuen Vorwänden, neuen Formen, neuen Namen eingeführt und abgefordert wurden. Diese Regierungsgrundsätze nahmen in Frankreich täglich mehr, und da die Gewalt des Königs endlich unumschränkt wurde, auch so unumschränkt überhand, daß Niemand mehr Heer über sein erworbenes Eigenthum zu sein schien. In Deutschland war die Gewalt der Regenten mehr eingeschränkt, aber die List ihrer Räte führte sie eben so weit; und schon im Jahre 1642 klagte der billige Kaiser Friedrich der Dritte auf einem Reichstage zu Mainz darüber. Wo sind, — sagte er in seiner kalten Sprache, — wo sind eure röhrenden und tapfern Räte, die euch zum Wesen des gemeinen Rufens rathen? Viel Schmeichler, Heuchler und Suppenesser habt ihr an euren Höfen, dann ihr mögt die Wahrheit nicht leiden, welcher euch aber euer Amt bessert mit der Fugung, der ist ein geschickter Mensch, Niemand fragt, ob es rechtlich daher komme, so wie's nur haben, als ob Gott die Seinen euch zu Rathen geschaffen habe. Hättet ihr ein christlich Gemüth, ihr würdet die göttliche Kreatur daß bedenken.

So klagte der weise Kaiser, aber die Fürsten und ihr Adel und ihre Räte ließen ihn klagen, und fuhren fort, mit täglichen, neuen, willkürlichen Abgaben zugleich ihre Unterthanen auszuhungern und sich selbst die Quelle der wahren Reichthümer zu verstopfen. Ein weiser Arzt in Frankreich, Quercus, sah zu unserer Zeit das täglich wachsende Verderben; er dachte sorgfältig nach über seine Quellen, entdeckte sie in den Banden, womit überall das Gewerbe in seinem Gang gehalten wurde; und in der willkürlichen Anlage der Abgaben, die ohne Berechnung der Vorschüsse, die zur Ategnung dieses Kapitals aufgewendet, und alle Jahre erneuert werden müssen, bloß nach Willkür auf Wegen und Umwegen erhoben worden waren. Er baute auf diese Beobachtung ein neues System der Staatswirtschaft auf und machte es der Welt bekannt. Niemand führte den ganzen Werth seiner Leber so tief als Neffin. Er arbeitete sich durch alle die metaphysischen Feinheiten des Lehrgelbes durch und fand wieder in ihm, was er überall so ernstlich suchte, den ächten Weg der Natur; er sah, daß durch das, und das allein, jede stitliche und jede politische Tugend aufleben, das Band zwischen Regent und Unterthan wieder enger zusammengezogen, Fleiß und Arbeitsamkeit

belehrt, der Armuth aufgehoben und der Triebfeder der ganzen Menschheit eine neue Wirkksamkeit gegeben würde!

Freiheit des Gewerbes und Heiligkeit des Eigenthums waren die Grundpfeiler des neuen Systems. Ewige Gerechtigkeit schloß es an an das ganze System der Schöpfung.

Warum wollt ihr sie einschränken die immer thätige Menschenkraft? Warum versperrt ihr eure Häfen dem eifrigen Händler? Warum schließt ihr eure Thore dem Fleiß des Nachbarn? Warum euren elenden Bürger die Weltkugel, wo er im Schwelch seines Angesichts seinen Unterhalt finden konnte für sein Weib und seine Kinder und seine Kindeskinde nach ihnen? Sehet, ist die Erde nicht weit genug, uns alle zu ernähren? Wie viele Flächen sind noch ungebaut, wie viele Sümpfe noch unausgetrocknet, wie viele Häiden noch unbesäet, wie viele Berge noch kahl? Mit Freiheit des Gewerbes, Freiheit des Handels wird die Zahl eurer Unterthanen sich in's Unendliche mehren; ihr unbegrenzter Aufwand wird den einzigen Bewahrer der Quelle aller Reichthümer, den Landmann, ermuntern, immer weiter und weiter zu öfFnen die Quelle, immer mehr und mehr auszugießen seine unerschöpflichen Schätze; und bald werden Hüften stehen, wo alles nun gähnt in eber Einsamkeit, Bäche rinnen, wo das trockne Erdreich lechzt nach Wasser, und Enten blühen, wo nun kaum die Kröche und Schlangen im moosigen Schilf ihren Unterhalt finden! Warum wollt ihr eure Kasse allein zum Mittelpunkt alles Reichthums machen? Reichthum wird nur erworben durch Reichthum, und Arbeit und Industrie heißt Bezeichnung, oder sie stirbt!

Wenn ihr dem Landmann seinen Samen nehmt, wenn ihr durch eure unverhältnißmäßigen Auflagen dem Ochsen, der seinen Pflug treibt, den Halm aus dem Munde reißt, der ihn erhalten soll; wenn ihr dem Hausvater sein Brod nehmt, womit soll er der Erde abverdienen ihre jähetliche Zins, die einzige Einkunft, die die Natur euch verwilligt hat, den einzigen Reichthum, den ihr habt? Wenn ihr mit den ewigen Bösen, Schatzungen, Gewerblaren dem Handwerker die fleißige Hand, die nichts hervorbringt, die nur den Stoff, den der Landmann schafft, in Formen beugt, und herumführt in alle Winkel der Erde, ihres Lohns, ihrer Hoffnung, des ganzen Zwecks ihrer mühseligen Arbeit beraubt, werden da nicht alle die Hände sinken, und selbst nun der unbesetzte Landmann lieber der Freigebigkeit der Natur entsagen, als ihr mit seinem Schwelch einen Ueberschuß abverdienen, der todt in seinen Händen bleibt! Aber woher nehmen wir unsere Bedürfnisse, die jetzt durch alle die Abgaben allein bestritten werden, und von allen den Einschränkungen einen so wichtigen Aufschuß bekommen? fragte man die neuen Philosophen. Woher, wenn die allgemeine Freiheit unsre langsamere, unersunderlichere Nation mit fremden Waaren überschüttet, unsrer Geld hinauszieht und unsrer Arbeit müßig setzen?

Sie erlichen, die Abgaben bloß auf den Ueberschuß der Erdprodukte, nach Abzug aller Verschüsse des Landmanns, zu legen; sie zeigten in schmeichelter Hoffnung, daß das Uebermaaß dieser Produkte durch ihre stete Vermehrung alles, was jetzt unversiebt erpreßt werde, von selbst dreifach geben würde; sie lehrten Mäßigkeit, empfahlen dem Staat Weisheit, sich in seinen Grenzen zu genügen, und Gerechtigkeit, die Uebermacht in Schranken zu halten, und erlaubten eine so wohl und so fein ausgedachte Tabelle der Vertheilung der jährlichen Produkte, daß sie nothwendig Eindruck auf alles, was weisse und gut ist, machen mußte. Sie machte ihn weltlich. Ein edler Fürst, ein liebevoller Vater seiner Unterthanen, von dem ich sonst nichts sage, weil ich alles für ihn empfinde, was man für die Waisen der Menschen und die Waisen der Fürsten empfinden kann, ergreift dieses neue System mit Eifer. In Italien versuchte einer der größten Regenten es fast völlig einzuführen; und Frankreich selbst stellte einen der treuesten

Schüler dieses wohlthätigen Evangeliums an die Spitze seiner Geschichte! Aber es ist viel leichter, in die Dämmerung des menschlichen Denkens Licht zu bringen, als in dem Irthum des menschlichen Handelns die richtige Straße zu finden. Das jetzige Bedürfnis, das die Erste, die das Volk so spät versprochen, nicht erwarten konnte, und tausend andere Nebenumsstände, hinderten fast überall die Ausföhrung des neuen, lange nicht genug vorbereiteten, mit zu viel Zutrauen auf die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts ersemmenen Finanzplans! und auch der blieb liegen in zahllosen Scheitern und Gegenstößen. Und so ging es leider der ganzen edlen, schönen Philosophie unsers Zeitalters.

Es ist nicht, meine Brüder, es ist noch nicht die Zeit, wo Weisheit ihre Haupt erheben, und der Mensch wieder Mensch werden kann! O könnten wir's, die Lehren unsers Freundes und sein edles Beispiel hätten und dazu gemacht; oder wir sind, wie selbst unser Freund in seiner Geschichte der Menschheit sagt, viel näher noch an der alten Barbarei, als wir glauben. Unsere Vorfahren, sagt er, waren rauhe Barbaren; wir haben nichts vor ihnen voraus, als daß wir weisliche Barbaren sind.

Doch gedankt — und tief gedankt sei es den Weisen unsrer Zeit, daß sie mitten in der Barbarei so mühsam, so menschenfreundlich den Samen ausstreuen, der ehrehin lange im Boden liegen muß, bis er sich entwickelt. Die Zeit wird kommen, wo er gewiß sich entwickeln wird! Und dann, o Jette, wiech man auch deinen Namen oft segnen, und dich oft nennen unter den Wenigen, die Much hatten, unter einem unweisen Geschlecht Weisheit zu predigen!

Und was er nur Prediger der Weisheit? O meine Brüder, ich fühle, wie wenig ich von unserm edlen Verstorbenen gesagt habe und sagen kann! Ich habe euch gezeigt, wie er dachte von dem Menschen und des Menschen Weisheit und des Menschen Beruf; wie er fühlte die allgemeine Gleichheit aller unsrer Brüder von Jenen zu Jenen; wie er erkannte die gleichen Ansprüche Aller auf die reichen Geschenke der unerschöpflichen Natur; wie er ordnete die Wettrenner auf der großen Laufbahn, daß Keiner hindere den Andern und Jeder erlinge den ihm beschriebenen Preis! Aber den Gang, den er selbst ging; die Anstrengung, die Verleugnung, den Eifer, womit er selbst tief diese große Bahn; die Genügsamkeit, mit welcher er selbst aus der großen Masse der menschlichen Seligkeiten sich keine erziehen wollte als die, sich des Wohls der Andern zu freuen; die edlen Thaten, womit er als Mensch, als Patriot, als Freund, jeden Tag seines Lebens verheerlichte, den besten Theil seines Lebens, — denn was ist unser Leben und Schreiben? Nur die Thaten verewigen den Mann! — den besten Theil seines Lebens muß ich Andern zu erzählen überlassen.

O die edlen Schweizer! Ihr, die ihr jetzt schon fühlte seinen ganzen Werth, ihr habt ihn mit mir und mit ganz Deutschland gekannt als den Philosophen, den Weisen, der unermüdet nachspürte der reinen Quelle der Wahrheit und inbrünstig durstete nach ihren Ergießungen; aber ihr kanntet näher als die Welt, die seinen Geist liebte, das edle Herz, das diesem Geist allein den Stempel der ächten Weisheit geben konnte! — Es hat Tausende gegeben, die dachten vor ihm, was er dachte, oder Wenige, die waren vor ihm, was er war! — Auch rufe ich auf, den besten Theil seines Lebens zu erzählen; euch, die ihr ihm näher lebet, als ich, der ich kaum seinen Geist in der Ferne zeigen kann; euch rufe ich auf, zu schildern sein edles, gutes, volles, warmes, inniges Herz, zu verewigen jede That seines Lebens und ihn auszuzeichnen unter den Wenigen der Eilertreuer, deren Leben beweist ihren Glauben an ihre Lehre. Ihr wißt, unter Tausenden verstand er am besten die Kunst, zugleich Patriot und Menschenfreund zu sein! Ganz Schweizer, ganz durchdrungen von dem reinsten Gefühl der bürgerlichen Freiheit, ganz voll von Verehrung und Dankbarkeit für die großen Menschen, die euch aus dem drückenden Stand der Unterwürfigkeit in den

Stand der Freiheit gesetzt haben, in welchem ihr nun das Recht zum Denkmal, was männlicher Muth vermag, wenn er ein reines Herz befeht; ganz warm vom weissen Patriotismus, vom helvetischen Nationalgefühl, blüht er es nicht für geringer, seine alte Brüderchaft mit der übrigen ganzen Welt zu erkennen! Jede seiner Lebensstunden war dem Besten des Ganzen gewidmet; jeder Fremde, der ihm nahte, fand in ihm einen Freund, einen Rathgeber, einen Beistand, einen Lehrer; jede gute That, die er that, jede löbliche Einrichtung, die er erfuhr, jede nützliche Verbesserung, die ihm vor Augen kam, wurde durch ihn in seinen merkwürdigen Ephemeriden allgemein bekannt gemacht; und wie mancher edle Jüngling, wie mancher würdige Mann wurde durch ihn ermuntert, auf den Weg zur Weisheit geführt, zu Thaten gereizt, für die ihn die ganze Welt und ganze Geschlechter nach ihr segnen werden!

Aber sein ganzer Tag, die Hauptstange seines ganzen Lebens, war seinem Vaterlande heilig. In dem wichtigen Besen, den er in dem freien Kanton Basel verwaltete, hat oft ganz Helvetien ihn mit Beifall, und immer sein freies Vaterland ihn mit dankbarer Liebe verehrt. Ihr wißt, wie er selbst auch hier überall seinen weisen Grundsätzen treu geblieben ist, wie er gearbeitet hat, auch hier auszuführen den großen Plan, der vor seiner Seele schwebte, und den er mit den weisen Vätern seines freien Vaterlandes gewiss ausgeführt hätte, wenn sein und unser Zeitalter in das Zeitalter der großen Thaten gefallen wäre.

O es ist unmöglich, daß ihr das schöne Bild dieser schönen Seele leicht lassen verborzeln sollt! Die warmen Freudenreihen, die gesellen unser Vorseher auf sein Grab sein, bürgen mit dafür, ihr könnt es nicht! Dem Willen konnt es nicht fehlen an Freunden in einem Zeitalter wie unseres, nicht fehlen an Verehrern!

Ich kenne euch, ihr Bürger seines edlen Vaterlandes! So glänzend die Thaten eurer großen Vorfahren sind, die euch eure Freiheit mit ihrem Blute erkauft haben; so andachtsvoll ihr oft steht vor ihren Denkmalen, vor jedem Austritt Landes, wo eure Helden geschieden, eure Patrioten gesprochen haben für Freiheit und Eintracht, so warm und inbrünstig ihr singt ihr Lob und lehret ihr Beispiel: so gerecht seid ihr gegen die wo nicht gleich glänzende, doch gleich große Thaten eurer Zeitgenossen! O ihr wißt, wie wir spaten müssen mit großen Menschen! Der Guten gibt's noch viele! Wer wollte leben unter der schönen Sonne, so schön sie ist, wer wandeln auf der reichen Erde, so reich sie ist; wer wollte leiden das Schlagen des warmen Herzens, so warm es schlägt, wenn nicht noch so viele gute Menschen mit uns von der Sonne beschienen würden; mit uns auf der Erde wandeln, an dem Herzen schlagen! O — und Zeugen seien auch die Tage, die wir eben jetzt wieder hier zusammen leben! — Der guten Menschen gibt's noch so viele. Aber, Freunde, wenige gibt's der Großen, auch unter euch Wenigen, ihr Schmelzer! Und wenn dann Einer von den Wenigen vor unsern Augen lebte und nicht mehr lebt, solltet ihr den vergessen! Solltet ihr dem nicht in eurer Geschichte sein Ehrendenkmal setzen? Sei's, daß Jugend sich selbst belehrt, sei's, daß auch der große Mann, der mit patriotischer Weisheit eure goldne Eintracht, euren Wohlstand erhalten helfen, selbst mitgenossen hat alle die Früchte seiner Arbeit; sei's, was, wenn mich nicht alles betrügt, — mein Herz und der Geist, der zu meinem Herzen spricht — nämlich ist, aber sei's, daß die Gedenken uns nicht mehr dörrn, nicht mehr kennen, nicht mehr zurückziehen auf uns: so sind doch noch da eure Männer, eure Jünglinge, eure Kinder, in deren Herzen der Funken verborzen liegt, bis ihn weckt die Geschichte der großen Thaten ihrer Zeitgenossen. O lebet, wie sie sinkt in Ohnmacht die hoffnungslos Verwerfung, daß wir noch können stellen, was die Menschen verlor! Inbegriffe kennen. Weckt dann den wenigstens auf, den verborzenen Junken, durch die Geschichte unser gleichzeitigen Jugend! Und wo wollt ihr mehrere finden.

als in dem Leben unsers weggegangenen Freundes! Sehet, die Gesellschaften der Weisen haben ihn beehrt, und sich gefreut, ihn aufzunehmen in ihren Schoos; Deutschland hat seinen Namen mit Ehrfurcht genannt unter den besten Menschen: ihr könnt ihn nicht anders nennen, als unter den besten der Schweizer! Wie könnt ihr also die Vereinerzlung seiner Lebensgeschichte euren Bürgern, euren Kindern, euren Nachkommen vorenthalten! O wie gern wolle' ich sie selbst ihnen geben; aber mir, als einem Fremden, der so wenig mit ihm gelebt hat, ziemt es nicht, in die Geschichte eurer Staaten, wo er so thätig eingeflochten worden ist, einzubringen, ist es verflagt, sein tadellofes Menschenleben zu schildern, wenn auch sonst mein Mund seiner würdig wäre! So voll mein Herz ist von Verehrung von ihm, so muß ich dennoch nur denen, die mit ihm gelebt haben, nur seinen Widergegnen das edle Geschäft, sein edles, schönes Patriotenleben zu beschreiben, überlassen; und wenn ich übernommen habe, heute vor euch von ihm zu reden, so war's nur, einen von Euch eher den Euren zu diesem würdigen Geschäft zu ermuntern und selbst zu zeigen, daß ich seinen ganzen Werth fühlte und seinen ganzen Verlust empfinde!

Aber doch eine der edlern Thaten seines Lebens sei mir erlaubt für mich zu nehmen, eine der schönsten, der besten, deren Andenken uns am nächsten angeht, meine Brüder, und die uns allen, und auch gewiß mir, unter allen ewig heilig sein muß; in welcher er zugleich ganz den wahren Schweizer und den edlen Menschenfreund vereinigt hat, und die vor allen ich, wenn ich ein Wort sagen könnte, das ewig dauert, für alle Zeiten vortragen möchte.

Ihr ahnet alle und fühlte alle, meine theuersten Brüder und Freunde, daß ich reden will von der Stiftung dieser mir so theuren, — und ich darf's sagen, — seit ihr euren Vaterlande so wichtigen Gesellschaft, deren jährliche Feste mir größern bezogen haben! Ihr wißt, sie war vornehmlich ein Werk seiner Hände. Sein umfassender Geist und sein weites Herz konnte die Vereinzelung eurer eidgehörigen Staaten nicht ertragen! Es war ihm nicht genug, daß Bund und Siegel euch zusammenhielte, ach, er wußte zu wohl, wie schwache Bande es sind, die Bande des Bundes und der Siegel! Er wollte Schweizerherzen an Schweizerherzen binden, wollte machen, daß, wer des Bundes wegen sein Blut für den Andern lassen sollte, es auch der Liebe wegen ließe, ohne Bund, wollte, daß ihr euch liebt, euch kennen lerntet, wie ihr das ganze Jahr hindurch eure Freiheit zusammen genießt, auch durch einige Tage zusammen schmachtet, wie süß es ist, zu leben mit Freiheit!

Woll von dem Wunsch legte er mit wenigen Edlen den Grund zu diesen Anstalten, deren wie nun die drei und zwanzigste zählen. Niemand war pünktlicher, sie zu besuchen, als er. Zwar nur einmal und kurz habe ich ihn da gesehen, unsern Freund, denn in den folgenden Jahren hatte schon seine Krankheit seine Kräfte zu sehr untergraben; — aber in dem einen Mal sah ich genug, wie glücklich er war, wie wohl ihm wurde in dem Zusammenfluß seiner edeln Schweizerbrüder.

Wenn ihr vormal's euch versammeltet, so geschah es mit dem Schwert an der Seite und den Waffen in der Hand; da band euch Liebe zur Freiheit, die auch die Noth, oder Noth, die auch die Entseutenen bindet; aber hier ist's Liebe im Herzen, die Freude auf der Stirne, der Becher in der Hand und der Gesang auf der Zunge, der uns bindet! O wahrlich ein herrliches, das einzige Band, das auf ewig zusammenhält! Wenn die freie Seele entgegenhüpft und wenn sie Freund nennt, wenn das Freude suchende Herz an sich drückt, die heiter lachende Lippe küßt, der ist gewiß Freund und wahrhaftig!

Ich habe es gefunden, o Welt! wenn mein Herz sich dir nahte in Freuden und Noth, so war ich nie so dein, als wenn ich in dem Augenblick überströmend der Freuden dich meinen Vater nannte! In der Noth war mir's, ich wußte

nach, ob du mich bleibst! aber wenn mein Herz froh war, so süßte ich dich gerundet mit allem deinem Segen! Auch habe ich den Freund nie vergessen, der seine Freuden theilte mit mir! Jede Stunde der Freunde, die ich mit ihm durchlebte, war ihm ein Pfand für mein Herz!

Und seichst du Stunden hast Du uns durch die Freundschaft dieser Gesellschaft viele gegeben im Jahr, verklärter, ewiger Freund! Wie viele sind unser, die einander nie gesehen hätten ohne ihn! Wie viele, die hier schlossen das Band einer unverbrüchlichen Freundschaft! Wie viele, die in ihren engen Kreisen nahe waren, dem Menschen gescheit zu rufen, wo sie keine Menschen fanden, und die hier fanden, was sie ihr Lebenlang vergebens gesucht hatten! Wie viele von euch, edle Schweizer, lernten hier wieder fühlen Schweizer, daß sie so lange sich nicht gefühlt hatten! Wenn Stand und Rang und Religion und Reichthum und Ehr und Sitten von Kanton zu Kanton, von Mann zu Mann, unübersehbare Klüfte befüßten, so wurden hier alle, alle überflogen; alles, alles wieder in seine ertliche, freiere, ursprüngliche Gleichheit gesetzt. Da fühlt dann die Seele sich wieder ganz, ermannet sich wieder, steht hinaus über alle die kleinen Verhältnisse, die menschlicher Unverstand eins geföhrt hat, und steht da in selbstständigem Weith!

Einig bleibe von euch entfernt, ihr glücklichen Helvetier, der Feind der Freiheit! Aber wenn er, wenn der unersättliche Despotismus auch eure unübersehbaren Berge überflege, und ihr dann stündet auf ihren Gipfeln, das Vertheilungsschwert und das Schwert der Rache in der Hand, der Waller unter seinem Panzer, der Zürcher unter seinem, und der Schaffhauser und der Berner, und der Luzerner und der Uri, und alle die festlichen Namen des freien Vaterlandes, und jeder ausblühte aus seinem Hock, und sähe in den andern Zügen den Bruder in den Waffen, mit dem er hier gesungen das Lied der Freiheit, hier bekrönt den Pokal der Freude: wie würde sein Herz glühen, wie würde er sich werfen in die Schaaren der Feinde, zu retten den Freund, den Bruder, mit dem er hier das ewige Band des Fortzuges geknüpft! Wie würde das Andenken an jene Stunde der Freude, die er hier mit ihm getheilt hat, mächtig rufen in seine Seele; wie würde, wenn auch Kleinmuth und Selbstigkeit das Schwert ihm aus den Händen sinken machte, selbst die Scham vor der Seiten seines Freundes, seinen Arm stärken, zu behaupten die gleiche Freiheit, zu halten die Rechte, die seine großen Väter ihm erworben haben, und zu bedenken den Bruder, den Jüngling Hand seinem Herzen zugeführt hat!

Doch sollte ein Verräther des Vaterlandes selbst unter euch, verbundene Weiser, treue Eidgenossen, wie leider auch in bösen Zeiten geschehen, den Samen der Invidiosität (dem; sollte Eigennutz, Stolz und Neid euch vergessen machen, daß ihr Brüder seid, mit Einem Blut zusammen gekauft, mit Einem Eid zusammengedunden, und ihr solltet in einem unbedachten Augenblick euch wieder einmal aufmachen, und Brüder gegen Brüder zu Felde ziehen; und es sollte dann Einer von uns hier, der Andere dort sich begeben auf der Ebene, schon bestimmt zu einem Schauspiel, vor dem sich Gott und seine guten Geister verhalten; wie würdet ihr euch herausdrängen aus den Reihen, stürzen zwischen die entzweiten Brüderheere, euch umarmen, wie ihr hier euch umarmet, und dieser Tage Geschichte, dieser Tage Liebe, Freuden, Eintracht laut rufen durch alle Weiden, bis sie sanken die schon gezogenen Schwerter, sich öffnen die gewaffneten Arme, und Schützengarnier und Offener Eintracht eure Laufend und Laufend wieder zu Eins machte, wie Jüdin und hier zu Eins zusammenführte! Oder sollte mitten im Feinden und schreindarer Eintracht das Gift, das eure Nachbarn becausht hat, die letzte Gistel auch euch derausphen, sollte der gewerksame Schweizer, zu dessen Stützen das Geld und der verführerische Reichthum der Erde zusammen rief, den gemüthamen Schweizer in seinen Thälern, bei seinen Weiden, in seinen Sonnen verachten; sollte der städtische, feingestirnte Jüngling den

einsohen Alpenbewohner in seiner freuherzigen Einsalt geringschätzen, und sie kommt hier zusammen, schmeckt hier, wie gar andere Seitigkeiten die reine Menschennatur für uns aufzuhalten hat, wie gar leer die sind, die Menschenphantasie sich aufzwingt, gegen die, die aus dem Willen der Freundschaft, der Liebe, dem Vertrauen, der Freude geheiligten Herzen streben; wie sollten ihr hier auch wieder heiligen zusammen und reinigen und mitten im Ueberfluß eingebildeter Schätze bewahren lernen den wahren Schatz genügsamer Einsalt, der eure Freiheit erkaufte und ohne den sie vertrauchen wird, wie sie so oft vertraucht ist unter allen Himmelssternen! —

O Brüder, es ist nicht in der Natur des Menschen, daß auch die reinsten Pläne unsern besten Verstandes und wärem selten zu edlen Thaten, und halten sollten auf ebener Bahn! Vielleicht, daß heut besser Geister, die alles sehen, wie es ist, beim bloßen Anblick der Dinge und ihrer Verhältnisse mit festen, männlichen Schritten gehen ihren besten Weg. Und muß Erfahrung, und muß Gefühl des Guten leiten zum Guten? Darum eifern und hier Jsehn und seine weisen Freunde den Saal der Freundschaft, der Liebe, der Eintracht, der Freude, daß wir sie schmecken, ihre Theilheit, und wenn wir uns gefüllt hätten an ihnen, auszufragen jeder zu seinem Volk und predigten, was mit Freiheit und Liebe der Mensch dem Menschen sein kann; darum sei sie und auch ewig heilig, diese Schute der Freundschaft, und, ich darf's sagen, der bessern Welttheit. Denn welche ist besser, als die beginnt vom Herzen und sich in jeder ergiebt ins Herz! Darum sei Du und ewig heilig, ihr erster Eiferer!

O siehst Du und noch versammelt, Unsterblicher! Wenn Du da oben wandelst über uns in besseren Welten, denkst Du noch an uns! Wenn Du dort lebst mit weissen, reinen Seelen, mit Deinen Tugenden, mit Deinen Co-
traten, allen den Weissen der Christen und Heiden, erkennst Du Dich noch an uns! Und sähest Du uns nicht, dächtest Du nicht an uns, und erkennst Du Dich unser nicht: so würden eben die weissen, besten Geister, die mit Dir leben, und die aufzeichnen jede gute That unsern Ertendens, so werden die Engel der Liebe, der Genies der Freiheit und Dein Zell und seine ersten Genossen Dir auch die Eifung dieser Gesellschaft mit unter Deinen besten Thaten nennen! Sie werden Dich erkennen an uns! — Auch wir wollen ewig Deiner gedenken!

Gewiß, Brüder, ewig! Das unbedeutende Denkmal, das ihr mir erlaubt habt, heute unserm Freund zu setzen, ist die geringste Feier, die wir ihm widmen! In unsern Herzen, die wir ihn gesehen und mit ihm gelebt haben, wird sein Andenken unausschüttlich sein. Und wann wir einst ihm folgen, und eure freien Enkel sitzen dann hier auf unser Stelle noch zahlreicher, noch wärmer, noch treuer, noch liebevoller, noch freier als wir: so werden sie dankbar nachsagen, wie sie zu einer so guten Stunde zusammengebracht hat; und dann werden sie ihn finden, den Namen unsern Jsehn's, und sich freuen, daß das kalte, trübe Alter ihrer Väter noch so viel Licht und Wärme zeigen konnte!

Ganz ruhe seine Asche und sein Geist ferns sich unser!

Aus einer Rede von Vosselt,
gehalten am 29. Januar 1788.

Dem Vaterlandstode der vierhundert Bürger von Pforzheim 1).

(In der Schlacht bei Blimpsen (6. Mai 1622), welche der Markgraf Georg Jetzebrich von Baden verlor, stellten sich, als sein übriges Heer sich in die Flucht stürzte, und er selbst, durch die Bitten der Seinigen gedrängt, vom Schlachtfelde wich, 400 Bürger von Pforzheim, die ihn unter dem Bürgermeister Deimling als Hauptmann zur Leibwache gefolgt waren, um den Feind von der Verfolgung ihres Fürsten zurückzuhalten, allein noch gegen das ganze feindliche österreichisch-spanische Kriegsheer, sochten da mit dem Muthe solcher, die dem Leben entsagt haben, wiesen die ihnen zweimal von Tilly angebotene Gnade kalt und ruhig ab, und starben zuletzt Mann vor Mann den großen Tod für's Vaterland.)

An den Ufern des Eurotas wohnte vor Jahetausenden ein Volk, wenig bedeutend, wenn man es nach Geld oder Menschenzahl oder Reithack schätzte; ein Volk, an Wortschöpfen arm, doch reich an Thatkraft, das mit eherner Ruhe auf seinen Feind herabstah, weil es zu Sterben verstand. — Einst schien der Gefahren letzte aufzugehen über Griechenland. Xerxes, der Perser König, in mehr als Einem Welttheile Herr, drohte ihm der Untergang. Wie, wann Gott die Völker mahnen will, daß Er herrsche, der lange Zug von Donnerwolken ferner langsam freierlich am Gesichtsfelde heraufzieht und immer finsterner und finsterner sich herabwälzt, als bräuchte er die ewige Nacht wieder; so rückten Xerxes Scharen an. Völker, die von den Gewässern des Nil, Ganges und Tigris tranken, Völker aus den lieblichen Ebenen Babels und von dem weissenmeeren Gipfel des Kaukasus; des größten Welttheils ganze Last stürzte über die Ruinen des Hellenentums. —

Aber am Eingange Griechenlands hat die Natur eine feste Felsenfeste aufgethürmt, unter dem Namen Thermopoli, durch die ewige That, die auf ihr geschah, aller Welt bekannt; dort lagert sich Leonidas mit 300 Spartanern. Der ungezählten Heerschar, die einem Meere gleich heranwogt, wie sie auf engem Raume die Handvoll Helden sieht, scheint es jetzt mittelmäßig, dann wahnsinnig, daß 300 nicht weichen wollen vor tausendmal Tausenden; aber die Spartaner stehen! Der Perserkönig, von so viel Muth gerührt, deut ihnen Gnade, ihrem Heerführer die Herrschaft über Griechenland an; aber die Spartaner wannen nicht! „So kämpft doch endlich!“ ist die ganze Antwort der Helden, die nicht gern Worte verlieren, wo Thaten zu gewinnen sind. Nun gebot Xerxes zur Schlacht. Je zehntausend der Perser kämpften gegen der Spartaner Einen; aber die Spartaner fürchten die Zahl nicht, weil sie den Tod nicht fürchten. Ihr Leben gebet nicht mehr ihnen an; es ist ganz dem Vaterlande geweiht. Ihr Himmel ist in ihrer Brust; ihr Tod ist Unsterblichkeit. Ganze Hügel erschlagener Perser thürmen sich empor; aber auf den Hügeln fallen zuletzt die Spartaner bis auf Einen. Gebreugt liegt Xerxes mit großem Heere und kleiner Seele nach Asien zurück. Griechenland bleibt frei.

Das geschah auf Thermopoli.

Seid ihr bewegt? Staunt ihr hinauf an solchem Edelmuth! — O, so weit die Sonne leuchtet über der Erde, haben Alle an ihm hinaufgesehen und

1) Siehe Lebensbild des deutschen protestanten und reformirten Schriftstellers u. t. m. von Vosselt. Halle 1827. S. 297—303. — Auch Ludwig Vosselt, geboren d. 22. Januar 1783 zu Pforzheim in Baden, Reichsstadtverwalter, starb d. 11. Januar 1803 zu Heilbrunn nach Göttingen.

werden hinausschauen an ihm, so lange man große Thaten verstehen wird. Aber unter Allen seid Ihr es, die es liebtest, mit dem Verwurfsen gleiches Ruhms zu sein.

Zu der Zeit, da Herrschsucht und Freiheit und Bugeßigkeit, da Glaube und Aberglaube ungleicher als jemals mit einander rangen, da man voraussah, daß auf stürmischen Frieden ein weiterwüthender Krieg folgen müßte; zu dieser Zeit trat Georg Friedrich, Markgraf von Baden, auf, groß an Geist und Herz und Waffennutzen, und der in der allgemeinen Noth nicht, wie die Uebrigen, sich, sondern allein das Vaterland sah. Schon kannte Ferdinand II. Gewalt seine Gernynen mehr; die Weissen stürzten oder beugten sich selbst. Noch stand Georg Friedrich da, unerschütterter. Mit 20,000 Mann eigener Krieger rückt er auf, er allein, der flüchtlichen Uebermacht Ferdinand's die Spitze zu bieten. Seinen Eid bewachen 400 Bürger von Pforzheim, vom Verhängniß außer Acht, aller Thaten größte zu thun — zu sterben für's Vaterland.

Dort, wo der Neidat im friedlichen Lauf über die Fieber von Wimpfen fortzieht, steht die vereinigte Reich-spanische Macht, überhäuft an Schaaren und wohl ausgerüstet von der Arbeit des Krieges, auf des Markgrafen kleine, abgemattete Heer. Früh begann die Schlacht und endete spät. Wie die Menge schreute Georg Friedrich's hohen Geist. Er rang mit Mienenkraft für deutsche Freiheit, indeß die Feinde doryst, ohne begreifenden Zweck, für fremde Unterwerfung kämpften. Auch stand bei ihm Bernhard von Weimar, den nachher noch so manche unsterbliche That aufzeichnete, und Magnus von Bütemberg, unter dem dreimal das Streichen fiel, bis er selbst mitten im Gewühle der Schlacht den Tod der Helden fand. Unstet wankt der Sieg, und schon wankt er nicht; er entscheidet für Georg Friedrich — aber dem Almächtigen im Himmel gefällt es anders. Wie von seinem Hügel getroffen, so stürzen plötzlich in tausend Trümmern die Weichhühner Georg Friedrich's auseinander. Sogleich sinkt ein Theil seines Heeres geschmettert in den Tod hin; der andere wankt, wird verwundet, flieht. Vorgerend schallen weit umher Georg Friedrich's Ermahnungen; vergebens sucht sich sein Feldherrnschwert Dunkelheit im Hute der Feinde. Gottes Scherden häumt hinter seinen Schaaren her: kein Sterblicher kann sie mehr halten. Für eigene Rettung kauft, nur um Deutschlands Freiheit deklammert, von den Sitten der Seinigen bestrahlt — flieht endlich auch Er. Aber wohin soll der große Unglückliche fliehen vor dem Feinde, der seinem Siege nicht an der Ferse folgt? — Er sieht ein Schauspiel, der Betrachtung Gottes werth; alles, alles flieht — nur die Bürger von Pforzheim nicht. Vierhundert stehen da, vierhundert tragen die ganze Last eines Krieges, das gestiftet hat. Man deut ihnen Leben an; sie wollen Tod. Man deut ihnen Gnade an; sie wollen Unsterblichkeit.

Langs hat sich das überge Heer in stürmischer Flucht entfernt; sie atmen es nicht. Kränzer, männlicher ward nie eine Schlacht geschlagen, als durch sie. Kein Grimm, wie der Verlassenen; keine Klage, wie der Besiegten; kein Gedächtniß, wie der Sterbenden. Der Sohn sieht den Vater, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund fallen, — und weint nicht.

Dieser That eurer Vorfürer und Mitbürger gedenket oft; auch im Frieden. Noch ist nicht aufgelegt im stürmischen Deutschland. Früher, später, — das weiß nur Gott — aber sie wird aufbrechen über euch, die lang verhaltene Gefahr. Lebt ihr nicht, wie wechselläufige jetzt Agall mit schwerer Ferse, dann mit bennerntem Reite die Gewaltthat, in die uralten Hallen unfers Staatsgebüdes umhergeht und flucht, welche Säulen sie jurell zertrümmert? — Lebt ihr nicht, wie immer noch die weltliche Macht mit der geistlichen den lange unentschiedenen

Kampf zerklüftet? und doch niemals ruhige Drängen und Reiben und Stößen so vieler und so verschiedenartiger Theile unserer Verfassung!

Wacht doch an der langen Reihe eurer Kaiser! Lebt ihr, best, mit dem finstern, unumstößlichen Amalgam, mit der Schwärze des Aethers, mit dem tiefen Blau, der von Iteq in ungetrübten Flüssen fließt? — Das ist Karl V., der die Kaiserin eurer Väter, nachdem er ihm süßete, aus ihrem Erbe stieg, der ihren Namen durch das edlere Gewicht seiner Krone niederlegte; der nach dem Tode seines immer aufsteigenden Vaters mit ihrem Leben, wie mit einem Pulse, spitzte. Er verstand die Launen der Schwärze nicht; in seinem Volke lebte das große, ruhige Herz nicht, das sich nicht in der Gefahr, und beim Widerstande steigt. Die Natur hatte ihm das Weiße verlagert, wodurch César ein unter großen Menschen der Größe und Größe unter unsern Vätern der Größe wird. Wenn Karl geht, so flüchtet Welt wie Sand aus den Fingern von dem Thron. Er brachte zuerst jene schone spanische Frau nach Deutschland, die den Geist aller Verfassungen hinter dem Namen wagt und dann, sobald er sie gekostet, mit einem Donner der Ubergewalt auch die Namen vernichtet.

Im folgenden Jahrhundert wird Ferdinand Carl werden aufgeführt. Plan auf. Schon ist die gewaltige Kaiserin Deutschlands, vom Windstille der Reichsacht getroffen, als Vermittlerin in allen Ländern umher. Stolz wehren schon über den Rücken der Kaiser die Blitze Ferdinands. Kein menschliches Gesetz, keine durch die Alter würdige Verfassung gilt. Der Reichstag, ein der Sammelplatz der Helden, der Querschnitt deutscher und die Schopenhauer europäischer Freiheit, war die und selbstständig, wie ein Reichthum. Hier, hier steht in Deinem Himmel, wie war da Dein Arm so furchtbar aufgeführt über Deutschland!

Eine solche Zeit, glaubt ihr, sie könne nie wiederkehren und fürchterlicher? O, der Arm liegt tief in jedes Menschen Herz — der Arm ist Herrschend. Was vielen gar nicht, was manchen nur halb, oder doch nur kurz gelang; was mag in die Weltensnacht hineinschauen, die um die Zukunft her ist und behaupten, es werde keinem ganz und dauernd gelingen!

Aber, wenn dann auch Er, mit der Felsenfeste, die jedes Hinderniß vernichtet, mit dem weiten Herzen, das für eine Welt ansetzt, ein Geben nicht; ganz wie er sein muß, um Alles zu bringen unter sich Einen. — mit und fürchterlich, flug und heldenkühn, langsam und weichenhaft, niedrig und hoch, alles um der Herrschaft willen; wann er dann, wie eine Feuerkugel, über den Weltall sich hinwölbt, er sei Deutscher oder Nichtdeutscher, fürchtet ihn nicht! Zwar schauernd ist es, einen solchen Drängen zu sehen; aber was ist das? Man ist ein, da ist kein Iteq. Nur der Freiheit steht sie in; aber nicht der die Vierhundert trüb, daß sie lieber Tod wollten als Gefangenhaft. Die Männer von Sparta, als sie auf Thermopylae den Tod für Vaterland fanden, waren frei unter Königen, und das sind die Plünder noch jetzt. Eure Väter, als Hermann Rom's Legionen vertrieb, waren frei unter Römern, und das sind sie noch jetzt. Nur daß Einer nicht über Alle herrsche, ist das Feindesrecht unter uralten Verfassungen. Die Kriegerkraft, ihrem Werk und Ursprung nach eine sanfte väterliche Gewalt, ist das Unterstand deutscher und die Schopenhauer europäischer Freiheit. Darum ehret eure Kaiser, auf daß ihr selbst ehrenwerth seid. Mit ihnen steht oder fällt auch eure Ruhm — der Ruhm, freie deutsche Männer und Schüler des Gleichgewichts unter den Völkern zu sein. Oder werdt ihr weniger thun für eure Kaiser, als die Bürger von Pforzheim thaten für ihren Georg Friedrich?

Stillsitz Du, für den eine That gelte, wie sie im langen Lenz von Jahrestausenden nur selten gelte. Arme Dich, der Schicksal Fremde sind verbannt; über Deinem Stamme wölbt sich der unermeßliche Himmel; um ihn her

Bismarck, der deutsche Retter.

erwarte erst die Auferstehung. Und wann sie dann kommt, die große Stunde, an der die Erde niederzulegen muß, was sie seit Jahrtausenden empfangen hat, wann Gott die gerechte Wage hält zwischen Aufgang und Niedergang; wann alle Geister klein und alle Höhen niedrig wird, und nur der Mensch gilt vor Gott; wann aus dem Bewußt der ungeprüften Herrschaft, die um den Nichterwarteten geübt, der Hochhabende Fuch, den Vierhundertern von Pfaffen, hervorgehoben geübt, und den Dreihundertern, die auf Adernpfeil setzen; — was er dann spricht, der Ewige, das sage die vernünftige Ahnung des Sterblichen nicht. Ein Laut davon wird sein: „Gnade Fuch, und Preis von Allen!“ Ihr habt Eures Lebens ganzen Zweck erfüllt, bis in den Tod. Aber sein Vaterland nicht liebt, das er mit sterblichen Augen sieht, denn dem er Alles hat, was er hat; — wie kann er mich lieben, den Unsichtbaren, den Künftigen? Euch lobt Ihr für Glauben, Freiheit, Vaterland gekämpft. Hier werde Fuch der Glaube einfließen, der Freiheit süßester, der Vaterlande bester!“

II.

Rede am Geburtstage Friedrichs des Großen.

am 24. Januar 1817 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin öffentlich vorgelesen von Dr. Schlegelmacher¹⁾.

Zwei wol gleich herrliche und seltsame, aber sehr verschiedene Zeiten gibt es für die Wirklichkeit eines großen Mannes. Die eine geht an, wenn er die ihm gebührende Stelle in der Welt eingenommen hat und anerkannt zu werden beginnt für das, was er ist, wenn seine bedeutende Kraft die Störungen auflöst im gesellschaftlichen Zustand oder in den geistigen Bestrebungen, wenn sein gebieterischer Ruch das Wille und Verstehe in die Furcht schlingt, wenn er seine Zeitgenossen hebt und regelt, und das ihm angewiesene Theil der menschlichen Dinge sämmtlich ordnet und bildet. Von wie viel Hindernissen er auch bedrängt werde, wie Weiters auch unvollendet bleibe, was er gestalten wollte, ja wie vorübergehend sich auch die schönste Blüthe seiner Schöpfung zeige: herrlich und seltsam für ihn ist diese Zeit immer, nach Maßgabe seiner Größe; denn nur der ist groß, der selbst, indem er auf die bewegliche, veränderliche Welt wirkt, in der ruhigen, sich immer gleichen setzt, über die Zufälligkeiten des Erfolgs erhaben, in seiner Abergewalt, in seinem Gefühl die Hebelbewegung seiner Ideen und Zwecke mit der vernünftigen Entdeckung der Dinge trägt und unaufgehalten vorwärts schreitet und sich nur durchdringend und Regend erhebt. Die zweite herrliche Zeit tritt ein, wenn dem irdischen Streik längst entrückt der große Mann endlich ganz der Geschichte angehört, und von dort aus schon angekommen und immer gleich auf die fernem Geschlechter der Menschen wirkt nach dem Maße der Empfanglichkeit eines jeden. Denn nicht nur, mit Platan zu reden, in den überhöhmischen Blumen der Weisheit, wo die ewigen Ideen auf unvertilgbaren Grundlagen stehend gelehrt werden, nähert sich das Geiste der Seele, sondern geistliche Nachkommenschaft ihm auch der aus den irdischen zwar, doch verklärten, in heiliger Höhe schwebenden Ideen der Geschichte, wo die einzelnen ausgezeichneten Bestreben der Menschheit, denen vergönnt gewesen ist, einen größeren Theil ihres Geschicks zu leiten und eben dadurch zu höherer Vollkommenheit hinauf gebildet den irdi-

¹⁾ Betitelt Daniel Franz Schlegelmacher, geboren zu Weidau i. M. November 1790, noch zu Berlin 1804.

sehen Schauplay zu verlassen, nun in gereinigtem Glanze wandeln und bestimmet sind, je nachdem sie zu dem ersten oder zweiten Play durchgebrungen waren, längere oder kürzere Zeit, denn ewig ist nichts auf dem sterblichen Gebiet, durch das Mittel einer ungetrübten Lust geschaut, die Nachkommen zu erleuchten, und je tiefer ihr Licht einbeugt durch das Auge in verwandte Seelen, um so mehr diese zu stärken und zu erheben. Daß dieses, unbeschadet des eignen Lebens, was sie in uns unerreichten Welten führen, das selige und herrliche Schattenleben der edlen Geister auf dieser Erde sei, wird Niemand bezweifeln.

Aber zwischen diesen beiden Zeiten müssen auch sie durch ein dunkles und verworrenes Dasein sich durchwinden. Denn nicht gleich, wenn sie dem Irdischen entrückt sind, gelangen sie zu jener geschichtlichen Ruhe, sondern erst, wenn die menschlichen Dinge, denen sie verhaften und die der Schauplay ihrer Größe waren, nicht mehr in denselben Kreisen sich bewegend in einen neuen Abschnitt ihrer großen Bahn eingeschritten sind. Bis dahin nämlich dauert, sind sie selbst gleich verschwunden, ihre unmittelbare Wirksamkeit in nur allmählig sich verkleinernden Schwingungen noch immer fort; aber weil sie sich doch vermindert, weil doch neue Bewegungen geahnet worden oder geföhrt, die mit jenen im Streite sind: so ist dies die Zeit, wo die Kurzsichtigkeit das Vorhergehende immer mit dem Bleibenden, das Zufällige mit dem Nothwendigen verwechselnd, mehr Unheil als Gutes auf ihre Rechnung schreibt, wo die Vertheidigkeit, die nichts als Gutes zu hoffen wünscht, ihr boshaftes Verkleinerungsgeschäft mit dem besten Eifer treiben kann; wo dankbare Treue und hohe Einsicht sich vereinigen müssen, um das Geliiebteste und Vertheilteste zu vertheidigen, das keine Vertheidigung, bedauern sollte. Dies ist der Proceß, welcher der Selbsterpöschung eines großen Mannes vorangeht, das Feuer, durch welches er hindurch muß, um in den geschichtlichen Himmel einzugehen.

Und diesem Schicksale unterliegt noch immer jener große König, welcher der Held des heutigen Tages ist. Irrethümlich wurde er auch lebend schon ungleich genug empfunden und beurtheilt; aber für seine unmittelbare Wirksamkeit war das unbeschadet. Denn wenn er handelte, bewunderte doch Alles; wenn er hinstarrte unter die Menschen, war doch Alles bezaubert; wenn er gebot, eilte doch Alles zur Vollziehung. Irrethümlich ist er auf der andern Seite jetzt nicht mehr so, als ehe jene weltliche Sündfluth und erreichte, als jene höllische Erscheinung und verblendete, die in vielen Stücken sein Gespenst war und sein wollte, so ist er nicht mehr der einzige, mit dessen Geleg und Weisheit Alles verglichen wird in der bürgerlichen Welt. Die ruhigen Impulse, die er dem gesellschaftlichen Zustand gab, sind größtentheils verdrängt durch stürkere, stürmische Bewegungen; die Institutionen, die er unter seinem Volke gründete, haben theils allmählig ihre Gestalt sehr verändert, theils haben sie schon welchen müssen der Zeit; das Geschick, das unmittelbar sein politisches Leben empfing, ist größtentheils schon abgetrieben vom Schauplay, und die Weissen haben nur noch von seiner alternden Erscheinung einen lebendigen Eindruck empfangen und bewahrt. Aber doch ist noch zu viel von seinem unmittelbaren Lebenshauch übrig, doch steht er uns mit seinem Willen und Wissen noch zu nah, als daß wir ihn schon im reinen geschichtlichen Lichte erblicken sollten. Vielmehr wie neben dem noch ungedragenen Leidname streiten sich noch Wahrheit und Lüge, streiten sich noch gute und böse Menichen um den hohen Beiß, und dieser Streit erneuert sich noch oft lebhaft genug als ein Zeichen, welches diejenigen theilt, die, wie wir denn an der Gernge eines Alten und eines Neuen stehen, sich dem oder jenem leidenschaftlich hingeben. Je stärker aber die entgegengesetzten Urtheile über den Helden des vorigen Jahrhunderts auf einander treten, um desto mehr ist zu besorgen, daß sie nur der Spaltung der Gemüther dienen. Nur schnelle Unaufrichtigkeit und scheinbarer Uebereinstimmung kann behaupten, Friedrichs Sinn und Geist sei nur einer sowohl lebend als schlaf-

seten Zeit angemessen gewesen, und seine Weisheit und Kraft würden nicht hingereicht haben, die gegenwärtige Zeit zu tragen, viel weniger zu lenken. Nur seine Unfähigkeit und bildsinnige Harnüchtheit, vergessend an der Lösung der Aufgabe, die unserm oder dem künftigen Geschlechte gestellt ist, kann behaupten, könnte jener fortgeglert haben, so hätten alle diese Bestrebungen, die eine neue Ordnung gestalten wollen, sich nicht entwickelt, und dürfte der Heros wiederkehren, sein kräftiges Scepter aufs Neue schwingend über sein Volk und weit umher Ruhe und Ehrsucht gebietend, dann würden bald alle diese Bestrebungen sich in die verborgenen Winkel flüchten, er aber würde nur die vorige Weise wieder geltend machen, und Alles würde zusiedeln und glücklich sein.

Nicht etwa von diesen Urtheilen selbst sei die Rede, nur von der Form, in welcher sie sich alle, die Nüchternen wie die Leidenschaftlichen, die Hochmüthigen den wie die Herabwollenden bewegen, daß man nämlich den großen König aus der Zeit, der er angehört, die ihn und die er bildete, in die unsere herabziehe und bestimmen will, wie er erschienen, was er wollen, was er leisten würde; nur in welchem Sinne eine solche Frage sollte ausgeworfen werden, und wie weit nur man sie beantworten kann, will ich prüfen, um an diesem seinem Andenken geweihten Tage das Andenken selbst von einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn abgulenken.

Kein Mensch kann getrennt gedacht werden von seiner Zeit und seiner Welt. Nicht nur ist das ganze Leben ein gemeinschaftliches Resultat der immer eigenenthümlichen Kraft des Menschen und aller ihn umgebenden und auf ihn einwirkenden Kräfte, in jeder That, in jeder Eile, in jedem Theil seines erscheinenden Wesens eben so viel von diesen, als von jener, sondern die eigenthümliche Kraft selbst hervorgewachsen aus seinen Ahnen, eingewachsen seinem Volk, kann nur gerade zu dieser Zeit und unter diesen Bedingungen da sein. Darum sind auch dieser wunderlichen verschließenden Betrachtungsweise diejenigen nicht mehr unterworfen, die, weil wir schon in ganz andern Zeiten leben, und auch ganz geschichtlich geworden sind. Niemand fragt, wie Platon mit der Philosophie der jetzigen Zeit umgehe, wie Homeros die Helden der jetzigen Zeit besingen würde, Niemand, wie Cäsar in Frankreich, wie Alexander von Macedonien in Rußland würde gehandelt haben; sondern ohne ein solches leeres Spiel betrachten wir diese großen Männer nur in ihrem Leben und Wirken wie es war, und begnügen uns mit dem minder handgreiflichen, aber gewiß desto innigeren und geistigeren Nutzen, den wir daraus ziehen können. Warum wollen wir denn fragen, wie Luther jetzt in der Kirche rathen und walten, wie Bacon die erweiterte Wissenschaft ausmessen, wie Friedrich die umgestaltete Zeit regieren würde? Warum lassen wir nicht die nächsten Lebten ruhig ihrer geschichtlichen Aufstrebung entgegen schummern, sondern rufen sie in immer doch verzerrter Gestalt gespensterartig hervor? Freilich, wir können es nicht lassen, und das dürfen wir wohl auch geschehen, denn es ist die terrene Liebe, die den neuen Einfluß der Abgeschiedenen unmittelbar an ihr eben verhaltendes Dasein anknüpfen, ihrer Betrachtung nicht nur den künftigen Geschlechtern überlassen, sondern sie auch selbst genießen will; es ist die geheime Berechnung, die noch immer unmittelbar Rath und Befehl von ihnen vernehmen möchte, und zu selbst nicht geglaubten Beschwörungen ihre Zuflucht nimmt, ob es doch etwa möglich wäre, ihre Erscheinung zu sehen und ihre Stimme zu hören. Können wir denn dieses Verlangen nicht ganz bändigen: so laßt uns wenigstens geschehen, daß wir die Aufgabe nie vollkommen lösen können, wenn wir nicht in ein leeres Schauspiel gerathen wollen, ja daß auch das Mögliche nur durch die größte Vorsicht gelingen kann. Denn wir wollen wir den, dessen Kindheit ein Jahrhundert, dessen Tod ein ganzes Menschenalter hinter uns liegt, in die jetzige Zeit versetzen? Mit allem dem, was die vorige an ihm und aus ihm gebildet hat? oder wollen wir ihn auf Neue durchgebildet und erzogen denken durch eine dazwischenliegende? Wann soll das angefangen

haben, wie weit soll es gediehen sein? In welchem Alter, in welcher Reife wollen wir ihn wieder eintreten lassen in das thätige herrschende Leben? Bei welchem Zeitpunkte soll er die Äugel wieder ergreifen? Hier ist der Willkür ein so freier Spielraum eröffnet; daß eben deshalb keine bestimmte Gestalt hervorgetreten kann, sondern nur unsichtbare, unvollendete Traumgebäude, die, wenn man sie festhalten will, alle verschwinden. Daher werden wir ein lebendiges Bild nicht zu Stande bringen, nur nach den innersten Kräften und Principien werden wir fragen können, was die in gleicher Vereinigung lebend jetzt bilden und werden würden.

In einem Herrscher, soll ihm der Name eines großen Mannes gebühren, muß vielerlei sich vereinen. Er muß ausgezeichnet sein in seinem persönlichen Wesen, damit man fühlt, hätte er auch keinen Thron gezieret, er werde doch mächtig gewirkt und gewaltet, vieles bewegt und besetzt und würdige Entwürfe seines Daseins zurückgelassen haben. Er muß aber auch ausgezeichnet sein durch königlichen Geist und Sinn: er muß das Leben seines Volkes in sich tragen, von dessen Bedürfnissen durchdrungen sein, dessen Bestrebungen und Reizungen in ihren Verhältnissen und Entwickelungen fühlen und theilen, dessen unentwickelte Kräfte ahnen und zu befördern suchen, kurz nicht sowohl der Schutzgeist seines Volkes muß er sein, als vielmehr dessen lebendige Seele, in welcher von allem, was in der Erscheinung streitend sich zu beschränken und aufzuheben sucht, die verborgenste Einheit als gemeinsame Kraft sich bewegt. Ist ein Herrscher zwar in dieser gemeinsamen und essentiellen Begehung groß, nicht aber in jener eigenthümlichen und persönlichen: so kann er zwar ein kräftiger Regent sein, ja unter schwierigen Umständen ein errettender und viel bewundener, wenn er fromm und rein seinem königlichen Gewissen folgt, aber um ein großer Mann zu bleiben, ist er zu sehr eine allgemeine Gestalt, ermangelnd einer glänzenden persönlichen Eigenthümlichkeit. Bringt er diese zwar, aber jene fehlt ihm so kann auch ein solcher ein wohlthätiger und argeerter Regent sein, wenn ihm allerdings in die Nähe des Punktes, von dem das Ganze sich fühlen und aufrücken läßt, diejenigen zu stellen, in denen das gemeinsame Leben des Volkes sich kräftiger regt; aber auch im günstigsten Fall wird seinem Regiment jene feine Kraft fehlen, die ein großer Herrscher hineingelegt, und in minder günstigen wird man sagen, seine Trefflichkeit würde besser erkannt werden, wenn nicht sein Schicksal wäre, zu herrschen. Ja ein solcher, wie denn die Beispiele hierzu in der Geschichte nicht fehlen, kann bisweilen auch freiwillig dem Thron entsagen, was der große Mann nie thun wird, vielmehr unter welchen Umständen es auch sei, lieber das eigene Leben lassen und noch viele Opfer mit sich hinunternehmen, als den erhabenen Pflichten aufgeben, den er sich würdig fühlt anzuführen.

Diese beiden Seelen aber, wie wir wohl sagen mögen, sind nothwendig mit einander im Streit. Das Herrschen ist ein göttliches Geschäft; aber eben deshalb droht es mehr als ein anderes, den Menschen in dem Studel der Unendlichkeit zu verderben. Immer tiefer taucht, immer gewaltiger stürzt es ihn in die Masse, die er besetzen soll, unablässig vervielfältigt es nach allen Seiten die Gegenstände seiner Sorge, daß er ganz sich selbst zu verlieren in Gefahr ist. Die eigenthümliche Seele aber verlangt sich frei auszubilden, und sich ihrer selbst zu freuen nach dem Rechte jedes Erdensehnes, sie klagt unwillig leidend über jenes fremde, unwohlthuende Leben, und will ihre Wunde lösen. Sieht sie nun soweit, daß der Herrscher entweder, wie sehr er auch selbst erklaren könnte, lieber die Äugel untergeordneten Werkzeugen überläßt, so achten wir ja den, der nicht ganz er selbst sein will, zu gering, um ihn groß zu nennen, und verzögere er sich auch in der geheimnißvollen Weisheit, oder opferte den irdischen Kunst. Oder sieht sie so, daß er, um weniger herrschen zu dürfen, das Leben des Volkes hemmt, oder daß er es gewaltsam zu seiner Persönlichkeit hinunterzwingt, um

herrschend zugleich seine besondere Neigung zu befriedigen, so wenden wir uns von ihm als von einem weichen oder eigensinnigen, immer selbstsüchtigen Gewaltthäter. Siegt hingegen die gemeinsame Seele so, daß das ganze Leben dem Herrschertriebe gewidmet wird, daß immer mehr in das Geschäft verliest ein König weniger sich selbst besitze und sich seines Lebens und Wesens freut als sein Unterthan: so leben wir zwar seinen Eifer, aber den Ruhm der Größe verliert, wer selbst untergeht über seinem Beruf. Siegt zwar keine von beiden ganz, aber sehen wir, ohne Gesetz, nach Laune oder Zufall, jeht der einen, dann der andern Herrschaft verwaltend, so bedauern wir den, der schwankend und unsicher den schwersten Weg zurücklegen muß, weil er nicht stark genug ist, für die Last, die er trägt. Also nur wo fester Wille und eisernes Gesetz den immer sich erneuenden Streit immer schlichtend zuletzt beide Seelen versöhnt, nur da ist auf dem Throne der große Mann, und desto mehr strahlt seine Größe, je kräftiger beide Triebe und also je schwerer die Versöhnung. Wie könnten wir anders als gleich von diesen Grundzügen zurücksehen auf den Helden, den wir heute feiern, wie er uns den härtesten Streit zeigt, und verlangen wir nicht Uebermenschtliches, die herrlichste Versöhnung. Von Natur feierbegig, Schönes um sich her zu sammeln begierig, ebl' Ruhe Freund, wie musenbeseelte Seelen pflegen, sehen wir ihn als König durchaus arbeitsam und sparsam, weil er das für den Grundton seines Volkes erkannte, für die Grundbefriedigung alles gemeinen Wohls, sehen wir ihn den Schönheiten der Wissenschaft und Kunst sich entziehend jähelich auch die anmuthlosen Steppen seines Staates durchwandern, um jene lebendige Anschauung vom Leben des Volkes aufzusuchen, ohne die auch das verständigste Regiment todt bleibt und kalt. Fremder Jünger ergeben durch ein nie genug zu bedauerndes Geschick, aber als König nicht ohne Ahnung von dem aufsteigenden einheimischen Geiße, sehen wir ihn wenig thun, um jene auszubreiten unter seinem Volke, alles um diesen von allen Seiten zu flücken und zu entbinden. In einer unseligen Zeit des Zwiespals für sich selbst ohne den festesten Anker des Glaubens sehen wir ihn als König eben denselben Glauben hüten, und nur sorgen, daß nicht abgestorbene Formen in den höchsten Regungen des Geistes die herrliche Freiheit dämpfen. Gern in friedlicher Ruhe sich pflegend, sehen wir ihn als König plötzlich sich zum Helden umgestaltend den ersten Augenblick ergreifen, um durch preiswürdige Anstrengungen seines Scepters Macht zu mehren, seines Volkes Selbstbewußtsein zu erhöhen und durch gemeinsame Heldenthaten zum ersten Mal jenen Geiße zu wecken, den seitdem jeder bei dem Namen Preußen erkennt und den fünfzig Jahr, nachdem er den glückseligsten Frieden geschlossen, eine zweite Reite von Heldenthaten zu einer noch herrlicheren Stufe erheben sollte. Bei dem allem aber sehen wir — und wie viel leichter müßte es dem Einsamen vergehen werden, dennoch ihn nicht ermüdet sich selbst verlieren, sondern immer wieder den geliebten Künsten huldigen und dem Ruhm der Musen nachtrachten, und so erkennen wir den großen König.

Reflekt uns aber die Bewunderung nicht so, daß uns das Stärkende Anschauen dieses Bildes genügt, wollen wir es dennoch in das niedere Gebiet des Nutzens herabziehen, sei es nun, um von dem Könige für die gegenwärtige Zeit zu lernen oder um gegen ihn die gegenwärtige Zeit für ihre Abweichungen zu vertheidigen; so laßt uns wenigstens dieses bedenken, daß beides, sowohl das eigenthümliche Wesen eines Königs als auch sein königliches Leben, ein Inneres hat und ein Aeußeres, und daß wir letzteres nicht ohne Widerspruch und Unge rechtigkeit in eine andere Zeit verpflanzen können. Wer hat nicht gehört von der Ersucht, welche des Königs Erscheinung jedem einflößte, die nicht Furcht war, der nicht zu berechnenden Laune des Gewaltthäters, sondern überwältigende Empfehlung eines großen Vorseins. Wenn uns nun Jemand den König jetzt zeigen wollte, in derselben Tracht und Sitte, mit derselben Vermischung der

mühsam angelernten fremden und der ungebildeten eignen Sprache, mit seinem beschränkten Antheil an vielen jetzt gemein gewordenen Kenntnissen, und nun triumphirend fragen, ob eine solche Erscheinung uns wohl außer Fassung bringen könnte, der will entweder in kraßbarem Erwel nichts anders als den erhabenen König auf unwürdigen Seltus stellen, oder er bedenkt nicht, daß, was allerdings jetzt noch in weit größerem Mißverhältniß stehen würde mit der umgebenden Welt, auch nicht in ihr und mit ihr so könnte geworden sein, wenn doch Friedrich, sollte er jetzt leben, müßte aufgewachsen sein mit einem Theil des noch jetzt lebenden Geschlechtes. Wie er aber dann reden würde und sich gebißen, wie seinen Geist ausgefüllt haben und gewendet, das wäre eine Frage, deren Beantwortung die höchsten Aufgaben der Menschenkenntniß, die wir wirklich zu lösen vermögen, weit überschritte. Ist es nun etwa weiser gethan und liebevoller gefragt, wenn wir uns bei Betrachtung seines königlichen Seins und Lebens eben so nur an die äußere Seite halten und ihn mit dieser in die jetzige Welt einführen wollen? Wer uns Friedrichs Formen und Maximen im Ganzen und in einzelnen Zweigen der Regierung hinstellt, und fragt, ob sie jetzt wohl der Weg sein würden, das Volk auf der Bahn des Glücks und des Ruhms weiter zu bringen und König und Volk in höherer Treue und Liebe zu verbinden, der kann sich freilich die Antwort leicht geben; aber er wird weder sich noch uns im Ernst überreden wollen, daß Friedrich jetzt dieselben Formen festhalten, dieselben Maximen verfolgen werde. Wahrscheinlich so wenig als Herzog von Venedig das Labats- und Kassemonopol, als König von England die Kabinetregierung, als römischer Consul die Inwalidenschulmeister erfunden hätte; eben so wenig würde er sich wohl jetzt in diesen Maßregeln gefallen. Denn seine Formen und Maximen war auch nicht er selbst, sondern das Resultat auf der einen Seite freilich seiner Zwecke und seiner Persönlichkeiten, auf der andern Seite aber auch des Zustandes, in welchem sein Volk sich befand und den er nur zu genau kannte, da es erst durch ihn das Gesicht seiner wahren Bedeutung erhielt und aus seiner geistigen Verblüdung geweckt ward. Sie konnten nicht anders sein, weil er zu sehr allein stand in der blühendsten Zeit seiner Herrschaft mit seinen Ansichten und Absichten, und nur wenige und unzureichende Organe sich anzubilden vermeckten in jener Zeit, wo es dem Regenten, der sich ja ohnedies, wenige Länder ausgenommen, behelfen muß ohne einen wohlgeordneten allseitigen lebendigen Zusammenhang mit seinem Volke, auch noch an dem wichtigsten Organe fehlte, das zweckmäßig gebraucht viele andere ersetzen kann, das aber Friedrich erst mühsam zu schaffen suchte an einer sich frei und natürlich äußernden öffentlichen Meinung. Wie aber Friedrich in irgend einem spätem Zeitpunkt sein Regieren würde gestalten, wie er allmählig eben plötzlich den vorigen Weg würde verlassen haben, das zu beantworten wäre wirklich und künstlerisch im höchsten Grade, wenn es einer auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit erreichte, aber doch von geringem Nutzen. Denn Wenige nur können sich besuht halten, nachzuahmen, was ein großer Mann in einer solchen Stellung, wo er sich am wenigsten allgemelten Formen zu unterwerfen braucht, in seinem eignen Gebrauch gebildet hat.

Darum bleibt das einzige Fruchtbare einer solchen Vergewissung, das wir uns an das Innere halten seines persönlichen Wesens sowohl als seines königlichen Geistes. Erinnern wir uns, wie gebietet er auf seine größtentheils in stinliche Bestrebungen versenkten Zeitgenossen wirkte, wie wollen uns nicht verbergen, das war die frische Kraft und der tiefe Ernst seines Willens, was sie so wenig retten konnten; und laßt uns fragen, ob diese nicht noch eben so wirken würden auf das an schnellerem Wachsthum krankende und nach großen Anstrengungen in dumpfer Hindertheit immer tiefer versinkende Geschlecht? Es ist viel mehreres geben würde jetzt als damals, die sich nur sanft durchglüht, nicht niedergerannt von dem Feuer seiner Augen freimüthig und gleichsam druckend

neben ihn stellen konnten? Trümmern wir uns der Säge von seiner bezaubernden Liebendwürdigkeit, aber auch wie selten sie hervorbrach und wie bald sich diese lächelnde Sonne immer wieder verbarg, so wollen wir gesehen, das war die innere Schönheit seines Gemüthes, welches nur selten den Versuch wagte sich zu entfalten in einer einseitigstehenden, unbedachten, ihm immer fremd und fern bleibenden Umgebung. Und laßt uns fragen, würden wir Jedigen ihm näher stehen als unsere Väter? würde er Wahrheit und Kraft genug in unserer Bildung sehen um sich an sie mit seinen eignen Bestrebungen anzuschließen? würde ihm das Himmlische, dessen heiligen Kern er wohl ehte, umfassen und rein genug hervortreten in unserer Kunst, um sich ihrer zu erfreuen und ihr seinen Genius zuzuwenden? Würden wir ihm frei und fröhlich genug erscheinen in unserer Sitte, daß er nicht mehr nöthig hätte, Erheiterungen für seinen Geist bei den Ausländern zu suchen, welche damals fast allein ihm nicht immer nur die dienstflüchtigen Unterthanen zeigten? Würde es so sein, oder würde es auch jetzt noch einer besseren Zeit warten? Das sind die Fragen, die sich, gilt es einmal eine solche Vergegenwärtigung, das Volk aufwerfe an seinem Gedächtnistage, und wenn wir sie bejahen können, so dürfen wir uns rühmen, daß wir durch unsere Fortschritte den edlen Schatten ganz verklärt haben mit seinem Volk. Und die Fürsten, die Staatsmänner, die Volks- und Vaterlandsfreunde und Beschützer alle, in das Innerste seines königlichen Geistes mögen sie hineinschauen. Der so sein Volk zu befehlen mußte, als es eben in unbewußtem Schlummer sein Leben begann, der es so schön wie keines über die Kindheit zur Jugendblüthe führte: wie würde der herrschende Genius jetzt weiter streben, wie würde er den reifer gewordenen Geist des Volkes fröhlich genießen, kräftig aufreizen, fördern und gestalten; wie würde er die erhöhte Macht des Staats zum Wohl der Völker und des Welttheils benutzen, wie würde er fest in die Tiefe gründen, daß keine Erschütterung und Stolz in die Höhe bauen, daß keine Uebertragung möglich wäre, den Ruhm des Volkes, das so seiner würdig gewesen ist.

An diesen Fragen mögen alle lernen, die an das Ruder berufen sind; und aus jedem auch dem kleinsten Gliede der Antwort wird die Wahrheit hervorgehen, daß nächst einem Könige, dem vergönnt ist, sein Volk dahin zu führen, wo es für immer großer Könige entbehren kann, kein größerer Segen für ein Volk möglich ist, als ein großer König.

A.

M e d e,

gehalten am 5. November 1817

bei der Feier des Reformationsfestes

von

A. F. Bernhadi,

Director des Friedrichsgymnasiums zu Berlin *).

Es scheint für den ersten Anblick ein Leichtes zu sein, bei einem Feste, wie dasjenige ist, zu dessen Begehung wir uns heute versammelt haben, denjenigen Stoff aufzufinden, welcher dem Zwecke dieser Feier am meisten entspricht, und ihn durch Wort und Ausbund so darzustellen, daß der Größe des Gegen-

*) August Bernhardi, geboren zu Berlin 1798, und hieselbst gestorben im Mai 1819.

standes sowohl, als auch der erhabenen Heiligkeit desselben ein würdiges und frommes Denkmal gestiftet werde. Wenn man sich aber anschickt, diesen Vorlag auszuführen, und zu dem Ende das Leben des Mannes überschaut, dessen Andenken wir heute feiern, wenn man diesen unerschütterlichen Glauben, diese lebendige Kraft, diese unsiegbare Kühnheit, dieses Feuer und doch wieder diese innere Mitte, dieses castlose Hinwirken auf das Ziel, und diese Besonnenheit und Klugheit im Einzelnen erwägt; wenn man endlich das Werk in seinen Folgen, die Begebenheit im Ganzen anschaut, und darin eine Welt von Abnungen, Gedanken, Ansichten, Kämpfen, Thaten und Erfolgen entdekt, dann ist es zwar nicht schwer, in dieser Masse einen Mittelpunkt, in dieser Mannigfaltigkeit eine Einheit, in diesen weagenden Elementen eine feste und durchgreifende Ansicht zu finden: aber wenn es darauf ankommt, alles dieses, ich will nicht sagen darzustellen, sondern nur in einer Reihe anzudeuten, dann wird gewiß auch der geschicktere Redner diese Grenze zu eng finden, und einen bedeutenderen Abschnitt der Zeit herbeiwünschen, um das Würdige würdig preisen zu können. Näher indessen und mit mehr gesichertem Erfolge scheint der Ausdruck und die Schilderung der Gefühle zu liegen, welche die Erforschung des Einzelnen und die Anschauung der großen Begebenheit begleiten, und welche, wenn der Geist sich der sinnenden Betrachtung des Ganzen dahin gibt, ein jedes Herz ergreifen, ein jedes Gemüth in seinen Tiefen erschüttern müssen. Und allerdings, wenn es uns erlaube sein könnte, den einzelnen Mann nur vom geschichtlichen Standpunkte aus aufzufassen, und die Empfindungen, welche uns hier aufsteigen, zu schildern, dann dürfte nur der Scharfsinn und die Geschicklichkeit des Redenden anzuklagen sein, wenn den Wünschen und den Erwartungen der Hörernden minder genügt würde. Wie müßten ihn dann darstellen als einen Mann, dessen einfaches und frommes Privatleben nur den Grad von Wichtigkeit gehabt hätte, daß sein öffentliches, lebendiges und erhabenes Wirken mehr hervorstrate, und wenn wir nun das letztere in allen seinen Theilen und Richtungen darzustellen hätten, dann würden wir ihn messen und gleichstellen dürfen den verehrten Helden des Alterthums, welche von einem mächtigen Gedanken mächtig ergriffen, Gut und Ehre, Gesundheit und Leben wie er an die Verwirklichung und Schöpfung desselben setzten. Allein wenn wir das Eigenthümliche seines Gedankens ins Auge fassen, so muß der Mund, der sich schon zu seinem Lobe öffnete, sich von neuem schließen. Denn wenn es das höchste Ziel des Bestrebens jener Helden war, eine äußere und sinnliche Ordnung zu begründen, wenn sie als die Erfüllung ihrer Wünsche die Ausführung einer kräftigen That, die Umgestaltung eines einzelnen Staates, die Bildung oder die Vorsehung eines einzelnen Volkes, oder die Erweiterung des irdischen Gebietes anstahen: so wollte Luther eine überirdische und himmlische Ordnung einführen, das Reich Gottes sollte auf Erden erscheinen, keinem Lande gehörte der ihn begriffende Gedanke an, sondern der ganzen Welt, und ihr neu entdeckter vletter Theil hatte das gleiche Recht auf denselben als das letzte Dorf seines Vaterlandes. Betrachteten wir endlich den Mann in Beziehung auf den Erfolg, sehen wir den Gedanken, der ihn entzündet, erst dunkel wallend in der Brust seiner Jüngerschaften, dann erzeugt und ans Licht gebracht von ihm, geläutert und genährt von den gleichgesinnten Mitbedenkern, unter Leiden und Drangsalen von der Nachwelt erzeugt, sehen wir ihn wachsen, mächtiger werden, siegreich aus dem Kampfe treten, einbringend in jede Einrichtung der Menschen, nicht in Kirche und Schule allein, lebendig und weithätig sich verbreitend auf den Staat, auf die Wissenschaft, auf die Kunst, schauen wir um uns, und erblicken uns in dem Vorse der Güter, die er uns erworben, erkennen wir sie als solche, die dem Menschengeschlecht und seinem Dasein über eine jede Zeit hinaufsteigen und es beglücken werden, dann erscheint alles nicht als von Menschen begangen, nicht als von irdischen Werkzeugen

gen vollbracht, sondern als ein sichtbares Herabsteigen der Borschung selbst, und als eine neue Anschauung und Offenbarung der ewigen Darmherzigkeit und Liebe des Gottes, der aus dem Sinai donnerte, der die Sonne des Evangeliums in Palästina's Hütten scheinen ließ, und der nun mit einem Blitzstrahl allmächtig und gütig das Gewölke verschruckte, welches sich verdunkelnd um sie gelagert hatte. Wohl öffnet sich dann von diesen Gefühlen ergoffen der Mund, und sucht Worte für dieselben, allein es sind Hemmen des Dankes zu Gott, es sind Worte des begreiften brünstigen Gebetes, welche die Lippen als die einzig würdige Darstellung aussprechen können.

Diese Betrachtungen und diese Gefühle waren es, welche mich abhielten, das ganze Streben und die ganze Wirkksamkeit dieses Mannes zu dem Gegenstande dieser Feiert zu machen, und so wählte ich, immer auf etwas Einzelnes zurückzuführen und durch mein Amt sowohl als durch den Ort der Feiert gleichmäßig bestimme, zunächst die Wirkksamkeit Luthers auf die Schulen. Nachdem ich nun das Einzelne erforscht und betrachtet hatte, suchte ich mich in den Ansichten, von welchen er ausging, zu den Grundsätzen, welche er dabei verfolgte, zu erheben, die Abänderungen und Wirkungen, welche sie später eilten, wie zu erkennen, und dasjenige, wozu wir durch die jetzige Lage der Schulen aufgefodert werden, mir deutlich zu machen und darzustellen.

Bei allen, selbst den gebildetesten Völkern, welche des Lichts des Evangeliums entbehren, erscheint das Wissen, und also auch der Unterricht, entweder als ein Zweck an sich, oder als ein Mittel zu einem äußerlichen Wirken und Schaffen. Die Nichtigkeit beider Ansichten kann durchaus nicht in Zweifel gezogen werden, und wenn die erstere der Natur und der Würde des geistigen Menschen als eines einzelnen durchaus entspricht, so ist die zweite der Natur desselben in dem Zustande der Geselligkeit gedacht am angemessensten. Betrachten wir aber das Wissen dieser Nationen in seinem höchsten Glanz, betrachten wir ihren Unterricht in seiner größten Fülle, so vermissen wir oft und gerade in den schönsten und edelsten Monumenten ihrer Denker eine gewisse Vollendung und einen Schlußstein, welcher dem einzelnen Wissen Einheit und Haltung gibt. Denn woher kommt es anders, daß da, wo das Wissen sich selbst als begrenzt anerkennt, und die Sehnsucht unbefriedigt über diese Grenze hinaus drängt, Ahnungen gaukeln, Nothen spielen und sie wie ein lebliches Kind durch sinnreiche, aber dunkle, durch kunte, aber verschwimmende Mähdchen in den Schlaf singen? Darum scheiden auch in Beziehung auf solche Stellen die früheren Christen einigen dieser Denker, und nicht mit Unrecht, ein Vorgefühl, einen prophetischen Sinn für die Entfaltung einer neuen, einer höhern, der christlichen Religion zu. Und als sie nun endlich in die Welt trat, als sie lehrte, daß die ganze leblose Natur nur das Symbol für das Dasein Gottes sei, daß die sinnliche Welt nur seine Schöpfung, Furchtbarkeit, Gnade und Güte sinnlich, äußerlich, zeitlich predige, daß es das einzige Geschick der Himmel sei, die Ehre Gottes zu erzählen; als sie verkündigte, daß ein jedes Wissen tede, ein jedes Handeln unerspreßlich sei, in welchem nicht mehr oder minder sichtbar und lebendig eine Beziehung und Andeutung auf eine überirdische Welt und eine göttliche Ordnung der Dinge enthalten wäre, als sie durch diese erhabenen Lehren der Natur in einen Tempel Gottes, jeden Christen in einen Priester und das Dasein und das Leben der Menschen in einen stillen, ununterbrochenen Gottesdienst vermandelt hatte, da war es nicht nur Arde, da wurde es Pflicht, daß die Kirche sich des Lebens der Gemeinden in allen seinen Theilen bemächtigte, daß die Lehrer der Kirche auch die Lehrer der Jugend wurden, und daß das Wissen von den göttlichen Dingen als dasjenige, was den einzelnen Strebungen wie dem ganzen Leben Ten, Haltung und Hintergrund gibe, als das Höchste und Erstrebungswürdigste erschien. So lag es tief in dem

Wesen des Christenthums, das Kirche und Schule als Eine Anstalt gedacht wurden, und eine ununterbrochene Einheit bildeten.

Wenn aber nun gleich ein jedes Glied der christlichen Kirche zu ihrer Verrichtung bestimmt ist, wenn kein Leben für sie verloren ist, was sich in der ganzen Jugend schließt, wenn ein jedes Lebensalter Rechte und Pflichten auf die Kirche hat, so erwartet sie doch die höchste Vervollständigung Gottes, Christi und ihrer selbst nicht von denen, deren religiöses Handeln mehr aus dem dunkeln Gesühle, aus der Anweisung, der Leitung und der Bewechnung hervorgeht, sondern da, wo es aus einer klaren Erkenntniß der göttlichen Dinge und der Freiheit und Selbstständigkeit entspringt. Die gereifte Vernunft ist es, der in das bürgerliche Leben eingetretene Mensch, die Zeit der gefährlichsten Versuchungen, Reize und Zerstreuungen, welchen die Kirche die überwiegende Sorgfalt widmet, wo sie durch Lehre und Trost ihre herrlichsten Triumphe und ihre glänzendste Bekräftigung erwartet und feiert, und aus dieser Ansicht entwickelte sich das Verhältniß zwischen Kirche und Schule, nach welchem diese jener untergeordnet, jene als Mutter, diese als Tochter erschien.

So knüpfte sich natürlich und nothwendig das Steigen und das Sinken der Schulen an die vorschreitende und rückgängige Bewegung der Kirche und eine Verbesserung der letzteren, ohne einwirkenden, wechsellätigen, Einfluß auf die erste, war bei dieser wechselseitigen Beziehung durchaus unmöglich.

Allein auch das Göttliche selbst, wenn es sich in einer irdischen Beschränkung offenbart, ist dem Irrthume, der Mißdeutung und dem Einflusse der Leidenschaft ausgesetzt, und so geschah es, daß in einer Periode, in welcher durch die Ungunst der Zeiten die Wissenschaften von der Erde verschwunden schienen, als Kriege und Zerstörungen die Welt erfüllten, als die religiöse Bildung sich überwiegend auf das äußerliche lenkte und als das Christenthum zur unbeschränkten Herrschaft über den Geist und die Gemüther bestimmt, auch den weltlichen Weichen, bald aus Irrthum, bald aus Leidenschaft despotisch gebieten wollte, auch der Unterricht der Jugend und die Schulen dem Einflusse der herrschenden Ansicht unterlagen. Ist die Kenntniß der göttlichen Dinge, ist das Christenthum das höchste Wissen, nun so ist es auch im Stande, alles Irdische zu ersetzen und entbehrlich zu machen; der dürftigste Unterricht des Volkes und der Jugend wird dem Zwecke genügen, und ein etwas erweiterter für die unmittelbaren Dienster der Kirche ihrem Bedürfnis entsprechen. Ja es ist Pflicht, den Glanz des irdischen Wissens dem Auge zu verhüllen, damit nicht, abgezogen von dem himmlischen, unchristlicher Eitelkeit und überhöhte Eitelkeit an die Stelle frommer Demuth und religiöser Einsicht trete.

So hatten sich demnach die christlichen Schulen in einem vollkommenen Gegensatz der Schulen des Alterthums umgebildet, in diesen Anerkennung und Würdigung eines jeden Wissens, die mannigfaltigsten und verschiedensten Richtungen und Anwendungen desselben, überall Hülfe, Reichthum, Glanz, aber freilich ohne einen andern Mittelpunkt als theils in dem reichen, schönen und würdigen Leben des Einzelnen, theils in den lebendigen, immer anders sich gestaltenden, immer zu neuer Thätigkeit auffordernden Elementen des Staates; in jenen nur Schätzung und Vetreibung eines einzelnen Wissens, Dürre und Verwahrlosung überall, Mangel an Umfang und Verbreitung, Anwendung von dem schönen Dasein in der Welt, ohne Beziehung auf die wegende Thätigkeit des Staates, allein dafür allerdings strenge Einheit, und ein fester Mittelpunkt in einer höheren Welt.

Dies war der Zustand, in welchem Luther die Schulen seiner Zeit im Allgemeinen fand, und bei seinem Zwecke, die christliche Religion in ihrer frühesten Reinheit und apostolischen Einfachheit wieder herzustellen, konnte es, wie wir gesehen haben, nicht zweifelhaft sein, daß seine Wirksamkeit sich auch auf diesen Theil

der Kirche erstrecken müsse. Eben so natürlich war es, daß er in seinen Bestrebungen an dem Standpunkte und an dem Verhältnisse der Schule zur Kirche, welche ja unmittelbar aus dem Wesen der christlichen Religion hervorgegangen waren, nichts ändern konnte und wollte. Allein ihnen statt der Beschränkung eine gewisse Fülle, Umfang und Mannigfaltigkeit zu geben, und zwar als Reformator von dem religiösen Standpunkt aus, das lag nicht nur in seiner Macht, sondern es war auch nothwendig, daß es in seinem Plan liegen mußte.

In dem Leben und den Bestrebungen eines jeden Einzelnen liegen jederzeit zwei Elemente, von denen bald dieses, bald jenes überwiegend hervortritt, oder auch beide in ununterscheidbarer Wechselwirkung sich äußern. So auch in dem Leben Luthers, nur daß sie bei der hohen Wichtigkeit seines Werkes und dem Umfange desselben lebendiger und anschaulicher sich darstellen. Das eine Element ist die Erhaltung und Vermehrung derjenigen Güter, in deren Besitz wir uns befinden, das zweite die Abhaltung und Bekämpfung alles desjenigen, was den Besitz derselben zu vernichten oder ihren freien Gebrauch zu schmälern droht. In dem Leben Luthers stellt sich für seinen Zweck das erste sich dar als religiöse Belehrung, das zweite erscheint in der Form der Polemik oder der religiösen Bekämpfung. Als Christ aber, als Geistlicher und als Reformator war es wesentlich, daß er von dem früheren Grundsatz ausging, daß die Kenntniß der Theologie und in einem andern Kreise die der Religion das Höchste, das Wissenswerthe sei, wenn freilich nicht der einzige würdige Gegenstand des Wissens sei. Aus diesem Festhalten früherer Ansichten, aus dieser Durchbringung eigenthümlicher Grundsätze mit jenen läßt sich in der That die ganze Wirksamkeit Luthers für die Schulen im Allgemeinen und genügend erklären. Jene beiden Elemente bestimmten ihren Umfang, dieser Grundsatz aber mit der ihm eigenthümlichen Erweiterung gab ihr die Richtung, und brachte eine gewisse Fülle hervor. Das Element der Belehrung erzeugte in dieser Sphäre die Sorgfalt für die Volksschulen, das Element der Bekämpfung lenkte sein Auge auf die Universitäten, der Grundsatz, daß die Kenntniß der göttlichen Dinge vor allem zu befördern sei, erschuß die Beschränkung, und die ihm eigenthümliche Anerkennung eines würdigen Wissens außerhalb des Gebietes der Theologie bewirkte die Erweiterung und Fülle.

Seine einzelnen Bemühungen für die Volksschulen, als deren Stifter er anzusehen ist, seine Sorgfalt für tüchtige Lehrer, seine schriftlichen Arbeiten für die Beförderung der Religion, seine rührende und kindliche Freude, mit welcher er am Ende seines Lebens auf diese Anstalten und die durch sie bewirkte Belehrung hindachte, sind zu bekannt, als daß ich ihrer hier erwähnen dürfte. Bei den Universitäten aber, welche zunächst dem Irrthum so tapfer als gründlich bekämpfen sollten, ging das letztere Element bald in das erste, und beide in gemeine Wirksamkeit über. Denn es zeigte sich sogleich, daß der Kreis der theologischen Wahrheiten nicht geschlossen werden könne, daß von seinem Umfange der glückliche Erfolg des Kampfes abhängig sei, und daß es also tief in dem Wesen des Christenthums liege, beide Richtungen zu vereinigen.

Sollte aber die Masse der christlichen Wahrheiten immerdar sich mehren, sollten sie klarer, jugendlicher und damit verbildeter und reiflicher werden, so mußte das heilige Buch, durch welches sie allesamt begründet werden, wissenschaftlich erklärt, die Sprachen, in welchen es geschrieben, gründlich verstanden, und was die Gegner so nannten, gelehet und unumstößlich widerlegt werden. Dieses aber war ohne eine Verbreitung und ohne Kenntniß der alten Sprachen unmöglich, und da deren Erlernung außerhalb des Kreises der Universitäten liegt, so richtete er natürlich seine Aufmerksamkeit auf die Anstalten, die es allerdings als allgemeines Bildungsmittel nicht verkannte, und so ward er, da das

Ausland und einzelne Ausnahmen in seinem Vaterlande nicht in Betrachtung kommen, auch wenn nicht der Stifter, doch der Verbesserer der gelehrten Schulen.

Allein bei der vollsten Anerkennung der Verdienste des großen Mannes um die Schulen, bei der dankbarsten Verehrung des Schönen, Heiligen und Guten, was er hier bewirkt, bei der ausdrücklichen Bemerkung, daß wie ihm auch einen gewissen Reichthum der Lehrgegenstände verdankt, und daß wir noch jetzt die Früchte seiner Bemühungen genießen, dürfen wir es um, doch nicht verhehlen, daß diese überwiegende Empfehlung der alten Sprachen als Quelle zur Erkenntniß der Religion, als Schwert zur Vertheidigung derselben dem Wissen noch nicht sein volles Recht widerfahren ließ, daß das Gleichgewicht zwischen dem Irdischen und dem Wissen von dem Göttlichen noch nicht hergestellt war, sondern daß eine einseitige Ansicht stehen blieb, welche sich nothwendig zu einem neuen Kampf entwickeln mußte. Der nächste Zweck desselben konnte kein anderer sein, als dieses theologische Element noch weiter zurück zu drängen, die Gefahr dabei, es gänzlich zu verlieren, der Gewinn, die christlichen Schulen denen des Alterthums mehr zu nähern, das Höchste, beide Ansichten unter einander zu vereinigen. Die Spuren dieses Bestrebens fallen schon in die Zeiten vor Luther, und sind in dem Gegensatz zwischen dem Studio der Theologie und dem des römischen Rechts, welcher durch das kanonische nur schwach vermittelt wurde, bereits sehr sichtbar. Allein schäfer und kräftiger trat er damals hervor, als sich eine Klasse von gelehrten Kenntnissen bildete, freilich ganz auf dem Alterthume gegründet, und nur durch die alten Sprachen zu erlangen, aber doch dem Studio der Theologie fernert liegend, und nicht durch eine besondere Richtung des Sprachstudiums, sondern durch eine verallgemeinerte Kenntniß derselben zu erlangen. Denn indem die Geistlichen die einseitige Richtung des Sprachstudiums für ihre Wissenschaft verfolgten, während die Schulleute dasselbe je länger je mehr als ein allgemeines Bildungsmittel betrieben, entwickelte sich nach und nach ein Gegensatz zwischen der Theologie und der Philologie, wodurch das Band zwischen Kirche und Schule lockter geknüpft ward, und dem Geistlichen die innere Macht für die Schulen entchwand, obgleich ihm die äußere und herkömmliche blieb. Indessen war die Nothwendigkeit des alten Sprachstudiums noch beiden Ständen gemeinsam, und es kam nur auf eine wechselseitig veränderte Richtung desselben an, um jenes innere Gleichgewicht wieder herzustellen. Allein als sich nach und nach aus dem Schooße der deutschen Nation eine eigenthümliche von dem Alterthum ganz unabhängige Kultur bildete, als die Schulen, dem Einflusse des Zeitgeistes weit mehr unterworfen als die Kirche, und durch die Jugend und deren Eltern weit mehr mit der Welt und deren Wandelbarkeit zusammenhängend, einen Theil derselben nicht ohne momentanen Schaden für das Studium der alten Sprachen in ihren Lehrplan aufnahmen, als ferner durch eine verkehrte Ansicht des theologischen Studiums die alten Sprachen mit minderm Eifer getrieben wurden, und endlich da als Folge dieser Vernachlässigung der Eifer für die Religion im Allgemeinen erlittete, und Gleichgültigkeit und Laugheit an die Stelle desselben traten, da ließen die Schulen, sonst ihrem Zwecke ganz angemessen, Gefahr, das christliche Element ganz zu verlieren, die Geistlichkeit alles Einflusses auf dieselbe beraubt zu werden, und so sich in zwei friedlich neben einander bestehende, aber sich gleichgültige Stände zu spalten. Daß aber dieses nicht geschehe, daß die nun erwachsene, von ihrer Mutter reichlich ausgestattete Tochter nicht ihren innern Zusammenhang verliere, und sich nicht in immer wachsender Entfernung in einem abgesonderten Kreise bewege, das ist es, wofür wir kämpfen, was wir zu erreichen suchen müssen. Ist gleich durch den Umfang beider Kreise das äußerliche Verhältniß weiter aus einander getreten, so gibt es doch ein inneres sicheres Band, und dieses ist kein anderes als das oben angedeutete, die alten Sprachen, welche Niemand von beiden Ständen ent-

beheben kann, und welches daher ein unzerreißbares ist. Erkennt der Theolog diese als ein allgemeines Bildungsmittel an, bewahret er sich davor, daß die besondere Richtung, welche er ihnen in Beziehung auf sein Studium geben muß, nicht die alleinige werde, und nimmt umgekehrt gerade diese Richtung als eine würdige und hohe der Schulmann in den Kreis seiner Studien auf, dann ist auch diese Vereinigung von neuem geknüpft, und aus dem mütterlichen Beschutze hat sich ein schwererliches gebildet. Und wie vieles liegt außerdem in der Natur beider Stände, welches eine solche Durchdringung und Vereinigung anrath! Der Geistliche und der Schulmann beherrschen Kirche und Schule durch keine äußerliche, sondern durch eine milde, auf Vertrauen gegründete Gewalt. Ihre Macht, ihren Einfluß, ihr Ansehen danken sie minder ihrem Amt als ihrer Persönlichkeit. Lehrer, Leben, Beispiel, Treue und Eifer müssen hier wie dort die Gemüther offen und empfänglich machen, unermüdete Geduld und Liebe, immer erneuerte Thätigkeit und Strenge müssen den lauen und schlaffen müßig und willig, den verwilderten und rohen gefügig und gehorsam machen. Und wo ließe sich diese Ausdauer, diese Herrschaft über die Gemüther für den künftigen Geistlichen leichter lernen, als in dem Kreise lehnbarer Jünglinge? wo die Wirksamkeit der Lehre unmittelbarer erproben als in den Mauern der Schule, wo der Erfolg in wenigen Wochen sichtbar wird? wo die reine Geistesbildung der Menschheit sich leichter ablauschen, als in dem Umgang mit Kindern und Jünglingen, die ihr Inneres, sei es gut oder böse, nicht zu verhehlen gewohnt sind? Und der Schulmann, wo dürfte er in den Jahren des höheren Alters freundlicher ausruhen, wenn das Gemüth sich von selbst schon abwendet von dem Irdischen, und sich hinneigt zum Ewigen und Unsichtbaren, als in einem Kreise, wo die Jugend, die wachsende und blühende Kraft und das sinkende Alter ihn umgeben, wo in dem Schrei des Kindes, in der stillen Freude der Braut und dem Seufzer des Sterbenden das ganze Leben vor ihm in seinen Freuden und in seiner Trauer sich ausbreitet, und eine jede Ermahnung an eine frühere Erfahrung aus einem andern Kreise inniger sich anschließt. Aber warum sollten wir in unseren Tagen an solcher Vereinigung und Durchdringung beider Stände zweifeln, welche nicht minder dem Geiste des Christenthums als dem Sinne des Mannes, dessen Andenken wir heute feiern, gemäß ist. Wenn wir in Beziehung auf das Christenthum überall jetzt eine allgemeine Bewegung erblicken, wenn wir aber alle Erwartung die Gemüther vorbereitet, rege und offen finden, wenn wir das Bestreben, kirchliche Einheit und Eintracht zu begründen, grade in den Tagen dieser Feyer lebendiger und inniger als jemals angeschauet haben: warum sollten wir zögern, durch eine erweiterte Richtung einer gemeinsamen Thätigkeit zu einer Wechselwirkung zu gelangen, welche nur für beide Stände wohlthätig einwirken kann? Dazu ermuntere ich euch besonders, Kräftige und edle Jünglinge dieser Anstalt, aus welcher künftige Lehrer der Schulen und des Volks hervorgehen. Nehmet und empfanget in diesen Mauern aus unsern Händen die Werkzeuge dazu. Sie werden euch gegeben, daß ihr diese und andere Aufgaben des Lebens mit glücklicher Hand zu lösen vermöget. Was ihr alle aber künftig beginnen, in welche Seite und Thätigkeit des menschlichen Lebens ihr einzuwirken denkt, vergeßt nie, daß der Mann, dessen Andenken wir heute feiern, zwar der ganzen Welt, aber doch vorzugsweise den Deutschen angehört, und darum, deutsche Jünglinge, schwebt euch das Bild des deutschen Mannes lebendigst klar vor Augen, und sein erhabener und tiefer Ausspruch, daß auch weltlich Regiment göttliche Ordnung sei; dann werdet ihr euch überall in der Christenwelt als Mitglieder und Priester fühlen, und so Großes oder auch so Klein: ges ihr erlebet und vollbringt, es niemals vergessen, daß es in seinen letzten Vereinigungen euch nicht angehört, sondern geschehen sei im Dienste der christlichen Kirche, zum Lobe und Preise Gottes und seines Sohnes und Heilandes Jesu Christi.

B.

Gedächtnisrede
auf den Paul Sarpi,

gehalten am Dreißigsterstage von Ferdinand Delbrück, damaligem Professor am Berlinisch-Königlichen Gymnasium zu Berlin im Jahre 1809.

Verehrte Anwesende!

Der abte Mann ¹⁾, welcher das Fest, das uns hier versammelt, eingekehrt, hat verordnet, dasselbe nie zu feiern, ohne der Republik Venedig, die sein zweites Vaterland geworden war, ehrenvoll zu gedenken. Darum schien der Bestimmung dieses Tages gemäß, an einen Venediger zu erinnern, dessen Verdienste um jenen Staat ein hellleuchtendes unsterbliches Beispiel ausstellen dessen, was Ein Mann vermöge, wenn er im ganzen Leben Wahrheit und Recht unverrückt im Auge behält, ich meine den Servitenmönch Paul Sarpi. — Bei nicht zu verkennender Unterschiedenheit sind alle großen Männer einander ähnlich darin, daß sie Vorzüge in sich vereinigen, die man gewöhnlich zerstreut antrifft, und daher für unverträglich zu halten pflegt. So auch Sarpi. Wenn man hört, daß er in früher Jugend aus Neigung das Kloster wählte, und der brüderlichen Aufzucht, es im höheren Alter zu verlassen, ungeachtet, bis an den Tod darin blieb, daß er täglich zu eigener Erbauung nicht nur den Priesterdienst verrichtete, sondern auch durch Gebet, Selbstbetrachtung und Lesen der Schrift sich einsam in der Andacht übte: so wird Mancher Mühe haben zu glauben, daß es derselbe Mann sei, in welchem die größten Gelehrten seiner Zeit, und unter diesen Cassel, ihren Meister erkannten, und der es mit der Wissenschaft so ernstlich meinte, daß, wenn etwas ihn zur Untersuchung reizte, er nicht abließ zu forschen, als bis er sagen konnte: ich habe gefunden, oder ich will daran, als etwas mir Unforschliches, nicht weiter denken, gemäß dem Grundsatz, den er im ganzen Leben standhaft befolgte, denselben Gegenstand nie öfter als einmal der Prüfung zu unterwerfen.

Es ist wahr: Niemand wird große Fortschritte machen in der Wissenschaft ohne große Wißbegierde. Die Wißbegierde aber ist eine Leidenschaft, und hat mit andern Leidenschaften gemein, daß sie, herrschend geworden in der Seele, die Ruhe unterdrückt, und die innerliche Eintracht stört, wonach die Frömmigkeit strebt, als nach dem höchsten Gute. Auch ist beim ersten Anblick die wissenschaftliche Ueberzeugung von anderer Art, als die cellulöse. Die Gottheit läßt sich nicht anschauen wie eine Figur, unsere Verhältnisse zu ihr lassen sich nicht berechnen, wie die Bahnen der Planeten, oder ergründen, wie Vorfügungen; was sich in dem Innern eines menschlichen Herzens regt, läßt sich nicht versichern und verschnelden wie ein Fingerring. Das Heilige ist von wunderbarer Einfachheit, und entziefte sich daher leicht der Wahrnehmung dessen, den tägliche Beschäftigung verwehrt, für wahr und wesentlich nur das zu halten, was er begreifen kann. Gleichwohl, wenn der Forscher bis zur höchsten lebendigen Quelle aller Erkenntnis hinaussieht, um für die durch Schlüsse gefundenen Wahrheiten möglichst

1) Sigismund Streit aus Berlin, Abtling des Berlinisch-Königlichen Gymnasiums, früher sogenannten grauen Kloster, in Padua 1775 als neun und achtzigjähriger Geistlicher gestorben, schenkte fast sein ganzes in Venedig als Kaufmann erworbenes beträchtliches Vermögen aus Dankbarkeit — wie er sich selbst in seinem Testamente ausdrückte — der Schule, welcher er seine Bildung und seinen dadurch möglich gewordenen Ansehens verdankte. — In Folge seines letzten Willens wird auf dem Berlinisch-Königlichen Gymnasium sein Andenken jährlich durch Musik und Gesang, durch Deklamationen und Reden in sechs Sprachen gefeiert. — Johann Friedrich Ferdinand Delbrück, geboren d. 12. April 1772 zu Magdeburg, jetzt Professor an der Universität zu Bonn.

innige Ueberzeugung daraus zu schöpfen: so entsteht, was man nennt, wissenschaftliche Begeisterung, und die Stimmung, worin diese versetzt, ist dieselbe, welche den Frommen beglückt, wenn er in Stunden der Andacht Gott sucht und findet in der Einsalt des Herzens. Viele Züge in Sarpi's Leben deuten an, daß er mit Begeisterung arbeitete, und so läßt sich erklären, wie die Wissenschaftlichkeit ihn befähigte in der Religiosität, und diese ihn wieder erhielt in dem gelehrten Fleiße, und immer rüstiger machte zu neuer Forschung. Eben daher vielleicht auch ruhte es, daß er vor der Einseitigkeit bewahrt blieb, welche man den Gelehrten so oft zum Vorwurfe macht. Umfang des Urtheils, sagt man, und Feinheit, Schärfe des Blicks und Weite, Klarheit der Ansicht und Tiefe der Einsicht! wie selten findet sich dieses zusammen! Sarpi vereinigte es in einem hohen Grade. Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Physik und Anatomie liebte er am meisten, aber die Sicherheit des Ganges, welchen diese Wissenschaften größtentheils nehmen, entwürdete seinen Geist nicht von der nöthigen Umsichtigkeit, sich zurecht zu finden auch in dem Reize von Erscheinungen, welche, ausgehend von menschlicher Thätigkeit und Willkür, oft so zusammengesetzt sind, und sich so schwer aus einander erklären lassen. Im Gegentheil, den historischen Studien widmete er sich mit solchem Erfolge, daß er bald den Ruhm davon trug eines der größten Rechtsgelehrten und Geschichtskundigen seiner Zeit, ja auch eines der größten Menschenkenner. Vielen schien er in nichts bewundernswürdiger, als in der Art, wie er mit Andern umging, wie er durch einige hingeworfene Worte (meist redete er wenig) sie geschädigt machte, und dann beurtheilte mit einer Sicherheit, die nie trug. Zum abermähligen großen Zeugnisse dessen, was oft gesagt worden, mit echter Religion sei eine gewisse sinnige Verstandigkeit verbunden, das Eigenthümliche jedes Dinges bestimmt aufzufassen und in seiner Reinheit bei sich zu bewahren. Je weiter er fortschritt im Leben, desto mehr richtete er die gelehrte Sorge darauf, so denken zu lernen, daß er darnach handeln könnte; und wie sehr ihm gelang zu handeln, wie er dachte, bezeugen am glänzendsten seine Feinde. Die strenge Rechtschaffenheit, womit er die ihm übertragene Ämter verwaltete, erst als Provinzial seines Ordens, dann als dessen Sachwalter in Rom, hatten ihm Feinde gemacht, welche suchten, sich an ihm zu rächen. Aber einem Manne wie Sarpi, der zur thätlichen Nahrung nichts nöthig hatte, als Brod, geröstetes Brod, und seit dem dreißigsten Jahre einen Becher Wein; dessen ganze Habe in einem einzigen Kleide bestand, einem geringen Büchervorrath, einem Gemälde von Christus im Garten, drei Sanduhren, einem Crucifixe und einem Leidenkopfe an dessen Fuße; einem Manne, der kein anderes Vergnügen kannte, als entweder mit einheimischen und fremden Gelehrten und Staatsmännern, die seinen Umgang suchten, sich mündlich und schriftlich zu unterhalten, oder die Bücher, die man ihm lieb, zu lesen und phlegmatische Versuche anzustellen, oder, wenn alles fehlte, sich einsam mit sich selber zu beschäftigen, und der bei allem Eifer für die Wissenschaft, gegen den Ruhm, den dieselbe gewährt, so gleichgültig war, daß mehrere wahrscheinlich ihm angehörnde Entdeckungen in der Anatomie und Physik bis auf den heutigen Tag unter einem Andern Namen bekannt sind — einem solchen Manne zu schaden, war nicht leicht. Die Widersacher erkannten dies so sehr, daß sie, ihm wehe zu thun, kein anderes Mittel fanden, als seine Freunde zu verfolgen; und dann erreichten sie ihren Zweck: denn diese vortreffliche Seele ward in eben dem Maße für Freundschaft empfänglicher, als sie von allen übrigen Leidenschaften sich reinigte.

Unter der Abwartung und Ausübung solcher Geschäfte und Tugenden hatte Sarpi das drei und funfzigste Lebensjahr erreicht, als er plötzlich aus der einsamen Zelle abgerufen wurde auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens, um eine Rolle zu spielen, welche bald das ganze Europa anfüllte mit dem Ruhme seines Namens.

Nämlich in dem Jahre 1605 bestieg den päpstlichen Stuhl der Cardinal Camillo Borghese aus Siena, genannt Paul, des Namens der fünfte. Dieser Papst, auferlegen in den Grundsätzen altchristlicher Politik, mit steigender Gefährde des Verlustes und Unterganges immer trostloser zu werden in den Ansprüchen, ergriff mit Begierde eine sich ihm darbietende Gelegenheit zu Strelckheiten mit der Republik Venedig.

Diese hatte, großer Missethaten wegen, zwei Geistliche gefänglich eingezogen, und außerdem Gesetze erneuert, welche verboten, ohne Einwilligung der Obrigkeit Kirchen und Klöster zu erbauen, und liegende Gründe an geistliche Stifter zu veräußern. Der Papst erließ eine Buke, worin er den Widerruf dieser Gesetze verlangte, und als dies ohne Wirkung blieb, eine zweite, worin er auferdem die Austieferung der Gefangenen beehrte, mit Androhung der Strafe des Interdikts, wenn binnen 24 Tagen nicht gehorcht würde.

Gehorchen konnte die Republik nicht, ohne ihrem königlichen Hoheitsrechte zu entsagen: darum schien unwirksam, nachzugeben; aber zu widerstehen, schien gefährlich. Von nicht größerer Veranlassung ja war die Zwistigkeit ausgegangen, welche seit fast einem Jahrhundert die ganze Christenheit zertrümmerte, und in der damaligen allgemeinen Verwirrung der Verwirrung und losgelassenen Ruch selbstwilliger Leidenschaften immer neue Nahrung suchte und fand. Im Reiche überall dumpfe Wäbrung, welche bald ausbrechen sollte in einen dreißigjährigen Krieg, die Niederländer seit 38 Jahren begriffen in einem Empörungskampfe, welcher schien nur enden zu können nach völliger Erschöpfung ihrer Kräfte, Frankreich in acht und dreißigjährigen innerlichen Kriegen überfüllt mit unerhörten Gräueln und Unfällen, endlich beruhigt durch einen Frieden, schmähtlicher fast, als ein Bürgerkrieg, durch einen Frieden, welcher Unterthanen zur Sicherheit Waffensplätze einräumte, weil sie der feierlichen Zusage ihres eigenen Königs nicht trauen mochten; und außer dem allen verbreitete eben jetzt sich über ganz Europa der grause Ruf von der Pulververschwörung in England, und erfüllte jedes Gemüth mit entsetzendem Abscheu.

Alle diese Schreckbilder schwebten dem Senate vor; er sah ein, daß eine einzige falsche Maßregel den Staat in das Verderben stürzen würde. In dieser großen Noth richtete der Senat seinen Blick auf jenen frommen Mönch, dessen Bescheidenheit nicht verhindert hatte, daß man seinen Werth erkannte auch außer dem Kloster.

Bogeladen, seine Meinung zu sagen, sprach er mit so tiefer Einsicht, mit einer Entschlossenheit und Mißgung zugleich, daß man ihn, mit Bewilligung seiner Ordensobern, zum essentialen Rathgeber ernannte und an die Spitze stellte eines Kollegiums von Rathgelehrten, dem man die Leitung dieser Angelegenheit übertrug. Beschlossen ward, die Gesetze in Kraft zu lassen, die Gesetzwarnen nicht auszuföhren, dem Interdikte eine feierliche Verwahrung entgegen zu setzen, die Bekanntmachung desselben in dem ganzen Umfange der Republik zu verbieten, die widerspenstigen Geistlichen, und namentlich die Jesuiten, zu verbannen, den Zurückbleibenden aber bei Todesstrafe das Auswandern zu untersagen, und die Fortsetzung ihrer Verrichtungen anzubefehlen. Sarpi übernahm es, diese Maßregeln zu vertheilgen.

Kirche und Staat, zwei in ihrem Ursprunge und Zwecke gleich ehrenwürdige Anstalten, beabsichtigend, die eine, der Menschen Gefinnungen, die andere, ihre äußere Thätigkeit der ewigen Ordnung gemäß zu lenken, seien Gott gleich wohlgefällig; die gewaltsame Einmischung daher der Kirche in Staatsangelegenheiten und des Staates in kirchliche, als für beide in gleichem Grade verwerflich, seien auch gleich sündlich und strafbar vor Gott; des christlichen Glaubens und Wandels reße Nichtschnur seien unabweidende Stellen der Schrift; die Ansprüche bräuserer und verordneter Priester, denen Christus seinen Geist vertheilt, müsse

der Gläubige zwar ehren, aber nur insofern befolgen, als sie jener ersten Richtschnur gemäß wären; wer sie mit unabweislichen Stellen der Schrift in Widerspruch finde, sei nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, sie zu verwerfen; daß eines geweihten Priesters auch ungerechter Ausspruch zu fürchten sei und zu befolgen, sei eine eben so widersinnige als verabscheuungswürdige Lehre; gleichwie jede andere Gesellschaft, so bedürfe die Gemeinde Jesu eines sichtbaren, mit Macht und Ansehen besetzten Oberhauptes, um, frei von weltlichem Einflusse über die Reinheit und Gleichförmigkeit der Lehre zu wachen, zur Beförderung christlicher Zucht dem Bedürfnisse der Zeit gemäße Anstalten zu treffen, und entstehende Streitigkeiten über Satz und Lehre zu schlichten; hierin sei der Papst für untrüglich zu achten; aber nicht anders, als in jedem wohl eingerichteten Staate der oberste Gerichtshof für untrüglich gelte in Auslegung und Anwendung bestehender Geseze; sagen, der Papst könne nicht irren, sei eine Gotteslästerung; des Papstes mehr achten, als der Stimme des Gewissens, eine Sünde wider den heiligen Geist; überhaupt dürfe der gute Christ nicht mehr im Auge haben, als Verhütung des Kergernisses und Beförderung der Andacht; wer hierin gewaltsam stören wolle, der müsse man sich erwehren, um das heilige Heilthum christlicher Freiheit zu retten, das ist, ungehinderter Thätigkeit gemäß den Geboten Gottes, wie sie geschrieben stehen im menschlichen Herzen und in den heiligen Büchern. Dies im Wesentlichen waren die Grundsätze, welche Carpi zu Folge seines Studiums der Kirchengeschichte für die acht katholischen erkannte. Um die Sache seines Vaterlandes siegreich zu führen, durfte er nur sie anwenden auf den vorliegenden Fall. Er that es in mehreren Schriften ohne andere Berücksichtigung als die, welche das Werk ist inniger Ueberzeugung.

Die geometrische Bündigkeit seiner Schlussfolgen; die Genauigkeit, womit er das Wesentliche in der Religion unterschied von dem Zufälligen; die Sorgfalt, womit er das Gewisse vortrug als gewiß und das Zweifelhafte als zweifelhaft; die wohlangeordnete Veleihenheit in den Wesen des Alterthums und in den Vätern der Kirche; die Stärke seines Ausdrucks, wo es Ihren galt, und die Mäßigkeit, wo Personen — dies alles erzwang der Leser Beifall. Je mehr er die Gewalt des Staats erweiterte auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete, desto mehr beschränkte er sie auf dem ihm fremden; je höher er das Ansehen der Kirche hob hier, desto tiefer setzte er es herab dort. Im Gegensatz sowohl derer, welche die Kirche dem Staate, als auch derer, welche den Staat der Kirche unterordneten, wollte er, daß sie in gegenseitiger Unabhängigkeit neben einander beständen. Die Wertheiliger der weltlichen und geistlichen Macht pflichteten ihm um so williger bei, je rechtschaffener und verständiger sie waren, so daß der Augenblick gekommen schien, wo man sich verstehen würde. Da Carpi mit seinen Meinungen die Grundsätze Grewens einstimmig fand, wodurch dieser berühmte Angeler die Freiheit der Kirche so siegreich verschoben hat: so übersetzte er mehrere von dessen Schriften in die Landessprache, und vollendete hierdurch die Bestärkung seiner Gegner, denen keine Zuflucht übrig blieb, als Veräumdungen. Dies veranlaßte den Carpi, für sich, den Gerson und die Republik eine Apologie zu schreiben, ein herrliches Werk, in welchem der Stolz und die Kraft der großen Seelen des Alterthums spricht, gemüthigt und verehrt durch christliche Demuth und Milde. Während des Wechsels dieser Schriften und anderer von beiden Seiten in unglaublicher Anzahl, arbeiteten fast alle europäischen Mächte, vornehmlich Frankreich und Spanien, jenes mit edlichem Ernste, dieses mit durchschneidender Arglist, zur Herstellung der Eintracht an Unterhandlungen, die aber nach einer mehr als siebenjährigen Dauer alle vertheilt wurden, auf der einen Seite durch die Mähe und den Eigensinn des römischen Papes, und auf der andern durch die Klugheit und Standhaftigkeit Carpi's. Endlich, da man anfang, von allen Seiten zu rufen, erbot sich Frankreich noch einmal zur Vermittelung, und der Papst ver-

schmähte nicht, diese anzunehmen, obgleich die Republik nur in dem nachgab, was sie gleich anfangs bewilligt hatte, die Gefangenen dem Könige von Frankreich auszuliefern, jedoch mit feierlichem Vorbehalte ihrer Hoheitsrechte für die Zukunft, wie bisher.

So war die Republik gerettet aus unvermeidlich scheinender Gefahr, entweder der Schmach oder des Untergangs, gerettet durch die Tugend eines Mannes, der keine andere Macht hatte als Worte, aber angethan war mit dem furchtbaren Rüßzeuge der Wahrheit und des Rechts.

Den schönsten Lohn für seine Bemühungen fand Sarpi in dem immer größeren Vertrauen, womit Senat und Herzog ihn beehrten. Man öffnete ihm die Archive, und ließ die nach und nach erledigten Stellen in dem Kollodium der öffentlichen Rathgeber unbesezt, so daß Sarpi gegen das Ende seines Lebens die Geschäfte allein zu verwalten hatte, die sonst waren unter fünf theilt heil gewesen, und zwar zu einer sehr unruhigen Zeit, wo die Republik Ereltigkeiten hatte mit allen ihren Nachbarn, und im Innern von einer gefährlichen Verschwörung bedroht wurde.

Mehrere seiner Behauptungen hatten ihn in den Ruf gebracht, heimlich den reformirten Kirchen anzuhängen, welchen er allerdings beistimmte in mehr als Einem wesentlichen Stücke der Lehre, aber entgegen war in den Grundfögen über Kirchenverfassung und ihr Verhältniß zum Staate. Jemandem, der ihn fragte, warum er nicht die Umstände und seinen Einfluß benutzt habe, Venedig von Rom loszureißen und eine eigene Kirche zu stiften, antwortete er, Gott habe ihm nicht den Geist Luthers verliehen. Es ist wahr! von jeher ist in menschlichen Einrichtungen Gutes mit Bösem vermischt gewesen; ganz was sie sein, erreichen sie niemals und nirgends, etwas davon immer und überall. Es ist ein Glück für die Menschheit, daß, wenn Schlechtes merklich überwiegt, von Zeit zu Zeit muthige Männer aufstehen, um, ihre gewaltige Hand leidend an die untugendlich gewordenen Formen, die Wurzel der Mißbräuche zu zerhacken; aber es ist ein nicht minder großes Glück für die Menschheit, daß es andere gibt, die mit größerem Eifer bedacht sind, das vorhandene Gute zu pflegen, als mit demselben das beigemischte Böse auszurotten. Ein solcher Mann war Sarpi. Die Reinheit der Lehre, sagte er, und die Erbaulichkeit der Gebräuche und das Glück gewicht zwischen Staat und Kirche ist nicht der Weg, auf dem wir wandeln sollten, es ist das Ziel, wohin wir unsern Weg zu richten haben. Vollkommenes könne nicht unter dem Menschengeschlechte gedeihen; unablässig aber darnach zu streben, das Vorhandene erhaltend und bessernd, das verleihe irdischen Dasein Nütz und Würde. Große Seelen verstehen einander, und es ist nicht zu zweifeln, daß, gleichwie Sarpi in Luther, so dieser würde in jenem einen geistlichen Geist erkannt haben, und ihn nicht verurtheilt, daß er unterließ, was zu ihm seines Rufes nicht war.

Die römische Partei, und namentlich die Jesuiten, konnten den für sie schmähtlichen Ausgang der Sache nicht verschmerzen. Eine Folge davon war, daß man dem Sarpi nach dem Leben trachtete. Eines Tages, als er, der Gewohnheit gemäß, gegen Abend nach vollendeten Staatsgeschäften aus dem herzoglichen Palaste zurückkehrte nach dem Kloster, wurde er von Neuchâtel, dem angefallen und mit drei Dolchstichen niedergestochen. Noch ehe das Geschrei einige Frauen, die am Fenster Zugen gewesen, Hüße herbeirufen konnte, waren die Mörder entflohen, um sich in den Palast des päpstlichen Nuncios zu retten, von wannen sie darauf in den Kirchenstaat entwichen nach Rom. Der noch versammelte Senat in Venedig wurde von dem Geschehenen sogleich benachrichtigt, und als hätte der Schlag ihn getroffen in seinem edelsten Lebensst. lie er sich augenblicklich auf. Statt seiner stieß der Rath der zehn versammelt, um für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, welche bedrohet schien unter dem Besümmeß des aus allen Theilen der Stadt zahllos herbeistreichenden Volkes.

So lange Sarpi in Lebensgefahr schwebte, war die ganze Republik in Unruhe, außer ihm; nur einmal hörte man Worte des Unmuthes aus seinem Munde, als man ihm, wiewohl fälschlich, berichtete, die Räuber seien ergriffen. Ach! tief er aus, wenn sie nur nicht etwas verrathen, das der Welt Aergerniß gibe und der Heiligen Schande bringe. Uebrigens war er, wie gewöhnlich, frommen, milden Ernstes, ohne bei Gelegenheit zu verschweigen, was Wit und Laune, die ihm in jedem Maße beizukamen, von Scherz oder Spott ihm eingaben.

Während der Krankheit bis zur völligen Genesung wurden zwischen dem Senat und ihm so viele Bezeugungen gegenseitiger Achtung und Ergebenheit gewechselt, daß man zweifeln könnte, ob er dem Vaterlande theurer war, oder das Vaterland ihm, wenn man nicht wüßte, es liege im menschlichen Herzen, mehr zu lieben den, welchem man Gutes erwies, als den welchem man empfangen. Dies bestärkte auch Sarpi. Denn als in der Folge Papst Gregor XV. nach seiner heftigen Gemüthsart äußerte, an einen dauerhaften Frieden zwischen der Republik und dem heiligen Stuhle sei nicht zu denken, so lange jene dem Sarpi im Dienste hätte: da beschloß er, nicht nur freiwillig die Aemter niederzulegen, sondern auch, des hohen Alters ungeachtet, in die Fremde zu wandern, und zwar zur Verhütung des Aergernisses, nicht in protestantische Länder, sondern in die Türkei; ein Entschluß, der an Leblichkeit nichts dadurch verliert, daß des Papstes veränderte Gesinnung die Ausführung desselben unnöthig machte. Zum Andenken an die bestandene Gefahr hängte Sarpi einen der merkwürdigsten Dolche, der ihm im rechten Armbacken am tiefsten und gefährlichsten verwundet hatte und hasten gediegen war, als Weihgeschenk auf über dem Altare, wo er täglich das Messias feierte, am Fuße eines Crucifixes mit der Inschrift: *Dei filio Liberatori*. Die fortwährenden Nachstellungen machten ihm eine Aenderung der Lebensweise zur Pflicht. Das Anerbieten des Senats, ihm auf öffentliche Kosten in der Nähe des herzoglichen Palastrs eine Wohnung zu mietzen, wo er sicher aus- und eingehen könnte, lehnte er ab, um sich nicht von den Weibern des Klosters zu trennen, mit denen er in eintätiger Vertraulichkeit lebte. Doch willigte er ein, daß man einen Theil seines ansehnlichen Gehalts, welches er bisher dem Kloster zugestellt hatte, verwende, die, welche als Diener ihn zunächst umgaben, zu gewinnen, aus Besorgniß der Vergiftung. Auch währte er nun zurückhaltender gegen Fremde, und ließ nur von bewährten Freunden empfohlene vor sich. In den hierdurch ersparten Stunden der Muße arbeitete oder vollendete er über Gegenstände der Mathematik, Physik, Astronomie, Politik und Geschichte in sehr großer Anzahl Werke von kleinerem oder größerem Umfange, unter denen am berühmtesten geworden ist die Geschichte der Tridentinischen Aemternverfassung.

Zur Abfassung derselben war er, könnte man sagen, berufen. Geboren sieben Jahre nach der Eröffnung, hatte er bei ihrem Schluß das Alter erreicht, wo er bei seiner sehr frühzeitigen Reise Theil nehmen konnte an den gesellschaftlichen Gesprächen, deren Inhalt damals fast allgemein jene Verhandlungen waren. Auch fand er in' vierjähriger Verbindung mit einem Manne, welcher ihm vieles mittheilte, was er aus den schriftlichen Urkunden, so viele er deren sich auch zu verschaffen wußte, nicht schöpfen konnte. — Der Geschichtschreiber der Schwelgerie für die Kirchenversammlungen Gesichtspunkte auf, aus denen betrachtet sie erscheinen als Anstalten, bestimmt, von Zeit zu Zeit die durch Irthümlichkeit, Geistesgaben und Heiligkeit ausgezeichneten Geistlichen zu vereinen, um ohne andere Furcht als Jesu Christi, ohne anderen Einfluß, als des heiligen Geistes über die allerwichtigste Angelegenheit des menschlichen Geschlechtes zu ratthlagen, durch welche Aenderung in Säkular und Aucht der jedesmalige Geist der Zeit zu lenken sei auf einen Gott wohlgefälligen Weg, und dann durch feierliche Aundmachung der gefaßten Beschlüsse Aenigen nicht minder als den Niedrigsten im

Volle Ehrfurcht dafür einflößend, jedem Einzelnen das Gefühl mitzutheilen, daß er einer über den ganzen Erdkreis verbreiteten, durch die ewigen Bande der Wahrheit, der Liebe und des Rechts innig verbundenen Gemeine Jesu angehört; Er, jener Geschichtsschreiber, nennt sie Werkzeuge moralischer Bildung, wie weder Moses, noch die delphische Prieslerin, weder Pythagoras, noch die Neumäner so weitreichend es hatten. Von allen Kirchenversammlungen hatten wenige ein wichtigeres Geschäft, als die Tridentinische. Es galt, den gerechten Klagen so vieler Fürsten über ungebührende Eingriffe der Geistlichkeit für die Zukunft vorzubauen, den nicht minder gerechten Beschwerden so vieler Gemüthen über den Verfall der Tugend und die Verwirrung der Lehre abzuwehren; es galt, die edelsten Nationen mit der alten Kirche zu versöhnen, und dieser eine Verfassung zu geben und ein Verhältniß zum Staate, wie die fortgeschrittene Bildung der Europäer laut und dringend forderte. Daß von dem Allen nicht nur nichts abzuweichen, daß es auf mehrere Jahrhunderte vereitelt, oder, wie gar Einige fürchten, für immer unmöglich gemacht worden, rührte daher, daß die zu Trident versammelten Väter und die in den Personen ihrer Abgesandten gegenwärtigen Kaiser, Könige und Fürsten an nichts mehr dachten, als an ihren nächsten persönlichen Vortheil. So entstand ein nichtswürdiger Kampf kleinlicher Leidenschaften, in welchem, wie es zu geschehen pflegt, der Eizigle, und das waren die Päpste, den Sieg davon trug. Wenn man bedenkt, daß es dies war, was Sarpi darzustellen hatte, sollte man nicht meinen, daß ein tugendhafter Kern ihn unaufhörlich mußte zu prophetischem Eifer begeistern, um in seinem Werke dem Andenken der Nachwelt die Unwürdigkeit derer zu überliefen, welche damals die Sache der Menschheit so freventlich verriethen! Aber man findet davon keine Spur. Es herrscht in dem Werke eine Ruhe, Heiterkeit und Milde, ähnlich der, womit ein Naturkundiger Gegenstände seiner Wissenschaft betrachtet, die seine Forschungsbegehrde gemeinsam reizen, um sie von allen Seiten kennen lernen zu wollen. Am Schluß der Einleitung, worin er, nach der Weise des Tacitus, doch ohne dessen Schwermuth, eine Uebersicht gibt von dem Ganzen, nennt er jene Versammlung die Zügel seines Jahrhunderts, und etwas von dem Spotte, der unverkennbar liegt in dieser Vergleichen, würzt zum Vergnügen des Lesers das ganze Werk. In der That scheint, es liege in dem Wesen wahrhaft großer Geister, bei allem Eifer für das Gute, im Vertrauen auf dessen unzerstörbare Kraft, nicht übermäßig dem Unmuth Raum zu geben, wenn sie von Andern es verkannt, oder abgemut, oder getreten sehen; es scheint die letzte Frucht ihrer Weisheit in Beurtheilung menschlicher Dinge, so weit diese nicht von ihnen abhängen, sei das lausle und erhaltene Lächeln sokratischer Freude. Welchen Werth er seinem Werke beilegte, und welche Dauer er ihm versprach, erhellt aus einer gelegentlichen und, wie es scheint, ganz anspruchlosen Bemerkung. Obgleich, sagt er, die Beschlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung in Jedermanns Händen seien, finde er doch aus mehreren Ursachen rathlich, Auszüge davon seiner Erzählung einzuverleiben, um so mehr, fügt er hinzu, wenn ich das Mißvergnügen bedenke, das ich empfinde, so oft ich beim Xenophon oder Tacitus etwas zu ihrer Zeit sehr Bekanntes übergehen finde, was, jetzt zu erfahren unmöglich, mir unbekannt bliebe, woraus ich als Regel folgere, daß ein Buch nie auf ein anderes verweisen dürfe.

Jenes Werk erschien zuerst in England im 67. Lebensjahre Sarpi's. Zu diesem Alter war er gelangt, obgleich von Jugend auf gequält von einem sehr schmerzhaften und unheilbaren Uebel. Die unaufhörliche Kränklichkeit, welche dies ihm zuzog, hemmte nicht seine Thätigkeit, sondern erhöhte sie; ihr dankte er als Naturgeschenk, was Andere mühsam erwerben müssen, Vertrautheit mit dem Tode, welche mehr als etwas Anderes zu löblichem Thun und Sterben aufzumuntern pflegt, und überhaupt den Ton des ganzen Lebens auf eine ruhige, seltsame Weise zu stimmen. Im Gegensatz derer, welche sagen, kein Werk sei

so alt, der nicht noch ein Jahr zu leben hoffe, hatte er nie sich jugendlich gefühlt, um nicht jedes Jahr für das letzte zu halten. Das Langerwartete erschien endlich. Den Sonnabend vor Ostern, in seinem siebzigsten Jahre, da er eben im Archive beschäftigt war, überfiel ihn eine Brustkrankheit, die ihn binnen zehn Monaten langsam verzehrte, ohne jedoch den gewohnten Gang der Thätigkeit zu unterbrechen, bis sieben Tage vor dem Tode. Die Annäherung desselben kündigte sich ihm an in Träumen, welche mit dem Fortschritte der Krankheit lebendiger, inhaltsvoller und zusammenhangender wurden. Nicht ohne Rührung bemerkte er hierin das Sterben des Geistes, sich allmählig zu entziehen von dem bisherigen Gesähten. — Was die Alten so wünschenswürdig schildern unter dem Namen der Euthanasie, konnte für einen Mann wie Saerpl in nichts Anderem bestehen, als darin, zu sterben in der vollen Würde seiner Seelenhoheit. Und dieses Glück ward ihm zu Theil. Nachdem er am Tage des Todes einem Abgeordneten des Senats über öffentliche Angelegenheiten Rath ertheilt, sammelten sich beim Einbruche der Nacht die Brüder um sein Lager, um ihm nach Klostergebrauch den Abschied zu erleichtern. In dem feierlichen Heildunkel der Todesdämmerung schlen Irdisches und Himmlisches in seiner Seele sich innig zu mischen, denn am Schlusse des Gebets, welches die Umstehenden über ihn aussprachen, und er nur still im Herzen wiederholte, öffnete er noch einmal die Lippen für das Wohl des Vaterlandes. *Perpetua esto*, rief er mit leiser, aber vernehmlicher Stimme einmal über das andere, worauf er lächelnd verschied. Dies geschah am vierzehnten Tage des Jahres 1623, und der siebzehnte Oktober des Jahres 1797 war der denkwürdige Tag, an welchem die Republik Venedig aufhörte zu sein, so daß sie das Gebet des Sterbenden um unvergängliche Dauer nicht länger überlebt hat als 174 Jahre.

Wahrheit und Recht, vollständig und dauerhaft siegen werden sie niemals und nirgends; aber nirgends und niemals werden sie aufhören zu kämpfen, so lange es Jünglinge und Männer gibt, in ihrem Beruf ähnlich dem Paul Saerpl.

III.

Das tausendjährige Gedächtniß Kaiser Karls des Großen.

Held am 67. Geburtstage des Königs von Schweden, Karls XIII., gehalten.

von

Ludwig Theobald Rosengarten¹⁾.

Die Stürme der Völkerwanderung waren hinübergezogen. Nach anderthalb Jahrhunderten gewaltsamen Stoßens und Drängens hatten zwischen dem Trümmern der von ihnen gestürzten römischen Welt die frischen germanischen Völkersämme sich endlich bleibend angesiedelt. In Britannia saßen die Angels-

1) Von dieser Rede ist der Anfang und der Schluß wegen ihrer besondern Bedeutung auf den Nekker, auf die Universität Greifswalde, wo sie gehalten wurde, und auf den Schriftsteller, den König von Schweden, vergriffen. — Rosengarten ward geboren d. 1. Februar zu Grevenmühlern im Mecklenburgischen, war lange Zeitlang in Kriegen auf Rügen und Rast als Verfasser der Geschichte in Greifswalde den 29. Oktober 1818. Er ist besonders als Dichter bekannt.

sachsen. In die Pyrenäische Halbinsel hatten sich die Gothen getheilt mit den Sueven. Gegenüber, auf der Mauritanischen Küste, blühten die Vandalen. Italien war nach einander die Beute geworden, zuerst der Rugen, Suerber, Heruler und Gepiden; dann die Ostgothen, endlich der Lombarden; unten um den Tura saßen die Burgunder, höher hinauf die Alemannen, weiter hin bis zur Nordsee die Sachsen. Gewaltiger denn Alle herrschten diesseit und jenseit des Rheins die Franken. Diese, seit sie im dritten Jahrhundert aus den sumpfigen Niederungen des nordwestlichen Germaniens hervorgebrochen, hatten beim Fall des Römerreichs sich nach und nach der blühendsten Striche des schönen gallischen Landes bemächtigt. Im vierhundert und achtzigsten Jahre nach Christus trat der Eroberer Klobwig auf, ein Herführer aus dem Geschlecht des Meroväus. Mit der ersten seiner Schlachten zwang er den Statthalter Syagrius, was noch übrig war von der römischen Provinz, ihm einzuräumen. Zehn Jahre später stieg er bei Zülpich, und hat in Folge dieses Siegs dem Christ gleich wie die Alemannen ihm geschworen. Abermal nach zehn Jahren griff er die Westgothen an, die zu Tolosa saßen, und nur durch Dietrich des ruhmwüthigen ostgothischen Königs Daroffenkunst für diesmal noch vom gänzlichen Untergang gerettet wurden. Also ward Gallia der Franken Reich, und hat, was schweifel möchte gerühmt werden können, von irgend einem andern Lande unsers Erdtheils seitdem die Herren nicht gewechselt. Denn Klobwigs Nachfolger herrschten in des Königherrn Sinn und Geist. Mit Gewalt und List, keine Art der Verbrechen scheuend, falls solche sie nur ihrem Ziele näher führten, haben diese ruhelosen Merowinger ihr Reich erweitert und abgerundet in jeder Richtung. Die Westgothen haben sie vollends über die Pyrenäen gedrängt, das schöne burgundische Reich verschlungen, die Britten zu Paaren getrieben sammt den Vassen, Almannia und Thüringerland unabdtlich verheert, Friesen, Sachsen und Baiern genöthigt, ihre Oberherrlichkeit anzuerkennen. Zweihundert acht und achtzig Jahre saßen die Merowinger auf König Klobwigs Stuhl, jedoch in den letzten Geschlechtern und als hohle Königsstarven. Denn als nach Dagoberts in Mainz beglücktem, aber mit Schmach und Elend endendem Regiment die Könige einschliessen auf dem Fels der Thronen, bemächtigten die Majordomen sich des Festes des Reichs, und behaupteten es zu Trug der Könige und ihrer Großen. Diese Majordomen, Groshofmeister ursprünglich, Oberfeldherren zunächst, sodann allgeleitende Wesir, benutzten die Vortheile, die ihre Lage ihnen darbot, alle Zweige der Verwaltung an sich zu reißen. Sie vergaben die Lehen, sie ernannten zu den Würden, sie entschieden in letzter Instanz. Im Rath, im Rath, im Ding, in den Märkten, überall war nur der Majordomus; also daß das Volk sich endlich gewöhnte, in den Königen die bloßen Repräsentanten der Majestät zu sehen, die Majordomen aber zu verehren als die Träger der Volksgewalt und die eigentlichen wahren verfassungsmäßigen Reichsverweser. Allein nur dessen erferut der Mensch sich als weltlichen Eigenthums, das er besitzen darf, auf seine Kinder zu vererben. So trachteten denn auch die Majordomen, ihre Ehren und Würden zu übertragen auf die Söhne. Dies gelang Pipin von Landen zuerst, der auch Pipin der Alte genannt wird, und verachtete: werden muß als der rechte, wahre Erbauer und Thronherr unsers Kais und der Karolinger. Doch mußte sein Sohn Grimald des Vaters Züchtlichkeit am Ende mit dem Leben büßen. Es hatten aber in Folge der Theilungen, welche das alte Frankenreich begünstigte, sich nach und nach drei Königthume in Frankreich gebildet, das Neusteiche, das Austrassische und das Reich Burgund. Jedes hatte seinen namentlichen König, jedes seinen Majordomus. Als nun Herr Eberwein, Verweser des Neusteichen Reichs mit schrankenloser Willkür schaltete, die Großen an Leib und Leben kastei, die Könige wechselte, als wären's nur Puppen, endlich aber auch das Majordomat des Austrassischen Reichs an sich zu rei-

gen trachtete, widerstanden ihm die Lstfranken, traten zu Pipin von Herstal, einem Enkel jenes alten Pipin, und übertrugen ihm das Hest des Reichs. Pipin, ein Herr von Geist und Gaben, wohlbegütert dazu, als der seinen Thron, den Menschlichen Bischof Aenuiph, beehrt hatte, säumte nicht, so aus gegen den usurpierenden Oberwein, schlug ihn bei Testet, nahm Paris den Schatz und den König, ward Verweser aller drei Reiche, und schrieb sich von nun an einen Herzog und Fürsten aller Franken. Solches gestatteten die Franken in Betracht seiner hohen Eigenschaften, die er denn auch männiglich bewährt hat während der acht und dreißig Jahre seiner kraftvollen Verwaltung.

Als Pipin gestorben, seine mündigen Söhne aber schon vor dem Vater begraben worden, trachtete zwar Plectrud, des Verwesers nachgeliebte Wittib, die Macht zu behaupten für sich und ihren Unmündigen. Da aber die Neustrier die Gelegenheit benutzten, sich einen eigenen Major-domus zu wählen, verdroß die Lstfranken, daß sie ihrer Seits einem Kinde gehorchen sollten, und einem Weibe. Lieber traten sie zu Karl Martel, Pipins Vassard war, auf welchem aber der Geist des Vaters vielfach ruhete. Karl rechtfertigte die Wahl, zog zu Reide gegen die Neustrier, und schlug sie, nahm Paris, Soissons, Cambrai, und vereinte solchergestalt die ganze Macht der Franken zu seinen eignen Händen. Sofort sicherte er die Grenzen, dämpfte die fränkischen und sächsischen Platen, trieb zu Paaren die Thüringer und Alemannen, zwang Bojoarien und Aquitanen, den Lehnseid zu erneuern. Unvergänglichem Ruhm aber hat dieser heroische Karl sich erworben, als er bei Tours gegen den Abderchaman stand und dessen Anrücken. Wie vor ihm Aetius in den Catalaunischen Gefilden, wie in einer noch früheren Zeit in den Raurischen Ebenen der Marcellus, also hat Karl Martel an diesem Tag gestritten für die Erhaltung alles Guten und Schönen, was aus dem Alterthum auf uns herabgekommen. Auch verdankt es diesem Tag bei Tours der Decident, daß er an Christum glaubt, und nicht an den Nachmud.

Nach sieben und zwanzigjährigem arbeitsvollem Regiment starb der Held. Zuvor jedoch hatten die dankbaren Franken ihm bewilligt, daß er die Reiche und Lände theilen möchte zwischen seine beiden Söhne, Pipin und Karlmann. Allein Karlmann zog vor, ein stiller, beschauliches Leben zu führen auf den rebenbespangenen Hügeln von Monte Cassino, also daß dem ältern Bruder die Verwaltung des Ganzen heimfiel. Dieser, nachdem er durch die Nüchternung der rings umher wieder aufgestandenen Zirkvölker seine Nüchternheit sattfam erprobt, fand überflüssig, die kostspielige und allzeit gefährliche Schattenmaiestät jener königlichen Phantome fortzudauern zu lassen. Also, nachdem er zuvor das gefällige Gutachten des römischen Oberbischofs eingeholt, ward schüderisch, der letzte Merowing, zum letzten Mal in das Valensfeld geführt, des königlichen Schmuckes entkleidet, zum Wäch gelehren und begraben in das Kloster zu St. Dmer. Pipin dagegen, nachdem er noch alter fränkischer Sitte auf dem Schild emporgehoben und dreimal um das Feld herumgetragen worden, ward auf den königlichen Thron gesetzt, und von Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, eingesetzt zu einem König der Franken, ist auch nach wenig Jahren von dem allerbetheiligsten Vater selbst, sammt den Söhnen, feierlichst gesalbt und gekrönt worden, alles mit Verbewußt und Zustimmung des Volkes und der Großen. Diesen Franken schien minder wichtig, daß der König ein Reich, als daß das Reich einen König habe. Sie, die den Platen schwerlich gelesen, waren gleichwol Platons Meinung, daß nämlich über Schafe ein Schaf zu setzen Niemandem einfallen; daß mithin auch die Menschen billig nur von den Göttern regiert werden müßten, in Ermangelung der Götter aber von solchen Menschen, die in Absicht auf Weisheit und Güte den Göttern die Nächsten ständen.

Als der nunmehrige König achtzehn Jahre mit ungeschwächter Kraft herrschte, rekrantte er auf einem Zuge gegen Aquitania. Sofort elite er auf Pa-

erle, um, für den Fall, daß Gott über ihn geböte, sein Reich und Haus zu besetzen. Solches that er dann, und theilte, wie der Vater gethan, die Lande zwischen seine beiden Söhne. Karlmann, dem Jüngern, hinterließ er Neustrien, Austrasien ward Karln zugesprochen, Burgund getheilt zwischen beiden. Hieraus starb der Vater, und am ersten Tage nach seinem Tode ward den Söhnen getheilt, einem jeden in den ihm zugetheilten Landen. Es war aber weder Vertrauen noch Einigkeit zwischen den Brüdern. Karlmann, der sich beeinträchtigt glaubte in der Theilung, verweigerte dem kriegenden Bruder den geschnitzten Zug. Mit Mühe nur gelang es Bertha, der Königin Mutter, dem Ausbruch offenkundiger Feindseligkeiten zu steuern. Nach zwei Jahren starb Karlmann. Sofort traten die Großen seines Reichs über zu seinem vom Verhängniß mehr begünstigten Bruder. Als das Gerberga hütete, die leidtragende Königin, glaubte sie, dem Schwäher das Allerschlimmste zuvertrauen zu müssen, nahm ihre beiden unmündigen Söhne und floh zu Desiderius, dem König der Lombarden. Also ist Karl, späterhin der Große genannt, durch die göttliche Fügung alleiniger König geworden des gesammten Frankreichs.

Es sind aber auf diesen Karl alle Gaben und Kräfte des Hauses Perikal vererbt worden, also daß die vorhin zerstreuten Strahlen in dem Spiegel seines Gemüthes zusammenbrannten, blendend, flammend, verzehrend. Wo? wann? wie? unter was für Umständen er geboren worden, weiß Niemand. Auch Einhard, der es wissen gekonnt, umgeht davon zu reden. Woher nur stehen um seine Wiege, wie es der Fall ist mit so manchem andern außerordentlichen Menschen. Daß Pipin sein Vater gewesen, Bertha die Mutter; daß am sichersten sei, das siebenhundert zwei und vierzigste Jahr als dasjenige anzunehmen, worin er geboren worden; daß mehr Grund vorhanden, seinen Geburtsort dieser des Stroms zu suchen, als in den fernseltigen Landen; daß mithin die Ostfranken ihn sich mit größtem Rechte aneignen, als ihre westlichen Stammesgenossen, dies ungefähr ist alles, was wir wissen. Doch auch dies noch berichtet der Sanct Gallische Mönch, daß wenig Stunden vor seiner Geburt ein schöner, heller Stern am Himmel erschienen sei, anzudeuten, daß eben jetzt gesammter Christenheit ein Licht aufgehe, dem bestimmt sei, weit hinaus zu leuchten in die Leute und die Lande.

Wie der Knabe gezogen, wie der Jüngling sich entfaltet, auf welchem Weg und mittelst welcher Vorübungen Karl geworden, der er ward, auch darüber weiß weder Einhard noch Althard uns etwas zu berichten. Einer wissenschaftlichen Bildung genoß er sicher nicht, denn durch ihn erst ist die Wissenschaft zu den Franken gekommen. Lesen und Schreiben hat er sich nicht eher beistissen, als da er schon die Welt zu realisiren hatte. Den Gaul zu summen, den Speer zu schwingen, schwimmend die Fluth zu theilen, zu treiben das eble Waldwerk, zu hören den Wolf und Ur, den Reuter, den Bören und den Wülfel, dies, was noch die Erholung seiner späteren Jahre war, scheint alles gewesen zu sein, was er etwa den Erziehern zu verdanken hatte. Keine Muster studirten ihm, als die seiner wackeren Ahnen. Kein Meister lehrte ihn, als der Gott in seinem Innern. Und ob wir die Data seines Bildungsalters auch in unbekannter Gewisheit belassen, was wäre damit gewonnen? Nur gemeine Naturen werden so beglückt. Das Werden großer Menschen ruht ewig im Geheimniß.

Im ersten Jahre ward der schon riesige Knabe vom Vater abgecoronet, um den Papst, der ihm den Besuch zugesagt, mit Pomp in die Hauptstadt einzuführen. Im zweiten ist er zusammen dem Vater und dem jüngern Bruder von demselben Papst gekrönt und gesalbt worden. Im funfzehnten hat er seine Epochen verlebzt; im neunzehnten seinen ersten Zug gethan. Im zwei und zwanzigsten vertraute ihm der verständige Vater der Prebe halber die Mundbörde einiger Klöster, so wie die Reichspflege mehrerer Gauen des Reichs, und, wie man sagt, hat der Jüngling die Prebe wohl bestanden. Auch auf dem Zuge

nach Rom hat Karl den Vater begleitet; da denn die Heiligkeit des durch so vieler Märtyrer Blut geweihten Bodens, die Pracht der Gottesdienste, die Nähe so vieler verehrter Heiligtümer, die Schaulust, die um die Gräber der Apostel fürchten wehten, dem Jüngling jene Ehen des Heiligen, jenen Eifer um die christlich-katholische Kirche, jene religiöse Begeisterung mögen eingehaucht haben, welche das springendste Motiv seines Thuns und Wollens wurde. Sechs und zwanzig Jahre zählte Karl, als ihm die Nordfranken huldigten. Das acht und zwanzigste hatte er vollendet, als er durch des Bruders Tod alleiniger Herr des gesammten Frankenreichs wurde.

Die Gestalt der Welt aber in jenen Tagen war diese. Des asiatischen und afrikanischen Welttheils schönste Striche gehorchten den Nachfolgern Mohammeds; doch war die Macht des großen Kalifats, das einst von Samarkand bis Kiskoa reichte, bereits gebrochen. Die Byzantiner saßen noch wie vor auf ihrem goldenen Thron, der zwar von außen hart bedrängt wurde durch Araber und durch Bulgaren, im Innern heftig erschüttert durch den Bürgerkrieg und andere theologische Kriege. Spanien diente den Mauren, mit Ausnahme Galliciens, das den Ungläubigen bereits wieder abgerungen war durch die Nachfolger des trefflichen Don Pelayo. England zerbrach in sieben Königreiche, unablässig beunruhigt durch die nordischen Abenteuer, blieb ohne Einfluß auf den Continent. Italien war getheilt; im oberen herrschten die Lombarden, im untern die Griechen, mitten inne saß der Papst. Von deutschen Völkern waren die südlichen und mittleren zinspflichtig den Franken; im Norden nur wohnten frei, trotz, unbedrungen die noch heidnischen Sachsen. Jenseit des Elbstroms bauten slavische Völkerstämme in Frieden ihre Acker. Wo vormals Dacia gewesen und die pannonische Provinz, hauseten drimalen die rohen Awaren. In der Cimbrischen Chersones, auf den Inseln, im fernen Scandinavien trieben Dänen, Normannen und Waräger ihre stürmischen Wesen. Im Grunde war alles Land, was nordwärts über die Elber, ostwärts über die Weichsel hinaus lag, zur Zeit noch unentdeckte Erde.

Mit allen diesen Reichen und Völkern, den Kalifen zu Bagdad aufgenommen und die angelsächsischen Siebenherzöge, ist Karl in feindselige Verührung gekommen, also und dergestalt, daß von den sechs und vierzig Jahren seines Regiments nur ein einziges, das siebenhundertneunzigste, ohne Feldzug verstrichen. Dieses Kaisers Leben war ein nie abbrechendes Reisen, Rennen, Kaufen, Streben und Klingen. Stand er im Norden, so schlug es ein im Süden. Stritt er an der Elbe, so rief es ihn schon wieder ab zum Ebro oder zur Tiber. War er kaum fertig mit den Aufrührern im Herzen des Reichs, so brannte es rings herum an den Grenzen; so wurden die Marken bedroht oder beunruhigt von den Normannen, Mauren, Awaren. Also hat er sich und seine Franken auf und abgetrieben sein ganzes Leben hindurch auf dem Durchmesser des halben Welttheils, von der Tiber bis zur Elber, vom Elbstrom bis zum Ebro, über Alpen, Carpathen, Pyrenäen, von den Küsten der Nord- und Ostsee bis zu denen des atlantischen und mittelländischen Meeres.

Was war's, das diesen Menschen trieb und hegte? War's innere Unruhe, wilde Herrschsucht, unersättliche Ländergier, die keine Ruhe ihm ließ, bis ihn der Tod zur Ruhe brachte? Wer Karln näher kennt, wer tiefer geschaut in sein ernstes, großes Gemüth, wer begreift, wie er eben so mild als stark gewesen, so sanftlich als heidlich, so fromm und gläubig, als verständig und staatsklug, wie so unedler und gemeiner Götze Spur schwertlich in ihm finden. Es ist etwas Anderes, Mächtigeres, was diese begeisterten Menschen, die Eroberer, treibt; es ist, was das ihnen selbst nicht klar werden mag, als an ihre Laufbahn Jele! Irrend ein Anlaß weckt sie. Jrgend ein Gedanke durchblitzt sie. Sie umfassen ihn mit Innigkeit. Wie Falkenblick durchschauen sie ihn, mit Abberflung erlöse.

men sie ihn. Die gelungene That verleitet zu neuen. Kampf leimt aus Kampf. Das mit Anstrengung Erworbene mag nur durch Anstrengung behauptet werden. Mit jedem steigenden Schritt erweitert sich die Umsicht, die am Ende nichts Beringeres, als die ganze Welt umfaßt. Der beschwörende Spruch ist einmal ausgesprochen. Die beschworenen Geister sind auf. Aus allen Winkeln umfluteten sie den geängsteten Landbesitzer, der das bannende Wort veragessen.

Der Mensch, der mittelwürdig, hat er einmal vermessen eingegriffen in das Rad der Welt Ereignisse, ist fortan nicht mehr der Sohn der eignen Wahl; er ist Organ nur des Weltgeistes. Unaushaltbar wird er fortgerissen vom Verhängniß; nur Gott mag den draufenden Umschwung hemmen. Dies, bedunkelt uns, ist die Geschichte aller Eroberer von Scythien, Alerus und Alerus an, bis herab zu Alexander, Julius Cäsar, Karl dem Großen und Napoleon.

Alle Feldzüge Karls aufzuzählen, thut nicht Noth; gesetzt auch, daß die Kürze der mir zugemessenen Zeit es gestattete. Ein schneller Ueberblick seiner Eroberungen ist jedoch unerläßlich, wär' es auch nur, um die Welte und den Umfang des Kreises zu ermessen, innerhalb dessen er wirkte; eines Kreises, den er sich erst umschreiben, erweitern, ausräumen und überreiten mußte, um innerhalb desselben die Schöpfung hervorgerufen, deren Ideal seinem Geiste vorschwebte.

Karls erster Krieg war ihm unvollendet hinterlassen worden von dem Vater. Es war der Krieg mit dem Aquitaner. Nicht so bald hatte Pipin den Schauplatz geräumt, als Herzog Hunold, den jener in das Kloster verschloß, die traurige Rolle des Helden, Brevier und Clapulier vorwarf, und sich noch einmal an die Spitze seines Volkes stellte. Karl, wiewohl der Vender den verfassungsmäßigen Zuzug ihm abschlug, verlor keinen Augenblick. Mit den Wenigen, die ihm zu Gebote standen, zog er in das Feld. Da erschallt der Hunold, und, sein Land preisgebend, floh er zu Wolf, dem Herzog von Vasconien. Dem Wolf ließ Karl sagen, dafern er den Hunold schütze, werde Karl auch sein Feind sein. Des Wolf auch der Wolf, und hatte nichts Elligeres, als den Hunold auszuliefern, und ebendrin sich selber. Gendigt war der Feldzug; aus der Krieg, wie ein ausgeführtes Lied. Wer denkt nicht hier an Alexander's erstes rühmliches Aufschlagen, als nach des Vaters Untergang, des Sohnes noch grüne Jugend verachtend, im Norden die Barbaren gegen ihn aufstanden, im Süden die Hellenen. Das erste Aufstehen verkündigte den Mann; meistens entscheidet es dessen ganze Zukunft.

Desiderius der Lombarde grüßte. Denn Karl hatte seine Schwester, die er vergebens zu befruchten gesucht, aus dem Ehebett verschloß. Hierauf dauend eben war Gerberga mit ihren Unmündigen zu Desiderius geflüchtet, und Desiderius, um Karl wehe zu thun, muthete Papst Stephan in, Arelmanns Kinder zu Königen der Franken zu salben. Dessen weigerte sich der hl. Papst, und da der König, ihn zu zwingen vermeinend, in Sanct Petrus Erbe, das Pipin dem heiligen Stuhl geschenkt, feindselig einfiel, schickte der Papst zu Karl, dem König der Franken. Karl, der Kirche ersehnter Sohn, glaubte die nachgesuchte Hülfe nicht verweigern zu dürfen. Mit zweien Heeren brach er auf, deren eins er dem Chroim Bernhart anvertraute, das andere übernahm er selber. Desfeldes Wegs, den vor ihm Hannibal genommen und Cäsar, nach ihm Quian und Buonaparte, zog er hinab zwischen den himmlichen Alpen. Wie aus den Wolken geflossen stand er plötzlich im Herzen der Lombardel. Da ergriß panischer Schreck die Lombarden. König Desiderius schloß sich ein in seine Stadt Pavia. Während diese mitten im Winter belagert und belagert wurde, ging Karl indes mit Weib und Kind nach Rom. Mit doppelter Ehrerbietung empfing ihn der heilige Vater. Hosianna sang alles Volk, gebenedeiet sei, der da kommt in des Herrn Namen. Die weltlichen Dinge werden über den himmlischen nicht vergessen. Der König besätigte dem Papst des Vaters Schenkung,

und vermehrte sie mit neuen; der Papst dagegen übertrug ihm die Schienvolgite von Rom, eine Würde, die bisher die byzantinischen Kaiser bekleideten, aber freiwillig schlichte genug gehandhabt hatten. Im Frühling ergab sich Desiderius, und ging ins Kloster. Sein wackerer Sohn Adalgis aber entfloh nach Constantino-
pel. Im zweihundertachten Jahre nach ihrer Gründung fiel so die lombardische Monarchie, welcher an Glanz, Macht und sittlicher Ausbildung bis dahin keine andere im Occident gegliichen. Die Ueberwundenen behandelte Karl mit Güte, und ließ durch Grafen und Herzoge, späterhin durch seinen Sohn Pipin sie er-
gleiten in ihren eigenen Rechten und Gesezen. Die erbeuteten Schätze vertheilte er unter die Kirchen und die Krieger. So that er immer. Er selbst ließ sich ge-
nügen an der sogenannten eisernen Krone, die er sich soll haben aufsetzen lassen zu Mailand. Höher als diese schlug er an die Eroberung Pauls, des Diaconus, des Sohns Warnfried und Theudobindens, des anmuthigen Geschichtschreibers der Lombarden. Als Paulus, wenig gerührt durch Karls entgegenkommende Güte, gegen den Unterdrücker seines Volkes sich zum dritten Mal verschwor,
die Franken aber den Ueberwiesenen der Augen und der Hand berauben woll-
ten, untersagte Karl es. Wenn wir diesen tödten, sprach er, wo wollen wir einen andern hernehmen, der uns so anmuthige Historien schreibe?

Aus dem Krieg mit Desiderius keimte die Fehde mit dem Thassell, dem gewaltigen Baiernherzog, der eine Tochter des Lombardenkönigs heimgeführt. Thassell, obwohl Karln jüngerpflichtig, konnte den Sturz des Schwelgerevaters nicht verschmerzen. Auch mochte er aufgebracht worden sein durch sein Weib Luitberga, und deren Bruder Adalgis. Vieles ist hier dunkel. Genug, Thas-
sell, der Fehde verdächtig, ward ein Tag gesetzt zur Verantwortung. Als er sich nicht stellte, nahm Karl, wie er pflegte, seine Maßregeln; rasch und zu-
gleich sicher. Mit drei Heeren, aus drei Richtungen überzog er den Thassell, sel-
wärts vom Ech, oben herab von der Donau, von unten aus Italien herauf. Thassell, umgarnet und umstrickt, blieb nichts übrig, als sich zu ergeben auf
Barmherzigkeit, die der König ihm denn auch angedeihen ließ, sich brünnend,
Geißel von ihm zu nehmen, und einen neuen Eid. Nach Jahr und Tag ward
Thassell beschuldigt, die Avarn in das Land gerufen zu haben. Als diese mit
großem Blutvergießen geschlagen worden, ward der Thassell vorgeladen auf In-
gelheim. Diesmal schien ihm rathamer sich zu stellen. Schwere Klagen wur-
den wider ihn erhoben. Sich zu verantworten vermochte er nicht. Zerfnische
und reulig stand er da, ein überwiesener Sünder. Die Richter erkannten auf
den Tod. Aber Karl fand gerechter, daß ihm geschähe nach dem Buchstaben sei-
nes eigenen, des Baiernrechtes, welches verordnet in des zweiten Titels neunter
Nummer: daß, welcher Herzog sich begeben lasse, das Gebot seines Königs und
Heeren zu verachten in des Königs Landen, der Lehen verlustig gehen und zu an-
dächtigt beschaulichem Leben angehalten werden sollte, ob ihm geringen möge, wenn
nicht den Leib, so doch die Seele zu retten. Solchem Spruche unterwarf sich der
Thassell, bat sich zur einzigen Gnade aus, daß er nicht in der Hofpsalz selbst und
vor allem Volk möchte geschoren werden, und ging gutwillig gen Sanct Goar.
Seine Gattin, seine Töchter nahmen den Schleier. Die Donauflie der Agilol-
fingen erlosch. Keinen Herzog bekam Boioaria wieder, so lange Karl lebt, dem
diese hohe Würde mit dem Königthum nicht allzuverträglich dünkte. Wohl aber
legte er einen Grafen über das Land, der dasselbe nach seinem eignen Recht und
Herkommen verwalten, daneben auch die Marken schützen möge gegen die
Avarn.

Diese Avarn, ursprünglich eine Tungallische Herde, waren, gedrängt
von den Turkemannen, anfangs an den Don, dann bis zur Donau vorgebro-
chen; nach Attila's und der Hunnen Zeit hatten sie deren Namen, Schätze und
Behnssie geerbt; Constantinopel plünder-
te vor ihnen; Pannonien und Noricum

war ihre; alle slavische Stämme, die längs der Elbe bis zur Ostsee saßen, schakten dem wilden, ungeschlachten, in das roheste Heidenthum versunkenen Volk, dem nichts heilig noch ehewürdig war. Da machte sich auf Samo, ein fränkischer Kaufmann von hehem Sinn, sammelte die slavische Jugend um sich, wappnete und übte sie auf fränkische Weise, dann führte er sie in das Feld gegen die Barbaren. Dieser Versuch gelang. Die scythischen Ungeheime wurden geschlagen, und der treffliche Kaufmann, welcher verdient genannt zu werden mit den Kugler und den Medici, die eben auch, wievohl auf andern Wege, aus Admiren Fürsten geworden, listete, ihnen zu Trug und Hohn, hart an den Gränzen ihrer Wohnplätze, den karinthischen Staat. Noch mehr wurden sie eingeschränkt, als um dieselbe Zeit auch die bosnische, die dalmatische und serbische Herrschaft gestiftet wurde durch die von Byzanz aus unterstützten Kreuzzüge; also daß dormalen ihnen nur noch das Land übrigblieb zwischen der Theiss und Save. Aber auch so noch waren sie über alle Maassen furchtbar ihren Nachbarn, den Baiern und den Thüringern, welche letztern dem unermüdblichen Heidenbekehrer Bonifatius sogar an Christus zu glauben gelobten, dafern der Christ sie von solchen Unholden erlösen werde. Da beschloß der christkatholische König, die vielsche Horda entweder zu vernichten oder zu vertilgen. Es hatten aber die Avarn ihr Gebiet verschanzt und verbaute auf eine ganz eigene Weise; mit sogenannten Ringen oder Pagen, nämlich: Erdwallen, die zwischen eingerammten Bäumen aus Schutt und Rasen aufgeschüttet, und mit allerlei Gestrüpp bepflanzt, eine undurchbrechbare Brustwehr bildeten. Solcher Ringe bedeckten neune das Land, deren größter, innerhalb dessen der Eban sein Wesen trieb, sieben deutsche Meilen im Umkreis betragen haben soll. Hinter solchen Linien glaubten die Avarn dem Franken getrost erwarten zu können. Sie irrten. Nichts vermochten ihre Ringe, nichts ihre windschnellen Kasse, nichts ihre langgestreckten Pfeile gegen Karls niederwerfenden Angesturm. Karl, der diesen Krieg mit entschloßener Meisterhaftigkeit geführt, ließ seinen Sohn Pipin gegen den Feind anrücken aus der Lombardel. Nordwärts der Donau von Ocas Dietrich; südwärts des Stroms der König mit dem Kern des Heere. Für Schiffbrüchen war gesorgt. Mundverrath und Geschütz ward nachgeführt auf einer Flotte, welche die Donau hinunterfuerte. So großer und wohlberechneter Anstalten vermochten die Barbaren sich nicht zu erwehren. Ueberall wurden sie geworfen, ihre Ringe erstürmt, zwei und sunzig Tage lang das Land verheert, unschlagbares Gut, aller Raub, den der Attila aus Ost und West zusammengeschleppt, ward gewonnen, und von dem König freigebig zugespendet dem Papp, den Kirchen, den Armen und dem Heere. Dieser Eine Feldzug entschied den Krieg, dessen Verwindung, die sich freilich noch bis in das achte Jahr verzog, der König seinen Söhnen und Feldherren überließ. Die Avarn wurden endlich müde. Das Land lag öde. Der Kaiser sorgte nun, daß Colonien hineingeschafft, Wästhümer gestiftet, Heidenbekehrer gesendet wurden. Auch eine avarische Mark errichtete er, aus welcher in spätern Zeiten Oesterreich erblüht ist; Oesterreich, das sich nicht nennen läßt, ohne daß eine Welt der Erinnerungen in uns ergebe werde, Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit, an welche losset sich knüpft eine Welt der Ahnungen einer noch glorreichern Zukunft.

Neben allen diesen zum Theil schweren, jedoch vorübergehenden Kämpfen hatte Karl noch einen stehenden Krieg, der durch den besten Theil seiner Lebenszeit sich hinzog, den Krieg mit den Sachsen, den schwersten in der That von allen, der aber auch in seinen Folgen sich bewährt hat, als zum höchsten erseiglich für das Heil Deutschlands nicht nur, sondern auch des ganzen gestirten Europa. Die Sachsen, einer der ältesten und ansehnlichsten deutschen Völkerstämme, hatten damals alles Land inne, was Rhein und Main, Elbe und Nordsee einschloßen. Sie allein waren neu geblieben dem alten germanischen

Stauben, wie überhaupt der Väter Art und Sitte. Die Weiden freilich suchten sie gegen den Feind zu decken durch Hecken und Burgen. Heftigstens haßten sie das Leben innerhalb der Mauern. Auf ihren Höfen wohneten sie, weit aus einander gestreut, Obde, Freie, Vassen, getheilt in mehrere Stämme, Westphalen die Eimen, Ostphalen die Andern, zwischen denen die Engern: den Hülftlingen gehörten sie, so lang es ihnen wohl gefiel; Steuern und Abgaben kannten sie nicht. Haberbrod aßen sie, brauten Bier und Wein; wechelten die Meister der Natur, vor anderen den König des Himmels, den geschätztesten Weban, auf dessen Altar sie die Gefangenen schlachteten; schlecht und recht übergenß, rauh und roh; in keuschen Sitten; gerecht in wechselseitigem Verkehr, auch mild und gütig, wenn es nur den Feind nicht galt, den sie freilich unverzeihlich haßten. Diese Sachsen verabscheuten die Kranken; denn der Kranke brachte das Christenthum, das Christenthum brachte den Priester, der Priester den Aebten, der ihnen ein Gekuel war. Auch befanden sich des Trangelii wilte Leheren im schneidendsten Gegenatz mit ihrer harten Kraft und trostigen Sinnlichkeit. Unbegreiflich war ihnen, daß Sünde sein solle, den ertönten Schimpf mit eignen Hand zu rächen, unrichtlich, daß der Heil seinen Himmel theilen solle mit dem Feigen. Seit mehr denn einem Jahrhunderte ward demnach Eiz- und Erbfeindschaft gewesen zwischen ihnen und den Franken, um so mehr, da im Raachlande die wechselseitigen Marken einander vielfältig durchkreuzten. Wehe denn einmal, wenn hatten sie empfunden den schweren Arm der Helden aus dem Hause Herilal. Die Westphalen zumal waren von Karls Vater unpflichtlich gemacht, riefen von ihnen sogar das Christenthum aufgedrungen worden. Sobald indessen nur der König todt war, entthätterten sie sich des Jochs, schlugen die Priester todt, zerstörten Kirchen und Kapellen, und statt den vergeltungswürdigen Tribut zu zahlen, stritten sie sich hinein ins Land der Franken. Solche Ungeräthe zu dulden, verbot Karle keine Königs- und Christenpflicht. Diese vorbedachten Absichten zu dämpfen, sie zu bekehren, zu vernunftlichen, sie zu befehligen nach seiner Welle in der Zeit und Ueigleit, ward von nun an die eigentliche Arbeit seines Lebens, und man muß gestehen, daß er ihr dessen längsten und kräftigsten Theil geopfert habe. Bis in das drei und dreißigste Jahr dauerte der Krieg mit den Sachsen. Ersterhin Krönzüge hat der König gegen sie gemacht in eigner Person, während welcher, der Natur des Landes und des Kriegs gemiß, freilich nur zwei eigentliche Schlachten vorgefallen, an der Lippe die eine, die ander an der Hase. Wohl wurden die Sachsen fortwährend im Nachtheil. Die Greteburg ward erobert; die Irmenhause umarmt; mit Burgen wurden sie gegügelt an der Diemel, Weser, Elbe, Rhodamer werden gestiftet, Trangelisten und Apostel ausgezendet ohne Raach und Ael. Umsonst alles! Dreimal zwar ward förmlicher Friede geschlossen zu Paderborn, Attigno, Salza. Jedemal beachten sie den Frieden. Wo der König Aehn mochte, an der Raach, am Oben, an der Elber, aus der Mitte der glänzendsten Unternehmungen ward er abgerufen, um die abermals aufgestandenen Sachsen zu dämpfen. So hing denn auch mit jedem Zuge die Erbitterung. Die Sachsen überhies gaben kein Quartier. Der König sah sich gezwungen, das Gleiche zu gestatten. Ihrer fünfthalbtausend ließ er niederhauen, wie einen Mann, weil sie das Gleiche gethan mitlem im Eriistand an einer Schaar der Seinen, welche gegen die Wendten zog. Noch ist übrig das Gebet und Gebilde, daß die zum höchsten gerechten Sachsen aus dieser Veranlassung an ihrem Weban thaten: Heiliger harter Weban, ich und dei und unserm Hauptmann, Herrn Wittelind und den ideoigen Fereführern allen, gegen diesen bösen Karl, den Schlächer. Ich gelobe dir auch einen Auer-schen, und der Schafe yhren, sammt allem Zudehle. Und will du opfern alle Gefangene auf deinem heiligen Hachberge!" Also hat der Krieg sich fortgezogen bis in das sechs und dreißigste Regierungsjahre des Königs. Dann erst, als

von dem Heerführern die Einen gefallen waren, die Andern gewonnen durch Karls Güte; als der Rhein, der Elb, der Havel und Mittelrhein, der gewaltige Mittelrhein, der Hermann seiner Zeit, die Tausende anzureißen zu Arturs; als Karl, ganz im Sinn der alten merovingischen Eroberer, viele tausend Familien der Sachsen ins Innerste seines Reichs verschleppt, und hochin und dorthin angesiedelt hatte; dann endlich war die Kraft der Sachsen gewichen, aber nicht ihr Geist. Auch dann noch schlossen sie zu Salza den Arianen unter ehrenvollen Bedingungen. Das Christenthum war ihnen so sehr gefallen, zusammen dem Rechten, versprochen auch den Statthaltern, die der König, der damals schon Kaiser war, ihnen setzen würde, zu gehorchen. Daasgen blieben sie im Besitz ihrer lammlichen Acker und Gauen; auch wurden alle Rechte und Freiheiten der Franken ihnen zugesichert. Nach wie vor behaupteten sie sich als einen der ersten und ersten deutschen Stämme, und sind in Folge der durch Karl ihnen widerfahrenen Umwandlung aufgetrübte mit wunderbarer Schnelligkeit zu einer Stufe der Cultur und des Wohlstandes, wein sie zu Trug ihres minder dankbaren Völkens die blühenden Rheinländer selbst überholten. Deutschland aber ist durch der Sachsen Belehrung und Einleitung zu höherer Einheit gelangt, kraft deren es seit dieser Zeit eine unüberwindliche Brustwehr gebildet gegen Hoz und Wagoz, wie gegen die Barbaren aus dem Süd und aus dem Norden.

Aus Gelegenheit der Sachsen hat Karl denn auch zu thun bekommen mit den kühnen seefahrenden Abenteurern, die damals in Jütland saßen, und in den dänischen Inseln. König Siegfried war der Sachsen Freund, und leistete seinem Schwager Mittelrhein allen nur erdenklichen Vortheil. Ergriffen Nachfolger, der treuge, stolze Gottfried, verschwur sich, der Franken Kraft zu werden. Wiewohl that er, was er konnte, und das war nicht wenig. Vor allen Dingen sicherte er sein Land durch das Danewerk: sette Linien, die er längs der Eider sog von Meer zu Meere. Dann griff er die Chotizen an, Karls treue Verbündete, hing und henkte ihren Herzog. Nachdem er darauf eine Feste von zweihundert Festungen gebaut, nach er in See, landete auf der französischen Küste, und zwang die Feinde zum Frieden. Schon vermaß er sich, den Rhein hinunter zu schiffen, Aachen einzunehmen, und seine Gasse zu halten in des Kaisers Pfalz, als der Deth des Hockers ihn traf. Indessen hatte auch Karl seine Anstalten getroffen; der Heerbann war entboten; Flotten gebaut um Saug der Schelde und des Rheinstroms. Als Karl jetzt ins Feld rücken wollte, der Hermann, Gottfrieds Nachfolger, den Frieden. Dem gewählte der König, Arianen ward geräumt. Die Eider blieb die Grenze.

Dass Karl auch mit den Slaven Handel bekommen, seit er ihr Nachbar geworden durch der Sachsen Uebergang, ist nicht zu verwundern. Längs des Oststroms saßen sie, in mancherlei Stämme und Namen vertheilt; Wenden, Sorben, Kinnern, Eslläer, Belataben. Diese wiewohl sie mehr des Feldbaues und ruhiger Gewerbe, als des Krieges pflegten, konnten es gleichwohl nicht lassen, zu Zeiten in der Franken Gebiet zu streifen. Sie zu jähigen verschob der König, bis er Ruhe gewann. Die fand sich. Im siebenundzwanzigsten und neunzigsten Jahre that der unermüdete König seinen Zug auch gegen diese Völker; ging der Langemünde mittelfst zweier Schiffbräden über die Eide, und vergalt den Slaven mit Wucher, was sie an ihm gefundigt. Damals ist der Eroberer denn auch in unser stilles Land gekommen, ohne jedoch daß eine Spur seines Hiesseins zur Zeit noch von ihm aufgewiesen werden könne. So viel wissen wir, daß er am Brenness die Slaven einholt, und im verquälten Gau sie dermaßen geschlagen, daß sie von nun an nimmer wieder gegen ihn gerührt. Sie schwuren ihm, gaden Hiesel, und Karl ging zurück in seine Stadt Worms.

Aber auch gegen die Ungläubigen eines andern Schlages, gegen die Sa-

Standen, wie überhaupt der Völkern Art und Sitte. Die Sächsen freilich suchten die armen den Feind zu heilen durch Aesten und Wurgen. Uebrigens hatten sie das Leben innerhalb der Mauern. Auf ihren Höfen wohnten sie, weil aus einander griffen, Obis, Äbte, Pöffen, gertheit in mehrere Stämme, Westphalen die einen, Ostphalen die Andern, zwischen beiden die Engern: den Hauptstamm angehörten sie, so lang es ihnen wohl geliet; Stürzen und Abhasen kannten sie nicht. Halbroth aßen sie, braunen Bier und Weib; wechelten die Geister der Natur, vor andern den König des Himmels, den erlöschenden Weban, auf dessen Altar sie die Gefangenen schlachteten; schlacht und recht überlätig, raub und reth; in freischen Sitten; gerecht in wechselseitigem Verkehre, auch mild und gütig, wenn es nur von Feind nicht galt, den sie freilich unverzeihlich haßten. Diese Sächsen verabschiedeten die Franken; denn der Franke beachte das Christenthum, das Christenthum beachte den Priester, der Priester den Lehnten, der ihnen ein Bündel war. Auch besaßen sich des Evangelii milde Lehren im schmerzlichen Gewissen mit ihrer hohen Kraft und tropigen Innerehre. Unbegreiflich war ihnen, das Sünde sein sollte, den ritterlichen Schimpf mit eigener Hand zu rächen, unethisch, daß der Herr seinen Himmel theilen sollte mit dem Feigen. Seit mehr denn einem Jahrhundert ward demnach Obis und Obseindlichkeit gewesen zwischen ihnen und den Franken, um so mehr, da im Nachlande die wechselseitigen Marken einander vielfältig durchfernten. Wehe denn einmal ander hatten sie empfunden den schweren Arm der Weiden aus dem Hause Verital. Die Westphalen zumal waren von Karik Vater einspöchtig gemacht, vielen von ihnen sogar das Christenthum aufgedrungen worden. Sobald indessen nur der König todt war, entschütteten sie sich des Todes, schlugen die Priester todt, wütheten Kirchen und Kapellen, und starr den vergichtmässigen Todten zu zählen, streiten sie tief hinein ins Land der Franken. Solche Ungehörigkeit zu dulden hieß kein König, und Obseindlichkeit. Diese wütheten Obseindlichkeit zu dämpfen, sie zu befehen, zu vernemlichlichen, sie zu befehen nach seiner Weisheit in der Zeit und Unzeit, ward von nun an die eigentliche Arbeit seines Lebens, und man muß gesehen, daß er die besten Langen und kräftigsten Jähre gewepfert habe. Als in das drei und dreißigste Jahr dauerte der Krieg mit den Sächsen. Erhaben Zeitlager hat der König gegen sie gemacht in eigener Person, während welcher, der Natur des Landes und des Kriegs gemäß, freilich nur zwei eigentliche Schlachten versallen, an der Spitze die eine, die andere an der Feste. Wohl hielten die Sächsen festwährend im Nachtheil. Die Overburg ward eßfüren; die Jernwände umarrüret; mit Wurgen worden sie gewögelt an der Feste, Nibel, Obis, Obseindlichkeit wurden gestüet, Obseindlichkeit und Apotot ausgedrückt ohne Maß und Ziel. Unsehl alles! Dreimal war nach förmlicher Rache geschloffen in Paderborn, Kallig, Salis. Jedemal beachte sie den Frieden. Als der König schon medite, an der Raab, am Obis, an der Feste, und der Wüte der glänzenden Unternehmungen ward er abgerufen, um die abemals aufgestellten Sächsen zu dämpfen. So hing denn auch mit seinem Auge die Erbitterung. Die Sächsen überhies gabn kein Quartier. Der König sah sich gezwungen, das Obische zu gestalten. Ihrer förmlichthausend ließ er niederhauen, wie einen Mann, weil sie das Obische gethan mitten im Stillstand an einer Schaar der Seinen, welche gegen die Weiden zog. Noch ist übrig das Obische und Gefühle, das die ihm höchsten gereiten Sächsen auf dieser Veranlassung an ihrem Weban thaten: Heiliger starker Weban, sieh und bei und unserm Hauptmann, Oren Wütekund und den übrigen Overführern allen, gegen diesen bösen Karik, den Eschäcker. Ich gesehe die auch einen Auerchlen, und der Schale eben, sammt allem Auerchle. Und weil die eßfern alle Gefangene auf seinem heiligen Overberge! Also hat der König sich festgesetzt, bis in das sech und dreißigste Regierungsjahre des Königs. Dann erst, als

von den Vorfühern die Sinen gefallen mochten, die Andern gewonnen durch Karls Güte; als der Herr, der Alf, der Helli und Witterfink, der gewaltige Witterfink, der Hermann seiner Zeit, die Läufe angenommen im Aftigne; als Karl, ganz im Sinn der alten weingeländlichen Gereder, viele tausend Kanonen der Sahren ins Innere seines Reichs vertheilte, und Viehen und Viechen anreichte hatte; dann endlich war die Kraft der Sahren gebrichen, aber nicht ihr Geist. Auch dann noch schrieben sie zu Sines den Jüngen unter ehrenvollen Bedingungen. Das Völkchenum war ihnen so sehr gefallen, zu demselben dem Schinken, verprachen auch den Statthaltern, die der König, der das zumal schon Kaiser war, ihnen legen würde zu übergeben. Dagegen stichen sie im Ring ihrer kaiserlichen Marken und Namen; auch wurden alle Rechte und Freiheiten der Sahren ihnen zugesichert. Nach wie vor behaupteten sie sich als einem der ersten und edelsten deutschen Stämme, und sich in Folge der durch Karl ihnen widerfahrenen Umwandlung aufzuleben mit wunderbarer Schnelligkeit zu einer Stufe der Cultur und des Wohlstandes, worin sie zu Anfang ihres mühsamen handbaren Lebens die blühenden Rheinländer nicht überholten. Deutsche sind aber ist durch der Sahren Beförderung und Entlohnung zu geringem Einkommen gelangt, Kraft deren es seit dieser Zeit eine unüberwindliche Vorliebe geblieben gegen Krieg und Noth, wie gegen die Markaren auf dem Land und auf dem Meer.

Aus Gelegenheit der Sahren hat Karl denn auch zu thun bekommen mit den kühnen verführerischen Abenteurern, die damals in Ausland zogen, und in den kaiserlichen Heeren. König Siegfried war der Sahren Freund, und letztere seinem kühnen Witterfink allein nur ebenbürtigen Vorstand. Siegfrieds Nachfolger, der kühne, Heile Witterfink, vertheilte sich, der Sahren Kraft zu brechen. Witterfink that es, was er konnte, und das war nicht wenig. Vor allen Dingen schickte er sein Volk durch das Danewerk, erste Sinen, die er längs der Elbe zog von West zu Ost. Dann griff er die Schwaben an. Karls treue Witterfink, hing und konnte ihnen Verge. Nachdem er darauf eine Flotte von zweihundert Fahrzeugen gebaut, fuhr er in See, landete auf der kaiserlichen Küste, und zwang die Sahren zum Tribut. Eben vermag er sich, den Rhein hinunter zu schiffen, Sahren entgegen, und seine Waare zu stellen in der Kaiser's Pfalz, als der Reich der Sahren ihn traf. Indessen hatte auch Karl seine Kavalieren getroffen; der Herrmann war entsetzt, Sinen gebaut zum Schutz der Elbe und des Rheinstroms. Als Karl sah ins Feld ziehen wollte, der Herrmann's, Witterfink's Nachfolger, den Sahren. Den gewaltigen der König, Sinen auch gewonnen. Die Sahren sind die Sahren.

Das Karl auch mit den Sahren Handel bestimmen, seit er die Nachbar gewonnen durch der Sahren Beirathung, ist nicht zu verwundern. Lange der Sahren haben sie, in mancherlei Stämme und Namen vertheilt; Sinen, Sahren, Sinen, Sahren, Sahren. Diese wieviel sie mehr der Sahren haben und ruhiger Gewerbe, als der Sahren pflegen, konnten es gleichwohl nicht lassen, zu Zeiten in der Sahren Gebiet zu streifen. Sie zu züchtigen verbot der König, die Sahren zu nennen. Die fand sich. Im siebenundzwanzigsten und neunzigsten Jahre that der unermüdete König seinen Zug auch gegen diese Sahren; ging der Langarmünde nach, zwei Schiffe über die Elbe, und vergalt den Sahren mit Silber, was sie an ihm schuldig. Damals ist der Eroberer denn auch in unser Sines Land gekommen, ohne jedoch das eine Spur seines Durchgangs zur Zeit noch von ihm anzuzeigen werden könne. So viel wissen wir, das er am Fluß der Sahren eintrat, und im vergeblichen Thun sie beizumachen geschlagen, das sie von nun an nimmer wieder gegen ihn gemocht. Sie schickten ihm, gaben Heil, und Karl ging zurück in seine Stadt Sines.

Aber auch gegen die Ungläubigen eines andern Schlags, gegen die Sa-

ragenen, welche Spanien unterdrückt, hat Karl den Speer erhoben, wie es einem christlichen König gebührt. Die Veranstaltung war diese. Der Krieg mit den Sachsen war beiderseitig einwilligen mittelst des ersten zu Paderborn geschlossen. In seiner Pfalz zu Paderborn sah der König, und hegte das hohe Reichsgedank. Da erschien vor seinem Stuhl ein Araber von hohem Range, Ebn Al Arabi, Statthalter von Saragossa, bezeugt von seinem Ehen Jussuf und von A'ariz, seinem Tochtermann. Sie suchten Hülfe gegen den Unterdrück ihrer Lande, den andalusischen König Abd-al-Rahman. Wahrscheinlich ist, daß sie mit Abschwörung des Islam den gewöhnlichen Schutz erkaufen. Karin hielt zunächst streng als schändlich gebücht, einen Mahnung dieser Art sich zu erziehen. Also ward der Herrmann aufgegeben, für diesmal in den Streit wider die Mauren. Der König, nachdem er zu Narden das Weihnachtsest, ließ König zu Douar, Ebern zu Chasteneul bezogen, stand jetzt am Fuß der Pyrenäen. Hier theilte er, wie er pflegte, sein Heer. Durch Roussillon und Verduan zog das eine; er selbst am der Spitze des andern, wand sich über St. Jean Pie de Port durch die noch tief verschneelten Schlüfte des Hochgebirges. Wie finden nicht, daß die Mauren gewagt, ihm im Felde entgegen zu treten. Sie scheuten, scheint es, den Eifer Karl Martels. Also warfen sie sich in die Felsen. Da ward Pampelona zerstört; Saragossa erstickt, und zurückgegeben dem verheiratheten Emir. Huetea und Alona fielen. Alles Land bis zum Ebro ward gewonnen; die spanische Karl gestiftet. Auf dem Heimwege traf Karin der bekannte Unfall in den conventuellen Schlachten, der einige dieser Art, der ihn scheint betroffen zu haben während so vieler und so schwerer Jage. Als nämlich der Kranken Heer in lang ausgebreiteten Reihen durch die walddunkeln Pfade mühselig sich hinunter wand, da mit einmal brachen die Massen hervor aus ihrem Hinterhalt, überfielen die Nachhut, raubten das Gepäck, und erschlugen die allzusehrer Krieger. Da fiel A'shelim, der mannhafteste Pfalzgraf. Es fiel der Seneschall, der wiewohl E'ha'ab. Auch Roland fiel, der starke Roland, der Thurm der Kranken. Groß war der Verlust, bitter die Schmach. Sie zu sehen, fand nicht statt; denn als Karl eilig umkehrte, war das Raubarsinbel indes verschwunden. Durch dieses Jages Abenteuer ist Karl eben so bedeutend gemessen für die Welt der Phantasie, als er es ward durch andere ungleich wichtigeren Thaten für die Weltgeschichte. Er ist umgeschlagen in Folge dieses Kelduges in eine machtsame mythische Person, verherrlicht durch Lied, Sage und Legende. Es ward nämlich in dem folgenden romantischen Alterthum sein Kampf mit den Mauren ausgepöbten zu einem heimlichen Kreuzung in das geliebte Land; der für später angenommenen Zug nach Spanien aber, und namentlich der conventuellen Unfall verhöfnet durch hundert anmuthige Jage. Wie der großmächtige und gütigwärtige Kaiser Klotild Maun, der Christenheit Beschützer, und allseitiger Helfer des Reichs, wider die Heiden in den Streit gezogen in das Mozentland, wie er mit seinem guten Schwert Martels die Saragossahäupter abgemalt, als während eitel Dilettanten; wie er König Argelanten ihrer Einmahlhunderttausend todt geschlagen in einer Schlacht; wie er das ganze Land eingenommen bis an das äußerste Bergeblüge Perconium, wo er alle Mozentländer versetzte, das einzige purgative Bild des Nachrud aufgenommen, dem er nicht hatte anhaben können, weil der Argubere und Jagenprophet eine Legion Teufel hinein gebannt; wie darnach seine Mannen, durch Wein und Weiber verführt, in einem Hinterhalt gelockt wurden, wo ihrer dreißigtausend auf dem Platz geblieben zu sein dem teuffischen Cimre und dem unvergleichlichen Rothelant oder Roland; wie der Roland, nachdem er zwanzigtausend dieser schändlichen Schändler erschlagen von dem Eigenthümer Banalen hinterbracht mit vier Langen durchgehackt worden, da denn der Held zu Boden gestürzt mit seinem Schloßzeug Kaiserlich;

wie er in der grauen Noth in sein eisenhelmetes Horn Lufte geblasen mit solcher Macht, daß Kaiser Karl den Schall gehöret im Kranienlaube, ihm selbst dem Keland aber darüber die Ankerpfeile der Kette preisgibt; wie er darauf mit seinem guten Schwert Duzendst, das er seinem andern gegibt, in einen Wurmloch vom freiesten Korn gebauen, da denn zwar der Wurm nezt in zwei Städte zerfallen, der Hainberg aber still geblieben; worauf der fremme Heil das Vater und das Erbe gebetet, die Arme freuweis gefattet und also seliglich verschiedn sei; wie Kaiser Karl, um seiner Brauen Tod zu rächen, sefset das Reich Hispania überzogen mit großer Vortemacht, da denn die Rume drei Tage und drei Nächte über dem Schicksal geblieben, auch nicht eher zu Gott gegangen, bis der fremme Kaiser die verständigste Rache genommen an dem armen Reichleut; bis und unendlich Reichtum ist herabgefallen auf und durch alle prementische, castilische, italische, französische, deutsche Reiche und Weisen von des alten Erbscheß Augustus fremmen heiligschönem Romane an bis zu Kaiser Ludwig unvergleichlichem Ritter- und Frauenklinge.

Lebt und sunstig Jahre hatte Karl gelebt, drei und dreißig mit Kraft und Weisheit geherrscht, als er, da die Zeit erfüllet war, durch die göttliche Schickung impredigen wurde auf den einzig übrigen, von ihm noch zu erledigenden Bischof selbster Bischof.

Es begab sich nämlich im sieben hundert neun und neunzigsten Jahr, daß Papp Pro der Dritte, in Mitte einer Versam, die er angestellt auf dem Vatican in die Kirche des h. Martinus Laurentius, von einigen vernünftigen Männern, die ihn hassten, muthwillig überfallen, niedergeworfen, mehrerlei gemüthlich, fortgeschleppt, und in den Keller des nächstst besten Klosters geworfen wurde.

Aus solchem Kerker errettete ihn sein treuer Kammeling Alton. Alton, ein französischer Graf, geleitete ihn vollends zur Stadt hinaus, und seiner wachte, sich an ihm zu vergreifen. In wem konnte der Hochbedrängte suchen, als in dem Schirmvogel seiner Stuhl, zu König Karl? Wer höchste Empfehlung empfing ihn der König, gastete ihn viele Tage, und nachdem er ihn auf Verhältnisse bewirther, entlaßte er ihn einfließen unter staatlicher Bedingung noch nach Wien, insofern, ihm zu folgen, sobald die Tage des Reichs er ihm gäbte. Doch war der Fall in dem nächst folgenden acht hundertsten Jahr. Karl zog ein, ungeachtet von einem unglücklichen Volk, in die Metropole des christlichen Cultus. Nach sieben Tagen reinigte sich Pro, Angesichts der Kaiser und aller Volk, von allen ihm zur Last gelegten Verbrechen durch einen bei den Weibern der Kerkel Hüften abgelegten Eid. Tags darauf sah Karl zu Gerichte über jene beiden Mordmörder, und erkannte über sie, was Rechtens. Darnach, in der Christnacht des benannten acht hundertsten Jahres, als der König der Abkalt zu erliegen, sich in Sanct Petrus Münster erheben hatte, kam aus dem Thum des Vaters und allem Volk, nach gründiger Rasse aber aus seinem Willkür geordnet war, und jetzt stehend vor dem Hochaltar lag, versunken in fremme Betrachtung der Welt in dieser geheimnißreichen Nacht angeworbenen unaußerordentlichen Heil: da mit einem Male, wie aus höherer Eingebung, rief der heilige Vater sich auf seinem bedrängten Stuhl, hat auf den Hochaltar, neben die goldenen Throne, setzte er auf des stehenden Königs schon gemachten Schritt, und ließ ihn zugleich mit dem heiligen Vat. Rief Volk aber rief laut und zu dreien Muten: Heil! Heil! Heil! Carole Auguste, dem fremmen Kaiser, dem großen Kaiser, dem von Gott gekrönten Heide bringenden achten wahren, christlichen Kaiser Heil. Füg und langes Leben. Also ward im drei hundert vier und zwanzigsten Jahr nach Neomus dem Kaiser Abdankung das abentheuerliche Kaiserthum wieder herabstelt nach dem Katholisch Stet. Karl war überrascht. Er wußte kaum, wie ihm gescheh. Er begriff augenblicklich dieser ersten Handlung unverständbare Folgen. Er rechnete seinen Verrathen, wie Gaiusard verfährt, daß, wenn er der Pöbel nicht habe ahnen können, er der Heiligkeit des Kaiser ungenügend die Suche für die

mal gemieden haben würde; und es dünkt uns, als ob seinem schlichten, einfältigen Gemüthe eine solche That gar wohl zugemuthet werden könne. Bei dem, wie ihm weiß! Es war seine kleine That in Wahrheit, die der See in vollstehender Gewalt in dieser verhängnisvollen, ewigenwährenden Christnacht an das Veste der Welt warb in dieser Nacht der seltsamsten Geburte, wenn die Zeit schwangete, gingen nur seit den Tagen Constantins und Eusebius, der Gedanke eines christlichen Reiches aller christlichen Nationen des Abendlandes unter der vollen Macht des Reiches und der Kirche. In der That sind Reich und Kirche das Heiligtum geworden des gesamten Mittelalters; Kaiserthum und Papstthum, die beiden Ängste, worin dies ganze wunderbare Zeitalter sich bewegte.

Es sah nun Karl von Gottes Gnade auf dem durch seinen Arm und seine Waffen Kraft rühmlich errungenen Kaiserthum, er, der Herr des Abendlandes, in Frankreich, Italien, Deutschland und Spanien König, der Christenheit Beschützer und Beschützer, der römischen Kirche Schirmherr und Edmann. Das Christenthum trugte die Waffen gegen ihn: Franken, Sachsen, Kruden, Slaven, Friesen; dazu viele Stämme der Slaven, sammt den Ueberbleibseln der Hunnen und Avarn. Von der Erde Ausfluß bis zum Meer, am atlantischen und am Mittelmeer, an der Elbe, Nahe, Rhein, die besetzten Alpen hinunter bis Narbonne wuchsen seine Banner. Alle Könige der Christenheit eilten ihm zuliegen den Königen der Heiden. Offen, der Schwert König, Albrecht, der Angelfürst, nannten sich seine Söhne. Von Aken, König von Burgund, nachdem er bei Tübingen die Wunden in einer großen Schlacht geschlagen, hatte nicht Angeln, als seine Truppen, mit einer heiligen Gesandtschaft niederlegen zu lassen in den Händen seines Herrn, des Kaisers. Von Aken, die goldene Kaiserin, hatte ihr Herr sich darauf angetragen, daß ihre Tochter Theophania mit einem der französischen Königsstämme vermählt werden möchte. Sagarrat, ein Emir in den afrikanischen Ländern, ward um Karls Freundschaft, indem er ihm sanfter Löwen aus Numidien, Bären aus Numidien und weissen Purpur. Am höchsten eilte ihm der Karl des Westlandes, Harun al Raschid, kaiserlich aus dem Reichthum der Araber. Von allen Völkern seines erdigen Reiches sandte er ihm das Edelste, das einzigen Elephanten besaß er sich, um Karle ihn zu verehren; und noch höher ansehnlicher ward dem Kaiser, als Karl Almetin und Gesandte an das heilige Land in Jerusalem gesandt, und dem Kaiser dieses berichtet wurde, triffte er Bericht auf das Eigenthum des heiligen Gebirges, und ließ selbst den Herrschaften befehlen, beschreiben, in welchem er herrschte den Osten und Westen unter allen Königen, die an Christus glauben.

So viel möge genügen von Karls kriegerischer Laufbahn und von der Art und Weise, wie er sein großes Reich zusammengeordnet. In jedem ist übrig, wie so verschiedenartig, muß feindlich gegen einander gestimmte Völkerschaften zusammengehalten werden durch sein päpstliches Regiment, durch die Weisheit seiner Gesetze, durch seinen mit Milde gepaarten Graß, durch die Kunst, die Wissenschaft, die Religion, durch die Majestät seiner Person und den höchsten Adel seiner Handelt. Es ist übrig, weichen wir die jetzt nur als Krieger und Eroberer sehen, auch zu betrachten als Herrscher, Gesetzgeber, Richter und Staatsmann; als den Beschützer der Wissenschaft und der Religion; als Menschen endlich, als Väter und als Väter.

Dieser Kaiser heißt der Große, wie Johannes Müller mit Recht bemerkt, weniger wegen des Anfangs und Glanzes seiner Eroberungen, als weil er mit seiner großen und strengen Kraft nicht verminderte in den Gesetzen des Landes und in dem Rath seiner Väter zu wirken. Karl ließ die alten ererbten Verhältnisse des Reiches bestehen. Er änderte nicht in dessen altgermanischer

Verfassung. Ein König der Franken war mit nichts unumhelfen, Nicht durfte er thun, was ihm wohlgefiel, sondern was der Nation das Beste dachte. Den Nationalrechten zu erlauben, dienten ihm die Versammlungen in den sogenannten März oder Mairfeldern, Jeder wechselfte Franke richtete auf solchen, die freien Männer nicht minder, als der König Frute. Der König hatte, wie billig, die Initiative des Gesetzes. Nachdem er im engern Kreise seiner Oefficianten dessen Inhalt in Erwägung gezogen, ward durch den Kämmerer und die Referendarien der Entwurf den Episcopalen und Abbaten, durch viele den Bischöfen und Aebten, den Comtes und ähnlichen Persönlichkeiten mitgetheilt, lebhaft wurde er vor dem Volke getheilt, dessen Zustimmung erforderlich wurde, um ihm die Kraft eines Gesetzes zu geben. Die spätern Verordnungen erliefen die Versammlungen allmählig außer Achtung kommen, um desto mehrthätiger in denselben vor sich ihre Functionen. Die Versammlungen trafen Beschlüsse entgegen, die der Auctorität der Nation bezeugten, um die Macht der Könige zu mildern, versammelten jene desto häufiger. Auch Karl, der unter dem Volk noch die Großen zu ehren hatte, hat die März oder Mairfelder regelmäßig gehalten. Er führte sogar noch ein zweites zum Schluß des Jahres zu hundertachtzigtausend ein, auf welchem verhandelt werden sollte, was in der nächsten Nationalversammlung sollte verhandelt werden. Es überwiegt noch eine hohe Kaiser Auctorität, sein Willen so stark mächtig und so populär, daß kein Volk widerstand thut, wo das Eine, das Volk aber ein Auctorität brüht und beschwört hat.

Die Feiern der Kaiser nach vorgerichtet in den Ländern durch seine Hochbeamten. Die Provinzen wurden verwaltet durch die Comtes, deren Titel, Amt und Würde der Kaiser selbst nach und nach einschränkte, und durch die Oefficianten ergriff. Abbaten vertraten den Kaiser in den Klöstern; die Marsch wurden verwaltet durch Markgrafen, die Comtes oder Comites durch Centur, Bischofs, Aufseher und Schiffe. Damit kein Beamter die ihm anvertraute Gewalt mißbrauchen möchte zum Nachtheil des Volkes, erhielt der Kaiser das Amt der Comtes, bezeugten ihnen die Provinzen auf dem Reichstag die Abkündigung sich zu gleichem Zwecke bedienen. Männer von unterschiedener Einsicht und Rechtschaffenheit, von hohem Range gemeinlich, gewöhnlich so wohl als weltlichen Standes, wurden abgewählt mit weit ausgedehnter Vollmacht, um die ihnen anvertrauten Provinzen zu verwalten. Unter andern sollten sie, bestimmten Ehrenschiff, helfen die Provinzen, dessen abzurufen auf der Erde, aber bestimmten nach dem. Die Provinzen dieser Einrichtung waren folgende: Provinzen Comtes, verschiedene Provinzen, fünf Bischöfe, Markgrafen, Comites Comites nicht aufkommen in Karl Landen, so lange war die Comtes über die Provinzen

Er selbst, der Kaiser, war der oberste Richter, seine Comites. Die Provinzen regierten, wie Dietrich sagt, heißt ursprünglich nicht, als Richter. Zum ersten Mal in der kaiserlichen Pfalz saßen zu seinem Recht der Pfalzgraf und der Grafen; danach die ersten Kronbeamten, der Marschall, Seneschall, Kammerer und Truchseß. In den Ländern richteten die Provinzen, in den Comtes die Comtes, in den Comtes die Comtes, denen anvertraut waren, haben und dem Volke erlassen Schiffe. Von den hohen Herren fand die Provinzen statt an die kaiserliche Pfalz. In den Ländern des allmächtigen Lebens erkannten die Provinzen, eine Art der Provinzen; einhundert, sieben Männer, welche auf den Angehörigen der Gemeinde selbst erlassen wurden. Hier steht aber nach der Lage und geistig unter der Kaiser Schatz und Namen. Karl beschwerte seine Beamten, ergriff, als während die Provinzen, diese Provinzen nicht in denselben, daß die Provinzen nicht nach dem Reich geblieben, damit,“ sagte er, der Provinzen, der Provinzen nicht über und unser Reich erheben, das Volk aber geistig werden nicht von dem Reich.

Die Provinzen aber, nach welchen Karl seine Provinzen richtete, waren nicht solche,

ble er einseitig aufgeschlossen und willkürlich aufstellte, sondern die er vorgefunden, und die seit undenklicher Zeit bei ihnen geblieben. Wohl soll er den Gerichten genähert haben, ein allgemein gültiges Gesetzbuch zu entwerfen für seine gesammten Reiche und Länd, allein er war verständig genug, dem willkürlichen Verfall zu entsagen. Er erreg, daß althergebrachten, in die Mägen des Volkstheils vermachene Freemen und Einrichtungen sich nicht angriffen einerseits lassen; daß besser sei, manigfaltige Gesetze zu haben, die leblich gekannt, verstanden und befolgt werden, als solche, deren Nothwendigkeit, und deren vorzügliche Nützlichkeit in der Anwendung nirgends sich hält. Er trübte denn in Ruß Asienanzen zur mancherlei Geiz und Noth, feindlich und feindlich neben einander, Eisenrechte, Schwabenrechte, Burenrechte, weltgerichtet, burgundisch, lombardisch, dazu das doppelte mährische Recht seiner Franken; signarisch das Eine, schillich das Andere. Salisch; daß noch herkamme auf den alten deutschen Eichenwäldern, und wohl genannt werden mag eine Rabel der Gesetzgebung; einseitig, schaffkarrig, beizurichtend, ungeschick, wie der mährische Despot, und der Dodekadist der römischen Decemviren. Das kunstreiche justinianische Recht, das späthier in die Verkommenheit gekrochen; hier in die allwissenden Ocheime und Gemüther, ist erst ein Paar Jahrhunderte später wieder aufgefunden worden in Amal, ob zum Heil der Welt, läßt sich fragen. Aus seiner Eitel ließ ausstehen nicht der dahin noch ungeschriebene Recht, schen, klammern, ergründen, daß ein, wie es Recht ist, nach bestem Wissen und Gewissen. Das demselben seine maßgebenden Capitulationen, Kinder des Rechtsstufes freilich und des Zugewinns, die man aber nur eischen darf, um durch des großen Kaisers milden Sinn, unlässende Einsicht, geschweden Verwahrerstand und strenge Rechtschaffenheit, so wie durch die fromme, heilige, wahrhaft christliche Sprache, darin sie verfaßt sind, sich zum höchsten Vergnügen zu fühlen. Es umfassen diese Capitulationen den ganzen Umfang aller Regimentsverwaltung, des Krieges, des Friedens, des Cultus, der Untertanen, der Stadt- und Landwirtschaft, der Justiz, Eute, Vergelt und Ordnung. Veltair hat sich freiwillig verständig auf diesen ehrenwürdigen Documenten einer lehren, christlichen Einnahme, wasgen Pflanzstiel so nach Gerechtigkeit wichtig und der geistlichen Menschheit ihnen vollen Gerechtigkeit anstreichen läßt; Herder aber vollends erfüllt, Ruß Capitulationen seine geistliche Gebote zu nennen im Gegensatz mit so manchen späten Reichs- sungen und Kaiserverboten.

Seine Kräfte hat Ruß alsbald mäßig des Erbdenkisses und des Herrschens. Das rissen sich zu begeben, wenn er jedoch in den späten Jahren; er war ihm zu heftig; diese Kräfte hielt er über den Herrmann. Von ihm nur seine Besold; die Polen dienten in Person; der Clerus brauchte ihm den Dinstel. Jedoch Volk und Herr war kein Unterschied. Dese besel; ein Reich, daß der Höhe mächtig ist, trägt die Pflanzhaft seiner Freiheit in sich selber. Zur Landwehr wurde die Nation aufgerufen; für die Bedürfnisse des Augenblicks konnten mehrte Scharen; inzwanzig Wochen handhaben die Polizei im Innern. Die freiwillig schmeren Kassen des Herrmann waren abgestellt mit hochseiner Rücksicht auf die Kräfte des Finstern. Die das Land besaßen, waren verpflichtet zu dessen Verteidigung; wer zwei Mannweh besaß, zog in Person zu Hilfe. Die weniger besaßen, waren zusammen zu ziehen oder deren, und rüsten gemeinschaftlich einen aus ihrem Mund. Für Waffen und Proviant hatte jeder selbst zu sorgen, und zwar auf drei Monate, welche zu berechnen waren von dem Tage des Auftrags auf den ganzen abgestellten Waffen. Wer dem Herrmann sich entzog, ward um schuldig Gehörten geübt; wer das Herr verließ, war des Lebens ledig; strenge Mannweh ward gehalten; nur Reich durften die Kesseln nehmen und Zimern; wer die Saat geriet oder Vieh raubte, mußte darauf stehen, Korn und Zugoch standen unter des Königs Mann.

Mit solchen Schaaſen zog Karl ins Feld, mit ſolchen hat er die Welt erobert, nicht mit gedungenen Söldnern, ſondern mit ſeinen eigenen freien Franken, die in gemeinſamer Gefahr gemeinſamlich ſtanden. Nur Gottesdienſt ging vor Königsdienſt. Wer unterm ſchirmenden Schatten der Kaiſerkrone erben wollte, mußte ſie mit ſeiner Armes Kraft vertheidigen helfen; was er verlor, verlor er dem Ganzen; was dies gewinnen ſollte, mußte er erwerben ſammt den andern.

Karls Staatswiſthſchaft war eigentlich nur Hauswirthſchaft, denn wie der letzte der Franken lebte der König von dem Ertrage ſeiner Grundſtücke. Einen Finanzminiſter hieß ſich Karl nicht, ſo wenig als ein Kammercollegium. Nicht bedurfte er ihrer; denn Finanzen gab es noch nicht, und in der Kammer iſt nicht Chreißas. Jeneſ tauſendkünſtleriſche, mit hundertgen Polopenarmen alle Gewerks- und Nahernatzweige umſchlingende, Mut und Mark der Völker aufſaugende Abgabenſoßem unſerer Tage war undelant in jenen ſchlichten Zeiten. Der Franke hieß ſich nicht alles Schreffes und aller Eruer. Das Gut, das er mit ſeinem Mut hatte gewinnen helfen, durfte er nicht verſinken. Der übermüthigen Völker Zins war mäßig; mäßig der Zell, den die eigenen Leute von den Grundſtücken zahlten; Kopfgeld ward nur von ſolchen genommen, welchen man den Kopf gelaffen nach der Verwundung. Auch auf die ſegensreichen freiwilligen Gaben der Meſſen war nicht allzuviel zu rechnen. So blieben denn die Landgüter, Dorfwerte und Meiereien, die Wein- und Obſtgärten, ſammt Wiſſereien und Zünftereien die hauptſächlichſte Quelle, aus welcher der Aufwand des Vols, der bei der unbedrängten Heliſtallität deſſelben nicht gering ſein konnte, beſtritten werden mußte. Wie müſſerhaft Karl dieſe ſeine Demänen verwaltete, wie tief ſeine Einſichten griffen in alle Zweige der Land- und Hauswirthſchaft, beweiſt das noch übrige Capitular von den Vieſen, wo zu leſen ſteht in aller Gründlichkeit und Umſtändlichkeit, wie und auf was Weiſe auf den kaiſerlichen Vorwerken ge- heget und gezogen werden ſollen die Hühner, Gänſe, Tauben, ſammt Pflanzen und Faſanen; wie die Pferde am beſten gehalten werden, wie die Ziegen, Schafe und vor allen die den Franken nicht weniger als einſt den heſenlichen Völkern unentbehrlichen Schweine; wie gebrant, gemalt, gebuttert und gekleitet werden mußte; wie die Bienenzucht zu beſſern; der Lachs- und Hauſenfang zuſchreiben; welcherlei Obſtarten und Gemüſe, welche eßbare und eßignelle Pflanzen zu ſuchen ſein in den kaiſerlichen Gärten; wie die Aeſſen zu bewirthſchaften, die Jagd zu ſehen, die unglühigen Arten Hunde, ſerner das adelige Herberſpiel, die Kaiten, Speiber, Meizer, Kraniche, abzurichten, zu ahen und zu hegen ſein; alles beſchreibt der kaiſerliche Hausvater. Er, der der Welt Geſetze gab in Kieſern, die ſeine Frau ihm geſponnen, ließ ſich Rechnung ablegen von jedem Ei, das ſeine Vögel legen. Denn groß wird nur der, welcher auch das Kleinſte nicht gering achtet.

Nicht genug zu ſehen iſt, was Karl für die Aufnahme der Wiſſenſchaften gethan in ſeinem Lande. Vorboten ein Barbar, aufgewachſen unter Barbaren, hat der göttliche Funke gleichwohl früh gezündet in ſeinem alles Schönen und Guten empfänglichen Gemüthe. Nützlich hat er geachtet an der eignen und ſeiner Franken Entwirkung. Beweis er lehrte. Die am beſten unterrichteten Männer der Zeit verſammelte er um ſich her, und wußte ſie zu ſetzen durch die Vortragswürdigkeit ſeiner Perſon, als das ihrer keiner ihm verſtellen hat das an ſeinem Iob. Als er um Paul den Lombarden geworden, haben wir gehört. Aber auch Petern von Pila rief er zu ſich, Theodorich aus Italien, Paulin aus Aquitania, Poldrad aus Palern. Mit der päpſtlichen Freundschaft umlag er den berühmteſten Mann des Zeitalters, den beſchriebenen, anſpruchsloſen Aemlin, voll claſſiſcher Kenntniß und attiſcher Urbanität. Ihn wählte er zu ſeiner Kinder Lehrer und zu ſeinem eignen. Unabhängig hernähe, den an ihm haſenden Reiz abzulegen, lernte er in der Geſchichte ungeheutem Drang ſpät noch Latein und Griechiſch, übte ſich im Schreiben, Audite Grammatik, Geometrie und

Stierkunde. Der Muttersprache Reinigung und Sichtung nahm er eben wahr, gab Wunden und Wunden deutsche Namen, befahl, daß in der Volkssprache gepredigt würde, ließ auch die alten deutschen Volkstücher aufschreiben, wovon wir nicht wissen, ob es die Bardie gewesen, deren Tacitus gedankt, oder die geistlichen, burgundischen und altemännischen Heilungsfänge, aus denen späterhin der Worthentz der Wunden entspringen. Einen überaus anmuthigen Gelehrtenverein stiftete Karl in seiner Pfalz, eine Art von arabischer Gesellschaft, worin er selbst den David machte, Alcinus war Placius, Angelbert Homer, Andere waren Andere. Auch Handschriften wurden angeschafft; Bücher abgeschrieben; Karl hinterließ eine gar stattliche Bibliothek. Sieben mal hundert tausend Rollen zählten die Propheten; funfzig Bände hatte Kaiser Karl. Des Kaisers Spiel entzündete die Wessern unter seinen Gefehen. Eine edler Weltreiser ergriff Geistliche und Laien. Schulen wurden gestiftet überall, Volksschulen, Stiftsschulen, Klosterschulen, in welchen letztern außer den sieben freien Künsten auch die Arzneikunde, Naturwissenschaft und Historie gelehrt wurden. Damit auch die Hof- und Gelehrten nicht ohne Unterricht blieben, wurden Schulen angelegt in jeder kaiserlichen Pfalz; der Kaiser besuchte sie nicht selten, hörte zu, ergründete die Buben auch wohl in eigner Person, und schalt die Faulen tüchtig. Nicht fruchtlos blieben Karls verdienstliche Bemühungen. Manche treffliche Männer der nächsten Generation verdankten Karls Schulen ihre Bildung; Eginhard, der sein Geschichtschreiber geworden; der Dichter Walafael, der Theolog Gottschalk, auch Otfried, der um unsere brave Sprache sich so großes Verdienst erworben.

Wie der Kaiser auch die Künste in seinem Lande ermuntert sammt den Gewerben; wie er den Handel gefördert, den reisenden Kaufmann geschützt, gleiches Maas und gleiche Münze eingeführt, eine HandelsstraÙe quer durch Deutsch- land geführt, bezeichnet in schieflichen Entfernungen durch wohlbeliegene Stape- plätze; wie er sogar unternommen, die Rodung mit der Altmühl zusammenzu- graben, mittelst deren dann die Donau mit dem Main, mirhin das schwarze Meer mit Nord- und Ostsee in Verbindung gekommen, also daß der levantische goldführende Handel durch das Herz seines Reichs gestossen wäre; wie er, um seinen Deutschen den Gesang zu lehren, tausendfüÙige Heister aus Italien verschle- ben, die dann freilich klagen, daß ihre Triller und Schleifer, das zumal die we- chsen schwebenden Weisen nicht heraus wollten aus den ungeschlachten deutschen Kehlen; groß an Leib wie Berge dennerten auch ihre Stimmen hochbraufend daher, stießen die Löwe hervor mit einem Gepraßel, dem Laßwagen ähnlich, der über Steine reitert; wie er den Stolz der Baukunst veredelt, nach den italiischen Mustern, weih ein herrliches Münster er der Mutter Gottes aufgeführt zu Aachen, wozu er die Säulen aus Rom, die Pfeiler aus Kaperna kommen lassen; welche staatliche Prälzen er sich selbst erbaut eben auch zu Aachen, ferne zu Ingelheim, Nimwegen, Dietsenhofen, an andern Orten; blick und unipäÙigste Anseh zu meiden, gebietet die Zeit. Es genüge anzuführen, daß unter den einhundert sieben und siebenzig Willen, die verstreut über der ganzen Ober- fläche des Reichs den Kaiser und seinen Hofstaat geizigentlich aufzunehmen dienten, nicht leichtlich eine gewesen, die nicht mit anständigen, wohl furnirten Wohnge- bäuden versehen gewesen. Denn schöne und sinnige Gemüther lieben die In- neres abzuplanen auch in den Aufsäßigkeiten ihrer Umhänge.

Kais. Religionsrat wird seinem weltwärts denken, dem sein Inneres klar geworden. Sie war vielmehr das Clement, darin er athmete, die große Schlap- und Pulsader seines ganzen geistigen Lebens. Und diese seine Adern mischt war nicht kuster, feurig, unbeständig, leicht fern von päpstlichem Schatzsinn und menschlicher Dummheit, war sie hell, klar, freundlich, liebend, werthbäsig; feurig seine Andacht, festensfest sein Glaube. Die römische Kirche war eben er alt

die Metropole der Christenheit, aber er war weit entfernt, seine weltlichen Rechte ihr preis zu geben. In dem römischen Bischof sah auch er den Stellvertreter Sanct Peters, wüßten Christi selber; allein man lese nur den überaus köstlichen Brief, welchen er dem dritten Leo glückwünscht zu seiner Erhebung, und man wird sich freuen der eben so ernstlich als herzlichsten Mahnungen, womit er den neuen Papst beschwört, der heiligen Regel zu folgen in allem Studiren, und das Licht eines reinen Wandels leuchten zu lassen vor aller Welt, damit männiglich die guten Werke sehe und den Vater im Himmel preise. Den Cierus hob und begünstigte Karl aus allen Kräften, weniger wohl aus Rücksichten der Staatsklugheit, welche solche ihm unterschieden, die an keine seine Rücksicht glauben, als aus inniger Ueberzeugung von des geistlichen Standes Heiligkeit, göttlicher Einsetzung und hehmem Werth. Aber er verlangte auch, daß die Cieriker ihre Würde ehren sollten durch ihr Leben, er hielt in strengster Ansicht von Heiligkeit nicht nur, sondern auch die großen Dignitären der Kirche, schalt ihre Trägheit, vermahnete zu fleißigem Studiren, katechisierte die Herren nicht selten in eigener Person, ängstete sie mit scholastischen und casuistischen Aufgaben; da daß kein Ausweichen. Sie mußten ihm Rede stehen. Auf die theologischen Streitfragen seiner Zeit einzugehen, konnte Karl nicht füglich umhin, wegen des engen Bandes, was die Kirche und den Staat umschlang in jenen Tagen. Allein auch hier hat man Ursache, seines heilen Blicks, richtigen Urtheils, richtigen besonnenen Menschenverstandes sich zu erfreuen. Als die biderbuchtige Jern: auf jenem schismatischen nicänischen Concilio den Widerblick auf neue sanctificiert hatte, ward der Kaiser sehr entsetzt, sah hin, und schielte wider solche Abgotterei seine vier carolinischen Vöcher, mit einem Feuerzettel, mit einer Stuch für das Heilige, als müsse die Herd geführt werden, grade, wie es das Schwert zu führen pflegte. Wie mild hingegen und wie schonend weiß er den Heile von Irrel zu erheben, der über die unbegriffliche Natur des Göttemenschen einig Angehört von Meinungen an das Licht zu führen hatte, an deren Verhängung er nun seine Ruhe, seine Würde, ja Leib und Leben setzte. Welter nicht weiter hin, schielte Karl ihm, als gut ist, sondern lasst auch genügen. „Wohnt nicht durch Klugheit eines Menschenverstandes die göttlichen Geheimnisse zu ergründen, sondern eher lieber im Glauben, was der Menschen Gerechtigkeit durch vernünftiges Glauben nicht aufzufinden vermag.“ Wer Karls herrliche Capitularien liest, die Pragcapitularien zumal, wo er über Mönche und Klosterwesen, über den Reliquienkram, über die fromme Erbschleicherei, über Werkheiligkeit und launen Gottesdienst, über den alttestamentlichen Ceremonienkram und die neuteamentliche Andeutung im Geist und in der Wahrheit mit treffendem Witz und naiver Jernie sich ausdrückt, traut seinen Augen kaum; man sucht die Vult eines heilern spätern Jahrhunderts um sich wehen; dieselbige, die der Luther einig sammt Melanchthon, Urbanus, Rhagus und den Andern.

Karls häusliches Leben hat uns Calmbach beschrieben, der es am besten vermehrte. Stille, fruchtlose Grise war das Wegekar auch dieses Lebens. Einfach, mäßig, nüchtern, rastlos arbeitend, kassiert unbegrenzt und vertraulich, zugänglich jedermann, eines herrlichen Humors dabei, Rucke auch herein in der Kirchen. Welche Zeit ihm übrig blieb von Geschäften oder vom Studiren, kürzte er mit dem Jagen, Reiten, Schwimmen, dem Trübschern in Kochens warmen Wärdern, die er über alles liebte. Ueber der Last ward vergessen aus den alten Heldengeschichten, oder Augustinus Buchern von der Stadt Gottes, welchen Vater insammt dem Hieronymus er vor andern hoch schätzte, also daß er auch einsam andief: O daß ich nur zwei ähnliche Männer in meinem Reiche hätte, es sollte schon besser werden; wechelt Alwin, seine Habsucht ihm verweilend, zurückab: Der Allmächtige, dem die ganze Welt gehört, hatte ihrer nur zwei, und du begehrest ihrer ein volles Duzend! Nach der Last

ruhte er eine, auch wohl zwei Stunden, schlief sonst eben nicht viel, pflegte die Nacht über mehrere Male aufzustehen, um nach den Sternen zu sehen und um zu beten. In der Kleidung wie in andern Dingen liebte er das Einfache, hielt getreu der alten vaterländischen Tracht, pflegte auch die Heflinge, die sich mit den fremden wässrigen Hüten befhängen, gar unbarbarisch zu nicken. Alltäglich trug er Wamme und Hose, die seine Gemahlinnen ihm gewirkt hatten, darüber den mit leibner Rorte verbräunten Rock, farbige Mäntel umschlangen kreuzweis die Strümpfe sammt den Hosen, ein weißer oder grüner Mantel floß die Schultern hinab. Das Schwert mit goldenem Griff durfte nicht fehlen. Prächtiger setzte er sich, wenn es ein Fest gab, oder wenn es galt, Gesandte zu empfangen; dann setzte ihn das golddurchwirkte Gewand, edle Steine befhigten an den Schuhen, eine goldne Spange hielt zusammen den lang hinunterwallenden Talar; das goldene, von Diamant und Rubin funkelnde Diadem erinnerte an den Kaiser des Abendlandes. Frankenden Gelagen war der Kaiser nicht hold; vier Schüsseln nur wurden aufgetragen fürs gewöhnliche Leben, dazu der Wein, welchen die Jäger an den Spicken bereinzutragen pflegten, und dessen der Kaiser in Menge zu sich nahm. Deslo mäßiger trank er, kaum dreimal über Tische, konnte auch die Teufel nicht leiden. Dieser Kaiser war ein Liebhaber der Frauen. Fünf rechtmäßige Gemahlinnen hat er sich zugelegt, die eine nach der andern. Die erste und zweite verließ er, weil sie unter dem Joch der Unfruchtbarkeit lagen. Deslo ständlicher liebte er die dritte, Frau Hildegard, die ihm innerhalb zehn Jahren sechs Kinder geboren, drei wackre Knaben, und eben so viele Mägdlein. Noch zwei Töchter gebar ihm Frau Katherin, die vierte, die aber überdies eines störrigen, abfessenden Gemüthes war, und ihrem Ehemann manchen Verdruss gemacht, wesir derselbige sich zu erholen pflegte bei Fräulein Helmebrandt, die ihm denn auch noch einen Knaben gebrachte, den bösen, buckeligen Pipin, der dem Vater nach dem Leben gestanden. Als Luigard, die fünfte und letzte der kaiserlichen Gemahlinnen, ohne Kinder verstorben, befaß er sich fortan mit einigen Weisheitsfrauen, die ihm dann auch noch manchen tüchtigen Ruten geschickt, und manches stieliche Mägdlein. Eine Kerube war, den schon alternden Kaiser zu sehen in der Mitte seiner Kinder. Er selbst der staattliche Mann seines Reichs; sieben seiner Rüsse maß er; eines heitern Angesichtes, groß die Nase, groß und strahlend die Augen, also, daß, wer ihn ansah, die seinen gern zu Boden schlug; ehrenwürdig in seinem grauwenden Haar, prächtig der Mantel, in Mäntel sein Stehen und Sitzen; die Stimme saß zu klar und klein für den gewaltigen Menschen, der Hufisen kndte, und die Sarazenen zu spalten liebte von der Schwärzinn bis zum Sattelknopf. Ueberaus holdselig überdies in Gespöck und Gedärbe, also daß nicht leicht Jemand traurig von ihm ging, der auch noch so schweren Herzens zu ihm gegangen. Solchen Mann zu sehen im Kreise der Seinen, welche Augenweide! Da war der feurige Karl, sein Erstgeborener, des Vaters Ebrndid und Liebbling; Pipinus, der mannhafte Held, der nicht verwechselt werden muß mit jenem andern unächtigen Pipin, den Mort gezeichnet hatte; und der fromme Ludwig, der frühlich mehr geeignet gewesen, die Insel zu tragen, als das Diadem. Dazu die kaiserlichen Brüder, Rothbraut, die Erstgeborene, dann Vertha, Walthe und Adelheid; auch Adeltraut, Hildebrandt, Theobrad und andre; es waren ihren neun in allen, ächte und unächte, und alle hübschen; auch stitz, rüdtig, geschämtig; der Vater hielt sie an zur Arbeit, die Spindel und den Rocken mußten sie fleißig handhaben. Karl liebte die Kinder über die Maßen, konnte sich nicht von ihnen trennen; er schleppete sie mit sich auf allen seinen Reisen; den Mägdlein Männer zu geben, wodurch er theils seinen Unzams bezaunt werden wies, konnte er sich nicht entschließen. Woraus dann freilich entstand, daß die armen verwünschten Weisheitsfrauen sich angeschlossen an die Hefstuler und Gehelmschreiber; also daß die kai-

selbige Pfalz wohl manches rare Abenteuer und nicht zu verkaufende Geheimniß sich zu verhüllen gehabt haben. Als Welt kennt die Geschichten von Fräulein Emma und Herrn Eginhard, die freilich durch kein urkundliches Pergament erwahrt, daher denn auch von manchen für apokryphisch erklärt werden. Gewiß indessen ist, daß Bertha, Karls zweite Tochter, seinem Kunstling, dem germanischen und talentvollen Adalbert, zwei Söhne geboren, dem Althard, der die Geschichten seiner Zeit beschreiben, und Hardebad, der das thätige Leben vorge-
Es sie etwa heimlich vermählt gewesen, steht dahin. Karl war nachsichtig gegen diese Dinge, als der gutmüthig sich der eignen Schwächen erinnerte. In großen und zu poltern war ebenhin nicht seine Sache. Kräftlich Gesichter wollte er haben; in seiner Pfalz war Hül' und Külle, Spiel und Eßern. Einen derden deutschen Schwank hatte der alte Herr recht gern; pflegte auch wohl gelegentlich selbst eine Rolle darin zu übernehmen; wie haben die alten niedergerigen Chronikenschreiber manche gar köstliche Schwünne aufgezeichnet haben; der eheleiche deutsche Vetter Michel hat schon damals sein Wesen getrieben unter unsern vorderen Altvordern.

Siebzig Jahre hatte Kaiser Karl gelebt, über vierzig geherrscht in nie getreulichem Wohlstande, als auch er anfang des Geschickes Reid und menschlichen Leides Wandelbarkeit zu spüren. Schon im sechsten Jahre seines Kaiserthums hatte er für den Fall, daß ihm etwas Menschliches widerfuhr, eine Urkunde aufgesetzt, mittelst deren unter Vorwissen und Zustimmung des Volks seine Reiche vertheilt werden sollten unter seine drei ächten Söhne, Karl, Pipin und Ludwig, auf die schicklichste und allen Theilen annehmlichste Weise. Diese von allen Großen beschworne, vom Papst bestätigte und besegelte pragmatische Sanction geriet das Geschick. Im Junius des achthundertzehnten Jahres starb in Mailand Pipin, König von Italien; im December des folgenden, Karl, König in Burgund, des Kaisers Erbkroner und Liebling. Wie hat Karl den Tod der Kinder verschmerzt, nicht leicht hat ihn Jemand leblich gesehen seitdem. Die ihm die liebsten gewesen, waren nun dahin; Hildegard, sein Schwarzenmädchen, das er nie vergaß; auch Rothtraut, seine Erbkroner. Habsland, des Papstes, Tod hatte ihn nicht wenig geschmerzt. Und nun war auch Alcuin, sein geliebter Alcuin, hindübergegangen zu seinem Alacius und Vitalis. Der Kaiser fing an, sich einsam zu fühlen auf dem Thron, der ebenhin leicht der einsamsten Winkel einer auf dem Erdbreis sein durfte. Ihn verlangte nach etwas Bestem, nach dem, was bleibet! Auch seine Gesundheit, die bis dahin unerschütterlich gewesen, fing an, wandelbar zu werden. Häufige Fieberanfälle traten ihm an in den letzten Jahren, die er dann durch Kassen, seine einzige Cur, die dem eiffligsten flecken Körper freilich hart ankam, zu mildern pflegte. Aber eben hinbrachten auf nahe weltumwühlende Erschütterungen, und einen bevorstehenden großen Wechsel der Dinge. Die Natur selbst, die wir die tolle nennen, wie wohl sie ihr Mißgefühlt und ihre Willkürschafft mit uns feindlich und offenkundig, die leblosen Umgebungen, die der Kaiser gewohnt durch seinen Gebrauch, und durchdrungen, so zu sagen, mit seinem Lebensgeiß, schlenen in prophetischen Ankündigen seine nahe Rinde der Welt ankündigen zu wollen. Zeichen und Wunder geschahen, und sind im Sinn der Art gewissenhaft aufgeführt worden in den Jahrbüchern. Die Auserwählte häuften sich. Dunkle Kirken schwebten die Sonne. Zeitige Metereen schiedten. Die Prachtbrüche über den Strom, an welcher der Kaiser zehn volle Jahre abtat, sank inlammten binnen wenig Stunden in Schutt und Asche. Der kaiserliche Palast bedeckte, alles Getöse brach; der grundfeste Säulengang, der aus der Burg in Aachen in die Hauptkirche führte, stürzte ein. Ja, was grausend zu hören, der Völk schlug den goldenen Apfel herab, von der Thurm Spitze desselben Münzstels, das der Kaiser erbaut, und darin seine Reiche nach wenig Monaten beiseite gesetzt wurde; auch ward be-

merkt, daß in der Inschrift über desselben Wülfers großen Vogesenflern, die Christyng, die des Kaisers Namen bezeichneten, plötzlich verblühen und gänzlich unscheinbar geworden seien. Solche und ähnliche Predigten verankerten alle Welt in danges Erwarten der Dinge, die da kommen sollten. Mit Sorge sah man des Kaisers hohes Alter und abnehmende Kräfte. Zu seinem noch übelgen einzigen Sohn hatte man das beste Vertrauen, was den guten Willen anlangt; desto weniger vertraute man seinen Kräften. Karl, des Endes gewärtig, glaubte, sein Haus verlassen zu müssen. Vor allen Dingen verfaßte er sein Testament, das noch übrig, und versetzt ist in demselben Geist, darin er sein Leben gelebt; in dem Geist nämlich der Brüderlichkeit und der Menschenliebe. Dann entbot er Ludwig, den noch übelgen Sohn, zu sich aus Aquitania nach Aachen. Als er gekommen, und die Stellvertreter der Nation beisammen waren, fragte der Kaiser, ob sie es zuschrieben seien, daß dieser sein Sohn, der einzige, den ihm Gott gelassen, nach ihm auf seinem Thron sitzen, und zu dessen Uebung und Gewandtheit von nun an Namen, Würde und Mündigkeit eines Kaisers und Reiches des Reichs führen solle. Als sie einstimmig, daß solches allerdingß der göttliche Wille sei, erhub der Kaiser sich sammt dem Sohn und allen Großen, aus der Burg in die von ihm zu Ehren der Mutter Gottes erbaute Kirche, wo er niederkniete sammt dem Sohne vor den Stufen des Hochaltars. Lange betete er. Dann stand er auf, und hub an zu vernahmen den lieben Sohn kräftig, väterlich, herzlich. Gott zu fürchten und zu lieben vor allen Dingen, gut Regiment zu führen, die Kirche zu schützen und zu schirmen, seinen jüngern Geschwistern allzeit gnädig und holdselig zu sein, die Priester zu ehren gleich Vätern, sein Volk zu lieben wie die Kinder, die Bedructen zurückzuführen auf den Weg des Heils, ein Tröster der Armen zu sein, treue, gottesfürchtige Diener einzusetzen, selbst aber vor Gott und allem Volke einen tugendhaften Wandel zu führen sein Leben lang. Als hierauf der Sohn versprochen, selches alles mit Gottes Hülfe treulich und mit Freuden zu erfüllen, küß ihn der Kaiser, zum Zeichen, daß er das Reich von Gottes und keines Menschen Gnade zu Leben trage, die Krone mit eignen Händen vom Altar nehmen, und sich auf das Haupt setzen. Solches geschah. Gewundigt war die Menge. Der hochbejahrte Kaiser, auf den Sohn gestützt, wankte zurück in den Palast. Tags darauf entließ er wieder den Sohn; ihn ahnte, er werde ihn nicht wieder sehen. Ludwig kehrte heim einzuweilen in sein aquitanisches Reich. Der Kaiser blieb einsam zurück zu Aachen. Wenig Wochen nachher, es war im Eismond des tausendsten Jahres vor dem, welches wir hermalen schreiben, traten die frühern Fieberanfalle den Kaiser wieder an. Die Ärzte, deren Berechnungen er ohnehin nicht sonderlich zu befolgen pflegte, versuchten umsonst, die Schwere des Uebels zu verdrängen. Auch das Fasten, das ihn sonst erleichtert, wollte diesmal nicht helfen. Die Paroergismen wurden stärker, das Seitenstechen schlug dazu. Am siebenten Tage verzog der Kaiser sich des Lebens, und befehl Bischof Hilbold zu rufen, dem er unter den Priestern seiner Pfalz am meisten vertraute, befehlte, und verlangte versehen zu werden mit den Sacramenten, womit die Kirche die Verstorbenen aufzurufen pflegt auf die dunkle Walfahrt. Als er diese mit Andacht und mit Ueberbletung empfangen, hat er noch diesen Tag gelebt und die folgende Nacht. Am Morgen aber des achten Tages, als er inne ward, daß seines Lebens Ende veruonnen sei, hob er seine Rechte mit Kraft empor, und drückte auf Stein und Bruch das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann streckte er noch einmal die Hände aus, faltete sie über der Brust, schloß die Augen, und sang mit leiser Stimme: In deine Hände befehl ich meinen Geist. Sofort erschauete er sanft im Herrn am acht und zwanzigsten des Eismonds im achthundert vierundzwanzigsten Jahr. Zwei und siebenzig Jahre hatte er gelebt, sechs und vierzig Jahre die Königthümer, vierzehn das Kaiserthum verwaltet.

Es erweckte aber die Zeitung, daß der große Kaiser todt sei, allgemeines Leidwesen nicht nur in der ganzen Christenheit, sondern auch unter den Heiden. Am schmerzlichsten freilich ward getrauert um ihn von denen, die ihm die nächsten standen; in den Erblanden, von seinem Stammvolk, am herzlichsten in seiner Stadt Aachen. Derselbigen Tages, an dem er verschied, ward sein Leib gewaschen, balsamirt, angethan mit den Insignien seiner Würde, und beigesetzt in dem Brustgrabe des Kaisers, das er selbst erbauet hatte. Im vollen Kaiserschnuck, die Krone auf dem Haupte, das Schwert an der Brust, ein goldenes Evangelienbuch auf dem Schooße, ein Stücklein von Holz des wahren Kreuzes zwischen dem Lockenhaar der Scheitel, legten sie ihn in aufrechtster Stellung auf einen goldenen Suhl, füllten die Gruft mit Weihes, Balsam, Weibrauch, Speurzeilen, verschlossen sie dann und versiegelten sie. Zweihundert Jahre verstrichen. Da besah Kaiser Otto der Dritte, die Gruft in eifriger, ihn verlangte, den ertauchten Versuchern zu sehen. Der Kaiser sah noch immer. Abermals ward die Gruft verschlossen und versiegelt, und blieb es bis in das ein tausend einhundert fünf und sechzigste Jahr; in welchem der glorwürdige Kaiser in Betracht des heiligen Wandels, den er erfuhrt, und der auferstehenden Beerdnisse, die er um die gelammte Christenheit sich erwerben, durch Papst Alexander den Dritten heilig und selig gesprochen, mithin erhöht wurde unter die unsterblichen Nothhelfer. Mit höchster Ehrerbietung wurden nun des also Verewigten unschätzbare Ueberbleibsel durch einen seiner würdigsten Nachfolger, Kaiser Friedrich den Ersten, aus ihrer dunkeln Behandlung gehoben, und der Verehrung der Gläubigen dargelegt in einem goldenen Schreine. Der Tag seines Todes ward bezeichnt von nun an mit seinem Namen, und dem Gedenknisse seines Andenkens gewidmet. Eine eigene Liturgie ward verfaßt für die an diesem Tage zu singende Messe. Das Buch der Weisheit, das an die Töchteren überreichten ist, soll abgesehen werden an diesem Tage. Jeden acht und zwanzigsten Jahres wurde bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Frankreich, Deutschland und Niederland mit Gebet, Gesang und mancherlei lebigen Gedenken das Gedächtnisse dessen erneuert, welchen seine Thaten ohnehin für immer vor dem Vergessen in derewaren.

Wer war nun dieser Karl? und was ist begreift und erreicht worden durch sein inbaltvolles Dasein? Er war, um das Bedeutsame und Ehrwürde werth zu sagen, tragender Grund- und Eckstein der ganzen Pyramide des Mittelalters, dieser durch die Arbeit von sieben auf einanderfolgenden Jahrhunderten aufgeführten maurstättischen Pyramide, als deren krönender Schlussstein betrachtet werden mag ein unsern Karl congenialer Kaiser, der erste vorchristliche Maximilian. Er, der fränkische Karl, war Erfinder dieses wunderbaren Schatzes, und zugleich dessen Prophet, Vor- und Uebst. In ihm sind abgspiegelt auf bedeutende Weise alle Elemente desselben, sein Helengeist und Kriegergeist, seine Mitterlichkeit, seine Andacht und seine Liebe. Diesem Gesichtspunkte, dem höchsten, wie mich dünkt, aus dem Kaiser Karl gfaßt werden muß, schlossen nun die übrigen sich an, die auch von andern hervorgehoben werden sind. Wenn nämlich die verschiedenen, durch Verfass, Regiment, Tugend und Mäuden vertheilten getrennten deutschen Stämme zusammenwuchsen zu einem einzigen gebiengen Körper, wenn das feldberggestalt in sich selbst gerundet und abgerundete Deutsche land eine Volkswende bildete seitdem, an welcher sich bezauberten die bezaubernden Wegen der nördlichen, östlichen und südlichen Barbaren, so verdanken wir es diesem Karl und seinem Thun und Streben. Wenn die letzten Massen Schimmer der in fernem Ähren liegenden Kunst und Wissenschaft aus dem fernem Äthion und dem immer tiefer sinkenden Italien herüber dämmerten in die germanischen Wälder und deren dicke Nacht mit einer schwachen Hellung streiften; wenn des Christenthums frohe Botschaft vorbereitet wurde bis zu den Gefilden des kalten

sehen und des deutschen Meeres; wenn wir unsers Vids und Landes nicht fernere zum Weban beten oder zum vierhauptigen Swanterolt; wenn eben auf diesem Boden, den noch zu Karls Zeiten undurchdringlicher Wald bedekte, und stochendes, schlammiges Gewässer, darin unter diesen Nebeln giftiges Gewürm suchete, gegenwärtig die Stimme der Geschichte und der Vorwelt fromme Mahnungen gehöret werden; die verdanken wir es, mit Recht heilig und selig gepriesener Karl, die und der sunstjäheligen Arbeit deines mühevollen Lebens. Wenn jenes heilige römische Reich deutscher Nation, was der Karl stifete, was von seinen Nachkommen auf die Sachsen überging, von diesen an die Franken kam, jundsch an die Hohenstaufen, dann an Baiern, Luxemburg, Habsburg und Oesterreich, das wir zusammenfürgen haben in unsern Tagen nach tausendjähriger Dauer, wenn dieser, wie wir hoffen, eben jetzt wieder auferstehen wird aus seiner Asche, ein verklärter, verzüngrter, unsterblicher, ewig schöner Phönix. . . Karln verdanken wir es, und Karls Genius, der ihm einblies den Gedanken eines christlichen Kaiserreichs, unter dessen schirmendem Panzer alle gläubige Völkern des Occidents einander brüderlich in die Arme fielen. Solcher Wohlthat zu würdigen Lohn soll Karl gedacht werden, so weit nur immer Gott der Herr in deutschen Jungen gepriesen wird, auch dann noch, wann unserer Enkel von der Größe eines zweiten oder dritten Jahrtausends staunend herübersehen in den Tagen, die jetzt sind, und die dann der grauen Vorwelt angehören werden. Es soll gedacht werden sein und seiner Tugend, bis alle Aeren der Geschichte werden abgesssen sein, bis alle Ecken der kessenden Zeit werden verreckt sein, bis das All der Dinge nach vollendeten Wandlungen wird zurück gesssen sein in die uranfängliche Einheit.

7.

In brüderlichem Andenken Wielands 1819;

von Göthe.

Durchlauchtigster Protector,
Echte Ehrwürdiger Meister,
Verehrungswürdigste Anwesende!

Es ist gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung gegliedert will, alten ehrenden Gedanken sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren heilete und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stünde mir der Janberstas wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgesehnenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erheben, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Bildern, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Tempel mit seinen Göttern, eingeföhrt durch die Muse, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugnis dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jades zu bekränzt ist.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sei den innern darzulegen. Adeliges Jades; wie viel in wenigen Seiten! Wer von uns wagt

es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vertragenwiderlegen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betrachte vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufen gange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das allgemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das Heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenige Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Spinn für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudeuten, daß, wenn Anstrengen, der Merit, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichtem Rosenzweig zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit die gemäßigste, geistliche Lebensfreude unseres Colen einen reihen, gebräutet gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beizuwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Anfang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch nicht die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen, als bei uns?

Den ehrenwürdigen Geboten unsrer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angelegenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie ständige Vorkäuser sein können dessen, was künftig die Welt, was unsere Veredlerung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitte darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Reklung, als aus rednerischer Ueberlegung, lehnendwegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprunghaft vortrage, mehr des Gefleierten, noch der Zuhörenden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Besardheit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt, und wenn man will, Warakassen eines künftigen Werks in erwarten seien. Und so werde denn, ohne weiteres Laudern, zu dem um so lieber, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schalkenatnisse. Hierauf ward er nach Auster Vögen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehung und Lehreanstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft fremden Adre Steinen, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Jüdingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Hod meten gezogen, den man in Süddeutschland, wie Göttingen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbstverweilen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundschaftlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Anforderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch empfand er bald seinen Verhältnissen, lebte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigener Lehrer und Bildner, in, m er auf das rastloseste seine literarisch-poetische Reklung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorkühers der Kanzlei räumten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Glück in so engen Verhältnissen nicht verkrümmerte, wurde er dem in der Nähe der begünstigten Grafen Etalons, kaiserlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angenehmen, wohlangeordneten Hause wehrte ihm zuerst die Welt- und Postuß an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch rück er dem Ausführen von Mainz

nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und betheiligte dadurch die dulsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangette. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer väterlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich ausgebildet, dem Geschmack seiner Jahre genossen, so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschloßt sind. In manchem Werke über deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Kötner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verkehrte er niemals, was ihm augenblicklich zu Stime, wie es ihm jedesmal zu Muth sei, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entsprang die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kleis, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Klei, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, verbesserte, unverdrossen diktete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Faute, Aletliche, Fastliche, das Natürlichkegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungebuld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollenbetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschieden und deutlicher erge ward.

Da nun der ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Keisbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses

um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefühle der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als Andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das umalte, an den Ufern der Erde lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchatisch wirkte, das in seinen Grundformen noch köstliche Tüdingen, jene einsamen Schweizerwohnungen, umrauscht von Büschen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener, geübter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Corvus, Aescapes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für Andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles, was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wählte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wozu kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widerprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantaserei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigenthümlichkeit, die Encyclopädie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei rechtlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlt er sich von der Welt verlegt und um seine größten Schätze beraubt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehet sich nicht in eifeln Klagen, deren wie in Prosa und Versen von Andern so viele kennen; sondern er entschließt sich zur Gramewicklung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Abschied an, zurückverweist also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande eccentricisch erscheint, entgegen.

Aber sozuleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lebt sich auf gegen alles, was wie unter dem Wort Phantaserei zu begreifen und wohnt sind, gegen störende Pedanterie, kleinlädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitten, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Bebaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.

Hierbei versähet er durchaus genialisch, ohne Vorfaß und Selbstbewußtsein. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbindenden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.

Die verständige, reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Einwirkung ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Geblübten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen suchte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte Manches, was einen Verständigen, Wohlbedenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sei am besten durch Frehsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehen, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann sein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seien die ächten Organe, womit ein solches Gemüth die Welt auffasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur annäherlichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewaltigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzuwenden, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsgestirbt im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu sein; wie man denn von Nachäfern nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sei.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begab, durch Reisen, Kenner, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer earlieren Zeit, in dem weiträumigen England leistete, eben dieses bereite unser Grund von einem anfangs sehr beschränkten Punkte aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgänzten, Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wie uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefördert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Uebersicht die Rede sein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständlich lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichtem und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Freuden und Mitternächten, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reiche ihm Frankreich in der Laufend und Eilen Nacht, in der Romanenthrone schon halb verarbeitete, zurechtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Sachs, welche Deutschland besitzt, noch red und ungenießbar daliegen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihrer Munterkeit fand bei Jedermann Eingang, und selbst die ernstesten Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Es unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Verarbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphieren ließ, so muß man doch auch gestehen, daß am rechten Ort alles, was schöne Stellen nur zielen mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten war die Uebersetzung Shakespeare's. Wieland suchte nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun; ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Verarbeitung schon d.ä.annter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung finde.

Shakespeare'n zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit leugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorbrachte, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr im Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Notizen, aus welchen die französische Sinnesart hervordrückt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er suchte sich mit ihnen durch Nachahmung verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles gibt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Dichter, noch die Philosophen, weder das Volk, noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegerleute, sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scheitern scheint, seine bittige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Lebenswunderliche einer Nisäon, Laïs und Thorne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schutweltelbheit der Philosophen zu erheben.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Meinungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippus. Hier sind Philosophie und Weltgenuss durch eine kluge Verknüpfung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitbewunder in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohlbedenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.

In diesen Vergnügen erbliebt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Uebersetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so stand der deutsche Lukan, der uns den griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Uebersetzer für wahrhafte Geschlechtsverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal veruchen zu fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagnisse un-

seine Gerechtigkeit geküßt hat. Diesen Trieb befruchtete Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzuschließen suchte, und die eben so verwegenen, als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Geistes gemildert übertragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überlieferten alten Meisterwerke geöhnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, bezog sich, daß man verwundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen sein, hätte ihn nicht eben seine lebenswerthe Behutsamkeit abgehalten, verschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Ersäunen und Verwunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum. Unser Freund aber war viel zu bedächtia, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nahe verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hincissen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Vorgeser, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihrem Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Ersäunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Beharrlichkeit gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie, als für sie Partei nehmen mag.

Es gibt zwei Uebersetzungsmethoden: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu und herübergebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den Unserigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorträge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Methode vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickelter Geschäft eine Uebersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn derelbe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserm Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anseßig werden könnte, in Noten auszulagen und zu beseitigen sucht. Durch diese vielfache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so gibt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrere Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Worth und die Würde der Vorwelt am reinsten

überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, daß aus den Hundsrücken anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert werden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Völkern gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich bequiff, ähnlichte darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, wieweil sie ein eignes Interesse hatte, mußte selber in sich liegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefodert, über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Kanzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Rath, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu sein; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Anrede des benachbarten Kurfürsten Stadions, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschließung faßte.

Schon sein Rathion belehrt uns, daß er auch in diesem Fache geregelten Bestimmungen den Vorzug gab, indess gewaun er doch Gegenseitigen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf's Neue dazu aufgefodert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Jünglinge verschaffen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weisbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Aelternschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgesehen, den Mächthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ibelgen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesezgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklart er sich mit unsichtlicher Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, legend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge herbeizubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wüth, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der Erste, der die Einheitschaft wieder anrath und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hierbei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Steigerisse vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebenszweck ethnologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewacht werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Vorgehenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein Denker, gleichbedeutender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des deutschen Merkurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Ansehen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte Anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wolle, dies erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Merkurs als Leitsterns in unserer Literaturgeschichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn

auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich vorbereitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem Lesen regte, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publikum drängten und endlich jene habelonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß Jedermann reden und Niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des deutschen Merkurs viele Jahre durch erhellte, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mistikung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufwachte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmac bei sich selbst in's Gleichge zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthielt; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersehte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschichte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrüsslich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Feinden ermangeln. Aber auch hier bewies er sich als immer derselbe. Ein solcher Feindkreis darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermassen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publikum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und schließlich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird uns so interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Wegwichtige wandelunfähig sein. Man bedenke nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische bezieht. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortsetzt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen fesseln, sich selbst immer gleichem Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken bewußt, keine einzelnen Eindrücke Verehrhaft über sich erlauben wollte, so wäre er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlesenden als Zeugen aussprechen, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwartete er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner bittersüßen Arbeiten lebte er viele Jahre in häuslicher, bürgerlicher, freundlicher, geselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des heißen Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der freibliche Städte

schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man lebte sich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab Jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog Jedermann an, und wie der geistlich arbeitende Mensch sich öfters dem süßen Trug verfallen kann, als lebe er besser, bezümmter, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Ruhe gegönnt war, sich nach einem noch mußenhaft ruhigem Aufenthalt umgesehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuweignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, baldelbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Lebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entziehen konnten, wie er als aufstreifer Kith seine arbeitsamen Tugenden am annehmlichsten entwickelte.

Indes ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Feierei durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamsten Lebensgefährtin getrübt worden. Er legte diese theuern Reste auf eigenem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschlief, die für ihn allzusehr verkostene landwirthschaftliche Pflanzung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdrößt. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unfällen genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, lebte die er habende Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er lebte im Thal, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die gelehrte Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends eben an stehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und uder alles mit Mischung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angesehener Gesellschafter erscheinen, ja er war es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allen ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterliches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer vor oder sein vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgedehnten Kenntnissen, stets am dem Interesse des Voss festhielt, demselben folgte, sich geistlich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Müßliches in die Rute gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und Andere zu unterhalten, bei der wüßlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verlangt man ihm nun wohl nicht, daß er

gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in seinen Schriften nur von seinen größern Ansichten produirte, und in andern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend, so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drehschraube, eine Anknüpfung daran erblicken, von woher ihre heilern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hingelenken ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hiervon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Anzettelungen des höhern Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher gewesen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Gründe hinweisen, und dergleichen suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutschen Literatur entstandene Conflict noch keineswegs beruhigt und aufgelöst ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wieland's Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, vom der Lage der Dinge, von dem Herankommen, so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet sein mußte, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und, um unparteilich zu wirken, beiden Parteien gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entsprungenen, kleinern oder größeren Fehden zieht sich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angeordnete Ruhe war schon längst durch Ketzereien, wo nicht verschunde, doch bedroht. Als der folgenschwere Tag anbrach, der uns in Ersauern und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Späherzungen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlehte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Verfertigung eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerkbarkeit der französischen Gewalthaber gereizt, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verebten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amatiens zu ertragen. Des und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaiserin mit Ehrenreichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er beschäftigt hierdurch den Vorzug parteybildeter Naturen, deren mindere Empfindlichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mißig zu begangen verbleibt.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter tödtlich ver-

legt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Mensurung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und lebte mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sei ihm niemals ein dergleichen Anblick bezeuget, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und nach uns dadurch zum Zeugniß, wie der Hartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so beachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung, noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Mensurung gefesselt wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Reizung und anhaltendem Vernücheln an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehe auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benützung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Uebervernünftlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir eben unsäglich zu schlichten für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Grenzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kerne dessen, was sich durch Erfahrung betheiligen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien, wo nicht hinauszuweichen, doch hinüberzublicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle anacornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuheben und darzustellen.

Einige Züge seiner Schriften geben hierzu mannigfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Aathedämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herrlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unumwunden dieser Versammlung hätte mittheilen mögen. Denn zu unserm Bräutigam hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Reizung ankettend schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Vätern der Alten historisch überliefert worden, doch er war nach seiner Meinung, ihrem Sinne jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seitlichen, Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbote mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseins sowohl von irdischen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von eben so falknen Forderungen einer lebenswichtigen Sinnlichkeit abgelenkt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Bekannten auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theuren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besuchte, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gewand, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wie haben es freudlich und dankbar anerkannt. Ja, wenn dieser allgerühmte und nach manchem Aitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, woblbedenkend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollenkung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obwohl von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen,

welche ich wohl haben ablehnen dürfen. In der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vertragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier seines Andenkens, von Andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, von Andern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hierdurch ein Schatz von Thatfachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art sein dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verherrlichen.

8.

Ueber Klopstocks dichterisches Wesen und Wirken

von C. L. L. Lucas,

vorgetragen in einer öffentlichen Versammlung der königlichen deutschen Gesellschaft in Königsberg 1821 1).

Nicht die Feier eines Stages, nicht der Eigensten des endlich errungenen Gloriums, nicht die Freude des Volkes, das von neuen Hoffnungen belebt der Zukunft entgegen jubelt, erfüllt uns heute und läßt uns bissonnener in die Vergangenheit blicken. Dieser Tag geht an der Thätigkeit des Bürgers und Landmanns still und spurlos vorüber, seine Bedeutung findet sich nicht in den blutigen Jahrbüchern muthwilliger Greise, und dennoch ist er einem ganzen Volke heilig, denn doch weihen ihn die Segnungen eines Jahrhunderts. An diesen Tage senkte sich einst der Geist eines neuen Menschen auf die Erde nieder, ein Erstgeborener bildete zu den Entwürfen seiner Eltern auf, und nur im engen unbemerkten Kreise der Familie war hebe Kreuze. Heute sehen die älteren Deutschen mit Dank und Stolz auf jene Stunde zurück, den Führer einer großen Zeit zu begrüßen, Begeisterung erwacht in uns und feiert den Sänger höher, als Worte es vermögen. Doch der geheimnißvolle Laut der Sprache hebt die empfindende Brust höher und weckt das Mitgefühl verwandter Wesen, sein Zauber kann den flüchtigen Frühling des geistigen Lebens nachschaffen, die Sprache kann in dem willigen Hörer die Liebe zum ewigen Lenz der Dichtkunst stärken, daß er dem Rufe der Vergangenheit eifriger und bewegter lausche und in der Gegenwart die Zukunft zu gründen strebt. Das vermag die Rede, wenn sie Erhabenem würdig darstellt. Aber das ist uns nur selten gegeben: je höher das Ziel steht, desto stiller wird es in uns, und wie möchten gern in stummer Bewunderung feiern; desto weniger, wenn wir dem Wunsche gemeinsamer Betrachtung nachgaben, gelingt unsre Nachbildung, auch wenn ein großer Gegenstand uns Muth und Liebe einflößt und schon seine Nennung in Allen das Bewußtsein seiner Be-

1) Die vorer sehr schätzbaren, jedoch weitläufigen Anmerkungen, von welchen diese Note begleitet ist, hab hier — als unwesentlich — gänzlich weggelassen.

beutung und schöne Erinnerungen anregt. Doch wer von dem Erhabenen redet, darf wohlthätige Wahrheit verkünden, und wer sie huldigt, sagt nicht, wenn auch der Ausdruck seinen Gedanken nicht ganz genügt, wenn selbst seine Gedanken nie in Verehrung bei dem Gegenstande weilen, als ihn sich aneignen: er weiß, daß er nach seiner Kraft für einen hohen Beruf wirkt, und findet in diesem Gefühl Beruhigung. Dieses Gefühl stärkte auch mich, als ich aufgefordert wurde von Alopstsch zu reden, zu dem Entschlus, sein höchster Wesen und Wesen in dieser höchst gerhetten Versammlung anzudeuten, dieses Gefühl mochte mich entschuldigen, wenn ich mich vergebens schreie, ihn in seiner Zeit richtig aufzufassen, an ihn würdig zu erlanen. Einer solchen Entschuldigung werde ich um so mehr bedürfen, da ich daraus verzichten muß, Einen Hauptgedanken hervorzubringen, und ihm bis in seine feinsten Verzweigungen zu folgen. Der Gedanke muß hier der geschichtlichen Entwicklung sich anschließen. er darf nur an einzelnen Stellen sich dem weiteren Schwünge der Betrachtung überlassen, und so behnend es ist, mit jedem Fortschritte das Walten eines großen Geistes in seinem Volke klarer zu erkennen, in seinem vertrauten Umgange ihn inniger zu lieben und sich zu kräftigen, so schwierig ist es, sich ein Bild des geistigen Lebens sich selbst zur klaren Anschauung zu bringen, und es dann mit festen Umrissen und richtiger Farbengebung Andern darzustellen.

In dem Lobe des Krieger, der Deutschland in seinem Innersten zerriss, klangen einfach und mild die Hefungen von Dph und Fleming zum Preise alter Treue, oft klagend über den Jammer der Zerstörung, oft ermunternd, den vaterländischen Sinn zu behaupten und wahres Glück nur in der eigenen Seele zu suchen. Der Denkende im Volke entlagte damals dem irdischen Besig, ein geläuterter Sinn effnete sich den Tröstungen der Religion, und was die Seele bewegte und fester Haltung im Leben gab, das bot der heitere Gesang oder das anspruchslos, erhabene Kirchenlied. Die stille Kraft dieser Poesie genigte nicht mehr, als die Wunden heilten, Italien der Freuden des Wissens und unverhüllter Sinnlichkeit, die Einfachheit wich dem überladenen Schmuck, die Aufrichtigkeit des deutschen Liedes überverfälschter Künsterheit, die endlich die geistlichen Scherze und Reizungen sich in Platzheit und Willkürlichkeit verloren. Da entsattete sich in einem andern Nachbardande ein glänzendes, farbenreiches Leben; mit dem Kriegerthume der Franzosen verbreitete sich ihre feine Sitte, und Ludwigs Sängerg versuchten die einfache Größe der Alten zu erneuen. Von dort hefften wir Heil, und dem dankenswerthen Bemühen um Sprachreinigkeit folgte jetzt ein emsiges Verspflanzen aus fremdem Boden in unsern, blindernde Verehrung, Entfernung von jedem kräftigeren Gefühl und ein theilweiser Sturz auf die nun zum ersten Mal gefundene Weichheit. Nur Wenigen gelang die ernstere Betrachtung ober ein fröhliches Lied.

Doch in den unergründeten Tiefen des Geistes rinnt der launere Quell der Dichtkunst, und wie auch Künstelei das Innerste unseres Volkes umhüllte, bleibe doch in ihm heiliger Geist und tiefes Gefühl, nur mit Mühe weagewettert oder geschwächt — wie auch Willkür und Uebereith das äußere Leben veräutert, wie auch Nachlässigkeit und Dunkel der Künthen einer wärmeren und edleren Vorzeit vergessen mögen: die Kraft der erhabenen Natur entrißt den Menschen dem Irdischen, die Religion schügt den wahren Dichtersinn. In wem bekundeten sich diese Wahrheiten mehr als in Alopstsch? — Noch lebte Prophetenarsang in den Mätern deutscher Knaben, und er, ein kräftiger Jüngling der Natur, schützte, ihrer Schöndelt hingegen, jene Weissagungen tiefer. Früh schon lernte er den heimathlichen Boden, früh schon das Vaterland lieben, und diese heilige Aamne ertösch nie in seinem Herzen. Oder war es ein anderes Gefühl, das ihm schon damals den Wunsch einflöchte, Heinrichs Kampf um die Rettung Deutschlands zu befragen? Doch zu dem großen Gedanken des Vaterlandes erhebt sich nur

ein reines, Unbliches Herz, das die Thräne der Begeisterung kennt, und voll vertrauender Demuth den Ewigigen in seinen Werken ahnet und anbetet. Klopstock sann dem hohen Gedanken der Ewigkeit nach und den Lehren des Glaubens, Christus und sein heiliges Werk erhob ihn über die Erde, und der Heiland der Welt gab dem frommen Jüngling seine Freuden.

So frei von den irdischen Bewegungen seiner Zeit, und in sinnlicher Einsamkeit mit sich selbst vertraut geworden, begann Klopstock ein neues Jahrhundert unserer Dichtkunst, ein würdiger Führer deutschen Gesanges, denn ihn begeisterte Freundschaft und Liebe, Religion, Vaterland und Freude an der Natur.

Unter dem Segen jenes göttlichen Friedens entsfaltete sich in Klopstock ein reiches Gemüth voll jacter Empfänglichkeit für die bedeutungsvollen Stimmen des Menschenlebens. Er empfand die Würde des Menschen und sehnte sich, einen unsterblichen Geist sein zu nennen, mit ihm vereint das Leben zu feiern, von ihm geliebt freudiger dem Tode entgegen zu sehen. Der Strahl der Freundschaft verklärte Klopstocks Leben, und so ließ er durch seine Lieder unsere Väter und uns Freundschaft ahnen, erkennen und fühlen. *Wer sang nie so die tiefsten Empfindungen der Freundschaft, daß es in dem Innersten unserer Seele nachbebt?* Wer sah wie er die bangen Ahnungen heiliger Jugendnähe erfüllt, und klagte die Geschiedenen so voll tiefen Schmerzes, den selbst die festeste Zuversicht auf Unsterblichkeit und Wiedersehen nur lindern konnte? — Klopstock war es auch, der, nach länger Verwirrung und schmähtlicher Entwürdigung der Gefühle, wieder die Liebe sang, der die Tiefen des deutschen Gemüthes in ihr wieder zu enthüllen wagte, und das innigste Zartgefühl mit dem Ernst der Ewigkeit verband. Doch nicht nur in seinen Eden, von denen fast alle in ihrem, damals zuerst versuchten, schwebenden Rhythmus voll Kraft und Wohlklang, in ihrem feurigen, hinreißenden Schwunge zum Herzen sprechen, und, wie sie Will- der seines Lebens waren, uns in Klopstock den seltenen Menschen lieben lassen; von denen die meisten strengeres Nachdenken und ein reges Gefühl fordern und reich belohnen — nicht nur in seinen Eden feiert er Freundschaft und Liebe; auch in seinem Messias, dessen erste Gesänge schon seine Zeitgenossen mit Bewunderung für den Jüngling erfüllen, der es wagte, Gott, den Mittler, Adams Geschlechter zu singen, auch hier, wo er sich über die Erde erhebt, feiert er der künftigen Seligkeit Krone, Freundschaft und Liebe. Die Größe dieses strebenden Geistes durchbrach den Zwang beengender Formen und abgemessener Empfindungen. Kraft und Tiefe des Gefühls war wiedergewonnen, und wie aus den Seiten der Aeltschare im linden Wehen und im Sturme sich volle Harmonien ergießen, so wirkte von nun an die dicke ernste Kraft in der Dichtung, ja im Leben.

Klopstock war voll Zurecht für jeden Zug der höheren Welt, die uns schon hier umschwebt, denn seine Seele ruhte in stiller, feuriger Sehnsucht nach dem Unvergänglichen. Was war ihm die Schöpfung, wenn er den Schöpfer dachte? Und erbedete nicht sein Innerstes, wenn er den schon früh von ihm erkorenen Beruf, Gott durch seinen Gesang zu preisen, klacirte? Klopstock, der Jüngling, sagte früh, noch ehe er seinen geliebten Mitton kannte, den kühnen Gedanken, sich zu dem Heiligsten aufzuschwingen, mit der Begeisterung der Propheten die Religion zu verkünden und die Töne der Andacht, die vor Jahrtausenden erklangen, in sich aufzunehmen und in seinem Gedächtnis neubeseit wieder erklingen zu lassen, durch sie sein Wirken zu weihen; Klopstock, der Mann, empfand wahrhaftes Leben, wenn er den Messias feierte, seine Betrachtung und sein Gebet wie seine Ahnung wurde Gesang; Klopstock, der Greis, erquickte sich noch spät, noch in der Sterbestunde, an dem Reichthume jener Gedanken, denn sie waren Begegnungen seines ewigen Seins gewesen. Aber, du heiliger Sänger, wer

waagst es zu schüttern, was du bei deiner Hymne vom Messias empfandest, du, der du mit Theodoren im Auge blicktest? Du, der du im feurigsten Dankliede für die vollendete Laufbahn selbst deine innigbewegte, wonnendurchdrungene Seele enthütest? Wie der Hodygelang von dem Messias dem Dichter der Spiegel seines Lebens war, erkannte er in ihm die erfüllte Aufgabe seines irdischen Lebens, Jener Hymnus entströmte den Tiefen der Seele, die doch ihre Empfindungen nicht fassen kann und darum zuletzt ihr anderkendes Staunen voll himmlischer Begeistertung und Reueenthedren selbst dem Mitfühlernden nur schwach bezeichnet. In den Höhen, wo die Messiasde, verschwindet fast Laut und Bild, grade weil es Laut und Bild ist, und darum etwas Unwahres in sich trägt; das feurigste Gebet, die sinnvollste Betrachtung Gottes schweigt, und möchte sich gern von jedem Zeichen loslösen. In der Messiasde finden wir aber den Geist überall in Verkörperung, wir begegnen nur, wenn auch vollkommenen, so doch menschenähnlichen Wesen. Und dennoch, weil in ihr nicht die verborgene Kraft eines menschlichen Geistes verherrlicht wird, erhebt sich die Messiasde mehr zum Himmel, als sie auf der Erde ruht. Wo der Himmel die Erde berührt, da mag er sich in Gestalten verkünden, wie sich der Lichtstrahl in Farben bricht, doch wenn wir uns von der Erde zum Himmel erheben, dann fühlen wir das Wesen in unserm Innern, das selbst ohne Gestalt alle Gestalten aus sich hervorgehen ließ, dann ist in uns nur Gefühl der Nähe Gottes, tiefe Verehrung; die irdischen Schranken fallen, und der entseffete Geist schwingt sich zur ewigen Freiheit. Darum ist die Messiasde am göttlichsten da, wo sie sich in Betrachtung der Menschenseele vertieft, oder da, wo ein gefallener Geist in Entfagung und Schmerz endlich sich zur Wiedervereinigung mit Gott hinaufslängt und Nichts in jenem Werke bewegt uns tiefer als das Wort des Heiles an jenem Tag des Zornes: „Komme Abbadona zu deinem Erbarmen“). Doch jeder Gesang des erhabenen Gedichtes, das in sich eine Kraft und Vollendung trug, wie man sie bis dahin nicht geahnet hatte, tönt uns in vollen starken Akkorden von nie ganz durchforschter Bedeutung, in dem sanften Hymnus vernehmen wir das Leid und die Bönne heiliger und verkürzter Menschen, den Ruf und das Winseln der Arth und Verzweiflung, und das Geklöp der Himmelstharfen; in sie mischen sich trachende Donnereschläge und fernabrollende Gewitter, und durch den Sturm dringt erschütternd der wunderbare Klang der Posaune des Weltgerichtes, und Alles durchwaltet das seltsame Wort: Gott ist die Plebe.

Das Land, in dem die Gellebten Klopstock lebten, dessen volltönende kräftige Sprache ihn in das Heiligthum des Glaubens geleitet, ihm die Stimmen verwandter Geister zugetragen und seinen Geniestbildungen den Körper ließ, das Land, in dem Liebe und Glaube tiefer wurzeln, reiner blühen, das Land, aus dessen fruchtbarem Schoofe die Völker des neueren Europa in überwältigender Kraft, in angestammter Ehrfurcht vor dem Heiligen und Barten, ausgegangen sind, Deutschland war es, dem Klopstock innige Liebe und Barten, ausgegangen sind, Deutschland war es, dem Klopstock innige Liebe und ein freudiges Bewußtsein seiner Würde unausgesetzt heiligte. Aber Klopstock war in klösterlicher Einsamkeit aufgewachsen; aus wüsthchen, doch von ihm gewählten Lagen, fern von der Welt, umgeben von Naturschönheiten, umschwebt von Hermanns und Helmdichs Gestalten — so hatte sich der Jüngling sein Deutschland gebildet. Wie er selbst gesteht, daß er sein Leben der Beobachtung der Natur gewidmet haben würde¹⁾, hätte nicht der Gedanke den Messias zu fangen ihn erfüllt, so laufte er stets dem Rufe der Natur, der in ernstem, ungesagtem Tönen zu uns spricht;

1) Weh. 19, 193. Darstellung dieses Wesens 2, 621 — 810, 3, 185 — 188 3, 480 — 717, 9, 480 — 618, 13, 183 — 515, 16, 613 — 47 und 19, 91 — 235.

2) Siehe Nachwort aus Klopstock's Nachst 1, 15.

der Sternenhimmel und die Gewolkenwache und die erste, froststreckende Stille des Winters lühten ihren Zauber an ihn, und auch in seinem Herzen wollte er bei den einsachsten und tiefsten Anschauungen am liebsten, und süßte in ihnen sich der Gottheit näher. Diese Empfindungen wickten überwiegend auf sein Bild vom Vaterlande. Er sah in dem Deutschen am liebsten den freien, kräftigen Natursohn des Nordens, tapfer, leuchtend und großmüthig. Dieser Sinn für Naturpoesie waltete in Klopstock, wenn er mit gestilltem Fuß auf der Elsbahn rasch und ruhig hingelertete, wenn er, seiner Körperkraft und Gewandtheit sich bewußt, an dem Haß des fernhinblendenden Eises sich jugendlich freute. Dann spiegelte sich in der blanken Fläche das Abendroth und des Vollmonds Pracht, das All schwieg, nur die rasch durchleite, labende Winterluft umwehte den sinnenden Dichter, und Hermanns Schlacht gestaltete sich vor ihm: der Speerwurf häufete, das Schwert ward geschwungen, Jünglinge siegten und lösten den Blutring und sanken blutend auf ihren Blumenfeldern, auf Wobans Altar umspielten Flammen den Adler, Knaben tanzten den Lanzenträger und warfen die klühne Brust dem Feind entgegen, und grüßten zum Tode rund freudig ihr Vaterland, und Thuneldas umschlang feuriger, Holzer den geliebten Elger, — ober Alters Tanz auf Meeresfelsen schwebte im Sternenschlümmel vor Klopstock, in seiner Brust erwachte der Stalben feuriger Naturgesang, und geheimnißvoll umraunte der Nornen Ruf das Ohr des Nordmanns. — So sah Klopstock auch schon im akademischen Leben das Vaterland in seinen Freunden und seinen Beruf in der ersten, heiligen Poesie, die über der Zeit und Geschichte waltet, doch auf der einzigen Grundlage der Natur: und Geisteslebens ruht. — Er liebte sein Vaterland in der ihm theuern, bald schöpferisch-beherrschten Sprache, er bewunderte sein Volk in den Kämpfen für Freiheit und in der Gediegenheit seiner Sinnesart, in dieser Würdigkeit eines reinen, dichterischen Lebens; kein neuerer Dichter hat die Ehre des deutschen Namens gefühlt und behauptet wie Klopstock — allein das geschichtliche Leben seines Volkes blieb ihm fremd. Konnte dieser Dichter ohne Schmerz seinen Blick auf die vaterländischen Gauen richten, wo Verderb und Verfall gesessen war? Und als nun sein Messias erschien, als die Vorführer schwiegen oder deutend von Unnatur und Gefahr für die seine und wohlgeordnete Bildung der Deutschen und für den reinen alten Glauben sprachen, als den erwartungsvollen Jüngling die erste Stimme öffentlichen Weisheit aus einem fern deutschen Lande grüßte, fand Klopstock da sein Deutschland? — Und dennoch fand er es! Ein hohes vaterländisches Gefühl erhob ihn über seine Zeit und ließ seinen Blick auf kommenden Jahrhunderten ruhen, die deutsche Sprache dankte ihm, deutsche Männer und Frauen, Jungfrauen und Jünglinge betrachteten den Sängern mit Ehrfurcht, und wie Frühlingshauch weckte sein unsterbliches Lied Blüten der Empfindung, Blüten des Gelanges, oft ungeschmeißt, oft erstellt, aber des künftigen Segens Pfänder. Wie überreich, wie feig war der Jüngling! Nun mochte die Schwermuth unglücklicher Liebe ihm Sehnsucht nach dem Tode einflößen, nun mochte der erste deutsche Fürst auf das Raufschmeln im Eichenhain unseres Gelanges nicht hören, und sein Heiligstes, seine Freundschaft, den Söhnen der Fremde weihen — der Sängern war belohnt, er war sich bewußt, ein würdiger Sohn Germaniens zu sein. Allein die damalige Gestalt seines Volkes blieb ihm fremd, fremd seine nächsten Besorgnisse und Wünsche. Klopstock gab sich darum nicht dem genießenden Hochgefühl des Schwedmers hin, der die Wirklichkeit nicht sehen will, um fernträumen zu können. Er wollte eine rein deutsche und heilige Dichtkunst gründen, aber es genügte ihm, die ersten Bedingungen unseres Fortschreitens auf dem von ihm gebahnten Wege zu sichern. Für diesen Zweck drang er mit Ernst und Ausdauer auf Liebe zu unserer Sprache, auf Achtung gegen uns selbst, auf Begeisterung für die Religion. Ganz allein, von Niemand unterstützt, begann der hohe Geist dies schwere Werk, ganz als

sein hat er es begründet, er allein schuf das Vorbild der Weisheit, des Genies und einer mit dem Schwert und Schwabenstein ringenden Kraft in neugebildeter Sprache und Form. Aber mußte nicht Klopstock in den Jahren der Reife sein Vaterland verlassen, gerufen von Danemarks preiswürdigen Könige, der den Heterogenismus des gottbegeisterten Dichters vollendet, von ihm selbst vernommen weite! — Ja, trauernd müssen wir es bekennen, dieser hohe, acht vaterländische Geist, der Führer unsers heissen Tages, der sein Verbleib dennoch nicht überglänzen konnte — Klopstock war nicht ganz unser.

Wenn wir jetzt von Klopstocks dichterischem Wesen zu seinem Wirken übergehen, so müssen wir auch hier das schmerzliche Gefühl wiederholen: er war nicht ganz unser. Obwohl Viele ihn innig verehrten, verstand seine Zeit ihn doch nicht ganz oder wendete gar den Blick von ihm. Klopstock war Volksdichter, doch nur für andächtige, tiefe Menschen, für Jüngere, namentlich für weibliche Seelen. Eine deutsche Bergmannsrau wünschte nur noch so lange leben zu können, bis sie die damals erwarteten neuen Gesänge des Meisters hätte vorlesen hören, und ihres kindlich frommen Wunsches gewähret nach die Götter. Stolberg's edle Agnes schrieb an Klopstock, „nur in der Ewigkeit werde sie ihm für die unaussprechlichen Empfindungen danken können, die ihr so oft Herz und Augen überfließen machten, er habe ihr eine unaussprechliche Sehnsucht auf zu sein eingelegt.“ In diesen Worten ist Wahrheit: Ernst und stillerweites Streben, religiöse Vertiefung ging in Deutschland namentlich von Klopstock aus. Und dennoch erkannte man ihn nicht ganz. Wenige nur schauten sich nach dem Ziel der wehenden Palmen, nicht bloß, weil Klopstock, wie jeder große Geist, einzig und unerreicht blieb, nicht bloß, weil diese Dichtung nur an dem Urquell heil und schön klang, sondern auch, weil der Blick der Deutschen durch neue würdige Gegenstände von Klopstock abgezogen wurde, als in nie gekannter Fülle und Schönheit ein Leben erblühte, dem er fern blieb.

Konnte bei dem Aufstehen Klopstocks, der heilige Arcand der stöblichen Wissenschaft, den Klopstock mit des Jünglings schöner Beschreibtheit erbat, konnte Hagedorn ihn ganz fassen? Hatte nicht Haller von den Posten der Jugend sich ganz zur ernsten Wissenschaft hingewendet, und tauschten nicht zum letzten Male seine Satten in volleren, wehmüthigen Tönen, als Mariane, das Weib seines Herzens, von ihm geschieden war, Jahre vorher, ehe Klopstocks Name genannt wurde? Die Genossen der Wingolfschalle konnten Klopstock nur lieben und ihn denken, nicht seinem Dichtersfluge sich nachschwingen. In ihm war nicht Klopstocks himmlische Begeisterung, noch minder in Redner und in den übrigen Nachahmern. Aber neben der Höhe des religiösen Dranges, wie er noch nie gehört worden, sproßten auch noch bunte, oft geistlose Blumen anacreontischen Frohsinns und Ländelns in üppiger Fülle, und auch der Einfluß französischer Dichtungen dauerte noch: Deutschlands Poesie war in sonderbarer, freilich nicht ungewöhnlicher Zerrissenheit, Klopstock stand allein; eine Ault war zwischen ihm und den Schutzstellern, die das Fremde überdeckten. Da begann der siebenjährige Krieg, ein Deutscher, ein preussischer Königssohn, erlegte in fast verwerflicher Selbstverteidigung sich und seinem Volke Unsterblichkeit; Begeisterung rief ihn in Hamlees kühnerem Ebnfluge, Galliens Schwärmen unmaßgelungen, Gieun's Kriegstod pries Friedeich und Schwerin, der Sönger des Frühlings sank in sein Blut, Europa erglühete für Friedeich, für Maria Theresia — Klopstock schwieg¹⁾ und stand allein. Kaiser doch die Zerkochacht in Deutschland, war doch Maria Theresia eine deutsche Frau.

1) Aber im Jahre 1800 sang er die Ode: Die Nachkommen der Angewachsen, in welcher Friedeich erwähnt wird.

Klopstock ehrete sie, und schwebte¹⁾). Aber seine Liden und seine Messiasbe-
hörden nicht auf zu ihnen, und wirkten leise, fast unvernnehmbar in der deutschen
Gemüthswelt, und Klopstocks Name blieb seinen Zeitgenossen heilig.

Ein vielgestaltiges Leben folgte dem suchtbaren Kampfe. Durch Lessing
dröhte sich die Bühne, durch ihn entstanden Forschungen und Darstellungen,
die auf dem Boden des Alterthums, der bildenden Kunst, der vaterländischen Li-
teratur und der geschichtlichen Wirklichkeit sproßten; sie fesselten die Aufmerksam-
keit, verdunkelten den Glanz veredelter Schöngedichte und gaben dem lauge der-
engten Geist einen höheren Schwung. Unter denen, die während jenes Kam-
pfes Klopstock nachgeleitet hatten, verweilte die Nachwelt nur bei Wieland, bei
der Huldigung, die dieser ausgezeichnete Geist der Erhabenheit unserer Sängers
brachte, bei Wieland, der damals im Aufbrausen rascher Entwicklung, vom reg-
sten Gefühl für das Erhabene und Schöne und von der ersten Liebe durchdrun-
gen, in seinen frühesten Schriften oft dem dichterischen Keim der ersten Jugend-
jahre vergewegenwiderzte, in denen kindliche Unschuld und erwachende Männerkraft
sich so schön vereinigen. Jetzt bildete sich Wieland an einem reichern Weisere-
werke. Durch seine Uebersetzung des *Shakspeare* schwebte ein hellerer Mal zu
uns herüber mit selbstlichem Scherz, mit entzückenden Liebesmelodien und den ge-
haltenen Trauerklängen der aufsteigenden Leidenschaft und des rettenden Todes.
Auf jene blühende Welt wies Lessing hin; doch ihre schöpferische Kraft sagte
Niemand feuriger aus als Goethe, der voll Liebe war zu deutscher Art und Kunst,
in dem sich vaterländische Sagen von tiefem Gehalt bewegten, so wie Herder's
Anerkennung und Kraft ihn bald noch inniger mit dem Volksgesange befreundete.
Klopstock war indes voll Thätigkeit für die Belebung deutscher Kunst und Wis-
senchaft durch Joseph II.; mit freudiger, doch vergebllicher Hoffnung auf ihn
vollendete er seine Hermannsschlacht: oft aber tauschte er am wunden Duelle,
in Bragor's Haine, verklungenen Vordenkern, seine Tönn Klang dort, sein
Lied flog dem Adler gleich zum Himmel empor und ruhete dann auf dem Eichen-
wipfel; oder er tauschte Bathala's Klang mit Ossian's nebelumflossenen Ge-
birgen, freute sich der im Flammenschein blinkenden Wassen und der Gesänge
in Hingals Halle, oder hörte am Meerestade, wie Daura's einsame Klage
durch die Nacht hallte und endlich erstarr gleich der Abendluft im Grase der
Felsen. Dann versenkte er sich wieder tief ernst in sein Lied vom Messias und
weilte in der Betrachtung der sterbenden Schwester des Lazarus, Maria: in
vorahnendem Gefühle sang er den Sturm des letzten bangsten Zweifels am
ewigen Heile, das Erbeben der geängsteten Seele und wie sie dann, von Engel-
stimmen sanft umtönt, die Hülle verließ und ihrer Erlösung gewiß den nahen
Vater, im Jubelliede, wie es die Brust des Sterblichen nie fühlt, heilig und
selig preiset.

Während der Kreis der größten religiösen Dichtung sich vor den Augen
Deutschlands allmählig vollendete, nahm die nicht erwartete Umgestaltung eines
andern Dichters die Aufmerksamkeit der Nation in Anspruch. Wieland
lehrete jetzt sanftere Erhabenheit und milderer Ernst, er strebte beharrlich, nicht
immer mit Glück und bisweilen dem Schwachen zum Verderben, nach der Ver-
einigung des Guten mit dem Schönen. Er führte Agathon aus dem heiligen
Haine zu Delphi, wo er für Religion, für eine reingeistige, sich überreizende
Liebe in süßen Phantasieen geschwärmelt hatte, in eine lebenskräftige, üppige Wirk-
lichkeit, und gibt ihn uns, nachdem er langsam und in Gefahren reiste, ruhiger,
klarer und mit gemäßigter Gnuß zurück. In lieblicher, sich sanft anschmiegender
Form gab Wieland durch seine Schriften seinem Volke einen anmuthigen,

1) Ihren Tod besang er in einer Ode vom Jahr 1780.

freundlichen Begleiter, der mit und Arm in Arm fortwandelt und in held über-
 reichendem Gespräch und Weisheit lehrt. Nur die Censuristen wollten bei Klop-
 stocks Werken, zu deren Auffassung Begeisterung in uns leben oder leicht er-
 wachen muß; nur sie fühlten es ängstlicher, daß jener Philosoph der Liebe auch
 bei dem gefährlichsten Reiz gern und sinuend verweile und zu oft spottenden oder
 unlauteu Scherz herbeigehe, um die Schwelgerei zu bekämpfen, daß er end-
 lich die Betrachtung vom Vaterlande in eine weit entferntere, nicht ganz rein und
 klar aufgefaßte Vergangenheits absteige. Wenige erkannten in dieser neuen Spal-
 tung unserer geistigen Welt eine neue Aeußerung unseres noch unerschöpften poe-
 tischen Geistes, eine Warnung vor dem Schwelgen in der Erhabenheit. Doch
 Klopstocks hoher Gesang wirkte noch ungeschwächt, wo er vernommen wurde, er
 vereinigete in Göttingen jene edlen Jünglinge, von denen noch jetzt einer als
 (Greif ¹⁾) für Licht und Recht kämpft, um Hainbünde für Heiliges und Hel-
 misches. Sie wanden an Klopstocks Geburtstage ihm den Zweig von der Run-
 dedeiche zum Kranz und sangen ihm ein Jubellied, ihn priesen sie durch reinere
 Empfindungen, ihn durch heitere und sinnliche, doch ungewundene Gesänge, und
 priesen ihn höher als die Helden jener Zeit, die groß und klein zugleich ihn nur
 nachahmten. Auch jene Spaltung zwischen Klopstocks und Nietlands Kultur-
 bungen erschien daid weniger scharf. Bürgers Penne leitete, mit Feuer aufge-
 genommen, in das Gebiet der Volkspoesie, während Goethe, auch vom kritischen
 Geiste angeregt, in seinem Goh von Verticlungen die kräftigen Gestalten der
 stürmischen Vorzeit wieder belebte. Bald entfaltete sich eine neue Blüthe unseres
 dichterischen Lebens, die Zeit des Sehns, des leidenschaftlichen, durchdringenden
 Gefühls, freilich auch des krankelnden Empfindens. Diese neue Richtung ging
 von Klopstock aus; er hatte das tiefere Gefühl aus dem Gedwöhnlicher Schul-
 weisheit und matten Scherzes, er hatte dies Kleinod unserer Charaktere, das aber
 nur im Lichte des ersten Sinnes Sezen beinahe, gerettet. Darum erhebt auch
 Goethe in seinem Werther so zart den Dendbüchse, der im Gausen des Gewit-
 ters die Stimme des folgenden Vaters vernahm, und dann voll heiliger Liebe zu
 jedem Geschöpfe Gott freundlicher anbetete.

Klopstocks heiser Wunsch sollte jetzt erfüllt werden: Deutschlands Kisten
 theilten mit ihrem Volke sein geistiges Leben. Unter Amaliens harter Huld
 wirkten in Weimar Wieland, Goethe und Herder innig vereint. Freile, so heiter
 und sinnvoll, als hielte König Arthus noch einmal Hof, schmückte der deutsche
 Gesang und schuf in freier Einsamkeit Klare, schöne Gebilde von himmlischer Ad-
 kunft. Doch in einsamer Betrachtungen verloren, voll tiefen Gefühls für Volks-
 wohl, für das Heil der Menschheit stimmte Klopstock nicht ein in jene neue Ent-
 faltung unserer Poesie, während er jedes Erwachen der Natur um ihn mit ju-
 gendlicher Freude fühlte und feierte. Als mit ale empfundenem Enthusiasmus
 und im vollsten Bewußtsein der Nothwendigkeit eines forschenden Denkens
 Deutschland den hohen Geist ankaunte, der den unberechneten Schwung eines
 neuen geistigen Lebens von Königsberg ausgeben ließ, als der Gedanke fern
 von den Muthen der Kunst, fern von dem Trost getriebener Vereinigungen nur nach
 Wahrheit dümpelte; da ruhte Klopstock im erstarrtesten, festbefundenen Glauben
 seiner Väter. Während Schiller, den, schon als er Knabe war, Klopstocks Gesänge
 bewegten, voll gleicher Liebe für Wahrheit und Schönheit, in edler, oft schmerz-
 licher Sehnsucht fort und fort nach dem ewig fernem Ideal schaute, fühlte Klop-
 stock nur einen Schmerz, den um den verschwundenen Traum von einem rasche-
 ren, gelingenden Aufstehen des Menschengeschlechtes zur höchsten Freiheit und
 Eitelkeit, der nur von Wenigen mit empfunden wurde. Desse lebendiger

¹⁾ Johann Heinrich Voss, geb. den 20. Febr. 1757, starb zwei Jahre nach
 Abfassung dieser Rebe den 22. März 1826.

würde jedoch eine von Klopstock in seinen Werken dargelegte tiefe Ansicht. Als sein Hebet Gesang geworden war, wie seine dichterischen Bildungen Gestalten seines wahren inneren Lebens waren, wie er den Schmerz der Trennung des Irdischen vom dem Dasein milder führte, weil die Zionitin, die ihn begeisterte, ihm die Verkündigerin himmlischer Wahrheiten gewesen war, wie sich ihm Kunst und Religion in den Strahl Einer Geistesflamme vereinigen, so erwachte jetzt nach der philosophischen Trennung des Wahren vom Schönen, mächtiger als je, die Sehnsucht nach jenem kindlichen Glauben, der die Schöpfungen des dichterischen Geistes in der Wirklichkeit anschaut. Bald fand man in der Kunstwelt allein das wahre und wesentliche Leben, das Heilige und Unvergängliche, so daß den Regierungen auch in dieser Hinsicht Religion und Kunst Eins wurde. Dies Streben nach der verschönernden Dichtkunst, das in Rousseau am feurigsten und verschiedensten glühte, war tief in Klopstocks Wesen begründet; darum ging auch die romantische Schule, die sensibel voll Selbstgefühls und freien Uebermuthes fast Niemandes schonte, an dem ehwürdigen Dichtergeiste, meistens ehrend vorüber. Doch ihre kritische Strenge, das Bemühen, und das deutsche *Nicht nach die unpoetische* Poesie in fremden Sangesweisen und der *sternen Dichtern finden zu lassen*, konnte dem Manne nicht genügen, der im Selbsthause noch jugendlich für sein Vaterland lebte; die Empfehlung des farbentreichen, dichterisch ausgeschmückten Katholicismus mußte dem Dichter schmerzlich sein, der in dem Evangelium allein Küste des Lebens gefunden, der nur in seinem tiefsten Denken und Empfinden die Stimme Gottes vernahm, und auch in den verblühtesten Sterblichen nur Menschengeister sah. Aber der Geist trat ihnen nicht entgegen; sein Geist schwebte schon ruhiger und freier über der Erde und folgte dem Choren des Überirdischen der Verhasstenen. Nur selten hörte er auf den lebenden Krieg oder gab sich heiligen Hoffnungen des Völkerglücks hin. Noch einmal rief er den Dichtern seiner Zeit zu, Muth zu haben, und unermüdet nach dem Boden zu streben, damit sich der deutsche Gesang zum herrlichsten bilde. Deutlicher fühlte er bald in den Werken seiner Preitersinger nur die Dämmerung des ewigen Lichtes, die Morgenröthe, die dennoch an das Schweben der lebenden Seele nicht hinaufreicht, und in seinem letzten Gesange veränderte er den *Kommen*, der ihm höherer Eufen der Vollendung rief, und grüßte, von ihm erwacht, den strahlenden Abendstern, das Bild seines scheidenden Lebens. Bald ruhte ihm die hehre, heilige Nacht; voll Jahnung schante er sich nach den vorangegangenen Gestirnen, blühte zu Gott, zu seinem Lichte freudig hoffend auf, und in seiner Seele erwachten noch ein Mal die *Heiligtümer der jugendlichen, ewigen Vergeltung*, und als er nun sanfter atmete, rief ihn das ferne Klingeln der Bergglocke zum Ansehen Gottes.

Klopstock war unser! Wer seine Dichtungen vernommen und gelesen hat, schreit von ihm mit Begeisterung, die selbst dieser Tag der Freude und Begeisterung, die in den deutschen Landen so allgemein empfunden wird, nicht ganz beschreiben kann. Jener große Geist hat noch jetzt alle und nur wenige hören auf seine Stimme; die himmlische Echtheit seiner Gesänge, die Einfachheit und Reinheit seines Lebens ist fast unbekannt oder ein ferres Echo, der beim Herzen fremd bleibt, und nur selten haben wir Ruhe für unsere Liederer. Doch er war unser, sein Wesen und verwandt, sein Wesen unserer Sprache gewohnt, unserer Dichtkunst, unserer Religion. So möge denn auch hier, wo höherer Geist und Sehnsucht das Leben durchdringt, von und allen ihm wahrhaft geduldet werden, damit wir, unserer geistigen Erleuchtung und Pflicht und hier voraus, die Dämonen dieses Genies zum vollen Anzeig nützen und ihn froh und lustig der Naturwelt mit dem und lebenden Wort überreichen: Klopstock war unser!

II.

Nede zum Andenken Friedrich August Wolff's

am 28. August 1822.

von Farnhagen von Gricke

Es es erlaube, an diesem Gedenktage, der uns hier zu hoher Frier versammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Schutze, vor einem Jahre an unserer Spitze stand, und durch seine Willkür und heiterer Anrede, hat aber nicht nur die in Kreise stellt, sondern auch der Welt für immer entrissen worden.

Friedrich August Wolff stand am 28. August zu Karlsruhe, wohin er gerufen war, um einer beginnenden Krankheit zu erliegen. Er unterlag schon im 66. Jahre seines Alters, nicht unvoraus mit dem Schanken eines solchen nahen Ausganges, den das Alter und die Festigkeit seines kranken Willens, als ob thätig nach Vertheilung seines Zustandes stehend, vielleicht beschleunigt haben.

Von den Verdiensten seiner gelehrten Laufbahn soll hier nicht die Rede sein. Was er im Felde der Alterthumsforschung geleistet hat, ist der Welt bekannt. Er ist Urheber und Vertheiler einer neuen, geistreichen Verbindung dieser Wissenschaften geworden, die aus dem verfallenen Stande der Schule durch ihn mit geistvoller Gründlichkeit in die freie Gemüthsheit aller Bildungskreise eingetragener wurden. Den Schatz seiner Untersuchungen, den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse, den Reichthum seiner zahlreichen und mannigfachen Fachkenntnissen, vor allen seiner unerschöpflichen Forschungen über die homerischen Gedichte, wegen die Verehrer des Faches würdig vorstellen. Auch von den großen, schwer zu überschauenden Arbeiten, der höchsten Fähigkeit und eigenartigen Wirkung, welche er als Universitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren aufwachte, wenn er nicht als fünfzig verlebte Lehrgänge, und davon manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorlesungen, von einer zahlreichen, durch ihn der Reihe der klassischen Alterthums eingeschulten Jugend mit stets beherzter Kraft erhalten; von seinem ansehnlichen Geiste und von seinem klaren Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Seite des Lebens und Wirkens gefunden; von seiner bildnerischen Vermögenheit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in reinlichen Formen sich ausprechenden Genialität, dann auch in deutscher Sprache mit höchst schöner Veranschaulichung eigenhändig aufzutreten von allen diesen, wovon jeder Einzelne berichtet, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlassen wir Anderen zu reden.

Dieser eifriger aber mögen wir hier die Bäume festhalten, die den Mann selbst in seiner Persönlichkeit und vor Augen stellen, und sein ewiges Leben und noch für Augenblicke vergangenem Leben.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenständigkeit seiner verstandigen, durch und durch in alle Verträge seines Lebens gebrachten, gleichmäßig nach allen Richtungen stark Weisheit und Finesse beizubringen, ununterbrochenen Weiterbildung. In der Lebensführung dieser Eigenständigkeit gab es keine Fäden, keine Einschnürungen; er hatte sich immer selbst, er hatte sich immer ganz, und seine eigenen Eigenschaften war ihm nur fragmentarisch vertheilt.

Darüber die große Geistesgewalt, die große Arbeitskraft, mit welcher er

1) Friedrich August Wolff, geb. den 25. Sept. 1756 zu Karlsruhe, bei Mannheim, nach auf den Namen zu Karlsruhe den 28. August 1822. — Der August Gedenktage von Gricke nach geboren den 25. Sept. 1756 zu Karlsruhe und hat erst als geheimer Bibliothekar in Gießen.

allen Begegnissen des geistigen Lebensverkehrs gegenübersah, sie grüßend aufnahmen, mit treffendem Urtheil an ihren Platz setzten, und mit geistreichen Sätzen selbstthätig überzettelte. Dabei die heilige Gelassenheit, in welcher er dem Wisse, der ihm zu Zeiten entgegen trat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Abicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten stets so leicht und begerlich zu entziffern suchte.

Gedacht hatte er über Alles; die Gebiete des Lebens wie der Wissenschaften konnten einem so lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte seines Geistes erleuchtete sich auch jede zufällige Umgebung; seine Eigenschaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung seines Geistes war in den geringsten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinsten, durch die er hindurchnah, mehr der scherzenden Nachrede doch als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb sie noch immer mit dem Reize seiner Größe behaftet.

Es war umgänglich und mittheilend; allen reich, um zu sagen, gab er wenig jeder Ansprache von seinen geistigen Schätzen, und verschwendete nicht, zu empfangen, wo er schon längst besaß. Eine unerschöpfte Lust, ein beherztes theilendes Wort von ihm hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in seiner Umgebung mehr als manche anderwärts dießsache Aufregung gekostet.

Wie verzag er seiner Würde; er hielt darauf in angebotener Vernehmlichkeit; in ihr stellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Hieso dessen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatsache sich als solchen fühlt und kennt. Und wie hätte er seinen Ruhm nicht kennen sollen, der ihm aus allen Ländern Europa's zurückfloß, aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sei es, daß ihn die berühmtesten Anstalten in ihre Räte berufen, sei es, daß Goethe in den Gärten verherrlichend ihn grüßte, oder Alexander von Humboldt einen kostbaren Beitrag seiner naturwissenschaftlichen Forschungen ihm zujagte! Seine Schüler, Freunde und Verehrer sind über das ganze Gebiet der Wissenschaften ausgebreitet; sie hängen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeisterung und Zuversicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich daliegen, und noch viel stiller und treuer in den Schülern eines Kreisversteck aufbewahrt sind, dessen Umfang und Inhalt neue Ausgaben seines Geistes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog sich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht allem seiner Freunde blieb hinter dem Walle von Wit, launiger Schiefe und vernommener Erscheinung, wenn er es vernahm, dessen leichte Erregbarkeit überlegen. In schwererlicher Schwermuth allgemein menschlichen Eigenschaften, in gerätheten Theorien einiger Theilnahme konnte er durch langbeschwertere Wieme den flammenden Entzünden überlassen.

Der theure Mann, dessen Verluft wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Angehörigen und Größen seiner Zeit. Ein freibender und bewegter Geist, wie er, blieb auch nicht ohne Begner. Erhebten wurden ihm, wie das Geschick der Welt es so so unvermeidlich mit sich führt, auch aus Freunden Feinde. In den Bemerkungen, welche die Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten, in den Meinungen und Reden, welche das Zusammenstreifen harter und eigenwilliger Gesinnungen unter den Genossen gleichen Ruhmens hervorgerichtet, mag je Niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Urtheilen, vor denen die Sache ohne geschäftige Luthat persönlicher Leidenschaft erscheinen kann.

Der hingehörende hat Allen, Freunden und Feinden, als Gemeinwesen eine große, niederdrückende Aufgabe hinterlassen, die: ihn zu ersetzen!

Und aber sei hier die Zuversicht gestärkt, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachsicht seines frühen Hinschieds, in der Wertschätzung der

Meister über jede Verführung hinangehoben ist, die nicht Trüger wie die Verführung.

Und so leb' er denn fest und fest in unserm Gedächtniß, der Mann, der endlich, vom Namen Demosthenes thönu und befehlend, und noch jetzt erst in die weitere Welt!

10.

Erinnerung an J. J. Winkelmann's Einfluß

auf Literatur, Wissenschaft und Kunst

(Eine Rede, gehalten an dem Geburtstage von J. Winkelmann 1842 von Prof. Dr. Petrus *)

Die Kunst ist, wie ihr Name belegt, ein Können, eine Schöpferkraft, die nach Offenbarung strebt, die ihre Bestimmung darin hat, zur Erscheinung zu kommen. Die Kunst soll das innere Fühlen und Denken des Mensch in äußerlich wahrnehmbarem Stoff darstellen, aber nicht aussprechen als abgemessene Begriffe und Metrische, sondern dem Auge und Ohr Bilder und Empfindungen, Empfindungen und Gefühle verschaffen, in denen Ideen und Gefühle lebendig sind, sie soll das Mannigfaltige nicht Darstellbaren zur Einheit, zu einem Ganzen gestalten und den Wahrnehmenden anziehen durch das Schöne oder Erhabene, das Große oder Komische, das Reizende oder Anmuthige.

Diese verschiedenen Arten, wie die Schöpfungen des Künstlers sind anzuwenden, sind Formen und Gattungen, welche, je verschieden auch der Stoff ist, befolgen sich die Kunst in ihren Bildungen demüthigt, immer derselben bleiben. Jede Kunst hat aber nach der Verschiedenheit des Stoffes, in dem sie schafft, auch ihre eigenthümlichen Gesetze. Die unmittelbarste Verbindung von Kunst und Schönen ist im Ton, in welchem die Kunst gleichsam beheimatet, je begreiflicher wird. Daher wohl der Ursprung der ersten und allgemeinsten Kunst. Aber auch dem Lebenden, dem Mache oder der Poesie, entsteht der Wunsch einen Ton und regt ihn nach dem Vorbilde des Schönen in der Kunst, die den Schönen ganz in Empfindung und Gefühl versenkt. Gestaltet sich dagegen der Schöne nicht in den Worten zu Bildern, so erscheint die Poesie, die in bestimmter Einbildungskraft des Menschen in die Natur, Geschichte und wissenschaftliche Darstellung übergeht. Dies ist der Kreis der lebenden Künste. Sie schaffen in der Zeit, und ihre Gesetze schwinden schnell dahin. Dennoch dagegen ist, was im Raum statuiert wird, die Grundbedingung der lebenden Künste, sei es, daß die Kunst die Natur der Phantasie einer weichen Masse eintrübt und in Form oder Zeit vorzuziehen, oder mit Stoff und Form auf eine feste Fläche hinübertritt. Diese lebenden Künste schließt sich die Baukunst an, indem sie geistig und bildlich Hand, vom Menschen geistig, über der empfindenden Seele das Schöne und Große und im Bewußtsein höherer Zwecke, wahren sie dem Staate und der Menschheit oder der Religion dienen, Werke aufstellt, deren Andacht erhebt und erhebt. Aber nicht die Kunst, Poesie, Musik und Spiel sind einer künstlerischen Behandlung fähig, sondern auch der eigene Geist des Menschen. Gleichsam die Quelle der organischen Schöpfung, schon von Natur in seiner Gestalt die Schöpfung offenbarend, entfaltet er dieselbe in noch höherem Maße, wenn die

*) Diese Rede ist gehalten auf Veranlassung der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste an dem Geburtstage des Winkelmann. Die Rede hat den Titel: „Die Kunst und die Wissenschaft.“

Stimmung gemäß, durch Thätigkeit und Bewegung. Diese Bewegung wird Gegenstand der Kunst in schönen Leistungen, welche die Aufgabe der Gymnastik sind. Der Ausdruck bestimmter Gefühle in den gemessenen Bewegungen gibt die Choreistik, die sich in der Darstellung einer Handlung zur Musik erhebt. Nicht zuletzt der Gehalt im Wert hervor, um auf die Ueberezeugung der Zuhörer zu wirken, so haben wie die Kerkunst, verbindet sich aber die Musik mit der Poesie, um das Leben in seinem ganzen Reichthum und seinem tieferen Zusammenhang zur Erscheinung zu bringen. Es entsteht die Schauspielkunst, der Gipfel aller Künste; denn sie vereinigt alle in sich, indem sie die dunkeln Regungen des Gefühls in Musik, Gesang und Tanz mit dem klaren Ausdruck der tiefsten Gedanken vereinigt, dem lebenden und handelnden Menschen eine entsprechende Umgebung gibt durch Malerei und Bildnerei, und die ganze Darstellung in einen Prachtbau einfließt.

Es leben alle Künste zu einander in lebendiger Wechselwirkung und entwickeln sich einander, wenn sie auch keineswegs immer in derselben Zeit auf derselben Stufe der Vollendung stehen. Denn die Völker, wo die Industrien, sind verschieden organisiert, das eine mehr für Musik und Gesang, das andere mehr für Bildnerei und Baukunst. Die Kunst aber ist nicht von Natur abhängig, ja nicht einmal unmittelbar mit Bewußtsein verbunden, sondern als Offenbarung einer angeborenen Anlage gleichsam ein Naturprodukt, ganz der Eigenthümlichkeit des Menschen entsprechend, aber nicht des Einzelnen, insofern der Völkern, in welchem auch der Einzelne wurzelt; sie ist daher an die Volksthätigkeit gebunden, ja der unmittelbarste Ausdruck desselben. Wenn nun die Theorie das später erwachte Bewußtsein der Kunst ist, so ist dieselbe nur im Maße der verschiedenen Volksthätlichkeiten, d. h. durch die Geschichte verständlich. Diese aber hat die Kunst zu erklären im Zusammenhange mit dem Leben des Volkes, mit seiner Denkweise, besonders mit Religion, der Grundfrage aller geistigen Thätigkeit. Daher der Gegensatz zwischen antiker, heidnischer und moderner, christlicher Kunst, daher der Unterschied zwischen griechischer und römischer Kunst, daher selbst, weil die Völker ihrer bestimmte Entwicklung haben, mannigfache Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte bei demselben Volke.

Sind nun aber die Künste ungeschult dieser Gegenstande, in der Kunst, namentlich auch in Bildnerei und Baukunst stets Nachahmer der Väteren, besonders der letzten Jahrhunderte geworden, so kann Nachahmung von Manieren nur durch die Geschichte dieser Künste gegen Mißverständnis und Verirrung geschützt werden. Auch der wahre Genuß der Kunstwerke ist um so mehr von diesem Studium abhängig, je mehr Etwas und Manieren bei Urtheilen von untern Jahrhunderten und Ansichten abweisen. Sind aber ein gebildeter Urtheil und ein reiner Geschmack die Bedingungen einer höheren Ausbildung im weitesten Sinne des Wortes, so hat der Mann, der die Geschichte der bildenden Künste geschrieben, Anspruch auf dankbare Anerkennung nicht viel jenseits Deutschlands und seiner Zeit, sondern aller gebildeten Völker und Jahrhunderte. Dieser Mann ist — Johann Joachim Winckelmann, ein Preussener, geboren den 9. December 1717 in Stendal in der Altmark, gefallen als Opfer der niedrigen Habsucht durch Mordmord am 8. Junius 1768 in Triest.

Jeder Schritt auf dem Felde antiquarischer Studien führt auf Ergebnisse seiner Forschungen. Daher fühle ich mich gedrungen, denselben ich den ersten Versuch in der Antiquarologie der Künste wage, ihm meine Anerkennung, meinen Dank zu geben, zumal da der Anfang dieser Vorlesung gerade um die Zeit seines Geburtstages fällt. In diesem Versuch muß noch einem Augenblick bedenklich werden, daß ich ihn so viel über ihn geschrieben und gewirkt ist, daß ihm ein Denkmal gesetzt ist von Deutschlands größtem Geiste, welcher ich beinahe in jedem Wort wiedererkennen könnte. Dieser hat beinahe alle Künste, in welchen er den

von Winkelmann bewiesenen Aufklärung der Geistesbildung hartert, unter der Aufsicht zusammengesetzt. Winkelmann und sein Jahrhundert. Aber aber mähle mit Goethe weiterseht? Doch er selbst verlangt, daß auch die späteren Geschlechter reden sollen von dem, der ihnen Sprache gab und Vergrößerung gemacht hat. In der Schilderung Winkelmanns heißt es:

„Wenn man dem würdigen Staatsbürger gewöhnlich nur ein Wort zu Worte liest, er mag sich überlegt noch so sehr um Land und Stadt verdient gemacht haben, so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Eifernungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahrestheile gewidmet werden, um ihnen der immerwährende Genuß ihrer Werke angethan wird.“

„In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist und unerschöpfliche Eifernungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlverdientes Cyclus darzubringen.“

Kunst und Wissenschaft, die Träger höherer Geistesbildung, sind nahe verwandt: sie begegnen sich nicht nur in der Hochkunst und Wissenschaft, sondern es hat auch die Kunst ihre wissenschaftliche Theorie, und die Wissenschaft fordert eine Kunst der Darstellung. Jetzt gehen sie nicht in einander auf, die Kunst zwischen ihnen scheint sogar unübersteiglich. Denn die Wissenschaft sucht es vergeblich, in der Sprache einen ganz genügenden Ausdruck zu haben; noch viel weniger kann die Kunst vermitteln der Wissenschaft zum richtigen Verständniß ihrer selbst gelangen; dennoch strebt sie, muß sie, vermöge einer inneren Nothwendigkeit streben, in der Kunstgeschichte und Kritik, in den Theorien und Kritiken der einzelnen Künste und ihrer Werke sich gleichsam selbst zu bezeugen.

Wie in diesem Streben Literatur, Wissenschaft und bildende Kunst sich gegenseitig fördern und heben, und im Verein zur allgemeinen Bildung beitragen, davon gibt Winkelmann ein so schlagendes als überraschendes Beweist.

Oben begannen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die klassischen Studien sich zu heben, und einer ihrer schärfsten und glänzendsten Erträge war Winkelmanns bedeutsame Geistesbildung, Gelehrsamkeit und Prägnanz für Kunst und Alterthum; eben stand Voltaire unerschütterlicher Geist reifend und schaffend an den Grenzen der Kunst und Wissenschaft, da tritt Winkelmann le bühnend, in schlichten, oft heftig und nachhaltig in die Erscheinung der weltberühmten Literatur ein. Die lebendige Aufbaumung des Alterthums, die er sich auf dem höchsten Podium der Klischee erworben, hatten in ihm die Sehnsucht nach dem Schauspieler geweckt, auf welchem stand die Griechen und Römer geteilt, zu sitzen und gehandelt hatten, auf dem so mancher Dichter sein Werk sich zu stellen hat. Ein achtzigjähriger Aufenthalt bei und in Berlin und der ständige Besuch der dortigen Kunstschätze hatten diese Sehnsucht genährt und verstärkt, und ihm die Ueberzeugung gegeben, daß er zum Glück der Kunstschätze der Nation sei. Seine „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke“ haben ihm (1766) den Weg nach Rom und gegen täglich die Aufmerksamkeit des gebildeten Deutschlands auf ihn. Den Erwartungen, die er erregt, entsprach vollkommen, was er von Zeit zu Zeit in die Welt gebracht hat und (in der Rücksicht der letzten Wissenschaften und der freien Künste in den Jahren 1766 bis 69) wissenschaftlich ist. In diesen Jahren haben die Werke der Beschreibung der geschnittenen Steine des Griechischen Museums und die Auserwählungen über die Baukunst der Alten. Es folgen auch die ihnen schon angekündigten Auserwählungen über die Baukunst der alten Tempel in Sizilien, die ersten in Sizilien und die Nachschriften von den merkwürdigen historischen Entdeckungen. Noch manche andere Aufsätze und dem Ge-

hätte der alten Kunst hat er aufgeführt oder anfangen, noch vielmehr beschließen, aber als diese Schriften und Studien waren ihm nur Vorarbeiten zu dem unvollendeten Werk, zu dessen Idee ihm gleich anfangs sein Lebenshals unter dem Ausdrucksnamen *Kunst* eingebrannt, in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums, die zuerst 1761 erschien und deren Vervollständigung ihm sein übriges Leben beschliffte, ehe sich er die Herausgabe des vollständigen Werks Andem überlassen mußte. Doch lebte er, als hätte er seinen Tod schon können, noch in den letzten Lebensjahren die nöthigen Anordnungen darüber nieder.

Wundermanns Einfluß auf die deutsche Literatur im Einzelnen zu entwerfen, ist so schwer, als es leicht ist, ihn im Allgemeinen einzurufen und zu bemessen. Es genügt dem die Thatfache: erst seit Wundermann gibt es eine deutsche Prosa. Nehmen wir zuerst an, so hat, was der Wundermann in Prosa geschrieben ist, jetzt nur historische Bedeutung. Klarheit und Bestimmtheit sind die Bedingungen einer aussergewöhnlichen Ausdrucksweise; Klarheit und Bestimmtheit, verbunden mit Begeisterung für den Gegenstand seiner Studien, waren die Grundzüge im Charakter Wundermanns, seitdem er eine wahre Bestimmung erkannt hatte; denn bis dahin trieb ihn eine innere Unruhe von einem Ort zum andern, daß studierte er Theologie, daß Jurisprudenz, daß legte er sich auf die Mathematik, daß auf die Geschichte, aber beständig beherrschte er zum Alterthum zurück und blieb ihm treu im Studium der Kunst. Bei seinem neuen Schicksale ist der Einfluß der griechischen und römischen Klassiker auf den Geist so sichtbar und entscheidend als bei Wundermann, und seinem mehr ich eine gleich starke Einwirkung auf die Schärfe seiner Urtheile einzuwirken als Wundermann. Aber, wird man einwenden, eine ganz ähnliche Wirkung hat Felling eingeschlagen und eine noch größere Wirkung hervorgebracht, und daher lebte doch der und neben Wundermann in gebundener und unbundener Kette. Und dennoch möchte ich gerade von Felling den Beweis meiner Behauptung entnehmen. Kann es ein Zweifel sein, daß von Fellsings Schriften in Prosa das Beste gilt, was ich von der deutschen Prosa überhaupt bemerkt habe, daß auch von ihm nicht mehr gesagt wird, was er der Wundermanns Aufsätzen geschrieben hat, daß unter den wissenschaftlichen Leistungen von entscheidendem Werthe der Darstellung der „Katholik“, der über die Sitten der Römer und Pöbel“ der schönste ist (1764), ein Werk, das Wundermann nicht nur demüthigt, sondern auch sich selbst von ihm befreit und abhängig erklärt? Verbannt Felling von Wundermanns Vorgänge und Anregung bewahrt seine ansehnliche und stehende Darstellung der römischen Zeit, als die größte Verdienstleistung seiner Theologie, so hat auch die Vorsehung, welche seine „Wissen von Persien“, „Gedichte über die“ und „Katholik“ anordnete, auf den besten Grund zurück zu führen, wobei ich jedoch weit entfernt bin, die andern gleichzeitigen Regungen und ganz besonders Fellsings eigene Begeisterung in ihrer Wirkung zu verkennen. Während Wundermann seine ganze Bestimmung in der Geschichte und Nachvollziehung der Schönen an Werken der bildenden Kunst fand, war Felling zugleich geschäftig und thätig im Studium der Poetik und Philosophie thätig. Dennoch wir, wie schnell Fellsings Schicksal und Geschicklichkeit der Kette und der Unklarheit Wundermanns im Handeln entgegenstand, wie ihm dessen Anzeichen an die Griechen, und noch nicht weniger dessen Selbstverständlichkeit gegenüber war, so kann es nicht leugnen, daß er in jedem als möglich von Wundermann freit. Es würde ihm nicht vermerken sein, wegen er wünschte sich selbst diesen Einfluß auf sich nicht im vollen Maße gestalten hätte. Hat doch selbst er selbst, wie seine Zeit, sich selbst Einfluß nachkommen lassen gesehen zu sein. Er lebte er (1765) in Athen, als man seine beschlossene Kette nach Rom auf Wundermann bezog: „Was hat Wundermann und der Plan, den ich Wundermann in Italien machte, mit meiner Kette zu thun? Niemand kann den Plan besser schätzen als ich: aber

trennen möchte ich je ungen Winkelmann sein, als ich oft Telling bin.“ Wie aber konnte in diese Beschäftigung einseitiger aufgehen, als indem er bei der Rücksicht von Winkelmanns Tode in einem einfachen Selbstgespräch von Winkelmanns Tode, daß „er ihm mit Vergnügen die Paas von seinen Lebensjahren geschenkt hatte.“ Daß ich diese Beschäftigung als erhaben ansehe, ist es er selbst, diese Richtung von Winkelmanns Einfluß weiter zu verfolgen, und ich will nicht weiter leben von der Wichtigkeit der guten Beschäftigung für die Tugend, noch von den Folgen, die der von Winkelmann angelegte Pfad für Kunst und Altruismus unmittelbar für die weitere Entwicklung der lebenden Rinde besonders in Weimar hatte.

Beschäftigung und Ausübung standen in der Mitte der vorigen Lebensperiode nicht hoch, wenigstens nicht in größerer Kräfte. Die Entzerrung des Kunst im 17. Jahrhundert warf noch fort in Epikurismus, wenn die Winkelmannen in der Bewunderung anderer Staatskräfte mit den Worten hin steht: „Wie unendlich prächtiger müssen nicht seine Werke von Kennern der wahren Beschäftigung gewahrt werden, als alle je beliebten Fortschritte, deren ich die Welt bisher noch durch seine letzte Kunstwerke über gemacht worden, so daß auf je besseren Arbeiten noch kein würdiger und bedeutender Fortschritt eingestrichelt werden wird. Das meiste Verdienst ist in letzterste Tugenden gewandt, wodurch der daraus erwachsene ständige Beschäftigung sich anzuheben anheben hat.“ Die Rede wurde auch heute mit diesen überlitterten Neuschöpfungen von einem Beschäftigung Verdienst, ähnlich der Verdienst heutigen Tages auch schon Jenseits angenommen hat; ich erinnere nur an die berühmte Rede, die oft auch von modernen Künstlern mit Bewunderung geschildert werden, und an die Fortschritte, die je leicht zu erreichen um je leichter beitragen, jene Beschäftigung, die eine verändernde Notwendigkeit, daß wieder zu erreichen; belohnt sich doch überhaupt die Kunst heutigen Tages auf seiner je mehrer Tugenden und hat je doch je viele mechanische Kräfte sich leichter gemacht, um mehrerlei Werke in zahlreichen Nachbildungen schnell und allgemein zu verbreiten, sehr doch der Kunst eine neue bringende Theorie, geschäftsmäßige Erklärung und ideale Fortschritte zur Eins, Fortschritt, die von Winkelmanns Fortschritten verstanden, ähnlich je seine Zeit noch abgeben. Es sollte auch damals nicht an Kunstschöpfungen und entsprechenden Fortschritten. Was einer hindern und beschleunigt hat der Kunst auch die wahre Kunst noch in Eins; es sollte zum Glück der Geist und der Mensch, sich mit Kunstschöpfungen zu umgeben, was vielleicht wenn je nicht von geschäftsmäßigen Epikurismus zu unterscheiden, je richtig je beschreiben und nachvollziehen zu können. Aufschreiben ergab mehr Erfahren als innerer Werth. Es sollte nicht an Fortschritten und gleichen Fortschritten der Kunst, aber man unterschätz nicht, was Reichthum und was Künstlich war, das Kunstschöpfungen kann man für Kunstschöpfungen und das Kunstschöpfungen für Kunstschöpfungen; man sollte nicht das Kunst von dem Wissen und das Kunst für Kunstschöpfungen und Kunstschöpfungen für Kunstschöpfungen.

Da ich nun Winkelmanns Leben haben Kunstschöpfungen, was hat mich nicht noch andere Kunstschöpfungen und Träumen zu beschreiben und ihren Wert eine Zeit und ihren Leben für annehmen, um im Leben künstlerische Fortschritte die Fortschritte der alten Kunst nach Fahren und Leben der Kunst der Kunst, wie noch einmal geschäftsmäßig, vorzuführen.

Einmal Wissen verstanden, wie mit Leben leben die Kunst.

Ich, von Fortschritten und Kunst, selbst verstanden der Kunst.

Es war notwendig mit ungeschäftsmäßigen Kunstschöpfungen, je Kunst je Kunst geschäftsmäßig durch geschäftsmäßig Fortschritte der Kunstschöpfungen von Fortschritten, das Leben je je was verstanden war, daß Winkelmann ein halbes Jahrhundert seine Kunst der Kunst gegeben ist, der nach Leben Fortschritte in den Kunstschöpfungen.

Belästigungen des Alterthums und den Behauptungen der Neuren nicht ohne Vorbehalt anzunehmen. Und wie oft hat auch er noch geirrt? Winckelmann hatte außerdem einen Fels großer, kleinen Götzenbildn. angehäuft im Umzuge, sowohl mit antiken als modernen, wie Eifer und Angst, als mit geistesverwandten Confinenzen, wie Pappier und Papstern, die er an Jerusalem bald erreichen, an Schaup der Wüste und durch stürzende Geliebungen in die Jenseits halt überlassen. Seine umfassenden Kenntnisse in verschiedenartigen Wissenschaften machten es ihm möglich, die Kunst im Verhältnis zur Naturschönheit der Länder und Völker, zur Geschichte, zu Dichtn, Poesien, Wissenschaft, Religion, zur Naturgeschichte im ganzen Umfange des Alterth zu betrachten. Kunst und Götzenbildn, hat ihm in einem letzten Werke verbunden, indem ihm am Ziel die verschiedensten Nationalitäten und die allmähliche Annäherung der Könige innerhalb desselben Vorstuf erforschen, und selbst die gleichartigen Nachkommen verschiedener Stämme vereinigen. Er schätzte seine Aufmerksamkeit so gut auf das Kleinste, als auf das Größte; er erkannte an einem kaum beachteten Jense ohne Kunst und Werk, das ist gut, als an den wohlhabendsten Völkern die Bedeutung der Kunst und selbst an ungeliebten Zusammenhängen nicht nur, was ist und was, sondern auch, was und verschiedenen Verleihen des Alterthums betriebe. Obgleich zunächst dem Studium der Bildnerei zugewandt, umfasste er doch auch Literatur und Poesien mit viel gleicher Liebe und mit demselben Eifer; er bewunderte sich mit gleicher Schale, was ihm von Andern war höherhin zu machen, als was er selbst gelobte; ja er fand Irthümer an Verbesserungen und Abänderungen, deren Gegenstand seiner eignen Anschauung durchaus fremd war, und umfasste mit nicht geringerer Begeisterung das Untersuchungs, als das Erhaltens, das Begründens, als das Fortsetzens. Was ein Götze von seinem gelehrten Freunde Hertz sagte: er habe die Natur in Rom für sich selbst gemacht, habe er wieder; daß die Natur man auch den Wissenschaften in Beziehung auf die Kunst in Italien lag, Obgleich er nicht über Italien hinaus kam, so fand ihm doch Deutschland in seinen noch vorhandenen Ruinen, wie in seinen verschwundenen Bewohnern, das von Augen, und selbst Augustus bewachte Jenseits, und schließlich Poesien, wie die geheimnisvollen Träume und Wünsche von Polydore mochten ihm sehr selten.

[illegible]

nen! Wirken doch und wirken größtentheils noch jetzt in Deutschland unter Wern, Diet, Gerhard und Weller, in Frankreich Winin und Vauv. Kuchette, in England Wüdingen gleichen Sinnes; schreit doch in Italien die Archäologie fast eifrig geworden, wenn man an die Viscontis und Piamis denkt.

Durch seinen Stiel gab Winkelmann der deutschen Literatur eine neue Richtung und einen neuen Aufschwung; durch seine archäologischen Forschungen schuf er die Kunstgeschichte und trug wesentlich dazu bei, einen edlen und reinen Geschmack zu verbreiten, und die klassischen Studien vor Anfechtung in grammatische Spitzfindigkeiten zu bewahren. Aber es griff sein Geist, wenn auch nur vorbereitend, doch erfolgreich, selbst in die Entwicklung der Philosophie ein. Bekanntlich hat Baumgarten die Philosophie mit der allgemeinen Kunstlehre, die er zuerst Aesthetik nannte, bereichert, konnte jedoch, obgleich der zweite Theil des Werkes erst nach Winkelmanns erstem Auftreten erschien, denselben nicht mehr berücksichtigen. Weder Baumgarten, der das Schöne als sinnliche Vollkommenheit bestimmte, noch Kant, der es in der Form der Zweckmäßigkeit zu erfassen glaubte, drang so tief in das Wesen desselben ein, als Winkelmann, der zwar in seinen allgemeinen Erläuterungen bei der Harmonie der Form stehen blieb, aber im Einzelnen die Ideen zu erfassen suchte, während jene nicht über das äußere Wohlgefallen hinauskamen. Es führte die Erforschung der Kunst dahin, neben dem Verstand und dem Willen auch das Gefühl des Menschen in seiner Eigenständigkeit, wie in seiner Untergebbarkeit von den andern Kräften des Geistes und so dessen Eindeutigkeit anzuerkennen und auf der andern Seite in den Werken der Kunst, wie in den Geschöpfen der Natur, denselben Geist wiederzufinden und zur Einheit der Weltanschauung vorzubringen. Winkelmann ist ein Glied in dieser Kette der Entwicklungen, die in Lessing, Herder und Schiller fortging bis zu Schelling und Hegel. Winkelmann ahnte als den Grund des Schönen das Schaffen des Genies, das Herder und Schiller im Ideals zu erfassen und zu verkörpern nicht erfolglos bemüht gewesen sind, das Schelling als einen Strahl und Abglanz der göttlichen Schöpferkraft erkannte, dessen Wesen Hegel dialektischer Geist als Urbilder der Formen prelsedert, welche in ihrer Vollkommenheit darzustellen die Natur vergänglich ringt, weshalb ihm mit Recht das wahre Kunstwerk höher steht als das Naturerzeugnis.

Ich könnte noch weiter gehen: es wäre nicht so schwer, selbst das gegenwärtige Aufblühen der bildenden Kunst, sei es Malerei oder Bildhauerei, oder Baukunst, auf Winkelmann zurückzuführen; doch der Stoff ist zu reich, und es könnte scheitern, als almas es über die Wahrheit, in Wahrscheinlichkeit hinaus, wenn man sagen wollte, ohne Winkelmann weder Canova, noch Thorwaldsen, weder Cornelius, noch Schinkel. Der Genius ist freilich angeboren, aber er muß nicht nur erzeugt werden, sondern auch einen seinem Talent entsprechenden Sinn finden. Wie manches Talent geht unbeachtet zu Grunde, weil es weder Gegenstand fand, sich zu üben, noch eine Umgestaltung, die dasselbe verstand. Hat aber Winkelmann Sinn und Geschmack für die Kunst gewedt, so muß auch die spätere Blüthe derselben ihm Anerkennung und Dank zollen. Selbst ganz andere Richtungen, die viel später erwacht sind, wie die Verfeinerung der mittelalterlichen Kunst sind im Lichte der klassischen Kunst, in dem durch sie angewekten historischen Geleben erst lebendig geworden.

Winkelmann war, wie jeder große Mann, der Mann seiner Zeit, der ihre Aufgabe verstand und löste, die längst vorbereitete Epoche einer neuen Bildung mit uns leben zu lassen bestimmt. Das lobet seine Wirklichkeit, wie seine Bildung und Lebensgeschichte. Daher müssen wir es auch für nicht als einen Zufall achten, daß sein Aufenthalt in Italien mit einer Tragödie zusammenfällt, die mehr als irgend eine andere dazu diente, die so unendliche Geschichte der Kunst, besonders der Malerei und Baukunst, zu ergänzen, den Eindruck und zu

vergessenwärtigen, den die Vereinnigung aller drei Künste im Leben einfl gemacht haben muß.

Welcher Wunder begibt sich? Wir kehren um trübende Dornen,
Nur, dich an, was was leidet dein Scherz und heuchelt?
Tut es im Abgrund auch? Meinet unter der Lava verbergen
Noch ein neues Gesicht? Arbeit das Unschöne jäh?
Gleichen, Rener, o kommt! T. fort, das alte Pompeji
Hinter sich wieder, aus Neu daniel sich heulendes Stadt.

Winkelmann war einer der Ersten, welcher gründliche Nachrichten über diese merkwürdigen Entdeckungen allgemeinere verbreitete. Welcher Reichthum der Anschauung schloß sich dort ihm auf! welche Sicherheit gewäherte seinen Forschungen der für die dort gefundenen Werke bestimmte Zeitabschnitt! Wenn hier die Geschichte der Malerei zwar nicht den einzigen, doch den bedeutendsten Stoff fand, ohne welchen sie fast nur Namen und Worte hätte geben können, so waren die Wiederentdeckung der Ruinen von Pöstum, welche zu sehen Winkelmann selbst zu Theil ward, und die genauere Kunde von den Riesenentwürfen Siciliens Ereignisse, durch welche die Geschichte der Baukunst eine Grundlage erhielt, so fest als jene Ruinen selbst. Auch von diesen gab Winkelmann den ersten gründlichen Bericht. Was würde er geleistet haben, hätte er so genaue Mittheilungen der Denkmale im alten Hellas gehabt, als wir! Sie mit eigenen Augen zu betrachten, war seine höchste Sehnsucht; der längeren Leben wäre ihm vielleicht möglich geworden, sie zu besichtigen. Doch wir wollen nicht klagen, daß er nicht noch mehr geleistet, sondern uns glücklich preisen, daß ihm so Vieles gelang. Daher müssen wir es auch als ein Glück für die Wissenschaft anerkennen, daß Griechenland und der Orient damals schon von manchen europäischen und sorgfältigen Reisenden besucht und beschrieben war, und in den literarischen und antiken Schätzen Roms ihm manche Handschriften und Zeichnungen zu Gebote standen, die nicht allgemein bekannt geworden sind.

Wissen wir überhaupt, um jene Leistungen zu begreifen, die glänzigen Umstände erwdgen, so ist es doch sein Eifer, der sich durch fast unüberwindliche Schwierigkeiten den Weg bahnte, so ist es doch die Größe seines Geistes, welcher Fleißsamkeit und Kunstsinne in so seltenem Maas vereinte; es sind sein Fleiß und seine Beharrlichkeit, die in so wenig Jahren so viele und zum Theil so bedeutende literarische Unternehmungen ausführten.

Darum dem Verdienste seine Krone! Diese ist ihm aber auch geworden. Ein Weheruf erscholl bei der Nachricht von seinem Tode von Messina's Meerenge bis zum Belt, von der Neva bis zur Seine. Lebenden sind ihm gehalten von Jahr zu Jahr, und werden es heut an der Elbe, Spree und Ostsee. Am Feiertag seines heutigen Geburtstages versammeln sich (seit 1830) da, wo einst Rom's Senat dem Cicerone gebot, friedlich Liebhaber und Kenner der Kunst aus allen gebildeten Völkern Europa's, die Mitglieder des Instituts für archäologische Correspondenz, das in jenem Mittelpunkte aller Kunstbestrebungen die neuen Entdeckungen, sei es durch Ausgrabungen, durch zufälliges Auffinden oder durch wissenschaftliche Forschungen, sammelt, und in seinen periodisch erscheinenden *Opusculis* (Bulletins, Annali und Monumenti inediti) rasch verbreitet. Lange war in der Feier seines Geburtstages vorangegangen der Verein männlicher Winkelmannsfreunde, und gefolgt ist die und benachbarte holländische Universität.

Ich fürchte keine Mißdeutung, wenn ich mich diesem Beispiel anschließe. Ich wüßte nicht, was mich abhalten sollte, diese Gelegenheit zur Wirkung und Verbreitung des Kunstsinnes in Hamburg zu benutzen.

(Der Schluß dieser Rede bezieht sich auf Hamburg, und fordert doppelt lebhaft zur Gründung eines Kunstmuseums auf.)

**in der frühen Morgenstunde des Regierungsjubelfestes
des Großherzogs von Weimar, Karl August,**

am 3. September 1825 auf dem Markte in Weimar, gehalten
von Möhr *).

Außerordentlich und ungewöhnlich erscheint hier Alles, was das Auge sieht und das Ohr hört; außerordentlich und ungewöhnlich die Menschenmenge, welche diese Morgenstunde zusammenzieht, der Ort und die Stelle, an welcher sie sich vereinigt, und das Geschäft, welchem sie gemeinschaftlich obliegt. Dem Fenner des Gelchüses und von feierlichen Obedientönen aus ihrem Schimmer gewiekt, eilen Tausende und aber Tausende hieher, wo sonst nur das Gedröse des gemeinen menschlichen Verkehrs laut wird, um unter dem freien Gewölde des Himmels ihre Knie vor Gott zu beugen, ihre Hände zu ihm emporzuheben, und ihre Herzen in frommem Gebet seine vor ihm aufzuschütten. — Welche Veranlassung, welcher Bedeutung hat das? —

O, ihr Alle wißt Antwort, die ich vor mir sehe! Ihr Alle ruft: Das gilt dem seltenen und außerordentlichen Tage, welcher heute durch Gottes Gnade über uns aufgegangen ist, dem Tage, welchen unser ganzes Land als den feierlichsten und glorreichsten in dem Leben des Fürsten bezeugt, der über uns gesetzt ist! — Und ihr habt Recht! —

Dafür galt dieser Tag schon unsern Vätern, und freudbetrunken hießen ihn die, welche vor und auf diesem Thron wandelten, willkommen, als er ihnen vor 68 Jahren in eben dieser Morgenstunde die entscheidende Kunde brachte: dem Fürsten, welchen sie erben, sei ein Sohn — ein Erbe seines Thrones — eine Stütze seines Hauses und Reichthums geboren. — Und freudlicher noch und herzlicher begingen sie denselben, als sie an ihm, 18 Jahre später, ihrem verwaisten Lande den zum Herrscher gegebenen Sohn, welcher bis dahin der Mittelpunkt ihrer Wünsche und das Ziel ihrer Hoffnungen gewesen war, und sich bereits als fürstlicher Jüngling Aker Erde erworben, Aker Herzen gewonnen hatte.

Aber in seiner höchsten Herrlichkeit hat sich dieser Tag mit der heutigen Morgenstunde für uns erneuert, für uns, die glücklichen Nachkommen glücklicher Väter. Denn was dies von Gott erboten, das ist geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen. Der von ihnen erkörnte und gekrönte Fürst steht an ihm, getragen und geschützt von Gottes mächtiger Hand, noch immer in unserer Mitte, erfreut sich durch ihn noch Reiz der blühendsten Kraft und Lebensfülle, und sieht auf die lange Reihe von Jahren, welche mit diesem Tage für ihn begann, so heiter und freudlich zurück, als wäre in ihnen nur ein leichter Morgenrausch an ihm verübergegangen. — Und volle fünfzig dieser Jahre sah er nun bereits den Scepter über uns, machte unser Land zur Stätte seines Wollens und gerechten Willens, trug das Wohl desselben in seinem väterlichen Herzen, und heute das Glück seiner Unterthanen mit Aker, erprobter und ersahrender Reue mittheilt.

Wer müßten wir sein, wenn wir dabei kalt und gleichgültig sein könnten, wenn wir einen Tag von solcher Erfahrungen und Andenkenungen nicht auf das Heiligste bezogen und bezeugen wollten?

Nun, Bürger dieser Stadt! ihr habt bewiesen, daß ihr die Wichtigkeit und

*) Diese Rede ist von Möhr geschrieben und verfaßt worden. Sie ist von Möhr, 1825, S. 101-102. — Johann Friedrich Möhr, Herausgeber, wohnt in Weimar, wo er 1825 in No. 11 der Zeitung „Der Thüringer Anzeiger“ erschienen ist.

Bedeutung desselben erkennet und daß ihr des Glückes werth seid, ihn über euch aufzugehen zu sehen. Dafür zeugen die ungeheuerlichen Empfindungen der Freude, von welchen sich an ihm Jung und Alt, und Reich und Arm, und Hoch und Niedrig ergriffen fühlen, — die mancherlei Veranlassungen, welche ihr trafen, das Entzücken und den Jubel eures Herzens laut werden zu lassen, — die Wimpel, welche von den Thürmen eurer Stadt stöhnend herabwehen, um Jedem, der sie betritt, schon von fern zu verkündigen, daß sie der Sitz der erhabendsten Heiligkeit sei — der glänzende Schmuck, in welchem die Häuser, Straßen und Plätze derselben prangen, — vor Allem aber euer freudiges Zusammenkommen an dieser Stätte, um Gott die Ehre zu geben. Ihr wißt damit, wie es Christen gelehrt, kund thun, daß ihr das Glück des heutigen Tages als ein Geschenk aus der Hand des Herrn betrachtet, von welchem uns aller Segen kommt, und daß es seine Huld und Gnade ist, welche durch edle und weise Fürsten das Heil der Völker schafft.

Von diesem Geiste christlicher Brüderlichkeit laßt euch nun auch bei allen übrigen Erweisen eurer Freude an diesem und den folgenden festlichen Tagen leiten, damit, was ihr so würdig begonnen, auch würdig vollendet, und Gott, dessen Gnade an uns und unserm Jubel fürken so Großes gethan hat, in Allem gepriesen werde. — Was ihr auch thut, thut es zu seiner Ehre, — im Geiste und Sinne unsers Fürsten, der seinen Jubeltag nicht durch leeren und eitlen Prunk und durch Freudenbezeugungen entwürdigt sehen will, die mit der Stunde des Genusses spurlos vorübergehen, — würdig der Stadt, die ihr bewohnt, und deren Name durch ihn in allen Landen geachtet ist, — und immer sei es euer Herz und seine geheimen Tiefen, wo sich die schenken und herrlichen Wirkungen dieses Jubeltages offenbaren!

V. Vermischte Reden.

I.

Rede

bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Almenau,

gehalten von

J. W. von Goethe,

den 24. Februar 1784 ').

Unser Publikum hat schon lange nicht mehr von seinem Lieblingschriftsteller Goethe erhalten; aber er hat die Feder niedergelegt, um zu handeln. Ein Tausch, wobei das Kindchen, dessen Pfleger er ist, unendlich gewonnen hat. Ich schreibe Ihnen hier einen Besag bei, daß Goethe demalen in andern Rändern eben das ist, was er sonst als dramatischer Dichter und Maler des menschlichen Dergens war. In demselben zeigt er sich von einer ganz neuen Seite, die dem Publikum diesen seinen alten Liebling höchst interessant machen muß. Er ist Chef des Bergbaues, und bleibt als solcher steigende Rede, an welcher man das Wärme und Herzliche und die damit innig verbundene Einfachheit der Sprache, die Goethen schon immer als Schriftsteller auszeichnete, nicht missennen wird.

Nach einer alten leblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute jährlich diesen Tag. Sie zogen versammelt zum Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß derselbe die Verlicht an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurücksühren werde. Heute aber kommen sie mit derlicher Munterkeit und einem selbstlichen Zutrauen, und zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit, und eine Anzahl wohlgeplanter Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat; ich danke einem jeden, der an unserer Freude auch nur einen Theil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst schon seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehörte, mit Sehnsucht entgegenstehe. Das Aest, daß wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unseres gnädigsten Herrn bei dem Antritte seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Volkes willen, daß auch dieser sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

1) Goethe: Goethes Werke. Großer Band, Januar 1784.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einigen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegenstellen, sich gleichsam als neue Berge auf unser edles Athm haften, und es, wenn ich so sagen darf, in eine noch entferntere Tiefe drückten; der wird sich nicht wundern, daß wir noch so vielen eifrigen Bemühungen, noch so manchem Aufwande, erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie Viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder werde in Umtrieb setzen können. Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn, bezieht unsern andächtigsten Herrn nicht ein andächtiger, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert, sondern die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgedrückt und gleich Herunden an dem Werke theilnehmende Männer; oder man durch Verzögerungen ermüdet werden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht mit einander antreten.

Doch Glück auf! Wie eilen einem Pfad! Da das alte Schacht schon aufsehen hatten, um dasselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwdhnten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unser Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannisacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an, und befolgen einen durch Jahrhunderte vermittelten Rath. Denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmerbeere Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flusse in einem tiefen Punkte beikommen; den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten in's Tiefste ging, verbessern und ihn Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmerbeere Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verstorben Werkes. Nunmehr aber, da wir jene eröffnen, abgebauten Tiefen den Wassern und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Heile führen, wo wir gewisse unangesehene Reichthümer zu gewinnen hoffen können.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Reichthümern der Erde hinabsteigt, durch die jene tief-legenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren, und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsre Vorsicht und unsre Eifer bei dem Angange des Werks dem Muth gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung und erst recht sichtbar werden müssen. Ich bin von einem Leben, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemanden mit wohlthätigen Worten an seine Pflicht; ich schüden nicht das Unheil, das nachdrücklich und untrennbar dem alten Werke angeschlossen haben. Denn welcher innerliche Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind, zum Wohl dieser Stadt, zu einem Theil dieser Gegend, Vieles mit leichter Mühe zu wirken, das Glück und Ruf einer so vortheilhaften, so vernünftigen Unternehmung unserm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unserer Väter, unser Nachbarn, zu einem großen Theil von Wohlstand zu verschaffen und Wohlthun unserer Handlungen haben werden. Lassen Sie und alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unser andächtigster Herr auf uns gesetzt

hat, der Aufsicht, womit so viele Gewerke eine ansehnliche Summe Geldes in unsere Hände legen. Möge sich zu diesem schönen und guten Zweck das ganze dieselbe Publikum mit und vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Aemmaner Bürger und Unterthan kann dem aufstrebenden Bergwerk nützen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat fortrückt, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein Jeder die unsrige ansehen möge. Es thut ein Jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu dessen Beförderung thun kann, und so wird es gleich gut gehen. Gleich zu Anfang, jetzt, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu untrennen, und dadurch zu dem gemeinen Nutzen mitzuwirken. Kommt dernebst der Bergbau zu einem lebendigen Umtreibe, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich Aemman wieder zu seinem alten Glor: so kann ein Jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Größe gereift ist, als es noch ein Kind war, sehr reich angenommen; ich habe es nähern, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern! Ja, möge uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unstigen dieser Segens genießen!

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern; verheer aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihrer Tiefe verborgen, und dem Menschen den Vorkund gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzufragen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unsern Verhaben beistehe, daß er uns hier in die Tiefe begleiße, und daß endlich das prethentige Werk, das öfter zum Felsen, als zum Stein angenommen wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge!

Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen!

II.

Die Umjubelfeier eines verdienstvollen Staatsmannes.

Aus Dr. Georg Heinrichs Hefen 18.

Es ist ein rührender und zugleich ein erhebender Anblick, den stehenden Arm, mit dem Ferkel des Verdienstes schmückt, in inwendiger Kraft an dem Standpunkte zu sehen, von dem er auf ein langes thatenreiches Leben zurückblickt. Ihm Gegenwart, geheimer Jubelgott, hier im Kreise Ihrer Freunde und Umgebenden an dem legendischen Tage, an welchem Sie vor fünfzig Jahren zuerst die Laufbahn betreten, in welcher Sie mit so vielem Ansehen das dierher manditten, und die noch lange für Sie nicht enden möge, gewährt und diesen ehrenden, diesen erhabenden Anblick, und erfüllt unser geistigen Herren mit den Gefühlen des innigen Dankes gegen die Verfassung, und der Ehrfurcht und Liebe gegen den Mann, der uns Vorgesetzter, Schutze, Freund und Vater ist.

Wie bereicherndwerth ist in diesem Augenblicke nicht mein Loos, da ich gewärtigt ward, der Dolmetscher dieser Gefühle zu sein.

Jüngst Jahre eines thätigen Lebens, oft das höchste Ziel des Menschenlebens überhaupt — schon der Gedanke, daß unter Tausenden nur sehr Wenige dies Ziel erreichen, mache den Tag dieser Feier zu einem seltenen merkwürdigen Tage. — Jeder sinnige Wanderer auf der Bahn des Lebens steht einige Augenblicke nachdenkend still, wenn ihm der glühende Geist am wankenden Stabe begegnet, und ein unwillkürliches Gefühl von Ehrfurcht wie seine Brust erfüllt. Ein hohes Alter setzt viel physische Kraft voraus, und Kraft erweckt Ehrfurcht. Wie unendlich muß dies Gefühl aber gesteigert werden, wenn es nicht den glühenden Geist, nicht den wankenden Stab erblickt, sondern wenn nur die höhere Vollendung der Tugend in der Vollkraft des Lebens von dem höheren Alter zeugt, wenn der Geist jugendlich die Silberlocken umschwebt, welche die Seiten beschatten; auf der milde Weisheit strahlt? O dann ist dieser Anblick nicht mehr rührend, er ist erhaben! — Wie verkennet dann den Werth eines thätigen Lebens, den Werth der Weisheit und Tugend? — Denn steht der Geist im Kreise seiner Freunde, umschlungen von den Händen, welche die Natur um ihn wand, und in denen ihm die süßesten Blüten küssen, umflut von Kindern und Enkeln, ein Bild der Menschheit selbst in ihrer Vollendung da, so wie Sie jetzt, ehedem: ige Jungfrau, in unsrer Mitte steht. Dann fühlen wir, daß ein langes Leben Segen ist, und daß es ist, wenn Verdienste es schmücken. — Wer nur für sich lebt, nur in dem engen Kreise, den seine frühesten Verhältnisse um ihn schließen; wessen Brust nie der Gedanke dehnt, in einem unbeschränkten Umfange zu wirken; wer sich nie als den Bürger eines Staates, als den Bürger einer Welt dachte: der verliert allein, wenn der Faden seines Lebens abreißt. Wer aber sein Ich zu klein findet, um sein ganzes Herz zu erfüllen; wer für Menschennoth Gefühle hat und dafür zu wirken strebt; wer den Blick über die engen Grenzen seiner Heimath hinaus in das unbegrenzte Gebiet der Menschheit wirft; wer kräftig eingreift, wo er sieht, daß seine Kraft Noth thut, und wenn dann die Vorsehung vergelten, ein halbes Jahrhundert hindurch zu wirken, dem ruft die Menschheit zu: Heil dir, du hast das Ziel errungen und bist des Kranzes werth!

Wenn von uns schwebt dieser Ruf nicht auf den Lippen in diesem feierlichen Augenblicke! Doch nicht dies unsere Lippen anstößt dies: Heil! Auch der erhabene Jüngling, für welchen Treue und Fede in Ihrem Bufen schlag, auch der Staats, der in Ihnen einen seiner thätigsten, seiner nützlichsten Diener verehrt; Jeder, der sie kennt und für den Einklang der Tugend und Weisheit nicht unumgänglich ist, ruft mit uns Heil! Ihnen zu.

O wie wohl muß Ihnen erblühen Herzen dieser Augenblick thun! Alle heitern und alle trübten Stunden schweben jetzt Ihrer Seele noch einmal vorüber. Sie blicken zurück auf die Summe Ihres Wirkens: denn ich dürfte Ihnen die Gabe, und alle Gefühle drängen sich jetzt in die Thüre des Dankes, die Ihren Wangen entweicht. Ahn Sie ist doch ein Augenblick der Wonne, und er loht Sie und blüht Sie zur ferneren Wanderschaft. Und ist er es nicht wunderbar, er erhebt unser Herzen zu dem Gefühl: daß eine Erfüllung seiner Pflichten, umgeben mit Mühsal, und Schicksal, den beständigen Feind bewirt, den Feind, als Geist ein ein Gegenstand der Bewunderung und Ehrfurcht zu sein, wie unsere Herzen so jetzt Ihnen geben. Wenden Sie noch lange unter und jugendlich heiter, und Vorbild und Muster, und jedem: Ihre Tugend mögen das Leben ebnen Blüten entgegenzusehen.

Bei der Wiege eines einjährigen Knaben.

Von Lafontaine's St. Julien's).

Da liegt der Held unseres Hells, meine schönen Kindererinnen und Kinder,
und freit seinen Geburtstag mit einem süßen Schlämmen. Er bedarf keines
eigenen Geburtstages nicht, um vergnügt zu sein; wir aber brauchen ihn, um
die Freude an ihren Tugenden festzuhalten. Wenn ich das Kind betrachte und
an, so kommt es mir vor, als ob nur die Wiege der Eltern der Freude, nur der
Lusthaum und der Hüthut der Königschmuck des menschlichen Glückes wären.
Der Vater nimmt das Kind auf und legt es, um es ruhig zu erhalten, an den
Busen der Mutter: das ist sein Lebenslauf. Und uns liegen, wenn unsere Hoff-
nungen, unsere Freuden alle vergangen sind, nach tausend Sorgen, nach tau-
senden Entzern, unsere Kinder ebenfalls, damit wir endlich ruhig werden, an
den Busen des Todes, in den Sorg, die weiche Wiege des Kindes, um die
kein jenseitiges Vieh kommt, die kein seelisches Auge leuchtet. Nur vergebens
schmerzliche Augen blicken auf die weiche Wiege; und der dunkle Ton fallender
Erbsenen ist das rauhe Lied, das über sie herabklingt. Man sagt den Men-
schen an die Brust der Mutter, dann an den Busen des Todes: das ist kein Le-
benslauf. Was dazwischen liegt, ist nichts als ein unruhiger Traum; das Schwin-
gen eines Nachworts zwischen Kindern, das gegenständliche Fahren, der gegen-
ständliche Schmerz eines für Wahnsinnigen, das Hinlegen eines Bewusstseins
über Hügel und Gründe zwischen zwei schwarzen Wäldern. — Die Ischial
und ist die Kerkelheit, die wir Leben nennen, mehr werth, als ein Fahren!
Doch hier vermag ich tausend Sorgen und dann im Saage die Wärme. —
Ja, Kinder, ich wünsche die Kind zu Deinem Schlämmen. Um Deine Seite
der hat die Natur das Gehirn wie Wasser hingelassen. Das Kind und der Schmerz
kann keine über Tage nicht hineingehen; Deine klagende Stimme bezeugt
nicht Schmerz; es sind nur die prophetischen Töne Deiner künftigen Tage. Die
Natur unterrichtet Dich schon im Weinen, ehe der Schmerz da ist. Weine nur,
heißes Kind, weine nur! Ist denn das Leben der Menschen, ist denn das Leben
etwas Anderes, als eine Camen abwechsel eine Trankammer? Alles hinweg
nach gesunden; die Wände sind mit der Trankammer bedeckt: das kühne Ma-
rine, ein Fahren nach umhüllt sei; nur durch eine enge Nische fallen ein Paar Trän-
ken einer heißen Welt, der Erleichter, in das Trankgemach, doch nur Pühen der
Erleichter, ein von einem Trankgemach verfahren. Wer ist, wenn es in der
ersten Kammer sehr dunkel, wenn die Trankgemach sehr eng verfahren ist,
nach die Karten der. Ah, müssen wir Menschen denn nicht die Trankgemach der
Erleichter, den Fahren nach einer anderen Welt, mit Tränen, Trank und
Trankgemach Trankgemach? Was nicht auch ist das Trankgemach der Trankgemach
um mehr Seite gelangt werden, ehe das kühne Fahren der Trankgemach in
die Ischial? Trank, wenn Kinder? Das Trankgemach wird auch Trank Trank
mit kühnen Trankgemach bedecken. Wie Deine Trankgemach von Trankgemach sehr kühn-
nach Trankgemach weine, so wird Dein Trankgemach in der Trankgemach der Trankgemach
nach einer Trankgemach und Trankgemach, welche Trankgemach nicht
kann. Jede aufkühnende Trankgemach eines kühnen Trankgemach, die, von dem Trank
Deines jungen Trankgemach Trankgemach, von dem Trankgemach Trankgemach Trankgemach
Trankgemach, und Trankgemach Trankgemach Trankgemach, wird der kühne Trankgemach
Trankgemach. Trankgemach Deine Trankgemach Trankgemach nicht an eine andere. Die Trankgemach Trankgemach

In August Lafontaine, nach Diderot, 1716-1788, nach der Ausgabe
von 1788.

Stuttgart, bei der Verlagsanstalt.

Todtenhand dazwischen, und Deine edel die andere Brust erstarrt. Das kalte Grab ist wärmer als das Leben. Du wiest Dir Schwielen in die Hände, Wunden in das Herz eudern, und Niemand wird sie Dir verbinden, keine Thräne eines mitleidigen Auges einen Tropfen Kühlung in den heißen Schmerz hinabweinen. Und wenn auch ein thränenvolles Auge sich sanft an die Wunden Deines Herzens legt, so mußt Du Dein Auge abwenden von den ständenden Thränen, Dein Herz bedecken, Deine Wunden größer reißen, und stiehn, wo allein keine Thräne ist: in das Grab!

4.

Predigt bei einer Bauernhochzeit, aus dem Titan von Jean Paul Friedrich Richter¹⁾.

(Hier im Bade Herrenteis ist jetzt die allgemein gelobte Fürstin Candide, für welche man gern alle Tage etwas anstellte, geschweige an ihrem Geburtsstage. — Diese schöne Fürstin nun und ihren Geburtsdag hieß der gesammte Badadel für werth, daß er an demselben eine böheimische Bauernhochzeit ihr in häuslichen Verkleidungen vorstellte; ich erbot mich zum Hochzeitpater. — Die langweilige Scene wurde mit Ergerbung und Applaus gar durchgespielt. — Damit nur was passirte, sagt' ich, ich wäre der Hochzeitrechner und wünschte wol anzufangen. Ich stieg auf den cà de Candide (eine Gartenschaukel), sah, darin aufgestellt, an der um mich versammelten gelben, weissen, gebunzenen, süßsantenen, platten Verticbauern-Massa fast itonisch hin und her, und sagte, so viel ich davon noch weiß, mit cynischer Badfreiheit dieses:)

Ihre Dorfgerneine!

Ich will euch und das Brautpaar heute bloß froh machen, und wisse des Endes dies stärker auf die Vorzüge hin, die euer sonst verachteter Stand so sehr vor dem vornehmen voraus hat. Denn ihr schäzt sie nicht genug. Bedenkt ihr oft genug, ihr Keengesunden, was ihr für Baummark unter eurer Rinde, und was ihr für Blüthen an euren Zweigen tragt? Seht euch Alle an und dann haltet euch in Gedanken einen Augenblick gegen die Großen in Städten und Bädern, die ihr etwa kennt — damit ihr den Unterschied merkt — ach, wie erbärmlich würde, rosenfarb, geblühterig sehen die Armen aus! Ich bete oft für sie. Mehrere haben sich, so wie sich Scharfrichter ehrlich richteten, zur Tugend hingefundigt, z. B. zur unwillkürlichen Enthaltensamkeit, da ihnen als Noceallisten freiwillige lieber wäre; einige sterben dem ganzen Tag und leben ein wenig im Schlafe; die meisten versehen.

Euch, ihr festen, unschuldigen Landleute und Böheimer, sind das freilich ganz andere böhmische Dörfer, als ihr demohnt; euer gesundes Lebenlicht haben noch keine sanften Frühlingelüste ausgeblasen oder schneller brennen lassen. Wie, ihr steht den herrlichen, kräftigen, freien, muskulösen, brustbreiten, eingemurpsten, augenfeuerigen Wilden so nahe (nur seid ihr geblühter) und wißt nicht, was ihr damit habt!

Hört, euch reizet der Vornehme; zureiß um euer Anlagen zur Ehre und dann zur Tugend. Er betrachtet euer starkes Jausse, womit ihr so leicht tod-

¹⁾ Jean Paul Friedrich Richter aus Wundtzel, geboren d. 21. März 1763, gestorben d. 21. November 1825.

machen könnte — so wie erschaffen — und erwägt dann sein Nicht. Ja, er be-
neidet das gesunde Thier wie euch und wünscht, das menschlische Steißbein, das
nach den Anatomen das glühne KRC und der Ansat zum chircischen Schwefel
ist, wäre weiter fortgesetzt. Wie Mönche bewohnen sie die fruchtbarsten Gegens-
den Europa's mit dem „Gedente des Todes“ auf der Brust. Ich sag' euch,
so wie Vornehme in Frankreich die Reichthumsbildung ihrer Werke gern vom Scepter
und Corrector annehmen, so würden sie die moralische Lithographie ihres Lebens
von ihrem Bruchvater und Leichenredner mit Vergnügen empfangen, wä's ihr
nen nur vorher vergönnt, ein recht unorthographisches zu führen.

Nicht einmal das Kleinere, eure Tugenden eintinnen dem Reide der Gro-
ßen, gute Vögelmer! Die armen Reichen und Vornehmen, die noch immer eine
gewisse Passion für die Tugend nicht verlassen will und die vielmehr auf diese
erpißt sind, wie Spinnen und Mäuse auf Nuss, müssen sich aus Unvermögen
auf's Anschauen dieser Grazie auf Bühnen, Büchern und romantischen Pa-
piere einlesen; aber wie gern wären sie gleich euch im Best's derselben, wenn
sie's geben wollten! Ihr wisst kaum, was ihr habt, Anbeter! — Kränklichkeit
gehört Furcht; aber diese, die sonst die Götter erschuf, vernichtet jetzt das Götter-
liche. Es ist entsetzlich bis zum Erstasten, wie weit ein Gemüthschwächling sich
an Andern nicht sowohl verständigen kann, als an sich, und es ist ordentlich jam-
merschade, daß er ein Ich hat; so sind auch Leute in physischer Ohnmacht wegen
Lahmung der Schließmuskeln nicht in der besten Lage, sondern in äblicher, —
Daher sagt und weht kein Mensch von einigem Stande mehr scharf Ja oder
Nein, sondern er blasst (wie die Blinde Nordostwind u.) Jancinja oder Nein-
jancin; so wie auch einige deutsche Gelehrte anfangs sagen „Allerdings“ —
dann „Freilich“ — dann „Indes“ — dann „Insofern“ — dann „Wiewol“ —
dann „Demungeachtet“ — endlich „Vielleicht.“ Dabei sind die Großen so hart
und kalt gegen eure Noth; denn Kranke sind es gegen Jede außerhalb ihres
Bettes.

Seid indes nicht unbillig gegen den Hebeten; wenn ihr euren Kock aus-
zöget, würdet ihr vielleicht nach dem Sprichwort als Bauern, die Ochsen ge-
worden, am schärfsten scheeren. Ihr habt freilich mehr Geschmack für Essen, als
für Künste und Poesien; aber ihr übertrefft wieder den Aden an Adel und Ju-
scheidenheit. Ihr seid keine Edmänner — Doemänner — (meine heitere Stätte
schaute zu sehr) — keine Kithelinge — Delinge¹⁾ — Stadtpunker — Gottes-
trische — Halbpäpner — Kessäten — (das fatale Schanklein!) — Ihr habt
war nichts mit dem Doemann gemein, als das Adern mit dem polnischen;
aber ihr seid doch keine Wadzälle, sondern gesunde Radwirthe. Ihr seid, wenn
nicht zu Rittern, doch zu Bauern g e s c l a g e n — Ihr lebt unter dem Scepter
der schönsten Landesherrin und begehrt heute ihren Geburtstag an einem Hoch-
zeitstage. Ihr seid (das bedenkt) arbeitsam, Ratz, jung, froh, froh, fest, fest —

Das Schwingen der Kanne nöthigte mich, ohne Amen herauszuspringen.
Man lachte und wurde um nichts besser; ich wußte es vorher. Man dankte mir
ich fragte nichts darnach.

1) Alle Worte der Doemann.

2) Stadtpunker heißen auch die Polier, Gotteskunker die Alkohole.

Trostworte an die wahren Deutschen

von Geng').

Ihr, die ihr im Schiffbruche der Zeit, von Tod und Trümmern umzingt, aller Güter losbarste und erste, einen freien, umfassenden Geist, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligthümer der Menschheit, den Muth, ihnen alles zu opfern, und Glauben an die Zukunft gerettet, ihr ächte, feuerfeste, durch gemeine Trübsal unbefiegbare, in Geist und Wahrheit stets siegreiche Helden des Jahrhunderts, von der Menge verkannt, von aufgeblasenen Weltkümern, die der Pöbel wie Götter verehrt, vielleicht zum Glück verachtet oder gehaßt, — vor allen aber Ihr, an die zunächst diese Worte sich richten, des Vaterlandes einsame Helden, hochberzige, durch kein Unglück bezwungene, Eures Namens würdige Deutsche, — ermahnet, verweist nur nicht! Der, welcher Euch ankörert, die Nachwelt mit der Gegenwart zu versöhnen, tragt hartnäckige Kämpfe und furchtbare Prüfungen Euch auf. Wobin Ihr Eure Blicke nur wendet, seid Ihr von Bildern der Vernichtung und Einöden zur Muthlosigkeit umzingt. —

Die Kräfte unserer großen Nation sind zerstreut, zerpalten, auf allen Seiten in mattfließende Bäche, oder in faule, stehende Sümpfe, oder in treulose Abzugskanäle geleitet, für jeden wahren Nationalzweck verloren. Alle Schutzwehren unsers Landes sind gefallen; unsre Gränzen, wenn es Gränzen noch gibt, da der Feind schon mitten unter uns ist, von jedem Vertheidigungsmittel entblößt; unsre blühendsten Städte und Provinzen werden täglich, wie herrenlose Waare, zerstückelt, zerhackt, verkauft, vertauscht und wieder vertauscht, an Einzelne und Ausländer verschleudert; die wohinverordneten Reichthümer verschwinden; die Gewerbe verkümmern und erlahmen; die Häfen und Meere werden geschlossen. — Aber nicht bloß der Körper des Reichs ist verstimmt, gemißhandelt und geschändet; auch die Seele ist tödtlich verwundet. Umsonst sucht ihr in der Masse Eures Volks, umsonst an den Höfen, umsonst unter den Großen des Landes jenes wehmüthig erhebende Gefühl, jene tiefe, doch männliche Trauer, jenen krasstigen, hoffnungsvollen Schmerz, der rettende Entschlüsse verkündigt. Eure Klagen verhallen in die Luft; eure Schilderungen des allgemeinen Verderbens werden höchstens als müßige Spiele, als literarische Meckwürdigkeiten behandelt; da, wo es Euch noch allensfalls vergönnt ist, das Publikum in seinem Schlummer zu stören, glaubt man viel zu thun, wenn man Euch wie lässige Freunde, wie wohnimrende Grillenfänger dautet; mit Unbehaglichkeit hören die Massen, mit Bangigkeit sogar Befessene Euch an; und der Augenblick rückt sichtbar herbei, wo ein langes melancholisches Versinken das Gesicht Eurer blüthenreichen Gesichtszüge und die harte, aber gebieterische Bedingung Eurer persönlichen Freiheit sein wird.

Dies alles, und mehr noch als dies, — denn wer bestimmt die Gränze des Uebels! merket Ihr, nicht bloß mit Standhaftigkeit und Gleichmuth, die auch Gefingern als Ihr nicht versagt sind, sondern mit dem heißen, begeisterten Bewußtsein unersättlicher Uebertreue entgegen, wenn ihr groß und stark genug seid, Euch selbst nie unter zu werden. So lange Ihr aufrecht steht, ist nichts ohne Hoffnung gefallen. Selbst das Grab recknet sich wieder, der Tod ist nur Schornstein gewesen, wenn die Lebenskraft im Herzen zurückbleibt. Es Ihr leben werdet, um Eurer Beharrlichkeit Lohn, um den öffentlichen Reumuth Eurer Sache, um die Ueberzeugung aller Dinge zu feiern, hängt von unersättlichen

Nachschüssen ab. Doch für Euch, wenn Ihr treu haltet am Guten, und für Eure künftigen Böhlinge und Erben, ist Leben und Segen nur Eins. In Euch steigt das Scheinbargesunkene mit erneuerter Herrlichkeit wieder auf; in Euch ist das Scheinbarverlorene schon vollständig wiedergefunden; das Vaterland, das europäische Gemeinwesen, die Freiheit und Würde der Nationen, die Herrschaft des Rechts und der Ordnung, aller vergangenen Jahrhunderte Werke, blühen fort in eurem Gemüth; dort, wo sein Verhängnis Euch erreichen, kein Jovanna Euch bekommen kann, befestigt und verzünat sich wieder die Welt. Euer unmittelbarer Einfluß mag gehemmt, Euer Wirkungskreis mit enger Schranken umzogen, Eure Hand in Fesseln gelegt, Euer Mund gewaltsam verschlossen werden; dies Alles sind nur Außenwerke Eurer Macht. Euer fester, unerschütterlicher Sinn, die anerkannte Unpandelbarkeit Eurer Meinlinie, Eure immerwährende stille Protestation gegen alles, was frevelhafte Gewalt zu stiften oder zu rechtfertigen wohnt, die dem Feinde und dem Freunde gleich gegenwärtige, lebhafteste Ueberzeugung, daß der Krieg zwischen der Ungerechtigkeit und Euch sich durch keine falschen Unterhandlungen schlichten, durch keine eingebildeten Waffsenstillstände unterbrechen, durch keine treulosen Friedensverträge beendigen laßt, die würdige, tapferste, stets aufrechte, stets gerüstete Stellung, in welcher Ihr Euren Zeitgenossen erscheint, — das sind Eure unvergänglichen Waffen. Eure bloße, stehende Cränze ist ein beständiges Schreckbild für die Unterdrückten, und für die Bedrückten ein unverlegbarer Trost.

Bereget, daß da, wo Ihr Euch befindet, der wahre Mittelpunkt aller Unternehmungen ist, wodurch, früher oder später, Europa von der Anarchie erlöset, das Gesetzbuch der Willkür zerissen, der hochmüthige Aufstau vergangener Uebermacht gestürzt, und ein neuer unsterblicher Bund zwischen Freiheit, Ordnung und Frieden für eine glücklichere Nachwelt gegründet werden muß. Nicht England, nicht Rußland vermögen es; als Bundesgenossen Beide erwünscht, als Gegengewichte oder Hülfskräfte unschädlich; aber das elementliche Werk der Befreiung muß auf deutschem Boden geltehen. Von hier muß die Wiederherstellung ausgehen, so wie hier die Aerrüttung entstehen, das Verderben zur Vellendung arbracht wird. Europa ist durch Deutschland getheilt; durch Deutschland muß es wieder zusammengeleitet. Nicht Frankreichs Energie oder Kunst, nicht die wilde, konvulsive Kraft, die aus dem gellenden Schluße der Revolution, eine verüberrückende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgend eines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Uebergewicht oder Geschick hat die Welt aus ihrem Angeln gehoben, die selbst verschuldete Wehlosigkeit Deutschlands hat es gethan. Unser innerer unheiliger Zwiespalt, die Zersplitterung unserer herrlichen Kräfte, die wechselseitige Eifersucht unserer Künste, die wechselseitige Entfremdung ihrer Völker, das Verlöschen jedes ächten Gefühls für das gemeine schaftliche Interesse der Nation, die Erschlaffung des vaterländischen Geistes — das sind die Ererberer, das sind die Zerstörer unserer Freiheit, das sind unsere tödlichen Feinde und die Feinde Europa's gewesen. Wenn wir uns vereinigen, wenn wir unsere Familiensitten verassen, wenn wir in der Stunde der Gefahr, in der Stunde gemeinschaftlichen Noth uns aufschließen könnten. Demische zu sein, so trochten wir jeglichem Sturm; so wurde nie eine Aufbebung deutschen Medietes dem übermüthigen Fremden zum Raube; so hat nicht ein einzelnes Volk, nein, auch nicht das geschiedenste und schwächste, von dem wohlhabenden, lebensvollen Vertreter des europäischen Staatensystems ab; noch mehr, so ward uns der Ruhm, selbst das kranke, das tieferverruete Frankreich zu wahren, lebendigen Genesung. — denn wer wird seinen heutigen Zustand, seine unnatürliche, aufgedunsene Responz mit ächter Gesundheit verwechseln? — in einer lebendigen, harmonischen Cränze, zur glücklichen Zeitverheilung zu führen: eine That, die in einem richtigen Sinne, und mit wohlgeordneten Werkzeugen vollbracht, die

gesellschaftliche Verfassung von Europa im Ganzen und in jedem ihrer Theile auf viele Jahrhunderte hinaus zugleich befestigt und vervollkommenet hätte — So viel vermöchten wir, Brüder, und so viel haben wir sträflich versichert. Aber wenn aus diesem Abgrunde der Ohnmacht, worin wir heute unsre Vergeltungen hüßen, noch irgend etwas uns zu retten vermag, so ist es immer nur derselbe Entschluß, wodurch wir früher ihm entgangen sein würden. Getrennt wurden wir niedergeworfen; nur vereinigt können wir uns wieder erheben. Diesen einzigen Rettungsweg zu betreten, ist sehr freilich viel schwerer noch als sonst; aber so viel ist unumstößlich gewiß: sollen die Staatskräfte Deutschlands je Eins werden, so muß zuvor der Nationalwille Eins sein. Hier, unverzagte und großdenkende Deutsche, zerstreute, doch geistig versammelte, durch Gleichheit des Sinnes und der Bestrebungen verbundene, und rechtmäßig constituirte Repräsentanten der Nation, hier öffnet sich ein ruhmvolles Feld. Euch selbst nicht zu verlassen, war das erste; aber entzieht Euch auch dem Vaterlande nicht. Laßt, Irder in seinem Kreise, aus welchem Standpunkte, durch welches Medium es auch sei, das Licht Eurer Weisheit, Eurer Kraft, Eurer unerschütterten Gemeinnsinnes leuchten; ruft, so weit als Eure Stimme noch reicht, die Kräfte zu erneuerten Anstrengung, die Hoffnungslosen zum Muth, die Ersarrten ins Leben zurück. Sucht Frieden und Eintracht und wechselseitiges Vertrauen, und Harmonie der Ansichten und Wünsche, und Interesse am Schicksal eines Joden, und Eifer für gemeinschaftliche Zwecke und Bereitwilligkeit, den abgelenkten Vortheil einer großen Nationalasache zu opfern, unter allen deutschen Völkerschaften zu stiften. Schlicht keine von Euren Bemühungen aus, auch die nicht, die Ihr unüberdrehlich verlieren, auch die nicht, die Ihr am Rande des Verderbens, durch Furcht und Schrecken betäubt, Eurer Mitleidlichkeit unzugänglich glaubt; auch die nicht, deren betrogene Regenten unsre schweren Wunden erweitert, den Feind in unsre Mauern geführt, und das Vaterland Preis gegeben haben. In dem Herzen des gesunkensten Deutschen regt sich immer noch etwas, das Euch versteht, das Euch zehret und Bewilligung erzwinge; warum solltet Ihr solche nicht gewinnen, die, ohne eigentliche Lust an der Schande, nur durch treulose Rathschläge Anderer, aus Unwissenheit, aus Schwäche, oder aus Mangelmuth fielen? Fragt nie nach dem unmittelbaren Erfolge, noch nach dem Umfange des Gutes, das ihr gewirkt habt, noch nach der Anzahl der Euch ergebenden Gemüther! Es bedarf nicht vieler, um das Geste zu Stande zu bringen. Bedenkt, daß ein einziges Wort, in einer glückseligen Stunde gesprochen, Nationen vom Tode erwecken, das erlöschene heilige Feuer in ganzen Geschlechtern wieder anzünden kann! Es ist unmöglich, daß ein Volk, wie das unsere, so sehr es auch gepeinigt und gekränkt, verlassen und verrathen werden mochte, so sehr es auch, durch bössliche Verräthe, oder durch Niederlagen und Unglück verwirrt, eine Zeitlang sich selbst vergessen haben konnte, nicht endlich vom schmachlichsten Verfall, von der grausamen Erniedrigung zurückkomme; unmöglich, daß so viel Geisteskraft, so viel persönliche Superiorität, so viel Vereinigte, aber gebiegene Kraft, solcher Reichthum natürlicher Talente und fleißiger Bildung, als wir in unsrer Schoepse vereinen, sich nicht, früh oder spät, in irgend einem Brennpunkt sammle, von dort aus das Ganze belebe, und alle eisten Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus diesem ehrenwürdigen Stamme so mannigfaltiger Vortrefflichkeit und Heiligt, aus diesem Mutterlande europäischer Herrschaft, aus so vielen, durch ehernem Ruhm, durch große, bedeutungsvolle Namen, zur Herrichtung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten Familien, aus so vielen den uraltem Gange auch jetzt, auch in dieser Abenddämmerung obre Größe noch amstrahlenden Fürstenthümern, nicht endlich Ein vollständiger Held, ein Retter und Rächer hervorgehe, der die Ideen von allen Angehörten abwickelt, der uns einsetzt in unser ewiges Recht, und Deutschland und Eu-

ropa wieder aufbaue. Diesem Schicksale, er erscheine, wann er wolle, entschlossene und brauchbare Werkzeuge, den undesugten Regierern widerstehende Unterthanen, den Tyrannen rechtschaffene Feinde, jeder widerstehenden tyranmässigen Herrschaft ein gehorames und williges Volk, den Ältern geselliger Ordnung und tugendhafter Freiheitliche und ächter, aus Gott geschöpfter Weisheit versündige und würdige Priester, und der Nachwelt, damit nicht ähnliches Verderben als das, welches uns überzog, noch einmal über die Menschheit hereinbreche, eine Pflanzschule von kraftvollen Gemüthern und rüstigen Vorsehern zu erzeugen: — das ist Euer großer Beruf.

A.

Hermann's Rede an die Verschworenen.

Aus „Hermann, der erste Befreier der Deutschen,“
von Stedding, Frankfurt 1816 *).

(Die Germanen waren von ihren Unterdrückern so eingeschreckt, daß Hermann seine widerwärtige Gesinnung anfänglich nicht verkündigen durfte, und er eröffnete sie deshalb nur wenigen Vertrauten. Da er hier indes für sie empfindlichen Reden fand, theilte er sie mehreren mit, und ward in seinen Ansichten von dem Unmuth aller Vesseren über eigene und gemeinsame Schmach und von der Neigung Aller zu gefahrvollen Unternehmungen begünstigt. Nachdem die Verschwörung sich allmählig von Mann zu Mann und von Mark zu Mark ausgebreitet und die meisten herustischen und viele benachbarten Häuptlinge insgeheim mit einander verbunden, beräumte man einen Tag zur Versammlung aller Verschworenen an. Um die Zeit des Vollmonds, die gewöhnliche für allgemeine Verhandlungen, kamen sie auf verborgenen Pfaden in einem entlegenen Waldthale zusammen, angethan mit ihren Waffen, erfüllt mit Haß gegen Rom und Regierde nach Freiheit. Wildes Gemurmel durchlief anfänglich den verworrenen Haufen, bis ein Priester im Namen der Gottheit Ruhe gebot. Da erhoben sich die därtigen Männer ringumher und standen an ihre großen Schilde und langen Speere gelehnt, während der Priester auf einem hohen Felsensteine sass. Sodann trat Hermann mitten im Kreise auf eine erhöhte Bühne und sprach:)

Endlich, ehrenfeste Fürsten und Krieger, seh ich euch wiederum in einer der freitlichen Versammlungen vereint, worin wir und unsere Väter höherer über das Gemeinwohl Rathschlogen und deren wir seit ertichen Jahren ungetreuet worden sind; ich sehe dieselben Häupter vor mir, welche wir seit meiner Kindheit ehrwürdig geweten, dieselbigen Männer, auf deren Wort ich allemal wie auf das Wort heiliger Frauen gehorcht. Jedoch wie verändert erscheint ihr mir, ihr edlen Angesichter! Statt der kräftigen Freude, worin ihr dazumal strahlte, düstere Niedergeschlagenheit; statt des muthigen Tropes, welcher euch dazumal besetzte, unruhige Wildheit. Ich sehe, wir sind nicht mehr, die wir waren; wir sind die Deutschen nicht mehr, deren Leben die Freiheit war; dieses ist die Sonne nicht mehr, die uns vormals beschien; der Wend ist an ihre Stelle getreten, und in die Schatten der Nacht haben wir uns geflüchtet, um Thaten zu verhehlen, welche wir ehedem des besten Sonnenlichtes würdig glaubten.

Ja, was glaubten wir ehemals nicht! Wir meinten, einigen Verstand zu haben, um selber zu wissen, was uns dienlich sei; wir hielten die väterliche Einrichtung hoch, sich mitzutheilen bei Noth und Geta, wann die Freunde die Lippen eröffnen, und Beschlüsse zu fassen bei nüchternem Rath, wann die Besonnenheit vorwaltet. Allein die Römer sagen, daß wir nichts verstehen, nichts wissen, daß wir und unsere Väter nur eine Gattung wider, den Menschen nur außerhalb ähnlicher Thiere sind, und daß sie eben gekommen sind, uns zu belehren, zu bilden und zu Menschen zu machen.

Wir meinten ferner, einige Tugenden zu besitzen. Wir sahen das Feuer unserer Junglinge mit Lust, und die Kraft unserer Männer mit Hochgefühl, und schmeichelten uns, es gebe kein Volk auf Erden, mit uns an Tapferkeit und Kriegsruhm vergleichbar. Allein die Römer haben uns besiegt und haben uns bewiesen, daß unser Ruhm Eitelkeit und unsre Tapferkeit eine Wemme war, und daß sie allein Krieger und Helden genannt zu werden verdienen.

Wir meinten sogar, einiges Glück zu genießen. Wir freuten uns der Treue bei unsern Gattinnen, der Ehre bei unsern Landeleuten, der Gastwahl bei unsern Freunden und Fürsten; wir labten uns an den rieselnden Quellen und grünen Höhen um unsern Wohnungen und frohlockten im Walde bei munterem Pöneren und in der Halle bei göttlichem Thatengesang. Thörichter Wahn! Die Römer sagen uns, daß unser Geschmack und unsere Sitten dardarisch, daß die Tugend unserer Frauen lächerlich und daß unser gesammtes Leben nur ein Elend war. Nur sie wissen, was Glück und Genuß heißt; und sehen, sie wollen die Rinde haben, uns gerade in den Schooß desselben zu führen. Darum ziehen sie uns vorher aus, was dardarisch ist; darum bemächtigen sie sich unserer Tugenden und Vurgen; darum theilen sie unsere Acker, verschärfen unsere Weiber und Töchter, und würdigen uns bei unsern Völkern herab. Aber sie verstellen uns viel herrlichere Dinge dafür: diesen Ring, den ich am Finger trage, und diese Kette, die mir am Hals hängt, und das Vorrecht ein Römer zu heißen, und das Glück, für die Römer mein und der Meinen Vut zu verfehlen.

Oder dünket euch dieses Glück nicht allzu neiderwerth? Liebet ihr etwa die rohe Tugend und einsittige Aufriebenheit eurer Ahnen ihrer Sklaverei und Wollust vor? Scheint es euch etwa eine Annahmung, euch fremde Stillschließigkeit aufzuladen und die euzige gestören zu wollen? Ist euer Herz etwa von allen diesen Schmählichkeiten empfunden? Wohlan! so laßt es nicht bei einem Jerne und freigem Murren bewenden; ziehet das Schwert; zeigt den Römern, daß ihr noch Männer seid; rühret Väter und Vaterland, befreiet euch und eure Kinder von dem verhassten Joch!

7.

Varentation über Anselmo.

Gehalten am ersten Weihnachtstage.

NB. nicht in der Kirche, sondern nur in dem Zimmer neben dem öflichen Gange, und vor Edmund da als Auditor.

Von Claudio.

Andres, hier liegt er! Aber er hört und sieht und nicht mehr. Anselmo ist todt, unser lieber Anselmo! Wie ist dir zu Muthe, Andres?

Er pflegt, wie Du weißt, die Welt in Krankeubelstund zu nennen, darin die Menschen bald zu ihrer Besserung verpflegt werden. Er ist vom geraden und hat

seinen Hosiatalmittel ausgezogen. Und wir stehen neben dem Litter und haben ihn nicht mehr, und finden so einen Anselmo nicht wieder. — Wie ist Dir zu Muth, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß grade in Abraham's Schoos getragen. — Sieh her, er sieht noch aus, als da er lebte, nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres.

Hast Du wohl eher eine Leiche in voller Verwesung gesehen? So tanzt noch die Gestalt da ist, dünkt's einem, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenseit des Wassers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schossstein tauschen sehen. Aber auch das darf nicht so bleiben, ehe es wieder vorwärts gehen kann, daß das Gott so gerichtet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden.

Ich bin so betrübt, Andres! Wollte Dich gern trösten, aber ich kann nicht. Lehne Dich an die Wand oder in eine Ecke und meine Dich satt, ich will mich hier hinstellen und 'n Kopf wider den Sarg stützen. — Es ist doch Alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod! — Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leimen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns thun, lieber Junge, was wir dann gern möchten gethan haben und unser Vertrauen auf Gott legen. — Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm noch in den Sarg legen; schenk Du ihm Dein kleines Silberkreuz und laß's ihm auf die Brust. Und dann wollen wir Beide hintreten und ihn zu guter Letzt noch ein Mal ansehen.

Anselmo, lieber Anselmo, mit Deinen blauen gefalteten Händen schlafe wohl! Gott sei mit Dir! O Du lieber Hergensanklamm!! Gott sei mit Dir!! — Wie werden uns wiedersehen. — Und komm, Andres, und antel Muths! Mußt nun recht gutes Muths sein. Unser Herr Christus ist auch heute geboren.

9.

Orithrama's

Nebe auf „Dra-Na-Sere oder die Wanderer von A. W. Meyer). Neue Auflage, Leipzig, 1888.“

Wo entwickeln sich Nationen in höherer Kraft, wo erwacht jede Minute nach Thaten ohne Gernung, aus reinem Gefühl der Ehre, aus Frieden des Vaterlandes und aus heiliger Verwurfsheit? Wann haben solche Aufschläge mehr Ginzung, große Unternehmungen mehr Thall! Im Zeit der Ruhe, wo der behagliche Mensch aus den Armen des Vergnügens hinauserschläumert in die Vergessendheit seiner Kräfte, oder dann, wenn das allgemeine Volkspet, wenn Freundschaft und der Laumel, den jeder große Schauspiet erregt, und Muth verdichtet und Adelsnehmung an den Muthseligkeiten der Anderen im Eade des Herzens machen! — Sage nichts von den leidenden Aufseherungen der Jüden, verdorrenen Hinstückheit. Sie sind groß für den, der sie vermag; aber ihr Maßstab ist zu unbekannt und zu einsig, sie verweisen uns die Wünsche, die nur an bekannten, sichbaren Gefahren die Möglichkeit und das Dolen großer Selbstverleugnungen ermilt. Wo konnten Ideale überwundener Jugend, Fellen der Verwirr und bewunderte — oder sich selbst-wert anerkennen als

in der Nähe des Todes, wo die kleinmüthige Liebe des Lebens verkrümmte und die kämpfende Seele Quicken in sich fand, die keine Ruhe ihr götzte hätte! Der Grosse ist überall groß: aber selbst der Grosse wird größer; und der gewöhnliche Mensch braucht Zeiten, an denen sein Geist sich erhebt. Er schläft über seinen Kräften, und kennt seinen eigenen Reichtum nicht. Noch muß ihn lehren, daß er Verstand, Gefahr, daß er Jugend hat. — Krieg ist Wachen, Liebe ist Schlaf. Wohl dem Volke, das zwischen beiden wandelt, verleihe Kräfte durch das Eine erneut, schlafende durch das Andere erweckt! — Nur der er geführt hat, mag sagen, was es ist, wenn unter Tod und Epochen jenes erhabene, alles überragende Gefühl einer tief erschütternden Anstrengung und umgibt, und der Gedanke der edelsten Aufopferung weit über menschlichen Verstand, jenen Aufstrebenden des Herzens in Thaten und Schrecknissen zeigt. — O Tod für Vaterland und Recht, großer Vorzug des Menschen, der in seinem Herzen die Kräfte, in seinem Schicksale das Glück findet, am Arm der Eher bis zu weilen! Des Lebens Werth liegt ja so oft nur in der Art seines Verlustes. Man sterbe — unsterblich worden wir nur im Tode. — Unser Thaten sind unser Eigenthum; aber daß sie über unser Grab hinaus sich bezeichnen zur Bildung späterer Geschlechter, daß die Thaten von Jahrhunderten sich sammeln, um den Charakter des Volkes zu bilden, das ist, was auch den Tod in fortwährenden Zukunft zur Wohltat macht. Und wenn in dieser Lehre Betrug ist, wo ist noch Wahrheit? Was ist das Glück ewiger Ruhe, ewig erfüllten Freuden, ewig Liebe, ewig Genuss im Stillen, wo jeder Augenblick das Grab seines Vorgängers weicht, und das Andenken nicht so viel davon bringt, als zur Verübung schlimmerer Zeit gehört, wenn jedes Uebel euch schreckt, und jede Tugend derselben größer für euch wird? Schein um Schein, Traum um Traum! Doch ist edler, menschlicher, erhabener der, der die Seele zur Anstrengung erhebt, der all ihr Vermögen weckt, der, losgerissen von Enghheit und Selbstheit, nur in Andern sieht, nur auf fremder Glückseligkeit Verübung suchen lehrt. Freilich so ganz Ursache zum Stolz habe ihr nicht immer, ihr Söhne des Ruhms. Die Eher, die euch liebt, sieht in euch höchstens eine Art besonderer Gaudien. Sie gaffen euch nach, aber von Augen ist selten die Rede. — Ewige Ruhe, süßer Behagen auf der andern Seite ist lieblich, aber nur dann, wenn der thätig emporsteigende Geist mit sanftem Wohlgefallen von seiner Höhe herabschaut, und in seinem Nachdenken dem Gefühl seines geprüften Vermögens nachhängt — dann empfindet und nährt er dem Werthe seines Daseins im Glücke der Winden.

Nicht Alle können gleiche Wege gehen. Groß sein heißt von Tausenden ausgetrennt sein an That, Kraft, Willen und Veranlassung. Tausende finden Gemüthsruhe, wo Eine Selbstheit sich noch in viel zu engem Raume fühlt: aber sie nehmen Theil, sie werden entzündet von seinem höheren Feuer, sie sind bestimmt, seine Hoffnungen zu erfüllen, und zum Stoff seiner Schöpfung. Dafür entschädigt sie auch die Natur durch unerschöpfliche Fülle im Genuss ihrer Freuden, indem er selbst wie ein bezeichnetes Gottes mit dem Reich seiner Größe ringt. Sie sind notwendig, aber auch Er ist. Ihm gab die Vergebung jene Unruhe, jene Unzufriedenheit, jene so oft verachtete und doch so edle Spannung nach Dingen, bei denen das Drey aus der Einbildungskraft schöpft, nach Tugenden der Eher, die im entfernten Reich den Lohn gegenwärtiger Mühseligkeiten sucht, um durch ein nie erreichtes Ziel Menschen für das Überwältigen ihrer irdischen Kräfte zu wecken. Darum liegt sie das Selbstgefühl edler Würde, die Unwissenheit hoher Reigen, das nie unterbrochene Sehnen zu wirken, auch über dieses Dasein hinaus, in ewigen Wesen, um durch die Reize des irdischen Vergnügens, durch erhabene Reizung, und ein Bedürfnis, das Jahrhunderte an Jahrhunderten knüpft, Pflichten zur höchsten Gewohnheit des Vergnügens zu machen, und den hohen Charakter der Menschheit in ewigen Wer-

blüthen zu gründen. Nur der Mann, der für andre lebt, wandelt zur Kraft seiner selbst. Ihm nur erscheint die Schöpfung in ihrem Strahlengewande. Ihm solat der Ruhm. Dant ist sein Schmuck. Menschen wandeln nach seinem Bilde. An seinem Grabe weint der Jüngling und erstarrt. Es ist ein großes Erbe, auch im Tode nicht vergessen sein. — Freilich entgeht Jünglingen so der feierlichste Gleichsinn beschränkter Gemüther. Stürme umgeben ihre Bahn. Abgründe öffnen sich. Ruhe und Glück werden nur Täuschung entfernter Gestalten. Freilich liegt im rastlosen Streben höherer Art ewiger Mangel, der von That zu That das Vergangene als Nichts, und nur die Zukunft als Etwas erscheinen läßt. Aber eben darum, ihr Völker, verdienen sie euren endlosen Dank. Was ist der Name entfernter Jahrhunderte für ein Leben, das unter Sorge und Gram bei der Glückseligkeit von Tausenden arm, und theillos beim Anblick selbst erschaffener Wonnen dilet? Was ist das vorübergehende Entzücken, jene augenblickliche Ruhe, die das Gelingen hervorbringt für den, der am Gesetze der unerschöpflichen Größe, deren Menschen fähig sind, seinen Nichterspruch sucht? Der Nachhall des Zorns, ein Lob, das so selten ins Innere dringt, ist ihm mehr Verschmähung als Freude. Hoffnungen winken. Von neuem beginnt er seinen Lauf, der Sonne vergleichbar, die in eigener Gluth die Wohlthat ihrer Strahlen mittheilt, aber nicht empfindet. Und doch der Wal feig ist der Mann, der schlaflos in seinen Nächten vor dem Bilde eines Unsterblichen waltet, der sich treibt und eifert, und dem Ideale fernder Größe sein zu sein trauert, weil es, wie Feuer der Nacht, in eben dem Grade sich entfernt, als er ihm nahe zu kommen eilt. Er fühlt nicht, daß er dem Bilde seines Hergens, dem Abgange seiner eignen Fortschrittlichkeit folge. In eigener Größe sich unbekannt, den Blick auf fremde Thaten gerichtet, bleibt er der Fremdling seiner selbst, ein Opfer seiner Hoffnungen und ein Mäurer der Menschheit. Nur Wachsthum eigener Kräfte ist sein unberechneter, aber desto sicherer Gewinn. Gesättigt auch seine Bahn, so wählt? Oder wählt den ewigen Schächer, der über den Tod hinaus keine Entwürfe hat, der hier sich anstelt. Freilich wandelt er am Rande des stillen Thales. In der leisen Wiederkehr beschränkter Gefühle umgibt ihn das Leben. Süß ist das Glück seiner Ruhe. Mit leichter Arbeit wechseln Freuden. Seine Leiden sind die stille Theilnahme eines kleinen Verlustes; die Furcht, der Schmerz nur ein neuer Gewinn an erkannterem Genuße des Daseins; Vergangenheit ist ihm ein schöner Traum, die Zukunft ein heiterer Glaube. Was er verlangt, umgibt ihn; was er sein könnte, forscht er nicht. Ihn empfindet nicht das hüßlose Volk, das unter der Geißel der Gesetze ringt. Ihn beunruhigt kein Gedanke der Rettung, keine Entscheidung der Zeit. Sinkende Größe ist ihm ein Sport, und ungewöhnliche Thaten ein Waheszen. Er war, er schwindet. — Der andere schaut mit Unruhe zurück. Sein Weg ist bezeichnet: nichts ward ihm ohne Kampf. Seine flammende Seele durchläuft alle Afforde des Unmuthes und der Freude. Er hat das Leben nie ängstlich geteilt; aber er machte es zum Preis, für den er Unsterblichkeit kaufte. Er kennt es in seinem Werthe. Unter Stürmen erweitert im Bewußtsein seiner Thaten, tritt er empor, Licht in der Finsterniß oder im Lichte seines Jahrbunderts. Von der Juwelsicht besserer Menschen umstrahlt, bekriegt er die Vergiftung des Daseins, und sitzt in der Jugend entfernter Weisheit. Er hat gelebt. Seine Theorien sind vorüber. Zwischen den Säulen der Schöpfung steht sein Andenken im Gesidte der Zeit, wenn er Jahrbunderten zum Ziele, der Menschheit zur Ehre, das Land des besseren Daseins betritt, wo das Gefühl einer in allen ihren Kräften entwickelten Seele ihn zu höherem Entzücken leitet, als kein Besitz der Ruhe in diesem Leben versprechen kann.

Amber, tief steht der Mensch unter seinem Ziele, tief ist er gesunken. Gefahren umgeben die Menschheit. Entlaßt der Ruhe? Seit Männer? Am Bilde der Ethen sich euer Theil? An ihren Denkmälern umfließt, auch die Zukunft?

Unruhe umgebe euer Herz! Sie ist die Weihe, die die Natur nur ihrem Günstlingen gab. Groß ist der Dichter, der Weise, der Held, groß der Erfinder, jeder, der in außerordentlichen Dingen die Zuversicht seiner Wirkksamkeit sucht; aber größer als alle der Mann, der aus anerkannter Bestimmung dem Verderben entgegen tritt, und mit dauerndem Muth die Wahrheit aus ihrem Trümmern emporruft, groß nicht so sehr durch den Erfolg seiner Thaten als durch die Kraft, die jedes erhöhte Wollen voraussetzt.

9.

Nede bei der Prosekrantaufe eines Jünglings und einer Jungfrau,

von dem Superintendenten Phil. Wilh. Wolf zu
Bosson, gehalten 1812 1).

Erleuchte, belebe, heilige, Vater, diese deine Kinder in dieser Stunde. Erleuchte, belebe und heilige sie durch diese Stunde für das Leben! Der du weißt, daß allen Menschen geholfen werde, hilf ihnen, himmlischer Erbarmen, zur Wahrheit, zur Heiligung, zum innern seligen Frieden!

Heute Anwesende! Es ist ein gemeinschaftliches Gefühl der Theilnahme, der Kühlung und Andacht, das in uns allen in diesen Augenblicken lebt. Einige unter uns sind diese beiden hier aufgetretenen jungen Leute, welche die Weihe zum Christenthum begehren, nur wenig bekannt; aber jedes sühlende und christlich gesinnte Herz nimmt, auch ohne sie näher zu kennen, an dem Schicksal, den sie thun, einen innigen Antheil, und wünschet, daß er zu ihrem wahren Heile gereichen möge. Manche aber in dieser Versammlung kennen diese beiden Geschwister von Kindheit auf; mit einer Theilnehmung gegen sie, mit einer Hoffnung zu ihnen, wie sie nur in den innigsten und zartesten Verbindungen des Lebens statt finden können, sehen sie jetzt auf dieselben hin, und wünschen eines reinen unsträflichen Lebens und zum Innern Frieden im Leben und Sterben möge beförderlich sein. Ich, der ich sie weihen soll zum christlichen Glauben und Leben, der ich sie gekannt habe von ihrer zartesten Kindheit an, und der ich sagen darf, daß ich von Herzen und aus innigster Ueberzeugung das Christenthum predige, stehe vor ihnen voll Freude und Liebe und Hoffnung, durch welche sich indessen eine gewisse Wehmuth hindurchzieht bei dem Gedanken an die Versuchungen, die ihnen bevorstehen, und an die Möglichkeit, daß sie einst ihren heiligen Gelübden untreu werden, und die Lehre, die sie von nun an bekennen, durch ihre Besinnungen und Thaten verläugnen möchten.

Ihre Kinder! Ihr habt mich an eurem Geburtsort in meiner dortigen Wirkksamkeit zuweilen junge Leute consensiren gehört, und ich glaube vernommen zu haben, daß ich schon damals eine innigere Achtung für die Lehren und Einrichtungen des Christenthums, ein Bedauern, daß ihr davon nicht Theil nehmen konntet, und eine Sehnsucht nach den Erweckungen dieser heiligen Religion in euch erregt habe. Die Jahre der Reife eurer Ueberzeugung sind seitdem herbeigekommen, ihr seid zur Selbstbesinnung über euch gekommen. Ihr seht, wie ihr mich selbst gekannt habet, ein, in welcher peinlichen Lage ihr in Ansehung des

1) Aus Vollen. Preitgen, Demillen und Knaben. Juelles. Nach. Berlin, 1816.

edelmsten Bedürfnisses unsrer Natur, des Bedürfnisses der Religion, euch befindet. Denn der Religion eurer Väter geböhret ihr nur dem Namen nach an. Den Lehren und Söhungen derselben huldigt ihr so wenig, daß ihr sie kaum einmal kanntet. Ihr fandet, wo nicht ganz ohne Religion, doch ohne etwas Bestimmtes, Festes, woran ihr euren Glauben angeschlossen, da. Und es gereicht euren Herzen zur Ehre, daß diese Lage euch unerträglich war. Ihr entschloßet euch, Mitglieder der Kirche Jesu zu werden. Eure würdigen Eltern erlaubten euren Uebertret; euer Atraman erkor mich, ihn zu leiten. In dieser Stunde soll er erfolgen. Möge diese Stunde im Himmel angeschrieben werden! Möge, wenn einst die Blume eurer Jugend verwelkt ist, wenn die Wahn eures Lebens ihrem Ende sich inniget, wenn auf euren Steinen, die ich jetzt mit dem Wasser der heiligsten Weihe benetzen soll, der Schweiß des letzten Kampfes steht, der auf der Erde vollbracht wird, möge dann noch die Erinnerung an diese Stunde und deren Folgen für euer Leben in euch Trost, Ruhe und Seligkeit wirken!

Meine Kinder! das Bedürfnis der Religion liegt tief in der Menschheit. Unter mannigfaltigen Formen und Gestalten hat diese Religion sich von jeher in der Welt dargestellt. Eine der ältesten und ehrwürdigsten dieser Formen ist die, in welcher ihr geboren seid. Aber das Judenthum war nur eine Religion für eine gewisse Zeit und für ein gewisses Volk. Es war ein Tempel, der weder für das ganze Menschengeschlecht noch für die Ewigkeit gebaut war. Aus dem Volke aber, dem diese Religion eigen war, stammte eine hohe himmlische Seele, Jesus, der Hochgelobte, dessen Geburtsfest ihr in diesen Tagen hier mit mir begangen habt. Wenn es an diesem Feste unser Stolz war, und mit Jesu Christo verwandt zu fühlen: so konntet ihr euch des Gedankens erfreuen, als Aeltermänner des Volkes seine noch näheren Blutverwandten zu sein. Dieser Jesus, den ich euch für euer ganzes Leben recht theuer und heilig zu machen bestrbt anzuweisen bin, wollte gründen und hat gegründet eine heilige Kirche, in welcher gepredigt wird eine reine, lautere Religion, aufreißend und anwendbar für alle Menschen zu allen Zeiten unter allen Völkern. Diese Kirche Jesu, die unter den Stürmen der Verfolgung, unter dem Wechsel der Jahrhunderte, unter dem Schwanken der irdischen Reiche sich aufrecht erhalten; diese Religion, die schon so vielen Tausenden Licht, Kraft und Trost geschenkt hat; die ist es, zu der ihr jetzt übertreten wollet.

So viel ich irgend habe erfahren können, seid ihr von Niemand zu diesem Schritte überredet. Ihr habt mir versichert, daß es die reine, innere Ueberzeugung sei, die euch in die Arme des christlichen Glaubens und an die Stufen unsrer Altäre fuhrte. So bitte und ermahne ich euch nun: Seid Christen mit ganzem Geiste und in der vollkommenen Bedeutung des Wortes; und wenn ihr es nicht von ganzem Herzen sein könnt, so werdet es lieber gar nicht. Noch ist es Zeit, zurück zu treten.

Ich habe, als ich euch mit der Lehraht Jesu bekannt machte, euch einige seiner Parabeln, und den tiefen Sinn, der in ihnen liegt, entwickelt. Eine habe ich übergangen, um sie euch mitzutheilen in dieser heiligen Stunde. Sie ist sehr kurz; aber wie lehrreich, wie anwendbar für euch! Der Herr erzählt Matth. 21, 28. „Es hatte ein Mann zwei Söhne. Er sprach zu dem ersten: Mein Sohn, geh hin und arbeite in meinem Weinberge. Er antwortete: Ich will es nicht thun; darnach reuete es ihn, und ging hin. Und er ging zum andern, und sprach gleich also. Er antwortete aber und sprach: Herr, ja, und ging nicht hin.“ Der Erbsler fragt, welcher von beiden der bessere, dem Vater gehorsamere gewesen sei? Die Frage beantwortet sich von selbst. Unfehlbar der erste.

Von euch, zu euch spricht die Erzählung. Ihr habet bisher dem ersten Sohne gesehn; werdet um Gottes willen nicht etwa in der Folge ähnlich dem andern. Das ist der ganze Inhalt meiner Ermahnungen an euch.

Ihr hattet euch bisher weder für Arbeiter noch auch für Kneben in dem

großen Weinberge des Christenthumes erliet. Euerem äußeren Bekenntnisse nach hattet ihr mit dieser Religion und ihren Ansprüchen nichts zu schaffen. Und doch glaube, hoffe ich euch das Zeugniß geben zu können, daß ihr einen christlichen Wandel geführt habt. Du, mein Sohn, hast dich bei denen, die dich beobachten können, in dem schönen Vertrauen bisher erhalten, daß du ein keuscher, schamhafter, von dem Geiste der Vollust unentweihter Mensch seist. Wenn die in diesen feierlichen Augenblicken dein Gewissen bezeugen, daß du dieses Vertrauen verdienst; wenn vielleicht der rege Sinn für die Natur, der von jarter Kindheit auf in dir gelebt, und der die nun auch deinen Beruf ausgewiesen hat, dich den großen Herrn der Natur in seinen Werken sich fühlen und finden lassen — Wenn du, meine Tochter, wie ich so gern glaube, in der Tiefe deines Herzens das reine unschuldvolle Wesen bist, wie in deinen Sitten; wenn die Thedoren, die ich bei Besprüchen von Gott und unsern heiligen Pflichten in deinen Augen glitzern sah, Ausbrüche keiner Rüchtyen, sondern einer tiefen und dauernderen Nüchternung gewesen sind — Wenn ihr beide die theilnehmenden, menschenfreundlichen, für höhere Gedanken und Bestrebungen offenen Seelen wirklich seid, als welche ich euch glaube kennen gelernt zu haben: — Sehet, theure Kinder, dann leistet, wie bei dem Sohne im Gleichniß, euer Wandel nicht, als euer Bekenntniß versprach; ihr lebet christlich, und lebet christliche Tugenden aus, ohne auf den Namen der Christen Anspruch zu machen.

Ach, wenn ihr nun in der Folge nach euerem Uebertritte zum Christenthum euch verwickeltet in die Lüste des Lebens, nachgebet den Lockungen der Welt, welche, je mehr ihr euch in ihr umsehet, desto gefährlicher werden mögen; wenn ihr unterwerdet dem heiligen Gebote des Keinsens und Heilighens, zu dem ihr euch von nun an bekennet. Sehet, dann glücket ihr dem zweiten Sohne im Gleichniß; dann irret ihr Christen dem Namen und doch nicht dem Herzen nach; ihr hättet mit dem Munde versprochen: ich will in dem Weinberge meines Herrn dienen und jöget euch doch von demselben zurück. Dann ruhet ihr früher oder später mit Scham und Reue, und ich mit dem bitteren Gefühl einer verirrten schönen Hoffnung auf diese Stunde zurücksehen. Weicht nicht, bleibet fest und unbeweglich im Guten und wachset darin immer mehr, meine Kinder. Behütet euer Herz mit allem Fleiß, denn daraus fließet das Leben.

Das Bekenntniß, worauf ihr getauft werden solltet, ist das Bekenntniß des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

An den heiligen Vater der Menschen, an den erbarmentenden Gott, der sich an unserm ganzen Geschlechte, an jedem Einzelnen, und namentlich auch an euch von eurer Kindheit an durch Gnade verherrlicht hat, habet ihr schon von Kindheit auf geglaubt. Gehet ihm heute in den Tiefen eurer Herzen Gehorsam, Liebe und Treue auf Lebenslang!

An den Wohlthäter des göttlichen Sohnes, Jesu Christi, nahmet ihr bisher ohne ihn zu erkennen, ja ohne ihn auch nur ganz zu kennen, schon Antheil. Ihr wurdet unter Christen, zum Theil durch Christen, umgeben von christlichen Anstalten und Lehramtswörtern, unterwiesen und erzogen, und die ganze Bildung, die euch zu Theil ward, war eine christliche Bildung. Ihr wolltet heute Jesum laut als euren Herrn und Wohlthäter erkennen. Wählet ihn für euer ganzes Leben zu euerem Freunde, zu euerem Lehrer, zu euerem Vorbilde!

Der Geist Gottes, der Geist der Heiligung, hat bisher schon in euch gewirkt. Was ihr Gutes seid, seid ihr durch seinen milden Einfluß. Öffnet ihm immer mehr, weihet ihm ganz euer Herz, und bezeuget durch ein reines, stilleres, edleres, heiliges Leben, daß er euch befreite!

Du, mein Sohn, hast dich einem Berufe gewidmet, in welchem es die an Ermunterung nicht selten wird, den unsichtbaren Gott in seinen sichtbaren Werken wahrzunehmen, im großen Tempel seiner Schöpfung ihn anzubeten, und

auf ihn, von dem das Gelingen menschlicher Bemühungen kommt, dein Vertrauen zu setzen. Nimm sie wahr, diese Ermunterungen! Hüte dich vor der Wollust, die Leib und Seele entweicht und grüßet; vor der Ausgelassenheit und dem unweisen Gebrauch des Vergnügens; vor der überthebenden Liebe zum Gewinn und vor der schlassen Unordnung im Leben, in den Geschäften, in den Ausgaben, in den Gedanken und Neigungen der Seele. Nimm immer mehr an nützlichen Kenntnissen zu. Vor allem sei ein Freund Gottes und der Menschen und ein treuer Verehrer und Nachfolger Jesu.

Du, meine Tochter, hat der Ewiglebende durch die Jüngungen seiner Verlesung die Gnade erwiesen, dich früh gegen so manche Verleerungen des Verstandes und Herzens in Schutz zu nehmen, durch welche täglich zahlreiche deiner Mitschweslern so elend werden. Sei weise, meine Tochter, sei ferner eine edle und sitzame Jungfrau, sei rein im Herzen und in den Sitten, und mache dich so vor Gott und Menschen des Glückes würdig, einst eine glückliche und beglückende Gattin eines edeln und guten Mannes zu werden. — Bei solchen Verleerungen ruhe auf auch beiden die Gnade des himmlischen Vaters, der Jesus Christus und die hohe Freude im Leben und Leiden und Sterben, die Gottes heiliger Geist in frommen Herzen wirkt!

Der du das demuthvolle, doch fröhliche Ja, das laute feierliche Bekenntnis dieser beiden jungen Leute gehört hast, Allgegenwärtiger, Allmächtiger, beseligter, heiliger Vater, das Band, welches jetzt zwischen deinem Hochgeliebten und diesen jungen Wesen geknüpft wird. Sie kommen vor dein Angesicht mit Danken für alle Gnade, womit du ihre bisherige Jugend geschmückt hast, und besonders für die beseligende Wohlthat, daß du sie dem Lichte deines Sohnes zugeführt hast. So laß sie denn, Vater, ihr kurzes Leben auf Erden, eingebend ihres hohen Berufes, ihres heutigen Versprechens, laß es sie zu ihrer Seligkeit leben. Steh ihnen bei gegen die Lockungen der Welt und gegen die Versuchungen ihres eigenen schwachen Herzens. Steh ihnen bei, wenn der Kampf der Jugend ihnen schwer wird. Steh ihnen bei, wenn du einst durch Leiden ihnen Prüfungen zuschießt! Wenn sie (so möchten sie es recht oft und recht gern!) — wenn sie aus voller vertrauender Seele zu dir beten, dann laß ihr Gebet an dein Vaterherz dringen und Ariste der bessern Welt in ihnen wirken. Wenn sie das Abendmahl deines heiligen Sohnes begehen, dann wollest du sie mit neuer Tugendkraft und Hoffnung des ewigen Lebens, mit neuer Liebe zu Jesu und Freude, ihm anzugehören, durchdringen. Laß, wenn sie vor die wandeln und fromm sind, sie es merken und wissen, daß du mit Huld auf sie herabstiehst. Ach, daß sie nur nicht sicher werden, nicht zu früh und nur zu sehr auf ihre Tugend vertrauen, nicht vergessen, sich vorwärts, dem hohen, dem heiligen Ziele entgegen zu strecken. Und wenn einst ihr letzter Augenblick naht, dann glaube, dann wisse es der die verwandte Geist, daß er sich hinausschwingt zu dir und zu der Gemeinschaft mit dem, welchem sie jetzt feierlich gebuhrt haben, zur ewigen (schauen) Gemeinschaft mit deinem Jesu, welchem nebst dir und dem heiligen Geiste von ihnen und deiner ganzen Gemeinde sei Ehre in Ewigkeit! Amen.

Eulenbeck's Rede bei einem Weingelage.

Aus Tied's Novelle: die Gemälde 1).

Nicht in der Weis wie so mißverstanden, Freunde, als der scheinbar einfache Actus, den die Menschen so oberflächlich trinken nennen, und keine Nabe wie so verkannt, so wenig gewürdigt als der Wein. Könnt' ich wünschen, der Welt einmal nützlich zu werden, so mücht' ich eine aufgeschäufte Regierung dahin bewegen, einen eignen Lebenslaß zu errichten, von wo herab ich die anwässende Menschheit über die verschiedenen Eigenschaften des Weines unterrichtete. Wer trinkt nicht gern? Es gibt nur wenige Unglückselige, die das mit Wahrscheit von sich versichern können. Aber es ist ein Erbarmen, anzusehen, wie sie trinken, ohne alle Applikation, ohne Stet, Schatten und Licht, so daß sich kaum die Spur einer Schule findet; höchstens Kololet, was die Ueberwüthigen dann auch gleich sich und der Welt auf die Nase binden und zur Schau aushängen. Und wie muß man es eigentlich anfangen?

Anfangs muß man durch stille Demuth und einfachen Glauben, wie in allen Künsten, den Grund legen. Nur ja keine vorzeitige Kritik, kein spätes: des naseweises Schnüffeln, sondern ein edles, vertrauensvolles Dahingeben. Kommt der Schüler weiter, nun so mag er auch unterscheiden; und trifft der Wein nur Lehrsätze und Sitteneinsatz, so unterrichtet auch sein Geist von innen heraus, und weckt mit dem Enthusiasmus zugleich das Verstandniß. Nur nicht die Uebung, als das Hauptgeschäft, hintanzusetzt, keine leere Schwärmerei; denn nur die That macht den Meister.

Wäre das Trinken keine Kunst und Wissenschaft, so dürfte es auch nur einerlei Getränk auf Erden geben, sowie das unschuldige Wasser schon diese Rolle spielt. Aber der Geist der Natur versenkt sich auf lieblich anmuthige Weise wechselnd und spielend hier und dort in die Rebe, und läßt sich im wunderbaren Ringen leiten und verklären, um über den magischen Weg der Junge in unser Inneres zu steigen, und dort aus allem Chaos alle glänzenden Kräfte aus Verdabung und Schlummer aufzuwecken. Seht, da geht der Säuser! O meine Freunde, so schatten und spotteten auch diejenigen, die die heuschnelle Weihe nicht empfangen hatten. Mit dieser goldenen und purpurnen Nuth erglöhte sich und bereitet sich in uns ein Meer von Wohlthun aus, und dem aufgebenden Morgenroth erklingt das alte Nennensdud, das bis dahin stumm in dunkler Nacht gesanden hatte. Durch Blut und Gehlen rinnt und eilt frohlockend der heiße Ruf: der Frühling ist da! Da fühlen alle die Geisterchen die süßen Wogen, und kriechen mit labenden Augen aus ihren finstern Winkeln hervor; sie dehnen die feinen kristallinen Gliederchen, und stürzen sich zum Bade in die Weinluft, und plätschern und eingen, und steigen schwebend wieder heraus und schüttern die dunklen Geisteswogen, daß mit Gefäuset die klaren Tropfen von den Fiederchen fallen. Sie rennen umher und begegnen einander und küssen frohes Leben einer von des andern Lippe. Immer dichter, immer leuchtender wird die Schaar, immer wohlthunender ihr Gesammel; da süßen sie geknängt und hoch triumphirend den Genius herbei, der kaum mit den dunkeln Augen aus vollen Blumengetüsten hervorschauen kann. Nun fühlt der Mensch die Unendlichkeit, die Unsterblichkeit; er sieht und fühlt die Millionen von Geistern in sich und ergötzt sich an ihren Spielen. Was soll man dann von den gemeinen Seelen sagen, die es nicht nachsehen? Seht, der Rest ist beiseite!

Esdann muß ich noch bemerken, wenn es auch mit dem Vorigen gar nicht zusammenhängt, daß wir die Art, wie Menschen und Thiere den Nahrungsproceß und die sogenannte Assimilation ansehen, höchst einsichtig vorkommt. Der Eichbaum wird aus seinem Saamenkeim eine Eiche, und die Feige bringt den Feigenbaum hervor; und wenn sie auch Koste, Wasser und Erde bedürfen, so sind es doch diese Elemente nicht eigentlich, aus denen sie erwachsen. So erweckt die Nahrung in uns nur die Kräfte und den Wachsthum, bringt sie aber nicht hervor; sie gibt die Möglichkeit, aber nicht die Sache, und aus sich selbst quillt der Mensch wie eine Pflanze hervor. Es ist eine platte Ansicht, zu glauben, daß der Wein unmittelbar, an sich selbst, alle die Wirkungen hervorbringt, die wir ihm zuschreiben; nein, wie ich sagte, sein Duft und Hauch erweckt nur die Qualitäten, die in uns ruhen. Nun stürzen sich die Kräfte, Gefühle und Entzückungen hervor, wenn sie von diesen Weinen getränkt werden. Meint man denn, daß es in aller Kunst und Wissenschaft anders ist? Ich brauche doch wohl die alte platonische Idee nicht von neuem vorzutragen. Mafak und Gerggie und Ilian regen nur mein eigenes Selbst an, das in Vergessenheit schlummert, und das größte Genie, der tiefste Kunstmann können sich die Gedächtnisse mit aller Imagination nicht ersuchen, die ihnen von den großen Meistern vorgehalten werden; und doch werden diese Werke selbst nur die alten Erinnerungen auf. Daher auch die Sucht nach neuen geistigen Genüssen, die sonst nicht tödtlich sein würden; daher der Wunsch, Unbekanntes aufzufinden, Erquickendes hervorzubringen, das außerdem nur U-sinn wäre. Denn wir ahnen die Unendlichkeit der Erkenntniß in uns, diesen wissenden Spiegel der Ewigkeit, und was diese uns werben kann, ein unaufhörlich neues Erkennen, das sich im Mittelpunkt einer himmlischen Ruhe sammelt, und von hier aus weiter nach neuen Regionen ausbreitet. Und darum eben, meine lieben Brüder, muß es auch viele und mannigfache Weine geben.

Aber, welcher vorzuziehen sei diese Frage ist zu verwickelt, sehr unendlich die Erfahrung, historisches Ueberdacht, abgelegtes Voeurteil und eben nach allen Richtungen ausgedehnter Geschmack voraus, den nur viele Jahre, fortgesetzte Arbeit und unermüdetes Studium, so wie die Mittel dazu, die nicht in Jedermanns Handen sind, fassen und lösen können. Einiges Encyclopädische wird hinführen. Fast jeder Wein hat sein Gutes; fast alle verdienen gekannt zu werden. Ist in unserm Vaterlande der Wecker fast nur, den Durst zu löschen, da so erhebt sich der Würzburger schon zum Götter, und die vielfachen haben Loretten des Rheinweins lassen sich nicht in der Güte charakterisiren. Ihr habt sie hier vor euch stehen gehabt und genossen. Diese trübsinnigen Weizen, dem trübsinnigen Kamdenheimer das zum starken Nierensteiner, gewaltigen Rüdenheimer und trübsinnigen Pothheimer, mit allen ihren verwandten Jüthen gehörig zu preisen, dazu gebietet mir die Zunge eines Redner, der in seinem trübsinnigen Dichtersinn doch nur mittelmaßig gefaselt hat. Diese Weister gehen rein und klar, kühlend und den Sinn erlautend den Gaumen hinunter. Soll ich es vertragen, so ist es die ruhige Gediegenheit trefflicher Schiffsstiller, Gemüth und Seele ohne Phantaserei oder schwärmerische Abergerei. Was ist nun der heilige Wein, der demjenigen, der ihn vertragen kann? Wie die unmittelbare Begierde, so ist es in uns hinein, schwer, blutig; heilig erweckt er unser Gemüth. Die Rede von Weidenbaum dagegen ist bitter, gewöhnlich, trübsinnig, aber begreiflich nicht. Doch schon voller und wunderlicher erheit der Perennier und das gewisse Langenieder. Dann das heisse Spanien im Vierz und achten Malaga und den goldenen Weinen von Valencia. Dort verwandelt sich der Weintrunk, indem wir ihn genießen, schon an unsern Gaumen in Augenschein, der sich weit und weit ausbreitet, und uns im Jenseit und St. Margarethen noch weit inniger und inniger zu verbinden. Wie erfüllt Mund und Gaumen und den jungen Sinn

des Geflüß nur ein Tropfen des edelsten Capweins! Diese Weine muß der Kenner nippen und züngeln, und nicht mehr trinken wie unsern brauen Rhein. Was sag ich von euch, ihr Lieblichsten Gewächse Italiens, und namentlich Iostana's, du geistreichster Monte-Jaccone, du wachhafte rührender Monte-Pulciano! Nun so kostet denn, Freunde, und versteht mich! Aber nicht konnt ich dich aufsehn, dich, König aller Weine, dich rosenedelhäutigen Aleatico, Blume und Aufbund alles Weingeistes, Milch und Wein, Blume und Säfte, Feuer und Milde zugleich! Diesen Wundergessellen trinkt, kostet, nippt und züngelt man nicht, sondern dem Befestigten erschleicht sich ein neues Organ, das sich dem Unkundigen und Nüchternen nicht beschreiben läßt.

11.

Nede über den Dativus und Accusativus

auf der Novelle „die Gesellschaft auf dem Lande“
von Fick.

Verehrteste Zuhörer!

Indem ich seit einigen Tagen von dem Vorsatz bewegt wurde, diesem theuern Hause ein Andenken meines Daseins, einen Dank, wenn auch nur kleinen, für die Gastlichkeit und Freundschaft, die ich hier genossen habe, zurück zu lassen, kam in den feierlichen Stunden der Mitternacht die Begeisterung zu meinem Lager, und in kurzem Verkehre mit der göttlichen wußte ich seglich, was mir zu thun obliege. Wohl klagt unser Schüler mit Recht, daß die Götter von unserer Erde entwichen seien, die den Götchen Wald, Berg und Fluß belebten und verherrlichten. Was! doch damals sogar jede Stadt, jeder Hain, jegliches Haus ein Witz der Gottheit, die dort vorzüglich verkehrt wurde, und die auch darum gern verweilte. Soll ich an die Pallas der Athener erinnern, an Troja's, Thebe's Heiligthümer, an den Pan Aeladiens? Doch wir, was haben wir, was glauben wir, wenn wir auch einen Apollo oder Hermes schnitzeln? Das hat ja die Bildhauerkunst bei uns schon so tausend Mal beklagt, daß die Veneres uns so wenig bedeuten, daß wir mit diesen Amoribus nichts anzufangen wissen. So wachte man sich mehr als einmal zu vaterländischen, deutschhämischen, volkmäßigen, isländischen Göttergebilben. Aber Frela und Thor, Odin und Wodan, Thor und Loke, sammt Walder wollten uns eben so wenig aus der taubsten Lage beifien, denn ihnen kam noch weniger der Glaube entgegen, und Kenner selbst meinten: ihre Attribute, ihre Habeln, ihre ganze Statuer und Natur vertrügen sich nicht mit dem guten Geschmack. Schon oft hab' ich mich im Stillen gefragt: warum hat noch keinen Genius der Witz der Weissagung durchdrungen, und den Geschmack selbst bildlich darzustellen? Haben wir doch Märitelichkeit und Kinderstube, Geseßgebung und Freiheit, ja Aufklärung gezeichnet und gezeichnet, wenn auch nur in Vignetten oder in Kalendern. Warum baut man nicht den Geist der Zeit in Wärmee, oder Liberalität, Humanität, die Fortschreitung des Menschengeflechtes, die sich von selbst auch der schwachen Imagination im Bilde darbietet? Hier, vaterländische Künstler, geht ein neuer Weg, hier ist ein frischer, unberührter Steinbruch, um Originalität zu heben, die Federstränge fallen von selbst herunter. Nun möchten Sie glauben, diese Figuren, da ich mich so mühte, sollten etwa den Geschmack, den Zeitgeist, den Zustand der Finanzen, den Amoralisationsfond oder den Patriotismus darstellen; aber weit entfernt, begreifen, Jernende, tiefe Unternehmung auch nur voranzuführen.

um eine Bahn zu öffnen, die uns näher liegt, die uns wichtiger sein muß, und auf welcher wir den Göttern gleich kommen, ja sie wohl noch überflügeln können.

Denn das ist jenen Alten immer vorzuziehen, daß sie Bild und Sache verwechselten, über ihre Verehrung der Naturkräfte wußt ihnen, was wir alle noch täglich bedauern, der Schöpfer selber schon verloren gegangen; aber als sie nun Stein, Holz und Eis sogar für das Heiligste hielten, da war Dessen und Dais an ihnen verloren. Deshalb ist zu befürchten, die wir schon mit Begriffen überdient treiben, daß wir bei plastischer Bildung dieser geistlichen Begriffe ganz in die Aderzung des kalbischen Apis gerathen möchten. Um also unsere Demuth frei zu lassen, und doch der Kunst und Originalität genug zu thun, habe ich als der erste wahre Beschaffer eines unbekannten Uerant den vielleicht zu lobenden Versuch versucht, in der Gestalt dieses isolanten jungen Mannes dem schauenden künftigen Auge den Accusations hinzustellen, der in diesem Hause und in der ganzen Provinz mit ausgereicherter Anacht verweilt wird. Sei er also der schauende Genius dieses Schlosses, dem ich die Herzen schlagen, der so oft anrufen, citirt und angewendet wird, in Gegenheiten, wo andere Provinzen seinem Bruder, dem Dario, huldigen. So wie er hier erscheint, hat sich sein, ihrallischen, künftigen Accusations mein Geist geistert, und ich bin der stillen Ueberzeugung, nur in diesem Verstreiten, in diesem leichten Genaz, in dieser Schall und Gerede kann er in die Wirklichkeit treten. Vielleicht, daß der junge Erde dieses Hauses ihn in Zukunft im Harmer gestalten läßt, nach dieser Seite, die aus Aude und Begierde hervorgegangen ist. Das Kennzeichen wegen sich den sein Bruder, der gebildet, verschiedene Dativ, erwartend, statt entgegen zu kommen, ruhend, statt in Anlauf, gebirgen, breit, stämmig, statt lebhaft und heiter. Aude jeder sich der theuren Anwesenden, jeder jenseitig Verkauft, ob nicht so viele Gebilde schon seit undenklichen Zeiten in seinem Innern abklimmerten. Wohlstand denn, der Vera ist durchgeboren, der Weg nach der neuen und neuen Kunst eröffnet! Wie nach, ihr Junglinge, ihr Genies, künftige Beschäfer, die nur darauf warteten, den Himmel der Kunst von einer neuen Erde zu klären zu können. Wenn von euch wird der Nominativ, der stillen geheimnißvollen Genies erscheinen? Von dem wunderbar verordneten Vocativus, dem schwimmen der sechs Brüder, ist eine letzte Sage durch alle Länder im Anlauf, so daß er der unwissenden Menge schon oft zum Schlichter arbeits hat. Eben so war Cassandra verordnet, so wurde der Iphigenei bleiben nur zu oft ungewiss an den, Aber in manchem frommen Bude, das die Augen in Ostall nach oben dreht, von Carlo Dore und ähnlichen habe ich gestaut, die Annäherung an meinen Vocativus, die Abnung dieses hohen Ideals zu entdecken, wenn die Gemaldegallerien und ihre Kaffee die Aigue auch ganz anders tun.

Sollen denn aber dies die Aalus in der neu aufstehenden Kunstbildung geblüht werden? Diese hohen Schallten bewachen ja mit den Eingängen zu unendlichen Erkenntnis. Wie sie schon obenmüßig nennt, mit welcher Macht muß er dann Indictiv und Conjurativ, das nahe stehende Präterit, das hebe Perfectum, das verbrüdernde Präteritum, die Tugendmengen, die Tugend, der dem ich den Aude sich bringt, der zum Vocativus erwacht. Doch ich das Autum, das unbegreifliche Kind von Dilect, das Pado post nach nennen! Und der Infinitiv? Warte er nicht in vielen Tacten als Schallwort hingestellt werden, da der Aude schon seit langem, der Vernehmen, mit Lebenszeiten Verleben ihn fast einzig und allein gebirgt? Denn nach der künftigen Imperativ, künftigen Präterit, wenig wie Dore, hat wie Dore, künftigen wie Dore. Ist nicht Dilect geblüht, so war ich im künftigen Präterit von Dore selbst an die künftigen Aude der Dilect, von der Dilect zu künftigen und künftigen zu machen, und dem künftigen Dilect künftigen künftigen ist.

den aber, Verehrte, das auch schon, wenn wir bei deutscher Mundart bleiben, der Ergreifung unendlich viel zu thun obliegt. Hier stehen sie, die ersten Anfänge dieses glorreichen Jahrhunderts, der Menschheit verheißungswürdig, weil sie zuerst den Pfropf lösen, der bis dahin den brausenden Champagner in der Flasche festhielt.

III.

Aus den Glockentönen von Friedrich Strauß¹⁾.

1) Taufrede.

Dieses Kind ist zur Taufe hergebracht. Durch die Taufe soll es ein Christ werden. Ein Christ sein und ein neuer Mensch sein, wird überall in der heiligen Schrift für dasselbe gehalten. Das Christenthum trägt überall das Gepräge des neuen, und immer wird es das ewig Neue, nie Alte sein, die keine Zeit, also auch kein Altes und Neues mehr ist. Indes wenn das Christenthum das ewig Neue ist, so müssen wir uns wohl hüten, an festgesetzten, endlosen, irdischen Wechsel zu denken. Ist es das Neue, so ist es auch das Eine. Man muß das Christenthum als das ewig Neue und doch auch als das immer Eine ansehen. Was folgt daraus? Dem Neuen und Einen steht das Alte und Vielfache entgegen. Versteht diese wichtige Wahrheit in den Worten der Schrift ausgesprochen: Christus hat aus zweien einen neuen Menschen in ihm selber geschaffen und Friede gemacht. Diese zwei sind die Alten, die dem einen Neuen entgegenstehen, Heidenthum und Judenthum. Wie wunderbar wiederholt sich diese Föhrung des ganzen Menschengeschlechtes in jedem einzelnen Menschen! Auch der Mensch, der als Christ ein neuer und in sich einiger Mensch wird, geht aus einem alten zwietrughen Zustande heraus. Jeder Mensch hat etwas Heidenthums in sich, die Sinnlichkeit herrscht in ihm, und er ist den Naturgewalten anheimgegeben. Jeder Mensch hat wohl einmal das Wesen des Judenthums in sich, ihm wird das Gesetz gegeben und er fuhlt sich demselben unterthan. Glücktich ist der Mensch, dem beides alt wird, in dessen Herzen Friede gemacht, und der zu einem neuen einzigen Menschen in Christo erschaffen wird, der Glaube erlöset ihn aus der Gewalt der Natur und von der Bürde des Gesetzes; der Glaube schlägt die Heiden der Sinnlichkeit aus einander, und die Knechtschaft des Gesetzes löset auf. Dieses Glück weißaget die Taufe, theurer Säugling, und durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes wird die jener Friede zugefügt, noch ehe die Trennung in die begonnen hat. Auch in die will Christus aus zweien einen neuen Menschen in ihm selber schaffen. Der Geist unseres Herrn Jesu Christi sei mit deinem Geiste! Amen.

2) Aus einer Trauredede bei einer goldenen Hochzeit.

Wie soll ich die ehrwürdigste Zeit des ehelichen Lebens schildern, in der man die goldene Hochzeit feiert! Die Kinder sind erwachsen und haben wieder Kinder; sie bilden ihren eigenen Haushalt, und im Hause der Alten ist es still und wieder ruhig wie am Anfange, und doch ist es nicht wie im Anfange. Die Zu-

1) Gerhard Friedrich Albrecht Strauß, Hof- und Domprediger zu Berlin, warb geboren den 21. Septbr. 1796 zu Dierlohn.

gend ist verschwunden. Das Alter mit seiner Ruhe und Lieblichkeit ist gekommen. Das Herz ist der Welt gestorben, und lebt nur noch den Ewigigen. Das ist eine erhabene Zeit und die Gemeinde, wir Kinder, sehen ihren Segen an diesem ehrwürdigen Paare. Da heisst mit dem grössten Rechte das Zeit der ehelichen Liebe die goldne Hochzeit. Das Gold bedeutet im Allgemeinen das Kostlichste und Dauerndste und ist insbesondere das Bild der Weisheit, der Liebe und des Glaubens, weil es auf die Sonne hinweist. Bei den Alten ist Weisheit. Ein Ehepaar, das die Erfahrung eines halben Jahrhunderts gemeinschaftlich aufgenommen und verarbeitet, das gesehen, wie der Sander endet und wie der Gerechte; das in vielen Kindern das menschliche Leben von neuem durchgelebt und an sich selbst das Wort Gottes in Geist und Wahrheit erfahren hat: das muß reich sein am Golde der Weisheit. Aber wie der Sonnenlicht nicht kaltes Licht, sondern Wärme und Feuer gibt, so wird auch die Weisheit eines solchen Paares getragen, veredelt und geweiht durch Liebe, eine Liebe, die in fünf Jahrzehnten nicht erkalte, die unter so vielen äusseren Abwechslungen nur wuchs und zunahm, die erneut aus so vielem, was rings umher unterging, immer wieder hervorleucht, die durch das Band gemeinschaftlicher Erinnerungen aus dem äusseren und dem inneren Leben in dem Geliebten einen unersetzlichen Gegenstand hat -- das ist Gold der Liebe. Doch diese Verbindung von Weisheit und Liebe hat ihren Grund im Glauben. Was diese Weisheit zur wahren Weisheit und diese Liebe zur wahren Liebe macht, das ist der Glaube. Des Glaubens Sinnbild in der heiligen Schrift ist das Gold. In diesem ewigen gelichen Glauben ruht die Weisheit, bei der nicht viel Geheimnis ist, auf der Gewissheit der Erlösung, und gründet sich die Liebe auf die wahrliche Gnade des Herrn, und in diesem Glauben hat ein solcher Punkt die Verheissung, daß er unausslöschlich, über alle Gewalt der Zeit, eine Verbindung der Seelen für die Ewigkeit ist. Der Allmächtige wird dein Gold sein.

3) Trostrede bei der Leiche eines Kindes.

Trauert nicht, lieben Leute! Diese lächelnde Leiche sei euch ein Unterpfand des seligen Lebens, das der kleine Himmelskerbe jenseits empfangen. Er hat nur gleichsam einen Blick in die Zeit thun sollen und ist sofort in das ewige Leben gegangen. Die ewige Liebe hat ihn nicht für die Erde geschaffen; darum hat sie ihn gleich in ihren Himmel genommen. Er ist nur zum Besuche bei euch gewesen, ein theurer Gast auf euer kleine Wirt, und hat darauf in die Heimat zurückkehren müssen, als die Tage des kurzen Besuchs zu Ende waren. Ihr habt ihn hier nur gesehen, damit ihr ihn dort wieder kennet. Ihr habt ihn auf Erden besessen, damit ihr ihn einst ewig An nennen dürft. Ihr habt ihn in Schwachheit, aber in Liebe in dieser Welt pflegen müssen, damit er in einer vollkommnen euer in Liebe gedeu; darum trauert nicht und bittet den Heiland, der euer Kind in Liebe zu sich gezogen, daß er auch euch immer mehr zu sich ziehe, und vergesse nicht, daß einen fröhlichen Heber Gott lieb hat.

4) Red dem Kinde der Engel.

Wie schön ist es doch, daß alljährlich ein Kest der Engel gesendet wird, und es gereicht unserer Zeit eben nicht zum guten Zeugnisse, daß dieser Boten des Herrn, dieser seligen Geister, ausgesandt zum Dienst um besser willen, die erben sollen die Ewigkeit, so sehr vergessen wird. Aber ein solches Kest darf nicht ohne besondere Theilnahme der Kinder bleiben. Das darf ja schon jedes ander

fleischliche Feß nicht. Sind unser Kinder doch so genau in unser ganzes Leben verflochten, daß ein Vater und eine Mutter sich kein Bild von der Zukunft in irdischer oder gar himmlischer Ferne entwerfen kann, in dem sie nicht vorkommen? Sie sind fleischlich scheinbar die Geirigen in der Menschheit. Aber ruht nicht überall das Große auf dem scheinbar Geirigen und wird nicht das ganze menschliche Leben mit allen seinen Freuden, Leiden und Sorgen größtentheils von der Kinderschaar als die Grundlage von dem Allen getragen? Wenn sich nun diese Kleinen so tief in unser ganzes Dasein verweben, wie könnten wir ihrer entbehren, wenn sein Sitbebild, ich meine ein Festtag, erscheint? Kein Feß ist ein inniges, an dem Kinder fehlen, und auch kein allgemeines, da es ja mehr Kinder als Erwachsene gibt und selbst kein herliches, da ja nur Kinder im vollen Sinne des Wortes zu feiern verstehen. Wir Erwachsenen müssen erst wieder Kinder geworden und wiedergeboren sein, um zu feiern, wie sie feiern. Sehet das leuchtende Auge, den warmen, fröhlichen Mund, die heitere Erhabenheit eines fleischlich getriebenen Kindes und seine Begierde sich mitzuheilen und alles in seine Freude hereinzugiehen, — das ist der rechte Festtag. Darum sind häusliche Feße so schön, weil die Kinder einen so großen Theil von ihnen ausmachen. Und aus demselben Grunde nahm der Herr, unser Gott, bei der Anordnung des Passahfestes für Israel so bestimmte Rücksicht auf die Kinder. Dies alles hat auch uns veranlaßt, das frohe Feß, das der Tag Michaelis herbeiführt, an dem wir der Wesen gedenken, die mehr sind als wir, besonders mit denjenigen und für diejenigen zu feiern, welche nach weltlicher Meinung weniger sind als wir, die aber der heilige Menschenther uns zum Muster aufstellt.

b) Worte eines Predigers beim Einzug in seine Gemeinde.

Gott grüß euch, lieben Freunde! Ich bin angelangt an den Grenzen der Gemeinde, wo ich von nun an das Pfarramt verwalten soll. Laßt mein erstes Wort ein Wort des Gebetes sein! — Gottes Segen sei mit uns! Glauben, Liebe, Hoffnung, aber die Liebe die größte unter ihnen. — Wir sind auf der höchsten Spitze des Landes; die ganze Gegend liegt zu unsern Füßen, wie sind dem Himmel näher. Freunde, ihr habt mich ihm näher gebracht! Hebe der Allmächtige mir Kraft, euch ihm wieder näher zu bringen. Da blüht der Thurm eurer Kirche aus den Räumen heraus. Seht, er wölbt gen Himmel. Der Gott unser Väter segne mein Wort, daß es euch gleichfalls gen Himmel weise. — Mein Gebet, meine Liebe, meine Arbeit sei mein bester Dank. Aber jetzt schon empfangt das Wort des Dankes, du innig geliebte Gemeinde, für deine große, unverdiente Liebe. Ihr Kinderlein, Dank — ich will euch führen zu dem heiligen Kinderfreunde! Ihr Greise, Dank — an eurer Sterbebette möchte ich eure Liebe vergeiten! Ihr Waisen und Wittwen, ihr Armen und Verlassenen im Volke, Gott helfe mir, daß ich euch trösten und stärken möge. Ihr Männer und Frauen, Dank — ich reiche euch meine Hand brüderlich, damit wir einander stärken im Glauben und in guten Werken! Ihr Väter und Vorgesetzten der Gemeinde, Dank — laßt uns wirken Frucht, die da bleibet in ewiges Leben! Dank, euch Allen, und vor allen die Dank, du Hirt und Bischof deiner Gemeinde, daß du mich an diese Gemeinde wiesest. Aus dem blauen Frühlingshimmel herab und aus den vollen, liebesfüllen Herzen dieser Menschen herauf tönet mit dem Wort: nimm hin den heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Uebel, Stärke und Kraft zu allem Guten: Der Herr segne Ausgang aus Jugend und Vaterland, und meinen Eingang in euren Tempel, in eure Häuser und in eure Herzen, Amen!

Am 9. Mai 1839.

Aus den „Portraits und Selbstportraits“
von H. Gullav Rabuc, Hannover, 1813. I. 103.

Am heutige Tage, meine Herren, hat man in Stuttgart mit den Glocken geläutet. Einige kleine toranische Seelen hatten sich anfangs dagegen gesträubt, waren aber glücklich durch die Gesammtheit überstimmt. Es war die Ansicht erhoben worden, daß Glockensigne nur der Kirche Gottes gehören. Man entgegnete, daß auch Fürsten diese Ehre zuerkannt sei, und darauf äußerte sich denn die Weisheit eines hohen Rathsstabs: ein Fürst stehe der Gottheit näher als — nun als wer? Welch einem Wesen gilt die Todtsfeier in Stuttgart? — Einem Fürsten, d. i. Vorseher! — Unmöglich, um einen solchen trauert keine Nation Jahrzehnte lang. Als ein Prophet, hätte man sagen sollen, um die Rede zu Ende zu führen, die Fürsten stehen der Gottheit näher als Propheten! So lautete dann die Ansicht, die spurlos versinkt, wie jeder falsche Gedanke, wenn man ihn zu Ende denkt. — Ein Prophet. War denn aber Schiller ein Prophet? Für einen Priester hat er Allen längst gegolten, für denjenigen unter allen Geistern Deutschlands, der mit dem heiligsten Ernst, ja mit Gehet und Andacht seinem großen Dienst oblag. — Und dieser sein großer Dienst war die Erziehung der Deutschen zu einer Nation. In diesem Sinne war er also ein Lehrer des Volks. Wie aber war er ein Prophet? denn nur das Haupt eines Propheten vielleicht trägt über Küssengriffe. — Es gibt Propheten, die in kräftiger Aufregung der Nerven an kleinen Symptomen Dinge voraussahen. Es gibt eine Talleyrand'sche diplomatische Spekulation, es gibt einen lauffeldartigen Instinkt, den manches Naturkind äußert. Das sind die kleinen Prophetenattingungen. Schiller aber war in seinen Sympathien für die Menschheit ein Prophet der Weltgeschichte. Mit seinen Räubern begannen die Hergänge dieses großen Propheten. Was wollte er mit den Räubern? Welches Gemälde gab es hier den Zeitgenossen? Er zeigte, wie ein ächter, edler Naturmensch mitten im Schooße der menschlichen Gesellschaft nach seinem Rechte aufsteht, wie es sich plötzlich ihren Banden entwindet, wie er verwildert, und bei aller Verwilderung doch immer groß und edel bleibt. Er schrieb die Räuber im Jahre 1777, mit 17 Jahren 1782 begannen sie von der Bühne herab die deutsche Jugend zu entzünden. So früh schon vor der Revolution in Frankreich! War es nicht ein Vergnügen davon? Und gab die Revolution etwas anderes als das Schauspiel, wie sich der Naturmensch, der Mensch an sich, gegen den Aisch und die Fäulnis des Herkommens auflehnt, wie er aus den Banden der Gesellschaft springt, wie er in diesem Kampfe verwildert, — und noch groß, noch erhaben zu bleiben vermag? Mich dünkt, Schiller reiterte die Revolution des Menschengeschlechtes, mich dünkt, er war in Deutschland ihr Prophet. Und in seinem Rieslo führte er die Revolution aus der Epäre der Gesellschaft in das Staatleben über. Es gilt einen Torannen zu stürzen. Aber auch den neuen Günstling des Volks gewinnt nach dem verführerischen goldenen Reife, und wie ein chernes Schicksal steht dann Verina, die Republik, hinter ihm. Dies dichtete Schiller 1782. Und in demselben Jahre Kabale und Liebe, abermals das Schauspiel einer Revolution mitten im Schooße des Familienlebens, der trauervolle Untergang der Naturgeföhle unter der Fäulnis und der Toranne des Herkommens. Und vier Jahre darauf schrieb Schiller seinen Kates. Der Fieblingssohn seiner Idealwelt, Marquis Pels, erhebt sich kühn gegen den Torannen und ruft: Geben Sie Gedanktfreiheit! Mich dünkt, Schiller war ein Prophet. Dieser Leuchterbauch einer großen Seele: Geben Sie Gedanktfreiheit! hat noch keine Wirklichkeit, er will noch seine Zukunft, er

war und blieb noch immer der Hüfleruf, der Legenspruch eines Propheten. — In Frankreich machte sich Alles praktisch, die Fragen der Zeit gingen rasch über in That und That; was in Deutschland Gedanke blieb, wurde dort zur That. Schiller warf sich in die Geschichte, er schrieb den Abfall der Niederlande, schilderte den Zustand eines Volkes, das sich frei machte. 1799 wurde die Ba- sille erklärt, eine Nation war befreit. Schiller las seit jenem Jahre Ge- schichte in Jena. Er wollte den Quellen nachgehen, er wollte wissen, warum die Menschheit zur Revolution geneigt sei. Die Republik von Frankreich über- sendete ihm das Bürgerrecht, ein Ereigniß, das später der deutsche Kaiser durch Ertheilung des Adelsdiploms wieder gut zu machen suchte. In Frankreich ging aber alles rasch und feurig vorwärts. Die Constitutionen wechselten, das abso- lute Menschenrecht hatte sich vollständig in Blut, ein wildes Gewühl wieh laut, alle Nachstimmen der Jahrhunderte lang unterdrückten Menschheit erhoben sich und schrien aus den Höhlen heraus, in die man sie gebannt hat, und blaurothe Feuerläuten stiegen gen Himmel auf. Aus diesem Chaos erhob sich allmäh- lich und allmächtig eine einzelne Heldengestalt, immer höher steigt sie an, alles stürzt, ebnet sich um ihren Fußtritt. Das Herkommen, die Größe der alten Zeit was- den zertrümmert, man lechzte nach einer neuen Größe, und mit Napoleon wurde das Talent weltgeschichtlich, es drängte sich mit ihm in den Mittelpunkt der Hi- storie. Und Schiller? — Er schrieb gleichzeitig seinen Wallenstein. Auch hier eine Feier des Talents, das sich herausdrang und in die Zügel der Ereignisse greift, nicht nach Herkommen, sondern nach Nothwendigkeit seiner inneren Kraft. 1799 Bonaparte erster Consul; 1799 erscheint Wallenstein auf den Brettern der deutschen Bühne. Es gibt hier keinen Zufall, meine Herren, es gibt hier nur Nothwendigkeit, und die Nothwendigkeit ist eben diese, daß ein großer Mensch nur in den Sympathieen einer großen Zeit wächst und denkt. Ich will hier nicht die Parallele zwischen Schiller's Dichtungen und den Ereignissen seiner Zeit ver- folgen, ich will nicht behaupten, ob er bei seiner Jungfrau von Orléans an das Heldenthum wirklicher Naturen zur Zeit der Revolution gedacht hat. Aber der Zusammenhang ist da, der Zusammenhang zwischen Gedanken und That, zwischen einem Propheten und seiner Zeit. Und als Napoleon Kaiser ward, 1804, dichtete Schiller Wilhelm Tell. Hat er geahnet, daß die Völker aufstehen müßten, um selbst frei zu werden? — Weiter reicht sein Leben und seine Prophecie nicht. Was auf diesen Weltcrabbsland in Europa folgte, hat der Prophet nicht gesehen. Soll man ihn deshalb glücklich preisen? Oder hat er als selbsterleuchteter Geist die Geschichte der Menschheit mit durchleuchtet bis auf unsre Tage? — Hier steht unser Reichthum still. Nur soviel wissen wir, daß ein Prophet ewiger ist, daß ein Prophet der Gott- heit näher steht als jede andere weltliche Größe. Wir haben keine Götzen zu Schil- ler's Todestage, wir haben zur Feier nicht einmal ein lautes Wort, nur unsere stillen Gezeiten. Wer diese Feier mit begibt, habe seine Rechte in die Höhe und rufe mit mir drei Mal den Namen unsers Propheten, Schiller!

Einkleinungsrede bei der Gedächtnisfeier der Stiftung der preussischen Landwehr

des Hauptmanns a. D. Normann

am 17. März 1813 in Berlin *).

Dreißig Jahre sind dahin geschwunden, seit an dem heutigen Tage Friedrich Wilhelm III. seinem Volke zurief: (Vorlesung des Aufrufs). An demselben Tage erschien die K. Verordnung über die Organisation der Landwehr: (Vorlesung derselben). Umgeben von den Segnungen eines 27 Jahre langen Friedens, unter dessen Schutze unser Vaterland zu einem weicher nie gekannten Flor emporgeblüht ist, hebt das schöne Gefühl unser Brust, das auch wir deuten-waren, durch blutige Kriege diesen Frieden erkämpfen und Deutschland von den unruhigen Hefeln befreien zu helfen, in die der stolze Uebermuth es geschlagen. Tief war Preußen erwidert. Es verlor im Frieden von Tilsit die Hälfte seiner Besitzungen und erhielt die andere Hälfte nur zum Pfand zurück. Die Häfen wurden gesperrt, Schifffahrt und Handel vernichtet, das Land, durch immerwährende Durchzüge von einer der befehl gehaltenen Heisungen zur andern methodisch ausgeplündert, mit unerschwinglichen Kriegskosten belastet. Und noch mehr als dies alles, Preußen hatte einen großen Namen verloren! Schwer trägt sich das Unglück, unerträglich ist die Schande! Aber hier hatte Napoleon, der große Rechner, sich verrechnet. Die Gefahr, welche ihm in einer niedergetretenen Ehre drohte, die nicht ertragen konnte, kannte er nicht. Darum war er an Spaniens Stolz geschnitten — darum hatte er die Kriegerkraft des Volkes unbeachtet gelassen, welche sich seit 1678 in dem kleinen Preußen entwickelte, genährt durch des Königs weise Verordnungen, die den Geist frei und das Volk kriegerisch machten. Noch stand uns eine große Prüfung bevor. Wir wurden im Jahre 1812 mit an den Siegeswagen der Eroberer geleitet. Ein Heer von fast einer halben Million Menschen, mit unerschütterlichem Trost, geschickte über unser armes, gequältes Vaterland hin, und spaltete, wie eine vorwühlende Fluth, seinen letzten Wehland weg. So groß waren die Bedrückungen dieser unsrer Feinde, die sich unsrer Bundesgenossen nannten, daß Preußens Forderungen an Frankreich für diese Lieferungen im Jahre 1812 dreißig Millionen Thaler betrugen. Als die traurigen Reste dieses stolzen Heeres im Januar 1813 durch Preußen zurückgingen, brachten sie Pest und Seuchen in alle Orte, die sie berührten. Der Staat ohne Ausrüstungen, ohne Hülfsmittel, das Land ausgeplündert, die Einwohner verarmt, umringt und bedrückt von hundrettausenden neu heran-ziehenden Feinden! unter so vielen Drangsalen und Gefahren, sagt ein Geschichtsschreiber jener Zeit: was wollten die Preußen? Krieg wollten sie, weil sie nicht länger schmachtliche Hefeln tragen wollten. Krieg rief der Erdmann und Landbesitzer, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pfland beim Viehhändler todt trieb, Krieg der Bürger, den die Einkünfte und Abgaben erschöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg der Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam mit Ehren den des Ehelos und des Schmerzes entließ! — Wenn man den Muth sah, mit dem sie liegen oder untergeben wollten, so erkannte man eine höhere Gewalt in den Menschen, als die von Tyrannen besiegt werden kann. Sie wußten, daß sie mit Gott für König und Vaterland in den Kampf zogen und vertrauten fest, daß Gott sie nicht verlassen werde! Darum waren die Verordnungen zur Errichtung

1) Siehe: Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. Bei Gösche und Spener. 1813. Nr. 66.

der freiwilligen Jäger vom 3. Februar und der Landwehr vom 17. März 1813 Junken, die in ein Pulverfaß fielen. Fünf Millionen Menschen, durch die unbeschreiblichen, sieben Jahre langen Plagen erschöpft, sollten binnen wenigen Monaten 250.000 Mann ins Feld gerüstete, gekleidete, bewaffnete Krieger, und sie gaben ihnen den hohen Geist mit, daß selbst die Jüngsten unerschütterlich dastanden, wie die festen Reiben bei Zorndorf und Hohenfriedberg weiland! Die Preußen hatten Heerbellin und Hochfläde, Turin und Malplaquet, sie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen — aber nie haben sie vorher Tage gehabt, wie die von Groß-Görschen und der Laßbach, von Dennewitz und Wartenburg, von Leipzig und Welle alliance; denn nie haben sie vorher mit einem so hohen Geiste, noch für eine so große Sache das Schwert gezogen! Daß wir jetzt frei athmen, daß wir uns der Früchte eines gleichichen, langen Friedens erfreuen können, daß „wir wieder verdienen zu heißen: die alten Preußen,“ das danken wir nächst Gott dem kühnen Entschlusse unsers heimgegangenen heldenmuthigen Königs, den er, seinem tapfern treuen Volke vertrauend, heute vor 30 Jahren der Welt verkündete, laut bekennend, daß er es wisse: „es gebe keinen andern Ausweg, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang!“ Darum sei sein Andenken uns immerdar heilig, besonders hochgeehrt aber am dem heutigen Tage!

15.

Neden des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV.)

1840.

Bei der Huldigung zu Königsberg in Preußen am 10. September.

Ich gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen, daß Ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will, wie Mein unvergeßlicher Vater es war! Gesegnet sei Sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person, Ich will das Beste, das Beste, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern. Alle Confassanten Meiner Unterthanen sind Mir gleich heilig. Ich werde Allen ihre Rechte zu schützen wissen. Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Begnadeten die Herzen der Menschen zusendet und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht, — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von Aetern her oft beneidet, oft neidisch eifersüchtig! Bei Uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Wesen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele: nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wahrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott unser Preussisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen nur ein einziges edelstes ist — keinem andern Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte.

1) Aus: Neden Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten seit Solcher Thronbesteigung u. s. w. von Julius Müllsch. Berlin 1843.

Bei der Krönung zu Berlin am 18. October.

1.

An die Stände des Mittel-Rheins.

Es war früher Verkommen, daß die Stände des deutschen Lande ihre Erbhuldigung nicht eher leisteten, als bis die Huldigungs-Herzungen eingezogenen waren. Ich will Mich gleichsam dieser Sitte anschließen. Ich weiß zwar, und ich bekenne es, daß Ich Meine Krone von Gott allein habe, und daß es Mir wohl ansteht, zu sprechen: *Webe dem, der für Mir anrühret!* Aber ich weiß auch und bekenne es vor Ihnen Allen, daß Ich Meine Krone zu E-h-n trage von dem Allerhöchsten Herrn, und daß Ich ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde Meiner Regierung. Wer Gewährleistung für die Zukunft verlangt, dem gebe Ich diese Worte. Eine bessere Gewährleistung kann weder Ich, noch irgend ein Mensch auf Erden geben. Sie wiegt schwerer und bindet fester als alle Krönungs-Eide, als alle Versicherungen auf Erz und Pergament verzeichnet, denn sie strömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben. — Wenn von Ihnen nun der Sinn nicht nach einer sogenannten glorreichen Regierung steht, die mit Geldgütern und Posaunen die Nachwelt ruhmvoll erfüllt, sondern wer sich begnügen lassen will mit einer einfachen, väterlichen, ächt deutschen und christlichen Regierung, der lasse Vertrauen zu Mir und vertraue Gott mit Mir, daß er die Getüde, die Ich taglich vor ihm ablege, segnen und für unser theures Vaterland erpfeulich und segensreich machen möge.

2.

An das Volk.

Im feierlichsten Augenblicke der Erbhuldigung Meiner deutschen Lande, der edelsten Stämme des edelsten Volkes, und entgegen der unaussprechlichen Stunde in Königsberg, die sich jetzt wiederholt, rufe Ich zu Gott, dem Herrn, er wolle mit seinem allmächtigen Arme die Gelübde bekräftigen, die eben erschollen sind, die jetzt erhalten werden, die Gelübde, die Ich in Königsberg gesprochen, die Ich hier bekräftige — Ich gelobe, Mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker und Meiner Zeit gilt; mit geschlossenen Augen, wenn es Gerechtigkeit gilt. Ich will, so weit Meine Macht und Mein Wille reicht, Friede halten zu Meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften die hohen Wächter unterstützen, die seit einem Viertel-Jahrhundert die neuen Wächter über den Frieden Europa's sind *). Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Verheißung durch eine Geschichte ohne Beispiel erheben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In allen Stunden will Ich so regieren, daß man in Mir den ichten Sohn des unvergänglichen Vaters, der unzerstörlichen Mutter erkennen soll, deren Ansehen von Geschlecht zu Geschlecht im Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige sind theuerreich und thürmenreich, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht fähig zur Hand geben. Darum, in der Verehrung Meiner Liebe zu Meinem herrlichen Vaterlande, zu Meinem im Waffens, in Arbeit und in Geheißem gebohrnen Volke **) richte Ich an Sie, meine Herren, in dieser ersten Stunde die ersten

*) Des Königs Worte werden hier, wie Alles, durch den heiligen Geist des heiligen Geistes unterbrochen.

**) Die letzten Worte des Königs sind: *Ich will, so weit Meine Macht und Mein Wille reicht, Friede halten zu Meiner Zeit*. — In demselben Augenblicke, als der König diese Worte sprach, fiel er auf die Knie und sprach: *Ich will, so weit Meine Macht und Mein Wille reicht, Friede halten zu Meiner Zeit*.

Frage: Können Sie, wie Ich hoffe, so antworten Sie Mir, im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben! Ritter! Bürger! Landleute! und von den hier unzähl'g Beschützten Alle! die Meine Stimme vernahmen können, — Ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wert und That und gänzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligsten Liebe der Christen Mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie Ich es so eben, der Wahrheit entsprechend, bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll! Wollen Sie Mir helfen und beistehen, die Oeynshafen immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit schon nur vierzehn Nationen den Großmächten der Erde gestellt ist! — nämlich: Öhre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vornüchternheit in Alters-Weisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft! Wollen Sie in diesem Streben Mich nicht lassen noch verlaumen, sondern treu mit Mir ausharren durch gute, wie durch böse Tage! — O! dann antworten Sie Mir mit dem klaren, schärfsten Laute der Muttersprache, antworten Sie Mir ein ehrenfestes Ja!

(Dieses Ja erklang mächtig von allen Seiten des Kopf an Kopf gesessnen Plazes, und man konnte in dem Ausdruck der freudigsten Zustimmung deutlich die Entzücktheit und Wärme wieder vernehmen, mit welcher die Frage an das Volk gestellt worden war. Der König fuhr hierauf fort:)

Die Frier des Tages ist wichtig für den Staat und die Welt — Ihr Ja aber war für Mich — das ist Mein eigen — das laß Ich nicht — das verbindet und innigstlich in gegenseitiger Liebe und Treue — das gibt Muth, Kraft, Bereitschaft, das werde Ich in Meiner Sterbestunde nicht vergessen! Ich will Meine Gelübde, wie Ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott Mir hilft. Zum Zeugniß hebe Ich meine Rechte zum Himmel empor! — — Wollenden Sie nun die hohe Frier! — — Und der beschwundene Regen Gottes ruhe auf dieser Stunde!

1811.

An die Pödtlichen Behörden in Breslau am 18. September.

Ich bedauere, daß eine finstere Wolke an Unserem Horizonte heraufgezogen war, aber Ich freue Mich, daß sie wieder verchwunden ist. Ich kann die politischen Insituationen besser als Sie beurtheilen. Der Antrag, den Sie gestellt haben, ist nach Meinem sorgfältigen Studium vom 16 Jahren und nach Meiner innigsten Ueberzeugung unaussäßerbar. Irrthümer, die von Einzelnen begangen werden, sind leicht zu beseitigen; aber von ganzen, ehrenwerthen Gemeinen begangene müssen Mich um so schmerzlicher berühren, da Ich besonders darüber Mich deutlich ausgedrückt zu haben wähnte. Ich habe jedoch Alles vergessen und vergeden, und hoffe, es wird nicht wieder vorkommen. Meine Bürger dürfen der Zeit nicht vorgreifen wollen; was kommen soll, wird doch nicht ausbleiben, und, was Ich versprochen habe, werde Ich halten; aber keine Macht der Erde wird Mich zwingen können, gegen Meine Ueberzeugung zu handeln.

Sie sehen, meine Herren, Ich habe als ehelicher Mann frei und offen zu Ihnen gesprochen, wie Ich es liebe, wenn man Mir offen entgegen kommt; lassen Sie uns nur immer wie eheliche Leute mit einander reden!

Bei der Grundsteinlegung zum Kölner Dom am 4. September.

Ich ergreife diesen Augenblick, um die vielen lieben Gäste herzlich willkommen zu heißen, die als Mitglieder der verschiedenen Dombau-Vereine aus Unfern und dem ganzen deutschen Vaterlande hier zusammengekommen sind, um diesen Tag zu verherrlichen. Meine Herren von Köln! es begibt sich Großes unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er ist das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn Ich dies bedenke, so füllen sich meine Augen mit Wonnethränen, und ich danke Gott, diesen Tag zu erleben. Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie, — so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden. Alles Arge, Unacht, Unruhe und dazum Undeutsche bleibe fern von ihnen. Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrsche Unterzucken der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Mitleiden an dem Frieden der Consessionen und der Stände, nie finde jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses — ja den Bau des Vaterlandes bewachte! Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor 20 Jahren unsre Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte, derselbe Geist, der, gleichsam besenzt von dem Segen des scheidenden Vaters, des letzten der drei großen Fürsten, vor zwei Jahren der Welt zeigte, daß er in unge-schwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die Kölner Domschoren Thore des herrlichsten Triumphes werden! Er danke! Er vollende! Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, machenden, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland! — von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen! — von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der inne gewesen, daß sie eins sind in dem einzigen, göttlichen Haupte! Der Dom von Köln — das bitte Ich von Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!

Meine Herren von Köln! Ihre Stadt ist durch diesen Bau hoch bevorzugt vor allen Städten Deutschlands, und sie selbst hat dies auf das Würdigste anerkannt. Heute gebühet ihr dies Selbstlob. Rufen Sie mit Mir — und unter diesem Ruf will Ich die Hammerschläge auf den Grundstein thun — rufen Sie mit Mir das tausendjährige Lob der Stadt: *Alas Köln!* *)

II.

An die am 10. November zum ersten Mal in Berlin versammelten Provinzial-Landstände.

Meine Herren, Ich habe, als Ich Sie bei Ihrer Einberufung empfing, nicht zu Ihnen in der Gesammtheit geredet. Ich hätte Ihnen nur von Meinem Vertrauen sprechen oder gute Lehren geben können. Beides hat Mir nicht angemessen erschienen. Mit dem Worte Vertrauen ist heutzutage so großer Mißbrauch getrieben, daß Ich da am wenigsten davon hatte reden mögen, wo die

*) Wie der Wahl Köln eigenthümliches Lebewort.

Sache, die Anwesenheit der sämmtlichen Ausschüsse selbst, das beste und größte Zeichen Meines vollen Vertrauens gewesen ist. Ihnen gute Erheben zu geben, hat Mir nun vollends ganz unangemessen erschienen. — Jetzt aber, da Ihre Arbeiten vollendet sind, habe Ich die Verpflichtung, Ihnen von Meinem Dank und von Meiner Anerkennung zu reden. — Hier, wo Ich Abgeordneter aus allen Provinzen um Mich sehe, ist es Meinem Herzen Bedürfnis, sich offen gegen Sie auszusprechen. — Ich habe mit größter Aufmerksamkeit und Theilnahme, ja Ich kann sagen, mit besonderer Vorliebe seit dem Jahre 1825 die ständischen Angelegenheiten in ihrer Entwicklung beobachtet. Ich habe die Ausschüsse ge- bildet

erstens, um einen Centralpunkt zu schaffen, der nach der bisherigen Verfassung nicht möglich war;

zweitens, um das Beste des Landes dem National-Charakter entsprechend, geräuschest und nachhaltig zu berathen und zu schaffen.

Ich bin der Ansicht, daß in jeder ständischen Versammlung, sei es ein Kreistag, Communal-Landtag oder Provinzial-Landtag, ein Ausschuß oder die vereinigten Ausschüsse, ein doppelter Charakter liegt, und es ist Mir daher wichtig, Meine Ansicht hierüber vor der Versammlung auszusprechen. — Die ständischen Versammlungen sind erstlich die Vertreter eigener wohlverordneter Rechte und der Rechte der Stände, die sie abgeordnet haben, und zweitens Rathgeber der Krone, von einer Unabhängigkeit, wie sie anderwärts nicht gefunden werden kann, da zu der eigenen Unabhängigkeit noch das Mandat derer hinzutritt, die sie abgeordnet haben. Von dieser Wahrheit muß ein jeder Abgeordneter durchdrungen sein, eben so sehr aber auch von der Wahrheit, daß er kein Repräsentant des Windes, der Meinung und der Tages-Lehren ist. Mir großer Genauachtung habe ich diesen Sinn in den ständischen Verhandlungen seit deren Beginn er- kannt. —

Ganz vorzüglich hat sich derselbe aber in den zuletzt versammelt gewesenem Landtagen ausgesprochen, und Mich in hohem Grade erfreut. Ich beauftrage Sie, Meine Herren, ausdrücklich, wenn Sie heimgekehrt sein und wieder in dem Saal der Landtage, die Sie entsendet haben, aufstehen werden, denselben diese Anerkennung mitzutheilen.

Dies habe Ich Ihnen sagen wollen, Meine Herren, und fühle Mich gedrungen, Ihnen zugleich Meinen herzlichsten, tiefgefühlten Dank dafür auszusprechen, daß dieser Geist auch Ihre Berathungen geleitet hat und daß Sie Meinem Vertrauen auf so wohlthuende Weise entsprochen haben.

1843.

Trinkspruch auf die Stadt Danzig am 3. Juni 1843.

Ich trinke auf das Wohl der herrlichen, treuen, lieben Stadt, die sowohl in ihrer denkwürdigen Geschichte, als auch in den Ereignissen der Gegenwart ihre gute und edle Gesinnung so überzeugend bewährte; — die bei der Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeit sich treu und fest auch dem größten Gemeinwesen anzuschließen weiß; — die ein so gutes und ehrenwerthes Beispiel eines edlen Sinnes gibt, daß es wohl die Mühe belohnt, demselben nachzufolgen! — Ich trinke auf das Wohl des hiesigen Magistrats, der Stadtverordneten, der ganzen Bürgerschaft, mit herzlichem Danke für gütliche Aufnahme; trinke auf das Gedeihen des Handels und der Gewerbe dieser Stadt; auf die Bewahrung des Frie-

1) Westfälische Zeitung im Verlage Köppler Göttn. Nr. 1843. Nr. 133.

denk innerhalb und außerhalb ihrer Mauern! — Meine Herren! es gilt bei
lieben, treuen Stadt Danzig, dem deutschen Venedig!

168.

Antwort Alexanders von Humboldt auf die Begrüßung
der Studirenden zu Greifswald am 14. Junius
1843¹⁾.

Ihre liebevolle Begrüßung, meine theuren Freunde, hat mich von Neuem mit dem Gedanken durchdrungen, daß die Hochschulen nicht bloß mit einander, sondern durch innige geistige Bande auch mit denen verbunden sind, die in vereinzelten Bestrebungen ihr Leben den Wissenschaften weihen. Diese geistigen Bande sind es, von denen ein wichtiger Theil der Kraft eines Volkes abhänget, die, ohne durch räumliche Entfernung gemindert zu werden, das Rückwärtschreiten abler Besinnung, freier Gesühle, dauernder Hoffnung in Allem, was die Menschheit ehret und ihre Fortschritte fördert. Ich bedaure, daß es mir so spät erst vergönnt war, Ihre alte und berühmte Hochschule zu besuchen. Auch ich hab' meine erste Bildung auf einer wenig besuchten Universität erhalten. Solche Institute gewähren den großen Vortheil einer innigern, belebendern Verbindung unter den Studierenden, eines festern Anschließens an die akademischen Lehrer; sie erhalten recht eigentlich den Charakter deutscher Hochschulen, der seit Jahrhunderten wohlthätig auf unser gesammtes deutsches Vaterland eingewirkt hat. Es ist mir eine große Freude, mir, der ich längst schon dem alten Geistesheerde angehöre, Ihnen meinen herzlichsten Dank hier selbst darbringen zu können.

17.

Zimmerprüche²⁾.

1

Beim Richten eines Schauspielhauses.

Das Haus, das wir jetzt hier gerichtet haben, gehört nicht zu der Zahl der gewöhnlichen, wie sie alle Tage gebaut werden; es ist vielmehr eins von den wenigen Prachtgebäuden, welche größeren Städten und Residenzen zur wahren Alerde zereichen.

Wie aber das Aeußere solcher Häuser dem Auge gefällig sein muß, so soll auch dasjenige, was darin vergeht, und weshalb es gebaut ist, Kopf und Herz erfreuen und beitragen zur Erleichterung des Gemüths und zur Erholung nach den Geschäften des Tages, vorzüglich aber zur sinnlichen Bildung des Menschen.

In diesem Hause befindet sich eine Welt im Kleinen; was draußen sich be-
geht in der Wirklichkeit, in Ernst und Ehre, oder was sich begeben könnte,
oder was sich in grauer Vergelt schon begeben hat, das wird, in den Zeitraum
weniger Stunden zusammengebracht, in verjüngtem Maßstabe, in vereinfachter
Gefühlswelt dargestellt und wiederholt auf der Schaubühne eines Hauses wie dieses.

1) Berlinische Zeitung im Verlage Neuberger Sohn, 1843, Nr. 115. — Nachtrag Alexander von Humboldt wurde geboren am 14. September 1769 in Berlin.

B) Auf: Mann und fünfzig Zimmerfräule beim Nichten von Schützen -
Net. in Groß und Heiden von W. Ktami. Weinberg und Feingig 1943.

Diese Schaulust ist die Welt der Täuschung! Wer aber wünscht nicht gern, sich für Augenblicke einer vielleicht traurigen Wirklichkeit entziehen zu sehen, und sich einer angenehmen Täuschung hinzugeben? Wer begehrt nicht im Lustspiel einmal recht herzlich lachen oder sein Gemüth erheben zu können durch Anschauung edler Handlungen oder Thaten des Heldennuthes, oder durch den Anblick dargestellten menschlichen Jammers sich hinzugegen zu sehen zum Mitsgefühl? — Mancher erblickt vielleicht in dem auf der Bühne vorgestellten Charakter sein eigenes Bild gleichwie in einem Spiegel, erkennt seine Arheit und verläßt mit guten Vorsätzen das Schauspielhaus. Ein solches ist daher nicht immer nur ein Ort der Belustigung, sondern auch eine Schule der sittlichen Volksbildung; in beiden Beziehungen aber wollen wir dem Witzler in seinem Innern den besten Fortgang und dessen Eifersucht Glück und Segen wünschen. Möge die Theaterkasse niemals leer werden, und ein stets volles Haus dem Zweck der Unternehmung secundär entsprechen! Möge auch uns Allen, wenn der Vorhang im Drama unseres Lebens herabfällt, ein Bravo von denen erteilt werden, vor welchen wir unsere Rollen gespielt haben, ich als beglückter ~~Armer~~ ~~Mensch~~, und Ihr da unten als — wer kann's wissen?

I.

Bei dem Nichten eines Armen- oder Krankenhauses.

Unter den vielen und mannichfaltigen Beschwerden des menschlichen Lebens gibt es deren besonders zwei, die wir zu den drückendsten zählen, und von denen die eine oder die andere, oft wohl auch beide in Gemeinschaft, manchen Menschen bis an den letzten Zufluchtsort verfolgen, wo ihn keine von beiden mehr drücken und schmerzen kann, und wo er von diesen Uebeln für immer befreit ist; es ist die Armuth und Krankheit. Außer diesem letzten Asyl unter der Erde gibt es aber noch andere Zufluchtsorte auf der Erde, wo er der Armuth und dem Hunger nicht als Opfer fällt, und wo Alles geschieht, die Krankheit zu beseitigen oder wenigstens zu lindern. Diese sind Armen- oder Krankenhäuser, die entweder vom Staat oder von wohlthätigen Menschen gestiftet werden. Ein solches haben wir hier gebaut und heute eingeweiht.

Noch stehen dieses Hauses Mauern wüst und leer; binnen kurzer Zeit aber wird es eingerichtet sein mit allen nöthigen Bequemlichkeiten und Erfordernissen für von Armuth und Krankheit Bedrängte. Die Erstgenannten werden dem Hungertode entzogen, und für die Andern wird Alles geschehen, was ärztliche Kunst vermag, um ihre Leiden zu lindern, oder wo möglich gänzlich zu heben. Sollte werden von menschlicher Hülfe nun nicht mehr verlassen sein! — Darum sei dies dankbar anerkannt von allen gutdenkenden Bewohnern unsrer Stadt; ich aber rufe hier oben mit freudigem Herzen und lauter Stimme: Die edlen Eiferer des heut errichteten Hauses sollen leben!

II.

Beim Nichten eines Münzgebäudes.

In die Tiefe des finstern Schachtes fährt der Bergmann mit seinem Senkblei, um nach den edlen Metallen zu spähen, die die Natur da unten im Schooß der Erde verborgen, und mit „Glück auf!“ bringt er zu Tage, was er aufgefunden: Gold und Silber.

Wie diese Metalle Glück und Segen, Glück und Unglück im irdischen Leben, sei dem Menschen seit undenklichen Zeiten gebracht haben und noch bringen, ist

bekannt genug, wenn sie in geprägter Gestalt — als Geld — aus der Münze hervorgehen.

Glücklich machen kann dieses Geld den Menschen nur in dem Falle, wenn er es klug und weise zu gebrauchen versteht; wahrhaft beglücken aber nur dann, wenn es ihm ein schönes Gefühl, eine sich selbst auferlegte heilige Pflicht ist, von seinem Ueberflus die nothleidenden Mitmenschen zu erquicken und überhaupt gute Werke zu thun.

Was aber das Messer ist in der Hand des Kindes, das ist das Geld in den Händen des leichtsinnigen Verschwenkers. Ihm kann es keinen Segen, nur Unheil bringen; aber eben so wenig wird es den Heiligen zu beglücken vermögen, denn in seinen Händen bleibt es ein wucherndes Kapital, welches stets zu vermehren der alleinige Zweck seines Strebens ist, ohne es als Mittel zu gebrauchen, sein Leben durch erlaubte Genüsse zu verschönern, die ja eben nur dem Reichen vergönnt sind. Einem Heiligen ist der Besitz des Geldes schon Genuss genug, und er hütet seinen Mammon, um endlich seine Schätze lachenden Erben zu hinterlassen, die ihn vielleicht nie geliebt, und sein seliges Ende schon längst sehnlich herbeigewünscht haben.

Dieses heute von uns gerichtete Staatsgebäude ist eins von den Werkstätten, in welchen das liebe Geld aus Gold- und Silberbarren geprägt wird, welches daraus nun in Aller Hände übergeht, als Mittel zu Zwecken, deren Zahl Reizen heißt.

Vermöchten wir es nur, den Lebenslauf eines einzigen alten Thalers einmal zu erfahren, gewiß, es würden merkwürdige Dinge von seiner Wanderung aus einer Hand in die andere zum Vorschein kommen.

Thaler und andere Geldsorten aber werden wie bei guter Zeit von außen Klingen und Klappern hören in diesem hier neuerbauten Hause, und wenn es uns nun einmal nicht vergönnt sein darf, hier nach Belieben zuzulangen und alle Taschen zu füllen, so wird uns wenigstens der Genuss des Klagens zu Theil werden; mit diesem müssen wir uns schon begnügen, wie der Arme mit dem Geruch köstlicher Speisen, die aus des Reichen Küche seine Nase umduften; oder wie müssen mit jenem philosophischen Fuchse in der Fabel beim Andlick herrlicher Weintrauben, die er nicht erreichen konnte, ausrufen: „Sie sind sauer, ich mag sie nicht!“

Wir Menschen wollen uns aber darüber nicht allzusehr ärgern und grämen. Hat doch der große Zahlmeister im Himmel die Güter des Lebens, also auch das Geld, so weise vertheilt, daß Keiner ganz leer ausgeht. Wir können nicht Alle reich sein, und hätte ein Mensch so viel wie der andere, dann müßte sich ja Jeder seine Stiefeln selbst machen und sich seine Häuser selber bauen, und auch ich, der Zimmermann, würde mich hüten, heute hier auf dem Dache zu stehen und in den Wind zu predigen.

Wir wollen nur noch wünschen, daß es in diesem Münzgebäude an den nothigen edlen Metallen nie fehle und daß daraus geprägte Geld und Silber seinem jedesmaligen Besitzer so viel Segen und so wenig Unheil als möglich bringen möge.

K.

Beim Richten einer Papiermühle.

Papier ist heut zu Tage ein gar gewichtiges, ja ein unentbehrliches Ding geworden!

Papier braucht der Schneider zu Maas und Rechnung, Papier der Beamte, Papier der Zeichner, Papier ganz insbesondere aber der Buch- und Malzaturer

Kausgichter, der deutsche Redner.

schreiber; und nach Makulatur schreibt der Krämer mit Verlangen, während der Buchhändler Ich und Wehe schreibt, wenn er in Gefahr geräth, darin zu erstickten. Mit einem Worte: das goldene Zeitalter ist vorüber, und dafür das papierene eingetreten.

Was wäre die Welt auch ohne Pappe? Das Papier bringt Nachrichten über Land und Meer, und bietet das Mittel dar, Verbindungen zu knüpfen und sie zu trennen, Fieberkrise zu führen, Haß und Liebe zu verkünden; es vertritt die Stelle des baaren Geldes, und was der hunderttausend Dinge noch mehr sind, zu denen es unentbehrlich ist im groben und feinen Gewande, als Kisch-, Pack- und Schreibpapier.

Außerdem aber besitzt das Papier auch noch eine gar feine Tugend, die uns Menschen leider zu oft abgeht, die aber, wie das Sprichwort sagt, Alles überwindet: es ist die Geduld. Ja, „das Papier ist geduldig!“ sagt ein anderes, eben so wahres Sprichwort; denn wäre es nicht geduldig, so würde es kein ungerechtes Urtheil auf sich niederschreiben lassen; sträuben würde es sich gegen schlechte poetische Ergießungen, gegen betrügerische Rechnungen und Kostenanschläge und gegen Herzeleid verbeilende Briefe, und dergleichen mehr.

Aber auch ein guter Gedenzettel ist das Papier für den Stolz derjenigen, die aus dem Nichts emporgestiegen zu Reichthum und Titeln ohne Verdienst und Würdigkeit. So wie der feinste Papierbogen seinen Ursprung, den unscheinbaren Lumpen, nicht verläugnen kann, eben so wenig soll mancher Glückspitz seinem Ursprung vergessen, der oft nicht viel besser ist.

Wie sehen ja Alle gar oft Männer herumkarrren mit offenen Säcken, und hören die lieblichen Triller, die sie auf ihrer Pfennigspitze hervorbringen, um die Leute herbeizulocken, ihnen Lumpen zu bringen, die sie nach der Papiermühle schaffen, damit in denselben die Verwandlung dieser Lumpen in Papier vor sich gehe.

Eine Papiermühle gehört daher wohl zu den wichtigsten Werkstätten im Lande, und eine solche haben wir hier gebaut und heute gerichtet.

Wir wollen dem Bauherrn wünschen, daß ihm seine Arbeitsthemen, die Plundermänner, wenn auch nicht gerade Honig, doch recht viele Lumpen, die ihm lieber sein werden, aus Stadt und Land zutragen mögen, der Schreifteller und Makulaturschreiber Zahl aber sich ins Unendliche vermehren möge, wie das Papier, das in manchen Papiermühlen jetzt ohne Ende verfertigt wird, und daß sein Wohlstand von Jahr zu Jahr zunehmen möge, woran bei dieser Schreibseligen Zeit wohl nicht zu zweifeln.

Nach diesem aufrichtigen Wunsche aber wollen wir das Glas zur Hand nehmen, und einige Lebehochs erschallen lassen.

B.

Beim Abtischen eines Singakademiegebäudes.

„Wer nicht liebt Weib, Wein und — Gesang,
Der bildet ein Narr sein Lebelang.“

Dieser Meinung ist schon vor langen Zeiten ein sehr gelehrter und berühmter Mann gewesen, der das Menschenherz gewiß genau kannte. Hunderttausende haben es ihm nachgesprochen und nachgesungen, und nach diesem Spruch gehandelt; und auch ich spreche es ihm heute nach hier auf dem Dache dieses neuerbauten, dem Gesange gewidmeten Hauses, welches wir jetzt gerichtet haben. Was den Wein und die Weiber betrifft, so wollen wir beide heut unberührt lassen, desto mehr uns aber in unserem Zimmermannspruche mit dem letzten dieser drei köstlichen Dinge, dem Gesange, beschäftigen.

Es bleibe wahr und ausgemacht, daß der Mensch, der noch zu singen vermag, jegliches Leiden müthiger erträgt, und sich nie ganz von ihm zu Boden schmettern lassen wird. — Da ist zum Beispiel der Bergmann, der muß arbeiten tief unten im Schooße der Erde um lazen Lohn, und oft Wochen lang, ohne die Sonne zu erblicken. Was macht ihm die schwere Arbeit leichter? Der Gesang! Jedes seiner Lieder beginnt und endet mit: „Stück auf!“ Mit Glück auf führt er hinunter in die Nacht des tiefen Schachtes, und mit Glück auf wieder herauf ans Licht des Tages.

Dies gilt aber nur von der kunstlosen Art des Gesanges, die selbst der roheste Wilde ausübt, indem er sich durch Gesang eben so gut zum Kampfe begeistert, wie die Krieger in civilisirten Staaten. Aber es gibt noch viel andere Gelegenheiten, wo ein kunstvoller Gesang die Herzen begeistert, wie zum Beispiel zur Andacht im Tempel des Herrn, am Grabe geliebter Todten, zur Freude in Thallens Hallen und im geselligen Kreise, und zum Mitleid für fremde Leiden.

Die Töne der menschlichen Stimme übertreffen jede Instrumentalmusik, und sehr wohl müßte derjenige sein, der bei dem Vortrage kunstgeübter Sängers süßes bliebe. Aber es ist nicht leicht, in der Kunst des Gesanges sich zu vervollkommen, und nicht immer und überall ist Gelegenheit dazu vorhanden. Daher haben sich denn Vereine gebildet von solchen, denen die Natur ein gutes Organ für den Gesang verliehen hat, um solches kunstmäßig auszubilden. Man hat eigene Gebäude für diesen Zweck erbaut und nach allen Regeln der Musik eingerichtet, wie dieses, von dessen Dache ich jetzt auf Euch, Ihr lieben Leute, hineunter schaue.

Mit Gesang wird ja auch das Muth in den Schlaf gebracht, und oft sind es die Töne eines frommen Liedes, die dem Sterbenden ermuntern zur Reise nach dem unbekannten Lande.

So möge denn auch dieses Haus seinem schönen Zwecke vollkommen entsprechen! Mögen aus ihm vereinst Meistersänger und Sängertinnen hervorgehen, denen ihre darin erlernte Kunst Ruhm und Ehre, und nach Umständen auch gelobene Früchte bringe!

6.

Welm Richten einer Sternwarte.

Wie sehen über uns das Sternenzelt; die Gewohnheit des täglichen Anblicks aber macht das Gefühl stumpf gegen die unbegreiflichen Wunder der Schöpfung, die sich besonders hier in einer unermessenen Größe entfalten, daß der menschliche Verstand schwindelt, das Herz aber sich zur Andeutung hingezogen fühlt.

Der Einsältige sieht die Myriaden von Sternen für Lämpchen an, die am Abend angezündet werden, um seine nächtlichen Wege zu beleuchten; der Denker aber wendet den Blick hinauf zum sternbesäeten Himmel und strebt umsonst mit seinem Verstande einzudringen in dessen ewige Räume; doch weiß er nach menschlichen Berechnungen, daß der, der über den Sternen thronet, jedem Sterne seine Bahn angewiesen.

Den Lauf der Gestirne zu berechnen und die Bahn einzelner zu verfolgen, so weit das irdische Auge und der beschränkte menschliche Verstand dies vermögen, haben sich Gelehrte zum eignen schönen Studium gemacht; doch wie sie auch in unserer Zeit vergessenen sein mögen in ihren Beobachtungen und Entdeckungen, Keiner hat es weiter gebracht, als den Lauf der ihm sichtbaren Sterne mit mathematischer Gewisheit zu bestimmen, nachdem ein Galilei und Keplerius bereits

vor Jahrhunderten die Grundzüge zu diesen Berechnungen festgestellt haben; und sind auch die Flecken der Sonne jetzt näher angegeben und Karten vom Terrain des Wendes errichtet, so glaube ich doch nach meinem schlichten Verstande, daß die gelehrtesten Astronomen dabei noch immer im Dunkeln tappen, und daß die uns bekannt gewordenen Resultate ihrer Beobachtungen vielleicht nur auf diesen Vermuthungen und Trugschlüssen beruhen. Wer kann es wissen? Bei dem Allen ist gewiß das Studium der Astronomie ein so herrliches, daß es den Muthen an einen großen Regierer der Welt selbst im Herzen des ärgsten Zweiflers erwecken, und beim Nichtzweifler nothwendig befestigen muß.

Zur Verdächtigung der Gestirne sind hier und da eigene Gebäude, Sternwarten genannt, vorhanden, und auch unsere Stadt ist durch die Gnade unsers geliebten Königs mit einem solchen geziert worden. Wir haben diese Sternwarte hier erbaut und heute gerichtet.

Möge die Wissenschaft durch die auf derselben künftig anzustellen den Beobachtungen und durch neue Entdeckungen bereichert werden, und der Blick des Astronomen in immer tiefer eindringen in die Geheimnisse der Sternennwelt! Vielleicht, daß auch unsere Hoffnungen auf ein künftiges Leben dadurch bereichert werden.

Wir rufen: Ehre dem menschlichen Verstande und Heli und Ergen dem Königl. Beschützer jeder Wissenschaft, mithin auch der Sternkunde!

15.

B o r t e

bei Friedrich Friesen's Todesfeier am 15. März 1843.

gesprochen

von dem Direktor und Professor August Zeune zu Berlin.

V o r w o r t.

Friedrich Friesen, Lieutenant und Adjutant im ehemaligen Lützow'schen Freicorps, war geboren d. 27. September 1785 in Magdeburg und blieb den 15. März 1814 bei La Lobbe in Frankreich. Sein Wissensgäherte und Freund, Freiherr August von Vittinghoff, welcher mit ihm verabredet hatte, daß die Gebeine dessen, der in Frankreich fallen würde, von dem Andern nach Deutschland gebracht werden sollten, fand dieselben erst im Jahre 1816 wieder auf, führte sie bei den oft wechselnden Garnisonen 26 Jahre mit sich herum, bis er zu Ende des Jahres 1842 als Oberlieutenant verabschiedet, in Berlin seinen festen Wohnsitz nahm. Hier bewirkte er es, daß die Gebeine seines Freundes auf dem Friedhofe des Invalidenhauses zu Berlin in der Nähe von Scharnhorst's Grabe bestatet wurden, dessen Ueberreste ebenfalls aus entferntem Lande, von Prag, hierher übersiedelt worden waren.

R e d e.

Es sind in diesem Augenblicke 29 Jahre, daß ein neun und zwanzigjähriger Jüngling, eine hohe ritterliche Gestalt, Friedrich Friesen, aus Magdeburg in Sachsenland, versprengt von seiner Vettertschaar und deren tapferem Führer Lützow, im Waldesdunkel der Ardennen bei Mettel, nachdem er sich mit abgematteter Pferde dem französischen Landstrome ergaben hatte, von einem dieser Bewaffneten durchs Herz geschossen, niederstank. Neun und zwanzig Jahre!

eine lange Zeit, doch nicht lang genug, um das Andenken eines edlen Menschen zu verwischen. Sie haben ihn Alle gekannt, verehrte Anwesende, die Einen von Seiten des Friedens¹⁾, die Andern von Seiten des Krieges; denn Friede und Krieg durchdrangen sich damals aufs Innigste. Es war ein Friede, der kein Friede, ein Krieg, der noch kein Krieg war; ein Friede, der sich zum Kriege rüstete, ein Krieg, der einen dauerhaften, ehrenvollen Frieden erstrebte. Neun und zwanzig Jahre! eine lange Zeit, lang genug, um den Schwall wogender Gefühle und wühlender Gedanken zu beschwichtigen, aber nicht lang genug, um die heiteren Züge des Gefallenen zu verwischen, der, ein zweiter Siegfried, Kraft mit Milde vereinte, und von dem eine ehrenhafte Stimme sagte²⁾: „Wie Schachnerst unter den Alten, so ist Friesen unter der Jugend der Größe der Gediehenen.“ Darum ruht er auch zur Seite Schachnersts ruhen, dessen Kiste auch aus fernem, obgleich befreundetem Lande hierher übersiedelt wurden. Wie begaben heute eine ungewöhnliche Frier, die kaum in Jahrhunderten, ja in Jahrtausenden wiederkehrt, wir bestatten die Gebeine eines längst Verblähten, Erde von Erde, Staub zu Staub. Zwar haben wir noch in diesen Tagen von einer fernem Helseninsel im Weltmeer die Gebeine eines Mannes zurückkehren sehen, der mit eiserner Sten sein Schwert auf die Wage des Völkerrichts warf, der ein heller Lichtpunkt für Frankreich, aber ein tiefer Schatten für die übrige Welt war. Doch wie verschieden sind die Beweggründe der Uebersiedelung dieser Gebeine! Wie es bei jenem Schreckensmanne Eitelkeit und Ruhmsucht war, welche des großen Feldherrn Gebeine in Witten seiner verstümmelten Krieger bestatten wollte, so war es bei unserm geschiedenen Freunde Liebe und Treue, christliche Liebe und deutsche Treue, welche aus feindlicher Erde seine Gebeine sammelte, und über ein Vierteljahrhundert als treue Gefährten mit sich führte, bis sie in heimischen Boden verpflanzt werden konnten. Friesen und Bietinghoff hatten sich das Wort gegeben, wenn Einer von ihnen in Feindesland bliebe, dessen Ueberreste aus demselben in die Heimath zurückzubringen. Wie einst bei deutschen Kaiserkrönungen laut ausgerufen wurde: „Ist kein Dalberg da?“ so soll man künftig, wenn Freunde im Kampfe auf feindlichem Boden fallen, ausrufen: „Ist kein Bietinghoff da?“ Als vor dreitausend Jahren Iphesus auf entfernter Insel auch durch Hinterlist sein Leben endete, so befohl nach achthundert Jahren das Orakel, nachdem er auf marathenischem Schlachtfelde in eherner Rüstung mitgeschossen, daß seine Gebeine nach Athen zurückgebracht würden, und Aimon erfüllte diesen Befehl des Orakels und des Vaterlandes. Auch zu unserm Freunde sprach ein Orakel, doch kein lautes durch Priesters Mund, sondern ein stilles, in des Herzens Heiligthum. So wie also Liebe und Treue des Freundes Gebeine nach langem, mühevollen Auffuchen fand, und sie aus der Erde dunklem Schooße an heiteres Sonnenlicht brachte, um sie auf befreitem Vaterlandsboden noch erregenerm Frieden im Kreise der Freunde zu bestatten, so wollen wir auch sein Andenken in Liebe und Treue bewahren, in der festen Hoffnung, die einst ihn und uns Alle erfüllte, daß unser Vaterland im milden Sonnenschein immer mehr einer geistigen und sittlichen Freiheit entgegenblühen werde. Dafür lassen Sie uns den Sennendück, der so eben durch die Fenster dieser Halle bricht, als günstigstes Vorzeichen aufnehmen! — Friede seiner Asche!

1) Friesen war Lehrer der Jugend gewesen.

2) S. F. Jahr in seinem Bericht zur deutschen Turnbank. 1816.

Einweihung des Friedhofes in der Hasenhalde bei Berlin¹⁾.

Vorwort.

Ein erfreuliches Zeichen, daß die Erinnerung an die große Zeit des Befreiungskrieges in vielen Herzen noch immer in dankbarer Erinnerung fortlebt, war die Feyer, welche am 6. September 1843, dem dreißigjährigen Schlachttage von Dennewitz, in der Hasenhalde bei Berlin stattfand. — Außer den Zuschauern, gegen fünftausend, fanden sich über siebenhundert ehemalige Krieger, alle mit der Denkmünze und viele mit andern Orden und Ehrenzeichen geschmückt, Nachmittags 3 Uhr ein. Der Verpfalt des Gouresaders war mit vier Fahnen geschmückt. Nicht vor dem Thorwege stand ein schwarzer Altar mit dem Kirchengeräth. Nach Absingung des Kirchenliedes: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ und des von C. W. v. Weber componirten Gedichtes: „Lesse wandeln wie wie Geisterhauch“ sprach der Prediger Delbet folgende

Gedächtniß- und Einweihungsrede:

Der heutige Tag, so reich an glorreichen Erinnerungen, der uns zurückführt ins Gedächtniß jene großen Zeiten, da Preußens Adler seine Schwingen so mächtig entfaltete und seine Feinde zu Boden schmetterte, vereint uns hier zu einer Feyer von eigenthümlicher Weihe. Wie sehen hier einen Friedhof, auf welchem Tausende von Brüdern in dunkler Gruft schlafen, bis daß der Ruf des Herrn durch die Gräber dringt: Ihr Schläfer, erwachet! von Brüdern, die einst sterblich mit uns kamen, als unser theurer, irdischer König tief, und gern Alles gaben, gern das Beste, was der Mensch hat, ihr Leben opferten, um des theuern, heiligstiebenden Vaterlandes Freiheit zu erlangen. Hier ruhen sie, und stiller, heiliger Frieden waltet über dieser Stätte.

Die Väter unserer Stadt, stets gern bereit, das Edle zu ehren, sie haben es nicht fehlen lassen an dem Bemühen, auch dieser Stätte ein würdiges Äußeres zu bewähren; es war ihr Wunsch, auf diesem großen Grabe, in dem so viele theure Opfer ruhen, ein großes, würdiges Denkmal zu errichten; allein theils Ungunst der Verhältnisse, theils andere Hindernisse haben es verhindert. Da hat in der Seele von Manchen unter uns, die mit den Brüdern, welche hier an dieser Stätte ruhen, einst in heißer Felschlacht kämpften, sich der Gedanke mächtig regt, so viel in ihren Kräften, in ihrem Vermögen stände, mitzuforgen, daß die Friedensstätte auch erhalten würde, daß nicht der Leichtsinn oder die Unwissenheit sie entweihen möchte, weil das Gedächtniß jener großen Zeiten — der größten mit, von denen die Geschichte der Welt in ihren Büchern zu erzählen weiß, — weil das Andenken an die Theuern alle, die im heiligen Opfertode ihr Leben dahingegen haben, auch immer frisch und lebendig erhalten werden muß.

War haben jene Alle, und auch sie, an deren gemeinsamem Grabe wie hier stehen, einen schönen Lohn mit dahingenommen in die schwere, heiße Stunde, wo ihnen das Auge im Tode brach und der Engel des Herrn sprach: Bis hierher und nicht weiter! Einen Frieden haben sie getragen in ihrem Herzen, den Frieden Gottes, der höher ist, als alles menschliche Verstehen und Begreifen. Denn ein solcher erblühet reich und schön in der Seele des Menschen, wenn ein großer und erhabener Gedanke, wenn ein heiliges, Gott geweihtes Gefühl sein ganzes Herz erfüllt, und er jede Kraft, die ihm von oben verliehen ist, daran gibt, daß sie im Leben, in der That sich verklären. Dann fühlt er, von dem Lode eines höheren Geistes

1) Aus: Der Kelger Ruhestätte. Gesammelte Erzählungen und Volkssagen. Berlin 1841.

stet angewacht, daß sein Werk in Gottes Hand ruht, und daß ein bleibender, unvergänglicher Segen ihm nicht fehlen kann. Und dieser Friede Gottes, o ich frage Euch, meine Brüder, die Ihr hier steht, ist er nicht das selbige Loos unserer Brüder gewesen, an deren Grabstätte wir hier weilen? Ob sie auch vielleicht im herben Schmerz den letzten Kampf durchkämpfen mußten, ob sie auch mit Tränen in dem berechnenden Auge nur dem Todesengel in das dunkle Antlitz schauen konnten, ob vielleicht auch nur mit schmerzlichem Seufzen sie ihn begrüßten, ob sie auch geschieden von den Theuren, die sie im Leben liebten, von Vater, Freund, Gattin, Braut, auf ihrem Sterbelager ruhten, o jener Friede war der schöne, heilige Trost, den die Herr in ihrer Herzen träufelte, und der sie aus dem Kampfe des Lebens als Helden und als Sieger scheiden ließ.

So hatten sie sich einen großen Lohn errungen; aber uns, den Nachgeborenen, geschenkt es, ihr Gedächtniß in heiliger Liebe zu bewahren und es nimmer erlöschen zu lassen in einem Herzen voll treuer Dankbarkeit.

Und wenn wir doch immer gern weilen an den Stätten, wo unser Liebstes ruht; wenn wir so gern mit Blüthen und mit Kränzen die Gräber schmücken, wo wir Eltern, Kinder, Freunde hingelagt; wenn wir in stiller Wehmuth gern dort verweilen, und best bedenken, was für Liebe und Gnade der Herr über Lebende und Tote uns in ihnen geschenkt; wie sollten wir nicht auch mit inniger Wehmuth der Liebe, nicht mit dankbarem Herzen auch gern verweilen an dieser Grabstätte, wo so viele, viele Brüder hingebettet sind, die ihre Liebe zu ihrem theuern Könige und zu ihrem Vaterlande und dessen Wohlergehen durch ihres Herzens Blut, durch ihren Tod besiegelt haben? O so laßt uns denn Sorge tragen, daß diese Friedensstätte auch in Frieden stets erhalten werde und daß auch sie bleibe ein stiller Denkmahl jener großen Zeit, wo ein edler, frommer, ehrsüchtiger König und ein treues Volk dem gemeinsamen Vaterlande ein reiches Heil erbaut haben!

Aber, meine theuern Kameraden und Freunde, ein anderes Denkmahl haben wir noch zu gründen, herrlicher und besser, als was aus Erz und vielern Gestein errichtet werden möchte, ein lebendiges, heiliges in unsern Herzen! Das, was unsere Brüder zu Helden und Siegern machte, es war die fromme, begeisterte Liebe zu König und zu Vaterland, es war die fruchtbare Begeisterung für das heiligste Gut, was ein Volk haben kann, es war die Treue, die unerschütterliche, nie wankende, in welcher sie, im freundigen Ausblick zu dem Herrn, sich selbst dahingeben nicht gesäumt haben. Und wenn, nach dem Worte des heiligen Apostels, ihre Werke ihnen nachfolgen sollen, o so ist es eine heilige Pflicht der Dankbarkeit für uns Alle, eine heilige Aufgabe für uns, so lange uns der Herr das Leben schenkt, den heiligen und treuen Sinn, der in unsern Brüdern lebte, auch in unsern Herzen zu hüten und zu wahren, und ihn immer weiter zu verbreiten, ihn immer kräftiger einzupflanzen auch in die Seelen der nachkommenden Geschlechter. Ja, das sei das Gelübde, das wir von Niemand hier an dieser ersten Stätte thun, das wir mit aller unsrer Kraft stets dahin wirken wollen, daß fromme Liebe, unverbüßliche Treue, fruchtbare Begeisterung für König und Vaterland immer kräftiger ihre Wurzeln schlagen, damit, wann einst vielleicht der theure Herr und König, dem Gott das Scepter über uns gegeben, wieder riefte, auch Alle, Alle wiederzukommen und fröhlich sprechen: Ruhe, Herr, hier sind wir! führe uns, wohin Du willst, wir sind bereit, auch, wenn es gilt, zu sterben!

Du aber, allmächtiger, gnadenreicher Gott und Vater, der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kehret wieder, Menschenkinder! o laß die Wohlgefalln das Opfer der Anbetung und des Preises, das wir Dir jetzt bringen. Nimm gnädig an den Dank, den wir opfern an dieser ersten Grabstätte, den Dank für alle die Barmherzigkeit und Gnade, die Du einst an diesen unsern hingegangenen Brüdern gethan, daß Du ihnen geschenkst den frommen, treuen Sinn,

mit dem sie in Deinem Namen für König und für Vaterland sich opfereten, und daß sie ihren Lauf vollendet haben in dem seligen Frieden, den Du den Deinen reichst, und der mehr werth ist, als alle Schätze dieser Erde! Aber, Herr und Vater, erhöhe auch gnädig unsere heißen Vitten, die wir jetzt niederlegen an den Stufen Deines Gnadenthrones. Segne und beschirme mit Deiner starken Liebesthand unsern theuern, gnädigen König, rüste ihn aus mit den Gaben Deines heiligen Geistes, und verleihe ihm Alles, wonach sein königliches Herz sich sehnt. Ja, gib ihm treue Diener, gib ihm gehorsame Unterthanen in dem ganzen Umfange seines weiten Reiches. Vor Allem erwecke und mehre in eines Jeden Brust den frommen Geist der Liebe und der Treue bis zum Tode, der das stille Grab decet, die hier schlafen, zu einer rechten Lebensstätte geweiht, damit Er, ein lebender Vater, auch immer seine rechte Freude an seinen treuen Kindern haben könne, und der Preußennamen unter den Namen der Völker dieser Erde immer schöner klingen möge. Ja, sei mit uns Allen, hilf uns nach Deiner Gnade, und gib Du einem Jeden, daß, wenn sein letztes Stündlein kommt, er glaubensstark und in Deinem Frieden selig mit seinem Heiland sprechen kann: es ist vollbracht, in Deine Hände, Vater, befehle ich meinen Geist, Amen!

Ihr aber, die Ihr hier ruhet, schlafet sanft den langen Schlaf, bis daß der Ruf des Herrn in Eure Gräber dringt und Ihr eingehet in das Vaterland dort oben, wo Euch gereicht wird die unvergängliche und unverwelkliche Siegeskrone!

Für uns aber, meine theuern Freunde, für uns laßt uns beten: Der Herr segne uns und behüte uns! der Herr lasse sein Antlitz leuchten über uns und sei uns gnädig! der Herr erhebe sein Väterangeficht auf uns und gebe uns seinen Frieden! Amen!

20.

Worte Schelling's

an die Studirenden in Berlin, nachdem sie ihm am 27. Januar 1844, seinem Geburtstage, ein Ständchen gebracht hatten¹⁾.

Schöner hätte für mich dieser Tag nicht beschließen können, als durch die Musik und den Gesang, mit dem sie mich am Abend desselben begrüßen, und den damit verbundenen Ausdruck Ihrer Gesinnungen, wovon Ihre Abgeordneten mich so eben versichert haben, und welche durch diesen festlichen Aufzug erzeugt sind. Zu den schönsten Vorspielen, welche die Jugend deutscher Hochschulen in den letzten Jahrzehenden wiedererobert hat, gehört auch die Gabe des Gesangs, den sie mit Kunst, Auswahl und in ihren bessern Kreisen mit Vorzüglichkeit herz- und geistserhebender Gesänge ausübt. Denn was bringt mehr zum Herzen, was erfrischt und verjüngt mehr das Gefühl selbst Aelterer, als kraftvolle Melodien von jungen Männerstimmen gesungen? — Vielleicht war ich in meinen letzten Stunden so glücklich, einige Laute aus einer höheren Welt, einige Akkorde aus der großen Melodie der Schöpfung zu vernahmen und Ihnen mitzutheilen; Sie lohnen mich dafür mit süßer Musik, geistserhebendem Gesang. Es ist Ihr Dank, der mich im Innersten erfreut, gerade heute vorzüglich erfreut. Wenn unsere Tage dahinschwanden, wenn mit sinkender Lebenssonne unsere Schatten sich ver-

1) Aus der Moskischen Berlinischen Zeitung Nr. 25. Dienstag d. 30. Januar 1844. Schelling, geboren 1775, den 27. Januar, ist jetzt 69 Jahre alt.

längern, die Nacht immer näher rückt, in der Niemand wirken kann: dann ist es uns tröstlich zu denken, daß etwas von uns zurückbleibt, das nicht eben so verjünglich ist, als wir selbst, tröstlich, daß noch Einige unser gedenken werden, wenn unsere Stimme längst verhallt ist. Diesen Trost haben Sie mit heute an meinem Geburtstage gewährt; denn wo dürfte der Lehrer hoffen, sicherer und länger zu leben, als im Andenken der Jüngsten, im Herzen und Geiste dankbarer Schüler? Darum bin ich bis in dies hohe Alter jenem Berufe treu geblieben, und werde ihm treu bleiben, bis die Kräfte mich verlassen. Im Umgang mit Ihnen, umgeben von der Liebe und dem Vertrauen, mit dem Sie mich beehren, und von dem ich heute einen so schönen Beweis erhalten habe, werde ich auch mich selbst immer wieder verjüngen und leichter das Alter tragen. Darum bitte ich Sie, unterstützen Sie mich ferner durch Ihre Zuneigung, die meinige wird Ihnen immer gewiß sein.

21.

Bruchstück

aus der Festschrift für das fünfte Stiftungsfest der
polytechnischen Gesellschaft in Berlin am
26. Februar 1844,
von Ludwig Hoffmann.

Meine hochverehrten Damen und Herren!

Zwischen der vorjährigen Festschrift und der heutigen haben sich für die polytechnische Gesellschaft zwei weltgeschichtliche Begebenheiten begeben.

Die erste Begebenheit ist die heutige Begebenheit von unter den Linden nach dem Thiergarten. — — —

Die zweite weltgeschichtliche Begebenheit der polytechnischen Gesellschaft ist die Begebenheit eines neuen polytechnischen Journals.

Dieses Journal hat alle Patente im Besitztitel: Es wird mit Lettern von patentirter Composition gesetzt, auf der patentirten Buchdruckerpresse, mit patentirter Buchdruckerichwärze auf Patentpapier ohne Ende gedruckt; es ist also ein ganz patentirtes Journal. Es erscheint, was unerhöhet ist, zwanglos, und doch ist es gebunden, d. h. mit patentirtem Buchbinderkleister. Es hat das Originelle, Original zu sein. Mit den Worten wird sparsam umgegangen, es ist also ein ökonomisches Journal; es enthält die Primzahlentabelle, also eine Zihlentabelle, die auf alle Lebensverhältnisse paßt, und ist mithin ein statistisches Journal; es bespricht in- und ausländische Gegenstände, und ist also ein politisches Journal; oder überhaupt ein ökonomisch-statistisch-politisches polytechnisches Journal. Der Herr Verleger hat es so verlegt, daß man niegend verlegen ist, es zu finden; es erlebt eine Auflage nach der anderen, ohne daß eine Auflage auf der andern lagert; es geht reizend ab, ohne selbst in Fugen zerissen oder zu Manuscript vergriffen zu werden, und ungeachtet es nur von „ganz Berlin in der Westentasche für 4 Sgr.“ an Wohlthätigkeit übertroffen wird, so ist es schon durch die Interessen des Anlagekapitals kapital interessant.

Aber hören Sie gefälligst eine Beltrüge:

I. Nachricht über das Unglück einer neu erfundenen Redemaschine. — — —

II. Nachricht von den ersten Versuchen mit einer neu erfundenen Sprachreinigungsmaschine. — — —

III. Neuerfundenes Mittel, die Gasbeleuchtung unanständig zu machen.

Die Berliuer Stadtverordnetenversammlung hatte in plurius beschloffen, sich nicht länger englischen zu lassen, und ein Gas mit Anwendung von vaterländischem Kienöl zu bereiten. Bei wiederholtem Versuch zeigte sich für die neue städtische Beleuchtung Kienöl zwar städtisch, aber widerstänklisch städtisch, und schon wollte man sich des sächsischen Gasbereitungsmittele bedienen, als ein Techniker die Stadtverordneten auf das deutsche Volkslied wies:

„Guter Mond, du gehst so stille.“

Mondlicht und Gaslicht, sprach dieser, sind wie Hunk und Käse, und wenn der Mond sein blankes Gesicht nur in dem Fremdenblut des Kalenders anmelbet, so gehen schon eine Stunde vorher alle Gaslaternen von selbst aus. Es käme also nur darauf an, dem Monde den Kopf zu waschen; der Mond hat nämlich, wie jeder Bekehrte, zwei Gesichter, ein helles und ein finstres; den Bekehrten nach, lebt er in gemischter Ehe mit einer Negerin, und das wäre schlimm, denn einen Mohren wäscht man nicht weiß. Die Astronomen nennen aus obigem Grunde das schwarze Gesicht Neumond, weil ein Afrikaner früher was Neues war. Allein die Bekehrten sind die Bekehrten, denn die Sache ist anders:

Der Mond ist von Pringmetall, und deshalb so häufig bei Hofe, was er auch wohl selbst bis zum letzten Viertel durch alle daselbst probemäßigsten Käse und Bückel beweist. So hatten durch die ewigen Hühner das spreche, weiße Zink sich nach vorn zu einer blauen, das hühnerblau Kupfer sich aber nach hinten zu einer rauhen Hühner verzeihen. Kein Wunder, daß der Dampfmaschinen-Schoenleinblat an die rauhe Seite sich festsetzte, und den Mond hinter sich an schwärzte, und zwar der Art, daß, wenn schon bei den lange nicht geleiteten ledlichen Schoenleinen der Ruff dann und wann mal stückweise in die Suppe fällt, die mondigen Ruffstücke so wässrig herabgeworfen werden, daß die Astronomen ihren eigenen Namen, den der Meteorsteine, für sie erfahren. Daraus ist klar, daß der Mond von einem Schoenleinfeger mit Kratzseifen und Wefen behandelt werden muß, bevor er für die allnächtlige Beleuchtung Berlins galbanisch versilbert und mit fleißiger Anwendung des patentierten Puppulvers blank erhalten werden kann.

Für die Mission zur Bekehrung der schwarzen Halbkugel würde ein Dampfschiff auszurufen und darauf mit Hilfe eines Stricks als leitenden Artikels ein Ball zu arrangiren sein. Da aber hier dem Augen geboten werden soll, so kann der Magistrat zur Ersparung der Ballspielkosten einen Augendiner, auch Speichellecker genannt, statt des Ballons anwenden, denn solcher Mensch läßt sich zu Allem gebrauchen, wenn er dabei nur in die Höhe steigen kann, und nimmt unter einem Krachling noch dankbar einen Auspuffer mit auf die Reise.

Außerdem hat solch ein Emporkömmling mit dem Ballon gemein, daß beide um so höher steigen, je geringer ihr innerer Gehalt ist, und vor dem Ballon voraus, daß sein äußerer Gehalt bedeutend genug ist, um den Ballast zu tragen.

Als einen erfahrenen, gewandten und gewieften Mann wird beim Augenblinzeln unter dem Kreuz ein unter dem Einkaufspreis zurückgekehrter, von wegen Weines zurückgekommener Handschuhmachermeister als Auspuffer beigegeben, vor dem der Schwarze nicht zu bezagen hat, daß er ihm was weiß mache; zugleich wird hier mit schwarz auf weiß die Legitimation des Weisen erreicht, die sonst, ferner übersehen Fuhlappen wegen, der Polizei als Musketier verdächtig werden könnte; um so mehr, da alle drei, ihrer geselligen Wanderschaft wegen, als ein ohne Christlichkeit belehrender Gesellschaften der Putigen frommen Zeit an sich verdächtig sind.

Das einzige Bedenken wäre, daß nach vollkommener Versilberung der Mond permanent bei Hofe sein würde, da bekanntlich in den hohen Hofschergen Versilberung und Ausputzung gehört; der gute Mond würde also fortwährend verdunkelt sein. Allein diesem Uebelstande ist durch die Anwendung des Schweißhoferschen Echelnwerfers, der schon so viele Städte, Straßen und Plätze brillant erleuchtet hat, und um so mehr einen Hof erleuchten wird, vollständig abzuheben. Auch würde jeder Lampenversorger mit dem Patent als Wunddoktor zu entschädigen sein; der bei ewig neuem Monde täglich sein Fortkommen findet.

Die Mondversilberung kann auf Actien gegründet werden; das Geschäft wird durch Gas mit zwischenströmendem Sauerstoff klar gemacht, das Publikum verblendet sich die Augen, wird blind, und läuft wie verrückt. Jede 5 pCt. Einzahlung nach der andern wird aparte versilbert. Ist nun das Capital auf den Mond angelegt, und will der Aktieninhaber die Dividende abholen, so ist klar, daß er, wenn er vorher dusselig war, bei der Höhe des Kapitals jetzt schwindelig werden muß. Es ist also der offenbarest Aktienwindel von der Welt, denn er hat das Capital blanko in runder Summe mit dem drum und dran befindlichen blauen Duffel immer vor Augen.

Die Stadtverordnetenversammlung wird jedenfalls die patriotischen Vorschläge kommissarisch prüfen lassen.

Hiermit, meine verehrten Damen und Herren, haben Sie im Auszuge einen Beweis von dem großen Nutzen der zweiten weltgeschichtlichen Begebenheit, die ich mit der Motte eines ähnlichen Instituts schließe:

„Der Nationalfleiß ist die Grundlage der Gewerbekraft.“

Bei Hr. Hende erschien ferner und ist in jeder Buchhandlung zu haben:

Der Grammatiker in der deutschen Sprache. Zur Vorbereitung und Mitbergothung dem Unterricht in der deutschen Sprache und vorzugsweise als Anfang zur Schattgrammatik von Dr. J. G. Hegel; für Lehrer und Schüler bearbeitet vom Hrn. W. Kamtanz. gr. 8. geh. 9 gGr.

Beschreibung von Palästina für Schulen u. von Dr. W. H. Folger. geh. 2 gGr.

Dr. A. L. Kannegiesser's italienische Grammatik nebst Lexikon und Wörterverzeichnis; für Anfänger und Studierende und vorzüglich auch für Damen. Mit einer Geschichte der ital. Literatur. Zweite verm. u. verb. Aufl. gr. 8. geh. 21 gGr.

Der gewandte Franzose als Sprachmeister für's deutsche Volk oder einfache Methode in kurzer Zeit und ohne Lehrer französisch zu erlernen. Als Anfang: Redenarten, Gespräche, Sprichwörter und Sprachergehnissen, ein Wörterbuch u. eine Lauttabelle. 12 Bogen eleg. geh. 11 gGr.

Praktische Anweisung zum Gesangsunterricht in Volksschulen, nach naturgemäßen Grundlagen und das Singen nach Helmh. u. Bissen verbindend u. von H. A. v. Jacob. 10 gGr.

Berlin in der Weltkarte. Karte und Lehrbuch für An- und Abkömmlinge von H. Bata. Geh. mit 2 Bign. Preis 3 gGr.

Ein kleines Seitenstück zu den Geheimnissen von Paris!

Das Gebiet der niederen Mathematik. Zum Gebrauch für die Oberklassen eines Schullehrer-Seminars, für höhere Bürger- u. Realschulen bearbeitet vom Hrn. v. Kopp. 2. Aufl. Mit 183 Figuren. 22 Bogen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 4 gGr.

Nach der guten Hinzublage zum Studium der hohen Mathematik! Geographische Beschreibung des Königreichs Preußen von J. G. F. Gans. 8 Bogen. geh. 12 gGr.

Wandkarten für Schulen u. von H. Krümmel (18 Bde.); Europa, Deutschland, Asien, Afrika, Nord-Amerika, Süd-Amerika, jede 2 Bl. col. 10 gGr. Australien 3 Bl. 16 gGr. England, Frankreich, Italien, Niederlande u. Belgien, Dänemark, Preußen, Rußland u. Polen, Norwegen u. Schweden, Spanien mit Portugal, Europ. Türkei, jede 4 Bl. 14 gGr. Globen 2 Bl. 12 gGr.

Handkarten dazu für Schulen (19 Bde.); Europa, Asien, Afrika, Nord-, Süd-, Amerika, Italien, Deutschl. 1. u. 2. Aufl.; Deutschland u. Dänemark, England, Frankreich, Niederl. u. Belgien, Dänemark, Preußen, Rußland u. Polen, Norwegen u. Schweden, Spanien mit Portugal, Europ. Türkei, jede 4 gGr. — Supplement von 14 Spezialkarten große Städte 12 gGr. —

Hölzige Wandk. v. Deutschland u. Preußen 2te Aufl. vertheilt von dem Hrn. v. Kopp. 12 Bl. col. 2 Thlr.; dessen 2 Holztafeln der Erde 2te Aufl. von Scholz. 6 Bl. 12 Bl. col. 2 Thlr., weibl. 12 Bl. col. 2 Thlr.; dessen große Wandk. v. Europa durchgef. v. Scholz. 12 Bl. col. 2 Thlr.

Große Wandkarte v. Palästina 2 Bl. col. 2 Aufl. 1 Thlr. 8 gGr. (Textbogen von H. F. Folger n. geh. 4 gGr.); dessen Wandk. v. biblischen Geographie 1 Thlr. 12 gGr.

Meißner, Wandk. v. Schlesien 2te Aufl. v. Bercht. 9 Bl. col. 1 Thlr. 12 gGr.; dessen Handkarte v. Schlesien 1. Aufl. 2te Aufl. v. Bercht. col. 6 gGr.

Wandkarte d. alten Welt 10 Bl. col. 1 Thlr. 16 gGr. Wandkarte des gekürzten Himmels. Nordl. Hemisph. 12 Bl. 2 Thlr. Süd. Hemisph. 12 Bl. 2 Thlr. — Pros. Brandenburg 12 Bl. col. 2 Thlr. Pros. Posen 4 Bl. col. 16 gGr. Königs. Sachsen 4 Bl. col. 16 gGr.

Neue Wandtafeln der Naturgeschichte od. method. Abtheilungen aus derselben nach Originallien; zum Gebrauch in Schullehrer-Seminarien, Gymnas. u. Volksschulen, so wie b. im Privatunterricht. 63 Reizblätter col. 21 Thlr.; (sch. 10) Thlr. Jede Tafel wird einzeln verkauft: Thierreich (30 Bl. od. Taf. I. II. III.), I. Säugethiere 12 Bl. II. Vögel. 12 Bl. III. Fische, Amphibien u. wirbellose Thiere 12 Bl. — Pflanzenreich (21 Bl. od. Taf. IV. V. VI.) IV. bot. Kunstsprache 9 Bl. V. die schädlichen Giftpflanzen Deutschlands 6 Bl. VI. Naturf. Anord. d. Gemächtreiches 12 Bl. — Col. jedes Blatt 1 gGr. Schwarz 4 gGr.

Text dazu von J. H. Fischer, K. Sem.-Lehrer: Das Thierreich mit vorzugl. weiser Beachtung der Kinder in Volksschulen beschreiben, 4 Theile. 1 Thlr. 16 gGr.; I. Säugethiere 12 gGr. II. Vögel 12 gGr. III. Fische u. Amphibien. 8 gGr. IV. Wirbellose Thiere. 15 gGr. — Das Pflanzenreich, 2 Theile. I. Thlr. 21 gGr. I. Die botan. Kunstsprache, 21 gGr. II. Die natürl. Anordnung des Pflanzereichs. 1 Thlr. III. Die schädlichen Giftpflanzen Deutschlands. 6 gGr.

Zu jeder dieser Textbände wird einzeln verkauft.





Fräuleinlob.

Sonette

von

Karl Ludwig Kannengießer.

Berlin, 1853.

Verlag von Constantin Breuer.
Unter den Linden 13.

**Sächsische
Landesbibliothek
Dresden**

Druck von Hornung u. Co. in Berlin

1950 IV 2 1583

Inhalt.

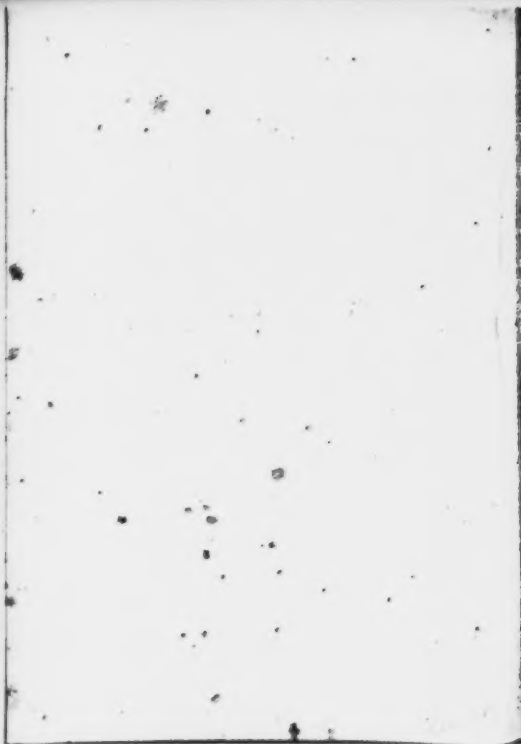
	Seite
Heulenlob.	3
Eva.	5
Die Frau des Cain.	6
Hagar.	7
Die Frau des Loth.	8
Die Tochter des Pharaon.	9
Jaël.	10
Die Tochter Jephtha's.	11
Ruth.	12
Michal.	13
Judith.	14
Die Mutter der Massabder.	15
Herodias.	16
Madonna.	17
Hanna.	18
Marla, des Lazarus Schwester.	19
Maria und Martha.	20
Die Sünderin.	21

	Seite
Die Kananderin.	22
Die Wittwe zu Mainz.	23
Die Ehebrecherin.	24
Maria Magdalena.	25
Die Frau des Pilatus.	26
Salome.	27
Rhode.	28
Hero.	29
Galatea.	30
Argla.	31
Helena.	32
Penelope.	33
Phaulstaa.	34
Alceste.	35
Antigone.	36
Irbigenia.	37
Rassandra.	38
Ariadne.	39
Dejanira.	40
Andromache.	41
Euryho.	42
Akrasia.	43
Tanthippe.	44
Cheloni.	45
Alexandra und Zenobia.	46
Alba Sylvia.	47
Gyerla.	48
Tanaquil.	49
Giolla.	50
Lufretta.	51
Virginia.	52

	Seite
Ostava.	53
Agrippina.	54
Sophonische.	55
Artia.	56
Edilia.	57
Scheherasade.	58
Rampadze.	59
Turandot.	60
Dyvele und Isabelle.	61
Ines de Castro.	62
Edha Wrahe.	63
Francesca da Rimini.	64
Beatrice.	65
Patilla Bonaparte.	66
Johanna Gray.	67
Maria Stuart.	68
Edher Stanhope.	69
Helolse.	70
Agnes Sorel.	71
Die Jungfrau von Orleans.	72
Laura.	73
Josephine Beauharnais-Bonaparte.	74
Elisabeth von Frankreich.	75
Marie, Ludwig Philipps Tochter.	76
Frau von Staël.	77
Beleda.	78
Thuesnela.	79
Walpurgis.	80
Die Abbelungenfrauen.	81
Genovesa.	82
Die beiden Gräfinnen von Gleichen.	83

	Seite
Rothwitha.	84
Käthchen von Heilbronn.	85
Sophie, Landgräfin von Thüringen.	86
Elisabeth, die heilige.	87
Isabelle von Oesterreich.	88
Constanza Pentlinger.	89
Katharina von Bora.	90
Philippine Welser.	91
Jungfer Konradine.	92
Charlotte von Preussen.	93
Fanny Schmidt.	94
Margarethe Moller.	95
Friederike von Vaireuth.	96
Christine Elisabeth.	97
Anna Luise Karisch.	98
Anna Amalia.	99
Angelika Kaufmann.	100
Marlane Kirchgeßner.	101
Venedikte Hauberk.	102
Lulise, Königin von Preussen.	103
Agnes Franz.	104

Sonette.



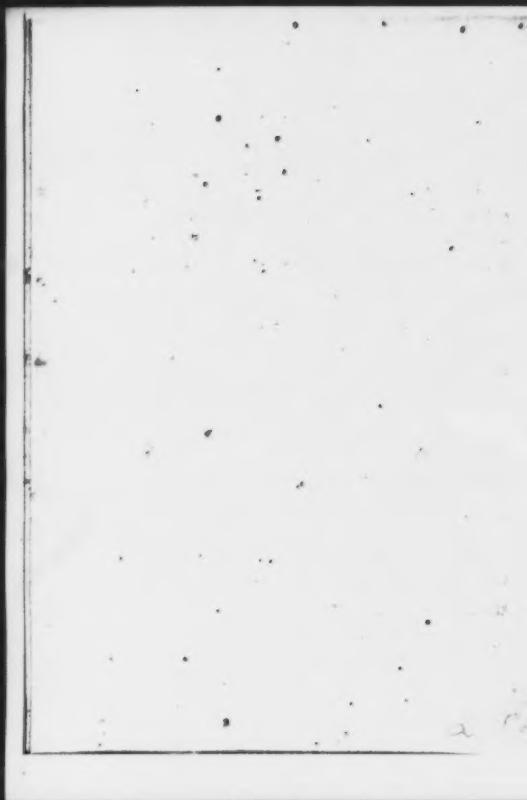
Frauenlob.

Preis dir vor allen Dichtern edler Minne!
Die Eltern haben Heinrich dich von Meissen,
Jedoch die Nachwelt Frauenlob geheissen;
Wohl ziemet es, daß ich mit dir beginne.

Denn Aehnliches wie du trag' ich im Sinne;
Die Gruss schon süßl' ich von Sonetten kreissen,
Dem Preis der Frauen möchl' ich mich befeissen:
So zogest du den höchsten der Gewinne.

Die Jungfrau sangst du, die der Welt zum Heile
Mutter geworden, deine Dichtergabe
Doch weihend auch den Fraun, den andern allen.

Dir wurde dann ein seltnes Glück zu Theile,
Denn edle Frauen krugten dich zu Grabe.
Noch zeugt es Mainz in seines Domes Hallen.



Eva.

Auf, Adam, erster Mensch und Mann, erwache!
Schau, wie mit holdem Lächeln dich begrüßt
Sie, die das Leben künftig dir versüßt,
Daß dir erschaffne Weib, das schöne, — schwache!

Denn sie betrog der teuflische Drache;
Und Eden schwand, die Erde wurde wüst!
Wie lange hat die Arme nun gebüßt!
Denn noch trifft sie des alten Vorwurfs Rache.

Und reichlich hat doch ihrer Töchter eine,
Was sie verlor, der spätern Welt erstattet.
Die Jungfrau Mutter war's, die hohe, reine.

Heil, Eva, Mutter aller Menschenkinder!
Wie ward, seitdem das Weib dem Mann sich gattet,
All unser Leid durch eure Liebe linder!

Die Frau des Cain.

Du, in der heil'gen Kunde nicht Benannte,
Wie ich mich, dich zu preisen, innig freue!
Du edles Muster ehelicher Treue,
Dem höchsten Abscheu selbst nicht Uebermannte!

Des ersten Mörders Weib, die sich verbannte
Freiwillig mit dem Mann, und dann auf's neue,
Ermutigend und tröstend seine Reue,
Zurück ihn auf den Weg des Heiles wandte.

Und er genad, denn er gewann zu Gott's
Und zu sich selber Hoffnung und Vertrauen,
Ungleich dem grausigen Jicharioth.

Wie, wenn er diese Kraft durch sie gewann,
Wer wagt's, der Schwäche noch zu zeihn die Frauen?
Und gibt's ein größres Kleinod für den Mann?

Hagar.

Auf Sara's Wunsch gebor sie einen Erben
Dem Hause; doch die Günst entschwand ihr schnell,
Als Sara selbst empfing den Israhel;
Nicht einmal Ehenung kann sie mehr erwerben.

Sie weicht, geht in die Wüst' und in's Verderben,
Sie wendet ab den Muth, kein kühler Quell
Will laben den erschöpften Ismael;
„Hinweg, ich kann das Kind nicht sehen sterben!“

Doch Gott erbarmet sich des armen Weibes,
Errettet ihr und ihres Sohnes Leben,
Und weiß ihr mehr, als sie besaß, zu geben.

Sie fühlet freudig ihre eigne Kraft,
Und wird entledigt aller Sklavenschaft,
Selbstmächtig ihrer Seel' und ihres Leibes.

Die Frau des Loth.

Ihr armen, aber schuldigen Frauen ihr,
Die schon des Schlüssels, blutigrothigelt Flecken
Durchgrauste mit verzweiflungsvollem Schreden,
Noch eh' der Blaubart rief: Was ist dich hier? —

Verdienter Lohn, o Frau des Loth, ward dir,
Der göttlichen Befehl achtslos, ledig!
Mit salzigem Mantel mußte dich bedecken
Der Rückschau unbezwingliche Begier.

Oft führt zwar irr' der angeborne Gang
Zum Reuen, Unbekannten; doch was wäre
Die Menschheit ohne regen Forschungsdrang?

Nur daß er, edle Kenntniß uns gewähre!
Halb kaum enthüllt sind der Natur Gesetze:
Daß ist's, woran die Neubegier sich lehrt.

Die Tochter des Pharaos.

„Was schwimmt dort? Schau, ein Körbchen, und ein Knabe
Liegt drin, gewiß von dehn unselgen Stamme!
Jetzt hängt das Körbchen an des Riles Schlamme,
Du langst es wohl mit jenem großen Stabe.“

Erstanden ist das Kind vom Wassergrabe;
Run soll erwachen seines Lebens Flamme.
„Geh', Mädchen, schau dich um, schaff' eine Amme,
Daß sie den lieben, durst'gen Knaben labe!“ —

Also gebet die Tochter Pharaos.
Mild war die That, und das Ergebnis groß.
Ein Jungfraunpaar genießt fast gleichen Loos:

„Pflegmutter werd'," heißt Gott, „und Mutter werde
Zum Heil hier eines Volkes, dort der Erde,
Einst des Messias, und anist des Moses.“

Isrl. •

Preis' ich dich auch, wie dich Deberah pries,
Dich, die dem Feinde, der Greberung schnaubte,
Heldhauptmann Eissers, das Leben raubte,
Doch nicht mit Kriegeswaffen, Schwert und Spieß,

Rein, die den Durstigen trinkt', ihm Schutz verhieß,
Und als er sich, ausruhend, sicher glaubte,
Einkämmerte den Nagel seinem Haupte,
Und jauchzend dann ihr Werk dem Marak wies?

Zient selbe That den Männern oder Frauen?
War's Menschen-, Höllen- oder Himmels That?
War's ihre eigne, war es Gottes Rath?

Durchriefelte das Blut ihr nie es jach?
Sah sie den Nagel schlafend nie, noch wach?
Ich denk' es staunend, doch ich denk' es mit Grauen.

Die Tochter Jephtha's.

Die erste tritt aus seinem Haus' entgegen
Dem Vater seine Tochter, als er kehrt.
Sie jauchzt, er aber ruft, von Schmerz verzehrt:
„Du stirbst! O weh, mein Sieg! Unseliger Segen!“

Doch sie: „Gern, Vater, sterb' ich deinetwegen.
Laß mich, — das Einzige sei mir gewährt, —
Noch kurze Zeit im Vergnügen unverwehrt
Mit der Gespielen Schaar der Mägd' pflegen!“

Bedauernswürdige, unschuldige Maid!
Doch um den Vater mehr fast triff' ich Leid:
Du darfst sterben, er, er mußte leben. —

Den Kranz des Andenkens brachte dar
Der G'hr der Jungfrau dir noch manches Jahr.
Laß in den Kranz auch mich ein Blümchen weben!

Ruth.

Wie rührend! „Geh zu deiner Heimath hin!“
So spricht zu Ruth Naemi unter Zähren.
Doch die läßt sich nicht treiben und nicht wehren;
In's Ausland folgt die Schnur der Schwiegerin. —

Wie lieblich, ärmlich dort ist der Beginn!
Sie sammelt auf des Boas Feldern Aehren,
Er sieht sie, hört von ihr, und eilt zu ehren
Der Anverwandtin demutvollen Sinn.

Und die Idylle schließt mit Hochzeitstönen;
Gern nimmt den Boas sie zum Ehenossen,
Und wird nun Mutter einer Reih von Söhnen.

An deren Schluß steht Joseph, der Erborne
Zum Gatten der Maria, der entsprossen
Der Gotterzeugete, der Menschgeborne.

Michal.

Du warst die wahre Schwester Jonathans,
Du warst uneigennützig, treu und milde,
Dem David dientest du zum Schirm und Schilde,
Warst mehr als Gattin, — Freundin deines Mannes.

Vermittlerin dann seines Selbstverbanns,
Berücktest du den Vater, als der wilde
Ihn löbten wollt', im Bett mit einem Bilde,
Und trugst das herbeste Leid, — ein Weib nur kann's.

Er zog dir vor die Dulin Bathseba;
Und als dein Herz zurückgesetzt sich sah,
Hat dich nicht Wul und Eifersucht getrieben?

Vielmehr ins Herz war Liebe dir geschrieben;
Du bliebest treu ihm, und du bleibst ihm nah.
Und unbelohnt, das heißt am reinsten lieben.

Judith.

„Wir sind verloren, Weh uns!“ schallt der dumpfe
Volkslageruf, „die Abwehr ist zu spät!“ —
Kaum hört es Judith, als sie mit Gebet
Entgegenzieht dem feindlichen Triumphe.

Und Gelesern entbrennt, der geistestumpfe,
Führt ins Gemach sie, schlummert ein, — sie steht
Zu Gott, und schwingt des Feindes Schlachtgeräth;
Der Kopf des Schlafenden entfliegt dem Rumpfe.

Sie kehrt, man ruft Dank, Beifall, Heil ihr zu;
Sie preiset Gott, sie eilt zur alten Ruh,
Leib reinigend und Geist vom blutigen Werke. —

Das Weib ist schwach? Das Weib ist überstark,
Wenn Gottes Hauch ihr dringt in 'el' und Mark;
Doch Schrecken stößt ihr ein die eigne Stärke.

Die Mutter der Makkabäer.

Ach, eine Mutter sieht all' ihre Söhne,
All sieben an der Zahl zum Tod entkleiden,
Nicht sterben nur, nein unter Martern scheiden,
Den gräßlichsten, bei rehestem Gehörne!

Und daß sie diese Selbstbesiegung kröne,
Wahnt sie die Theuren noch, treu ihren Eiden,
Nicht zu erschrecken vor den herbsten Leiden,
Und stirbt zuletzt selbst sender Schmerzensstöne.

Ist's möglich, so Natur zu unterdrücken,
Verläugnend alle zärtlichen Gefühle?
Was hebt den Menschen aus dem Erdenstaube?

Was senft als unerschütterlicher Glaube?
Er wandelt Flammenglut in Abendlühle,
Und Schwertschlag in wenigem Entzücken.

Herodias.

Ist's möglich? Welche Gräueltbat! Raum glaubt
Ein reiner Sinn sie, wenn und gleich die bündigen
Evangelistenworte sie verkündigen.

Weh, wenn ein Weib, von Leidenschaft beraubt

All ihrer Weiblichkeit, nach Rache schnaubt!
Doch kann sich an dem Mädchen, dem unmündigen,
Die Mutter an der Tochter so versündigen? —
Sie heischt von ihr des Täufers blutig Haupt.

Ihr Mütter seid die ersten Bildnerinnen
Des kindlichen, erwachsenden Geschlechts.
Gedenkend dieser Pflicht wie dieses Rechts,

Erwägt gewissenhaft all eur Beginnen!
Ihr pflanzt ins Herz der euch vertrauten Jugend
Den Keim — des Lasters auch, nicht bloß der Tugend.

Madonna.

In einem Sagenbuche steht zu lesen
Von einer Jungfrau, welche schlafend fand
Ein Jüngling, und sie küßte liebentbrannt,
Ein Kuß, der schöpferisch für sie gewesen.

Ein größtes Wunder noch ward dir erlesen,
Mit der, — ein Engel macht' es dir bekannt, —
Die Kraft des heiligen Geistes sich verband,
Worauf des Sohnes Gottes du genesen.

Wer wurde von den Dichtern mehr besungen?
Wer stand einst höher in der Kirche Gunst?
Madonna! Goldred Wort ist nie erklingen.

Was Andacht, Dichtung und Musik begonnen,
Das ward vollendet durch die Malerkunst,
Die sich verklärt in Raphaels Madonnen.

Hanna.

Im Tempel hatte vier und achtzig lange
Einsame Jahre mit demüthigem Sinn
Hanna gedient, Prophetin, Priesterin,
Nach unbekanntem Glück sehnt sie sich bange:

Da ward ihr noch auf ihrem Lebensganze
Beim letzten Schritt der freudigste Gewinn.
Sie sieht ihn, tritt zum Anaben Christus hin,
Und weicht ihm mit prophetischem Empfange.

So ist auch manches Menschen langes Leben
Ein sehnsuchtsvolles, irred, krankes Streben,
Und nichts befriedigt ihn, was er auch wählt.

Da endlich an sein Lager tritt ein Engel,
Und weht ihm Kühlung mit dem Lilienstengel
Nun jauchzt er auf, er hat, was ihm gefehlt.

Maria, die Schwester des Lazarus.

Du Freundin eines Freundes sonder Gleichen,
Zu dessen Knie'n du sahest voll Verehrung,
Und der die Fülle tröstlicher Belehrung
Der frommen Sehnsucht wußte darzureichen:

Du sahst ihn an des Kreuzes Holz erleiden,
Sahst seiner Glieder schmähliche Verletzung;
Doch du vernahmst auch, wie er in Verklärung
Sich aufgeschwungen zu des Vaters Reichen.

Warst du nicht öder Schwermut hingegeben,
War nicht zerrüttet deiner Seele Frieden?
Dein Lehrer war, dein Freund von dir geschieden!

Zwar, ob dein Blick ihn leiblich auch nicht sahe,
Er war nur geistig, innerlich dir nahe,
Sein Leben war in dir, in ihm dein Leben.

Maria und Martha.

Die That, die That, das ist die schönste, Blüthe
Des Lebens, wie bei Männern so bei Frau; •
Beim Kind schon ist's erfreulicher zu schaun,
Dass es sich reg', als dass es lauernd brüte.

Die äuf're That bestimmt zwar nicht die Güte;
Nicht Zung' und Hand, der Quell nur heifcht Vertrauen,
Auch giebt's ein stilles, höhres Leben, traum,
Thatlos, es wohnt im innersten Gemüte.

Werthliche sind und Sinnige die beiden
Naturen, und unschwer zu unterscheiden,
Wiewohl der Mischungen man viele zählt.

Die Werthbestimmung hat der Herr erledigt,
Er spricht, indem er Martha'n Duldung predigt:
Maria hat das gute Theil erwählt.

Die Sünderin.

Die Sünderin, sie ist nicht Sünderin mehr,
Sie hat sich von dem Laster losgerungen,
Zur Tugend reuevoll emporgeschwungen,
Ihr Herz doch bleibt des Trost's, der Ruhe leer.

Sie hört, beim Pharisäer speiset er;
Hineilt sie, Glaubend und Vertraund durchdrungen,
Sie stürzt zu Füßen ihm, von Schmerz bezwungen,
Verstummt, küßt ihm die Füß', und weinet sehr.

Der Pharisäer zürnt, doch Christus spricht:
„Weib, sei getrost, du heiligtest dein Leben,
Und deiner Sünden Last ist dir vergeben!“

Heil, wem noch brennet die vernarbte Wunde,
Labt ihn ein milder Hauch aus solchem Munde! —
Zu ihm! Zu ihm! 's giebt andre Hülfe nicht.

Die Kananäerin.

„Erbarm dich mein, o Herr, und hilf geschwinde!“
Bat ihn ein griechisch Weib im Tyrusland. •
„An Juda's Schafe nur bin ich gesandt!“
Antwortet Christus, wider Eitt' unlinde,

Und setzt hinzu: „Wer nimmt das Brod dem Kinde,
Und wirft's dem Hunde zu?“ Drauf sie gewandt
Versetzt: „Doch fallen von des Tisches Rand
Brosamen wohl, daß sie das Hündlein finde.“

Tief rührt den Heiland seines Wortes Wendung,
War seine Strenge doch auch Prüfung bloß,
An alle Welt erging ja seine Sendung.

„Ich kenne dich!“ so sprach er, „doch bekundet
Hast du dich selbst. O Weib, dein Glaub' ist groß!
Geh heim denn, deine Tochter ist gesundet.“

Die Wittwe zu Raim.

Schwer traf dich deines theuern Manns Verlust,
Nun trifft dich eine Prüfung, eine gleiche, —
O nein, der härteste der Schicksalöstreiche:
Dein einzger Sohn stirbt. Deiner kaum bewußt

Folgst du dem Zug, gequält von Schmerz die Brust.
Der Heiland steht gerührt das doppel bleiche
Antlitz und ruft: „Steh auf!“ Aufsteht die Leiche,
Verwandelnd höchstes Leid in höchste Lust.

Kein Arzt weckt jetzt den Todten mehr, wie weiland,
Und wer in der Verwesung Armen liegt,
In festen Schlummer ist er eingewiegt.

Doch auch des Trauernden harret gleiche Nacht,
Und all' einst grüßen wir uns neu erwacht:
Der Tod, der Tod ist unser Aller Heiland.

Die Ehebrecherin.

Wie? Darf ein Mensch den andern Menschen tödten?
Wie lange säumen wir mit dem Verbot,
Durch Morde, denn Mord ist ein solcher Tod,
Das Blutgerüst und Henkerbeil zu röthen?

Wir stehn dem Nächsten bei in Leibesnöthen!
Ist Sünd' und Laster eine kleinre Noth?
Gott spricht? „Mein ist die Rach'!“ Ihr straft und droht
Ihm, die auf Gottes Richtstuhl sich erhöhten.

Setzt in des Sünders Befrugung euren Ruhm!
Denn befrugungsfähig ist der ärgste Sünder;
Ihr Christen, dieß verlangt das Christenthum.

Hört! Christus spricht, der Richter, mild und hehr,
Zur Ehebrecherin, der Herzenskinder:
„Geh' hin, und sündige hinfort nicht mehr!“

Maria Magdalena.

„Das Grab ist leer! Mein Gott, was ist geschehn?“

Maria Magdalena ruft's heklommen.

„Sie haben meinen Herrn hinweggenommen!

Wo ist er?“ fragt sie der Gestalten zween.

Auch steht sie einen Mann von ferne stehn.

„Maria!“ grüßt er. Kaum hat sie's vernommen,

„Rabbuni!“ schreit sie auf, doch mutentglommen

Gilt sie hinweg: „Den Herrn hab' ich gesehn.“

Sie, die gereinigte, sie, die da küßte,

Sie war die erste, die den Heiland grüßte.

Beharrlich, ahnungsvoll sind edle Frauen.

Zween Jünger lehrten eilig sonder Hoffen,

Als sie mit ihr das Grab leer angetroffen

Sie blieb, und nicht betrog sie ihr Vertrauen.

Die Frau des Pilatus.

Pilatus saß als Richter zu Gericht,
Da ließ ihm eilends seine Gattin sagen:
„Ich litt im Traum um Christus viele Plagen,
Versünd'ge dich an dem Gerechten nicht!“

Das ist's, nichts weiter, was Matthäus spricht:
Pilatus jagte bald anstatt zu wagen,
Bei feigem, wetterwendischem Betragen
That er auf kräftigen Widerstand Verzicht.

Was aber that die Frau? Gewiß, sie litt;
Und, wie sie auch mit der Verzweiflung stritt,
Ein wirrer Traum umschlang sie immer fester.

O daß sie nach Bethanien geeilt!
Sie hätte sich ermannt, wenn sie geweilt
Dort bei des Lazarus und Martha's Schwester.

Salome.

Einst in des Heilands und der Jünger Mitte,
Als er beflissen war, sie zu belehren,
Tritt Salome, und läßt sich nicht wehren.
Was treibt sie zu dem ungewissen Schritte?

Vor Christ hinsinkend hemmt sie ihre Tritte:
„O daß Jakobus und Johannes wären,
Die Söhne mein, die nah in höchsten Ehren
In deinem Reich! Erfülle mir die Bitte!“

Kann sie ein strenger Sittenrichter achten?
Ward etwa ihre Bitt' erfüllt? O nein!
Der Heiland weist zurück ihr eitles Trachten.

Doch sind's des Herzens unbewachte Töne.
Ist ihre Offenheit nicht zu verzeihn? —
Und sie ist Mutter, bittet für die Söhne.

Rhode.

Im Saal vereint beklagten viel Genossen
Den Petrus noch, als er des Kerkers frei
Anklopft und ruft. Magd Rhode kommt herbei,
Erkennt ihn an dem Laut; doch unverdrossen

Eilt sie hinein, von Freudenglanz umflossen,
Ohn' ihm die Thür zu öffnen, mit Geschrei.
Die drinnen zweifeln lang', ob er es sei,
Und spät erst wird dem Petrus aufgeschlossen.

Soll das Geschichtchen man zu glauben wagen?
Wer hätte von der Freunde Schaar gedacht,
Daß, eh' sie öffneten, sie Rath's erst pflagen?

Doch, wenn des Menschen Herz wir wohl ermessen,
Wird oft, eh' sich Verwundrung Lust gemacht,
Der Gegenstand der Freude fast vergessen.

Hero.

Europa's Hero, Asiens Leandern
Sing' ich, samt Liebeleid und Liebedlust.
Den Hellespont weiß, seiner Kraft bewußt,
Zu ihr Leander schwimmend zu durchwandern;

Doch er erliegt im Sturm des Meers Mäandern.
Sie sieht den Leichnam, trägt nicht den Verlust,
Stürzt in die Flut an seine kalte Brust:
Vereint ist wieder Eines mit dem Andern.

Mit wilderer als süßer Liebedglut
Dann nach Europa voll Erobrungswut
Stürmt' Attila, jedoch auch, um zu sterben. —

Mag Asia doch um Europa werben!
Nur bleibe mit barbarischem Ergusse
Und fern der Asiat, so Hunn' als Russe!

Galatea.

Bist du noch jetzt, bist nimmer du gewesen,
O Galatea, Nymphe? Wundersam
Lebst du für uns sammt Polyphem's Gram,
So lange wir im Theokrit dich lesen.

Als der Ahyklop sie sahe Blumen lesen,
Ward er verliebt, — verschmäht; da übernahm
Verzweiflung ihn und Raserei und Scham,
Nur dichtend, singend glückt's ihm zu genesen.

Er war ein Mann; dem schwächern Menschentheile
Scheint zwar den Freudentag die Poesie,
Doch nicht die Nacht der Leiden zu erhellen.

Luise Brachmann, Sappho, euch verlieh
Apoll das Saitenspiel, doch nicht zum Heile;
Ihr warft es weg, und stürztet in die Wellen.

Argia.

Im Tempel angelangt steht Argia
Der Göttin Segen auf die Söhne nieder:
„Mit höchster Gab' erstatt', o Hera, wieder
Dein Liebedienst, den jezt dein Auge sah!“

Und was sie heiß gebeten, es geschah.
Ermüdet schließt das Paar die Augenlieder,
Jedoch zum Tode strecken sie die Glieder,
Starr liegen vor der Mutter Blick sie da.

Das also war die köstlichste der Gaben,
Die Hera, zu belohnen, zu erlaben,
Und zu beseligen, den Fremmen bot.

Wie stehen stumm! — Und doch, ist solchem Tod,
Sanftseligem, der Vorzug nicht zu geben
Vor dem beglücktesten und längsten Leben?

Helena. ,

Unliebend wählet Helena den Gatten, ♀
Leichtsininig hängt sie dem Verführer an;
Der Neue lange Jahre folgen dann
Auf den um sie mit Blut benehten Matten, *

Biß daß der Götter Strafgericht' ermatten.
Sie kehrt zurück aus dem verdienten Bann,
Nun treu dem schwerverlehten milden Mann,
Und geht gereinigt zu des Orkus Schatten.

Ist das nicht jedes Menschen, des durch Leid,
Durch Schuld und Reu geläuterten, Geschichte? .
Christ stellte sie uns dar im strengen Ton

An dem erdichteten verlornen Sohn.
Die unerdichtete Begebenheit
Ward Anlaß zum unsterblichen Gedichte.

Penelope.

Du, reich an Mißgeschick und reich an Glücke,
Du zagtest est, doch ohne zu verzagen,
Dem Gatten gleich Beharrlich und verschlagen,
Gewachsen deiner Freier Drang und Tücke.

Fast zwanzig Jahre zwar! Welch eine Lücke
Zwischen den frühern und den spätern Tagen!
Du wußtest Ungewitter zu ertragen,
Dir kehrte Sonnenschein zuletzt zurücke.

Standhaftes, wackres Weib, dir ward der Lehn
Für all' auf deiner Lagerstatt mit Sehnen
Im Oberstübchen still vergessnen Thränen!

Nicht immer folgen Freuden hier auf Leiden.
Drum heiße glücklich, du empfingst die beiden
Geliebten wieder, Gatten gleichwie Sehn.

Haufstaa.

Soll ich nicht singen dich an dieser Stätte,
Weil mein Hexameter dich sang schon eh?
Du lieblichste Gestalt der Odyssee,
O daß ich dich nach Wunsch besungen hätte

Doch laß umschlingen dir des Heimes Kette,
Du, glücklicher, sonst gleich Penelope!
Und wenn ich gleich gedankenlos mich seh
Und wortlos, laß dich grüßen im Sonette!

Himmel und Erde, Wald, Bach, Berg und Flur,
Natur und Frühling, Liebe, du zumal
O Lieb' im reinen jungfräulichen Herzen,

Du Quell von wieviel Freuden, wie viel Schmerzen,
Euch singen wir, wir Dichter sonder Zahl.
Wir sängen euch? O nein, wir lassen nur.

Alfeste.

Erlaubt, o Freunde, mir, daß ich erneue
Alfeste's hohe vielgepriesne That,
Die um den eignen Tod die Götter bat,
Und statt des Vatten hinsank sonder Reue.

Doch Gerastes, gerührt von so viel Treue
Und sie zurückzuholen kühn, betrat
Den vorlängst ihm bekannten finstern Pfad,
Und einigte sie dem Gemahl aufs neue.

Das starre Recht spricht: Jeglichem das Seine!
Die Lieb' ist reich, vergift sich selber ganz;
Geschmückt die Schläfe mit dem Opferkranz

Spricht sie mit Freudigkeit! Nehmt hin das Meine! —
So bot sich Redrud für sein Volk dem Stahl,
Starb Christus für die Menschen allzumal.

Antigone.

Du, zwar unsterblich, dennoch neu erstanden,
Seit lebend du zu Ohr und zu Gesicht
Auf unsrer Bühn', in unsrer Kerzen Licht,
Dich hast entrissen aus des Buches Banden,

Jungfrau, geboren in der Schönheit Landen,
Wer neidete dich selbst dem Dichter nicht,
Wie sämtlicher Gedichte Preisgedicht,
Die jemals Dichter fanden und erfanden!

Denn, was der Dichter wählt, sei und nicht gleich,
Soll er doch selbst das Schönste noch verklären,
Oleich Sophokles, dem milden und dem hehren.

Keusch sei und rein der Musenjungfrau Reich!
Die Dichtung zeuge von des Dichters Adel!
Antigone, Weib, Drama, sonder Tadel!

Iphigenia.

Du warst unglücklich, und du warst beglückt,
Ehen frühe dir das Schicksal mißgewogen,
Des Kalchas Messer gegen dich gezogen,
Als Opfer mit dem Kranze du geschmückt.

Doch von Diana wurdest du entrückt,
Und, ob verbannt zum mitternächtigen Bogen,
Heimtrugen endlich dich des Meeres Bogen,
Du lagst in der Geschwister Arm entzückt;

Und warst trotz alles Leids, das dich betroffen,
Doch nie dem Leben gram, du wandtest Noth
Auch Andern ab als Priesterin, den Tod,

Und hieltest stets dein Herz den Freunden offen.
So recht! denn lieb soll bleiben uns das Leben,
Doch ohne daß wir vor dem Tode beken.

Rassandra.

Dir ward die Gabe durch Apollo's Günst,
Den Schleier künftger Zeiten zu durchschauen;
Doch nahm er allen Andern das Vertrauen,
Man hielt dein Seherwort für leeren Dunst.

Was half dem Vaterland nun deine Kunst?
Trotz deinem Spruch sank Troja hin in Grauen,
Sankst du selbst, unseligste der Frauen,
Durch Alhtämmestra's eifersüchtige Brunst.

Zum Heile bleibt die Zukunft uns verhüllt,
Was sind wir sie vorauszusehn beflissen?
Nur Ein Zukünftges giebt es, das wir wissen —

Den Tod! Und dieß, Geschick, es wird erfüllt.
Was hilft die Kunst' uns? Doch, daß wir bei Zeiten
Auf den unabwendbaren uns bereiten.

Ariadne.

Deß Mined' Kind und der Pasiphae
Halbst gegen Minotaurus du, den grassen,
Ihm, dem du folgtest, der dich dann verlassen.
Weh riefst du über ihn auf Nares, Weh!

Doch Bacchus kommt, es schallt das Groö.
Er steht sie, eilt, sie in den Arm zu fassen,
Da röthen ihre Wangen sich, die blassen,
Entzündt ruft sie der Erdenwelt Ade.

Deß Menschen Seel' ist Ariadne gleich,
Wann rathlos in Verzeißlung sie versunken,
Wann labyrinthisch dünkelt des Lebens Pfad,

Ist wohl der Rettung Engel schon genahet.
Er reicht ihr seine Hand, und wennetrunken
Schwebt sie mit ihm in der Verklärung Reich.

Dejanira.

Du Gattin eines hochgewaltigen Vatten,
Geliebt, bis ihn die Reize der im Streit
Errungenen heldselgen jungen Maid
Der ehelichen Treu entfremdet hatten.

Da, als er kehrte zu den Heimatmatten,
Sandtest du ihm, in Herzens bitterm Leid,
Arglos das heilodgiftgetrunkte Kleid:
In Flammen stieg er nieder zu den Schatten.

Nicht zu den Schatten! Nein das höchste Glück
Ward dem Gefühnten im Olymp au's neue,
Den Göttern er als Halbgott zugezählt.

Du Arme, die aus Irthum nur gesehlt, —
Auch Irthum wird est hart gestraft, — mit Reue,
Verzweiflungsbreue klickst du hier zurück.

Andromache.

Andromachen, der Gattin dreier Gatten,
Des Hektors und des Neoptolemus,
Zum dritten noch des Schwagers Helenus,
Der vielgeprüften und der lebensfatten,

Würd' ich zu singen schwerlich mir verstatten,
Da, nach des Schicksals grausamem Beschluß,
Des Trübsals und der Leiden Ueberfluß
Viel Treuerfraun gleich ihr zu dulden hatten;

Wenn ihrer Treja's Sönger nicht erwähnt,
Wie sie zu Hektor tritt voll trüber Ahnung,
Den Anaken auf dem Arm, den Wid' bethränt,

Ausbrechend in die innig zarteste Mahnung.
Vernehmet sie, und habet ihr ein Herz,
Dann mißfühlt ihr der armen Weibes Schmerz.

Sappho.

Du malst in einem deiner beiden Lieder, —
Des kleinen Rests, — der Liebe Leidenschaft
Vom leisen Ursprung bis zur Wahnsinnskraft,
Womit sie Seel' ergreift und Leibesglieder.

Bewundernd liest man es und liest es wieder,
Bedauernd auch, du sielest in die Gast
Der Liebe selbst, verzweiselt hingerafft
Von Leukad Felsen in die Gluten nieder.

Die Poesie ist eine Himmelsleiter,
Von der der Dichter, wunderbar erquicht,
Mit Gleichmuth auf die Erde niederblickt;

Doch muß er gänzlich auch ihr eigen sein.
Im Reich des Geists ist Leben, hier ist Schein,
Die Wirklichkeit macht bang, die Kunst macht heiter.

Alpasia.

Volk der Hellenen, sei mir hochgepriesen,
Land der Hellenen, du der Schönheit Land!
Seit Griechenschönheit, Griechenbildung schwand,
Irrt sie umher, wie aus der Welt gewiesen.

Nur soll ich einzle schönste Blüthen kiesen,
So seid, ihr mehr verkannt wehl als erkannt,
Alpasia und Perillos genannt!
Wer möchte sich vergleichen beiden diesen?

Der Grazien und Musen höchste Gunst,
Der Künste Kunst, es ist die Lebenskunst.
Schönheit und Bildung geht von innen aus,

Schön sei das Herz, das Wort, und Sitt' und Hand!
Dort herrscht die Frau, wenn wir dem Dichter trauen:
Die erst' ist drum Alpasia der Frauen.

Xanthippe.

Verrufenes Ehgemahl, wie sang ich's an,
Daß ich, Xanthippe, dich nicht etwa preise,
Erreichwürtlische, nur daß ich klug und leise
Dich löse von jahrtausentlangem Mann?

Ob Zank und Reissend kennt dich jedermann;
Doch gab zum Unmut in des Hauses Kreise
Wehl Anlaß selbst dir Sokrates, der weise,
Und zürnend liebstest dennoch du den Mann.

Du kamst zum Sterbenden mit Wehgeschrei,
Kalt wies und ruhig er dich von der Schwelle,
Doch fehlte Liebe minder wohl als Milde.

Erkennt nicht manches Paar sich in dem Bilde?
Leist Scheser's unvergleichliche Kexelle
Von Albrecht Dürer und von Agnes Frei!

Chelonið.

Zweimal, Chelonið, hast aus eigener Wahl
Die Strafe der Verbannung zu gelitten,
Aus Liebe folgest du Ten flüchtigen Schritten
Des Vaters, des Lysurg, zum erstenmal,

Damit dem Alembreteß, dem Ebgemahl,
Nachdem du ihn geschirmt durch deine Bitten,
Entwandernd der — Tageteß inmitten
Gelegnen — Heimat im Euretadthal.

So übest du die Kind- und Gattenpflicht
In Lakedämon's kürgerlichen Hefden,
Ein Weib, gleich dir, ich find' es nirgends nicht.

Und deine hochgesinnten Trauerreden,
Wie wir sie lesen in Plutarch's Bericht,
Erschüttern mit Verwunderung Zerkwen.

Aleopatra und Zenobia.

Aleopatra, Zenobia, ein Paar
Ähnlicher Frauen in des Glückes Tagen,
Im Unglück von unähnlichem Betragen,
Zumal beim Nahn der dringendsten Gefahr!

Da bot Aleopatra den Busen dar
Dem giftigen Stich der Schlange sonder Zagen;
Die andre folgte des Triumphes Wagen,
Bestaunt, bewundert von der Römer Schaar.

Für welche wollen von den großen beiden,
So nannte man sie oft, wir uns entscheiden?
Die Eine hatte Mut, besiegt zu leben,

Die Andre Kühnheit, sich den Tod zu geben.
Ist preidlich wohl die Kraft für sich allein?
Die Kraft zum Guten, dünkt mich, soll es sein.

Mhea Ehlvia.

Ward lieble dich, o Mhea Ehlvia;
So ward der Brüder Zwillingepaar geboren,
Und du zur Mutter eines Vells erkeren,
Vergleichen nimmer noch die Erde sah.

Doch eine Bestatzungsfrau warst du ja,
Und Bestamüthern war der Tod geschworen.
O Mhea Ehlvia, du bist verleren,
Kein Mensch, kein Velt ist dir mit Hülfe nah.

So mußttest dem Gescheide du erliegen;
Doch wie hinabgestiegen du zur Nacht,
Vermauert und verhungert dort zu sterben:

So hoben deine Söhne sich, und stiegen
Den Palatin hinauf; und Kampf und Schlacht
Bezeugte bald sie als des Vaters Erben.

Egeria.

Auf Krieg's Wetter folgt des Friedens Helle,
Und Numa ist es, der die Wölken theilt;
Durch Priesterthum und durch Gezeke heilt
Den jungen Staat er an des Ursprungs Schwelle.

Heil, Numa, dir, wann du der Sturmeswelle
Der Stadt zu der geheimen Oert' enteilt,
Dort, wo du bei Egeria geweilst,
An ihrer Neben holder Weisheitsquelle!

Sei's Wahrheit oder Dichtung immerhin!
Laßt in der lieblichsten von Roma's Sagen
Und nach der tieferen Bedeutung fragen!

O sie ist klar. Des Mannes sind die Thaten,
Das Weib soll weis' und freundlich ihn berathen;
So wird das Weib des Manns Beglückerin.

Tanaquil.

Wenn Klugheit sich und Seelenadel paaren,
Da sei die Klugheit selber hochgepreist.
Zum guten Zweck brauchts Ist gewandten Geist,
Um Zwietracht, Aufruhr, Mord und Krieg zu sparen.

Solch Lob verdient der Tanaquil Gebaren,
Die, als des Königs Tod den Thron verwaist,
Den Erbprinzen, den theuren Eidam, heist,
Nicht, was geschehn ist, gleich zu offenbaren.

Todtkrank nur muß Tarquin er melden, muß
Im Auftrag sich als Stellvertreter nennen,
Zum Schein befragen den Tarquinius.

Die Römer täuscht das wohlertwogne Spiel,
Doch sie enttäuscht doch gern ihn anerkennen.
Also erwarb den Thron ihm Tanaquil.

Glölia.

Mir wollen nicht die Heldenfrau behagen,
Die in bacchantischer Begeisterungswut
Sich kalt besudeln mit des Feindes Blut
Statt in dem Busen mildern Sinn zu tragen.

Doch soll das Weib nicht zittern und nicht zagen,
Nein, gleich der Glölia, entspringen mit Mut,
Schützend der Freiheit und der Keuschheit Gut;
Ja, Glölia möcht' ich zu preisen wagen.

Als Geißel des Persenna will sie lieber
Dem Tode trogen, stürzt sich in die Liber,
Entklemmt, doch wird ihm zugesandt auß' neu.

Persenna blickt sie an mit edler Ehen.
Du magst, — spricht er, — nicht wieder zu entspringen,
Drei mit den Freundinnen nach Hause ziehen.



Pueretia.

Ja, Blut auf Blut vergießest du in Wägen,
Fremdes und eignes, du des Märsers Saat,
Und blutig war nicht bloß der Männer Rath,
Auch Frauen wußten sich durch Mord zu rächen —

Durch Selbstmord! Sextus, frechster du der Frechen,
Zuerst betratest du des Leichtsinns Pfad,
Und dann — schandwüthige, verruchte That,
Wer würde über dir den Stab nicht brechen?

Sie aber, die den Doldh auf sich gelebt,
Wie wag' ich, trotz Verkpeisung, sie zu tadeln?
Die keusche glaubte sich dadurch zu adeln,

Sie glaubt', und traun mit Recht, daß Leben wäre
Ein viel geringres Aieines als die Ehre;
Doch ist die Ehre höchster Menschenwerth?

Virginia.

Ein Mädchen, das den Tod sich selber giebt,
Ist etwas Grausenvolleres zu denken?
Ein Vater ist's, kann er das Eisen senken
Ins Herz der Tochter, die er herzlich liebt.

So hat es dem Virginius beliebt,
Umgarnt von Appius verschmitzten Ränken.
Weh, euer Blut wird bald den Boden tränken,
Die ihr zur Greuelthat den Vater triebt!

Ein Römer war's, das laßt uns nicht vergessen!
Dieß Volk muß man nach seinem Maasstab messen.
Lukretia, die es wagt sich zu entleiben,

Virginia, von Vaters Doldi zerseht!
So wills der Römer Schicksal, daß sie seht
Die Kön'ge, die Decemviren dann vertreiben.

Octavia.

Wie viel Matronen gab's in Rom, dir gleiche,
Du, die August, dein Bruder, auferfah,
Als wärest du nur feineswegen da,
O du an Schönheit wie an Tugend reiche,

Als Sühnungsoffer im gespaltnen Reiche,
Zur Gattin des Anton, Octavia?
Doch der verfließ dich um Kleopatra;
Die Kete hielt dein Bruder deiner Leiche.

Wenn er mit edlen Worten dich erhoben, —
Und solche Schwester war es leicht zu loben, —
So habtest du es wohl verdient, doch nicht,

Daß ein Peet, dem's nicht an Wige fehlte
Für Poss' und Lustspiel, dich zur Gelkin wählte
In seinem kraftlestragischen Gedicht.

Agrippina.

Augustus Enkelin, die du nicht jagtest, —
Ein Weib, das heldenhaft sich stets erwieß,
Germanicus, den Vatten, nie verließ, —
Die seinen Mörder kühnlich du verklagtest,

Und als Tiber, den du in Schrecken jagtest,
Dich wegen deiner Ablichkeit verstieß,
Nach Pandataria dich wandern hieß,
Durch Hunger dir den Tod zu geben wagtest:

So bist du eine der nicht kleinen Zahl
Der marcentisprungnen männergleichen Frauen,
Die dem Geschick vorgriffen sender Frauen

Durch Hunger, glühende Kohlen, Seil und Stahl.
Groß und erhaben schien ein solch Regimen:
So waren Römer, waren Römerinnen.

Sophonisbe.

Er, dem man erst dich als Gemahlin bot,
Und der, verjähmt, sich schwer zu rächen traute,
Verzieh dir, da sich seine Blut erneute,
Und schnell entnehmen wärst du aller Noth,

Eosern nicht grausam Scipio gebot,
Zu schmücken seinen Sieg mit dir als Beute.
Da gab dir, die so harte Schmäkung scheute,
Dein Masinissa den erbetenen Tod.

Die Hand nicht mit dem eignen Blut zu röschen,
Liebest du gern dich vom Geliebten tödten;
Zenobia doch wußte andern Rath,

Triumphgeführt Verwundrung zu erwerben,
Beherzt zu leben statt beherzt zu sterben;
Beherzt? Kaum war das Sophonisbe's That.

Arria.

Cäcina Pätus hatte seinen Stahl
Gelebt in der Verschwörung nächtigen Kreisen
Gegen den Kaiser Claudius, den greisen;
Er wird entdeckt, es bleibt ihm keine Wahl,

Er flieht, umsonst, die Schergen nah dem Saal,
Als Arria, — man pflegt die That zu preisen, —
Erst in den eignen Busen senkt das Eisen,
Es ihm dann reicht: „Es schmerzt nicht, mein Gemahl!“

Genug der blutgen, wenn auch Heldenthaten!
Den kühnsten Männern gleichen solche Fraun
An Willensstärk' und Thatkraft höchsten Ranges.

O daß das Schicksal besser sie berathen!
Denn zur Bewunderung gefellt sich Graun;
Sie waren würdig edlern Untergang.

Cäcilia.

Weh dir, Geschick, der Griechen Welt so reich,
Die unsrige so karglich auszustatten,
Da Grazien und Musen jezt hatten,
Und des Olympos ganzes Götterreich.

Itwar an Gedanken sind sie uns nicht gleich,
Doch, wann von Geist wir und Gefühl ermatten,
Verschwören wir der Griechengötter Schatten,
Ja, Schatten uns und Schemen, kalt und bleich.

Nur Eine Muse hat sich neu erhoben,
Cäcilia, die Orgelschöpferin.
O Tonkunst, laß dich von der Dichtkunst loben!

Denn auch die Dichtkunst zog davon Gewinn;
Die Ode Dryden's zeugt's, die hehre, schöne,
Erhöht, verherrlicht noch durch Händel's Töne.

Scheherasade.

Schon an des Todes finsternem Gestade
Entflammtest neu du deines Lebens Stern;
Erzählend hieltest Schnur und Schwert du fern,
Erwarbest Tag für Tag dir wieder Gnade,

Mengier erweckend in erhöhtem Grade
Beim blutbegiergen, doch hörlustigen Herrn.
Wir gleichen ihm. Wer kultigt dir nicht gern,
Mährchenerzählerin, Scheherasade?

Mündlich erzählen ist nicht unsre Weise,
Drum sind wir Hörer selten, Leser meist,
Und mangelt der erfinderische Geist,

Und mangelt auch schweigsame Rast und Ruh.
Wir schwachen allsamt im geselligen Kreise,
Und Niemand hört dem Andern gerne zu.

Kampanope.

Das schönste Mädchen in dem Palmenhaine
Am Ganga wählt der Macedonerknecht.
„Nie misse, — sprach er, — solchen Reiz die Welt!
Apelles, male sie, die einzige!“ —

„Ach, — seufzt der Maler, — wäre sie die meine!“
Der König hört's, als er das Bild erhält,
Stutzt, faßt sich, spricht, den Blick erhellend:
„Das Bild ist mein, Kampanope sei die deine!“ —

Was aber sagtest du, heilselige Maid?
Mit welchem Recht ward über dich entschieden?
Warst du mit diesem Wechsel auch zufrieden?

Du bargst im Busen wohl noch tiefes Leid.
Du hattest ihn, er hatte dich verloren,
Der Jugendfreund, den du daheim erkoren.

Turandot.

Welch eine grause schauerhafte Mähre
Von dir, du zweite Sphing, o Turandot,
Und deinem zum bluttriefenden Schaffot
Stets neu sich drängenden Verwerberheere!

Weit eher glaub' ich es zu deiner Ehre,
Daß endlich trotz Besiegung, Schimpf und Spott
Tödtlich verwundet dich der Liebesgott.
Ein Märchen ist's, doch birgt's gewichtige Lehre:

Daß nimmer man der Liebe wie der Ehe
Aus wunderlichem Stolz und Eigensinn,
Den süßesten Gefühlen widerstehe.

Natur ist aller Wesen Herrscherin,
Heil dem, der sich ihr giebt in Demut hin!
Wer ihrer spottet, Weh ihm, dreimal Weh!

Dyveke und Isabelle.

Du schöne Niederländerin, erworben
In Norweg von dem zweiten Christiern,
Du einzig Labsal deines wilden Herrn!
Zwar Dule, blieb dein Herz doch unverdorben.

Mit Kirschen dann vergiftete dich Torben. —
O Christiern, als sie auf ewig fern,
Erblickte bald auch deines Glückes Stern;
In strenger Haft, entthront bist du gestorben.

Doch wie in deinen frühern heitern Tagen
Die Liebe Dyveke's dich hochbeglückt,
So theilte Isabelle dein Gefängniß,

Dein edles Weib, sammt jeglicher Bedrängniß,
Sie hat dir dort die Augen zugetrückt —
Nicht ganz bist, Christiern, du zu beklagen.

Inez de Castro.

O Schmach, die Unschuld gleich der Schuld zu mordern,
Jedwem menschlichen Gefühl zum Hohn!
Neh, Inez, klinget deines Jammers Ton
Durch ganz Europa bis zum hohen Norden.

Zwar Ruch' und fette Ehr' ist dir geworden.
Man setzte dich, nachdem manch Jahr entflohn,
Als Leichnam auf den königlichen Thron,
Und klagt noch dein an des Montego Vorden.

Kann etwas uns mit deinem Tod versöhnen?
Dich Lusitanerin, sang Camoens,
Der größte Dichter Lusitaniens,

Mit seiner Lusitadas ewigen Tönen. —
Gern hallt das Leid der Musen Lyra wieder;
Je tiefer Wehe, desto schönere Lieder!

Ekba Grahe.

O du des großen Gustavs erste Gatt,
Die einzige, die erste trumm und lehte!
Und wenn er nicht auf seinen Thron dich setzte,
So hielt ihn ab nur dein Verzichtungsmut.

Du triebst ihn an, daß er, des Glaubens Gut
Zu schützen höher als die Krone schätzte.
So ward der große König er, so neigte
Den Vorden deutschen Lands sein Opferblut.

Sein Tod ergriff, ergreift noch jeho Leben
Mit trauernder Bewunderung. Zählt ihn
Den größten Fürsten zu — nicht bloß der Schweden!

Die du erweckt ihn, in den Tod zu ziehn,
Was fühltest du? doch Neue nimmermehr!
Nicht minder groß warst Ekba du als er.

Francesca da Rimini.

Entsehllich ward, Francesca, dir gelogen,
Als man dem schönen Polo dich vertraute,
Zu dem, sowie ihn nur dein Blick erschaute,
Dein Herz sich fühlte auf ewig hingezogen.

Zum zweitenmale wurdest du betrogen,
Du, die zu sehr auf ihre Tugend baute,
Als ihr zusammenlaßt mit süßem Laute:
Ihr sanket unter in der Liebe Wogen.

Du sahst sie in der Hölle, strenger Dichter!
Und doch, sie fühlten noch wohl keine Reue,
Sie liebten eind das andre stets auf neue.

Wer mag dich tadeln dann, du Sittenrichter?
Denn, welcher Zwang dem Herzen auch geschehe,
Heilig gehalten werden soll die Ehe.

Beatrice.

Ein Engel an Gestalt und an Geberden,
In kindlichjungfräulicher Reinigkeit,
Gingst du einher die kurze Lebenszeit,
Die dir beschieden wurde hier auf Erden.

Entheben dann den irdischen Beschwern,
Um als verklärte Paradiesesmaid
Des Dichters aller Dichter Wonn' und Leid,
Und Heldin seines hohen Lieds zu werden.

Wie Dante vor Beatrice stand verwundert,
Entgeistert fast von ihren Himmelsmienen:
So wir vor seinem ewigen Gedicht.

Bertieft euch nur in dieser mächtigen Hundert
Gesänge sibyllinische Terzinen,
Und überzeugt euch: Gleiches gibt es nicht.

Lätitia Bonaparte.

Die Freude hießest du, Lätitia,
Und traum, dein Aug' erglomm nicht freudenohne,
Als es die Söhn' auf königliche Throne,
Auf Kaijers Thron den ältsten steigen sah, —

Doch auch wegführen ihn gen Helena.
Die andern gleichfalls küßten Reich und Krone,
Es starb der große Sohn sammt seinem Ehne,
Lätitia ward zur Tristitia.

Das ist der Schmerz von hohen Lebensjahren,
Daß wir von allen, die uns theuer waren,
Verlassen allgemach, vereinsamt stehn.

Doch schwindet mehr und mehr so Schmerz wie Klage,
Doch wächst die Hoffnung mit jedweden Tage,
Daß wir sie all, auf einmal widersehn.

Johanna Gray.

Neun Tage trugst du nur die Königskrone,
Du willenloses Werkzeug in der Hand
Des herrschbegierigen Northumberland,
Und stiegst freudiger herab vom Throne.

Mit Recht vielleicht empfing den Tod zum Lohne,
Wer dir, Maria, tollkühn widerstand.
O sei nicht gegen sie blutdurstentbrannt,
Die schuldlos unglückselige verschone!

Doch nein, man führt sie schon auf das Schaffot.
Wirst du nicht solche Gräueltthat verhüten
In deinem Reich, gerechter, gütiger Gott?

Umsonst! Gott wählt geheimnißvolle Pfade.
Vertraun wir ihm! Sein Thun ist dennoch Gnade;
Er kann das Erdenleid vollauf vergüten.

Maria Stuart.

Maria Stuart, arme, dem Geläster
Früh preisgegeben wie dem Schmeichellaut!
Hättest du Männern nie, noch Fraun getraut,
Am mindesten der königlichen Schwester!

Das Netz des Rechts schlang Burleigh immer fester;
Dich haßt Elisabeth, wenn ihr auch graut,
Und endlich wird das Blutgerüst gebaut.
Was half dir Mortimer, was selber Lester?

Doch an Bewundrern fehlte dir es nie;
Einst waren es Barone, Grafen, Ritter,
Jetzt sind es Dichter, edler wohl als sie,

Nicht Schmeichler, doch auch Richter deiner Splitter,
Sie rührt dein Leid, begeistert deine Schöne,
Und dir erklingen nur der Wehrmut Töne.

Esther Stanhope.

Ob Esther's Feinde fälschlich sie verlästern,
Ich weiß es nicht, wenn sie sie schuldig zeihn;
Ihr Vatt' entleibte sich aus Herzenspein,
Mit unvergolt'nen Flammen liebt' er Esthern.

Da ließ sie plötzlich Heimat, Brüder, Schwestern,
Fürstin im wüsten Syrien zu sein.
Nie läßt sie Heimatsgäste bei sich ein,
Einförmig lebt sie dort so heut wie gestern.

So wurdest, Esther, zum Geheimniß du
Vielleicht nicht minder dir als allen Andern.
Gedenk' ich an dein rückkehrloses Wandern,

So ruf' ich dir nach Kloster Alza zu:
Du bist die Mutter der Europamüden,
Der übersättigten Christen und Juden.

Heloise.

Wenn zu Sonettes Inhalt ich erkiese
Sie, der im Arm des feurigen Abälard
Ein wenn auch kurzes Wonnelieben ward,
Wer schiene würdiger, daß man sie pries,

Und wer beklagenswerther doch als diese?
Nach solchem Liebesrausch war doppelt hart
Solch ein Erwachen: Paraklet umstarrt
Für langen Lebendrest dich, Heloise!

Gebent das Schicksal Trennung, mög' es sein,
So sehr es schmerze, lieber für hienieden
Von einem Tod zum andern geschieden!

Weh, den Geliebten lebend noch zu wissen,
Ihm nah zu sein vielleicht, und doch zu missen!
Die Trennung heiligt der Tod allein.

Agnes Corel.

Du wardest nicht die Friedenswonne bloß
Des flecken Karls, des Königes der Franken;
Du tratest mit ihm in des Krieges Schranken,
Und von Verzagtheit machtest du ihn los.

Als Jeanne d'Arc erschien, der Heimat Loos
Zu wandeln, da von feigem Wanken, Schwanken
Erhobst du ihn zu männlichen Gedanken;
Frei ward vom Feind des Vaterlandes Schoos.

Je länger ward, je mehr dir Karl gegeben,
Du bliebst bescheiden, zogest dich zurück,
Und dennoch zu gefährlich war dein Glück.

Du miedest nicht des Hofes Stürm' und Regen. —
Der Pfeil des Neids, der Eifersucht, er trifft:
Du starbest jählings, Agnes, starbst an Gift.

Die Jungfrau von Orléans.

Du Kind des Dorfs, hirtliche, stille Maid,
Kein hirtlich stilles Loos war dir beschieden;
Du stürztest von dem Baume der Druiden,
Das Schwert, die Fahne fassend, in den Streit.

Du hast vom Feind das Vaterland befreit,
Zurückerrungen ihm glorreichen Frieden,
Doch nicht das eigne Mißgeschick vermieden,
Fluch Aberglaubens feiger Grausamkeit!

Warst wirklich du vom zarten Fraungeschlecht?
Doch Höheres kaum gibt's, als daß das Leben
Man für das Heil des Vaterlands vergeude.

Drum läßt der deutsche Dichter dich mit Recht
Den Himmel mit dem schönen Worte schweben:
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.

Laura.

Wer wurde mehr als Laura, du, besungen?
Denn zwanzig Jahr' ist ein Senetterguß,
So lang du lebstest, dir, und gleicher Fluß
Nach deinem Tod noch zwanzig Jahr erklingen.

Wohin ist nicht Petrarca's Ton gedrungen?
Und kaum hat irgend lohnenden Genuß,
Blick, Wort und Händedruck, geschweige Kuß,
Mit deiner Anmut Preis er sich errungen.

Gestehen wir's, ihr dichterischen Genossen,
Was schähten höher wir als Liebesglück?
Auch Ehr' und Ruhm nicht weisen wir zurück,

Und selbst das Gold nicht, kommt's herbeigeflossen.
Doch unserer Begeisterung echter Ton,
Er ist und bleibt für uns der höchste Lohn.

Josephine Beauharnais-Vonaparte.

Du liebtest ihn, den mächtgen Vonaparte,
Doch sich von dir zu scheiden trieb es ihn,
Den herrschbegiergen, und das Kriegsglück schien
Treu zu begleiten seine Schlachtstandarte.

Doch als ihn Rußlands Schnee und Eis umstarrte,
Da wurdest du gerächt; von hinnen ziehn
Mußt' er im Flug, mußte von Leipzig fliehn;
Du sahst es noch. Hart ward bestraft der harte.

Sahst du ihn fliehen wohl mit Nachelust;
Als das Geschick ihn, wie er dich, verlassen?
Ich glaub' es nicht; noch schlug in treuer Brust

Dein Herz für ihn, du konntest ihn nicht hassen;
Und als er in Paris kaum angekommen,
Ward schon die Kunde deines Todes vernommen.

Elisabeth von Frankreich.

Elisabeth von Frankreich, fleckenlos,
Für Andre's Wohl, zumal des Bruders lebend,
Des unglücklichen Ludwig, Trost ihm gebend,
Geboren in des Glückes weichem Schooß,

Wie schrecklich war ihr unverdientes Loos!
Und dennoch vor den Richtern sich erhebend
Mit höchster Würde, vor dem Theil nicht beugend,
War sie im Angesicht des Todes groß.

Elisabeth, und die nach ihrem Mute
Geleht, sind sie von gleichem Menschenstamm?
Reißende Tiger jene, sie ein Lamm,

Und doch begeistert von Märtyrermute!
Im Glücke freilich kann nicht, nur in Leiden
Der Sterbliche die höchste Tugend zeigen.

Marie, Ludwig Philipps Tochter.

Die doppelt seltene, die zu gestalten
Den Stein verstand, ihm Leben, Geist ihm leih,
Und still begnügt im Park der Phantasie
Daireuths, Paris entsagend, wollte walten,

Sich künstlerisch und liebend zu entfalten
An Alexander's Hand, Fürstin Marie,
Umsonst, nach Welschland eilend mußte sie
In Genua zum Marmorbild erkalten.

Ja dreimal seltne, edel, hold und jung,
Geliebt und liebend, voll Begeisterung,
Viel durfte sie noch Erdenglücks hoffen;

Und träumend so von Seligkeit hienieden,
Entschlummerte sie zu noch höherem Frieden,
Stand ihrem Blicke schon der Himmel offen.

Frau von Staël.

Glänzend in glänzendsten Pariserkreisen,
Dann, als Napoleon dich würdig fand,
Zwar zu besuchen, doch auch aus dem Land
Ob deines deutschen Werkes zu verweisen,

Demnächst durch ganz Europa fast auf Reisen,
Mit deutscher Kunst und Wissenschaft bekannt,
Da Schlegel hülfreich dir zur Seite stand,
Uerkwürdige Frau, wie sollt' ich dich nicht preisen?

Zwar glücklich warst du nicht, der süßen Liebe
Entfremdeten dich unverwandte Triebe;
Doch brachest den Franzosen du die Bahn,

Den eillen, uns nach Kräften zu verstehen,
Obwohl wir ganz verschiedne Wege gehen,
Und mehr und mehr entweicht ihr stolzer Wahn.

Beleba.

Ihr Deutschen, und zumal ihr Dichter, richtet
Den Blick einmal nach Deutschlands grauen Tagen,
Seht eine mächtige Gestalt dort ragen,
Ein Weib, das ihre Gegenwart gerichtet,

Die Zukunft mit geheimem Spruch gelichtet,
Und, mächtige Antwort gebend mächtigen Fragen,
Mit scharfem Tadel und mitleidigen Klagen
Gebetet und geweissagt und gedichtet!

Sie, Deutschlands Kind, trug sein Geschick im Busen.
Wehlan, ihr Deutschen, braucht's noch euch zu mahnen?
Wohl ist sie mehr als Delphi's Pythia.

Oell' Eine Muse denn und mehr als Musen,
Gerüber zu den vaterländischen Fahnen,
Und unser Lösungswort sei „Beleba!“

Thudnelda.

O schönes Welschland, du, des Deutschen Sehnen,
Mit dunkelblauem Himmel, warmer Luft,
Mit würzigem Orangen-Myrthenduft,
Thudnelda sah, die deutsche, dich mit Thränen,

Mit Thränen tieffehnsüchtigen, nach denen,
Die sie verließ in Deutschlands Waldeschlucht,
Nach Hermanns Heldenarm, nach Hermanns — Gruft,
Ihr Leben ward ein träumerisches Wähnen.

Doch du warst Hermanns Gattin, warst stark,
Ja, du entstammtest Manns und Bodans Mark,
Die Gegenwart nicht konnte Trost dir leihn,

Doch ewig blieb ja die Erinnerung dein,
Und fest dein Glaube, daß Allfaburs Halle
Dereinst versammelt die Getrennten alle.

Walpurgis.

Walpurgis, heilge, Englands Sproßlingin,
Die her nach Deutschland kam, und nimmerehrte,
Gleich Bonifaz und Willibald hier mehrte
Das Reich des Heilands mit Apostelsinn,

Koswitha gleich, dem Wissenschaftsbeginn
Durch Schriften hold, lateinische, gelehrte,
Du, die den Thieren Heilung selbst gewährte
Durch lindernd Oel, du Wunderthäterin!

Ärztin, Schriftstellerin, Äbtissin, sei
Mir hier begrüßt, mit dichterischem Worte,
Du vom Geschlechte zwar der Koboldwesen,

Die nach dem Blockberg reiten auf dem Besen,
Du stehst an des schönsten Monats Pforte,
Du öffnest sie dem wonniglichen Mai. •

Die Nibelungenfrauen.

Wer möchte, Brunhild, dich zu leben wagen,
Mannweib, gestachelt von Verserkerwut?
Du schürtest Hagen an in wilder Glut,
Chriemhildens Gatten, Siegfried zu erschlagen.

Die wußt' es grellend Jahre lang zu tragen,
Nach Nach' auch Liebe dürstete ihr Mut,
In fremdem stillend sie und eigenem Blut, —
Durchthar Gemekel, wo fast all' erlagen!

Doch wenden wir uns von des Mordes Schauern
Zur Alte, und zum helderwachsenen Kinde
Der Gattin Müdigers, Frau Gotelinde!

Die ihr dieß Graun erlebte, Mütter, Braut,
Euch wollen mit des Sängers Wehelaute,
Schuldlose, milde Frauen, wir bedauern.

Genovefa.

Unlauterer Begier strafbare Flammen,
Wie stürzt den Menschen ihr in tiefstes Leid!
Und unbejammene Leichtgläubigkeit,
Wie bist du fast nicht minder zu verdammen!

Auch deine Leiden, Genovefa, stammen
Von ihnen beiden. Ach, wie öde Zeit
Lektest mit Schmerzenreich, von Menschen weit,
Und mit der treuen Hindin du beisammen!

Dech' wenn der Mensch verkehrt und gallenblütig
Aus eigener Schuld sich herbe Qual bereitet,
Ist's oft das Schicksal, das gerecht und gütig

Befriedigend zum Schluß die Dinge leitet.
Im Wahn starb Oele, und ward schuldgereinigt
Die Gattin ihrem Gatten neu vereinigt.

Die beiden Gräfinnen von Gleichen.

Ist jemals ein so streng Gesetz gesehn,
Daß es nicht Ausnahm' oder Aenderung litte?
Religion und Sittlichkeit und Sitte
Vermögen selber nicht zu widerstehn.

Wer weiß nicht, daß ein Graf von Gleichen zweien
Gattinnen hatte, und daß selchem Schritte
Der Papst selbst Beifall gab auf dessen Bitte —
Ihr fragt, ob es in Wahrheit auch geschehn?

Und mich nicht minder mahnt es, so zu fragen.
Ich staune nicht, daß sich ein Mann vermählt
Mit zweien Frauen; doch, daß sie sich vertragen,

Die beiden Frauen, wie die Sag' erzählt,
Nicht Einen Tag, nein, alle Lebendtage,
Traun, daß ist eine wundervolle Sage.

Notwitha.

Die ihr euch einspercht in des Klosters Mauern,
Als ob das Leben draußen in der Welt
Anheim der Weltlichkeit unfehlbar fällt,
Indeß in Klöstern auch Versucher lauern,

Ihr Mönch' und Nonnen, euch muß ich bedauern,
Wenn euren Geist nicht höhres Licht erhellt,
Wenn eure Brust nicht wahrhaft ist geschwellt
Von künftigen Daseins Ahnungen und Schauern.

Doch, mag an euch auch viel des Tadels haften,
Ihr pflegtet Land und Garten doch zu baun,
Ja selbst zu bauen Kunst' und Wissenschaften.

Du warst, Notwitha, von den letztern Braut.
Es nennen die Gelehrten deinen Namen
Ob deiner leider zwar lateinischen Dramen.

Näthchen von Heilbronn.

Man sagt — und wer wagt's, nicht es zugeben? —
Die Lieb' in höchster Kraft und Lust und Pein
Soll nur in Weibes Brust zu finden sein,
Sie sei der Jungfrau innerlichstes Leben.

Und wollte Jemand Zweifel doch erheben,
Den laden wir zum helden Näthchen ein;
Doch muß sie bei der Bühne Lampenschein
Leibhaft vor eurem Ohr und Auge schweben.

Leben und Kunst, was sind sie ohne Liebe?
Wo ist der Dichter, der von ihr nicht schriebe?
Und wenn als zartestes der Liebedramen

Man Shakespears Romeo und Julia preist,
So trägt das liebeskräftigste den Namen
Näthchens von Heilbronn, und den deinen, Aleist!

Sophie, Landgräfin von Thüringen.

Denkt nicht an Männer bloß, wenn ihr Thüringen
Und Wartburg nennt, denkt auch an Braun, an sie,
Elisabeth, die heilge, und Sophie!
Laßt mich mein Lied zuerst der Lettern bringen!

Gern hörte sie der Minnesänger Singen,
Die schöne Gönnerin der Poesie,
Die Wartburgkriegsriederichterin, um die
Den Tod fast litt Heinrich von Ofterdingen.

Geziemend schützte sie den Dichter auch,
Obwohl er nicht für ihren Gatten kriegte;
Doch, wie sie auch durch ihre Schönheit flegte,

Widt auf Elisabeth! Wicht zieht's nach vorten.
Sie preis' ich, wenn auch nicht mit höheren Worten,
Jedoch mit höherer Begeisterung Hauch.

Elisabeth, die heilige.

Genügen des Sonnettes vierzehn Reihn,
Daß reinste Frauenbildniß einzuramen? —
Elisabeth — die heilige mit Namen,
Und könnt' ein Mensch des Namens würd'ger sein? —

So schön von Seel' und Leib, so engelrein,
Entsprossen edlem, königlichem Samen,
Ein irdisch Weib, doch eins der wundersamen —
Laßt und Verwundrung ihr und — Thränen weihn!

Denn, erst in Glückes- und in Heilthumsglanz,
Mußt in des Winters Eis und Schnee sie fliehen,
Verstoßen, an der Hand die Kinder, ziehen

Armüthig aus den Grenzen ihres Lands. —
Wohl wahr! in ihrer Brust den Himmel sie;
Doch ganz beglückt ist hier die Tugend nie.

Isabelle von Oesterreich.

Du Isabella bist von mir gemeint,
Friedrichs des Schönen liebende Vermählte,
Die, als Gefangenschaft lang' ihn dir behlte, —
Von Ludwig ihm verhängt, dem Freund, dem Feind, —

Die hellen Augensterne blind geweint,
Und die, wenn gleich das Tageslicht ihr fehlte,
Als Ludwig jenen zum Mitkaiser wählte,
Aufs neu beglückt war, wieder ihm vereint.

Du liebtest ihn, und traun, er liebt' auch dich;
Doch mehr ist noch dein edler Friederich
Berühmt durch des gegebenen Wortes Treue.

Gewiß ihr laset, aber lest auf's neue —
Denn unserm Paar ward selbne Dichtungsfeier —
Lest, Freunde, Ahlands „Ludwig den Baier!“

Constantia Pentlinger.

Die schönste wurdest du von Augsburgs Schönen
Ersehn, zum Aranz zu flechten Vorbeerreiser,
Als er beschloß, der ritterliche Kaiser,
Ulrich von Hutten's Dichterhaupt zu krönen.

Kann mehr das Glück dem Stolz des Mannes fröhnen?
Dareb frohlockte selbst der Stoa Weiser,
Doch tönt der Jubel bei der Frage leiser:
Ist Ruhm's Ton der schönste von den Tönen?

Vielleicht für Männer, dennoch nicht für alle,
Zumal die Frauen folgen andern Trieben,
Es horcht das Herz nach einem sanftern Schalle;

Sie wollen nicht berühmt sein, wollen lieben.
Constantia und Ulrich, gnügt euch beiden
Der Ruhm? Ihr liebtet euch, nur um zu leiden.

Katharina von Vora.

Wenn Luther's wir, des mächtgen, denken, laßt
Ja seiner Gattin uns auch nicht vergessen!
Wer mag des edlen Mannes Glück ermessen,
Wenn seinen Werth ein edles Weib erfast?

Ja selbst nach sauren Tages Müh' und Last
Daheim mit ihr zu trinken und zu essen,
Zu plaudern, fest sie an die Brust zu pressen,
Erwünschteste Belohnung, Ruh' und Mast!

O Männer, sprecht, und auch ihr größten Geister,
Rauch ist und Schemen Mannes Glück hienieden,
Fehlt ihm ein weiblich Herz, das ihn versteht.

Des zeugt der göttlichste der Männer. Seht,
Selbst Gottes Sohn fand, unser Herr und Meister,
Bei Martha's Schwester seinen tiefsten Frieden.

Philippine Welfer.

Wie tröstlich, wenn des Schicksals saure Mienen
Zwar erst der Tugend träum mit Widerstand,
Jedoch besänftigt dann ~~und~~ umgewandt
Es sich bereit zeigt, freundlich und zu dienen.

• So ging's der Tochter Welfer's, Philippinen,
Der schönen Braut Erzherzogs Ferdinand.
• Es einte sie geheimes Eheband,
Doch heftig zürnte Ihm und Vater ihnen.

Also durch gegenseitige Liebe zwar
Häuslichen Glücks genoss das junge Paar,
Doch immer fehlte noch des Vaters Segen.

Da trat die Tochter endlich ihm entgegen;
Er ward besiegt, er öffnet ihr den Arm,
In Freud' und Lust zerschmilzt der lange Harn.

Jungfer Konradine.

Bernehmt es all', ihr musikalischen Ohren,
Schon vor der Catalani, Sonntag, Lind,
Samt Lodi, Mara, die längst schweigsam sind,
Und jeder, welche nächstens wird geboren,

Vor ihnen schon gab's Aeklen, hocherklorn,
Begabt von Aeolus mit starkem Wind,
Zu wirbeln, trillern laut, lang und geschwind;
Leicht ginge da der Neuern Ruhm verloren.

Mit einem Beispiel kann ich euch bedienen.
Zu Hamburg, fast zweihundert Jahr sind's schon,
Pries man an Sängern Jungfer Konradinen

Den alldurchschmetternden Trompetenton.
Vermöchte die jetzt singend zu erstehn,
Wir zählten gerne doppelte Entréen.

Charlotte von Preußen.

Die letzte war, der Churfürstinnen sie,
Der, wie sich selbst, auf neugeschaffnem Throne
Zu Königsberg die königliche Krone
Der ruhmestfrohe Friederich verlieh:

Leibnizens Kamm und der Philosophie
Berehrerin, und selbst nicht Ruhmes ohne:
Dein Stiftrin war — ich sag's im höhern Tone —
Sie der berlinischen Akademie.

Ob Königthum und Gelehrsamkeit
Wird die Geschichte dich mit Ruhme nennen.
Doch wollt ihr bei den Ungelehrten fragen,

Auch dort erwarb sie sich Unsterblichkeit.
Wer sollte Stadt und Schloß und Park nicht kennen,
Die deinen Namen, o Charlotte, tragen?

Fanny Schmidt.

Du konntest dessen Liebe nicht erwidern,
Der dich mit seiner Thränen heißem Nach,
Mit jahrelangem tiefgeseufztem Ach,
Der dich geliebt mit seinen schönsten Liedern!

Du konntest, Fanny, dich so weit erniedern,
Wohnung zu nehmen, feste, unterm Dach
Von einem Handels Herrn in Eisenach,
Wenn einem liebendwürdigen auch und kiedern!

Doch tadl' ich den, der drum dich tadeln wollte.
Ich denke nicht so niedrig von der Liebe,
So hoch von keinem Schöpfer der Gefänge,

Daß ich von einer Jungfrau wünschen sollte,
Sie hemmt', — und wär's für einen Gott — und zwänge
Die freiesten, des Herzens heilige Triebz.

Margaretha Moller.

So stand's im Schicksalsbuch! Es sollt' ersehen
Dir Margaretha Moller, was dir noth,
Sie, die dir volle, reine Liebe bot,
Die, Klopstock, wahrhaft dich verstand zu schätzen.

Und sie auch mußte dennoch dich verlegen,
Dir, Armer, — und der Armen selber droht
Nach kurzer Zeit, vier Jahren nur, der Tod, —
Dein Aug' auß neu mit bitterer Flut zu nehen.

So stand es in des Schicksals Buch, — daß nicht
Zur Freudenfängerin deine Muse werde,
Daß sie mit ernst wehmütiger Geberde,

Verklärt von höherer Begeisterung Licht,
Im feierlichsten, christlichsten Gedicht
Zum Himmel sich entschwinde von der Erde.

Friederike von Vaireuth.

· Geliebte Schwester Friedrichs des zweiten,
Und einem biedern Fürstensonne vermählt,
Den sie, die er mit Neigung auserwählt,
Sehn wir die Freude doch sie nicht begleiten,

Vielmehr des Unglücks finstern Pfad sie schreiten.
Den Unglücklichsten sei sie gezählt;
Denn frühe ward sie, spät noch mehr gequält
Von herben, herbsten Widerwärtigkeiten.

Gibt es ein härteres Geschick auf Erden,
Als, wo wir lieben, nicht geliebt zu werden?
Und daß erlitt sie dreifach, schuldlos zwar,

Von Eltern, Vatten, und dem Bruder gar.
Was war zum Trost im Unglück ihr geblieben?
Daß sie es klar und wahr uns aufgeschrieben.

Christine Elisabeth.

Gemahlin du des großen Friederich,
Zwar hatte Reigung nicht das Band geschlungen,
Nicht wählst' er dich, du warst ihm aufgedrungen,
Und lange hielt er dich entfernt von sich.

Doch, da nichts deiner Huld und Sanftmut glich,
Ward auch des Königs edler Sinn bezwungen,
Hochachtung hattest du ihm abgerungen,
Und er bezeugte dir es öffentlich.

Ein Räthsel ist die Lieb', oft bleibt verhüllt
Selbst dem das Lösungswort, den sie erfüllt,
Ein Irrthum ist sie häufig in der Jugend.

Vom Licht der Wahrheit glänzt der Blick der Jugend,
Ernst ist ihr Werk, kein träumerisches Spiel,
Sie wandelt ruhig und gelangt zum Ziel.

— 28 —

Anna Luise Karich.

Ein Weizhals erst, ein Trunkenbold ward dann
In langem Ehistand, wahrlich nicht zum Heile,
Anna Luise Karichin, dir zu Theile,
Nedoch das Schicksal löste deinen Mann.

Wald sing ein neues Leben für dich an,
Du dichtetest, und wenn allch sonder Heile,
Leicht, fließend, vielgewandt, in Stegreiß Eile.
Du starbest, als dein Wohlstand recht begann.

* Gewiß, die Traun sind Dichterinnen auch.
Die Ode milder, doch das Lied, das sinnige,
Das leichte, heitre, wehmuthsvollherzinnige,

Wird ihnen mehr oft als dem Mann gelingen,
Auch zum Roman erheben sie die Schwingen;
Epos und Trauerspiel beißt kräftigern Hauch.

Anna Amalia.

Thüringen war es, das im Mittelalter
Fürsten zu Deutschlands Ehr' und Ruhm verlieh, —
Wer dächte nicht an Hermann und Sophie? —
Der Wissenschaft, zumal der Kunst Erhalter!

Die Fürsten Weimars wurden dann Entfalter
Der neuern Bildung, höherer Poesie;
Anna Amalia, vor allen sie,
Berief des Schriftenthumes Neugestalter,

Und wußte sich und Weimar zu erwerben
Den schönsten Ruhm als Kunstbeschützerin,
Ja auf den edlen Sohn auch ihren Sinn,

Auf Enkeljöhn' und Töchter zu vererben.
Heil, Wieland, Göthe, Herder, Schiller, Heil,
Heil ihr! Sie hat an euern Verbeern Theil.

Angelika Kaufmann.

Den Trieb zur Malerei erzeugt und nährte
Die Heimat dir und dein Geburtsort Chur,
Umringt von bergerhabener Natur,
Als höhere Bildung Welschland dir gewährte,

Und England Geld und Ruhm; doch bald begehrte
Dein Kunstsinne wieder heim zur wärmeren Flur;
Befriedigt fühltest du in Rom dich nur,
Wo man im Leben, wie im Tod dich ehrte.

Die Kunst, der du geweiht all deine Mühn,
Wehl darfst mit Recht ihr auch das Weib erglühn,
Nur meide sie, was hehr und was erhaben,

Der Anmuth ganz zuwendend ihre Gaben.
Das ist es, was Angelika uns heut,
Das ist's, was uns an ihren Werken freut.

Mariane Kirchgesser.

Früh Blindgewordene, zwar zu beklagen,
 Jedoch bei heiterem Gemüt nicht bangend,
 Und zarten Ohres an den Tönen hangend,
 Wufdest dein Unglück still du zu ertragen.

Und traun, du durstest nicht am Glüd verzagen,
 Daß Augenlicht beinah zurückempfangend,
 Daheim sowie im Ausland Ruhm erlangend,
 Im Spiel, dem neuen noch in jenen Tagen,

Im Spiele der Harmonika, daß, eben
 Erfunden, dir verdankte neues Leben,
 Ein Zauberspiel, jetzt leise, jetzt stark

Durchbekend bis ins Innerste das Mark.
 Wie wenn einst das verklärte Ohr durchziehn
 Der Himmelskugeln mächtige Harmonien?

Venedikte Raubert.

Du hast mit vielgeschäftigem Federfiele,
Frau eines Kaufmanns, doch beinaß gelehrt,
Geschichtliche Romane und gewährt
In schlichtem, doch nicht tadelhaftem Ethle.

Wald streckte Walter Ecett nach gleichem Ziele
Mit Dichtungen von zwar noch höherem Werth;
Doch, wie euch eure Zeit auch hochgeehrt,
Habt ihr der Leser-sets wohl nicht viele,

Die ihr einander ähnlicher noch seid,
Weil man euch nicht nach eurem Namen kannte,
Und Jeder erst in später Zeit sich nannte.

Du, Venedikte, aus Bescheidenheit;
Du galtest, und man darf dem Mufe trauen,
Für eine von den häuslichsten der Frauen.

Luise, Königin von Preußen.

Du wardest glücklich selbst in deinen Leiden,
Es theilte sie mit dir ja dein Gemahl,
Umringt von euren Kindern allzumal,
Als Königreich und Volk ihr musket weiden.

Dann kam nach kurzer Frist dein eignes Scheiden;
Dein Antlitz glimm schon im Verklärungsstrahl,
Indeh der Deinen unzählbare Zahl
Sich nur an Muth und Thränen konnte weiden.

Du Selige, und sel'ger noch anst, —
Nachdem zum höhern Licht auch er genesen,
Der stets dein höchstes Kleinod war gewesen, —

Wann nun hinab du blickest nach dem Sohne,
Dem Erben eures Throns, der auf dem Throne
Ein Erb' auch eures Geists und Herzens sitzt.

Agnes Franz.

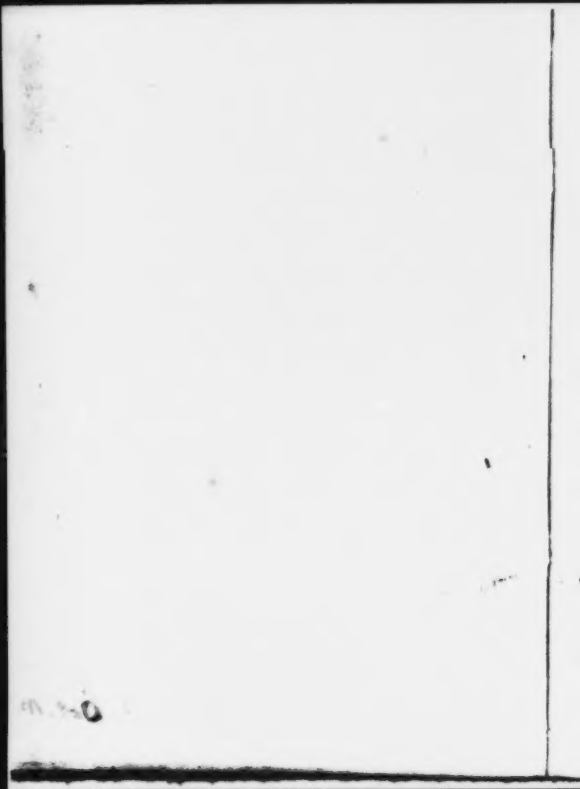
Schon, als du starbest, hab' ich dir gesungen,
Bescheidne, sanfte Jungfrau, Agnes Franz!
Von deiner frühesten Kindheit hatte ganz
Dein Herz das reinste Gottvertraum durchdrungen,

Vom Scheine sich zur Wahrheit aufgeschwungen,
Fern war das eitle Streben dir nach Glanz;
So ist ein anspruchloser, schöner Kranz
Von Liedern und Parabeln dir gelungen.

Kindlich gesinnet selbst, zög es dich hin
Nicht bloß als Dichterin zur Welt der Kinder,
Erzieherin, Vorsteherin nicht minder,

Pflegtest und bildetest du ihren Sinn,
Wirktest bis an dein Ende du voll Segen, —
Laß dieß Sonett noch auf dein Grab mich legen!





Vittoria Colonna

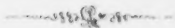
und

Lausina Maratti

Leben und Gedichte.

Von

Dr. Karl Ludwig Rannegieser.



BERLIN.

Druck und Verlag von F. Hartz & Co.

Ungewiss
Berlin?



[1860]

7930 II^r 264/

Seiner Majestät
dem Könige von Sachsen
Johann.

Gebahrer Kunst und würdigster Verehrer
Des großen Mannes, den Aleranz gebar,
Doch, der da ist und sein wird, wie er war,
Der Stolz der Dichtkunst und der Zeiten Lehrer!

Du, seinem echten Dolmetsch und Erklärer,
Weiß' ich aus Welschlands dichterischer Schaar
Im deutschen Land ein Dichterinnenpaar,
Awar nicht dem Dante gleich, geschweige hebrer.

Aber in dem beschränkteren Bereich
Der Arnen, der Liebenden, der Eblen, frommen,
Werte wunne fürwahr, die ihnen gleich.

So heiße du sie, hebet Herr, willkommen,
Willkommen jedes zarte Menschenberg,
Mit, empfinden ihren tiefen Schmerz!

Die beiden Frauen Vittoria Colonna und Kaufina Maratti gehören zu den ausgezeichneten ihres Geschlechts und bieten mehrere Vergleichungspunkte dar. Sie sind zwar durch mehr als ein Jahrhundert getrennt, Vittoria lebte im fünfzehnten, Kaufina im siebzehnten und achtzehnten; aber beide lebten in Rom, die erstere wenigstens häufig, die andere fast immer; beide wurden früh Wittwen und erkrankten nicht, ihren Verlust zu beklagen; beide waren schön, geistreich, angesehen, die Helden ihrer gesellschaftlichen Kreise, beide die berühmtesten Dichterinnen ihrer Zeit, und vielleicht kaum den berühmtesten und besten Dichterinnen aller Zeiten nachstehend, wiewohl des Namens der erstern, von deren Lebensumständen und Gedichten am meisten übrig geblieben ist, höchstens in anekdotischen Geschichten der Dichtkunst noch Erwähnung geschieht, der letzteren zwar von Herder ehrenvoll gedacht ist, wie sie denn auch in ihm einen Uebersetzer des größten Theils ihrer wenigen und übrig gebliebenen oder wenigstens mir bekannt gewordenen Gedichte gefunden hat. Beide sind dennoch so sehr in unverdiente Vergessenheit gerathen, daß ich es für Pflicht halte, an sie zu erinnern, und an dem Genuße, den mir ihre Gedichte gewährt haben, durch Uebersetzung einer Auswahl derselben auch Andere Theil nehmen zu lassen, zugleich aber von ihren Lebensumständen einige Nachricht zu geben.

Ich fange mit der Letzteren an, für deren Darstellung meine Quellen am sparsamsten fließen, und schließe mit einer, wenn auch gedrängten, doch längeren und ausführlichen Schilderung der Erstern, wozu mich eine erst vor wenigen Jahren erschienene Lebensbeschreibung mit einer neuen, vervollständigten Ausgabe ihrer Gedichte in Stand setzt.*

*) *Le Rime di Vittoria Colonna etc.* dal Cavaliere Pietro Ercole Visconti. Roma 1840.

Faustina Maratti.

Faustina Maratti war die Tochter des Malers Carlo Maratti oder Maratta, der als der letzte Maler der römischen Schule betrachtet wird, und besonders den Saracci und dem Guido Remi nachempfand, sich von der damaligen Verwilderung des Zeichnens frei hielt und sich durch die Wiederherstellung der Raphaelischen Wandgemälde im Vatican ein nicht unbedeutendes Verdienst erwark. Er war 1625 zu Camurano in der Mark Ancona geboren und starb 1713 in Rom. Nicht minder beilühmt war ihr Gemahl, der Rechtsgelehrte Giovanni Battista Felice Zappi, Mitgründer der Akademie der Arkadier, in welcher er ein ausgezeichnetes Mitglied war, den Dichternamen Lisi Leucasio führte, und Sonette, Canzonen, Madrigale dichtete. Er war 1667 zu Imola geboren und starb, als Günstling des Papstes Clemens XI. den 30. Julius 1719 in Rom. — Von seiner Gattin Faustina wissen wir dagegen nicht einmal das Geburts- und Sterbejahr, und überhaupt nicht viel mehr, als daß sie in der Arcadia, deren Mitglied sie auch war, Aglaure Libenia hieß, daß sie, wie aus ihren Gedichten hervorgeht, ihren Mann zärtlich liebte, verläumdet und beneidet, von Eifersucht geplagt wurde, ihren Mann überlebte, auch einen Sohn verlor, welche beide sie in den rührendsten Sonetten beklagt. Sonette sind alle ihre uns übrig gebliebene Gedichte, und deren sind in der die Gedichte ihres Mannes und mehrerer andern Arkadier zugleich enthaltenden in Venedig erschienenen Sammlung* nur 34. Ich habe, nebst ein paar Lebgedichten auf sie, und einigen Gedichten ihres Mannes und anderer Gesellschaftsmitglieder die meisten derselben, nämlich 36 übersezt und zwar eben auch in der Sonettenform. Herder dagegen nicht mehr als 27, und zwar in der Form der griechischen Lirischen, überdies höchst frei und verflüßt, so daß

*) Rime di Giovambattista Zappi e di Faustina Maratti. Venezia 1770.

ein Sonett nie mehr als 6 Distichen zählt, bisweilen aber sogar in 2 zusammenschmilzt. Der Schluss seiner Einleitungsworte bezeichnet aber den Geist der Dichterin und den Werth der Gedichte so an, daß ich sie hier mittheile: „Was mich zu den wenigen Gedichten, die ich von dieser Kaarina kenne, angenehm hinzog, war die Wahrheit ihrer reinen, hohen Empfindung. Jedes Sonett, fühlt man, ist aus Umständen des Lebens hervorgegangen, die ihr diese Sprache leicht zur Muttersprache machten.“

Leid und Freude wechseln in ihren Gedichten, so daß viele, ohne es zu wissen, eine kleine Lebensbeschreibung, ein fertiges Porträtgemälde bilden.“

Vittoria Colonna.

Vittoria Colonna, die letzteberene und einzige Tochter des Herzogtherrn Fabrizio Colonna, und Agnesens von Montecastro, wurde 1491 im Schlosse Marino zwischen Albano und Ardea geboren. Ihr Vater, zuerst Anhänger der französischen Partei, ging zu der aragonesischen über, schloß sich dem Marschall von Pescara, Alfonso von Avalos, an, und verlebte zur Befestigung der Freundschaft diese seine Tochter dem ihr gleichaltrigen Sohne desselben Francesco mit Beauftragung des Königs Ferdinand schon im fünften Lebensjahre der Kinder. Beide erhielten eine sorgfältige Erziehung. In Neapel wurden damals Künste und Wissenschaften von dem Könige Ferdinand in Schutz genommen, der zwischen dem Dichter Cariteo und Alfonso von Avalos zu Pferde seinen Einzug in Neapel hielt. Alfonsos Haus stand im Ruf hoher Bildung; er selbst hinterließ eine Schrift über die Kriegeskunst. Nach seinem Tode übernahm seine Schwester Konstanz von Avalos, Herzogin von Francavilla, die Sorge für Francesco, eine Frau von fast männlichem und kriegerischem Sinn, lebenslängliche von Kaiser Karl V.

*) Herter's sämtliche Werke III. 67. Stuttgart u. Tübingen 1847.

zur Ährstin erhabene Schlosshauptmannin von Ischia, dem damaligen Schlüssel des Königreichs; Giovanni Battista Musillo wurde sein Lehrer, und Francesco machte ihnen Beiden Ehre.

Vittoria zeichnete sich gleichfalls nicht blos durch persönliche Schönheit, sondern durch Geistesgaben und durch seine Bildung aus, so daß die Herzöge von Savoyen und Praganza sich um ihre Hand bewarben; aber der Papst beauftragte die Vermählung des jungen Paares, das den Nachrichten zufolge nicht seinesgleichen in Italien fand, und diese erfolgte in ihrem 19. Lebensjahre am 27. December 1769, und wurde auf der Insel Ischia mit fast königlicher Pracht gefeiert.

So schmerzhaft für Vittoria die Trennung von ihren Eltern und von ihren Brüdern, zumal von dem wegen seiner Zerstreuung und Trägheit ihr theuersten ältesten, schon 7 Jahre darauf sterbenden Bruder Federico war, so fand sie doch in ihrem Gatten den vollständigsten Ersatz, und die schönste Zeit ihres Lebens begann. Beide waren einander werth, und je näher sie sich gegenseitig kennen lernten, desto mehr wuchs ihre Huldung und zärtliche Liebe. Auch ihre äußere Lage war eine der glücklichsten. Die Insel Ischia, wo sich das Haus Avales damals gewöhnlich aufhielt, war der Sommerplatz der vornehmsten und arbeitslustigen Gesellschaft und bot die edelsten Genüsse dar. Die Herzogin von Francavilla übte die aristokratischste Gastfreundschaft. Die berühmtesten Kriegs- u. Staatsmänner Italiens, Prospero und Fabricio Colonna, der Fürst von Salerno, die Marschese von Padula, Guerara, Terramosca, die Gelehrten und Dichter Sammarco, Cariteo, Nota, Bernardo Tasso, Musillo, Altocato, Giovio, Minturno vereinigten sich hier mit der Plübe des weiblichen Geschlechts von Neapel und Sicilien, als dessen Hauptstutze neben der hohen Dame Constanze von Francavilla bald die Nicht-Vittoria anerkannt wurde. Bernardo Tasso feierte die Insel deshalb in einem unter den Uebersetzungen befindlichen Sonett.

Indeß dieß Glück war nur von kurzer Dauer. Ein neuer Krieg brach in Italien aus; Papst Julius II. trat an die Spitze eines Bündnisses mehrerer italienischen Fürsten gegen die Franzosen; König Ferdinand schloß sich an und Francesco di Pescara aus Pflichttreue und Dankbarkeit gegen seinen königlichen Herrn und Beschützer, sowie aus eigener Neigung beschloß eine Reithaar zu sammeln, um sie in das Lager der Verbündeten zu führen. Seine Gattin befaß Hochmuth und Selbstverleugnung genug, ihn von diesem Vorhaben nicht abwendig zu machen, sondern ihn vielmehr darin zu bestärken. Aber kaum hatte er sich in Begleitung des Vizekönigs Raimondo von Gerdeva von ihr getrennt, als Furcht und Peinlichkeith sich ihrer bemächtigten, wovon ein Brief an ihren Gemahl nach der ersten Niederlage der Verbündeten Zeugniß giebt. Sein Schwiegervater Fabrizio war Oberbefehlshaber der Spanier und Italiener, und Pescara ward zum Führer der leichten Reiterei ernannt, einer bedeutenden und ihm zumal bei seiner Jugend zur Ehre gereichenden Stelle.

Vittoria, in Aschia zurückgeblieben, brachte die Zeit mit Gebeten und Gelübden unter Thränen hin und suchte Trost in wissenschaftlichen und künstlerischen Beschäftigungen und in der Sorge für einen nahen Anverwandten ihres Vaters, Alfense von Avales, Marchese del Vasto, einen bis dahin der seinen Bildung wenig zugänglichen, zernünftigen, aber begabten und bildungsfähigen Jüngling. Er gedieh unter ihrer Leitung, weshalb sie, welcher das Glück verlag, blieb, Mutter zu werden, sagte: „Man kann mich nicht mehr unbescholtener nennen, da ich in ihm einen Sprößling meines Geschlechtes habe.“

In der Schlacht von Ravenna gerieth ihr Gemahl so wie ihr Vater Fabrizio, dessen Rathschläge man in diesem Feldzuge nicht befolgt hatte, in französische Gefangenenschaft. Vittoria war darüber untröstlich; durch Vermittelung des Herzogs von Ferrara, Alfense von Este, wurden indeß beide bald in Freiheit gesetzt; nur konnte Francesco, ihr Gemahl

wegen seiner Wunden Mailand nicht sofort verlassen. Endlich kehrte er jedoch mit Narben im Gesicht zurück, von denen die Herzogin von Mailand Isabella sagte: Ich möchte schon bezweigen ein Mann sein, Herr Marchese, um auch Wunden wie ihr im Gesicht zu empfangen, und dann zu leben, ob sie mir eben so gut stehen würden, wie euch.“ Indes er blieb nicht lange in Neapel und Jochia, sondern ging mit seinem Schwiegervater und Prospero Colonna zum Heere zurück, das fortwährend Unzufriedenheit hatte, so daß Papst Leo X., nachfolgend Julius des Zweiten, ebenfalls erst sehr kriegerisch, mit König Franz I. von Frankreich Frieden schloß. Pescara erhielt, nachdem er am 28. Febr. 1515 mit dem Heere nach Neapel zurückgekehrt war, die Kammerherrnwürde. Die schönen Tage von Jochia begannen nun von neuem, obgleich Gesandtschaften an Karl von Oesterreich in Mailand, bei welchen Pescara Anhang und Gehorsam zeigte, ihn hienieden enthielten. In jene Zeit fällt die Hochzeit seiner Nichte Consanza von Arates mit dem Herzoge von Amalfi, Alfonso Piccolomini, sowie die des Königs von Polen Sigismund mit Lena Sforza, Herzogin von Bari, Tochter der Isabella von Aragenen, Herzogin von Mailand. Beide Verbindungen wurden in Jochia gefeiert, und bei der letzteren zeigte sich Vittoria in höchster Pracht. Pescara hatte die Ehre, die junge Königin bis Manfredonia zu begleiten, wo sie sich einschiffte.

Um diese Zeit besuchte Vittoria wahrscheinlich mit ihrem Gemahle Rom, um sich dem Papst Leo X. vorzustellen, der dem Pompeo Colonna den Purpur gegeben hatte, wurde auch damals wohl von Gaudenzio Ferrari, einem Schüler Raffels gemalt, wie man sie in der Justinianischen Gallerie und im Hause der Colonna's sieht. Leo X. hatte sich indes mit dem deutschen Kaiser verbunden, und übertrug dem Prospero Colonna die Leitung des neuen Heerzuges. Pescara wurde Anführer des kaiserlichen Aufwalles und nahm nach langem Zögern auf Forderung der Fürstin von Transcaralla und seiner Gattin, welche es geltend machten, daß

der Ruhm über Alles geht, den jungen Marschese von Vasto, obgleich er der einzige Stammhalter war, mit zu Theile. Pescara zeichnete sich hier so aus, daß er nach Prospero den Oberbefehl erhielt. Durch ihn besonders ward die Schlacht bei Paria gewonnen. Drei Schaumützen, die in Mailand zu seiner Ehre geschlagen wurden, bezeugen seinen Ruhm, und doch hätte er vielleicht ein noch größeres und glänzenderes Loos erringen können, denn die Feinde machten Versuche, ihn durch Versprechungen, ja durch Aussichten auf die Krone von Neapel, womit des Großherzogs von Mailand, Großkanzler Girelanto Merone ihn zu fesseln beauftragt wurde, zu sich hinüber zu ziehen. Indess er blieb standhaft, und Vittoria ließ es auch von ihrer Seite nicht an Abmahnungen fehlen; sie forderte ihn vielmehr auf, in Begleitung des Marschese Vasto einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen, selbst wenn die Ausführung dieses Vorhabens den Verlust ihrer Besitzungen nöthig mache.

Zwei drei Jahren war sie abermals von ihm getrennt gewesen; nur einmal hatte sie ihn auf drei Tage in Neapel gesehen, wohin er auf Veranlassung des Todes ihrer Mutter kam, die auf der Rückreise von Voretto gestorben war. Nach diesem neuen Verlust, denn ihren Vater hatte sie schon früher im März 1520 verloren, schute sie sich um so mehr nach ihrem Gemahl. Auch willfahrte er ihrem Wunsch und machte sich auf den Weg. Gott hatte es indess anders beschloffen. Sie reiste ihm entgegen, erfuhr aber unterwegs in Viterbo seinen Tod. Plötzliche Abnahme seiner Kräfte hatte seinem Leben am 25. Decbr. 1525 schnell ein Ende gemacht. Sein Lebensbeschreiber nennt ihn „einen Jüngling an Jahren, einen Greis an Erfahrung“ und bemerkt, daß er sein ganzes Leben hindurch seine Vorliebe für Spanien auf alle Weise zeigte.

Vittoria war in Verzweiflung, ging nach Rom, ließ sich dort durch den Papst Clemens ins Kloster St. Sylvester aufnehmen, und widmete sich hier der dichterischen Klage um ihren Gemahl. Die junge schöne Wittwe ward zwar bald

von Aetern bestimmt, aber sie wies alle Heirathsanträge zurück, und nahm als Zeichen ihrer Willensfestigkeit einen dem Sturme Widerstand leistenden Wachsstock sowie einen von den Meerewegen vergeblich bedrohten Fels in ihr Wappen auf. Anhe war ihr jedoch nicht beschieden. Ihr Bruder Ascanio holte sie bald nach Marino ab, von wo sie über Neapel nach Aschia zurückkehrte, während er selbst mit Pompeo Colonna die Waffen gegen den Papst erhob und ihn 1527 im Vatican belagerte. Der Papst floh, bestrafte die Anführer, ließ sich aber durch Vittoria's Fürbitte verfühnen.

Später, im Jahre 1536, finden wir sie abermals in Rom bei dem Papst Paul III. Sie bewohnte den Pallast Colonna und erhielt dort einen Besuch von Kaiser Karl V. Dann ging sie nach Yucca und nach Ferrara, wo sie mit dem Dichter Frisone zusammentraf. Auch nach Verona wurde sie von Francesco della Torre eingeladen; aber sie hatte damals eine weitere Reise nach Palästina vor. Der Marsche der Salto rieth ihr indeß ab, und wegen ihrer wankenden Gesundheit mußte sie diese Vorhaben aufgeben. Sie wechselte von jetzt an mehrmals ihren Aufenthalt. In Rom veruchte sie ihrem Bruder Ascanio, der sich abermals empört hatte, Verzeihung, diesmal aber vergebens, zu erwirken. Nach einer kürzeren Rast im Kloster St. Paolo zu Triveto begab sie sich auf Bitten ihrer Freunde 1541 wieder nach Rom, eilte jedoch noch in demselben Jahr im October nach dem Kloster St. Katharina in Viterbo, wo sie mit mehreren Gelehrten, besonders mit dem Cardinal Petramina. Dort verfiel sie in eine schwere Krankheit; doch litt ihr Gemüth, wie es scheint, mehr als ihr Körper. Wennigstens sagte ihr Arzt Aracastero: „Ich wünschte ihr einen Arzt für ihre Seele.“ 1541 verließ sie Viterbo, und ließ sich ins Benedictinerinnen-Kloster St. Anna zu Rom aufnehmen.

Das schmerzlichste Ereigniß, das sie nun betraf, war der Tod des noch in der Blüthe der Jahre stehenden Marsese

bei Vasto. Er war ihr nächst ihrem Manne am theuersten gewesen, sie nannte ihn den Sohn ihres Vaters, und in der That war er an Fähigkeiten und an edler, heber Gesinnung ihrem Gemahle sehr ähnlich. Sie hatte sogar die Hoffnung gehegt, er werde sich in Afrika ein Königreich erkämpfen und das Christenthum auf diesem Erdtheile ausbreiten. Mit ihm erfolgte die Plünder des damaligen italienischen Heidenthums.

Zeit dieser Zeit wußte auch Vittoria dem Grabe zu, obgleich sie bis an ihr Ende einen lebhaften Priechechsel unterhielt, und der Dichtkunst treu blieb. Sie starb in der, dem Kloster angrenzenden Wohnung des Gintiano Gelforini, Gemahls der Gintia Colonna, am Ende Februars 1547, 57 Jahr alt. Michel Angelo kam, ihre Leiche zu sehen, und sagte nachher, daß er bloß die Hand der Gutschlafenen und nicht das Gesicht geküßt habe. Sie hatte ihren Bruder Accacio zum Erben eingesetzt, aber ihre übrigen Verwandten und Kloster auch reichlich bedacht. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie als Nonne begraben. „Se heber ihre Wiege, sagt Bioncenti, desto tiefer ihr Grab.“ Man kennt die Stätte desselben nicht mehr; kein Denkmal hat es bezeichnet.

Ihr dichterischer Ruhm hatte sich bereits bei ihrem Leben durch ganz Italien verbreitet. Sie selbst, wohin sie kam, zog schon durch ihr Aeußeres Aller Augen auf sich; auch zeigt ihr in Bioncenti's Werke befindliches Bild edle Schönheit. Sie stand mit einem großen Theile ihrer angesehensten Zeitgenossen, wie denn selbst mit mehreren Päpsten und mit Kaiser Karl V., und mit den ausgezeichnetsten italienischen Gelehrten und Künstlern in Priechechsel oder in persönlichem Umgange. Luigi Alamanni schrieb ihr: er habe nicht geglaubt, als er in Rom von ihr Abschied genommen, daß er eine solche Sehnsucht nach ihr empfinden würde, und nur das gleiche Gefühl seines Reisegefährten, des Cardinals Ippolito von Este, habe ihn einigermaßen getrübet. Michel Angelo überhäufte sie so mit seinen Priesen, daß sie ihn hat, etwas sparsamer zu sein, damit sie für ihre Andachtsübungen im Kloster, und er für seine Kunst mehr Zeit übrig behalte.

Auch nahm er dies nicht übel, dichtete auf sie, und pries sie in einem seiner Gedichte als seine zweite Schöpferin. Mehrere Gelehrte und Dichter widmeten ihr Schriften, Cardinal Pompeo Colonna sein Lob der Frauen, Cardinal Contarini sein Buch über die Frauen, Giovin das lateinisch geschriebene Leben ihres Gemahls, — denn sie verstand Lateinisch, — Bembo, Guidiccioni, Bernardo Tasso, Annibale Caro Sonette, Elegien, Epochen, Madrigale; und das ehrenvollste Denkmal setzte ihr Ariost in seinem rasenden Roland. Auch wußte sie Mehreren ihren Dank nicht bloß durch Worte sondern durch die That zu beweisen: Areoso und Bembo waren ihr die Kardinalwürde schuldig. Man nannte sie die göttliche (*la divina*), ein Beiwort, das man noch keiner italienischen Dichterin gegeben hatte. Und in der That gehören ihre Gedichte, an deren Verbesserung sie fortwährend arbeitete, zu dem Schönsten, was die italienische Dichtkunst, besonders die heilige, aufzuweisen hat, und sie zeichnet sich vor ihrem großen Vorgänger Petrarca dadurch aus, daß sie erbahene Gefinnung und Gedankensfülle mit tiefstem Gefühl verband. Ein Geschichtschreiber sagt von ihr: „Nicht bloß des Petrarca, sondern vielmehr des Plato Geist hatte sich in ihre Brust gekernt.“ Ihre Gedichte bestehen fast ganz in Sonetten, weltlichen und geistlichen, von denen sie einige an Zeitgenossen, z. B. an Kaiser Karl V., besonders an ihre Verwandte und Freunde, z. B. an den Marchese del Vasto, einen bedeutenden Theil an ihren abgechiedenen Gemahl, den sie ihre „Sonne“ nennt, richtete; viele sind jedoch auch allgemeinen Inhalts. Merkwürdig ist es, daß die katholische Kirche, selbst in den geistlichen, nicht grell aufgetragen ist, ja, daß die Kirche, gleich Dante, bei aller Frömmigkeit sich zu freier Forschung erhebt. Auch wollte man ihr nachsagen, daß sie der Geistesfreiheit verdächtig geworden sei; doch Visconti nimmt sie gegen die ihr zu Last gelegten Aleyereien in Schutz und führt einen Brief des Cardinals Angelo Maria Lurini an, worin es heißt: „Wenn sie Predigten und Vorträge des Valdesio, des Pier Martire Vermigli und Echino anhörte, so bedenke man, daß diese Männer

allgemein im Rufe einer musterhaften Sittlichkeit, eines busfertigen und christlichen Lebenswandels standen.“

Die Zahl ihrer Gedichte beläuft sich auf etwa 350, durchaus Sonette, mit Ausnahme von 1 Madrigal, 2 Terzinengebichten und einer Canzone. Die neueste Ausgabe von Visconti enthält viele neu aufgekundene, und eine verichtigte Lebensbeschreibung. Von den Gedichten sind manche schwer zu verstehen: ich habe mich daher darauf beschränkt, kaum den vierten Theil derselben zu übersezen, und einige der Lobgedichte auf die Dichterin vorausszuschicken.

Nachschrift.

Die Beiträge zur italienischen Geschichte von Alfred von Neumont. (Berlin, Decker 1853,) die mir erst nach Vollenbung des Trigen zu Gesicht kamen, enthalten im ersten Bande einen trefflichen Aufsatz über Vittoria Colonna, aus welchem ich mir erlaube einige Zeilen hinzuzufügen.

Seite 288 sagt er von ihren päteren Poesieen, meist religiösen Inhalts: „Sie begründeten ihren Ruhm bei weitem am sichersten, und die ältere italienische Literatur hat ihnen nichts von ähnlicher Vollenbung entgegen zu stellen. Denn hier spricht sich in wohlklingenden Versen eine so tiefe wie wahre Krömmigkeit aus, unbedingte Ergebung, nicht wankende Zuversicht, frohe Hoffnung, inniges Durchdrungensein von den Wahrheiten des Glaubens. So schön in den früheren Sonetten die Sprache ist, hier erhebt sie sich mit dem Gegenstande zu größerem Reichthum, höherem Schwünge, billender Fülle, größerer Präcision und Würde.“

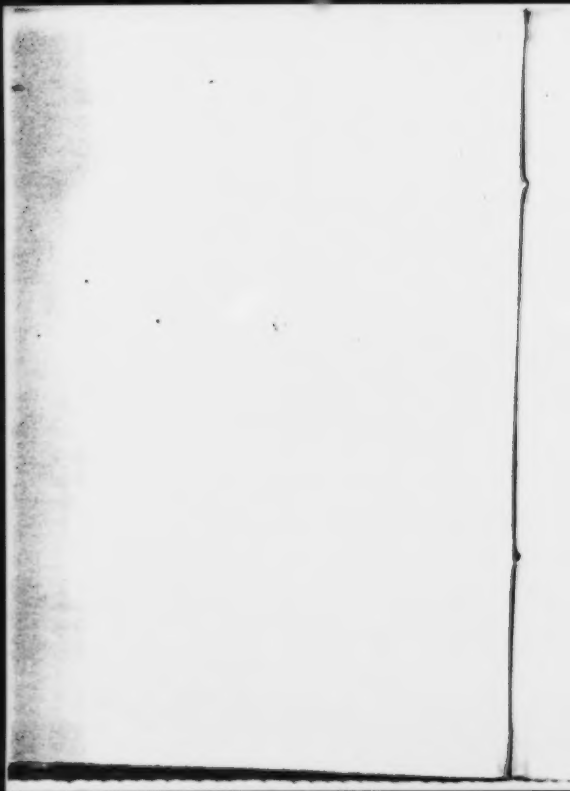
Seite 299 heißt es mit Rücksicht auf die kirchlichen Irrungen, worin auch Vittoria Colonna verwickelt wurde: „Die fromme Innerlichkeit ihres Gemahls mußte sie in den Kreis jener geistigen Bestrebungen hineinziehen. An den Dingen, wie an Personen nahm sie den lebhaftesten Antheil. Sie ward beargwohnt, Meinungen zu hegen, die nicht übereinstimmten mit den orthodoxen Lehren. — Wie aber auch die

Verhältnisse sein mochten, sie benahm sich durchaus würdig und offen, und fuhr fort, ihren bedeutenden Einfluß zum Besten Anderer zu benutzen, Andern Schirm und Trost zu sein, zu vermitteln und zu verzeihen, indem sie so das schönste Vorrecht ihres Geschlechts übte."

Seite 141. „So war im Leben wie in ihren Schriften Vittoria Solenna keiner der Lebensfragen ihrer gährenden Zeit fremd, deren höhere Interessen sie mit Mut und Wärme umfaßte; fest in der Gesinnung, und doch Vermittlerin zwischen den streitenden Parteien und von allen Parteien geehrt, ein reiner großartiger Charakter, ein Gemüth, das weibliche Zartheit und Hingebung mit Manneskraft und Entschiedenheit vereint, ein reiches, und in seiner keuschen Strenge doch anmuthiges Dichtertalent. Es gewährt zwiefache Freude und Genugthumung inmitten der blutigen Schrift, welche die Blätter der Geschichte jener Tage füllt, einem so edlen Bilde zu begegnen."

Lob - Gedichte
auf
VITTORIA COLONNA.





Urioſto.

37. Gefang des wachenden Melampo, überſetzt von Oried.

14.

Und außer dieſen und viel andern Leuten,
Die euch geweicht und weihn des Ruhm's Tribut,
Kömt ihr euch deſſen ſelbſt genug bereiten;
Denn viele Frau'n, indeß die Nadel ruht,
Oehn ſühulich jezt dem Nafen ſelbſt zur Seiten
Und ſchöpfen ſich von Aganippe's Blut,
So daß ihr Weiſſand nöth'ger uns erſchiene,
Wenn ſie geſchöpft, als unſer Weiſſand ihnen.

15.

Wollt' ich, wer diese sind, genau erzählen,
Und jeder ganz das würd'ge Lob verleih'n,
So würd's an Zeit zu anderm Piede fehlen,
Und manches Blatt noch müßt' ich ihnen weih'n.
Und wollt' ich stuf nur ober sechs erwähnen,
So würden mir die andern böse sein.
Was soll ich thun? Soll ich von allen schweigen?
Soll ich nur einer einz'gen Ehr' erzeigen?

16.

Nur Eine wähl' ich aus dem ganzen Kreise,
Doch die schon längst dem Reide so entrann,
Dah keine Frau, wenn ich nur diese preise,
Und Niemand sonst es mir verargen kann.
Denn nicht genug, daß ihre süße Weise
Ihr für sich selbst Unsterblichkeit gewann:
Sie macht, daß Todte selbst dem Grab entschweben,
Und, wen sie nennt, der lebt unsterblich Leben.

17.

Wie Phäbus ja die reine Schwester gerne
Mit mehrem Lichte stets zu schmücken schien,
Als Venus und Merkur und and're Sterne,
Die mit dem Himmel oder einsam ziehn:
So hat die Euada dieser, der von ferne
Kein Weib sich naht, auch größ're Kraft verliehn,
Und ihren Worten solcher Anmut Wonne,
Dah sie uns strahlt wie eine zweite Sonne.

18.

Victoria heißt sie; ihr, die unter Siegen
Geboren ist, die immer um sich her
Victorien steht mit Siegestränzen fliegen,
Gebührt vor Allen dieser Name sehr.
Ist Artemisiens Ruhm so hoch gestiegen,
Weil sie den Mann geliebt: um wieviel mehr
Muß sie empfahn? Denn schöner ist's, den Gatten
Der Grabesnacht entziehen als ihn bestatten.

19.

Ward einst Cradnen und Paodamien,
Der Portia, Arria, und so großer Zahl
Von andern Frau'n verdientes Lob verliehen,
Weil sie in's Grab begleitet den Gemahl:
Wie sehr ist dann Victoria vorzuziehen,
Die aus dem Strome, der das Schattenthal
Neunmal umgibt, den Mann emporgehoben,
Selbst trotz des Todes und der Parzen Toben.

20.

Veneidet Alexander den Peliden
Um der mäonischen Posaune Klang,
Er süßte mehr noch, wallt' er jetzt hienieden,
Pescara, gegen Dich des Reides Drang,
Weil Dir solch keusches, theures Weib beschieden,
Das Deinen Ruhm verzwigt durch Gesang,
Und Deinen Namen läßt so wiederhallen,
Daß Du nicht brauchst der andern Luba Schallen.

21.

Wollt' ich so viel von dieser Schönen schreiben
Als ich begehrt' und mir zu sagen frei,
So wüßd' ich's weit, und doch so weit nicht treiben,
Dass nicht ein großer Theil noch übrig sei.
Marfisa wüßte dann bei Seite bleiben
Und die Geschichte jener andern Zwei,
Die ich versprochen hab' euch zu erzählen,
Wenn ihr bei diesem Sang nicht wüßdet fehlen.

22.

Doch, da ihr kommen seid, um mich zu hören,
Und ich um Wert zu halten eurem Kreis,
So will ich's nur bei beßrer Zeit gewähren,
Vollständig ihr zu weihn den wüßd'gen Preis.
Nicht, dass ihr meine Lieder nöthig wäret,
Ihr, die sich deren genug zu schaffen weiß;
Nein, bloß um meinem Wunsch, sie zu erheben
Und ihren Ruhm zu melden, nachzusehen.

— 23 —

Michel Angelo Buonarrotti.

1.

Wann edle Kunst Weerden und Gestalt
Des Menschen aufgefahst, läßt im gemeinen
Stoff einfach sie ihn als Entwurf erscheinen,
Als Erstgeburt mit lebendem Gehalt.

Dann folgt die zweit': auf Meißels Schlaggewalt
Muß der Entwurf zum Standbild sich versteinen,
Wie es gelebt, zum festlichen, zum feinen,
Doch weiter Ruhm dann nimmermehr verhallt.

So hat mir Erstgeburt Entwurf ertheilt,
Entwurf, als edler Bild neu zu erstehen:
Durch Euch ist, hohe Frau, mir das geschehen.

Wenn's mangelhaft, wenn Euer Mitleid seit
An meinem Wust und eittem, blindem Denken,
Womit dann läß' ich es, Euch so zu kränken?

2.

Weil ich bemerkte, hohe Gönnerin,
Wie ich der mir von Euch erwies'nen Ehren
Unwürdig sei, war es mein heiß Begehren,
Zu zeigen Euch durch That dankbaren Sinn.

Doch fühl' ich bald, daß solchen Hochgewinn
Die eigne Kraft nicht könne mir gewähren,
Daß ich nicht länger Thorheit dürfte nähren,
Drum ich durch Mißerfolg nun weiser bin.

Ja wohl, ich weiß wie sehr ich Unrecht habe,
Hoff ich, es solle meinen Händen glücken,
Die Euch enttäuscht, die Anmut auszugleichen.

Geist, Fähigkeit und Kühnheit müssen weichen,
Die Kunst ist schwach mit hundert Meisterstücken,
Vergleicht man sie mit Pinné's Wundergabe.

3.

Zu lästig ist und schwer
Trotz aller Süßigkeit
Die Fuld, die einen Geist zu fesseln pflegt;
Weshalb bei weitem mehr
Eure Bewegtheit
Als Raub und Diebstahl meine Plag' erregt.
Das Auge nicht erträgt
Die Sonn', und sollte mehr doch sein entzogen
Durch größres Licht von dort, wo es regirt.
So das Verlangen, das, obwohl gehegt
Von Euch, durch deren Will' es zugenommen,
Abirrt und sich verliert.
Den kleinen Ruh' wird der zu groß' ertränken;
Zu viel tangt nicht zu schenken.

4.

Auf rechtem Fuß bald, bald auf linkem stehend,
Bin ich mein Heil zu suchen sehr bemüht.
Verirrt ist mein Gemüth.
Weil's zwischen Böß und Gut die Wahl nicht weiß,
Wie, wer enger nicht sehend
Zum Himmel, sich verliert auf jedem Weis.
Dies Blatt, das leer und weiß,
Darreich' ich's Deinem Griffel.
Beschreibe Du's, da Zweifel mich umflieht!
Denn meine Seel' entblößt von jedem Licht,
Kann nicht entsagen der Begierde Streben
Auf ihren letzten Schritten, sinkt und fällt.
Beschreibe Du's, und schreib, daß Du mein Leben
Auf bestem Pfad gewandt zum Himmelsofeld.

Pietro Bembo.

1.

Umgib die Schlafen ihr mit jenen Zweigen,
Die Du am meisten liebst in unserm Haar!
Sie siegt ob Deiner besten Dichter Schaar
Mit ihrer edlen, reinen Verse Reizen.

Und wenn Du einer Frau willst Ehr' erzeigen,
Die hohen Stand, Kraft, Tugend bietet dar,
So nimmst, Apoll, Du keine gleiche wahr:
So viel empfing vom Himmel sie zu eigen.

Beglückt, wer in so hohen Versen lebt
Als einziger Stoff, und von den selgen Reichen
Sieht, was vermag und schafft die heilige Liebe!

Und Sie beglückt auch, die so klare Zeichen
Trägt ihrer keuschen ehelichen Liebe,
Und eifend sich zu wahrem Ruhm erhebt!

Pietro Bembo, geb. zu Venedig am 20. Mai 1470, gestorben am
18. Januar 1547, Kardinal, Gelehrter, Dichter in lateinischer und italieni-
scher Sprache.

2.

Frau, liebster, höchster Schmuck Ihr unsrer Zeit,
Jeglicher Tugend Beispiel, ganz vollkommen,
In deren tempelgleicher Brust entkommen
Der keuschen Liebesflamme Brünstigkeit!

Euch rühmend thu' ich Seinem Werthe Leid,
Und die verkäumte Pflicht macht mich bekennen,
Und doch, verzeihet mir, heiß ich willkommen,
Was mir scheint neuer, wunderbarer weit,

Als Lob im Vers und Reime zu erheben,
Das einzige, das für den Gatten Ihr,
Ein höchstes wißt und ewiges zu weben.

O heitger Sinn! Mit Tint' und mit Papier
Eurem Avale, ihm, dem großen, schafft
Frauntreu ein Grabmal, das unwandelhast.

Francesco Maria Molza.

 Des Stoffes Hoheit, zeugend mir den Wahn,
Daß ich der Alten wahren Ruhm erlange,
Vermag, was Geistern von viel höherem Range
* Selvaggia, Vice, Laura einst gethan.

Wach eine Krähe sie aus einem Schwan,
Und Raben weiß, gefesselt zum Chorgesange!
Denn meine Flamme drängt im Siegergange
Des Selbstgefälls sich in die Sternenbahn.

Sie ist der Grund, der meine Zunge frei
Von tragem Eis macht, hoch mein Herz erhebend,
Das oft umher blickt, o Gebieterin.

Der Reizung Schleier reiße denn entzwei,
Des guten Urtheils Licht bei Euch umwehend,
Da ich ohn Euch Fluß sonder Welle bin.

* Selvaggia war Gine's von Pistoja, eines Zeitgenossen Dante's;
Vice oder Beatrice Dante's (siehe Paradies 7, 14); Laura Petrarca's
Muse.

Unbekannter Dichter.

 Was auch der Frühling mag an Blumen geben,
Und Grub' und Berg an Per' und Edelstein,
Wie hell auch mag des Goldes Schimmer sein, —
Ein Menschenantlitz hat viel höheres Leben.

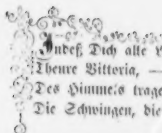
Der Gottheit Hände selbst, so scheint es, weben
In jene Glanz und Stut und Muth hinein.
Des Menschen Antlitz strahlt von edlerem Schein,
Erfuß, Huld und Demuth find's, die es erheben.

Ich wagt', ach, sie zu schau'n, um zu ersterben
Unsterblichkeit. Verwegnes Unternehmen!
Nicht wird die Furcht mir größere Pein berechnen,

Nicht kann um Hoffnung, oder will ich werben!
Mein sei der Seele Brand durch Feuer entloht!
Schon stirbt, wenn edle Liebe bringt den Tod.

Bernardo Tasso.

1.

Indeß Dich alle Lebenden beneiden,
Ihre Bitteria, — denn bis zum Rand
Des Himmels tragen Dich vom Erdenland
Die Schwingen, die mit Ruhme Dich bekleiden, —

Mußt ich das Ziel der höchsten Wünsche meiden,
Dich, Züchtheit; und von Lust ganz abgewandt,
Hab' ich aus klaren Augen hier den Strand
Des Arbia und seine edlen Weiden.

Glücksfelge, die Du in Begeisterungsglut
Voll Freude sonder Zweifel launest verfechten
Keinen der Steige zur Unsterblichkeit,

So daß Du, unbeforgt vor Pethe's Hüt
Unter den hochberühmten seltenen Seelen
Ein Ehrenverbild wirst für alle Zeit!

Bernardo Tasso, 1493—1566, aus Bergamo, Vater des berühmten Torquato, Verfasser des romantischen Lykos „Amadis von Gallia“ in hundert Gesängen.

2.

Auf die Insel Japha.

Fels, stolzer, schöner, vergend einen Reihn
Von Feldhauptleuten, Helden, hohen, behren,
So daß die Stralen, die dorthier verklären
Die Welt, auslösch'n andern heßten Schein:

Kann wahre Tugend uns die Leiter sein
Zum höchsten Gut und zu den ewgen Ehren,
Wo gab's dann Seelen, die best' würdiger wären,
Als die Du herbergst in dem Schooß von Stein?

Mühs' und Waffenglanz und Ablichkeit
Und leusche Schönheit füllt Dir Berg und Klust,
Die Zeit und Himmel sie verliehen nimmer.

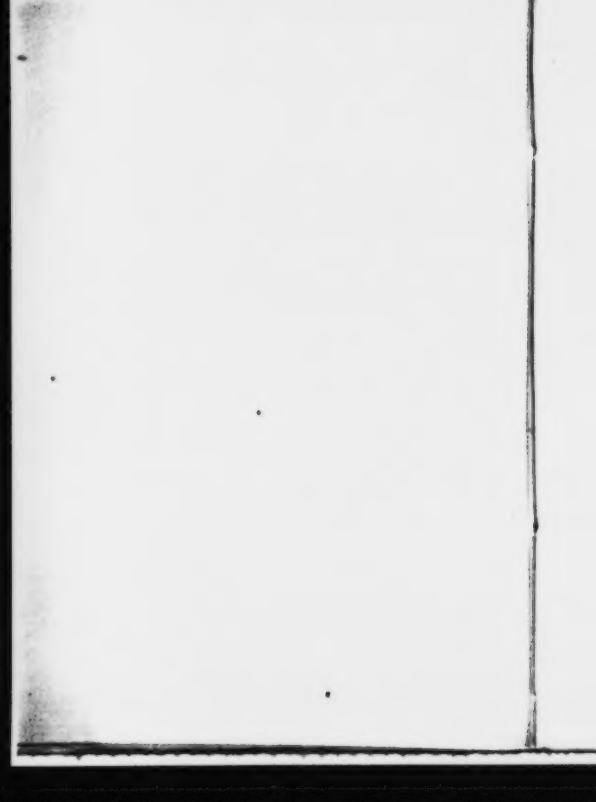
Mit Ehrfurcht weibe Dir Beflissenheit
Meer, Wind, Geschick, und Deine Heimatsluft,
Mäßige Hitz' und Kälte Dir auf immer!

Gedichte

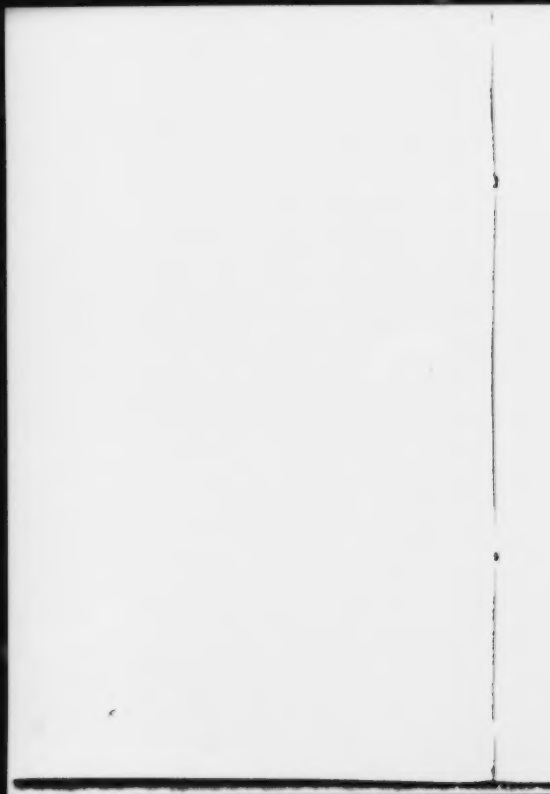
Der

VITTORIA COLONNA.

—o—o—o—



I. Trauergedichte.



Nicht schreib', um zu beschwichtigen mein Jagen,
Denn Schmerzen sind's, womit mein Herz sich nährt,
Nur meinen Sonnenglanz, nicht seinen Werth
Zu hehn, dess' erten Rest umschleicht der Schragen.

Werblicher Mund reizt mich zu herben Klagen;
Sich Ruhm wird nicht durch meinen Sang verklärt.
Soll seinen Namen nicht der Tod verschüt,
Daran mag sich ein starker Athem wagen.

Entschuldige mein unsäglich weher Frauz
Dach' mich; denn er ist von solchem Grimme, —
Zeit, noch Vernunft laßt jemals mich ihn zähmen. —

Stiller Gesang, nicht lieblicher Gesang,
Dumpler Wehkluch, nicht helle, heitre Stimme,
Nicht Worte, Schmerz nur wecket ihn vernehmen.

Außtändlich reißt mich mein Gedanke hin *
Zu ihm, dem theuren, fern vom Erdenlande;
So wahr sind meine Augen nicht im Stande
Zu sehn ihn, wie ihn sieht mein innerer Sinn.

Und meine Seele, seine Hölgerin,
Erglühet dann von meines Sternes Brande,
Dass, mich zu schwingen zu des Himmels Lande,
Ich jeder Erdenferg' ost ledig bin.

Da nehm' ich Theil an seiner Seligkeit,
Da hör' ich, wie er einmischet voller Wonne
Die Stimm' in den Gesang der Engelschaar.

Dass er doch, der hier sonder Gleichen war,
In mir besiegte so den Stral der Sonne,
Zu schaun ihn sonder dieses irdsche Leid!

Die stolze Fahne und das Selbstvertrauen
Verwältigte durch deine Siegerhand
Jedweden Troß, jedweden Widerstand;
Jetzt hebt der Feind auf's neu die zornigen Mäuren.

Das Wahnbild seiner Thierheit mußt' er schauen,
Denn übermenschlich war dein Mut entbrannt,
Und Städte, Flüsse, Berg' und ebnes Land
Verriegeltest du ihm zu seinem Grauen.

Dein Glückstern nicht, noch fernes Mißgeschick,
Rein, Falschheit, Aßbeut, Kraft und Geistesblick
Verliehn dem, was du thatst, ein preislích Ende.

Hier ward dir heller Ruhm, und edles Heil
Im Himmel eben würdiglich zu Theil.
Weltliche Werte lobnt nicht Menschenpreude.

Dein Pakt, dein Siegesleben hat erfahren
Nicht Gnuß durch Jahrezeit und Gelegenheit,
Indessen Schwert und Kraft und Tapferkeit
Wintere und Sommere deine Pflanz waren.

Dein Scharfblick, deine Leitung trieb zu Paaren
Den Schwarm des Feindes in gar kurzer Zeit.
Ruhm deinem Plan zwar schuf der Mut im Streit,
Doch minder nicht dein Mäglisches Verfahren.

Du wurdest mächtiger Ström' und Berge Meister
Und königlicher Heer' und stolzer Geister,
Dein Geist hat insgesammt sie überwunden.

Wachsenden Ruhms stiegst du zur eben Welt;
Von Lorbeerkränzen heb'st du Sieg', o Held,
Wird dir die lobte Stätte dort umwunden.

Hier auf einsamer eider Klippe lebend
Gleich' ich dem Vogel, der, von Schmerz verzehrt,
Dain scheut und Quell, selbst denen, die mir werth
In dieser Welt, ja mir den Abschied gehend,

An ihm, den ich verehrt' und liebe, schwebend
Mit den Gedanken. Wie's mein Herz begehrt,
Zwar eilt er nicht, wiewohl, statt daß er leht,
Auf meinen Ruf zu jenem Ziel nur strebend.

Kommt er dorthin dann glühend wohlgenut,
Dann übertreffen meine kurzen Wonne
Bei weitem all weltliche Freudenglut;

Jedoch geschäh's, daß ich sein Bild gewonnen,
Sowie ich von Verlangen hin entbrennen;
Dann nähm' ich Theil wohl an dem höchsten Gut.

In stillen Meeres Flare Flut hinein
War einst mein wohlgerüstet Schiff gefahren,
Geschmückt und voll von edlen reichen Waaren,
Die Winde wehten sanft, die Lust war rein.

Der Himmel, schleiend ist den Zennenschein,
Viel belles, weitentlegtes Land gewahren; —
Im Glück ach hat man Unglück zu befahren,
Anfang und Schluß stimmt nicht stets überein.

Fortuna hat, die grimmig, wechselvolle,
Verzerrt nun die zernummwölste Stirn,
Und Stürme umfassen mich mit kühnem Welle.

Vereint hat ihre Flut Blitz, Regen, Meer,
Auch Raubgethier schwärmt hierig um mich her;
Iren strahlt doch meinem Geist noch das Gestirn.

Wie ein hungrig Vöglein, hört es schlagen
Der Mutter Älzel, sieht es, wie sie bringt
Die Speise, die es voll Begier verschlingt,
An Mutter findend und an Kost Behagen,

Wie's dann beginnt zu martern sich und plagen,
Ihr nachzustiegen, auch die Älzel schwinnt,
Und, Dank ihr zu beweisen, zirpt und singt,
Mehr als man denkt, daß seine Kräfte ertragen:

So ich. Sobald, mehr lebhaft noch und heiß
Als sonst er pflegt, der Glanzstrahl meiner Sonne
Mit Leben mich durchströmt und hoher Wonne,

Greif' ich zur Feder, und von Liebeslust
Ergriffen schreib' ich, mir selbst unbewußt,
Nichts, nichts als meines Phœbus Lob und Preis.

Mein Licht, stets mußt' es schmerzlich dich verlassen,
Dreht zum Himmel du dich heimgewandt,
Dah du, für Thaten höhern Rangs entbrannt,
Stets zeigen könntest nur dein heil'g' Vorgehen.

Den Plan, den du entwarfst, siehst du verlassen
Sich nun durch seinen Beispiele Thatbestand
Von deinem theuern Bruders Heldenband,
Der deine Waffen erbt' und deine Ehren,

Doch, der die Stürz mit Vorbeesträngen schmückt,
Und kennt von deinen so gewaltigen Siegen,
Nur anders als zum Glück den Auf' bewegend.

Und ist, nachdem sein Name rings der Gegend
Am Po, Tessin, Elb, Aine eingedrückt,
Kunst Ihn zu noch ruhmvollern Kriegen.

Wie auch aus dem entkammten Horn der Stier
Hig' ausström', und der Erde weite Räume
Mit neuem buntem Hardeuschmelze säume
Dem Tag mittheile Phöbus lichtere Hiet;

Wie auch erscheinen vor den Augen mir
Kinnutge Seelen gleichwie Liebesträume,
Voll Geist und Wig am Fuß der Lorbeerbäume,
Die Lust mit Tönen füllend dort und hier:

Nicht scheucht aus meiner Seele das die Qual,
Den irdschen Jammer, der sie stets belästet,
Und nimmermehr sich mindert oder rastet,

Daß jeglichen Genuß sammt Freud' und Wonne,
Und was hier Trost gibt, meine schöne Sonne
Verschwindend mir verdunkelt allzumal.

Oft sah die Sonne, die noch Blut mir leihet,
Schutz ich und Schirm vor dem Geschick gewähren
Mit eigener Kraft, und dann zurück sie lehren
In hoher Noth' und Eurg bei schlimmer Zeit,

Und sich bewaffnen vor der List im Streit
Allein durch hochentsammtes Ruhmbegehren,
Und bei Gefahren, die des Rath's entbehren,
Zich und die Furcht weihn der Vergessenheit.

Tod und mein hart Geschick hat mir's geraubt
Zu sehn, wie du, Jörn in der Helldenbrust,
Das Volk verjagst, das Gott entgegenhauet:

Wohl schwere, dennoch deiner würdige Bürde!
Denn diesen schönsten Kranz der Ehre würdest
Errungen haben deine Kampfeslust.

Derweil die Erde mein Lichtgott verklärte,
Ward von zu vielem Licht der übermannt,
Durch Mißgunst der besleckt und abgewandt,
Die ihm den Stral, den vollen, reinen, wehrte.

Seitdem nun sein die kalte Welt entbehrte,
Ist jeder Edelste für ihn entbrannt,
Und Mancher hat es neuere erkannt,
Dass Falsches ihn sein eigner Irrthum lehrte.

Der Tod macht seinen Ruhm nun heller scheinen,
Der vor dem Raub der Zeit nicht selten weicht,
Ihn zu vergiften wird ihr nicht gelingen.

Nicht glücklich folgen andre Geister seinen
Fußstapfen; nimmer kommt, der ihm sich gleicht.
Fern unserm Blick entführten ihn die Schwingen.

Der hohen Siegesreichen Glanz und Pracht
Samt allem, was Triumphatoren eigen,
Zumal samt Deut' und grünen Lorbeerzweigen,
Hatte des Ehrtriebs Flammen längst entfacht.

Doch als die ewige Sonne klar gemacht
Das künftige Leben, sah die Gut man steigen
Durch heiligen Hauch, und in der Weisen Reigen
Hatte der Blick erst wahrer Ehren Aht.

Mein schönes Licht, in Einem Gegenstand
Schmückt es mit ewiger Gut die schöne Hülle,
Die Seel' entzündend mit der Gottheit Fülle.

Dem Nord- und Südpol ward sein Ruhm bekannt,
Dem hehren Willen gab Genüg' er hier,
Dort labt ihn jetzt himmlischer Palmen Zier.

Wundervereinung! Wie doch mußte sich
Nach dem Gebot des Herrn der Himmelschaaren
Göttlicher Geist mit irdischer Hülle paaren,
Durch heilige Lieb' umspinnen festiglich!

Dich mächt' ich, während ich gleich preise dich,
Doch lösen, — mag's doch, wer da will erfahren! —
Und nicht der Kälte und Hitze dich bewahren,
Weil nimmer du allhier erfreuest mich.

Die Seel', in ihren Kerker eingezwängt,
Haßt ihn, weil irrsinnig sie auf der Erde
Nicht lebt, noch fliegen kann, wohin sie's drängt.

O Wonnetag, wo meiner Sonn' ich werde
Auf's neu vereint! Nur das kann Gnlge geben;
Denn nur in seinem Leben fand ich Leben.

Schau' ich von meiner theuren Klippe hier
Zur Erd' hernieder und zum Frühlucht droben,
Sind alle Herzensnube! bald zerflogen
Vor Tages Glanz und schönem Arcistroier;

Doch zieht von jenem Phöbus die Begier
Zu meinem mich, den hellres Licht umwoben;
Denn meine Seele ruft zu sich nach oben
Er täglich mehr und mehr, so scheint es mir.

Eilas gleich, nur nicht auf Himmels Wagen
Auf goldnem eigenem fähst sich getragen
Der Geist zur Höhe durch der Liebe Mut,

Zu tauschen seinen niedern Leidenstand
Mit hohem, erodem, und zugleich entbrannt
Durch einen Stral aus jener selgen Flut.

Welch eine auch vom besten Juwelier
Geformte Trub' aus köstlichsten Gesteinen
Könn', o mein Gatte, willrdig mir erscheinen,
Dah sie zum Sarkophage biente dir?

• Du sel'ge Seel', ins seligste Revier
Des Himmels aufgenommen, sieh mich weinen!
Sogar zu bergen deine Rest' im reinen
Gold oder Silber, nicht vergänt ist mir.

Den lichten Geistern doch und edlen Seelen,
Die künft'ig folgen deiner Thaten Spur,
Wird Ehr' und Ruhm auf Erden nimmer fehlen.

Ihr Leben bildet für den Namen dein
Den heiligen Tempel dann, und er wird nur
Ein Aschentrug, der deiner werth ist, sein.

Es flammten die lebend'gen Lichter klar,
Die von der Kraftgewalten Muth entlohen,
Die auserkornen Seelen, jene hohen,
Sie brachten allesamt Geschenke dar.

Himmelskuglbinnen, nicht der Gaben Laar,
Erschienen, die Planeten auch mit frohen
Antlitz'n, die den Herzen der Heroen
Einsflößen aller Tugendkräfte Schaar.

Nie wurde heller Glanz dem Tag verliehn,
Von Seraphpsalmen zitterten die Feste:
Was sie nur braucht, zu Theil ward's der Natur,

Ihr Athem hauchte Rosenlilienblüthe,
Still war der Wind gleich wie des Meeres Flur,
Als in der Welt mein Genius erschien.

Was fremmt's, daß Himmel ich und Tod beschwere
Mit Bitten, taub doch sind sie meinem Leid,
Statt daß ich selbst die Flügel lötz' ihm weit
Geschwinder und mich so vom Schmerze kläre.

Statt an verschloßnen Thüren betteln wäre
Mir's dienlicher, daß der Vergessenheit
Dieß Thor ich öffnend, jenes allezeit
Dem Denken schließend, der Verzweiflung wehre.

Denn milde bin ich alles andern Strebens,
Dem Kerker meiner Leiden zu entfliehn;
Was ich versucht' auch, alles war vergebens.

Nur Ein Versuch verbleibt mir, ob verlihn
Meiner Vernunft trotz Irrwahn noch die Stärke,
Heil zu erspähn in Uebung guter Werke.

Dein Kußm klebt sich, sich liebt und unbeschränkt,
Plegt auch dein irdisch Sein in Grabsuch's Kasten;
Lebendig wird ihn die Erinnerung halten,
Du hast Jahrhunderte damit getränkt.

Den Lebensschritt zur Mitte kaum gelenkt,
War dir's verhängt, dem Ehr' und Mut nur galten,
Ihn sacht zu hemmen, deß thatkräftig Watten
Nicht von der Zeit Beschränkung ward getränkt.

Zum hohen Ziel, befreit von unserm Leide,
Flogst du empor und bist nicht mehr beschwert
Von Sorge für des Geistes edle Scheide.

Dies ist es, was mir meinen Schmerz verkürt,
Dass ich der schweren Last mich willig füge,
Und an dem Weh des Herzens mich vergnüge.

Der Tod verging sich an dem eignen Heile,
Als er zu schwärzen jenes Licht gedacht,
Das dies- und jenseits glänzt in hellrer Pracht,
Weil durch den Tod ihm mehr Glanz ward zu Theile.

Drum ging an' mich er los mit zorniger Eile,
Doch schonte mein, als ich ihm zugelacht.
Nun lern' ich, da ich leb' und doch verschmacht':
Er ist viel gnädiger, kommt er mit dem Pselle.

Wenn ich nun gern mich gäb' in seine Hände,
Nachdem gefeiert er ein Siegesfest,
Und ich entgegenlächle meinem Ende,

Er aber, weil er noch von Nachlust schnaubt,
In diesem wahren Tod mich leben läßt:
Was ist mir dann zu hoffen noch erlaubt?

Raum war das Leben jedem Geist gewährt,
Als er in seinen Stoff auch mußte ziehen;
Mir war allein der himmlische verliehen,
Desh' helbes Licht mich immer hat genährt.

Welch hart Gesetz ist's, das der Seel' ist wehrt
Die süße Stätt', in der sie nur gediehen?
Sie sah das Licht, den Tag, ihr Heil entfliehen,
Droh sie umher nun in der Irre fähr.

Wenn Himmel und Natur, zugleich betiffen,
Sie einten, welch neidvolle Feindesband
Hat auseinander sie nunmehr gerissen?

Sein Leben nährte mir mein Erdgewand;
Durch ihn ward ich, war sein, mir nahm er mich,
In seinem Tode sterben mußte auch ich.

Die Sonne scheut ihr Licht der Welt zu reichen,
So auch der Mond, am Himmel gleichwie hier,
Kein Irstern, kein Planet schwingt, denkt es mir,
Sich freudig mehr, noch sonst ein Himmelszeichen.

Die Tapferkeit, der Mut, die Thatkraft weichen,
Nach edler Ehr' hat Niemand mehr Begier,
Und alle Tugenden entflohn mit ihr,
Ja, Baum und Strauch, und Plum' und Gras erbleichen.

Die Lust scheint Tage mir Nacht, der Quell ein Sumpf,
Das Feuer kalt, und Athems haar der Wind,
Nichts, dünkt mich, achtet mehr die alten Weise,

Weil der Natur Gesetz' unwirksam sind,
Zeit meine Sonn' entwich zum höhern Kreise:
Wo nicht, sind meine Sinne krank und stumpf.

Wenn müd' und matt auf süßen Sinnen's Wegen
Mein Nachen des Gedankens heimwärts leht,
Dann kommt der Schlaf, der mir ein Bild gewährt,
Desh' Allg' est ichen noch mächtiger mich tragen.

So wird der trübe Tag mir glanzumzogen,
Die dunkle Nacht von Sonnenlicht verklärt;
Und wenn das offne Aug' mit Trost mich nährt,
Ist das geschloßne mir noch mehr gewogen.

Und wenn das Zeit im Zeitenfortgang schwillt,
Besessigt tiefer in der Seele mir
Schlaf wie Gedanke jenes holde Bild.

Den Lohn erneut die eigene Begier.
Mag denn die Hoffnung wie die Freud' entweichen,
Der Glaube wird mir stärk're Waffen reichen.

Ursprung giebt neuem Laub und Blumenheere
Erwählend meine treue Brust zum Ort,
Mein Sonnengott, Nicht strahlend fort und fort
Mir in das Herz von seiner vierten Sphäre.*

Unwandelbar ist seines Glanzes Ehre,
Nachts birgt sich, Tags lehrt mir zurück mein Hort,
Doch weist er stetig hier so gut wie dort,
Sein Stral hier, dort ganz die Gestalt, die hehre.

Gedanken sind die Blumen, hohe, kühne,
Aushauchend Dülste stets in Lichtes Schein,
Er schafft sie, nährt, bewahrt sie, hält sie offen.

Lebend'ger Hoffnung gleicht das Laub, das grüne,
Er schickt vom Himmel sie, er heißt mich hoffen,
In seinem Glanz beglückt mit ihm zu sein.

*) Nach dem platonischen System ist die vierte Sphäre die der Sonne.

Aeneas einzigem Ruhm und Leid lieb Ehren
Ruhmvollen Geistes dichterisches Gewand;
Sollt' er doch finden würdigen Gegenstand,
Mein Vichtgott mußt' ihm dann die Mücke klären.

Zu höhrem Fluge hätten seine hehren
Kraftthaten so erhabnen Sinn ermannt.
Nicht Raum fand in der engeru Brust der Brand,
Trob alle Zeitgenossen Trauer nähren.

Wohl tilgt der Stoff die hebe Würde nicht
Des Dichternamens; jener edle Held
Yekt auch in seiner Thaten Ruhmbericht:

Doch durfte Marc's Vied des Jahr zur Welt
Der Hölle nicht, vielmehr des Himmels melden,
Mehr Glanz noch gab's dem Dichter wie dem Helden.

Hier war es, wo mir heim mein Pichtgott lehrte
Mit Königsbent' aus sieggetränktem Streit,
Nun siehst mein Aug' auf's neu — mit welchem Leid! —
Den Ort, wo er den Tagglanz mir verklärte,

Er, dessen Haupt ein Kranz von Lorbeern ehrte,
Und Palmen, ihm als einziger Lohn geweiht,
Indem mit Kühnheit und Wohlredenheit
Er den vorangegangenen Ruf bewährte.

Besiegt von meinen Bitten zeigt' er dann
Die edlen Wunden mir, und wie gewonnen
Er seine vielen Sieg' und wo und wann —

Nehmt Qualen mir und damals welche Wonnen! —
Desh den' ich nun, und jammre bitterlich,
Und weinend freu' ich doch ein wenig mich.

Bevor ich auf dem Lebensweg inmitten
Mich finde, fühl' ich Schrecken vor dem Schluß;
Und dennoch schuf mir solchen Hochgenuß
Der Anfang, daß mich freut, was ich gelitten.

Um Sicherheit zu geben meinen Tritten
Bei schwerer Last, folg' ich frei von Verdruß
Reinem Gefirne, dessen Glanzerguß
Die rechte Richtung angibt meinen Schritten.

Mit ihm lebt' ich beglückt, es ließ mich nicht
Irrgehn, das mir vom Himmel iht verklärt
Den Pfad durch seiner Spuren helles Licht,

Das Anfang mich und End' hier schon gelehrt
Des wahren Heils; so ist es mir beschieden,
Daß ich genieße dort, und lern' hienieden.

Wünsch' ich den Tod, weil mir den Busen schwellt
Der Schmerz zu sehr, dann macht mich Furcht bekommen,
Indem sie spricht: „Was kann der Tod dir frommen,
Wenn deiner Sonn' er mehr doch fern dich hält?“

Voraus mich nach dem kalten Schaur befällt
Ein Feuer, Flügel scheinen mir entglommen,
Und meiner ewigen Seele schon benommen
Al' Irdisches, was sie knüpft an diese Welt.

Dann zieht mein Geist zurück sich und entstrickt
Sich jeder Sinnenlust, — von Ehrfurcht nicht,
Von Eitelkeit nicht, noch von Stolz geleitet.

Er hört nur seinen Ruf, fühlt nur sein Licht,
Und steht sein Abbild nur, wohin er blickt,
Das ihn auf jeden Schritt und Tritt begleitet.

Dem Berg, des Last Typhöus Glieder hält,
Des mächtigen, sah ich Gipfel, Schooßes Weiten,
Und am Gestebe hin die schönen Seiten
Von Fichtern, fröhlich flammenden, erhellt,

Zu deinen Ehren, welche nichts entstellt,
Derweil die Erde steht, die Wellen gleiten;
Sie, keinem weichend, werden nie die zweiten;
Nie solche Wunde heilen kann die Welt.

Wohin ich auch mich wenden mochte, ließ
Sich neue Feiert schauen, und ich sah
Den Preis nur deiner Thaten fern und nah.

Und nicht nur Einen Tag, o Herr, war dies,
Ich finde deine Jahre so verwendet,
Daß jeder Tag gleich großen Ruhm dir spendet.

Dies Sonett beyliegt ich auf die zur Heile der Liege ihres Gemahls
veranfaßten Festschreiben in Jofia.

Wenn stets den Berg trägt jener stolze Rücken
Der sich des Himmelssturmes unterwand,
Des ewig Jammernden, den Flut und Brand
Und Fesslasten quälend unterdrücken:

Vass' ihm auch gegenwärtige Lust es glücken,
Den Schmerz zu schwichtigen, dem Typhöus, stand
Er doch zu Fehrem auf, droh, zwar gebannt,
Mag ihm die Zeit nicht rauben sein Entzücken!

Trost wird ihm selbst verfehlte Hoffnung schenken,
Denn ihm ersetzt den bitterm Leidbeschluss
Ein hellbewusstes langes Angedenken.

Gleich ist die Last, die er trägt mit Genuss,
Sofern im hohen Geist wohnt wahrer Preis, —
Der, die annoch den Atlas drückt, den Preis.

Wohl gleicht dem herrlichsten Wacholder, den
Des Sturms erzürnte Stöße wild durchbrausen,
Ohn' ihm doch 'Zweig' und Blätter zu zerzausen,
Er macht nur fester Stamm und Krone stehn:

Dem g'leicht mein Geist, Gebieterin! Mich umwehn
Des Schicksals Stürme, doch nicht stört ihr Säusen
Die edlen Strebungen, die in mir hausen,
Und nie wird jenen man mich weichen sehn.

Durch die Gedankenhoheit best bewehrt,
Den innigst liebt mein Geist und hochverehrt,
Bleibt Sieger er auch in dem rauhsten Kriege.

Den Strauch hat Widerstand Natur gelehrt
Mich lehrt Vernunft, daß ich nicht unterliege;
Mein Glaube wächst und leitet mich zum Siege.

Der wahren Sonn' und unserm Angesicht
Mitten hat sich dein sterbliches begeben,
Nicht schwärzend sie, den Spiegel abzugeben,
Din, ewiger Mond, wir schaun ihr hehres Licht,

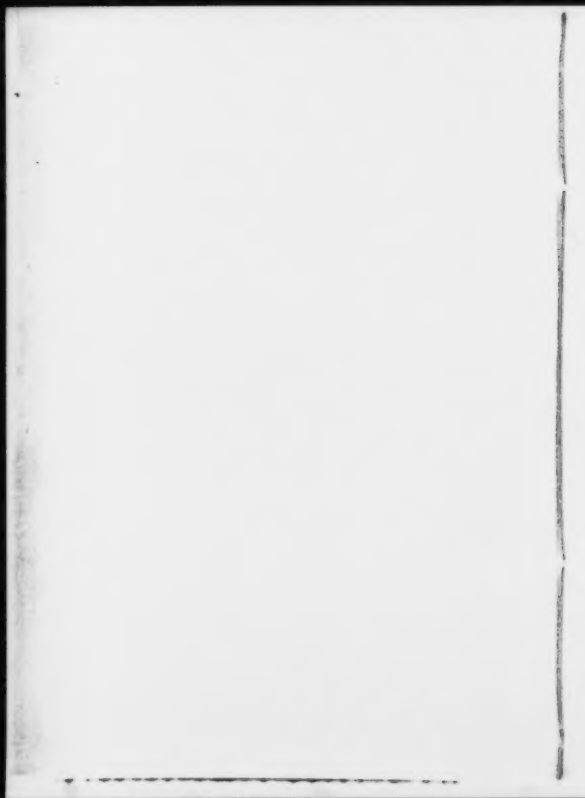
Statt sie zu schatten, ihn, der schwarz und dicht
Uns barg, den Irrthumsschleier wegzuheben
Durch edle Blick' und Stralen voll von Leben,
So daß verschwunden jede Hüll' und Schicht.

Den dunklen Schatten nimmt uns von der Nacht
Das Licht, das du der Sonn' entzogen, während
Der Sonne heißen Stral es milder macht,

Und jene reine Misch ob irrer Welt
Das Feuer, — sie dem Thau hier ähnlich nährend, —
Ihres gerechten Korn's im Baume hält.



III. An Andere.



An den Marchese von Vasto.

1.

 Herr, durch deiner Siege laute Klenden
Wurdest du unsers Namens starker Hort.
Selbst schlingst den Lorbeer du, der nimmer dorrt,
Dir um, indem du uns mit Ruhm umwundest.

Dein Geist verwarf, dem nie der Mut geschwunden
Zu größeren Gefahren fort und fort,
Gestein und Geld; an Hippokrene's Bord*
Hast du dein Kleinod höhern Werths gefunden.

Dein Geist macht sicher dich und heldenhaft,
Denn alle Menschen übertriffst du weit,
Voll Demut dennoch, frei von allem Reid.

Hlt uns gewährte dir der Himmel Kraft
So manches Jahr, um deine hohen Gaben
Mit einem so erhabnen Stoff zu laben.

* Wahrscheinlich mit Bezug auf ein von ihm verfaßtes dichterisches Werk.

2.

Geht auf der schönen Spur, o Herr, wo ich
In euch entzündet seh das helle Feuer
Meiner lebendigen Sonn', indeß mit neuer
Gunst sich der larme Himmel zeigt für mich!

Denn sieh, der Euren Unglücksstern erblich
Vor eurer Kühnheit; unverletzt ist euer
Kriegesruhm, mehr jedem neuen Wide theuer,
Dah jeder Wunsch nach heßrem Glanz entwich.

Jetzt, da die Sonne, die in euch erblüht,
Nicht ihre Himmelsstrahlen zeigt auf Erden,
Vielmehr mit höherm Licht dort oben glüht,

Hör' ich, daß, da besiegt ihr sammt Gefährden
Auch alle Vissen, euer Herz sich müht,
Den höchsten Geistern gezählt zu werden.

3.*

Jetzt, wo euch edler Hohn und Glaube zwingen
Den Fuß erhebend, sichern Muth entbrannt,
Dem Christusreich zu fördern den Bestand,
Um euch den Vorbeer in das Paar zu schlingen:

Wie bitt' ich Gott, laß' er es wohl gelingen,
Daß, höher ihr durch seine Hülfs' ermannt,
Den wilden Gegner faßt mit starker Hand,
Zu kürzen ihm die übermüthigen Schwingen.

Der Beifall derer wird euch anzufliegen .
Nicht säumen, die dem Fluß, dem Berge leihen
Glanznamen, deren Stralen nie erblaffen.

Genügend tausend Welten zu besiegen
War meine Zorn'; euch hat sie nun allein,
Schnell schwindend, diesen Kampf des Ruhms gelassen.

* Als der Marschale in den Krieg gegen die Ungläubigen ziehen wollte.
Siehe die Einleitung.

4.

Bei dem Tode des Vaters.

Reht deine erste Mutter in der Hatt,
O Sohn und Herr, so blich ihr doch die Gabe
Der Weisheit und des Geistes klare Gabe
Nebst großer Tugenden Genossenschaft.

Mit ziemt's, die leicht ich schein' und unerschlaft —
Mein Herz liegt zwar gefahrt im engen Grabe —
Dah für die neue Mutter Trost ich habe,
Der vor dem Herzeleid ihr Abwehr schafft.

Du wandelst durch des Himmels weites Land,
Und weder Aeth' noch Nebel halt mehr auf
Und hindert deinen leicht beschwingten Lauf.

Ich jahreschwer erstarr'! Hilf du, entbrannt
Von Himmelsfeur, hilf, daß mir auf mein Flehen
Der ewge Vater eile beizustehen.

Auf den Tod ihres Bruders Friederich.

ur edler Geist ist auf der Erd' umnachtet
Nicht mehr von Schatten, im Geleit stieg er
Himmlicher Grazien empor vielmehr,
Dass unter Miel' umfoult nach ihm noch trachtet.

Der Alteslast ist er nunmehr enttrachtet
Durch Himmels Hand, dass, der jetzt überm Meer
Der Sterne wandelt, Felo, hoch und hehr,
Mit freudentüllten Blicken euch betrachtet.

O Sei'ger, eurem holden Augenpaar
Seht er das Beispiel jener Scene dar,
Von deren Stral ihr beid' best' seid umflossen,

Dass selten ist, ja einzig der Verein
Von Tugenden, die er mit seinem Schein
In eure edlen Seelen hat ergossen.

2.

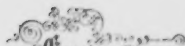
Du hast die weite Himmelsbahn gewonnen,
Du lichte Seel', entrückt der Dunkelheit
Des Erdenthals, Menschenberedsamkeit
Kann nimmer schildern deine jehgen Wonnen.

Zu reicher Webe hatte ich gesponnen
Und mit so richtigem Maasß dein irdisch Kleid,
Dasi mit dem Schluß dir dieser Lebenszeit
Ein andres bessres Dasein ward begonnen.

Glückselger Friederich, gelöst sind nun
Des Hutes Band', indes sich zieht der Faden
Noch fester, der mich treibt zu edlem Thun.

Nun ziem's, daß ich von dir die hohen Gnaden
Schn und vernehme, drob des Todes Bangen
Dich gern und freudenvoll Gott lieb empfangen.

An ihren Bruder Ascanio Colonna.

 Nur edles Pflänzchen noch im ersten Kraut
Reigt schon in kleiner Aurore Blüthenfegen,
Was Manche mit d's Eifers Blut erwägen,
Weil schon sein unreif Alter hoch betraut.

Doch wenn mein Auge noch die Frucht erschaut,
Obwohl der Himmel stets mir war entgegen,
Erhebt, eh Raum noch seine Wangen beugen,
So hoff ich, Roma sich mit stolzem Laut.

Ascanio, des großen Unfern Namen
Trägt er, doch scheint auch Wort und Thaten er
Des ungemeinen Vorbilds nachzuahmen.

So freue sich denn solchen Zehus nur behr
Gemüth, o Herr! Der Himmel will euch zeigen,
Was er an holder Klarheit nennt sein eigen.

Auf den Tod des Jakob Sannazaro.*

 Du bist, erlauchter Geist, zurückgekehrt
Zum Himmelsther, von dem du ausgegangen;
Uns liehest du in Klagen und in Bangen,
Dort hast du der Gestirne Glanz vermehrt.

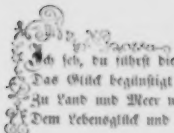
Dein Heil betwein' ich nicht, nur, daß verkehrt
Die Erdenwelt, die, seit sie dich empfangen,
Dein edles Wort ließ solchen Ruhm erlangen,
Daß jetzt und sonst nichts gleichkommt solchem Werth.

Nur ohne dich ist arm sie, und vertraist
An jeder Ehr'; aus Wismut und aus Sehnern
Ward überschwemmt Rom fast vom Tiberfluß.

Für dich nur that er, was für Julius
Cäsar er that, o setzet reiner Geist,
Huldigend deinem Staub mit seinen Thränen.

* Ausgezeichnete Dichter in lateinischer und italienischer Sprache, geb. 1424 zu Neapel und daselbst gestorben 1500. Seine italienischen Abellen „Arcadia," und sein lat. Gedicht de partu virginis sind berühmt.

An Kaiser Karl V.

 Ich seh, du fñhrest die Welt an deiner Hand,
Das Glück begünstigt stets all dein Bestreben,
Zu Land und Meer wirst, hofft man, bald du geben
Dem Lebensglück und Frieden Festbestand.

Denn nicht des Rheines nur und Tago Strand,
Des Jßters, Po, der Adene Ufer beben
Vor dir, nein, Alles auch, was wird umgeben
Von Vater Ocean's gewaltigem Band.

Schau, wie anicht, als Ein Stral nur erglñhte
Von deiner Thatkraft, alle Nebel flogen,
Womit umdñstert uns der nahe Scythæ.

Verfolge deinen Weg, den würd'gen, hohen!
Die irre Heerde fñhrt durch dich allein
Hirt Clemens in dieselbe Streb' hinein.

2.

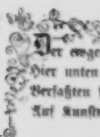
In meiner schönen Sonne schloß er Ar
Die Augen schon, und stielz und freudig wäre
Gelangt er also zu der höchsten Pyharc,
Seideppelnd seiner Schwinren mächtiges Paar.

Jetzt, wo ihr Licht zu schaun er hoffnungsboar,
Weil Wolken es bedecken, dicke, schwere
Steht ab er von dem früheren Begehre,
Sein Flug ist matt, der sonst so kräftig war.

Die Siegesfchlachten all, die er geschlagen,
Samt den Trepph'n, die er davongetragen,
Sind, während Andr' im Dunkel, Tagesglut.

Es wuchs sein Glanz, als plötzlich sich geschlossen
Sein Auge: da ward auch der Ar verdrossen,
Er öffnet wohl die Flügel, doch er ruht.

An Herrn Giovanni Guidiccioni.

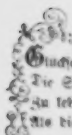
 Der ewigen Sonn' erhabne Werk und Macht
Hier unten und dort in den Sternensphären
Verfaßten schlichter Rebe jene Weisen,
Auf Kunstwerth nicht, auf Wahrheit nur bedacht.

Ähnlicher Hoffnung schreib' auch ich entfaßt,
Dah, wenn auch mein Gesang versucht zu preisen
In nur der Wahrheit wohlgefälligen Weisen,
Es eurem hohen Geist nicht Unlust macht!

Und wie des Ibelsteines Strahlen glimmern,
Wird wenig Ruh' auch nur auf ihn verwannt,
Und jedes andre Licht doch leicht besiegen:

So braucht auch euer Ruhm, so hoch geflogen,
Nicht zur Erhöhung mehr des Künstlers Hand,
Und wird mein einfaches Lied taghell durchschimmern.

An Julia.

lückelge Julia, Schmerz überwand
Die Seel' euch, und erlöste das Verlangen
Zu leben, jede Hoffnung war vergangen,
Als die Vernunft zugleich sich abgewandt.

Befleckt mit fremdem Blut war das Gewand
Des Gatten: da verweilt' unheilbar Bangen
Den Pufen euch, in den Eiskammer drangen,
Als eure Lieb' ein heftiges Leid empfand.

Wie viele Leb' erspart euch, lang' und wahre,
Der eine, der in einem Augenblick
Euch leicht befreit von allem Mißgeschick;

Doch mir, die ich mehr Qual fühl' und erlaube,
Ihr meine Sonn' ein überkräftig Herz,
Das wider Willen eh'gegt jedem Schmerz.

Vielleicht an Francesco della Torre.

eil euch, der ihr im Dicksicht habt geschmachtet,
Wo eure Brust mit Graus durchschauert war,
Und jetzt hervorbracht, von dem Dunkel klar,
Das euch das Licht der Bahn des Heils umnachtet.

Dem edlen Geist, der nach dem Himmel trachtet,
Drohn Welttrugbilder länger nicht Gefahr,
Wie ehedem, der, niedrer Sorgen baar,
Frei von der Bild' auf guten Rath nun achtet.

Da von der Linken er sich abgewandt,
So blickt zurücke, glaub' ich, dorthin nicht
Sein ob des Fehls schamrothes Angesicht;

Vielmehr die um sein Herz geschützten Ringe
Der immer fester schon gezogenen Schlinge
Zersprengt, zerreißt er wohl mit freier Hand.



III. Vermischte Gedichte,
meist religiösen Inhalts.



Ein Kleinod haben wir von Gott empfahn,
Auszeichnend uns vor Allen, die da leben,
Die Freiheit, doch sie ihm zurückzugeben
Aufrichtigen Sinnes, das ist wohlgethan.

Des Menschen Eigenwill' ist Eigenwahn.
Wer demuthvoll ist, statt sich zu erheben,
Macht seinen Willen, Gotte tren ergeben,
Dem reinen Willen Gottes unterthan.

Der arme Blinde wird sich glücklich preisen,
Führt ihn ein Lebender; denn er erfährt,
Wie viel des Will' und Hand ihm gern gewährt.

Uns Blindere bricht böser Wille kreisen
In irrem Wahne, welcher Gotte wehrt,
Uns auf die rechte StraÙe hinarweisen.

Wohl scheint es Manchem, daß ich nicht geübt
Mit meiner Rede von den ewigen Dingen,
Wohin kein Menschenaug vermag zu dringen,
Noch unsers innern Sinnes Fähigkeit.

Sie übersehen die Beschaffenheit
Der Demut mein' ich, die uns lehrt erringen
Glanzvolle Deute, welche die geringen
Weltlichen Ehren überleuchtet weit.

Es zeigt dem Wunsch die ewigen großen Pflichten:
Der Glaube, welche tausendfältig stehn
Tief mitten in das Herz mir eingegraben.

Der das Vollbringen schafft, anseh' ich den,
Mit freier Junge Kraft mich zu bezagen,
Daß ich vermag ihm Ehre zu entrißten.

Worum niemals des scharfen Urtheils Feile
Zur Hand ich nehme, nimmer schau' umher
Mit unzufriednem Blick nach Schmutz und Ehre
Des Ausdrucks, bessernd dieß und jene Zeile?

Weil Sucht nach Lob und vor dem Gegentheile
Vor Tadel, Scheu mich nicht bekümmert sehr,
Noch ob die Welt nach meiner frohenkehr
Zum Himmel das mir oder den erteile.

Doch ziemt es wohl, daß an der heiligen Stut
Durch Gottes Gnade wider mein Vermuten
Dieweilen sich entschwingt ein heller Straf.

Entzündet er dann edele Gedanken
In irgend einer Brust, will tausendmal
Ich meinem Mißgriff als heilvollem danken.

Als der gerechte Gott die Welt erkor
Auf wahrer Wag' und ewiger zu wägen,
Sank Eine Schale vielen Uebels wegen,
Die andre flog ob leichter Last empor.

Da zog aus Mitleid Gottes Huld es vor,
Ausgleichung auf die letztere zu legen,
Den zweiten Adam, seinen Sohn; und Segen
Erstreckt, wo Irrthum war und Schuld zuvor.

Sein Sterben hat unssterblich uns gemacht,
Und seiner unzählbaren Tugden Hülf,
Den Himmelspfad eröffnend, uns entlast.

Sein hocherhabnes Beispiel gibt uns Schwingen,
Zerreißend jedes Dunst und Uebels Hülle,
Empor zum Glanz des Vaters froh zu bringen.

Zwei Lichter wurden uns schwach und beschränkt
Kann, gleich Gedankenhauch, zu niedern Dingen
Das ein' uns und an irdisches Ziel nur bringen,
Indem man merkt und scheidet, will und denkt.

Das andre, das allein zu Gott uns lacht,
Reißt uns auf ungetrohnem Pfade ringen,
Da streben wir empor auf jenen Schwingen,
Die er aus Gnad' und aus Erbarmen schenkt.

Mit dem besiegt der Willkür freche Kraft
Das edle Herz, das spottet und straff erhält
Jeder Begierde Trieb in Jügel's Fast.

Mit diesem troht sich selber und der Welt,
Wer Schatten liebend seine Brust entfaltet
Dem reinen Stral, der neu in Gott gefaltet.

Taub möcht' ich sein, wo nicht, mein Ohr verschließen,
Zu hören auf des Eifers tiefen Drang,
Wie wahrer Fried' und wahre Lieb' im Klang
Der Engelstaut' und Iden' in eins verschließen.

In die lebendigen Tonwerkzeug' ergießen
Eich Lebenslüfte zwischen Strang und Strang,
Nach Einem Ziel zusammenströmt der Sang,
Und läßt uns ewige Harmonie genießen.

Lieb' hebt die Stimmen, Liebe senkt sie nieder,
Durch mächtigen Taktschlag wird das Maas bewahrt,
Und nimmer unbeachtet bleibt ein Reichen.

Ja, süßer wird der Ton, wie hin und wieder
Auch weit abweichen möge Weis' und Art,
Nie kann ein irdischer Künstler das erreichen.

Wenn schon ein schwacher Ton, der hier bewegt
Die dünne Luft, ein Athem, den nach innen
Einzieht die Seel', und der durch Thal' und Rinnen
Als ird'scher Stimme Laut nach außen schlägt,

Solch eine Süßigkeit oft in sich hegt,
Darob die Sorgen fliehn, die uns umspinnen,
Und Will' und Denkraft freiern Raum gewinnen,
Dass uns empor ein leichter Rittig trägt:

Was wird geschehen, wann die Harmonie
Des Himmels einströmt in die reine Seele
Durch unser wahrheitsdürstend inneres Ohr

Vor Gott, dem Schöpfer und dem Herrn, und nie
Klang oder Halt und Tonmaß eine Kehle
Verfehlt im beßren Paradieseschor?

Wann das empörte Meer aufwogt und wild
Die Klipp' umdornert mit erzürntem Grolle,
Doch, wenn sich die bewährt, wie es auch tolle,
Die Woge dann in sich zerbricht, zerquilt:

So himmelan! zu bliden pfleg' ich, schwillt
Die Wellflut gegen mich, die unheilwolle;
Dann scheint's, als ob sie minder zornig tolle,
Wie heftig sie von außen an' mich schilt.

Und merl' ich dann und wann, die Wellflut brane
Mit neuen Sturm, so eil' ich nach dem Strand
Und binde gläubig mit dem Liebesfeste

Mein Fahrzeug an den Fels, dem ich vertraue,
Den Felsen Christus, um, wenns noth, in Eile
Dem Hafen zuzufahren an das Land.

Wenn mit gesundem Blick wir könnten schäßen,
Wie unser Wesen aller Kraft verwaist,
Daß seinem Maas es sich umsonst bestreift
Etwas zu nehmen oder zuzusehen:

Es würd' es unsern Verstand ergeben,
Auf Gott, den ewigen, den reinen Geist,
Der schmückt die Lilien und die Vögel speist,
Ihr Speis' und Kleid all sein Vertrauen zu setzen.

Denn, ist in ihm all unsre Seligkeit,
Niemt's, daß ein edles Herz auf ihn nur richte
Den Blick, und sonst wohin zu schaun, sich schäme,

Da er vom heiligen Holz mit offner Zeit'
Uns zuruft mit erbarmendem Gesichte,
Daß man die Gülle seiner Liebe nehme.

Du birgst dich, Herr, in unnahbarem Licht,
Als wär' es Nacht, indes nach allen Seiten
Aus hohem Spiegel Stralen sich verbreiten,
Draus alles Gut' hervor durchscheinend bricht.

Es schafft und tilgt von deinem Angesicht
Das All' ein Wink, der in des Raumes Weiten
Etern' ausset und zerstört, und wahrhaft leiten
Kann er nur hier und dort, und Andres nicht.

Schau an, ich fleh zu dir, die ich mich bürme
Auf dieser Erde Mittelpunkt, die Pein,
Die meine, mit gewohntem Gnadenschein,

Und zieh mich in dein Reich, daß mich erwärme
Herr deine große Sonn', und in der Nähe
Ich me.ne mindre Fadel wiedersehe.

Die Heidenkön'ge flohn durch Gottes Gnade
Herodes Reich, der gegen sie entbrannt;
Nicht durch den blinden eigenen Verstand
Erreichten sie das heimische Gestade.

So ziemt es uns zu fliehn, daß uns nicht schade
Die böse Welt, und spornstreichs unverwandt
Zu eilen nach dem ewigen Vaterland
Auf anderem einsamem schönem Pfade.

Hinunter in dieß Thal vom Himmel stieh
Uns böser Will' und trotziges Widerstreben,
Wir büßten kurzen Fehl in langem Pann;

Wiewohl uns Gott auch neue Huld erwies:
Zur ersten Ehr' und wahren Heimath kann
Der Mensch sich auf der Demut Bahn erheben.

Christe Lebenshauch erfüllte ganz und gar
Die Brust des Simeon mit wahren Leben,
Daß er dem göttlichen sich ganz ergeben,
Und seines eigenen sich fühlte baar,

Stutiremm erhebend seiner Hände Paar,
Daß, da steht seiner Seele tiefstes Streben,
Das mächtige Wort der Gottheit zu umwehen
Mit schwacher Arme Kraft, erfüllt ihm war,

Er zu den Vätern mit der Botschaft gebe:
Sein Arm hab' ehrfurchtsvoll Gott hier gedrückt, —
Ein Kind, das nur ein schlecht Leintuch geschmückt, —

Der, wann mit Licht und Gut er diese Erde
Pegnadigt, Tag auch ihnen bringen werde,
Und sie erlösen von dem alten Wehe,

Als du, o Mutter, sahst, wie die Helle
Des Lebens allgemach verdüstert schwand
Des Sohnes Augen, und der Liebe Brand
Entglemm statt ihrer rings aus jeder Quelle:

Da nahm dein Geist wohl ein des feinen Stelle,
Dass jener sei, zu dir zurückgewandt,
Als liebstes Gut in deine Brust gebannt;
Spiel war's, Weibstuh, und eine kurze, schnelle.

Er schloß die Augen; doch des Himmels Bahn
Und Pforte, die die alte Schuld verschlossen
Manch lang Jahrhundert, ward uns aufgethan.

Du hast uns mit dem Glaubensschild bewehrt,
Dass jede Seele nun, die heitentsprossen,
Von dir beglänztigt süße Hoffnung nährt.

Die Mutter hielt des Zebue's Leich' umfangen,
Da sahe sie in ihrer Trübsal Nacht
Im Palmenstamm ihn und Trümm' betracht
Der Engeln und Erzengeln Sieg erlangen.

Wie auch des Schmerzes Muten trüben drangen,
Dem Kind auf seine Wunden neu entfacht, —
Gedehntend seiner ewigen Himmelsmacht,
Wurzte mit Wonne sie der Seele Pangen.

Der Vater in der Höhe that ihr kund,
Dem Zebue sei, den nimmer er verlassen,
Sterblichlebendige Rückkehr anerkenn.

Nach dem, die Mutter, sie, die ihn geboren,
Sie weinte fort, bis in des Grabes Schlund
Wan ihn verschlossen, konnte sich nicht fassen.

O Vater Noah, wenn Gott einst geruht
Aus deinem guten Samen abzuleiten
Ein neu Geschlecht, und erst zu überbreiten
Die alte irre Welt mit Wasserflut:

Wenn seinem heiligen Blick schon jene Brut
Mißfiel, wird er nicht zu bestrafen schreiten
Die jetzige schlimmere Welt mit einer zweiten
Sündflut, und nicht von Wasser, nein von Blut?

O fleh Gott an, daß meine Seel' er wahre,
In Demut und in Lauterkeit und Ehre,
Daß meinem Glauben huldreich er gewähre

Die mehr noch sichere Arche seiner Gnaden,
Damit von allem Irrthumsdunst entladen,
Ich auf dem Meer des Lebens frohlich fahre.

Daß Gott dich einschloß in der Arde Schacht,
Als Vater hehren Stamms, denn der verkehrte,
Und daß du wurdest seines Raths Gefährte,
Hat minder hehr, o Noach, dich gemacht;

Doch daß allein er hatte deiner Acht
Und als Gerechten, Besten dich erklärte,
Ist eine Wacht, ein Wort von höchstem Werthe,
Das Lieb' und Reid zugleich in uns entfacht.

Indeß er seine Rache fühlen ließ
Die Welt, die gegen ihn sich frech erhoben,
Warst du's, dem Frieden er und Lieb' erwies.

Indeß er gegen sie die Klut ließ toben,
Bedeck' er dich mit seiner Gnade Wogen:
So war er deiner Frömmigkeit gewogen.

O daß bei rauhem Sturmesüberschwang
Der argen Welt ich in der Arche wäre
Beim gottgeliebten Noah! Andre Führe
Hilft nicht in dieser Kluten wildem Drang.

Daß ich begleitete den kühnen Gang
Des Judenthums in dem rothen Meere,
Und, der Gefahr entronnen, mit dem Heere
Am Strande Gott ehülbe Lobgesang!

Daß mit dem heiligen Petrus, wenn ich merke
Den Glauben wanken bei des Sturmes Toben,
Ich durch der Gottheit Hand mich fühl' erhoben!

Wohl mangelt es mir dann an Mut und Stärke,
Wenn gleich des Himmels Huld stets dacht' an mich,
Und seine Hülfe nimmer von mir wich.

Es bot dem herzschätzen Thomas dar
Der milde Herr die Wund', und füllte seine
Verstodte Seele mit dem hellen Scheine
Der Wahrheit, und des Zweifels ward er baar.

Der Blick, der Ginst und Iht ihm machte klar,
Schuf ihn zum Himmelerben um, der eine.
Er sprach: Mein ist, was sein, wenn dort das meine,
Was mir selbst einen Schatz macht offenbar.

Drauf Christus: Das Verdienst hat höhern Werth,
Wandt man, was unsichtbar ist, im Weite
Der Tugend, deren die Vernunft entbehrt. —

Ihm schloß den Himmel auf die offne Seite;
Die Strafe, die uns führt, ist kurz und eben;
Doch gläubig nach ist seiner Spur zu streben.

Begehrte, denen nicht ein müßvoll Streben,
Noch Zeit der Weist betrübt und milde macht,
Denen geschwärzt der Tag nicht wird durch Nacht,
Die Sonne, die sie nährt, nie Düst' umschweben.

Nicht Irrgewinde, Nehe nicht umweben
Den Fuß euch, in der Rucht steht eure Nacht
Gesichert, Jahre haben keine Macht,
Die hier milde graue Haare geben.

Nur Eine Gut ist, drin der Trieb entbrannt,
Ein süßer, der das Herz nicht kann verfehren;
Der Sättigung ist auch Glet nicht beschieden.

So größte Werie folgt, je mehr hienieden
Man Gott geliebt, da man auch Reid nicht kennt,
Sind Andere geschmückt mit größern Ehren.

Heilsengel, dem das Amt Gott überwies,
Ihm zu vereinen uns mit neuem Bunde,
Der Wonn' und Frieden uns gebracht, und Munde,
Wie zu empfahn, was alles Gott verhieß.

Abn aber, der es dich vollbringen ließ,
Preis' ich und anbei' ich mit Herz und Munde,
Und freue noch mich aus dem tiefsten Grunde
Der Jungfrau, die so innig annahm dieß.

Nur freilich, lieber doch hatt' ich gewahrt
Das demüthvolle Wort, das leutsche Beben,
Die Liebesglut, das gläubige Ergeben

Der Himmelskönigin, die Weiß' und Art,
Wie sie vernahm und ehrt', und hold und lieb
In ihre Brust die Gottesbescheid' schrieb.

Erleuchte, heil'ger Geist, mir den Verstand,
Daß Nachtgewebe mich nicht mehr umspinnen!
Ein Feuer, vor welchem Heis und Eis zerinnen
Von meiner Brust, das sei in mir entbrannt!

Das Auge strebt zum Himmel, doch gebannt
Schwebt mir ein fahler Schimmer vor den Sinnen.
Heil sucht die Seele, und kann es nicht gewinnen,
Vorziehend sich dem wahren Gegenstand.

Kann meine Tugend, schwach, beschränkt, doch nicht
Den Stral entdecken, noch, fern deinem Licht,
Der unbeschränkten Sonne Glut empfangen.

Mein Heil und Leben, gib, daß ich's erstrebe,
Und mich, mit Himmelsfüß' angethan,
Zum wahren Licht, zur wahren Lieb' erhebe!

Du Himmelslicht, das zu den ebern Ringen
Das Herz auf enger, steiler Bahn erhebt,
Wein die bloße Hoffnung nimmer strebt,
Noch es uns ziemt so süß uns aufzuschwingen.

Du spendest Kraft, vergebens nicht die Schwingen
An öffnen, wer von edlem Trieb erhebt:
Du bist allein, das frischen Hauchs belebt
Die Schwachen, die nach deinem Glanze ringen.

Gesegnet Licht, vor dem gesamt die bleichen,
Die falschen Schatten fliehn, und das, was wahr,
So weit der Blick reicht, rein erscheint und klar.

Gesegnet sei auch, wess Gedanken weichen
Nie von dem Licht, sei, was man thut, in diesen
Lichtstrahlen auch gesegnet und gepriesen!

Du Stern und Zeichen, welch ein freudig Leben
Mußt', als ihr helle nun von eurem Pfad
Auf jene sel'ge Hütte niederfahrt,
Der heiligen drei Kön'ge Brust beleben!

Und ihr, je niedriger ihr saht umgeben
Den mächtigen Herrn als Kind von schlechter Wat,
Ihr liebtet ihn in so viel höherm Grad;
Des Kinds Demut mußt' euren Geist erheben.

Der Ort, die Thiere, Heu und Morgenkühle,
Das harte Lager, dürstige Gewand, —
Die Güte zeigten deutlich sie des Herrn.

Jedoch die Klarheit war euch und der Stern
Von seiner Macht auch ein verläßig Pfand;
Ihr glühtet von Anbetungsbegehren.

Von hundert mächtigen Schilden schien bewehrt
Mein Herz mir, wann die Namen und das Leben
Ich las der Helden, deren edles Streben
Die Nachwelt mit erhabenem Ruhm verehrt;

Doch oftmals meine Seele sich gelehrt
Nach oben, wo die Seligen erheben
Die Namen, von den Segnungen umgeben
Des Lichtgotts, der stets ihre Lage stärt.

Dann tritt' ich oft ihn, daß viel tausendmale
Iweder ihrer Namen Stund' um Stund'
In euer Herz ernente Wonne strale,

Damit ihr mich lehrte fühlen, wie der Bund
All jener Seelen lebt, wann ihnen lönt
So süßer Ton, woran sie stets gewöhnt.

Geister des Himmels, die ihr süßen Sang
Aufnimmt zu Gott des Herren Preis und Ehren,
Und mächtigere Kraft wisst eurem hehren
Inhalte zu verleihn und reinern Klang

Als wir, die wir betäubt, furchtsam und bang
Unlautres denken, Niederes begehren,
Und doch mit euch zugleich die Höhe lehren
Nach Einem Ziel mit tiefem Herzensdrang:

Nehmt in der Zukunft heilighellen Klammern,
Die uns, den Erdenpilgern, Kraft und Leben,
Wie Sättigung euch in der Heimat geben,

Mit eurem lauterem Gebet zusammen
Mein irrtumsvolles mit zum Sterngefilde,
Dah' er's aufnehm' um euch mit Gut' und Milde.

Wern heist' ich heizen euch, ihr sel'gen Schaaren,
Die ihr im Himmel heist zu Kampf und Streit
Mit Schwert nicht, noch mit Blut bewaffnet seid,
Nein mit Glauben, aethestischsten, wahren,

Gegen die Feinde, die einst edel waren,
Stolz wurden dann, von Egoistigkeit,
Von blindem Hahn erfüllt, Huzar und Heid,
Durch Schein entflammt zu südtlichem Gebaren.

Mut habt ihr Gottes Ruhm ihr so gezeigt,
Für Fried' und Heimat auf hearrlichem Plade,
Doch noch ein andrer Sieg ward euch zu Theil:

Ihr habt vor Christ, dem milden, euch geneigt,
Der Vater drum erwies, dem alles Heil
Zuwohnt, zu seiner Glorie und auch Gnade.

Demanteuhart und härter war die Wehr,
Womit des stolzen Feinds mit Schimpf und Schande
Den Himmel stürmende ruchlose Bande
Zurückgeschlagen einst mit Schild und Speer

Der Engel, der da zwang dieß böse Heer,
Vom Licht zu fliehn zum dunkeln Höllelande,
Er, der zu sündigen nicht mehr war im Stande,
Das war sein Lohn, ein Lohn, so hoch und hehr!

Jedoch des Sieges Ehre war gegründet
In dir, o Christus, Glanz der Herrlichkeit,
Der du die Hüt Sanct Michaels entzündet;

Des großen Vaters Frießel zeigt' ihm klar,
Du werdest Hort und Führer sein im Streit
Des Engels und des Menschen immerdar.

Nicht dieser Welt, und Ruhm der Welt jenseit,
Erreich, du vom eignen Peil anht umfassen,
Als deinen nackten Leib das Kreuz empfangen,
Was hielt dich Dulder dort so lange Zeit?

Ich seh' in deinem in- und äufrem Leid
Dich an dreifachen Nägeln blutend hangen. —
Da tent's: Der Liebe tausend Hand' umschlangert
Für euch mich immerdar mit Züchtigkeit.

Sie gab zum bittern Tod mir Kraft und Mut
Bei des Gehorsams Tren, doch Urdank ward
Zum schwerern Leid mir als all andre Schmerzen.

Drum zörn' ich nicht den reuigmilden Herzen,
Nur denen, die kalt, gleich dem Eis, und hart
Nie thau'n, entflammen nie durch meine Gut.

Nicht kann ich läugnen, o mein treuer Herr,
Dass nicht gelegene Orte, Zeiten, Stunden,
Tuch meinen innern Eifer zu bekunden,
Der in mir brennt seit lange fort und fort.

Wenn meine Sinn' indeß an jedem Ort
Dies' oder andre Fuß hat überwunden
Zu eurem Ruhm, hält sich mein Herz gebunden
An Neuern nie zu andern Hasens Nord.

Wie sich auch Wurzel und Gestrüpp verschlinge,
Ich weiß, daß es vom graden Weg nicht wende
Den weisen Fuß, betrachtet er das Ende;

Die Eigentlieb' und Schwäche doch hält an
Des Glaubens an die unsichtbaren Dinge
Den Lauf, der zu der Gnade Gottes eilt.

Der Welt, o Herr, festhaften Widerstand,
Dem toll'n, eif'rn Feind auch, zuzulehnen,
Dem Tode gar, vom Höllenthor den schweren
Kiesel zu schießen bloß mit blutiger Hand. —

Die Widersacher, die zum Kampf entbraunt,
Zu binden, — deine Feuchte zu gewahren
Den heil'gen Vätern zu dem Gei, dem beehren,
Wobin mit Ueberkraft sie sich gewandt,

Das Werk war's weiser königlicher Macht;
Doch meines Strebens Widerspruch zu stillen,
Mit Zwang nur öffnend die erstarrte Brust,

Auslegend Schweigen meinem falschen Willen
Dah' er zum Himmel strebt voll wahrer Lust,
Nur deine Gut' hat das hervorgebracht.

Im Wetter droht der Sonne hellem Scheine,
Schon hat es ganz den Himmel eingenommen,
Sturm, Donner rollen, Wolke sind entflohen,
Das Erdreich lockend, das hart gleich dem Steine.

Der Schöpfer will vielleicht, es soll der reine
Glutpfeil verbrennen das, was unvollkommen,
Auf daß er dann die Seelen, die vollkommen,
Im frohen sichern Paradies vereine.

Ob mit den Wurzeln grundaus sich verzehre
Die reiche zwar an armen schönen Zweigen,
Jedoch an wahren Ehren arme Pflanze,

Daß frohlich sie verzehret sich möge zeigen,
Ein heiliger Thau die Keim' und Blätter küsse,
Und sie erschein' im Frucht- und Stüttenkranze.

Heersführ' des Himmels, unter höchstes Gut,
Hier, Vater, Priester, weis' und hocherfahren,
O wend' auf uns aus deinen Siegerschaaren
Nur Einen Stral der klaren Sonnensut,

Erleuchte' und reinige die dunkle Brut
Der Holden, die du forschst, unter wahren
Erzeugnin, durch sie neu zu offenbaren,
Was einst an uns du thatst aus Liebesglut,

Die Heerde geht zerstreut, das Was der Weiden,
Ist bitter; lehrt sie dann, so muß sie hören
Schwertklingen Fremder in dem eignen Stalle.

Seht Frieden wer entgegen dann dem Schalle,
Durch deine Gnade duldsam gegen Leiden,
Sucht ihn die Welt auf alle Art zu stören.

Ich sehe schmutzigen Tang dein Neth umschlingen,
O Petrus, und ein Sturm wird, fürcht' ich sehr,
Trotz deiner Barke mächtiger Gegenwehr
Durch Wogenaufruhr in Gefahr sie bringen.

Sonst flog mit leichten sie und raschen Schwingen
Dem Strome nach durch das empörte Meer;
Nach links und rechts schwankt igt sie hin und her,
Und kann mit Mühe nur empor sich ringen.

Zwar råhet dein guter, und mit vollem Rechte
Hast Grund gewählter Erb' oft Herz und Hand,
Dich zu geleiten in die sichere Bai;

Dech seinem Willen trotzt der Widerstand
Der Bösen, drum gibts Keinen, der nicht dächte:
Vergebens kämpf' er, stehst du ihm nicht bei.

Wenn schon der Name Christi dient zur Wehr,
Eseln ihn seine treuen Diener haben
In Herzens Grund, daß sie sich dann erlauben
Am sichern Siege mit dem Schwert und Speer:

So tritt Jgnaz so kühner gegen Bar
Und Ven und Pechub, da ihm eingegraben
Der Christusnam' auf's Herz mit goldnen Staben,
Des Siegs im Kampfe sichere Gewähr.

Nicht Pfeile konnten, Stürme nicht, noch Brand
Die Brust, die so beschildet war, durchdringen,
So innewirksam war der Widerstand.

Sein irdisch Theil wohl konnten sie bezwingen;
Die Seele sieghaft, zugetraut den Fremden,
War schon von ihres Jesu Lieb' entgleiten.

Dem Baum gleich, der, vertraut nährhaftem Grunde,
Mit starken Wurzeln in den Boden fahrt,
Und schöne Hoffnung schon auf Frucht gewährt,
Zumal wenn Gärtners Sorgfalt mit im Bunde,

Doch einen bösen Wurm dann der gesunde
Mit seinem Mark geheim im Busen nährt,
Der ihm an Schönheit und an Leben zehrt,
Und mehr von Stund' entkräftet ihn zu Stunde;

Dem Baume gleicht die schöne Seele, die
Von einem schweren Wahne wird erfüllt,
Der ihr das erste Bild des Lichts verhält,

Des ew'gen, sucht sie demutsvoll in Eile
Nicht Christi Quelle reinig an, daß sie
Von Schmutz sie säubre und die franke heile.

Wie Ephen Zweig' aus sich vergeblich spinn't,
Wenn ihm geraubt sind Stangen, Stülhen, Scheite,
Sich auszudehnen in die Läng' und Breite,
Wenn kriechend keine Höh' er nun gewinnt:

Also die Seele, die auf Weltlust hunt,
Sich weit zerstreut, mit sich doch lebt im Streite,
Weil all die morschen Stülhen ihr zur Seite
Der edleren Natur nicht hülfreich sind.

Sie klettert nicht zu dem hohen Stamm empor
Des Menschenheils, die Wurzeln nicht umwindend,
Noch eifrig sich bemühend, bis sie oben;

Doch wird, der heiligen Stütze sich verbindend,
Sie wiedersehn den Vater, wo zuvor
Er sie mit süßen Banden hatt' umwoben.

Vater im Himmel, wenn durch deine Kraft
Lebend'ger Zweig ich bin am Stoc der Heben,
Den weltumarmenden, dem ganz ergeben
Die Menschentugend sei in Glaubens Fast;

Wenn mich dein göttlich Auge sieht erschlaft
Von Schatten, die mein morsch's Holz umschweben
Und bei des holden Frühlings neuem Leben
Nicht in mein Inneres lehr't ein frischer Saft:

Dann rein'ge mich, damit in dir verbleibend
Die Rebe, geb' ich heil'ge Nahrung ihr
Durch Thränenthau, ergilne Wurzel treibend!

Du bist die Wahrheit, du versprachst dich mir;
So komm denn jetzt, daß sich das theure, schöne
Gewächs mit Früchten, die dich ehren, kröne!

Des Himmels hohe Gnaden zu gewahren
Gibt's Weisen zwei; die ein' ist, oft gewillt
Die heilige Schrift zu lesen, ihr entquillt
Ein Licht von Stralen, lebenvollen, klaren.

Dem Kreuze gilt das andere Verfahren;
Aus diesem Buche blickt sein eignes Bild
Euch an so nah und so lebendig mild,
Dass seine Adä' ihr ewig müht bewahren.

Die erste Hülff' entweicht und lässt euch dange,
Dass, wann das Leben in den Tod sich mündet,
Der Pfad euch lang dünkt und gesichert nicht;

Mit dieser doch, wenn oft das heilige Licht
Den Weg bestrahlt, und euch das Herz entzündet,
Geht sehtlos ihr zum Ziel mit leichtem Gange.

Wann kommt der Tag, Herr, wo fest und erpicht
Von euch des Geistes Aug' ich wende nimmer?
Es irrt und schwankt im Dunst des Rebels immer
Und kann nicht ruhen auf dem wahren Licht.

Ist seh' ich zwar ein schön und hebr Gesicht
In meiner Brust, umglänzt von eurem Kummer;
Doch, wie auch leuchtet der lebendige Schimmer,
Erlenn' ich dennoch klar und ganz es nicht.

Auf denn! Zerreiſet mit der Hand, der wunden,
Den Schleier, der vier Lustra schon mit Wahn,
Und mehr und minder noch mich hält umwunden,

Daß nicht entsponnen bald, und bald umspinnen,
Der Seele Blick hinschau' auf freier Bahn
Zur großen Sonn' und in das Land der Wonnen!

Ich sehe heut in meines Geistes Helle:
Beim Täufer findet Gottes Sohn sich ein,
Nicht um sich selbst zu reinigen, o nein,
Nur zu vertreten unser Aller Stelle.

Das that er; doch durch schmutzigen Stutes Welle
Befleckte wiederum, was weiß und rein,
Des Menschen Wahn, um dann für sich allein
Sich fern zu halten jener klaren Quelle.

Gott ladet heut, daß man sein Wort sich merke,
Den Sohn beschenkend mit der Taub' als Pfand,
Und dieser uns mit demuthvollem Werke.

Auf, folgt dem Rath, dem kräftigen sondergleichen!
Stets laßt uns vertraun so schönem Zeichen,
Den Blick dem hohen Beispiel zugewandt!

Ich sehe, wie der ewige Lebensast
In seinem Garten, der voll höchster Ehren,
Dran tausend Zweige sich so besser nähren,
Je mehr mit ihm sie eint die innre Gast,

Seh' ihn mit seiner hochebahren Kraft
Dem Schatten ihnen seines Schirms gewähren.
Er will, daß sie mit ihm gen Himmel fahren
Kraft seiner Speisung, Reinigung, Vormundschaft.

Wenn eine Rante Milt' und Frucht nun trägt
Aus tiefer Wurzel, ehrt der Schaft der Rebe
Dadurch den höchsten Herrn der Berg' und Auen,

So daß, damit noch süßern Duft sie gebe,
Er abläßt nicht, ihn himmlisch zu bethauen,
Ihm Bahn macht, Farbe leiht, ihn hegt und pflegt.

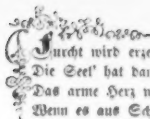
Die ihr, hier lebend, jeder Tugendglut
Beispiel, o schöne Seelen, habt gegeben,
Und seht unwillig aus dem Himmelleben,
Herabschauend auf der Welt ruchlose Brut,

Auf mich laßt, die mit unerhörter Klut
Endlose Leiden Nacht und Tag umweben,
Auf mich oft einen Blick herniederschweben,
Die sich zum Tempel weihet dem höchsten Gut!

Und da ihr ohne mich den Lauf vollendet,
Den euch Natur verlich zu gleicher Zeit,
Die nimmer ihr den Herzensbund entweicht,

Sei meinem Leben Beistand zugewendet
Von euch, das schon dem Alter eilend naht,
Indem's euch nachfolgt, suchend rechten Pfad!

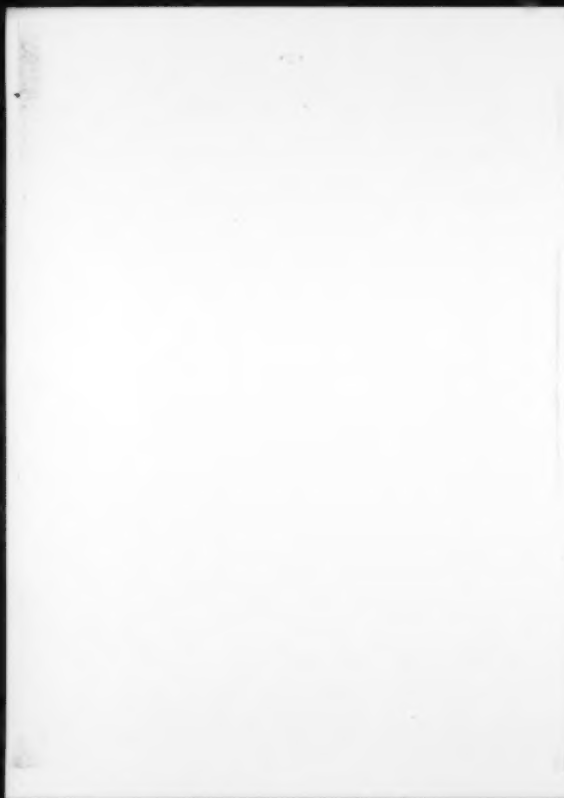
Madrigal.

urcht wird erzeugt durch ein zu groß Verlangen,
Die Seel' hat dann Genuß zwar, doch mit Bangen.
Das arme Herz wird von der Glut verfehrt,
Wenn es aus Schwachheit nicht
Begreift kann den hoherhabnen Werth;
Jedoch beleuchtet den Verstand das Licht,
Dann statt Verdruss und Leid
Bleibt mir nur Freudigkeit
Und Hochsinn; Falsch erkenn' als Falsch ich dann,
Und Wahres mehr denn je als Wahres an.



Gedichte
der
FAUSTINA MARATTI.





Die Brust ist links durchbohrt mir — Weh, o Weh! —
Von Amors spitzigstem und schärfstem Pfeile!
In Mild' und Süßigkeit zu Glück und Heile,
War eingetaucht er, so erschien mir's eh.

Und nicht auch ahnt' ich, daß mir Leid gescheh';
Indeß, so lieblich die Empfindung eine Weile,
Solch Schmerz- und Lustgemisch ward mir zu Theile;
Unstät bin ich und elend mehr als je.

O daß des Liebesgottes Grausamkeit
Doch zu noch grausenvollrem Grade stiege!
Trost wäre mir und Manchem dann gegeben.

So mächtig müßte sein der Schmerz, das Leid,
Daß aller Krieg sich schloße mit dem Siege,
Daß mit der Wund' auch schloße sich das Leben!

„Wie! Glaubtest, stolze Seele, du stürmst
In deinem übermutgeblähten Sinne,
Daß meinem mächtigen Joch dein Fuß entrinne,
Und daß du bleibest jeder Reigung baar?“

Wann jemals, und wo irgend ist und war
Das Herz, die Seele, die ich nicht gewinne?
Wie! Wären frei die Sterblichen von Minne,
Ihr, die beherrscht der Götter ganze Schaar?

Und du allein, du hegst solchen Wahn?
Schau her! Bereit für dich sind Band' und Ketten,
Und Reiz und Joch bereit, nichts kann dich retten.

So sprach der Liebesgott. Da war's gethan
Um meiner Seele heitern stillen Frieden.
Leid, Knechtschaft, Joch und Reiz war mir beschieden.

Die du die Herzen tröstest, welche bangen,
Eintrat, o Lieb', ich in dein schönes Reich,
Und, dem verirren blinden Wanderer gleich,
Fühlst' ich, wie Furcht und Zittern mich durchdrangen.

Doch du befriedigtest so mein Verlangen,
Erhöbtest mich und machtest mich so reich,
Ja du versprachst mir holden Lohn zugleich,
Und weiter schreit' ich jezo unbefangen.

Adliche Sitt' und held Entgegenkommen,
Mut, Kraft, Verstand und tugendhafter Sinn
Hat meinem Herzen jede Furcht benommen.

So wolle meine reinen Triebe weiden,
Und sonder Wandelung, auch fernerhin,
O Liebe, Trösterin du meiner Leiden!

Dies ist der Bach, der Baum, wo Hand in Hand
Nach und den Freund man oft sonst konnte schauen.
Im kühlen Schatten, wann von Himmels Grauen
Gott Wodan sandte seinen mächtigen Brand:

Wie da die Zeit beim Quellgemurmel schwand!
Die Heerde lag zerstreut auf grünen Hüen,
Indeß aus Blumen, rothen, gelben, blauen,
Zum Schalle meines Lieds ich Kränze wand.

Hier siegt' er über All' im Wurf der Lanze,
Hier stellt' er sich und uns zum Ringestanze,
Und hier, wo über Weischen Wesse wehn,

Sprach er: „Ich liebe dich!“ Er sprach's mit Blicken, —
Götter und Menschen würden sie bestricken, —
Daß ich nicht sagen kann, wie mir geschehn.

Seitdem mein Phöbus gab das Herrschgeleit
Meinen Entschlüssen und Gedanken allen,
Und ich mir lasse sein Gebot gefallen —
Sein Stral ist himmlisch, ihm folg' ich bereit —

Seitdem ist er's, der Leben mir verleihet,
Und Licht, der Tugend wahren Weg zu weihen;
Nicht soll ich furchtsam straucheln oder fallen
Auf diesem Weg zur ewigen Herrlichkeit.

Und wandl' ich mit nur träglangsamem Schritt,
Er spricht mir zu mit holdem Blick und Grusse,
Und theilt von seinem Geist und Mut mir mit.

Der Glangspur folg' ich so von seinem Fuße.
Heil mir, wenn ich trotz träglangsamem Gange
Zum Ehrentempel nur mit ihm gelange.

Tritt aus dem Haufen meine Sonn' hervor,
Zum Sanges- oder Rednersitz zu schreiten,
Dann seh' ich Glanz sein Antlitz überbreiten,
Die Blut der Seele steigt zur Wang' empor,

Dann lassen in der Hörer offnes Ohr
So Unerhörtes seine Worte gleiten,
Ruhmvoll für Künstler alt- und neuer Zeiten,
Neidisch hört's Jener, freudig unser Chor.

Schön ist es dann zu sehn, wie sie sich drängen,
Wie tausend Blick an seinem Munde hängen,
Wie All' er sie beherrscht, die er vergnügt.

Wohl glaubt das nicht und wähnt die Folgezeit,
Ich übertreibe, weil mich Amor trägt;
Die Liber sprech', und die ihr Zeugen seid!

Da meine Sonne meinem Liebesange
Sein Ohr mit Freundlichkeit zu leihn begehrt,
Ihr Binduwohnerinnen, so gewährt,
Daß zu den Höhn ich eures Verges gelange!

Schenkt süßen Wohlklang meiner Feier Klänge,
Schafft, daß mein Schmerz nicht Wort und Ton versehrt,
Daß meinem Geist die Kraft der Jugend lehrt,
Den alten Krebsfuß ich zurückempfang!

Heil mir, könnt' ich sein Haupt mit wundersamen
Gebichten wie mit Heilgenschein umkränzen,
Und zu dem Himmel tragen seinen Namen!

Reiht, Wort' und Tön', euch denn zu Strafentänzen!
Himmlicher Kräfte, blüht mich, bin ich froh,
Sein und mein Ruhm erglänzt vereint so.

Wer sehen will, worauf die Macht sich gründet
Des Liebesgotts, und wie auf immerdar
Die Flamme er, die erst sanft und lieblich war,
Zu mächtigem Brand und Fackelglut entzündet:

Der schone meiner Sonne hold geründet
Strahlantlitz mit dem hellen Augenpaar,
Den frischen Wangen und dem goldnen Haar,
Der Stirn auch, die das edle Herz verkündet.

Und wer alsdann auch sehen will, welsch Weh
Durch all die holden Reize kann entspringen,
Wie Amor peingen kann, nicht bloß bezwingen:

Der komme her und sehe mich an, seh,
Wie ich muß unter harten Schmerzen stöhnen,
Des milden Vaters vielgeliebten Söhnen.

Ach, welche bergeshohen Wellen schlägt
Das Meer, auf dem bald sinkt, bald steigt mein Nachen,
Indeß ein wüthender Orkan den schwachen
An Fels und Klippe schleudernd, schmetternd setzt,

Daß kaum die Seele noch den Graus erträgt.
Nicht länger fürcht' ich, wird der Stern mir lachen,
Deß Glanz bisher fortsetzt mir Mut zu machen:
Nacht, Blitz, ein Chaos ist's, das mich umhegt.

Und immer mehr droht Meer und Sturm und Riß;
Wer kann in dieser Noth mir Hilfe schaffen?
Hier Schwung und Stoß, und horten Schlag und Griff!

Und mit mir ist mein Feind in meinem Schiff,
Bewahrt er, ich allein und ohne Waffen!
Ist möglich, werd' ich mich dem Tod entziehen?

Wie durch die Lieb' ich ganz verwandelt sei
Zu meinem Unglück, weiß ich nicht zu sagen.
Ruh schwebt' und Fried' einst über meinen Tagen,
Ich war von jedem schweren Kummer frei.

Wehl schien sie mild erst, soubder Tyrannei;
Doch jezo bin ich kraftlos, matt, zerschlagen,
Sie wollte zeigen, wie sie weiß zu plagen
Des Menschen Herz durch List und Täuscherei.

Nun soll ich gar selbst geben meine Stimme,
Will sie mich in noch größtes Leid versenken,
Darf fragen nicht, warum sie so ergrimme.

Ich soll zufrieden sein bei meiner Qual, —
So weit ist's nun gekommen, — nicht einmal
Der ehemaligen Freiheit mehr gedenken.

Denk' ich der frühern Tage dann und wann,
Wo ich die theure Freiheit hingegeben,
Und Amor mir verlehrt mein frohes Leben
In trauriges, er, jeho mein Tyrann:

Dem Key mich zu entringen such' ich dann
Und Haupt und Seele wieder zu erheben,
Erinnernd mich an meines Herzens Neben,
Und welchen Lohn ich für den Dienst gewann.

So der Vernunft nachgebend eine Welle
Ermann' ich mich, und zieh' und zerr' am Pfeile,
Den in der Brust, im Herzen ich noch trage.

Umsonst! Ein einziger Blick nahm mir mein Glück,
Und führt mich in die Slaverei zurück,
Daß ich mich nicht zu widersehen wage.

Was wagst, Gedanke, du dich vorzustellen
Der Trauernden in solcher Schreckgestalt,
Die Schmerzen mit erneueter Gewalt
Emporzurühlen aus den tiefsten Quellen?

Schon scheinen meinen Geist nicht mehr zu heilen
Die Stralen der Vernunft, mein Herz ist kalt,
Von den Dämonen wird es wild umkrallt,
Indeß der Schlangen Ringe mich umschwellen.

Was, Liebesgott, verbrachen meine Triebe,
Und welche Schuld abbüß' ich, welch Vergehn,
Die ich entzündet bin von trübsster Liebe?

Läß deinen Hornblick, Undankbarer, sehn!
Denn keine Strafe gnügt, kein Schmerz, kein Tod,
Schmäht Einer dein gerecht und süß Gebot.

O du, fühl die mein Phöbus so entbrannt,
Dass er noch häufig Preis an dich verschwendet,
Lob deinem Lächeln, deinen Locken spendet,
Und deinem Wort voll Reiz und voll Verstand,

Sprich, meinst du, daß er nichts für dich empfand,
Wann Red' und Blicke du ihm zugesendet?
Wie! Hat, sowie das Aug' auf mich er wendet,
Er, und verwirrt, es auch auf dich gewandt?

Ja, deiner Augen lockendes Bezeigen
Hat ihm, nicht wahr? Geseh's! — das Herz verfehlt,
Ich seh's, du mußt den Blick zu Boden neigen,

Und deine Wangen sind in Blut gesetzt.
So sprich dann, sprich! O nein, verhill's in Schweigen,
Mußt du gestehn, daß er dich liebt noch jetzt.

Vor hoher Herrn und Damen reicher Zahl
Zieht man wie eine Königin sie schreiten,
Und ganz Paphos Ehren ihr bereiten,
Die Stirn umgänzt von hellem Jugendstrahl.

Und wählt mit Nymphen sie die Heerd' einmal
Zu Hügel, Wiege, Quelle zu geleiten,
Beugt ihr Arkadien sich von allen Seiten
Und süßt mit ihrem Namen Berg und Thal.

Wie ich vermag, will niedre Hirtin ich
Mich vor der göttergleichen singend neigen,
Der keine gleicht im ird'schen Frauenreigen.

Doch will sie, daß ihr Ruhm leb' ewiglich,
Dann möge Baktro*, möge Lile* schweigen,
Beschreib' und singe sie nur selbst dann sich.

*) Wahrscheinlich Bezeichnungen von Mitstrebem in der Arkadia.

Ihr Schattenthale, halmenreiche Saun,
Hain', Hügel, Pöche, von der Treide,
Der Petamide, der Dryad', Hamadryade
Bewohnt, und von dem liebetrunkenen Raun!

Ihr grünen Büsch' und buntbestäubten Aun,
Ihr duftenden, o möge die Geseide
Und Aunen süßen euch der Wetter Gnade,
Mit Maienschauncn Feld und Wald verhaun!

Beneidenswerthe, die betruet sein Aun,
Wo seine Hände Blumensträußer wählten,
Ihr, welche oft beglückt sein Blick, sein Aun.

O sagt ihm, ihr ja ehedem besetzten,
Ja, sagt ihm, wie, von ihm getrennt, mein Herz,
Mein Herz, erweht es lebt, hinstirbt im Schmerz.

Den Bogen küßt' ich, auch das Zeil küßt' ich,
Das mir so süß der Liebesgott umwunden;
Die Ketten selbst, womit er mich gebunden,
Die goldnen, — dichter schling' ich sie um mich, —

Ich dank' ihm auch für Feuer- und Hachelstich,
Trot ich entflammt; um recht erst zu gebunden,
Wovor all meine Noth und Fein entschwinden;
Ich leb' und flamm', und flamme freudiglich.

Einst klagt' ich über ihn bestommen bang,
Ich wußte nicht, daß seine wenigen Blasen
Gerolde nur sind seiner Wonnverleihung.

Nun bitt' ich seine Gottheit um Verzeihung,
Und ihr gesamt, vergeßet meine Klagen,
Die ihr vernommen meiner Liebes Klang.

O Sonne, neidische, du führst die Helle
Des neuen Tages vor der Zeit heran,
Ich höre deiner Rasse Mutgeschreul,
Ich sehe, wie Aurora naht mit Schnelle.

Halt an, verlass noch nicht des Ozeans Welle,
Scheu nicht die Schatten, hemme deinen Lauf!
Noch summt lieblich der Gestirne Hauf,
Sie schmücken auch die himmlische Kapelle.

Wenn du aus Mitleid willst ein wenig weilen,
Das schönst' und reinst' aus meiner Lämmer Zahl,
Ich brächt' es zum Altar, es wäre dein.'

Doch du bist taub, du spottest grausam mein;
Aufstrahlst du jezo, und mit deinem Stral
Nuß meine weite Zenne mir enteilen.

Ich hoffte sehr, ich würde mit dem Nachen,
Der müß' und schadhast war vom langen Pfad,
Bald in der Bucht sein, die schon auf sich that,
Denn nicht mehr kennst' ich ihm vertraun, dem schwachen,

Die Stürme würden nicht aufs neu erwachen,
Beschlossen habe nun der Wetter Rath,
Die mich bisher gepeinigt früh und spät,
Es sollt' ein günstiges Gestirn mir lachen.

Doch eine graue Windebraut kam von Norden,
Auf Klipp' und Sandbahn trieb den Kahn die Flut,
Er ist ins Meer zurückgeschleudert worden.

Und fort und fort noch wächst des Sturmes Wut.
Doch wie auch Furcht auf meiner Stirne stehe,
Fast wider Willen geh's, wohin's auch gehe.



Das Herz in seiner Sprache sagt' es mir,
Der Athem, der in meiner Brust sich presste,
Der trockne Pflanz, der launig die Ufer nähte,
Das weisse Gras und Laub im Waldrevier,

Hänfling und Grafschafel' und Hinf, die ihr
Sonst frohes Lied vergahen humm im Neste,
Da setzt die Sonn' an hoher Himmelsfeste,
Sie war nicht mehr des blauen Raumes Hier.

Die kleinen Rische spielten nicht im Pflanz,
Die Kephyren an dem Aluhgestade schwiegen,
Und Alles kuckte nur ein tiefes Ach.

Ein Jedes sagte mir, daß meine Sonne,
Und meine wie die allgemeine Wonne,
Vor meinen Augen schwachend werd' erliegen.

Wohin ist deine Lieblichkeit entflohen,
Mein Sohn, mein Kleinod, meiner Güter Gut?
Wie blidte sonst dein Auge wohlgemut?
Ich sehe nicht mehr auf dem sonst so frohen

Antlitz die Flamme der Gesundheit loben.
Statt dessen schleicht durch dein vergiftet Blut
Des grausen Stichtbums fieberhafte Gut,
Und lange Trennung und Verbannung drohen.

Umsonst ich, daß ich meinemummer wehre.
Ich weiß, dein Bleiben hier ist nicht mehr lange.
Gott zürnet mir! murr' ich zu ihm empor.

Das Leid erscharrt mein Herz zum trocknen Moor,
Et naß ich deiner schönen bleichen Wangen,
Doch meinem Aug' enttröpfelt keine Thräne.

Wohin ich irgend mag die Blicke schlagen,
Mein Sohn ist's immer, den das Auge schaut;
Doch ist sein Blick nicht hell wie sonst, und traut,
Nein, sondern daß es mich durchdringt mit Fagen.

Im Bettchen seh' ich ihn, ich hör' ihn klagen,
Daß es mir durch die tiefste Seele grant,
Schwer wird das Athmen ihm, schwer jeder Laut:
Ich fühl' es mit, wie ihn die Schmerzen plagten.

Mich dünkt, als ich ihn dann den holden, theuren
Erbleichen sah, war kaum so herb das Leid.
Mehr marterst du mich, o Erinnerung.

Sprich einfach, sprich: „Er starb, und starb so jung!“
Doch nicht mit schrecklicher Bewußtheit
Woll' einzeln Aug für Aug mein Leid erneuern!

Geliebter Sohn, dich stiel mit Sicherheit
Nicht darf an der ewigen Sonne hangen,
Und nicht vor Kälte und Hitze mehr erhangen,
Nicht Schmerz mehr proben neben Freudigkeit,

Ach, dich zu wissen ist, was mich kasteit,
Kannst du den Verlust Rastlos erlangen?
Tausch' ich mich nicht, zu sehr bin ich besangen
Und ganz verwirrt von meinem tiefen Leid.

Doch sei mein Gram von Niemand übertroffen,
Und Niemand als ich leidet lieber dir!
Nicht gilt auch deiner Zerknirschtheit mein Weinen,

Es gilt ja einzig meinem eifigen Dessen,
Dich wieder hier zu sehn; und ich werd' dir,
So sehn' ich mich nach dir, der Tod erscheinen!

Vater und Sohn vom Tode hingerafft,
Oummer, Pein und Gram! Ich war von Sinnen,
Der Ein' erblich schon bei des Tags Beginnen,
Der And' inmitten seiner Pilgerschaft.

Wie sonst wohl die Erinnerung erschläft,
So wäunte dieser auch ich zu entinnen;
Doch schlafend, wachend kann ich Ruh gewinnen
Nicht vor den Qualen der Einbildungskraft.

Und fort und fort führst, Schicksal, du herauf
Dieß Leidenspaar. — „Und hast du andre nicht?
Ruf' an den Tod, wenn's dir daran gebricht!“ —

Er komm' und ende meiner Jahre Lauf!
Wie hart er sei, sein Schmerz ist ehr zu tragen
Als die Erinnerung der erlittenen Plagen.

Du Wald mit deiner schauervollen Nacht,
Du kinnenlose Schlucht, ihr Felsenmassen,
Die mit verkrachtenem spitzem Dorn umfassen
Des engen, rauhen Steiges dunkeln Schacht!

Ihr Stippen, die zur Antwort nie entfacht
Der Menschen Ruf, und ihr morastigen, nassen
Gefilde, von der Vögel Sang verlassen,
Erfahret, was zu euch mich hergebracht!

Und werdet ihr das Angstgeschrei vernehmen,
Das meiner Brust entströmt ehn' Unterlaß, —
Wie ihr auch mitleidlos seid, hart und grau, —

Ihr Tiger auch und Leu, an meinem Gramen,
Ihr Schlangen, Vipern, werdet Theil ihr nehmen,
Und euer Aug' wird stillen mildes Mäh.

Wenn wahr es ist, daß Charons Grausamkeit
Auf Acherons morastigen Wasserpfaden
Uns die Erinnerung zum Kameraden,
All unsers Leids Erinnerung verleiht,

Dann Atropos, die stets zum Schnitt bereit,
Zerschnitten hat mir meinen mühsen Faden,
Und nun die Seele sieht, der Hüll' entladen,
Klar vor sich die Erinnerung an das Leid:

Dann geht wohl zu elstischen Gefilden
Mein hülfelloser Geist, von Schulden frei,
Entgegen reinem höherem Vergnügen;

Doch zu vergessen meinen Schmerz, den wilden,
Die Fahrt selbst über Lethe's Kluten, sei
Sie noch so lang, wird kaum dazu genügen.

Du gütigste von allen Erdenplätzen,
Du, so der Tugend wie dem Gütte feind,
Heraus! Du weißt, wo Senn und Bloud nicht scheint,
Vor jenem heiligen Helden furchtgeschlagen.

Schau hin, wie ihm die Rufe hoch den Wagen
Des Ruhms gestellt; und unbefiegbar scheint,
Was zum Verderben gegen dich sich eint,
Schau hin, die Gräuelbände dir zu nagen!

Dein Hals wird von der Kette schon umschuldet,
Zur Qual die andrer Drachenschaar inmitten.
Seinem Triumphzug dich anseffend führt

Er dich, und du, mit träglangsamem Schritten,
Ruht auf die eizne Qual die schwefelichten,
Die hundert hundert Augen immer richten.

„Schreib,“ — sprach zu mir gewaltiger Zorn und Hohn,
Der niederregt mir wohnt in Herzens Grunde, —
Schreib, gib von der erlittenen Unbill Kunde,
Dem Reide zahlend den verdienten Lohn!“

Auffahr' ich, wie das Ross beim Lubaton
Nicht harrt, bis Reiters Sporn es erst verwundet,
Und — wechselte den Entschluß zu guter Stunde;
Durch Selbstbezwingung ist der Zorn entflohn.

Unwürdige Werk' und Namen will erbelten
Ich nimmer, will der Zeit anheim es stellen,
Ob sie mir mildere der Seele Schmerz!

So an dem Gegner edle Rache zeigt,
Wer, voll von ehrenhaftem Stolz das Herz,
Verachtet die Beleidigung und — schweigt.

Ich weiß nicht, wie mir noch verblieb die Macht
Vereint zu halten Blut und Fleisch und Knochen,
Da das Geschick so arg es mit mir macht,
Und über mich den härtesten Spruch gesprochen.

Gleichwie der Rube, der in dunkler Nacht
Auf schlimmsten Weg fast Hals und Bein gebrochen,
An dessen Gastfreundschaft, der ihn gebracht
In Sicherheit, durch Diebstahl sich gerechen:

So hat sich Scheelucht gegen mich betragen.
Der Freundschaft Laro' erst legte sie noch an,
Wart ab sie, offen mich befehdend dann,

So daß ich anhub manchmal bitter Klagen.
Jetzt aber meinen Feind beschmähend schreite
Mit stetzem Schritt ich oftmals ihm zur Seite.

O mein Italien, seit Numa's Tod
Den Ring nahm ganz der Sonne Lauf entgegen
Dem West, um dann im Ost der Ruh zu pflegen,
Veraubte dich manch süßlicher Barbar;

Doch, daß du ganz des alten Glanzes baar,
Wer das behauptet, lügt und fälscht verwegen.
Noch seh' ich dich fast alte Herrschaft begen,
Und Königin noch bist du essenbar.

Ich sehe, wie der Alpenheld, dein Sohn,
Das Scepter schwingt auf dem Sicaniereere,
Gewahrt durch Tapferkeit und weisen Sinn.

Ich seh, der West zollt deiner Tochter Ehre,
Der andern, durch Strepianens mächtigen Thron:
Italia, du bist noch Königin.

An Ottoboni

nach der Darstellung des Schauspiels: Constantin der Fromme.

And.
Oölle! Mischen wir uns in der Preiser Menge,
Wir arme Hirten- und Hirtinnenschaar?
Nichten wir Heß und Ephen dir ins Haar,
Der du belorbeert gehst in Ruhms Gepränge?

Wie! Oder bringen wir Schalmeyenklänge
Und Viederchen dir großem Dichter dar,
Dir, der schon längst des Pindus Ehre war?
Nein, ganz unhörbar wären unsre Länze.

Der du gebentst des Constantinus Ruhme
Nun zu erstehn am Liber, von den Schwingen
Des Pannero, des hochheiligen, umkreist,

Du kannst, verragend durch Gedank' und Geist,
Nur du aus keiner großen Seele singen,
Genügend unssterblichem Heidenthume.

Lucretia.

 Nachdem der Ehr' und Treu gerandtes Gut
Lucretia den theuren Freunden sagte,
Und abwusch in dem selbstvergossnen Blut
Nicht Schuld, nein Schmach, die edele Verzagte:

Erhub die Rache sich, daß Horn und Blut
Die Stotzen bald von Thron und Reich verjagte,
Und Roma, deinem ruhmewürdgem Mut
Die Knechtschaft wich und heilige Freiheit tagte.

Da war der kühne Virtus zwar zu loben,
Doch preiß ich jene erste That als größte,
Wie man sie nie noch hörte, nie noch sah.

Als sie, die Römerin Lucretia,
Den Hort der Freiheit, ihren Stahl entblößte —
Graunheitentzunn gewaltigste der Proben!

Luöcia.

 Schaut hier die Jungfrau, Atleid und Schleier weiß,
Gemalt von meinem Vater ihr zu Ehren!
O An ihr, der Römerin, der Leutchen, hehren,
Sah man des hohen Wetterchirms Erweis.

|| Schimpflichem Lede wollte Bosheit preis
Sie geben. Wasser schöpft', um sich zu klären,
Sie mit dem Sieb, und trägt es nach Begehren;
Und sieh, das Wasser steht, als wär' es Eis!

Des Herzens Reinheit zeigt ihr Angesicht.
Mir dünkt, das Kind sagt Jedem, der es schaut,
Obwohl es still und stumm ist, dennoch laut:

Der Römer braucht zur Abwehr Andre nicht;
Jedoch durch Wunder läßt den Sieg gewinnen
Der Götter Lbhat edle Römgrinnen.

„Luöcia, eine edle Römerin, eine Besale: Sie verschmähete es mit
Worten ihre Unschuld zu vertheidigen, und ließ, mit dem Siebe in der
Hand, zur Liler. Sie schöpste Wasser mit dem Siebe und sprach: O
Fels, wenn ich leusch, und dir getreu bin, so bringe ich dich Wasser zu deinem
Tempel. — Und sie brachte es, erzählt Livius. Die Beschreibung ist ein sehr
bekanntes Denkmal.“ Herders Werke, 3, 51.

Veturia.

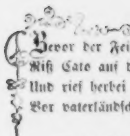
 Coriolan nahm Hauss und Rache wegen
Das Feldherrnamt an von dem Völkerstaat.
Wild, unerbittlich ging er seinen Pfad,
Das Joch der Sklaverei Rom anzulegen.

Und wohl durst' er die zornige Hoffnung hegen,
Zu überwältigen Volk und Senat:
Da waffenlos der Mut des Sohnes trat
Veturia, die ihn gebär, entgegen.

Als er sie küssen wollte, sprach sie: „Hört!
Du bist nicht mir, du bist nicht Rom entsprungen,
Dich hat geboren einer Alippe Leib!“

Zum Frieden zwang sie ihn durch solches Wort;
Und was den Waffen Roms nicht gelungen,
Mit edlem Stolz vollbracht's ein hebr'es Weib.

Vortia.

 Vervor der Heind die Siegesfahne schwang,
Niß Cato auf die selbstgeschlagne Wunde,
Und rief herbei die eigne Todesstunde
Der vaterländscher Freiheit Untergang;

Tranf seine Tochter Vortia Heuer schlang,
Dem Lode des Gemahls empfangend Kunde,
Und so getreu dem theuren Ehebunde
Vereinigung auf's neu mit ihm errang.

Und welche That wird wunderadwerther sein,
Der Tochter, die aus Lieb' ins Nachtreich ging,
Des Vaters, der aus Groll verließ das Leben?

Der Tochter, tramm! Dem Vater ward gegeben:
Ein Beispiel, das von Andern er empfing;
Der Tod der Vortia steht noch allein.

Eliegen unterm schweren Ueberschwang
Der Lebensjahr' einst meine schwachen Glieder,
Gedenkt alsdann die arme Seele wieder,
Wie selten sie sich auf zur Jugend rauh,

Erblick' ich nahe mich dem finstern Gang,
Vor dem die Mehrzahl anstimmt Wehelieder,
Zeh' ihn, der Palm' und Vorbeer schlägt danieder,
Nichten auf mich das Mehr vom Regenstrang:

Wie werd' ich zagen dann, indeß der Nacht
Schreckbilder mich bedräun mit wilden Mienen,
Die hier schon steigen aus der Ahnung Schwacht! --

O laß, Herr, meiner Silben Auerkenntniß,
Und meiner Thränen wenig's Geständniß
Zur Rettung mir aus tiefstem Elend dienen!

Wenn meine Lieder und Gedichte kämen
An Enkeln und Urenkeln, würden sie
Mit Staunen und Bewunderung rufen: „Wie!
Sie konnte dichten bei so bitterm Grämen?“

Wohl könnt' ich zu erzählen mich bequemen
All meine Leiden und Melancholie;
Doch würden von der Mälg' und Elegie
Nur Stoff zum Spotte meine Feinde nehmen.

Mit nichts drum! Ein Vessres fällt mir ein.
Ich bleibe stumm; doch will ich dem Geschehe
Mit freier stolzer Stirn entgegengehen.

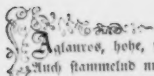
Weid, Unstern, Tod, ihr sollt, — kommt im Verein! —
Als Zeugen meiner letzten Augenblicke,
Mich sterben, aber mutvoll sterben sehen.



Anhang.



Giovanni Battista Ciapetti an
Faustina Maratti.

 Dalaures, hohe, welch ein edler Geist
Auch stammelnd nur es wagt, dich zu erheben:
Kunst und Erfahrung sei ihm reich gegeben,
Weil sein Versuch sich sonst zu schwach erweist!

Ich bin dazu nicht anßend stark noch dreist.
Kein Lobsonett will ich dir hier verweben,
Nimm dir die That den Willen, das Bestreben,
Das mindestens mich dieß zu sagen heist,

Nicht meine Schulter nur weicht solcher Last,
Auch seine würd's, der Tusciens Styl erheben
Durch seinen Vorbeer zu so hohem Range,

Die du nicht bloß der Griechin Schönheit hast,
Um die in Aich' einst Mium zerstoßen,
Auch ihrem Dichter at'hest im Geänge.

Giovanni Battista Necanati an
Kaufina Maratti bei ihrer
Ankunft in Venedig.

Als Locke oder Amorn es gefiel
(Die beide sich zu unserm Heil verschworen)
Hieher, wo vor der Kunst Natur verloren
Die Macht zu treiben deines Schiffes Ziel,

Allwo zu schaun des Bau's großart'ger Styl,
Der für ganz Weltichland zur Schutzwehr erkoren,
Wo Vatinus Arbeit sich nennachboren
Erblidt, die irr', im sicheren Ait:

Da wandte staunend zwar, doch mehr noch weidend
Die Augen voller Ruß der Genins
Des Adria auf dich mit stillem Schauen

Bei deines hohen Werthes Glanzerguß
Die zauberisch getroffenen starren Frauen,
Nem eine so erhabne Tochter neidend.

Gedichte von Giovambattista Felice Zappi.

1.

Auf das Standbild des Moses von Michel Angelo in der
Kirche S. Pietro in Vincoli.

Wel er ist's, der dort in Marmers Machtgewicht
Als Riese sitzt, mit welchem sieghaft streiten
Kein Kunstwerk kann? — Zehet sich den Mund erweiten
Zum Sprechen, — ja, mir ist's, als ob er spricht.

's ist Moses! Lehrt's das Kraftkinn, lehren's nicht
Die Lirpestrahlen, die der Stirn entgleiten?
's ist Moses, Moses beim Verkniederichrei ten
Noch glüht vom Glanz der Gottheit sein Gesicht.

So war er, als er hielt die Meerflut ab,
So, als sich schlossen hinter ihm die Wellen,
Die seine Feind hinrasseten in ihr Grab!

Und wagtest, Vell, ein Malb du aufzustellen?
Wenn du ein Bild zur Anbetung gewahlst
Wie dieß, du hättest weniger geacht.

An Rafael's von Urbino von ihm
selbst gemaltes Bild im Vaticanischen
Palast.

Das ist der große Rafael, der hebr!
Den edlen Geist, das schöne Antlitz sieh,
Dem ihre Gaben die Natur verlieh,
So viel, als er ihr nahm von ihrer Ehre.
8

Ginst, daß er sich von seinem Mumm klare,
Nur Andre stets zu malen, malt' er die
Sich selbst, und kann er konnte malen nie,
Was edler als er selbst gewesen wäre.

Der Tod sprach, als er Rafael zwei
Erblidt: „Ich weiß nicht, wer der rechte sei?
Auf wen soll meinen schwarzen Pfeil ich richten?“

„Sei dir mein Feind,“ — sprach da die Seel', „erforen!
Doch rühre dieses Bildniß an mit nichten!
's ist zur Unsterblichkeit gleich mir gegeben.“

Auf Rafael's Gemälde des Parnasses im Vaticanischen Pallast.

Seht den Parnassus! Unter Lorbeerzweigen
Weht Gott Apoll, der Jüngling, im Verkehr
Mit Mufen dort und Grazien einher,
Und mit den Dichtern auf den schattigen Steigen.

Wer schreitet vorn, der erst' im Dichterreigen?
Wer anders als der Einzige, Homer?*)
Dem Sänger Manto's dann gebührt die Ehr'
Im edlen Chor als zweiter sich zu zeigen.

Hierden der alten Zeit ihr, hochverehrt!
So lange Rama nicht von hinnen flieht,
Wird euer Ruhm Verbunklung nimmer leiden.

Wie sehr muß euch doch unsre Zeit beneiden,
Seit Tasso sang, zwar minder euer Lied,
Mehr dieses Bild, da Rafael nicht lehrte!

*) Nehtlich Dante, Hölle, 4, 94:

Homer iho, und der höchste Ruhm ihm eigen.

An den Prinzen Eugen,
als ihm Papst Clemens XI. einen
Degen übersandte.

Uerlauchter Herrknecht, deiner Schlachten Zahl
Und deiner Thea' ist gleich; und diese Glorie
Hast du vor andern Helden allzumal:
Wo hin du gehst, mit dir geht die Victorie.

Das Thracervolk trai deines Muthes Stral,
Wie nie es kund that Mercurius Memorie;
Und was verrichtet jetzt dein blanker Stahl,
Verdächtigt die künftige Historie.

Zieh hier gesandt vom hohen Rom das Schwert,
Das Clemens, deine Stirn neu zu umflechten
Durch Afiens Besiegung, dir verehrt!

Zieh's, Held, mit deiner unbeflegten Rechten!
Und, wie dem Scipio einst Afrika,
Geh' edlern Namen noch die Asia!





Ueber Göthe's Zueignung.

Einladungsschrift

zu der

auf den 13., 14. und 15. April 1835

festgesetzten

Prüfung der Schüler

des

Königlichen Friedrichsgymnasiums

zu Breslau

an alle Beschüßer, Gönner und Freunde des Schulwesens

von

D. R. L. Kannegießer,

Direktor und Professor.

Verdruck bei Graf, Barth und Comp.

B e z e i c h n u n g . *)

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leichten Schlaf, der mich gelind' umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei jedem neuen Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt, mich zu erquickten.

Und wie ich flog, zog von dem Fuß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Fier;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzubringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit seh'n.
Hier sank er leise, sich hinabzufchwingen;
Hier theilt' er schweigend sich um Wald und Höhn.

*) Die folgende Erklärung ist ein Verstockt aus einem in der hiesigen Hr. Richterschen Buchhandlung nächstens erscheinenden Werke.

Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
 Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
 Der lust'ge Kampf war lange nicht vollendet,
 Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Sald machte mich die Augen aufzuschlagen
 Ein innerer Trieb des Herzens wieder kühn,
 Ich konnt' es nur mit schnellen Schritten wagen,
 Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
 Da schwebte, mit den Wolken bergetragen,
 Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin.
 Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
 Sie sah mich an und blieb vermeilend schweben.

Kennst du mich nicht? Sprach sie mit einem Wunde,
 Dem aller Lieb' und Treue Ton entfließ:
 Erkennst du mich? die ich in manche Wunde
 Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß,
 Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
 Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
 Sah ich dich nicht mit heißen Herzensstränen
 Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
 Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
 Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
 Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
 Du hast mir wie mit himmlischem Gesieher
 Am heißen Tag die Sterne sanft gefühlt:
 Du schenkest mir der Erde beste Gaben,
 Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
 Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
 Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
 Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
 Ach! da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
 Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
 Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
 Dein holdes Licht verbeden und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem größten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwilen,
So glaubst du dich schon Liebermenschen genug,
Verläumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich! leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut,
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum such' ich den Weg so sehnuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufes umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Rebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoh in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt,

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
 Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt,
 Aus Morgendunst gewebt und Sonnenklarheit,
 Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
 Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
 Sogleich umsäufelt Abendwindeflühle,
 Umhaucht auch Blumen-Würzgeruch und Duft.
 Es schweigt das Wehen bangter Erdgefühle,
 Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
 Befänstiger wird jede Lebenswelle,
 Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
 Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
 Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
 Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt;
 Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
 So leben wir, so wandeln wir beglückt,
 Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
 Zu ihrer Luß noch unsre Liebe dauern.

Wenn in Göthe's Gedichten Inhalt und Form stets im Einklang stehen, — das Kennzeichen und Siegel des Klassischen — so findet dieß bei dem vorstehenden Gedichte vorzüglich Statt, oder wenigstens läßt es sich hier leicht darstellen. Die achtzeilige Strophe ist nach Schiller's Dissonan:

Strophe, die schuf die Liebe, die jählich schwachende — dreimal

fließt du schampaft und kehrt dreimal verlangend zurück —

der Vers der Liebe, aber diese Charakterisirung scheint mir zu beschränkt, sie gleicht vielmehr dem elegischen Spilzenmaasse der Alten und nimmt einen sehr verschiedenen Inhalt in sich auf, wie denn Tyrtaeus im Dissonan Kriegslieber und Kriost in der Strophe die schmerzhaftesten Liebesabenteuer sang, am meisten paßt sie jedoch für sanfte, gemäßigte, weiche Empfindungen, wie sie dieses Gedicht darstellt; ihr Bau ist aber viel künstlicher als der des Hexameters und Pentameters, und wenn schon der Leib oder das Aeußere dieser Form im Deutschen nicht ganz leicht zu bilden ist, besonders sofern auf wohlklingende Reime und überhaupt auf Wohlklang gesehen wird; so ist es die Seele oder das Innere derselben noch weit mehr. Eine längere Strophe ist in einem höhern Grade ein für sich bestehendes Ganzes als ein einzelner Vers, daher ist es erlaubt, daß Sinn und Gedanke sich in den folgenden Vers hinein erstreckt. Eine Strophe darf aber nicht in die andere übergreifen, selbst bei der kleinsten ist es schon nicht angenehm;

bei der Ottave ist es völlig unerlaubt oder darf nur in wenigen Fällen als Ausnahme gestattet werden. Außerdem findet bei dieser Strophe noch das Geſetz Statt, daß ſie wo möglich mit Einem Hauptgedanken gefüllt werden muß und zwar ſo, daß die ſechs erſten Zeilen eine Steigerung enthalten, auf welche ein Abſchluß, eine Beruhigung in den beiden letzten folgt, worauf die Verſchränkung der Reime in der erſten größern Hälfte und die Aufeinanderfolge der beiden letzten Reime hindeutet; doch kann der Gedanke auch ſchon am Ende der vierten Zeile ſeine Höhe erreicht haben und von da an ſich herabſenken. Betrachten wir das Gedicht in dieſer Rückſicht, ſo befriedigt es ſchon hiedurch auf das vollkommenſte, ich mache nur auf die erſte und letzte Strophe aufmerkſam. In der erſten Strophe malen die erſten beiden Verſe das Erwachen, der dritte und vierte den Morgenspaziergang, der fünfte und ſechste die Freude über die Natur, in den beiden letzten wird abgeſchloſſen mit dem Gedanken des Entzückens in der Natur und in der Seele des Dichters. In der letzten Strophe drücken die vier erſten Zeilen einen Gegenſatz aus, in der fünften und ſechsten Zeile iſt hier ſchon eine Zuſammenfaſſung und der Gedanke ſcheint damit geſchloſſen, aber die beiden letzten Zeilen erweitern und ſteigern ihn, jedoch auf eine ſanfte, wehmüthige Weiſe, ſo daß das Gedicht recht eigentlich elegiſch ſchließt, obgleich die Wehmuth hier, wie ſoſt immer bei Göthe, nichts Beſtimmendes, ſondern vielmehr etwas Friſches und Erheiterndes hat, und unſer Dichter übt in der Kunſt, was Horaz als Lebensregel aufſtellt: *amara lento temperat risu*.

Das Gedicht iſt allegoriſch, Darſtellung der Dichterweihe aber auf eine ſo beſcheidene Weiſe, daß man an die dichterischen Prologe und Epiloge anderer Dichter, z. B. Horazens, nicht zu Gunſt des letzteren erinnert wird. Hier iſt nichts von Stolz, nichts von Pochen auf Unſterblichkeit, und ſogar das Selbſtgefühl des Dichters iſt hinlänglich gemildert in dem Verſe: Wie viel biſt du von andern unterſchieden? Die Allegorie ſänkt erſt in der vierten Strophe an, nachdem in den erſten drei der Morgenspaziergang, die Verdunkelung des heitern Wetters durch Nebel und der Kampf deſſelben mit der Sonne dargeſtellt iſt. Dieß ſcheint nichts als Beſchreibung zu ſein, und hat wegen ihrer Wahrheit, worin man den aufmerkſamen Beobachter erkennt und an Göthe den Freund der Natur und der Wiſſenſchaft des Wirklichen erinnert wird, ſowie wegen der Einfachheit, bedeutungsvollen Kürze, wegen des ſchönen Fluſſes und des ſchönen Ausdrucks (man ſehe nur die Eigenschaftswörter leiſe, ſill, friſch, neu, jung in der erſten Strophe) einen hohen, dichterischen Werth, aber dieſer wird noch erhöht, wenn man ſie als eine, dem Dichter vielleicht ſelbſt unbewußte Allegorie nimmt; wenigſtens kann man ſie dafür nehmen: der Morgen des Tages iſt der Morgen des Lebens, das Kind, der Knabe iſt heiter, freut ſich der Gegenwart, das Leben liegt ſonnenbeglänzt vor ihm, er ſieht ſich als den Mittelpunkt an, er hat noch keine Vergangenheit, die ihn beunruhigt, die Zukunft trägt die Farbe der Hoffnung, und Geſundheit und Luſt füllen jede Minute aus. So ſteigt er den Berg hinan, aber ſchon mit den Jünglingsjahren lernt er das irdiſche Daſein auch allmählig von der trüben Seite kennen, bis ſich nach unangenehmen Erſahrungen, nach dem Zerſinnen der Ideale (man denke an Schiller's bekanntes Gedicht unter dieſem Titel) Unluſt und Schwermuth ſeiner bemächtigt, aus der ihn nur günſtige Erriſſe befreien können, ſeien es äußere, etwa die Bekanntschaft und der Umgang mit geliebten Männern, Freund-

schaft, Liebe, die Sprache der Weisheit aus den Schriften der Vorwelt oder Mitwelt, oder eigene Kraft, und ein Strahl von oben, der sein verbüßtes Gemüth erheitert. So verschwindet denn der Nebel wieder, und noch ehe er ganz entweicht oder vielleicht, ohne daß er jemals ganz entweicht, wenn wir darunter die störenden Einflüsse von außen auf den Geist des Menschen verstehen, erhebt sich der Mensch über sich selbst, sei es als Philosoph, oder als Dichter oder als Gläubiger, und grade die ersten Ahnungen der höheren in ihm wohnenden Kraft beflügeln seine Seele, begreifen den Geist, oder blenden, wie es hier ausgedrückt ist, sein inneres Auge. Bald magt er es, mit seinen Blicken umherzuspähen, er gewöhnt sich an den überirdischen Glanz, der die arme Erde jetzt bedeckt, er schaut zu dem Himmel hinauf, denn daher stammt ja sein Geist und seine Begeisterung, und sein Genius, eigentlich sein innerer, besser, nun erst erwachter Mensch, tritt als Lichtgestalt vor ihn und unterredet sich mit dem irdischen, niedergebrückten, auf den Wellen der Begierde und Leidenschaft, des Zweifels und des Uebermuths umhertreibenden Bruber. Denn was prosaisch als Monolog erscheinen würde, als Nachdenken, Betrachtung, Ermannung und Beruhigung, das sehen wir hier als Dialog und dadurch wird nicht der Gedanke, wohl aber seine Darstellung dichterisch, und durch diese Zertheilung des Menschen und des Dichters, oder des beginnenden Dichters und seines Ideals wird alles besänftigt, lüchlich und helle, wie der Genius selbst zum Schluß sagt, verliert Lob und Tadel alles Scharfe und Anstößige und schwimmt das Ganze in einem magischen Dufte. Daß der Genius ein weiblicher ist, scheint sehr natürlich und absichtlich, da die Poesie mehr den Charakter der Ruhe, der Selbstbeschäftigung, ja selbst der Sanftmuth und Weisheit hat, weshalb sie denn auch sammt der Einbildungskraft und Phantasie wol in den meisten Sprachen weiblichen Geschlechts ist, obwohl in den Mythologien, z. B. der griechischen, der Gott der Dichtkunst eben ein Gott, und die Göttin der Wissenschaft, welcher vergleichungsweise eher ein männlicher Charakter zukommt, eine Göttin ist. Trefflich gebaut ist nun die erste Strophe des Gesprächs oder der Begrüßung, indem die erste und dritte Zeile mit einer Frage beginnen, die zum zweitenmal verklärt ist, in der fünften wird mit demselben Ausdruck geantwortet, und jedesmal etwas sehr Bedeutungsvolles hinzugesetzt, in der zweiten Zeile die Schilderung der Huld des Genius, die sich in dem Ton der Rede ausdrückt, in der vierten die Huld desselben, als Thatkraft, als tröstend und heilend, in der sechsten die Anhänglichkeit und immer wachsende Anhänglichkeit desselben, und in den beiden letzten wird nun zugleich aufsteigend für den Gedanken und die Empfindung und elegisch sich senkend in Absicht des Ausdrucks und des Zurückgehens in die Knabenjahre, auf die uranfängliche Bekimmung des Dichters und das dunkle Gefühl desselben bei dem ersten Bewußtsein hingewiesen. Aber wie ist der Inhalt nicht eben so trefflich, und ist nicht hier mit der Erklärung der Form zugleich die Darstellung des Inhalts gegeben, der beste Beweis der Vollendung oder des Klassischen! Der Dichter sinkt im Wonnegefühl nieder, er bekräftigt den Schluß der Anrede, so wie das Wohlthunende des Umgangs von der Göttin, denn sie habe ihn bei innerer und äußerer Unruhe, dem Kampfe der Leidenschaft und nach der Hitze des Tages beruhigt, und mit tiefstem, innigstem Gefühle versichert er, daß sie ihn mit den edelsten Gütern der Freude beseligt habe, und daß ein Glück, das von ihr nicht gebeugt werde, für ihn keines sei. Er fährt in dieser Schilderung fort, aber auf das Bewußtsein

des Glücks folgt ein halbironischer Seitenblick auf die Mitgenossen der Dichtkunst, der jedoch seine Spitze eigentlich gegen ihn selbst kehrt und zu einer Klage wird, die den vorübergehenden, fast überlauten Triumph, ohne ihn aufzuheben, doch von Seiten des menschlichen Gefühls mehr noch als des künstlerischen, sehr mildert. Er setzt zuerst seine Bescheidenheit der Unbescheidenheit Andern entgegen. Er wagt es, den Genius nicht einmal zu nennen, Andre thun dies nicht nur und oft, sondern jeder (nämlich jeder von den vielen), glaubt dich zu besäßen, wol gar ausschließlich zu besäßen oder doch dein vorzüglich begünstigter Liebling zu sein. Ganz verständlich ist die Anmaßung und Verblendung in den Worten gemalt: ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen, etwas minder der folgende; fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein — doch soll wol das Unvermögen der Meisten für die Poesie, und daher das Quälerische bei der eiligen Anstrengung und die bittere Empfindung bei der endlichen Einsicht des Nichtgelingens darin ausgebrüht sein. Deshalb, fährt er fort, hatte ich, so lange ich auf einem falschen Wege als Künstler mich befand, viele Genossen, jetzt, da ich auf dem rechten Wege bin, fast keinen, und keiner versteht mich, sehr wahr! Denn die echte Poesie wird von den durch die Irrthümer der Zeit irre geleiteten und an irgend eine Manier gewöhnten und verwöhnten, also verbildeten und an Vorurtheilen krankenden Zeitgenossen selten nach Verdienst geachtet und der Kiterpoesie nachgestellt. Indes so wahr dies ist, so liegt in einem solchen Urtheil, sofern es von einem Dichter, mit Rücksicht auf sich selbst und als Vergleich mit Andern, ausgesprochen wird, etwas Anmaßendes, so leise es auch in dem „ich kenne dich“ angedeutet ist; daher antwortet der Genius mit einer leichten Ironie. Denn in den Worten: „du siehst, wie klug, wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!“ liegt doch der Satz versteckt: auch dir hab' ich nur ein bescheidenes Maas meiner Gaben mitgetheilt, und dies erklären die folgenden Verse noch weiter: du bist noch ein Kind oder kaum über die Kinderjahre, in Rücksicht der Kunst, hinaus, und doch überhebst du dich schon, du glaubst dich schon Uebermensch genug (ein neues aber glücklich gebildetes Wort, nach der Kecklichkeit von Unmensch), daher war es klug und nöthig, dich auch nur mäßig zu begaben. Du versäumst ja die Pflicht des Mannes zu erfüllen. Diese Pflicht ist hier wol die Selbstübernatanz, Gebiegenheit, Reife des Urtheils, besonders Bescheidenheit und Unparteilichkeit, Schärfe gegen dich selbst, Schonung gegen andere. Und so denn die demüthigende Frage: wie viel bist du von andern unterschieden? und daher der Rath, der zunächst auf die letzte Klage des Dichters geht, daß er verlassen sei und gewissermaßen sich mit seinen Kunstgenossen nicht vertragen könne, der aber auch wol eine Beziehung auf das ganze Leben hat: leb' mit der Welt in Frieden! Der Dichter entschuldigt sich und zwar auf eine sehr triftige Weise, theils mit seiner Gutmüthigkeit und seinem guten Willen, denn er erkenne nicht bloß den Werth der mitgetheilten Gaben, sondern er wolle sie nicht etwa zur eignen stillen Freude, zum einsamen Genuße, sondern zum Vergnügen und zum Nutzen Andern haben, und der Ausdruck wird hier sogar biblisch, und dieser letzte Grund scheint gewiß so sittlich als möglich. Aber in einer solchen Entschuldigung liegt, je zuverlässiger und reiner sie klingt, leicht ein Irrthum und eine Selbsttäuschung. Daher sieht die Göttin den Dichter mit einem Blick mitleid'ger Rücksicht an, und in diesem Ausdruck ist der Tadel unver-

kenbar. Denn was anders heißt dieß als: du hältst dich wohl für besser als du bist. Und dieß deutet der Dichter sehr schön in den folgenden beiden Versen an. Der Blick der Göttin beschämt ihn und gibt ihm Licht über sein bisheriges künstlerisches und menschliches Thun. Denn wie die Dichtkunst sich nie von der Sittlichkeit trennt, so ist auch in den Worten: was ich verfehlt und was ich recht gethan, auf Leides hingedeutet. Ich sah ein, was ich in reinem Sinn als Mensch und Dichter gethan, und was nicht, d. h. wobei mich Neben- gründe, Eitelkeit, Ruhmsucht geleitet hatten, denn ich möchte der Beziehung auf das Sittliche hier den Vorzug geben. Aber der Tadel der Göttin wird gemildert: sie freut sich doch im Ganzen ihres Jüngers, sie lächelt und zwar beifällig und zufrieden, und dieses Lächeln macht den Dichter erst eigentlich glücklich, er hat sich noch einmal und scharf geprüft, er fühlt, daß es echte Reue ist, abgefondert von allen tadelhaften Nebentrieben, welche ihn zum Edeln und besonders zur Dichtkunst hinzieht, und darum darf er sich der Göttin nun mit innigem Vertrauen nahen und in der Aufrichtigkeit seines Herzens ihr in's Antlitz schaun, sich ihr gänzlich widmen. — Die folgende Strophe drückt nun die Heiterkeit, die Befriedigung aus, welche dem wahren Dichter nicht bloß als Künstler, sondern auch als Menschen zu Theil wird. Dieß ist fast die einzige Stelle in diesem Gedichte, wo die Beschreibung und der dichterische Schmuck vormaltet, aber er gehört, wenn irgendwo, grade hieher, da man bei diesem Gedanken, der für den Menschen als Menschen einer der wichtigsten sein muß, gerne verweilt. Was ist wichtiger, als daß uns die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, die Beschäftigung mit dem Höheren, mag sie nun die Gestalt der Kunst oder der Wissenschaft oder der Religion annehmen (und eigentlich sind alle drei vereinigt, und es gilt auch hier die hohe Ansicht der Dreieinigkeit, wenn gleich in der niedern Sphäre des Menschenthums), frei macht von der irdischen Sorge und Schwachheit, daß wir die Streifen von Nebel und Wolken, welche uns Erde und Himmel verhüllen, gleichsam wie einen Vorhang wegziehen, daß das Thal der Erde, für das un- verklärte Auge ein Sommerthal, zu einer Blumenwiese wird aber doch zu einem aufwärts führen- den Pfade, daß der Himmel selbst hell und hehr ist, daß das Ziel unsrer Wanderschaft, mit irdischem Auge betrachtet, die Gruft, mit dem himmlischen die Fortdauer, die Reinigung und Seligkeit, uns vorschwebt, daß wir es gleichsam erblicken hell, aber hehr, denn ein ho- her, ernsther Gedanke ist der Blick nach jenseits gewiß immer. Als Führerin hier unten und nach oben steht eben der Genius mit seinem Schleier, dem schützenden und dem reinen, in tau- send Falten schwillenden, durch welches lehtere Beiwort die Poesie als die Göttin, welche, wie Götthe sie in einem andern Gedichte beschreibt, tausendfältig wie Morgen und Abend ist, charakterisirt wird. Diesen Schleier schenkt sie nun dem Dichter (das heißt, er wird sich sei- nes Berufs bewußt), aber mit den wahrhaft göttlichen Worten, das heißt mit einem Aus- druck, wie er sich für einen Gott gegen einen Menschen poßt, der zugleich das Gefühl des Ab- standes zwischen Schöpfer und Geschöpf ausdrückt: sie schenkt ihn, nicht weil der Empfänger ihn verdient, denn sie kennt sein Gemüth, es ist ein menschliches (wie viel bist du von andern unterschieden?), also ein Mittel Ding zwischen Kraft und Schwäche, mangelhafte Ausführung bei dem besten Willen, aber sie übergiebt ihm dennoch ihr köstliches Geschenk, also aus Gnade. Und muß der Mensch nicht alles, was er hat, Leibliche und geistige Gaben, Gewissen und

Sittlichkeit, ja selbst nicht bloß seinen Willen zum Guten, sondern seine Tugend selbst als ein Gnadengeschenk Gottes ansehen, denn wer mag mit bloßen menschlichen Tugan bestimmen, wo die Mitwirkung Gottes aufhöre und der unbedingt freie menschliche Wille anfangs, oder hört wirklich jemals, in irgend einem Punkt unsers Lebens, bei der kleinsten Handlung, die Mitwirkung Gottes auf, und wird auch der scheinbar freieste Wille nicht durch irgend etwas Aeußeres oder Inneres, Gleichzeitiges oder Früheres, bedingt und bestimmt? Aber der Schleier wird ihm mit einer Bedingung, einer Warnung übergeben: er muß mit stiller Seele, das heißt mit richtiger Selbsterkenntniß, mit dem Bewußtsein des eigenen Unverdienstes, mit Anerkennung der göttlichen Gnade empfangen werden, nur dann beglückt dieß Geschenk und zwar unendlich, unbeschreiblich: dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen — eine kurze Schilderung des Geschenks beschließt endlich die herrliche Strophe, eine bedeutungsvolle: der Dichtung Schleier ist gewebt aus Sonnenklarheit, denn Poesie ohne Licht, ohne Schärfe des Verstandes, ohne Philosophie, wenn auch freilich keine Spekulation und Schulphilosophie, ist ein Un Ding, oder ein Rebel, ein unreiner Schleier, für die Klarheit gibt es aber wol kein schöneres Bild als den reinen Strahl der Sonne; er ist zugleich gewebt aus Morgenluft, dieß ist die irdische That, aber die möglichst reine, und liebliche, das Auge durch seine sanften Farben anziehende und bezaubernde, und wenn in der Sonnenklarheit die Poesie nicht bloß als eine verständige, sondern als eine himmlische erscheint, so wird im Morgenluft nicht bloß der äußere Schmuck der Poesie, la poésie de style, sondern ihre irdische Abkunft, die sie weder innerlich noch äußerlich verleugnen kann und in der sie ja eben ihr Dasein findet, angedeutet, ja sie muß nicht bloß in ihrem Himmelsanstreben irdisch sein, sondern in dem weitesten Sinne wahr, weshalb die Dichtkunst sich hier selbst die Wahrheit nennt, sie muß alles Falsche, Erkünstelte meiden, sie muß im edelsten Sinne Naturpoesie sein, Poesie, nicht bloß als Darstellerin der äußern Natur, sondern der innern, und noch mehr der letzteren, der wichtigeren, als Bürge eines höheren Daseins, also auch erklärend und idealisch, ahnend die höhere Natur des Menschen, ja selbst die höhere Natur der Natur, und das Bild der Gottheit in ihr erkennend. Aber die Gabe der Dichtkunst ist ein Schleier, also kaum etwas Wirkliches und Wesenhaftes, nur etwas Zukünftiges, nämlich die Kehrseite des Lebens Verhehlendes oder vielmehr den Schein des Himmlischen über das Irdische Hinzukanderndes. Von dieser Seite erscheint also das Irdische, das Sinnliche als das Wirkliche, und so will es auch der Sprachgebrauch, wenn es gleich von Seiten des Geistes und der Sittlichkeit als das Hindernis, Wegzuräumende und für den ganz geläuterten Menschen als etwas nicht mehr Vorhandenes, Nichtiges, als ein Schein betrachtet werden kann, wie ja sogar einige Philosophen hieron ausgehend die ganze Sinnenwelt geläugnet oder als bloße Erscheinung, als Scheinersehung gesetzt haben. Es ist der Dichtung Schleier, denn bei dem Dichter prägt sich die Erkenntniß und das Gefühl des Höheren als Dichtung aus; aber diese ist doch eigentlich nur eine von den Gestalten, und sie stellt sich eben so sehr als Wissenschaft, als Religion dar, so zwar, daß diese Verschiedenheiten sich doch in jeder Gestalt vereinigt finden, und nur die eine mehr als die andre hervortritt, etwa wie im Prisma bald diese, bald jene Farbe erscheint, oder wie die Farben überhaupt bei aller Verschiedenheit doch nur Brechungen des einen reinen und farb-

losen Sonnenstrahls sind. Diese Einheit der Wahrheit, Sittlichkeit oder Religiosität und Schönheit stellt denn auch dieses Gebicht dar durch die Klarheit, die ja der Zeuge der ihr in unserer Sprache auch so bedeutungsvoll gleich klingenden Wahrheit, und durch das in manchen Stellen fast Biblische des Ausdrucks, so daß also die Schönheit ihren Schmutz von der Religion entlehnt, und könnte die Wissenschaft und das Christenthum nicht die sechs ersten Zeilen dieser Strophe ebenfalls sprechen und auf sich anwenden, wenn gleich in den beiden letzten Zeilen diese beiden Göttrinnen sich anders bezeichnen würden? Hierin liegt nun zugleich ein Widerspruch gegen den Zweifel mancher Zeitgenossen, an der religiösen und christlichen Gesinnung des Dichters und eine völlige Niederschlagung desselben, obgleich ich mich dieser Bemerkung, und zwar im Herzen derjenigen, für welche sie hier steht, schäme. Der echte Dichter ist durchaus religiös, nur kann sich die Religiosität eben wie das Sonnenlicht in verschiedenen Farben brechen, und wenn ich auf einen Vergleichungspunkt der Muse Klopstocks, Schiller's und Göthe's hindeuten darf, so sind alle drei Dichter innerlich vielleicht gleich erfüllt von der Erhabenheit Gottes und der Richtigkeit des Irdischen, aber Klopstock wirft ein verkürztes Auge gen Himmel und er ist, noch in den Gliedern seines Leibes, schon auf dem Wege dahin, und wie Horaz seine Verwandlung in einen Schwan beschreibt, so mag man sich Klopstock kaum als einen irdischen Menschen, sondern lieber als einen schon mit verkürztem Leibe begabten Heiligen und Propheten denken; Schiller ist mehr der ernste Weise, der gleich den Dichtern der Unterwelt schon hier oben warnend, strafend, ermunternd und ermunternd seine Stimme erhebt, auf die Reinheit des Wandels und des Gefühls dringt; Göthe endlich ist — eben nichts als der Mensch im vollen und schönen Sinne des Worts, Leib und Geist, Sinnlichkeit und Sittlichkeit im Einklang, einem Kinde vergleichbar, dem das liebe Leben gefällt, das sich nicht nach dem Tode sehnt, sondern die Gegenwart genießt und sich um das Dahinten und vor ihm Liegende nicht eben kümmert, aber ein erwachsenes Kind, oder ein Mensch, in welchem sich die Unbefangenheit der früheren Jahre mit dem Ernste und den Gefühlen, welche die Erfahrungen des Jünglings- und Mannesalters erwecken, auf's lieblichste verbindet, er ist ein natürlicher, edler, lebenswürdiger Mensch. Daher ist Klopstock ein lyrischer Dichter und seine Oden, seine Hymnen überrreffen seine Dramen und selbst seine Messiasde bei weitem, und letztere ist hauptsächlich durch ihre lyrischen Parthien groß, und im Ganzen ein lyrisches Heldengedicht; daher ist Schiller ein dramatischer Dichter, wenigstens als solcher am größten, weil seine tiefe Förschung, sein wissenschaftlicher Trieb sich hier als Studium geschichtlicher oder selbsterschafter Charaktere großartig und wirklich dichterisch offenbart, obgleich er vielleicht als didaktischer Dichter noch größer geworden sein würde; daher ist Göthe nicht ein lyrischer, nicht ein epischer, nicht ein dramatischer, nicht ein didaktischer Dichter, sondern alles dieses zugleich, oder eben ein Dichter. Daher ist Klopstock ein religiöser, Schiller ein sittlicher, Göthe ein dichterischer und eben darum der größte Dichter, denn wenn in dem ersten das Religiöse, in dem zweiten das Sittliche und Wissenschaftliche vorherrscht und dem Dichterischen fast Eintrag thut, so ist in dem letzten das Dichterische vorherrschend und das Religiöse, Sittliche, Wissenschaftliche wird bei ihm poetisch. Dies aber ist es freilich, was die Welt leicht verkennt und auch zum Theil bei Göthe verkennt hat, und aus guter Meinung

aber gewiß die Dichtkunst mißverstehend, hat man ihn religiöser und insbesondere christlicher gewünscht. Göthe hat sich zum Glück an dieses Urtheil nicht gekümmert, er hat nichts geändert, um dem Publikum dieses Urtheil zu benehmen, ja er hat nicht einmal an irgend einem Gedichte, selbst an den anstößigsten etwas Wesentliches verändert, wie Klopstock zu Gunsten der orthodoxen Christen manches in der Messias umänderte, oder dergleichen Gedichte wie die römischen Elegien zurückgenommen. Aber wer Augen hat zu sehen, der wird sehen. Er wird selbst unter der Hülle des Heidenthums seinen echt christlichen Sinn erkennen; denn giebt es eine herrlichere Darstellung Gottes, als sie Göthe in dem Ganymed z. B. giebt, und ist nicht eben dieses Gedicht so rein religiös, wie es ein Unbefangener nur wünschen kann? — Doch ich kehre zu unserm Gedichte zurück. Sehr religiös und christlich ist nun auch die folgende Strophe, mit welcher die Göttin von dem Dichter Abschied nimmt, aber freilich und noch mehr poetisch. Was der Dichter schon früher in der siebenten Strophe gesagt hatte von der durch die Dichtkunst ihm zu Theil gewordenen Ruhe, das sagt sie nun selbst mit Steigerung und auf das Geheiß, den Schleier, zurückweisend, aber auch mit Bezug auf die frühere Entschuldigung: warum sucht ich den Weg so sehnuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll? — Daher also nicht bloß: wenn es dir — sondern auch und deinen Freunden schmäle am Mittag wird, der Mittag steht als die heißeste Tageszeit für das Drückende des Lebens, für die Beschwerden des Thätigen und Leidenden, so wirf ihn in die Luft: erhebe dich durch die dichterische Anschauung über die Gewöhnlichkeiten und Unannehmlichkeiten. Der Gegensatz ist, wie es zu wünschen war, nicht bloß durch den Abend und durch die Kühle, in welchem Worte sich die Sprache durch den Gleichklang mit der dem Sinne nach ihr ganz ungleichen Schwüle wibig gezeigt hat, sondern zugleich durch einen der wohlklingendsten Verse und die Wonne des Geistes und Gemüthes durch einen der zartesten und lieblichsten Sinnengüsse Blumen: Würgeruch und Duft ausgedrückt. Die Poesie zeigt sich also, wie schon vorher gesagt, weniger als Wirklichkeit, sondern vielmehr als das Unangenehme verschauend und mit Angenehmem überkleidend, die vier letzten Verse der Strophe, in welchen theils in allgemeiner, theils in besonderer Beziehung die Erdenübel nicht verschwiegen werden, aber doch mit Sanfttheit und Linderung, so daß dasjenige, was die Poesie von sich selbst oder von ihrem Geschenke aus sagt, hier auf der Stelle bestätigt wird. Denn die bangen Erdgefühle erscheinen als ein Wehen, das Bild ist Fortsetzung der Abendwindeskühle, nicht etwa als ein Sturm, obgleich dieser freilich auch nicht zu den bangen Gefühlen, eher zu der Leidenschaft passen würde; die Gruft heißt sehr schön ein Wolkenbette, oder wandelt sich in dasselbe, nicht bloß wegen der Lieblichkeit des Vergleichs, da die Wolke als etwas für das Gefühl Sanftes und Zartes zu denken ist, sondern wegen des tieferen Sinnes, weil die Gruft nur den Körper aufnimmt, eine neue Welt aber ober der Himmel der Seligkeit, statt dessen uns der irdische Himmel mit seinen Wolken als Bild dient, den freigewordenen Geist, gewiß nicht bloß eine religiöse, sondern eine echt christliche Idee, bei der jedoch der Dichter nicht verweilt, sondern lieber auf die Segnungen der Poesie für das Leben zurückkehrt. Die metaphorische Lebenswelle widerspricht dem Wehen und der Windeskühle nicht, was ich bemerken demerke, weil so viele Dichter, selbst gute, z. B. Schiller im Anfange des Hymnus an die Freude, die

Tropen und Personifikationen bunt und widerlich wechseln lassen. So schließt denn die Strophe und der Abschiedsgruß der Poesie höchst befriedigend im Gedanken und Ausdruck: der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle, indem ich in dem ersten die Begütigung und Erklärung des irdischen Lebens, die zum Genuß des Lebens durchaus nöthige Heiterkeit, in dem letzten theils eine elegische Bezeichnung, weil der Mensch gleichsam in der Nacht des Lebens dahinwandelt, bis die eigentliche Nacht, die Nacht des Todes anbricht, theils die Erhebung über das Irdische, den Ausblick zu den Gestirnen, Ahnung eines glücklicheren Daseins, also einer aber sehr zart und fast unscheinbar ausgedrückten religiösen Gedanken erkenne. Aber der Dichter will die Segnung, die er durch den Schleier der Dichtkunst empfangen hat, nicht allein genießen, wie er schon vorher äußerte, er will sie und hauptsächlich für Andre haben, zu deren Freude, zu deren Beruhigung. Deshalb fordert er die Freunde, und alle seine Leser, alle Menschen sind seine Freunde (in der That fast alle wenigstens gebildeten Menschen, denn wo wird unser Dichter nicht gelesen? da er ja selbst sagt, daß der Chinese Werthern und Loten auf Glas male), er fordert sie auf mit ihm zu kommen, und sich durch ihn die Bürde des Lebens erleichtern, oder auch die Genüsse des Lebens verschönern zu lassen; denn dieses doppelte Geschäft hat sie ja, und wenn das erste noch mehr der Religion zukommt, so gebet das letzte der Poesie ganz eigens an, sie macht die Blumen noch duftiger und glänzender, und die Früchte des Lebens noch goldner, und wer die Poesie recht würdigt, der mag mit Göthe sagen: und jedes Glück will ich durch dich nur haben! Durch diese Einladung an die Freunde löst sich nun auch des Dichters frühere Klage: ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen, dein holdes Licht verdecken und verschließen. Und wenn es auch wahr bleibt, daß er der Kunstgenossen nicht viel haben wird und je höher er selbst als Künstler steigt, desto weniger, so wird er doch wünschen, daß sich die Zahl der Mitgenießenden vermehre; nur in der Gemeinschaft mit den Freunden, mit denen, welche er durch seine Dichtungen tröstet, erhebt, beglückt, ist er selbst beglückt. Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen! So leben wir, so wandeln wir beglückt. Aber es kommt auch der letzte Tag der irdischen Tage, der Tod wird vielleicht einen Freund nach dem andern vor ihm dahintraffen — diesen Gedanken hätte wahrscheinlich Klopstock hinzugesetzt und hat es wirklich gethan in der Elegie an Ebert; aber dieser Gedanke ist gar nicht im Geiste Goethe's, denn ihn freut das Leben und daher schreckt ihn der Tod nicht; so lange das Leben dauert, weiß er es auszukaufen und freundlich zu finden, und der Tod ist ja der Uebergang zum neuen freilich uns unbekannten Leben, weshalb denn der heitere, die Gegenwart und das Vorhandene schätzende und die Zukunft, bis sie Gegenwart wird, nicht beachtende Dichter, lieber ganz davon schweigt. So weiß ich denn auch kaum, ob ich diesen Schluß elegisch nennen soll, da er so himmlisch heiter ist und so menschenfreundlich, daß ein solches Wort für mich eben so röstlich ist als ein eigentlich religiöses. Nicht für sich und seine Freunde ist der Dichter besorgt, für sie ist doch schon nach dem Tode gesorgt, nur die trauernden Enkel dauern ihn (und wahrlich nicht der Gestorbene, sondern der Ueberlebende ist bedauernswerth), aber auch sie werden noch Freude und Lust an den Schöpfungen des Dichters finden. Doch ein solcher Ausdruck ist dem zartfühlenden Dichter zu grob, ja das ist auch nicht einmal der Gedanke. Zu

ihrer Lust wird unsre Liebe dauern. Was heißt unsre Liebe? Ist es eine Bezeichnung der Unsterblichkeit? Gewiß nicht, der Beisatz zu ihrer Lust widerlegt diese Vermuthung völlig. Heißt es: die in den Gedichten ausgesprochene Liebe, welche den Dichter mit seinen Freunden verband? Dieß wäre eher möglich und wirklich kann man manche Gedichte Göthe's als Denkmale der Freundschaft, Achtung und Zärtlichkeit betrachten. Aber doch reicht auch diese Erklärung nicht aus, sie ist zu beschränkt und befriedigt nicht. Unsre Liebe steht wirklich für meine Gedichte. Aber wie ist dieß möglich, und ist es nicht eine zu weit getriebene Höflichkeit, wenn Göthe damit sagen will, daß die Freundschaft und Liebe Theil daran hat und daß die Freunde durch ihren Umgang und Einfluß, durch Rath und Aufmunterung Veranlasser, Beförderer und Pfleger seiner Muse geworden sind? Nein, ich halte es für eben so wahr als zart und innig, und wenn das erstere nicht wäre, so widerspräche das Gedicht sich selbst „der Dichter Schleier aus der Hand der Wahrheit,“ es ist vielmehr das liebenswürdigste Anerkennung dessen, was das Genie gewöhnlich nicht gern zugibt, denn es wähnt häufig, daß es alles nur durch sich selbst geworden sei; aber wenn gleich die Anlagen sehr verschieden und durch natürliche Mitgift verschieden sind, so hängt doch die Ausbildung derselben und die Richtung des Sinnes, der Muth und die Heiterkeit bei der Anstrengung und endlich das glückliche Gelingen von tausend äußern und innern Berührungen und Begegnissen, am meisten aber von dem nicht bloß nicht färbenden und feindlichen, sondern freundlichen und wohlthätigen Einfluß derjenigen Personen, welche uns zunächst umgeben, also von der Freundschaft und Liebe ab. Göthe hat dieß, wie aus seiner Biographie erhellt, in bedeutendem Maße erfahren. Daher ist es also nicht eine leere, übertriebene Höflichkeit, von der Göthe überhaupt weit entfernt ist, sondern ein tiefes Gefühl, das er aber offen und treubherzig darlegt. Aber diese Aufrichtigkeit und Naivität belohnt sich hier auf's schönste. Denn sie kleidet den Gedanken des Nachruhms, der doch unstreitig darin liegt, in einen so zarten Schleier, ich weiß kaum ob mehr der Dichtung oder der Wahrheit und Innigkeit, daß er bei aller Durchsichtigkeit ihn fast verhüllt. Der Nachruhm trifft nun nicht allein den Dichter, sondern seine Freunde nehmen Theil daran, der Dichter ist nur der Stellvertreter der edlen Gesellschaft, in welcher und mit welcher er lebte und wandelte, er hat nur das vor den übrigen voraus, daß ihn die Gottheit zum Sprecher, zum Verkündiger ihres Lebens, ihres gemeinschaftlichen Glückes machte, und auch diese Denkmale ihres schönen Daseins sollen nicht des Dichters und seiner Freunde wegen (und was hätte das auch eigentlich für einen vernünftigen Sinn?) sondern zur Lust der Enkel dauern, also um auch nach dem Tode des Urhebers oder der Urheber zu erfreuen und Nutzen zu stiften, fortbauern. Das ist noch eine feine Forderung der irdischen Unsterblichkeit und macht einen grellen Ablich gegen das Horazische exegi monumentum und selbst gegen das Schiller'sche: die Muse schweigt — — ihr Urtheil zu empfangen, sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht; und selbst im Gegentheil von der Bescheidenheit, welche Schiller in demselben Gedicht ausspricht: „zur fernern Nachwelt wollen sie (die Lieber) nicht schweben, sie tönten, sie verhallen in der Zeit“ weiß Göthe und mit Recht nichts, und so sehr er sich vor dem Eigenlob, eben so sehr, glaube ich, schämt er sich vor einer solchen, des wahren Dichters in der That unwürdigen Bescheidenheit, hinter der ein bößlicher Ausleger leicht Verstellung mittirt;

die guten Gedichte und allerdings auch die Schiller'schen, oder doch manche von ihnen, werden bis zur fernsten Nachwelt schweben oder verdienen es doch. Göthe fordert allerdings die Fortdauer seiner Gedichte, und ich halte es für falsch, wenn man in dem soll nur einen Wunsch und also eine Bescheidenheit finden will. Aber diese Forderung verliert ja alles Ruhmsüchtige durch den edlen Zusatz zu ihrer Lust, ja es ist nicht sowohl eine Forderung als ein eben so aufrichtig ausgesprochenes Selbstgefühl, und als Wunsch genommen könnte es bloß sich darauf beziehen, daß keine äußeren Umstände die Gedichte tilgen möchten; innerlich tragen sie das Siegel der Unsterblichkeit an sich, und eben dieses erste ganz vorzüglich. — Ich sehe es noch einmal durch, welch eine schöne Steigerung in den Gedanken, ohne daß der Ausdruck irgend etwas Angestregtes, Gefuchtes, Ueberbietendes hätte. Ueberall Einfachheit, Angemessenheit, Wahrheit, Schönheit, Höhe, Sittlichkeit und dabei eine Zartheit, eine Verhüllung mehr als Enthüllung, der Dichtung Schleier, Eigenschaften, welche unergründlich sind und der Betrachtung immer neuen Stoff geben, obgleich alles Auslegen und Erklären nur endlich dazu dienen kann, das Ganze mit Einem Gefühl zu umfassen, sich daran zu erfreuen und zu erbauen, oder, wie der Dichter sagt, zur Lust der Enkel. Um nur noch eines hinzuzusetzen, so erinnert der leichte Uebergang von der Beschreibung des Spaziergangs und des Wetters, also von der Wirklichkeit, wie sie wenigstens erscheint, zu der Allegorie an den Anfang der göttlichen Komödie des Dante; und die Art und Weise, wie sich der Dichter gegen die Göttin und diese gegen ihn benimmt, die begeisterte Liebe, die demuthsvolle kindliche Hochachtung auf der einen Seite und die vorsorgliche Liebe, die zarte Warnung und Schonung auf der andern Seite, an das Verhältniß, welches zwischen dem kindlich gesinnten Dante und seinem Lehrer und Führer Virgil, den er häufig Vater nennt, oder vielleicht noch mehr zwischen dem ersten und seinem irdischen und himmlischen Ideal, der göttlichen seligen Beatrice, herrscht. Noch einmal rufe ich es denen zu, welche nur der Religion und Sittlichkeit wegen ein Gedicht schätzen, und durch die wahre Religiosität Klopstock's verwöhnt sind, wiewol es deren nur wenige geben möchte, und an dem hohen sittlichen Ausdrucke Schiller's vorzüglich Gefallen, oder gar an der Frömmerei und der geschminkten Sittlichkeit mancher neuern und neuesten Dichter Geschmack finden, was denn freilich ein Ungeschmack ist: auch Göthe und zumal in dieser Zuweisung ist ein religiöser und sittlicher Dichter, aber er ist zu sehr Dichter, als daß es ihm nicht vor allen Dingen darauf ankäme, ein Gedicht zu einem Gedicht zu machen, oder den Schleier selbst über das Heiligste und Erhabenste zu breiten. Es wird mir schwer mich von diesem Gedicht zu trennen, es ist das erste, und wenn ich denke, daß ein sinniger Ausländer oder irgend einer, der mit Göthe noch ganz unbekannt wäre, durch dieses Gedicht die erste Bekanntschaft mit ihm machte, so müßte es etwa nicht die größten Erwartungen sondern fast die Besorgniß in ihm erregen, daß das Folgende einem solchen Anfang kaum gleichkommen werde: ja ich selbst habe alle übrigen Schöpfungen Göthe's während dieser Betrachtung fast vergessen und nur in dieser allein gelebt, und halte sie für unübertrefflich. Aber welch ein Schatz von kleinern und größern Meisterwerken folgt nun in einer Reihe von Bänden diesen Strophen nach, und alle sind sie, soweit die allgemeine menschliche Schwäche es zuläßt, in ihrer Art und nach verschiednen Gesichtspunkten, obgleich alle aus dem Gesichtspunkt

der Sittlichkeit, Wahrheit und Schönheit betrachtet, vollkommen oder doch ihres Schöpfers und der Unsterblichkeit werth. So meine ich es; es ist keine Schmeichelei, und wenn schmeichelte ich, wenn ich es wirklich thäte? Nicht ihm, sondern der Kraft, die ihn hervorrief und so ausstattete und auszeichnete. Und würde denn Götthe es selbst anerkennen, daß er zu den begünstigten Sterblichen gehört? Warum nicht? Dazu ist er wahr genug, obgleich er seine eignen Worte vielleicht wiederholen würde: wie viel bin ich von Andern unterschieden? und zwar ohne falsche Bescheidenheit, nämlich nicht als Dichter, denn als solcher muß er sich freilich selbst wohl zu den Ausgezeichneten und Ersten rechnen, er hat ja der Dichtung Schleier seinem eignen Gebicht zufolge empfangen, — sondern als Mensch. Denn in einem höhern Sinne, das heißt die ganze Summe des Glücks und Unglücks zusammengefaßt mag wol selbst der Bettler den Krösus (ja wohl den eigentlichen Krösus) und der Kranke den Gesunden, der scheinbar Unglücklichste den scheinbar Glücklichen so fragen können. Denn der Stoicismus, oder vielmehr der Glaube und die Hoffnung unsrer Religion ist ja der reichliche Ersatz für alle äußern und innern Gaben. Und wenn etwa hier die Ausgleichung nicht geschehen zu sein scheint, oder wirklich nicht geschehen ist, wird sie nicht dereinst erfolgen? Gewiß, an diesem Sahe, an der Berufung aller Menschen zur Seligkeit müssen wir halten. Aber freilich sind einige auserwählt, nicht durchaus, sondern nur für gewisse Zeitabschnitte und einer kann dem andern voranschreiten, nicht aber so, daß ihn der Spätere nicht einholen könnte. So ist denn freilich Götthe ein Auserwählter der Dichtkunst, welche allerdings etwas sehr Hohes ist und nicht ohne einen Adel des ganzen Menschen geübt werden kann. Aber wohl uns, daß wir seine Gedichte haben, daß wir seine Enkel sind und sogar seine Zeitgenossen! Lasset uns jedoch vielmehr die Genossen seiner Gefühle und seiner Gedanken sein, die Gaben, die er uns gegeben hat, seinen Geist, würdigen und genießen. In unsrer Lust laßt die Liebe Götthe's und seiner Freunde dauern, lasset uns davon schreiben und sprechen, damit wir wenigstens zu seinen geistigen Freunden gehören, damit die Nachwelt uns in das schöne Schlusswort einschließen könne:

Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
In ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Schul = Nachrichten.

I. II. und III. Allgemeine Lehrverfassung, Disciplin und Chronik.

Herr Johann Karl Schulz, geboren d. 31. September 1767 zu Bachwis in Niederschlesien, seit 1787 Schreib- und Rechenlehrer am K. Friedrichsgymnasium, ward Ostern 1834 nach einer 47jährigen Amtsführung in Ruhestand gesetzt. Seine Lehrstunden wurden abwechselnd zum Theil von den übrigen ordentlichen Lehrern des Gymnasiums, zum Theil von einigen Seminaristen des philologischpädagogischen Seminars hieselbst und von andern Lehrern besorgt, und die Stelle erst Michaelis durch Herrn Waage, bisherigen Kantor und Lehrer an der Elementarschule zu Bernstadt besetzt, so daß es fast unmöglich ist, eine Uebersicht über den erteilten Unterricht zu geben.

Das Schuljahr ward am 7. April mit der Censur aller Klassen eröffnet.

Außerdem, daß einigen Herren Seminaristen, namentlich Herrn Kayser, Sadebeck, Schneider und Winkler einige Lehrstunden abgetreten wurden, erhielt auch der Schulamtskandidat Herr Märker die Erlaubniß, Ostern vorigen Jahres sein Probejahr auf dem K. Friedrichsgymnasium anzutreten, und ist demzufolge bis jetzt abwechselnd mit einigen Lehrstunden in verschiedenen Klassen beschäftigt worden.

Der Fond des Schülerstipendiums hat die stiftungsmäßige Höhe erreicht und die bisher veranstaltete jährliche Sammlung unter den Schülern ist eingestellt worden.

IV. Statistische Nachrichten. 1. Uebersicht.

Lehrer.	Allgemeiner Lehrplan.										G e h ö r e r.																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																								
	G e h ö r e r.	Klassen u. Stunden.						Summa.	Bemerkungen.																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																										
		I	II	III	IV	V	VI			1. Jan. 1894.	Ende 1895.																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																								
Ordentliche Lehrer:		8	7	8	6	6	6	41		I	22	15	12	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2</

2. Liste der Abiturienten.

Zeit	N ^o	N a m e n	Geburtsort	Jahre des Alters	Schulzeit		Studium	Universität	Reif
					überhaupt	in Prima			
Michaelis 1834	1	Robert, Graf von der Goltz	Paris	17	3	2½	Jura u. Camer.	Bonn u. Berlin	Reif
	2	Wilhelm Braune	Prausnig	20½	11	2	Jura u. Camer.	Bonn u. Berlin	Reif
	3	Herrmann v. Hülsen	Breslau	17½	6	2	wird Mi- litar		Reif
	4	Reinhard Morgen- besser	Breslau	17	1	1	Jura u. Camer.	Bonn u. Kö- nigsberg	Reif
Ostern 1835	5	Wilh. Friedr. Poser	Breslau	16½	7	2	Jura	Bresl. u. Berl.	Reif
	6	Ferdinand Gleim	Spanbau	20	2½	2	Medicin	Berlin	Reif
	7	Ferdinand Auerbach	Poln. Wür- bitz	21½	2½	2	Theolog.	Bresl. u. Halle	Reif
	8	Anton Kiebel	Carlsruhe	20	1½	1½	Theolog.	Halle u. Berlin	Reif

Michaelis 1834 wurden von 8 Abiturienten vier unreif befunden, von denen drei auf dem Gymnasium blieben. Gegenwärtig hatte wiederum einer dasselbe Schicksal, der jetzt zwar abgegangen ist, aber nicht um zu studiren.

3. Bibliothek und Lehrapparat.

Verzeichniß der im Schuljahre 18 $\frac{1}{2}$ theils geschenkt, theils angeschafften Bücher.

A. Geschenkt wurden:

1. Zerkampf Vorschule der Mathematik von Einem Hohen Königl. Ministerium.
2. Müller anatomische Darstellung des menschlichen Herzens von C. H. K. M.
3. Die Schlesische Zeitung für's Jahr 1834 vom Herrn Prof. Dr. Kunisch.
4. C. Linnaei Flora Suecica vom Herrn Oberlehrer Wimmer.
5. Gomez Terraintehre vom Sekundaner P.
6. Scriptores rerum Silesiacarum, herausgegeben von G. A. Stenzel vom Herrn Oberlehrer Wimmer.
7. Verhandlungen der Schlesischen Stände beim ersten Provinzial-Landtage von dem Gymnasial-Lehrer Herrn Tobisch.

B. Neu angeschafft wurden:

1. Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wildwachsenden Giftgewächse von Dr. Brandt und Dr. Raheburg, Heft 8 — 10 incl.
2. Bähr Herodoti Musae, Band 1 — 3 incl.
3. v. Raumer Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, 1 — 4ter Band.
4. Die Schlesischen Provinzialblätter nebst literarischen Beilagen vom Juli 1830 — Ende März 1835.
5. Blumhof Lehrbuch der Rithurgik.
6. Ritter Geschichte der Philosophie, 4 Bände.
7. Sinnhold neuester Abriß einer Geographie des Königl. Preussischen Staates.
8. Ellendt Lexicon Sophocleum, Band I.
9. Menzel Neuere Geschichte der Deutschen, des sechsten Bandes Heft I.
10. Cicero von Drelli.
11. Bloch's ökonomische Naturgeschichte der Fische Deutschlands, 3 Theile Text mit 108 Kupfertafeln in Quersolio.

Die Mineraliensammlung hat erhalten:

1. Vom Herrn Chirurgus Manger in Warmbrunn wurden mehrere große Feldspathkrystalle, dergleichen mit Adular, Herin und Ceylanit geschenkt.
2. Vom Herrn Berggeschwornen Pfeiffer in Waldburg: 5 St. Abdrücke, darunter ein sehr wohlerhaltener eines Fisches im Kalkstein aus Ruppersdorf in Böhmen.
3. Vom Herrn Kandidaten Pohl, ehemaligem Schüler des Gymnasiums: 6 St. Verkleinerungen aus Neurobe.
4. Vom Herrn Lieutenant v. Schickfuß, ehemaligem Schüler der Anstalt: ein kleine Sammlung verschiedener Mineralien.
5. Angekauft wurden 15 St. verschiedene Arten, aus der v. Lorenz'schen Sammlung in Berlin.

Ordnung der Prüfung.

Montag den 13. April, Vormittag von 9 Uhr an:

Gefang von Damask — E. Waage.

1. und 2. polnische Klasse. — E. Pohl.

Albert Lindau aus Praschkau: die Hochzeit, eine Ballade aus der altpolnischen Zeit.

Rede des Sekundaners Friedrich Hoffmann aus Rimpfisch: Ueber die Wichtigkeit des Studiums der Alten.

I. Deutsche Literaturgeschichte — Direktor.

I. u. II. Physik — Prof. Lobisch.

I. Lateinisch — Prof. Kunisch.

I. Griechisch — Oberl. Wimmer.

Vortrag des Primaners Bernhard Ribbeck aus Stendal: Ueber die Schlacht bei Chalons, in gereimten Versen.

Nachmittag von 2 Uhr an:

II. Odyssee — Direktor.

I. u. II. Französisch — E. Hiller.

I. Mathematik — Prof. Lobisch.

II. Lateinisch (Cicero) — Oberl. Wimmer.

II. Mathematik — E. Lobisch.

I. u. II. Geschichte und Geographie — Prof. Lobisch.

Karl v. Glaubitz aus Königsberg in Preußen: Odysf. 8, 1 — 45.

Ferdinand Guhrauer aus Posen: Ausonii rosae.

Karl Adelsheim aus Warschau: Les catacombes de Rome.

Herrmann Lachel aus Breslau: Maximilian auf der Martinswand.

Gustav Schütz aus Breslau: Aus Tiebge's Urania.

Heinrich Bernhardt aus Breslau:

Guido, Graf v. der Goltz aus Breslau: } Gespräch über das Naturstudium.

Joseph Samosß aus Breslau:

Dienstag den 14. April von 9 Uhr an:

III. Naturwissenschaft — Mag. Müde.

IV. Griechisch — L. Göbel.

IV. Rechnen — L. Waage.

III. Lateinisch — Prof. Kunisch.

IV. Geographie — L. Waage.

IV. Lateinisch — Prof. Tobisch.

III. Mathematik — L. Tobisch.

III. Geographie — L. Göbel.

Karl v. Mikulicz aus Kurlie bei Wilna: La gloire.

Cäsar Clearius aus Breslau: Der Taschenspieler Bosco.

Adolph Dyhrn furth aus Breslau: Der blinde König.

Friedrich Ertel aus Breslau: Der Leuchthurm Eddifione.

Albert Lande aus Breslau: Das verschleierte Bild zu Sais.

Hinrich Middelborpf aus Breslau: Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschloßes geschrieben.

Eduard Schmidt aus Klein-Lauden: Das Opfer.

Gustav Böhm aus Larnowitz: Ein Wort an Deutschlands aufblühende Jugend.

Boleslaw v. Kossicki aus Kienieczyc: Les adieux de l'exile.

Nachmittag von 2 Uhr an:

V. Deutsch — L. Moltersdorf.

V. u. VI. Geschichte — L. Tobisch.

VI. Rechnen — L. Waage.

V. Lateinisch — L. Göbel.

V. Naturwissenschaft — Mag. Müde.

VI. Lateinisch — L. Tobisch.

Theodor Müllendorpf aus Breslau: Der Greis und das Kind.

Rudolph v. Hülsen aus Trier: Der gute Reiche.

Friedrich Franz aus Breslau: Leander und Selin.

Otto Stenzel aus Breslau: Die Freunde.

Albert Serbin aus Briesche: Nembard.

Gustav Komlik aus Breslau: Die beiden Boten.

Bernhard Hundrich aus Halberstadt: Die Pappel und der Ephen.
 Emil Hundrich aus Düsseldorf: Harnack, der kühne Springer.
 Adolph Romlig aus Breslau: Der Befreite.
 Richard Schiller aus Breslau: Graf Eberhard.
 Hugo Wirth aus Breslau: }
 Karl Zischmar aus Breslau: } Gespräch über Asien und Europa.
 Karl v. Hülsen aus Trier: }

Mittwoch den 15. April von 9 Uhr an.

Vorträge der Primaner:

Heinrich Wendel aus Breslau: Ueber die Welt Herrschaft der Römer. Lateinisch.
 Leon Knüttel aus Jarost: Ueber die Affassen.
 Hermann Gardt aus Breslau: Lob der Berebtsamkeit.
 Ferdinand Gleim aus Spandau: Ueber falsche und wahre Freiheit. Französisch.
 Wilhelm Friedrich Poser aus Breslau: Abenteuer des Herzogs Ernst von Schwaben, in Ottaven, und Abschiedsworte.
 Karl Hübner aus Breslau: Ueber die Medicäer.

Rede des Direktors.

Schlussgefang.

Montag den 27. April wird der Unterricht wieder anfangen.

Kannegießer, Direktor.